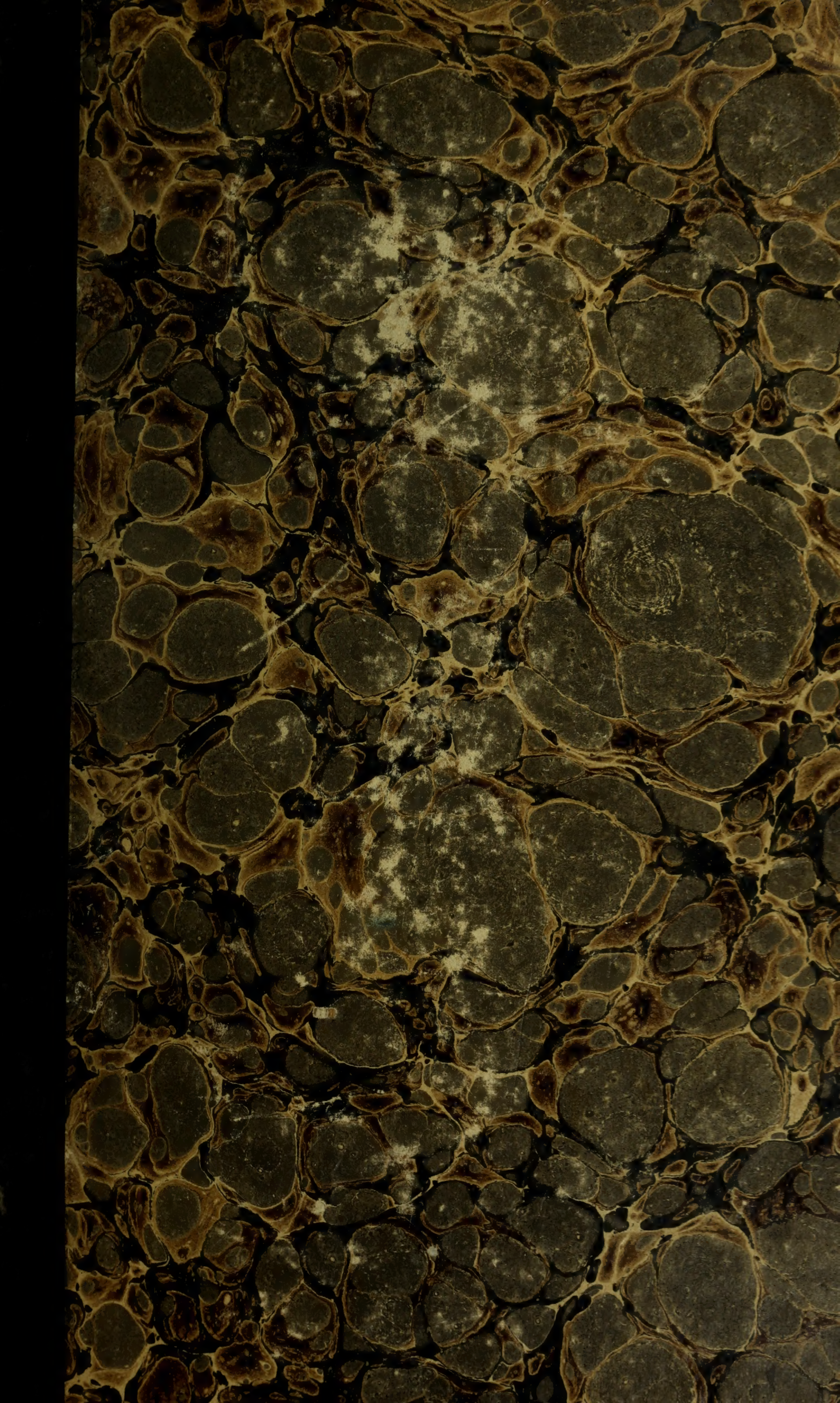
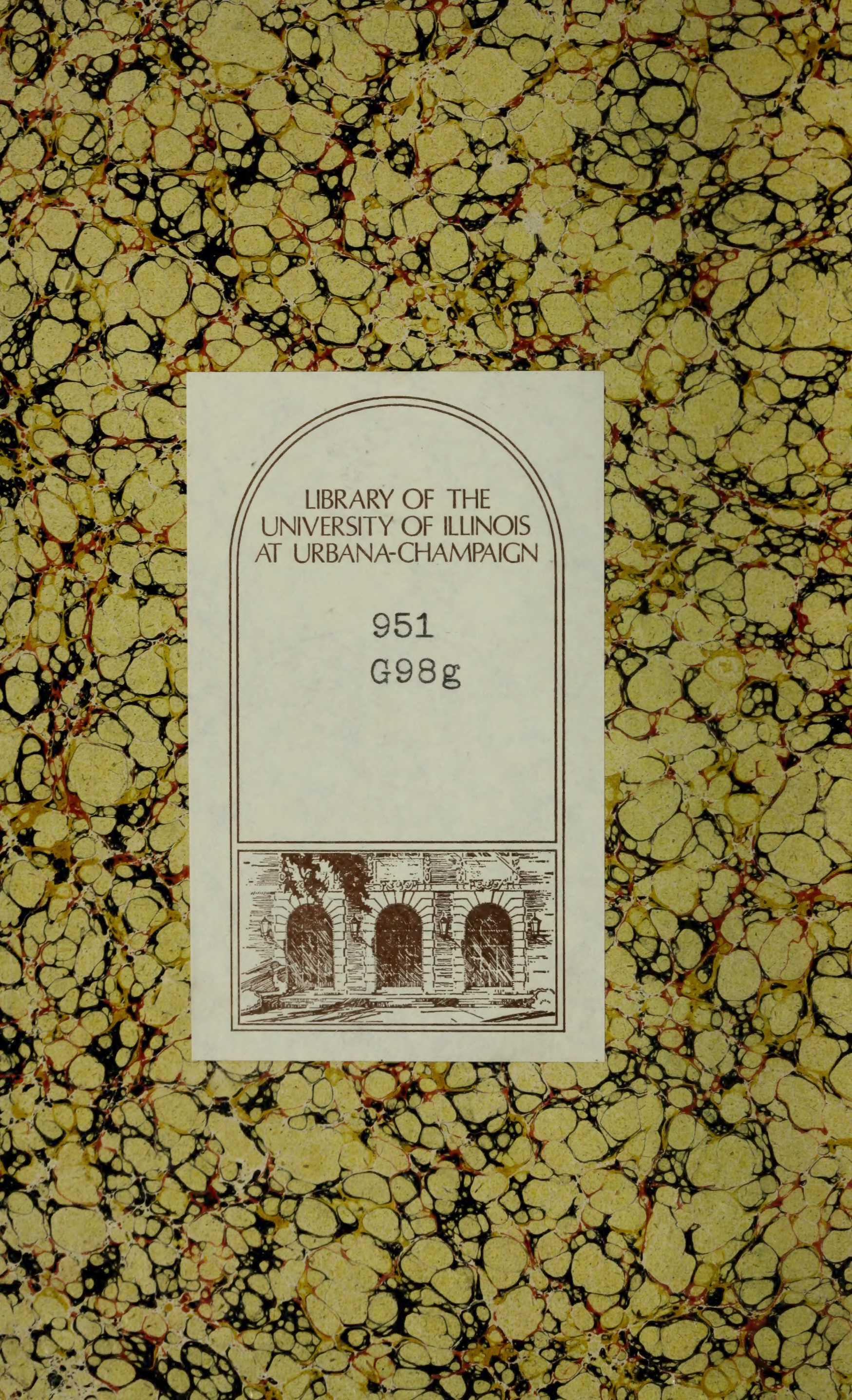
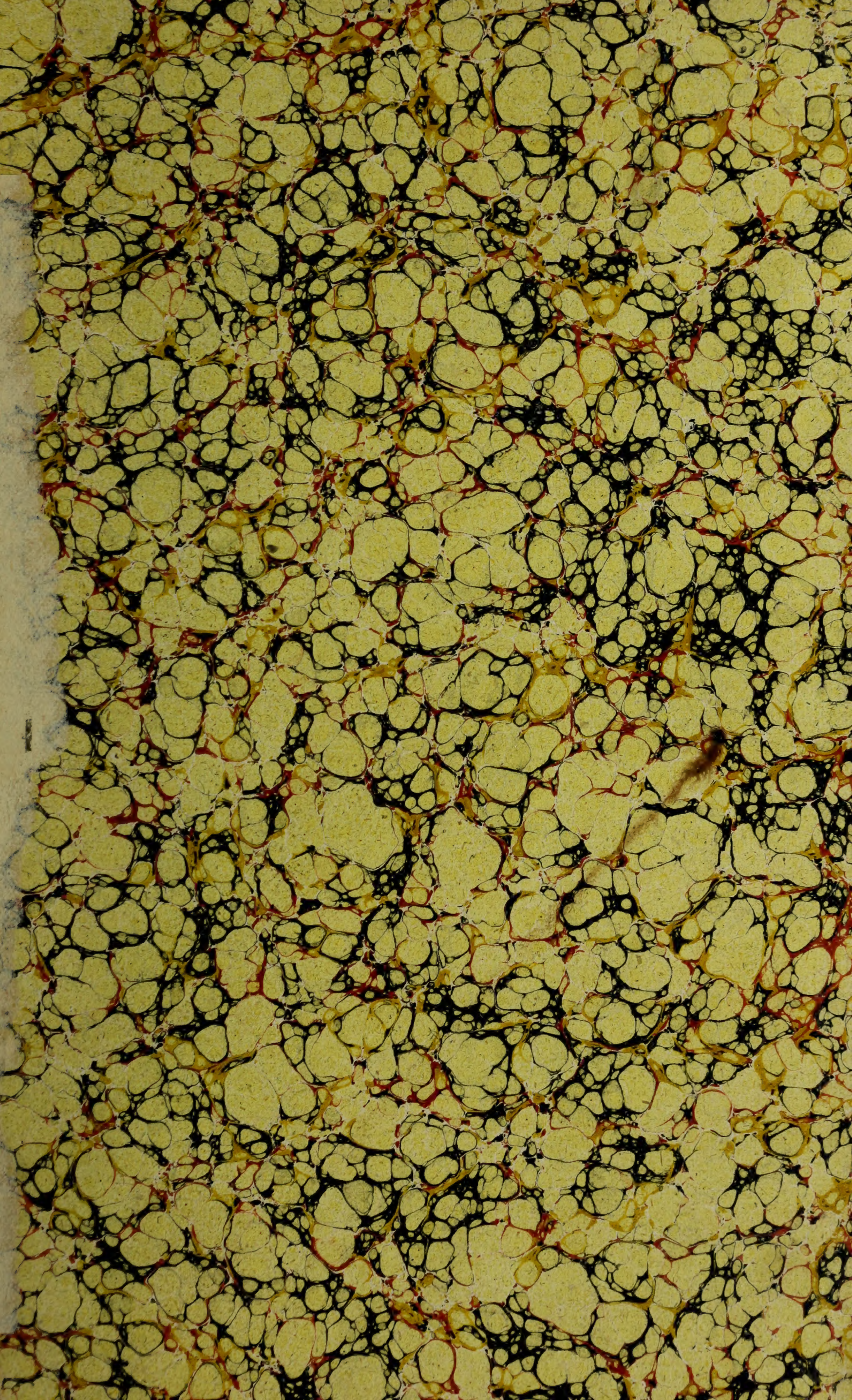



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN
951
G98g





Gützlaff's Geschichte

des

chinesischen Reiches

von den

ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking.

Herausgegeben

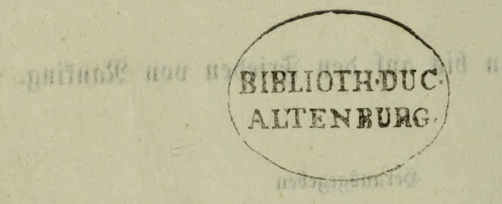
von

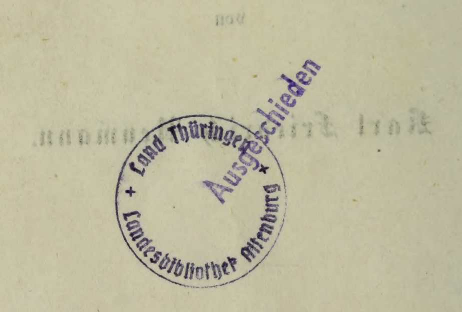
Karl Friedrich Neumann.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1847.


BIBLIOTH·DUC·
ALTENBURG·


Land Thüringen
Landesbibliothek Altenburg
Ausgeschieden

Vorwort des Herausgebers.

Sie haben vielleicht schon, schrieb mir Gützlaff am 10 October 1845, von meiner Geschichte China's gehört; es ist dieß die Arbeit vieler Jahre der Muße. Mir war es um ein Volksbuch zu thun und nicht um ein gelehrtes Werk, mit vielen Anmerkungen und Citaten. Ich wünsche daß in meinem Vaterlande ein bleibendes Interesse für China hervorgebracht werde. Es ist mein ernster Wunsch, heißt es in einem spätern Briefe (vom 26 Decbr. 1845), daß die Geschichte China's sobald als möglich herauskomme. Wollen Sie nicht gütigst in Berlin anfragen, was man damit zu machen gedenkt? Und wären Sie nicht geneigt, im Falle sich dort niemand an die Herausgabe wagt, oder man sie aufzuschieben gedenkt, das Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben? Gützlaff mochte bald nachher erfahren haben, daß die Freunde in Berlin seinen Wünschen nicht zu willfahren gedenken, denn ich bekam schnell nach einander mehrere Schreiben (Hongkong 18 Februar, 18 April und 22 Juni 1846), worin mir die Herausgabe des Buches förmlich übertragen wurde. Ungefähr zu gleicher Zeit erhielt ich auch, auf den ausdrücklichen Wunsch unsers berühmten Landsmannes in China, durch die gütige Vermittlung Seiner Excellenz des Herrn

Ministers Eichhorn, die vollständige Handschrift des umfassenden Werkes.

Es waren mehrere Schwierigkeiten zu beseitigen, bevor die Geschichte des chinesischen Reiches, in der Weise wie sie jetzt dem Publicum vorliegt, herauskommen konnte. Der Sendbote des Evangeliums verschmäht allen weltlichen Ruhm; seine zahlreichen Werke und Flugschriften erscheinen entweder ganz ohne Namen oder unter dem bloß den Kundigen bekannten Gaïhan, Philosinensis, Chinesenfreund. Nur vor einigen in englischer Sprache geschriebenen Büchern und Abhandlungen liest man den Namen des Verfassers. Gützlaff wünschte nun auch bei diesem geschichtlichen Werke nur als Chinesenfreund bezeichnet zu werden. Dieß war aber durchaus unmöglich. Die Handlung, welche geneigt war den Verlag eines solchen wenig Vortheil versprechenden Buches zu übernehmen, setzte die Bedingung, daß Gützlaff's Name auf dem Titel genannt werde. Der berühmte Sinolog, welcher seit zwanzig Jahren im östlichen Asien und den größten Theil dieser langen Zeit im Verkehr mit Chinesen lebt, steht als Bürge ein für die quellengemäße Wahrheit der zahllosen Thatsachen, die hier berichtet werden; es ist die allenthalben bekannte und gepriesene Firma, welche Vertrauen erregt, welche den geistigen wie den andern menschlichen Erzeugnissen in den Augen des Laien ihren besondern Werth ertheilt. Und sind wir nicht, auch die wenigen Kenner des Chinesischen mitgerechnet, sind wir nicht alle Laien, wenn von einer aus den zahllosen Quellen der Literatur des Mittel-

reiches geschöpften Historie die Rede ist? Ueberdieß gewahrte man bei der nähern Ansicht der Handschrift mehrere Unrichtigkeiten in der Wortfügung und Recht=schreibung, welche freilich bei einem so lange vom Vater=lande abwesenden, in so vielen Zungen redenden und schreibenden Gelehrten nicht ausbleiben konnten. Diesen Mängeln mußte natürlich abgeholfen werden. Endlich schien es ungeeignet, in einem deutschen Werke die schwan=kende englische Orthographie chinesischer Namen der Per=sonen, Länder und Oertlichkeiten beizubehalten. Man bemerkte sogar in der Handschrift selbst eine Verschie=denheit, eine Art Unsicherheit; manches chinesische Wort war bald nach seinem Laute in der allgemeinen Umgangs=sprache, dem Hochchinesischen wiedergegeben, bald auch nach einer provinciellen Mundart, namentlich derjenigen im Kreise Tschekiang.

Es kostete einige Mühe alle diese Schwierigkeiten zu besiegen, alle diese Mißstände zu beseitigen, besonders auch deßhalb, weil Gützlaff wünschte, daß sein Werk so wenig als möglich verändert werde, weder durch Correc=turen und Auslassungen, noch durch Anmerkungen und Zusätze. Würde dieser Wunsch nicht wiederholt und in der bestimmtesten Weise ausgesprochen worden seyn, die Geschichte China's möge, wie der Verfasser sie schrieb, dem Publicum vorgelegt werden, so hätte man wohl die häufig wiederkehrende Versuchung nicht ganz unterdrückt und, wie Des Hautesrayes bei Mailla's Bearbeitung der chinesischen Jahrbücher gethan, an mehreren Stellen Be=denken geäußert, an andern Erläuterungen und Anmer=

kungen hinzugefügt. Dieß wäre wohl unter andern auch an den Stellen geschehen, wo der Verfasser europäische Ereignisse und Persönlichkeiten herbeizieht, um die ganz unbekannten Begebenheiten des Mittelreiches dem Verständniß des westlichen Lesers näher zu bringen.

In welchem Grade ich nun diese übernommenen mannichfachen Pflichten als Herausgeber des nachfolgenden Werkes, innerhalb des mir angewiesenen beschränkten Kreises, erfüllen konnte und erfüllt habe, hierüber muß ich den Entscheid des deutschen Publicums und des gelehrten Verfassers selbst abwarten. Es mag wohl seyn, daß ich diesem zu viel und jenem zu wenig gethan habe. Man bedenke jedoch, daß Gützlaff noch lebt, hoffentlich noch lange zum Wohle der Chinesen wie zum Ruhme seines Heimathlandes, und daß er allen billigen Wünschen oder wirklichen Gebrechen leicht abhelfen kann und wird. Der Herausgeber erbietet sich mit Vergnügen die Berichtigungen und Zusätze, welche aus China eingehen würden, in einem besondern Nachtrage zu ordnen und dem Werke folgen zu lassen. Von seiner Seite soll nichts unterbleiben, was in irgend einer Weise der Geschichte des chinesischen Reiches zum Nutzen oder zur Zierde gereichen könnte.

München, im April 1847.

Karl Friedrich Neumann.

Inhalt.

*) Bei dem noch lebenden Taokuang konnte man natürlich den Walhalla-Namen nicht hinzufügen. Den Titel Hoangti, d. h. Erhabener Herr, welcher jedem Himmelssohn gebührt, hat man absichtlich im Inhalte weggelassen.

Einleitung.

Die östlichen Länder des großen Continents, wovon unser Europa den westlichen Theil bildet, werden von einem Volke bewohnt, so merkwürdig und hervorragend, daß dessen Geschichte unserer größten Aufmerksamkeit werth ist. Ein Volk, dessen Anzahl bei weitem diejenige jedes andern übersteigt; das ganz eigen in seinen Begriffen und seiner Lebensart, völlig abgeschieden von den andern und mit sich selbst zufrieden lebt; das ein Reich gründet, welches durch Alterthum und Würde vor allen Staaten der Welt, die je waren oder bestehen, hervorragt — solch eine Race außerordentlicher Menschen verdient wohl unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade.

Die Geschichte dieses Kolosses, welcher im gegenwärtigen Zeitpunkte dem russischen Reiche in Flächeninhalt beinahe gleichsteht, ist auch wichtig genug, um emsiges Forschen reichlich zu belohnen. Allein es ist eine schwere Aufgabe zu erzählen, wie China so groß ward, und wie es, ungeachtet aller Unfälle, unter fürchterlichen Stürmen und Umwälzungen, seine Selbstständigkeit bewahrte. Wir wollen versuchen sie zu lösen.

Der Leser werfe einen Blick auf die Karte des östlichen Asiens; er betrachte die gemäßigte Erdfläche und wie China beinahe diese ganze gemäßigte Zone einnimmt; er sehe wie die Küsten von Meerbusen und Häfen durchschnitten sind; wie große Ströme und Bergketten das Land durchziehen und wie die höchsten Gebirge und die grauenvollsten Wüsteneien seine natürliche Gränze bilden. Eine solche Landesstrecke wurde ohne Zweifel für sehr hohe Zwecke vom Schöpfer der Welt bestimmt. Hier konnten Millionen von Menschen sich nähren, das Leben in seiner ganzen Fülle genießen und alle Vortheile des innern Verkehrs sich zu Nutze machen. Diese Bestimmung haben auch die Chinesen erfüllt.

Man möge aber nicht denken, daß dieß ein andrer Menschenschlag sey, mit dem wir nichts gemein hätten. Sie auch, die

Chinesen, erfreuen sich des lebendigen Odems des Allmächtigen, und in ihrer Brust wirkt dasselbe leidenschaftliche Verderben, in welchem die Keime zu den meisten Uebeln in der Welt liegen. Da ist dasselbe Streben, dasselbe Wirken, dasselbe Ziel, nur unter verschiedenen Namen, die Hauptursache und Beweggrund aller geschichtlichen Ereignisse; ja diese Züge treten oft so stark hervor, daß viele Beobachter erklärten, von allen Asiaten nähern sich die Chinesen am meisten den Bewohnern des Westens. Das Verschiedenartige jedoch, welches seinen Grund in dem frühesten Entstehen der Nation hat, ist viel bedeutender. Zur Erklärung dieser Besonderheiten wollen wir hier, so viel es unsere Absicht nöthig macht, sogleich schreiten.

Den westlichen Ursprung des Volkes läugnet nur der Unglaube. Seine Vorväter konnten jedoch nicht ohne große Mühseligkeiten dieß Land erreichen. Ihre ersten Niederlassungen waren in einem Theile des Reiches, wo die Kälte der Witterung und das Ueberschwemmen der Flüsse ungeheure Anstrengungen und Fürsorge zur Selbsterhaltung nöthig machten. Der Kampf mit den Wildnissen begann; die ungeheuren Wälder wichen der Axt des unermüdeten Chinesen; der Sumpf verlor sich, denn er hatte mit der größten Arbeit Canäle gegraben; die wilden Thiere zogen sich zurück, und der unternehmende Arbeiter fand bald, daß er zum Ackerbau, die ergiebigste und sicherste Quelle der Lebensbedürfnisse, berufen sey. Dieß war die erste feste, unabänderliche Grundlage, worauf die ganze Gesellschaft gegründet wurde. Wer diesem Erwerbzweige nicht huldigen wollte, der wurde in die Wüsteneien der Nachbarschaft verbannt, um dort nach Belieben herum zu jagen, oder Heerden zu weiden; doch durfte er nie als Nomade nach seinem Vaterlande zurückkehren. Daraus entstanden nun zwei verschiedene Völkerstämme, die sich Jahrtausende lang feindlich gegenüberstanden; es erwuchsen die unbändigen Tataren neben den friedliebenden chinesischen Bauern. Obgleich eines Ursprunges, befolgten und befolgen beide eine ganz entgegengesetzte Lebensweise.

Ordnung und Beharrlichkeit sind die ersten Bedingungen, ohne welche kein landbauendes Volk lange bestehen kann, woraus eine strenge Regierung und einzwängende Gesetze nothwendig hervorgehen. In andern Ländern machte man den Bauer zu einem Leibeignen, erdrückte in ihm jeden edlen Trieb und wür-

digte ihn zu einem Sklaven herab, so daß er wenig Vorrechte vor seinen Ochsen, mit denen er pflügte, hatte. Man brachte auch wohl ein Kastenwesen in Umlauf, wodurch jeder Verbesserung ein Ende gemacht wurde. In China bediente man sich bürgerlicher Einrichtungen, um den freien lebendigen Menschen in eine Maschine zu verwandeln. Kein Unterofficier wird im Stande seyn den Körper und Geist eines Recruten mit Schimpfen und Stockschlägen so schmiegsam zu machen, wie dieß den Gesetzgebern des himmlischen Reiches gelungen ist, um den unsterblichen freien, edlen Geist des Menschen in Formen zu gießen und darin festzuhalten. Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens, die Ruhe und Hingebung mit welcher dieses Joch durch alle Zeit getragen worden ist, mag man als das hervorstechende Sittengepräge dieser Millionen betrachten. Während von der einen Seite ihnen dieß Festigkeit gab um alle fremden Eindrücke wie auf einem Felsen abprallen zu lassen, und sie lehrte festzuhalten an den altväterlichen Gebräuchen, so verursachte es auf der andern Seite Stumpfheit des Sinnes, vollständige Gleichgültigkeit gegen alles Bessere, und gab Anlaß zu einem Lehrgebäude von Lügen, dessen Gleichen die Welt noch nie gesehen hat. Die Gesetze und Gewohnheiten mußten aufrecht erhalten werden, und da dieß nicht mit Wahrheit geschehen konnte, so erfand die List Ausflüchte und Falschheit, die nun, in ihrem vollen Umfange in Anspruch genommen, endlich Bestandtheile wurden des ganzen chinesischen Charakters.

Während sich die Gemüthsart des Ganzen so ausbildete, ging der Pflug seinen ruhigen Gang fort, und was die größten Eroberer des Westens mit dem Schwerte thaten, erfüllte weit dauerhafter und wohlthätiger dieß einzige Werkzeug. Eine Gegend nach der andern wurde seiner Herrschaft unterworfen. Zur Zeit der assyrischen Monarchie waren schon ganze Provinzen in blühende Felder umgeschaffen. Als Rom auf dem größten Gipfel seiner Macht stand und die bekannte Welt sich vor dem Scepter der Alleinherrscher beugte, zählte China mehr Einwohner und hatte größere Mittel zum Fortbestehen in sich selbst, als alle die stolzen und mächtigen Reiche, welche die Menschheit jemals gesehen hat. Die Völkerwanderung, welche fürchterlich auf Europa herabrollte und alle Cultur erstickte, wälzte sich auch in ihrer

ganzen Stärke auf China; hier blieb sie aber, nach allen ungeheuren Verwüstungen, erfolglos. Willig bückte sich der Chinese unter ein Joch, wozu er schon von Jugend auf gewohnt war; er bebaute die Felder wieder, welche die tatarischen Reiterschaaren zertreten hatten, nahm alle die zahlreichen Horden, wie einen Eimer süßen Wassers der große Ocean, in sich auf und verschmolz die Wilden mit seiner eigenen Nation — es waren da zehntausend zu einem — ohne selbst ein Haarbreit von seinen ursprünglichen Einrichtungen abzuweichen. Und wenn dann der Feind durch langes Wohlleben verweichlicht worden war, so jagte er ihn zum Lande hinaus und bemächtigte sich zugleich eine Zeitlang der Wüstenei. Selbst die Züge der Anhänger des falschen Propheten nahten drohend den Gränzen China's; schon hatte Timur in seinem Rathe beschlossen, daß diese Götzendiener entweder Gläubige werden, oder den Tod unter seinen Spießen finden sollten; doch auch dieser Sturm ging wieder vorbei. Die wenigen Bekenner des Islam, welche Nachkommen der türkischen Stämme waren, wurden Chinesen in jeder Rücksicht, mit Ausnahme des Namens. Die Geißel der Barbaren, Empörungen und Kämpfe im Innern, neue Regierungshäuser, kluge und gewaltige Reformatoren, haben China immer in demselben Zustande wie vorher gelassen. Es war der Wille des Ewigen, daß nach den Trümmern Babylons und Roms ein Volk bleiben sollte, welches das Alterthum noch in seiner ganzen Fülle darstelle. Wir haben nicht nöthig es in Herculanum und Pompeji mühsam aufzusuchen; die Myriaden der Söhne des Han tragen es bis zum jetzigen Tage zur Schau.

Eine der ersten Verordnungen war die Heiligkeit der Ehe; jedermann, sobald er zwanzig Jahre erreicht hatte, heirathete aus eigenem Antriebe. Die Chinesen mehrten sich daher in dem Grade, daß das Land ihrer voll wurde; und immer dasselbe Gesetz befolgend, sind sie zahlreicher geworden als andere Racen. Hätte die Politik ihnen nicht Gränzen gesetzt, so würden sie die Stämme Mittelasiens schon längst verdrängt, den indischen Archipel in Besitz genommen, und das westliche Amerika auch in Anspruch genommen haben. Die Nachwelt wird erfahren wie weit die überschwemmende Macht dieses Volkes sich erstrecken wird, sobald alle Hindernisse, die seiner Ausbreitung entgegenstehen, weggeräumt sind.

Inzwischen ist es äußerst merkwürdig, daß die mündliche Umgangsprache einer solchen großen Nation so unvollkommen hat bleiben können. Anstatt wie alle andern Menschen die einzelnen Laute der Stimme zu Wörtern zu verbinden, hielten sie an der Einsylbigkeit fest, und schadeten dadurch sehr bedeutend der Mittheilung von Begriffen. Während der Chinese so das Lallen des Kindes beibehielt, schuf er sich die wunderlichsten Schriftzeichen, und bewirkte durch sie was in der Sprache hätte geschehen sollen; er setzte die Elemente auf die wunderbarste Weise zusammen, um bildliche Charaktere in Menge zur Hand zu haben. Wie beschwerlich dieß die Erlangung von Kenntnissen macht, können nur diejenigen verstehen, welche beinahe zehn Jahre auf bloßes Lernen von Lesen und Schreiben verwandt, und es dann noch nicht zur Vollkommenheit gebracht haben. So wie nun einerseits dieß System die stärkste Scheidewand wider die Anmaßung der Fremden ist, ist es andererseits das große verbindende Mittel, welches das Volk bei seinen verschiedenen Mundarten zusammenhält und eine Alleinregierung möglich macht. Wo diese Schreibart Eingang gefunden hat, da herrschen dieselben fixen Ideen, und das ganze Gepräge des Geistes ist stereotyp.

Als die Chinesen einen Vorsprung über die nahe liegenden Länder in Bildung gemacht, dem südlichen Annam und Tongking sowohl wie dem östlichen Japan und Korea ihre Schrift, Künste und Gewerbe mitgetheilt hatten, so sahen sie sich natürlicher Weise als die Meister aller Wissenschaften an, und blickten auf andere Völker als bloße Barbaren herab. Ihr Umgang mit Fremden, die sie entweder nur als Feinde oder Reichthum suchende Tributträger kennen lernten, war keineswegs geeignet ihnen einen höhern Grad von Ehrfurcht einzuflößen. Daher verblieben sie bei der Ansicht, es gebe nur ein Reich des Lichtes und der Weisheit, die übrige Welt sey klein und unbedeutend, voll von Finsterniß und Elend. Nachher machten die westlichen Barbaren sich furchtbar, gewannen aber dadurch nichts in der Meinung eines Volkes, welches jede Berührung mit Menschen anderer Art als ansteckend und nachtheilig betrachtet. Wo dem biederen Sinne des Volkes solcher Abscheu fehlte, da that die Regierung ihr Bestes, um alle Ausländer mit den schlechtesten Farben zu schildern und die Unterthanen vor dem Gifte ihrer Mittheilungen zu warnen. So

behielt dann dieß Land den Ahnenstolz himmlischen Ursprunges, den Glauben seiner höchsten Vortrefflichkeit und seines vollkommenen Zustandes. Unter diesem Wahn erliegt es. Obgleich es dadurch der Einwirkung von außen widerstanden hat, so verdankt es aber auch gerade diesem Uebermuthe die selbstgenügsame Dummheit in allen Dingen, welche den Geist erheitern und den Menschen über bloß thierische Genüsse erheben.

Alle Einrichtungen und Gesetze waren nur für dieses Leben berechnet; die Seele, der unsterbliche Theil unseres Wesens, ward nie in Anspruch genommen. Den Unterthan zu einem guten Staatsbürger zu bilden war der einzige Zweck; starrer Materialismus, und wenn nicht Läugnung des Unsichtbaren, doch Gleichgültigkeit gegen alles was mit den Sinnen nicht erfaßt werden kann, sind die Hauptgrundsätze chinesischer Philosophie. Man vergötterte das Weltall, um etwas Faßliches zur Anbetung zu haben, und damit dieß ja nicht von Wichtigkeit werden möchte, hielt man Ceremonie und Religion für gleichbedeutend, und den Götzendienst für ein Puppenspiel. Die Vernunft und Buddha-Religion mußten sich diesen allgemeinen Begriffen anpassen, so daß der ganze Cultus in Trommeln, im Hämmern der Gong, im Weihrauchbrennen, Kopfanstoßen und Niederbeugen besteht, welches man handwerksmäßig verrichtet. Das Ahnungsvolle in der menschlichen Brust verliert sich in der Vergötterung der Vorväter, in dem Glauben an einen dunklen Hades, wo Hunger das größte Leiden ist. Daher ist es die Pflicht der Kinder, ihre abgeschiedenen Eltern reichlich mit Lebensbedürfnissen zu versorgen und ihnen überdieß noch eine Menge Geldes, durch Verbrennen von Gold- und Silberpapier, zufließen zu lassen. Das ist der Grund, daß wir hier eine zahlreiche Nation sehen, ganz und gar ihres hohen Ursprunges uneingedenk, die fast nur ein thierisches Leben führt. Die Wirklichkeit eines solchen Zustandes kann man nur dann erst verstehen, wenn man eine Zeitlang unter den Chinesen gelebt hat.

Zu den guten Eigenschaften der Chinesen gehören Freudigkeit und Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Umständen, große Ausdauer in Unglücksfällen, unermüdeter Fleiß, kindliche Liebe, Ehetreue der Weiber und andere Tugenden. Auf der Schattenseite findet man die größte Gleichgültigkeit hinsichtlich der Leiden Anderer, grän-

zenlose Ruchlosigkeit, Unempfänglichkeit für feinere Gefühle, und gränzenlose Gewinnsucht, die nie befriedigt werden kann.

In der nachfolgenden Geschichte werden wir oft den Kampf dieser Leidenschaften zu beschreiben haben. Es wäre vergebens unter den Chinesen die Helden Marathons und der Thermopylen zu suchen, oder nach Römertugenden zu fragen. Ihre Großthaten sind anderer Art und ihrem ganzen Charakter angemessen; sie sterben aus Verzweiflung, und opfern sich für eine Idee; ihre Kraft liegt nicht im Degen, sondern in der Feder. Hätten die Chinesen da gelebt wo die Türken wohnen, würden wir dieselben Berührungen mit jenen haben wie mit diesen, dann würden uns Fremde das aufgezeichnet haben, was die eigenen Geschichtschreiber als allgemein bekannt voraussetzen und nicht erzählen. Da dieß nicht geschehen ist, so sind die Quellen mangelhaft. Dessenungeachtet wollen wir versuchen das Ganze darzustellen. Es ist ein sehr weites Feld, welches wir zu durchwandeln gedenken, und manche Blume mag auch dort gepflückt werden. Hätte Europa mehr Interesse für dieses Land, so würde die Erzählung leichter seyn; doch dieß ist gerade unsere Aufgabe, unser Wunsch. Es soll das Interesse erweckt, es soll die Bekanntschaft zwischen China und dem Westen angeknüpft werden. Zu diesem Ende hat man es unternommen darzulegen, was China in alten Zeiten war und was es im jetzigen Augenblicke ist.

Quellen.

Mit der den Chinesen eigenen Weisheit bekümmern sie sich nur um ihr Land, und lassen den Barbaren der Erde ihren Lauf. Was sie von sich selbst sagen, ist nach ihrer eigenen Art und den Begriffen angemessen, welche sie schon mit der Muttermilch eingesogen haben. Ihre Geschichte ist daher eine lebendige Darstellung ihrer Grundsätze, und die handelnden Personen erhalten Lob oder Tadel, je nachdem sie sich den festgesetzten Principien anschmiegen oder davon abweichen. Sowie die ganze Nation sich von dem ersten Beginne ihrer Bildung in einem Kreise herumgedreht hat, so auch die Geschichte, welche, eintönig wie die Sprache, das Alltägliche wie das Außerordentliche in demselben Tone erzählt.

Allein es gibt viele Werke, die Jahrhunderte lang ununterbrochen fortgeführt wurden, worin die entferntesten Zeiten uns vor Augen gestellt werden, nicht etwa in unleserlichen Handschriften und vermoderten Pergamenten, sondern in zahlreichen gedruckten Büchern, die vielleicht schon die tausendste Auflage erlebt haben. Man würde sie nur zu übersetzen haben, um die Geschichte des ganzen Reiches den Fremden bekannt zu machen; jedoch der Styl dieser Geschichtschreiber ist zu trocken und die Erzählung so uninteressant, daß eine Arbeit der Art nur Schlaflosen anstatt des Mohnsaftes dienen dürfte. Name auf Name drängt sich der Reihe nach auf das Papier, und die unbedeutenden Vorfälle des Hofes sind eigentlich die Annalen der Nation. Es erfordert viel Kunst, das Ganze für den fremden Leser in bündige Kürze zu fassen und ihm solche Wichtigkeit zu geben, daß es der Mühe werth ist, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Dagegen herrscht große Genauigkeit in der Chronologie, und in den spätern Schriftstellern auch eine Art pragmatischen Strebens.

Ueber das Alterthum des Volkes sowohl, als dessen glaubwürdige Geschichte, hat man sich viel gestritten, und ist damit bis jetzt noch nicht aufs Reine gekommen um allen Streit zu beseitigen. Die Priester der Vernunft behaupten, daß etwa 3,266,000 Jahre in zehn Zeiträumen verflossen sind, bis das Kilin, eine Art Vogel Greif, erschienen ist; andere sagen, daß es nur etwa zwei Millionen Jahre wären, während ein dritter vorgibt, daß vor diesen Perioden noch ältere stattgefunden hätten, so daß man auf diese Weise ins Unendliche gehen kann. Ist man einmal an Fabeln, so würde eine Trillion von Jahren auch nichts zur Sache machen. Obgleich sich die Buddhisten in diese hohen Dinge, so weit sie China betreffen, nicht gemengt haben, so sprechen sie doch ebenfalls von ihren Kalpas, von Myriaden von Jahren, so daß auch bei ihnen weder Zeit noch Raum einen Werth hat.

Da wir jedoch noch auf dieser Erde wallen und dem Menschenkinde hier nur Augenblicke von Lebensfreuden angewiesen sind, so müssen wir auch hinsichtlich der Chinesen glauben, daß der Ursprung ihrer Geschichte sich von der der übrigen alten Völker der Erde sehr wenig unterscheidet.

Die ältesten historischen Nachrichten haben wir in dem Schuking, ein Buch, welches Kongfutse zusammentrug, als ein Bei=

spiel guter Sitten und Lehren für Fürsten und Unterthanen, ohne uns einmal zu sagen, woher er es genommen hätte. Wir müssen deßhalb annehmen, daß es Ueberlieferungen sind; viele derselben waren über achtzehn Jahrhunderte alt, zur Zeit als er sie aufzeichnete. Man bedenke überdieß, daß dieß Werk durchaus keine zusammenhängende Geschichte enthält, sondern nur Bruchstücke und einzelne Reden, daß es nach den besten Nachrichten beim allgemeinen Verbrennen der Bücher verstümmelt wurde, und man wird ungeachtet der Sonnenfinsternisse, welche dort gemeldet werden, an seiner Zuverlässigkeit zweifeln können. Der Weise wollte seine Grundsätze geschichtlich darthun, und nichts konnte ihm besser zu Statten kommen, als sie in den Mund der Patriarchen des chinesischen Geschlechtes zu legen. Er schrieb noch sein chronologisches Werk, den Tschuntsiéu, welches jedoch nur wenige Staaten des damals in viele Reiche zerfallenen China's erwähnt, und vielleicht als der erste Versuch eigentlich historischer Aufzeichnungen betrachtet werden muß. Viel wichtiger, obgleich weniger geachtet, sind die Commentare des Tsokiéuming über jenes Werk und zugleich eine Fortsetzung desselben, unter dem Namen Kuoju, welche man als das erste wirkliche geschichtliche Werk betrachten kann. Die Chinesen haben daher nichts vor den Griechen in dieser Hinsicht voraus; denn diese hatten ja zu gleicher Zeit ihren Herodot und in der Folge eine ganze Menge classischer Autoren, als die chinesische Muse schon ins Stillschweigen übergegangen war. Leichtgläubigkeit erwähnt zwar noch zwei andere Bücher, die jedoch erst nach Jahrhunderten entdeckt wurden, nämlich des Sansen und Wutien, welche ihre Erzählung von den Gründern der chinesischen Monarchie anfangen. Diese Schriften sind aber von gar keiner Bedeutung.

Nachdem eine ziemliche Zeit verflossen, und in den Kämpfen um Alleinherrschaft jede andere Beschäftigung hintenangesetzt wurde, da nahm sich endlich der Kaiser Hanwuti (140—85 v. Ch.) der Gelehrten an; er rief die vorzüglichsten Köpfe zusammen und machte den Ssematan zum Geschichtschreiber. Jedoch erst sein Sohn, welcher das Talent seines Vaters erbte und unter dem Namen Ssematsién sehr wohl bekannt ist, gab mit Benützung der Sammlungen seines Vaters die erste Geschichte heraus, welche dann als Muster für alle seine Nachfolger diente. Sein Beispiel regte eine große Menge Schriftsteller auf, worunter Kiaï

und Liéuhiang den Vorrang behaupteten. Es war nun Mode geworden etwas über die Vergangenheit zu sagen, und die Fürsten besoldeten die besten Schriftsteller, um ihre eigenen Thaten aufzuzeichnen. Diese trieben auch nachher ganz allein das Handwerk, und wehe der gottlosen Hand, die etwas aus eigenem Antriebe schreiben wollte. Daher wurde das Ganze nur mechanisch getrieben; man verfaßte Geschichten, wie etwa gerichtliche Acten zusammengestellt werden. Um den Lügen vorzubeugen, welche an jeder Stelle in der chinesischen Staatsverfassung zu finden sind, sollte das Werk des Autors geheim gehalten werden, bis die Dynastie aufgehört habe zu regieren. Nun bedenke man jedoch, daß diese Leute am Hofe leben mußten, daß sie ihre Kenntniß von den verfälschten Berichten der Beamten schöpften, und daß es unter solchen Umständen ganz unmöglich war, die Thatsachen, auch bei dem besten Willen, ins wahre Licht zu stellen. Man hat Beispiele von großer Treue in der Aufzeichnung der Begebenheiten, so wie man auch Beweise von Tapferkeit im chinesischen Heere hat; allein der Geist, welcher diese Leute im allgemeinen beseelt, ist höfische Bedachtsamkeit. Wir wollen nun die vorzüglichsten Chronisten der Reihe nach aufzählen; wir werden ihrer, im Gange der Geschichte, noch weiter gedenken.

Während der Regierung des Hanmingti (58—76 n. Ch.), wo einer der Prinzen eine ziemliche Anzahl von Büchern gesammelt hatte, that sich Panpiao als privilegirter Geschichtschreiber hervor; er hinterließ die vorzüglichste Arbeit, wie sein Vorgänger, seinem Sohn Panku, welcher mit andern Gelehrten sich sehr große Verdienste in diesem Fache erworben hat. Je weiter man sich von den frühesten Zeiten entfernte, desto größer wurde die Begierde neue Kaiserreihen hinzuzufügen, von denen niemand wußte, ob und wann sie gelebt haben. Geistreich und unermüdet war die Schwester des Panpiao, die berühmte Tsaotaku, ein Frauenzimmer, deren kritisches Talent und gesunder Sinn den ihres Vaters und Bruders weit übertroffen hat. Sie vollendete was diese angefangen hatten, und so kam denn auch die Geschichte der westlichen Han an den Tag. Die trefflichen Arbeiten des Weibes reizten die Männer zur Nacheiferung, und die Bücher über Geschichte wurden noch viel häufiger, als Sulin und andere die Feder zu diesem Zwecke ergriffen. Bald darauf erschlaffte

aber die Begierde wieder; innerhalb etwa 350 Jahren haben wir, außer Tschintschéu, kaum einen einzigen, der den Namen eines Schriftstellers verdient.

Wir kommen nun zum Zeitalter der Tangherrschaft (618—874). Damals blühte die Literatur, die Schreiblust wurde allgemein, so daß natürlich auch die Geschichte viele Bearbeiter gefunden hat. Tang Taitsong, der zweite Kaiser dieses Hauses, war so ganz den Wissenschaften ergeben, daß er eine Menge Gelehrte beauftragte, alle Materialien für die Geschichte der kleinen Dynastien, die kurz vorher den Thron bekleidet hatten, zu sammeln. Auf diese Weise erhielt man später sehr ausgebreitete Werke über die Tschin, Liang, Sui u. s. w. Unter den Historikern finden wir den Fangkiao, Genkia, Kongingta nebst vielen andern. Ihr Werk trägt den Namen Wutaissetschi oder Denkwürdigkeiten der fünf Geschlechter. Den Tataren jedoch, die einen Staat unter dem Namen Wei gestiftet hatten, wollte man nicht gönnen, daß sie eine eigene Geschichte haben sollten, obgleich sie schon geschrieben war; denn man betrachtete sie als Barbaren und daher dieser Ehre durchaus unwürdig, und so erschien diese unter einem andern Namen, ganz entstellt.

Nachdem nun eine Reihe verschiedener Herrscher auf dem Thron des himmlischen Reiches vom Stamme der Tang gesessen hatte, folgte wieder Verwirrung und Gesetzlosigkeit; Dynastien fielen, während andere sich emporschwangen, bis sich endlich wieder alles unter den Song zu einem Ganzen ordnete. Zu dieser Zeit nahm das Compiliren und Commentiren seinen Anfang. Die Annalen der Tang und der kleinen auf sie kommenden Reiche wurden ziemlich gut verfaßt. Fantsuju wagte es sogar eine allgemeine Geschichte, von Orlschi Hoangti anfangend, zu schreiben, worüber verschieden gesprochen und geurtheilt wurde; Liéuju war endlich im Stande, mit Fohi beginnend, etwas recht Gediegenes zu liefern. Nun fing man an dem langen Werke einen kurzen Inhalt zu schreiben, und die allgemeine Geschichte des Landes erhielt den Namen Tongkien Kangmu. Es war Tschuhi, dieser unermüdete Gelehrte, welcher diese Weise einführte, die allgemeinen Beifall gefunden hat. Ssemakuang hatte dazu den ersten Anstoß gegeben. Der größte Bewunderer dieses historischen Vortrages war Kinlitsiang, der auch das Seinige beitrug, um noch Mehreres

aus den Classikern und Ueberlieferungen dem Werke hinzuzufügen. Die Mongolen mit Hülfe der Chinesen thaten auch das Ihrige, um die Thaten der Song ins Reine zu setzen; größere Bemühungen machte jedoch Jonglo, aus dem Ming-Hause (1403—1425), um die Geschichte der Tataren zu verfassen. Gegen das Ende der Dynastie begann man eine ungeheure Sammlung aller Annalen, unter dem Namen Niënisse, aus welcher alle andern geschichtlichen Werke entlehnt wurden.

Zur Zeit Kanghi bemühten sich die Mandschu gar sehr, eine pragmatische Geschichte aller ihrer Vorgänger ans Licht zu stellen. Der Tongkien Kangmu wurde vermehrt, dann ein Auszug unter dem Titel Kangkien Itschi verfertigt, und eine ganze Menge Werke zur Erläuterung der Geschichte zusammengetragen. Schon wurden auch ihre eigenen Annalen in Manuscripten gelesen; allein sie bestehen nur in einer Sammlung von Edicten ohne innern Werth.

Würden wir uns mit den angegebenen Quellen zufrieden stellen, so wäre es schwer etwas Unterhaltendes hervorzubringen. Große Hülfe gewähren uns jedoch die geschichtlichen Romane, welche von den ältesten Zeiten her durch unbesoldete, talentvolle Schriftsteller herausgegeben wurden. So findet man auch Biographien ausgezeichneter Personen recht unterhaltend und belehrend, die nicht unter der Censur der Regierung das Licht sahen. Aller dieser Schriften werden wir gelegentlich Meldung machen.

Schließlich bemerken wir nur, daß die folgenden Werke uns zu Gebot standen: Schitsisse, d. h. die 17 Historiker, ein ausführliches, unintereſſantes Werk in 337 Theilen; Tungkiën Kangmu, ein Auszug dieses großen Werkes, vortrefflich verfaßt in 44 Theilen; Kangkien Itschi, der vorher erwähnte Auszug der Geschichte in 36 Theilen, das gelesenste historische Buch; Isse, philosophische und geschichtliche Abhandlungen der berühmtesten Weisen über Staats- und gelehrte Sachen während der drei ersten Dynastien, in 25 Theilen; Hantangschitsien, Urkunden und Bemerkungen über Sitten und Gebräuche während der Han- und Tang-Herrscherlinien; Tonghoalu, Geschichte der jetzigen Dynastie bis zu Kiaking, ein sehr unbedeutendes Werk; Kingtsipiën, Sammlung der Lebensgeschichten berühmter Schriftsteller in 23 Bänden; Jekuo, eine Sammlung der Staatspapiere der Ming-Herrscherlinie; Mingschintschuen, eine Geschichte der berühmtesten

Minister und Staatsmänner, in 80 Bänden; Seuntsieutschuschin, Geschichte der Staatsmänner, welche für ihr Vaterland starben, 5 Bände; Hoangmingkingtsi, Erläuterungen über den Zustand China's unter den Ming; Hoangtschaowukong, Heldenthaten der Mandschu in 2 Bänden, Manuscript, und endlich Singpu, das Leben merkwürdiger Personen, in 122 Theilen.

Unter den nicht streng geschichtlichen Werken, deren Nutzen bedeutend gewesen ist, nennen wir die Encyklopädie des Matuanlin, welche sehr gesunde Bemerkungen über die Geschichte enthält und mit ihren Nachträgen 600 Bände ausmacht. Ferner die topographischen Werke entweder des ganzen Reiches oder der vorzüglichsten Städte, die alle eine kurze Geschichte des Entstehens der Ortschaften enthalten; die statistische Beschreibung des Reiches, ein ganz vortreffliches Werk, und endlich die literarischen Werke der verschiedenen Dynastien. Da die meisten dieser Bücher in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sind, so haben wir unterlassen sie zu citiren, um allen gelehrten Schein zu vermeiden. Ueberdieß wurden die meisten Werke, welche über denselben Gegenstand in Europa und namentlich in Frankreich herauskamen, zu Rathe gezogen. Dieß möge hinreichen, um dem Leser zu zeigen, daß es nicht an Nachforschungen gefehlt hat.

Zeiträume.

Zum besseren Verständniß der Geschichte ist es nöthig die Zeitkreise scharf zu sichten und ins Licht zu stellen, damit sie wie der Faden der Ariadne dienen mögen, uns durch dieses große Labyrinth zu führen. Wir theilen deßhalb die ganze chinesische Geschichte in folgende Perioden:

1. Die Periode von den ältesten Zeiten bis auf Jao. Es ist dieß das mythologische Zeitalter, welches bis etwa 2357 v. Ch. dauert, und mit dem Anfange der Regierung des berühmten Patriarchen Jao endet. Wir haben schon vorläufig bemerkt, daß diese Fabeln viele Jahrhunderte, nachdem man angefangen hatte Geschichte zu schreiben, erfunden worden sind. Da sie äußerst willkürlich zusammengesetzt wurden, und des Poetischen der griechischen Dichter ganz ermangeln, so können wir darüber sehr leicht hinwegspringen.

2. Die Periode von Jao bis zu Kongfutse (552 v. Ch.). Sie ist die Zeit der ungewissen Geschichte, wo wir chronologische Tafeln ganzer Reihen von Fürsten finden, deren Bestehen auf Sagen beruht. Auch hier bedarf es nicht der scharfen Untersuchungen oder der kritischen Beurtheilung, welche Begebenheit wahr oder falsch sey, denn das graue Alterthum will uns diesen Unterschied nicht erlauben.

3. Die Periode der alten Geschichte, welche von dem Zeitalter des Philosophen Kongfutse bis zur Tang-Dynastie (618 n. Ch.) reicht. Hier sehen wir den Streit der Lehensstaaten untereinander, den großen Sieg der konfutsischen Lehren, die Begründung der Alleinherrschaft, die Ausbildung des chinesischen Charakters für alle folgenden Jahrhunderte, den Bestand mächtiger Dynastien, den Kampf der Barbaren, den Widerstand gegen die wüthenden Tataren, mit einem Worte das Volk in seiner ganzen Kraft und die größten Herrscher.

4. Die Periode des Mittelalters. Sie dauert bis zur völligen Vertreibung der Mongolen (1368). Während dieser Zeit geht das Reich seinen ruhigen Gang, erreicht seine höchste Blüthe, wird wiederholt theilweise ein Raub der Barbaren, aber rüstig fortschreitend behauptet es seine Rechte. Nachdem die Hand der Mongolen sehr schwer auf China geruht hat, wird dieses Joch endlich wieder abgeschüttelt.

5. Die Periode der neuern Geschichte. Sie zeichnet sich keineswegs durch Verbesserung des Bestehenden aus, sondern man bemerkt nur ein beständiges Zurückgehen zum Alten und Festhalten an den unabänderlichen Gesetzen der Vorzeit. Die Folge davon war Schwäche und Unbestimmtheit, das Land fiel den Mandschu anheim. Sie würden Fortschritte gemacht haben, wenn sie nicht durch das Gewebe chinesischer Gesetze und Gewohnheiten gefangen, alle Kraft verloren hätten. Endlich kamen sie mit den westlichen Nationen in Berührung und erlagen. Dieß ist der jetzige Zeitpunkt, vielleicht der größte für die Nachwelt im ganzen Verlaufe der Geschichte.

Erste Periode.

Von den ältesten Zeiten bis auf Jao.

Mythologisches Zeitalter.

Schöpfung der Welt.

Mit den ungeheuren Zeiträumen der Priester der Vernunft können wir uns nicht einlassen; denn wenn man Millionen von Jahren voraussetzt, mag man auch wohl Trillionen und Quadrillionen annehmen. Beides ist ja Unwahrheit und Wahn, und der Mensch, dem nur eine Spanne Zeit gegeben worden ist, kann darüber nicht hinausgehen. Man hat ganze Geschichten, worin die Thaten der Götter und Genien beschrieben wurden. Könnte der Leser je diese Werke zur Hand nehmen, so würde er dort die außerordentlichsten Abenteuer, die je in ein menschliches Gehirn gekommen sind, vorfinden.

Litse, ein Weltweiser, drückt sich über die Erschaffung des Weltalls folgendermaßen aus. Das Sichtbare ist aus dem Unsichtbaren vermittelst der gegenseitigen Wirkungen des männlichen und weiblichen Princips entstanden. Erst war das große Princip, am Anfange ohne Aether, dann der große Anfang, wo der Aether entstand, nachher das große Beginnen, wo Form ins Licht trat, und endlich das große Daseyn als die Materie ihr Bestehen erhielt. Da Aether und Stoff noch nicht von einander geschieden waren, so bildete das Ganze ein Chaos. Nach verschiedenen Umwälzungen stieg das Feinere in die Höhe und bildete den Himmel, während das Gröbere herabsank, und dergestalt entstand die Erde. Ein kluger Leser bemerkt zu dieser Stelle, daß aus den veredelten Theilen die drei Lichter entstanden, und sofort die Elemente, aus diesen die Dinge, aus den Dingen der Saft, aus den Säften die Götter, von den Göttern Vernunft und Tugend, und durch diese die Literatur! Ein anderer

grübelnder Philosoph sagt: als der reine Aether noch nicht aufgestiegen war, und der unreine noch nicht darniedergeschlagen, war das herumschwimmende Geistige noch nicht mit Verstand beseelt, und die fünf Farben konnten noch nicht unterschieden werden. Zu dieser Zeit lag in der Bärmutter des Anfanges das Höchste, dieß Höchste ist Vater und Mutter des Himmels und der Erde. Der Verfasser jedoch gesteht, daß diese Begriffe aus falschen Büchern entnommen seyen, und daß man heutzutage darüber nichts bestimmen könne. Dieß ist doch wenigstens ehrlich.

Hoainantse, einer der berühmtesten Mystiker, behauptet, daß die große glänzende Vernunft, oder wenn man will, der Logos, in der nebeligen Leere entstand; diese hingegen das Weltall hervorbrachte, woraus die Luft (der Aether) entsprang, dann die Milchstraße. Die feinen Atome bildeten sich zum Himmel, die Materie wurde dick und ward zur Erde. Himmel und Erde, ihren Samen vermischend, brachten den Dualismus (Jin und Jang, weiblich und männlich) hervor, dieser wieder die vier Jahreszeiten. Als endlich der Same sich verbreitete, so kamen alle Geschöpfe ins Wesen. Die heiße Luft wurde Feuer, die Essenz des Feuers die Sonne, die kalte Luft Wasser, dessen Essenz der Mond und die Sterne. Es ist wohl genug dieses Geredes.

Es bleibt immer bei dem Alten: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Der Leser wird mit uns sagen: Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wieder vergolten? Denn von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sey Ehre in Ewigkeit!

Schöpfung des Menschen.

Nachdem nun die Elemente in Ordnung gebracht, das Jin von Jang beschwängert worden war, kam der Mensch hervor. Der erste trug den Namen Puanku; er konnte die Höhe des Himmels erfassen und die Schöpfung begreifen. Als er starb und sein Leib verwandelt war, da wurde sein Odem Wind und Wolke, seine Stimme der Donner, sein linkes Auge die Sonne, sein rechtes der Mond, seine vier Glieder die vier Weltgegenden, und fünf Gebirge, sein Blut Flüsse u. s. w., so daß demnach kein Körper der Welt von größerm Nutzen gewesen wäre. Ein anderer

Schriftsteller bemerkt noch, daß dieser Puanku, der in dem Chaos wie ein Ei gestaltet wäre, etwa 18,000 Jahre gelebt habe, und daß so allmählich das Weltall entstanden sey. Ein Dichter legte diesen Umstand zur Grundlage einer sehr langen Erzählung, worin er Feen und Genien handeln läßt, die alles recht fleißig zu Stande bringen, und den Menschen welchem sie dienen, als ihren Herrn betrachten.

Mythische Perioden.

Nach diesem folgten nun drei verschiedene Perioden, unter der Regierung von himmlischen, irdischen und menschlichen Mächten, welche zehntausende von Jahren am Ruder saßen und so ziemlich die Welt in Bewegung hielten. Unter den letzteren bildete sich die Gesellschaft, wie sie sich jetzt noch vorfindet.

Die folgenden Fürsten scheinen viel weniger hoch zu stehen. Der erste, Tsaoschi, wie sein Name andeutet, baute Wohnungen, den Nestern der Vögel gleich. Damals lebten die Menschen von den Früchten der Bäume und tranken das Blut der Thiere. Suischin entdeckte jedoch das Feuer durch Reibung zweier Hölzer, und hierauf fingen seine guten Unterthanen an zu kochen. Damit nicht zufrieden, betrachtete er die Sterne und ward der erste Astronom; als ein großer Freund der Naturlehre untersuchte er auch die fünf Elemente. Dieß war gewiß ein schnelles Fortschreiten, welches seinem Zeitalter große Ehre macht.

Die fünf Herrscher.

Nun folgten fünf Herrscher, deren schon Kongfutse, wiewohl nicht als geschichtliche Personen, erwähnt. Ein großer Gelehrter Frankreichs hat ihre Namen auf die der biblischen Patriarchen zurückgeführt. Daß etwas von der Kunde des Westens, dem Ursprunge des Volkes zurückblieb, kann man wohl nicht bezweifeln, allein nach diesem ungeheuren Zeitabstande mit Gewißheit darüber zu sprechen gebührt uns nicht. Jangtse bemerkt hierüber sehr richtig, daß alles was man vom hohen Alterthume wisse, doch nur Fabel sey; denn es wäre ja unmöglich so etwas in Wahrheit niederzuschreiben, wovon man kein Augenzeuge seyn könnte. Allein da alles einen Ursprung haben müsse, so hätte man ihn in den beiden oben erwähnten Principien zu

suchen, und von ihnen möchte man auch die Gewalt der Herrscher ableiten, ohne welche die Welt nicht bestehen könne. Es ist außerordentlich, daß keiner der Philosophen, welche jedoch das Naturlicht in vollem Maße besaßen, sich zur Erkenntniß eines Schöpfers und Herrn des Universums emporgeschwungen hat, obgleich sie diese Idee leicht von ihren Kaisern hätten ableiten können; wie ihr Reich ohne einen Obern nicht denkbar war, so auch der Weltkreis. Mit der Erklärung der Wörter Herrscher und König sind die Schriftsteller sehr bald fertig. Sie sind der Inbegriff alles Vortrefflichen, welches der Himmel und die Erde in sich hält, welche ganz unbedingt das Ganze anordnen, leiten und schaffen, und im natürlichen sowohl als im politischen Leben der Mittelpunkt seyn müssen*).

Wenn jemals ein trefflicher Prinz gelebt hat, der sich um sein Geschlecht verdient machte, so ist es ohne Zweifel Fohi. Ist er eine Wirklichkeit und nicht Dichtung, so hat die ganze Weltgeschichte keinen größern Fürsten aufzuweisen. Seine Empfängniß war eigener Art. Eines Tages war seine Mutter allein und wurde plötzlich von einem Regenbogen umringt. Ganz unerwartet fand sie sich schwanger und blieb so zwölf Jahre, wo dann dieser Fohi in die Welt kam. Seine sonderbare Figur muß seinen Zeitgenossen sehr aufgefallen seyn; denn er hatte das Haupt eines Menschen und den Leib einer Schlange, oder war wenigstens so schlank wie dieses Gewürm. Seine Verstandesgaben waren so ausgezeichnet, daß das Volk aus eigenem Antriebe ihn zu seinem Fürsten wählte, und dieß war durchaus keine arbeitslose Stelle. Das Volk war damals den Thieren gleich; Fohi lehrte es den Fischfang und die Jagd, damit sich ein jeder seinen Lebensunterhalt verschaffen möchte. Bisher hatten die Geschlechter unter einander ihre eigene Wahl nach Belieben getroffen; da dieß jedoch der guten Ordnung schädlich war, so stellte er Freiwerber ein, die dieß alles besorgten und dem Uebel steuerten, so daß künftig ein jeder das Vergnügen hatte, blindlings zu heirathen. Da das Volk sich sehr schnell vermehrte und in dem ursprünglichen Wohnplatze dem jetzigen Schensi, keinen Raum mehr

*) Man kann über das Obige sehr viel im ersten Theile des Isse lesen, wo die ganze Gedankenreihe der verschiedenen Schriftsteller über diese Dinge angegeben ist.

hatte, so dehnte es sich nach den herrlichen Ebenen Honnas und nach Schantong aus. Unterdessen untersuchte Fohi den Boden, um ausfindig zu machen, welches die besten Gewächse zur Pflanzung seyn möchten. Um die richtigen Jahreszeiten zu treffen, sah er nach den Sternen, entdeckte die fünf Planeten, und legte den Grundstein zur Astronomie. Als Feldzeichen des Reiches nahm er den Drachen an, welcher es alle Zeitalter hindurch geblieben ist. Nachher erfand er auch eine Art von Schriftzeichen, und um seine Untersuchungen zu krönen, gründete er das wunderliche System der Pakua, um den Sinn der Götter zu entdecken und den Umschwung des Weltalls mit allen Begebenheiten zu ergründen. Dieß besteht aus gewissen Linien und Zeichen, deren Zusammensetzung sichere Resultate gibt. Da jedoch noch Niemand es verstanden hat, so wenig wie andere metaphysische Hirngespinnste, so wollen wir es auch nicht einmal erklären. Nachdem er noch den Schatten der Sonnenuhr bestimmt und reichliche Opfer den Dämonen und Göttern gebracht hatte, so legte er sich auf die Musik und verfertigte die wundervollsten Instrumente. Was er noch endlich gethan haben möchte, wenn er länger als 110 Jahre regiert hätte, wissen wir nicht; vielleicht waren sogar auch Dampfboote und Eisenbahnen in seinem Plane begriffen; allein er schied zu früh. Man gibt ihm den Beinamen der Große Glänzende (Taihao).

Fohi scheint nicht allein der Erfinder der chinesischen Schrift gewesen zu seyn, sondern auch selbst als Schriftsteller sich bekannt gemacht zu haben. Welch ein wundervoller Mann!

Nach ihm war, wie einige glauben, ein Zwischenreich, wo fünfzehn Herren nacheinander ihr Wesen trieben, unter denen Nukua, ein Herrscher eigener Art, wenn nicht ein Weib wie man auch vorgegeben hat, der merkwürdigste ist. Allein dieß alles ist nur Sage.

Wir kommen nun zu einem Helden, der noch jetzt im Andenken der Chinesen lebt, dessen man sehr oft erwähnt. Dieses ist Schinnong. Seine Empfängniß rührte von einem Drachen her, und sein Körperbau war dem eines Stieres ähnlich. Kaum war er drei Stunden in der Welt, so konnte er sprechen, nach fünf Tagen gehen, sieben Monate waren verflossen und er hatte schon Zähne, und im Alter von drei Jahren konnte er

Ackerbau treiben, den er in seinen Spielen darzustellen suchte. Bei einer solchen Frühreife entdeckte er bald, nachdem er zur Regierung gekommen, daß wenn seine Unterthanen nur von der Jagd und dem Fleische der Thiere sich nähren, die Lebensbedürfnisse sehr beschränkt seyn müssen; überdieß waren deßhalb schon viele Krankheiten entstanden. Um dem ersteren Uebel abzuhelfen, führte er den Ackerbau ein; daher er auch den Namen Schinnong (göttlicher Ackerbauer) führt. Dem letzteren vorzubeugen, ging er sehr vorsichtig zu Werk; er erprobte erst den Geschmack aller Kräuter selbst, und dann gab er ein Arzneibuch heraus. Dieß ist mehr als je ein Chemiker oder Botaniker gethan hat, und daher steht er an der Spitze der Pharmaceuten bis auf diesen Tag. Er schrieb ebenfalls Gebetformeln, um Regen vom Himmel zu erbitten. Da er nach Verlegung seiner Hauptstadt nach Schantong den Handel zu befördern wünschte, so setzte er auch einen Jahrmarkt ein, wohin die Leute ihre Producte sehr gerne brachten. Ihm werden auch gewisse Reden zugeschrieben, die, wenn sie von einem Mitgliede der jetzigen Ackerbaugesellschaften herrühren würden, nicht vortrefflicher seyn könnten. Aller dieser trefflichen Handlungen ungeachtet konnte er sein Leben nicht ruhig enden. Er wurde von einem seiner rebellischen Vasallen geschlagen und verdankte die Rettung bloß seinem Nachfolger. Dieser ersuchte ihn nun seine Regierung niederzulegen, und als Schinnong sich hiezu nicht verstehen wollte, so ward er nochmals angegriffen und aufs Haupt geschlagen, worauf er lebenssatt vor Gram gestorben ist. Sein Vorgänger lebte unter dem Einflusse des Holzelementes; denn jeder Kaiser kann einen oder den andern Grundbestandtheil als seinen eigenen betrachten; er aber hatte etwas vom Feuer und daher wird er auch Jenti genannt. Beide wurden vergöttert, und werden noch jetzt als Götter verehrt.

Der Krieg war noch nicht beendigt, als Schinnong ins Grab sank. Schon früher hatte sein Thronfolger Hoangti sehr großes Vergnügen am Kriege gefunden und eine bedeutende Menge Waffengesellen versammelt. Diese kamen ihm auch sehr gut wider Tschijéu zu statten; denn der Rebell hatte seine Soldaten mit ehernen Harnischen versehen, und verstand noch überdieß einen Nebel hervorzurufen, sobald dieß seinen Wünschen entsprach. So

konnte der gute Hoangti ihm nichts anhaben, allein die Noth machte ihn erfinderisch. Er entdeckte die Magnetnadel, die ihm den Weg im Dunkeln zeigte. Schade daß die Karthager oder Griechen davon nicht Kunde erhielten; wäre dieß der Fall gewesen, so würde der Westen eine ganz andere Gestalt bekommen haben. Einstens als er Mangel an Wasser hatte, grub er sehr tief in die Erde, und entdeckte dort Kupfererz, dessen er sich nachher bediente, nicht allein um sehr schöne Vasen zu verfertigen, sondern auch Geld daraus zu machen. Die Waffen hatte man so ziemlich gut geschmiedet, und damit man noch größere Sorgfalt auf die Kriegsübungen verwende, so verordnete Hoangti, daß wer die Scheibe mit seinem Pfeile mehrmal träfe, augenblicklich zum Edelmanne gemacht werden sollte. Das Wunderlichste in der ganzen Sache ist, daß die Fahnen, Bogen, Spieße und andere mörderische Instrumente, die Hoangti zuerst erfand, bis zu diesem Augenblicke im Gebrauch geblieben sind. Nachdem er endlich über seinen Gegner Tschijéu gesiegt hatte, ließ er ihm den Kopf abschlagen. Als wieder eine Empörung ausbrach, machte Hoangti allgemein bekannt, daß wer sich nicht seinen Geboten unterwürfe, alsbald des Todes sterben sollte, und ließ auch die Hinrichtungen sogleich folgen. Er war nun ganz mit sich zufrieden. Fürchtend, daß die Nachkommenschaft sehr viel an seinem guten Vorbilde verlieren würde, so ernannte er zwei Historiographen, welche alle seine Großthaten beschreiben mußten. Ehe dieß jedoch zu Stande kommen konnte, verordnete er, daß Tsangkie die Schriftzeichen des Fohi verbessern sollte. Dieser copirte den Fußtritt der Vögel im Sande, betrachtete die Linien auf der Schale von Schildkröten, und von diesen beiden erborgte er seine Charaktere, die wunderlich genug aussahen. Als er damit fertig geworden war, und etwa 500 Hieroglyphen gesammelt hatte, da regnete es Kronen vom Himmel, und die Dämonen, welche sich über diese Arbeit ärgerten, weinten bitterlich. Allein Tsangkie kehrte sich nicht daran, und schrieb als die erste Frucht seiner Schrift ein Werk über den Puls, das wahre Vademecum aller Aerzte. Da jetzt das Reich so ziemlicher Ruhe genoß (im Süden reichte es bis zum Jangtse, im Norden umfaßte es Tschili und im Westen Schensi), so reisete Hoangti überall herum, und machte in den Bergen die Bekanntschaft verschiedener barbarischen

Stämme. Als er das große Weltmeer erreicht hatte, entdeckte er auf einer Insel die Thüre, welche zum Reiche der Dämonen führte, und würde sich lange mit diesen Wesen unterhalten haben, wenn er nur Muße gehabt hätte. Weil sein Volk noch keine festen Wohnplätze besaß, so machte er selbst Ziegel, um gute Häuser zu bauen, und Geschirre, um etwas Leckerhaftes zu kochen. Des guten Beispiels wegen baute er einen großen Palast, wo er Gott ein Opfer darbrachte. Die Leute lebten nun in Städten und Dörfern, und er vertheilte das Land in Districte. Seine Frau war auch nicht unbeschäftigt, denn sie befleißigte sich der Seidenzucht und verfertigte aus den Geweben sehr schöne Stoffe. Sie nähte solche herrliche Kleider, daß deren Schönheit noch nie übertroffen worden ist. Hoangti wollte auch den Künsten huldigen. Nachdem er Zahlen, Maß und Gewichte eingeführt hatte, so untersuchte er die Zeitrechnung, und von ihm, wie man angibt, rührt der Zeitkreis von 60 Jahren her, welchen die Chinesen annahmen, anstatt wie wir, nach Jahrhunderten zu zählen. Man fing im 61sten Jahre seiner Regierung (2637 Jahre v. Ch.) diese Chronologie an, so daß das gegenwärtige Jahr (1845) das 42ste des 75sten Cyklus ist. Nun ergab er sich auch der Musik und hieß einen seiner Hofleute die Noten erfinden, vermehrte die Instrumente, goß zwölf Glocken, und gab ein sehr angenehmes Concert. Die jetzigen Chinesen sagen, daß die Alten einen weit höhern Sinn für diese schöne Kunst hatten, und dieß sehr zur Veredelung der Sitten diente. Die Instrumente sind noch dieselben; urtheilt man vom gegenwärtigen Gebrauch derselben, so scheint das Trommelfell der Himmlischen verknöchert zu seyn. Das vorzüglichste Instrument aber, welches Hoangti machen ließ, war eine wunderbare Maschine, die auf Schmeichler und niederträchtige Menschen wie der Zeiger einer Uhr deutete. Schade daß sie verloren gegangen ist. Wie nützlich würde sie nicht an allen Höfen gewesen seyn! Herschel möchte den Hoangti vielleicht um seinen Sternengang, der ganz im Kleinen ausgearbeitet war, beneidet haben; denn auf diesem Kunstwerke kann man dem ganzen Laufe der himmlischen Körper nachsehen. Hoangti war ohne Zweifel der größte Beförderer der Wissenschaft, wenn das was man von ihm sagt, wahr ist. Er ist der erste Kaiser, der in der Geschichte des Ssematsien aufgeführt wird.

Um die Glückseligkeit auszudrücken, welche man unter der Regierung des Hoangti genoß, erschien der treue Vogel Greif, welcher immer den trefflichen Fürsten wohl regierter Länder seinen Besuch abstattet. Während der Herumreise des Kaisers an Seegestaden kam ein großes Ungeheuer aus dem Meere heraus, das mit ihm eine lange und treffende Rede über Staatssachen hielt, so daß er dort sehr guten Unterricht bekam. Es mag wohl ein Wallfisch gewesen seyn, dessen Züge und Erfahrungen von großer Wichtigkeit sind, der nun zum ersten und letzten Male davon eine Probe ablegte. Man erwartete natürlich, daß unter den 25 Kindern, die Hoangti von seinen vier Weibern hinterließ, ein großartiger Fürst gefunden werden möchte, welcher den Flor des Reiches aufrechthalten könnte, allein man betrog sich. Denn Schaohao, der Nachfolger, verstand weiter nichts als ein gemächliches Leben zu führen. Zu diesem Zwecke verlegte er seine Hauptstadt nach einem andern Platz, hatte fünf Phönixe in seinem Palaste, erfand ein neues Musikstück, und um doch etwas in Staatssachen zu thun, veränderte er die gestickten Sinnbilder, welche die Mandarinen auf ihren Kleidern trugen. Dieß ist die einzige große That, die aus seinem Leben aufgezeichnet ist. Während seiner Regierung kam eine Ketzerei in Schwung, welche anstatt Himmel und Erde als die großen Gegenstände unserer Anbetung zu ehren, zu den Dämonen und Göttern ihre Zuflucht nahm — ein gräulicher Unfug, worüber die Gelehrten sich sehr geärgert haben.

Sein Nachfolger Tschuenhio kam sehr jung zur Regierung, und suchte den Irrthümern durch Erklärung des Opferritus vorzubeugen; er brachte auch selbst seine Gaben dem Höchsten dar. Sein Lieblingsstudium waren die Sterne; er berichtigte das Jahr und hatte eine Menge von jungen Leuten um sich, die eine astronomische Akademie bildeten; soweit war man schon vorgeschritten. Hoangti hatte glücklicher Weise auch Boote und Karren erfunden, welche sehr zur Erleichterung des Verkehrs dienten. Daher wurde es dem Tschuenhio nicht schwer seine Hauptstadt nochmals zu verlegen; denn die Ausdehnung des Reiches, welches schon im Süden an Tongking gränzte, machte dieß nothwendig. Tschuenhio war ein Mann sanften Geistes, der sich viel mit Musik beschäftigte und das Volk in Frieden und Ruhe erhielt.

Es war zum Grundsatze geworden, daß nicht Verwandtschaft sondern Tugend das Recht zur Regierung geben sollte, und

daher kam der schwarze Tiko, welcher auch den Namen Kaosin trägt, zum Thron. Ueber seine Grundsätze sprach er sich folgendermaßen aus: Keine Tugend ist größer als allgemeine Menschenliebe, und die beste Regierung ist die, welche die ausgedehntesten Vortheile den Unterthanen angedeihen läßt. Das Vorzüglichste in der Verwaltung ist Treue und im Regieren Wohlwollen. Die Schriftsteller sprechen von seiner Weisheit, die er schon, bloß fünfzehn Jahre alt, bewiesen hatte, und preisen überdieß seine übrigen erhabenen Eigenschaften mit großer Wärme. Sie erzählen jedoch keine Großthaten, die von einem so vortrefflichen Manne verrichtet worden wären, daher betrachten wir seine Vortrefflichkeit als eine ersonnene. Denn außer der Musik, mit der er seine Bekanntschaft durch Verfertigung neuer Stücke bewies, und dem Unterrichte der Jugend, ist sein Leben leer von Unternehmungen. Als die Barbaren sich empörten, machte er bekannt, daß derjenige welcher sie schlagen würde, das schönste Weib zur Gemahlin erhalten sollte. Dieß feuerte den Heldenmuth seines Heerführers an, der nach Besiegung der feindlichen Horden auch diesen herrlichen Lohn erhielt.

Kaosin heirathete nach einander drei Frauen, die alle unfruchtbar blieben. Die vierte jedoch, die er nachher nahm, gebar ihm einen Sohn. Dieß erregte die Eifersucht der andern; sie opferten sogleich dem obersten Gebieter, wurden ebenfalls schwanger und brachten Söhne hervor, deren Nachkommen in der Folge die Gründer von Herrscherlinien wurden. Der letzte wurde jedoch zehn Monate nach dem Tode des Kaisers geboren, und dieß brachte die Wittwe in bösen Ruf. Um sich daher von der Schande zu befreien, setzte sie das Kind ins Gebirge aus, wo die wilden Thiere es fütterten, und die Habichte es mit ihren Fittigen bedeckten. Bald fing es so gewaltig zu schreien an, daß die Hirten herbeikamen, es aufnahmen und erzogen. Das ist der Jüngling, welcher unter dem Namen Héutsi bekannt ist. Er durchstreifte die Berge und zeigte solchen Fleiß in allen Sachen, daß der Kaiser Jao ihn zum Aufseher des Ackerbaues machte, und nachher zum Statthalter der Provinz, wo seine Mutter gewohnt hatte. Hier wurde er dergestalt von kindlicher Liebe durchdrungen, daß er ihrer abgeschiedenen Seele beständig Opfer und Geschenke darbrachte, und dadurch den Dienst der Todten

begründete. Seine Nachkommen behielten diese Gewohnheit bei; von ihnen stammt der Dienst der verstorbenen Eltern, welcher nachher der wichtigste wurde in der ganzen Religion. Man hat noch Gesänge in dem Liederbuche (Schiking), welche auf die Schwäche der Kaiserin zielen, und zugleich ihre Vertheidigung enthalten. Von Héutsi stammen die Tschéu ab.

Tischi, Tiko's Sohn und Nachfolger, war ein elender Mann, welcher, ganz den Leidenschaften ergeben, den Vorstellungen der Großen kein Gehör geben wollte. Daher entthronten sie ihn und wählten an seiner Stelle den berühmten Jao, seinen Bruder. Mit ihm nimmt eine neue Epoche ihren Anfang. Fohi soll 2953 v. Ch. regiert haben, und dieser Schwächling, dem andere Schriftsteller eine freiwillige Abdankung zuschrieben, verließ im 2358sten Jahre den Thron. Die Länge der Regierungsjahre dieser Herrscher ist so bedeutend, daß man beinahe annehmen muß, sie haben vor der Sündfluth gelebt; und ist dieß der Fall, so verdankt man dem Noah ihre Geschichte.

So weit nun das Sagenalter. Vergleicht man es mit dem der Griechen, so findet man weder einen Herkules, noch einen Theseus, und die alten Chinesen nehmen sich sehr in Acht, um nicht auf einen Argonauten-Zug zu gehen, oder sich den Abenteuern eines trojanischen Krieges zu ergeben. Bei ihnen ist alles Sächlichkeit. Die späteren Geschichtschreiber, welche uns diese Beschreibung überliefert haben, konnten sich ganz und gar keinen andern Zustand der Welt denken, wie den, welchen sie täglich vor Augen hatten. Daher fehlt die Kindlichkeit der ersten Menschheit, und obgleich die Civilisation stufenweise ihren Gang geht, so sind doch die Sprünge zu groß, um den Schein der Wahrheit zu bewahren. Daß China sehr früh seine Bildung erhielt, ist unzweifelhaft, und daß dieß geschah während eines Zeitraumes wo noch Niemand daran dachte die verschiedenen Erfindungen aufzuzeichnen, ist auch denkbar. Wir mögen annehmen, daß die obigen Fürsten im Munde ihrer Nachkommen fortlebten. Dieß ist jedoch alles, was wir hierüber sagen können; den Schleier jener Zeiten zu zerreißen ist nicht in unserer Macht. Die himmlischen Schreiber haben dieß versucht, sie stehen aber in Betreff der Wahrheit und der Einfachheit ihrer Darstellungen weit zurück hinter den griechischen Poeten.

Zweite Periode.

Von Jao bis auf Kongfutse (2357—552 v. Ch.).

Ungewisse Geschichte.

Sündfluth.

Wir müssen diesen Zeitraum mit der Erzählung einer Begebenheit anfangen, durch welche das ganze Menschengeschlecht litt. Die Chinesen bemerken darüber, daß nach unserer Zeitrechnung 2297 v. Ch. die Fluth bis zum Himmel stieg, und die Berge umgab, und das ganze Reich überschwemmte. Nachher war alles eine Wüstenei und die wilden Thiere nahmen Besitz von den Wohnstätten der Menschen. Um dem ungeheuren Verderben zu steuern, erwarb sich der biedere Jao (welcher mit Noah verglichen wird) die größten Verdienste. Das Elend war schrecklich. Er sandte den berühmten Schun (Schem) ab, um die Waldungen niederzubrennen und die Moräste auszutrocknen, während Ju nach vieljährigen unerhörten Arbeiten endlich glücklich genug war, durch Canäle und Oeffnung der Mündungen der Flüsse das Wasser wieder abzuleiten und die Erde bewohnbar zu machen. Kuen (Ham) war nicht im Stande dieß zur Ausführung zu bringen; allein seinem Sohn Ju gelang es so wohl, daß er das Land urbar machen konnte; er theilte es nachher in Districte ein, und legte auf die verschiedenen Bezirke die Abgaben nach ihren Erzeugnissen. Von den letztern hat man ein sehr genaues Verzeichniß, und unter den Producten findet man Zimmet, Edelsteine, Gold und Silber; unter den Manufacturen Kunsterzeugnisse, welche erst der Luxus späterer Menschenalter hervorruft. Auch brachten die Barbaren von den östlichen Inseln (Japan?) Tribut, und unter andern Stoffe, die wie aus Muscheln zusammengewebt schienen. Die Karte, welche

der gute Ju verfertigte, wird noch jetzt aufbehalten, und man kann darin die Grundlinien des Reiches so ziemlich erkennen, sowie die außerordentlichen geographischen Umwälzungen, welche seitdem stattgefunden haben.

Die Chinesen sind daher nicht so sehr im Dunkeln über die wichtige Epoche der Sündfluth wie die Griechen, Indier und Mexicaner und andere alte Völker, obwohl die Sagen eines jeden darauf hinweisen. Allein während Kongfutse mit diesem Zeitpunkt seine Erzählung anfängt, so läßt er doch den Jao durch alles Unglück regieren, und bevölkert in wenigen Jahren das Land so stark, daß schon ziemlich richtige geographisch-statistische Berichte gesammelt werden können; die Bildung des Volkes scheint in einer sehr kurzen Zeit den Sprung von Jahrhunderten gethan zu haben. Dieß ist ganz in Uebereinstimmung mit dem historischen Charakter des Volkes, und daher müssen wir uns darüber nicht wundern. Noch ist es nöthig zu fragen, wie bei einem solchen hohen Wasser das menschliche Geschlecht am Leben bleiben konnte, da wir doch Landbewohner sind und nicht den Fischen gleich in dem unendlichen See herumplätschern konnten. Wie war es thunlich für den Ackerbauer sein Geschäft zu treiben, da das Bett der größten Flüsse sich durch die gewaltigen reißenden Wasserfluthen veränderte, und bekanntlich die Hauptplätze der chinesischen Ansiedlungen in den Niederungen des gelben Flusses und des Jangtse aufgeschlagen waren? Nach reifer Untersuchung bleibt daher nichts übrig als zu vermuthen, daß Kongfutse, der erste, welcher von der Sündfluth Erwähnung macht, diese Ueberlieferung unter dem Volke vorfand, und sie zur Erreichung seiner Zwecke, wovon mehr gleich unten, einkleidete, ohne sich um die Widersprüche, worein er sich verwickelte, zu bekümmern. Für uns ist es genug zu wissen, daß die Sündfluth auch durchs himmlische Reich hinwogte.

Jao.

Viele Philosophen haben ihre Lehren geschichtlich eingekleidet, um denselben größere Deutlichkeit und Kraft zu geben; allein Niemand hat mit solcher Bestimmtheit sein System historisch dargestellt, wie der Weise China's. Was er Gutes in dem Regenten wünschte, was er Vortreffliches in dem Minister

dachte, was er Nothwendiges in den Unterthanen zur Grundlage aller menschlichen Gesellschaft sich vorstellte, was er endlich unerläßlich in dem Kinde hielt, alles hat er auch in seinem Jao, Schun und Ju angezeigt. Sie besaßen alle Weisheit, alle Tugend, waren ohne Fehl, verstanden das Ganze, und handelten mit solcher Trefflichkeit, daß ihre Nachkommen nichts anderes zu thun hatten, als nur ihrem Vorbilde zu folgen. Nach ihnen gibt es keine weitere Verbesserung, keine höhere Moral, keine Erkenntniß; in Jao, Schun und Ju war alles begriffen, und um vollkommen gut zu seyn, durfte man nur werden was sie zuvor gewesen waren. Betrachtet man die Fürsten aus diesem Lichte, so wird man das Folgende besser verstehen.

Ein rother Drache hatte sich bei der Empfängniß des Jao gezeigt; denn diese Wesen sind in China immer beschäftigt, sobald ein edler Mensch ins Daseyn gerufen werden soll. Die Buddhisten führen sogar den Rath der Götter auf, nach deren Beschluß die Weisen ins Leben herabsteigen; sie lassen Feen, Genien und gar Sternen den Befehl geben, damit sie sich mit dem Fleische der Menschheit umkleiden. Dem Jao wurde jedoch eine solche große Ehre nicht zu Theil. Schon früher sich den Staatsgeschäften widmend — denn er war weiser als alle seine Zeitgenossen — weigerte er sich in seinem 20sten Jahre dem schwachen Bruder den Thron zu entreißen. Als er aber einmal darauf saß, da war es auch mit der schlechten Regierung für immer geschehen. Das Vornehmste, was wir von ihm besitzen, sind die trefflichen lakonischen Reden, politischer, religiöser oder allgemeiner Art, welche er an seine Minister und Diener hielt, die uns der chinesische Weise, obwohl in sehr dunkler Sprache, aufbewahrt hat. Gab es wohl schon zu seiner Zeit Schnellschreiber, wie jetzt im englischen Parlamente? Groß und erhaben waren seine Gedanken; er war fromm, nüchtern, einfach, mit durchdringendem Verstand begabt, um alles zu erfassen und zu berichtigen. Vorzüglich aber glänzte er in der Wahl seiner Beamten. Eine ganze Versammlung von Räthen konnte ihn nicht überreden einen ausgezeichneten Staatsmann in Dienst zu nehmen; denn dieser Herr war nur groß unter außerordentlichen Umständen, unbedeutend und unsicher hingegen, wenn es die gewöhnliche und alltägliche Verwaltung des Reiches galt. Und Jao

hatte Recht; er wendete durch seine abschlägige Antwort eine Empörung ab. So konnte es daher nicht fehlen, daß der Ruhm seiner großen Geistesgaben sich bald verbreitete; ein Fürst eines Stammes der südlichen Barbaren war davon so gänzlich durchdrungen, daß er, um dem großen Fürsten zu huldigen, nach der Hauptstadt kam. Dem Jao machte er eine Schildkröte zum Geschenk, deren Schale mit den alten Charakteren überschrieben war. Wie außerordentlich war aber das Erstaunen, als ein großer Alterthumskundiger die Geschichte des Reiches von den frühesten Zeiten an darauf geschrieben fand. Das war denn auch ein Fund ohne Gleichen! Das gelehrte Geschöpf brachte dadurch sein ganzes Geschlecht in guten Ruf, den alle Schildkröten bis auf diesen Tag genießen. Sie werden daher sehr viel in Wahrsagungen gebraucht, und wissen so viel von der Zukunft wie von der Vergangenheit. Der Vogel Greif und Phönix stellten sich natürlich auch wieder ein; denn beide finden ihr Bestehen im Sonnenglanze guter Regierungen, und nie anders. Auch regnete es zu dieser Zeit Manna.

Jao war der Jagd sehr ergeben; allein wenn er sich damit vergnügte, so richtete er es dergestalt ein, daß er innerhalb fünf Jahren das ganze Land durchreiste, an jedem Orte alle Klagen und Vorstellungen hörte, und die Berichte der Beamten einsammelte, während er eine Untersuchung über ihr Betragen und ihre Maßregeln anstellte. Oft fuhr der Kaiser in seinen Staatskleidern, geschmückt mit dem Diadem, auf einem rothen Wagen umher, vor welchem ein Schimmel gespannt war, und besuchte die Hütten der Armen, Waisen und Wittwen; über Alle Glück und Zufriedenheit verbreitend. Das Volk jauchzte auch vor Freude und Wonne, und nie war ein Fürst mehr geliebt. Mit dieser Leutseligkeit jedoch verband der alte Jao große Strenge; denn mehrere seiner Minister wurden des Landes verwiesen und unter die Barbaren verbannt, mit dem Auftrage sie gesittet zu machen, und sie thaten auch ihr Bestes zur Erfüllung dieses Befehles. Die Strafen, welche er in Vereinigung mit seinen Großen vorschrieb, waren fürchterlicher Art; sie bestanden in Verstümmelung und den schmählichsten Todesstrafen. Dennoch sagt Kongfutse, daß Jao's Tugend das ganze Land tugendhaft gemacht habe: demnach mu man das grausame Gesetzbuch nur zum

Schrecken der Uebelthäter und zur Vermeidung der Verbrechen gebraucht haben. Allein alle Nationen haben ihre goldene Zeit im Nachklange vom Paradiese, wo Unschuld herrschte, wo Sünde unbekannt war, wo gänzliche Glückseligkeit den Menschen anheim fiel. Und dieß ist bei den Chinesen die Periode des Jao.

Von den Thaten des Jao hat man sehr wenig aufgezeichnet. Sein Zug gegen die südlichen Barbaren wird von Einigen bezweifelt, da ja sein Beispiel hinreichend war, die Wilden gehorsam zu machen, und ohne einen Schwertschlag zum Gehorsam zu bringen. An dem Kalender, welcher schon wiederholt verändert worden war, fand Jao auch Mängel und verbesserte ihn mit Beihülfe seiner Astronomen Ho und Hi, welche mit Andern große Beobachtungen der Sterne in den verschiedenen Gegenden des Reiches, nach der Weise unseres Zeitalters anstellten. Da wurde auch eine Himmelskugel im Kleinen verfertigt, auf welcher man die verschiedenen Sterne durch Edelgesteine darstellte. Sie war so außerordentlich gut gemacht, daß das ganze Universum, nach den abgezeichneten Graden, mit allen seinen Bewegungen und Umwälzungen genau erkannt werden konnte. Um aber die Nachforscher weiter zu unterstützen, entstand eine astronomische Pflanze, die nach den Monden und Jahreszeiten blühte und vertrocknete, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß man ohne in den Almanach zu sehen, schon an diesem Stäudlein den Tag und die Stunde ersehen konnte. Die Chinesen scheinen es daher in der Sternkunde weiter als die Chaldäer gebracht zu haben; jedoch mußten sie sich nach 2000jährigen Fortschritten der Araber bedienen. Jetzt machen sie ihre Berechnung nach den Anleitungen welche sie von Europäern empfangen haben, und zwar nur mechanisch. Auch haben sie noch nicht gelernt, die Astronomie von der Astrologie zu scheiden. Die Vorstellung des Jao, daß die Erde im Himmelsgewölbe wie der Dotter in der Eischale schwimme, haben auch die Neueren beibehalten. Dieser Kaiser liebte auch, wie alle seine Vorgänger, die Musik, und man kennt selbst heutigen Tags noch verschiedene Stücke unter seinem Namen.

Das Alter stellte sich bald ein, und Jao sah sich nach einem Gehülfen um: diesen fand er in einem armen Mann, Schun, den er nicht allein bewunderte, sondern den auch alle Hofleute

empfahlen. Dieser Schun war ein Abkömmling der frühern Kaiser, oder wie Einige wollen, unter den Barbaren geboren; seine Gesichtsfarbe war schwärzlich, und er maß sechs Fuß. Andere sagen zehn Fuß. Bei solcher Statur besaß er einen sanften Geist, so daß die üblen Launen seiner Stiefmutter, die Gleichgültigkeit seines Vaters, und die Niederträchtigkeit seines Stiefbruders Siang in ihm nie die kindliche Liebe austilgen konnten; selbst im Alter von 50 Jahren, nachdem ihm die höchsten Ehrenstellen zu Theil geworden waren, seufzte er oft, daß er nicht im Stande gewesen sey die Liebe seiner Eltern sich zu erwerben. Der alte Jao gab ihm seine zwei Töchter zu Frauen, welches sein Vater zu verhindern suchte, und bestellte seine Söhne zu Schuns Dienern. Jao hatte gehört daß, da Schun noch als Bauer in einem Dorfe lebte, alle Einwohner ihm willig gehorsamten; später wurde er ein Fischer und man bezeigte ihm auch alle Ehre; dann wußte er endlich in dem Stande eines Töpfers gleichfalls allen Leuten Ehrfurcht einzuflößen. So groß war seine Tugend daß, wohin er sich auch nur wenden mochte, die Leute von deren Zauber ergriffen wurden, und sogleich darnach handelten. Von ihm rührte der Spruch her, daß Tugend sich mit größerer Schnelligkeit als die eines Reiters verbreite. Die chinesischen Weisen fügen hinzu, daß jeder Fürst durch seinen Wandel denselben Einfluß ausüben könnte. O wäre dieß nur wahr, wie vortrefflich würde dann das Menschengeschlecht und am meisten die himmlischen Einwohner seyn!

Als Schun nun mit zwei Frauen verheirathet war, nöthigte ihn sein Bruder auf eine Scheune hinaufzusteigen, und ließ dann das Gebäude in Flammen auflodern. Vorher hatte er in Vereinigung mit dem Vater versucht, ihn in einem Brunnen zu ersticken. Schun stieg leise herab und zog sich in das Gemach seiner Frauen zurück. Plötzlich brach der ungestüme Bruder herein, denn er hatte, seines Todes gewiß, vorher mit seinem Vater schon berechnet wie viel er gewinnen würde, und wie er sich auch seiner zwei Schwägerinren bemächtigen könnte. Dort fand er den Todtgeglaubten, und Siang, von Scham erfüllt, wagte nicht ein Wort zu sagen. Da Schun sich stets beeiferte, die Pflichten eines guten Kindes zu erfüllen, und oft weinend gen Himmel sah, als er das Zutrauen der Eltern nicht gewinnen

konnte, so wird er als das größte Beispiel kindlicher Liebe aufgestellt.

Anfangs war er zu demüthig um sich auf den Thron zu setzen, später sah er den Willen des Himmels darin und dankte den Göttern, Hügeln und Strömen, als Theilen des Universums; auch brachte er dem Allerhöchsten ein Opfer dar, welches nur den Fürsten vorbehalten ist. Ungefähr 28 Jahre war er der Genosse des Jao; als dieser starb (2255), ordnete er eine dreijährige Trauer durchs ganze Reich an, die auch sehr getreulich vom Volke beobachtet wurde.

Schun war zu bescheiden, um sich sogleich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Nachdem die Zeit der Trauer verflossen, zog er sich von der Hauptstadt zurück, um dem Sohne des Jao den Thron zu überlassen. Dieser jedoch war ein unbändiger Mensch, und daher beschloß man auf einer Versammlung der Großen, daß Schun den Scepter führen sollte. Da sah der alte, biedere Mann, daß dieß der Wille des Himmels sey, und fing nun im rechten Ernst die Regierung an, die er überdieß durch lange Erfahrung vom Grunde aus verstand. Er rief dann seinen Vater zu sich und machte den ungeschliffenen Bruder Siang zum Statthalter einer Provinz, allein er gesellte ihm weise Räthe bei, um ihn im Zügel zu halten. Schun war ein Freund der Musik, spielte selbst auf der Guitarre und andere Instrumente, dichtete Gesänge, sang sie selbst und componirte neue Stücke. Seine Bemühungen für die Wohlfahrt des Landes wurden mit großem Erfolge gekrönt. Ihm war es von höchster Wichtigkeit, feste Normen in der Verfassung des Reiches anzuordnen; er führte diejenige Ordnung ein, welche man bis zu diesem Tage beibehalten hat. Die Reden, welche er bei der Einsetzung der neuen Staatsdiener hielt, hat man sorgfältig aufbewahrt; allein die Kürze der Ausdrücke macht viele Stellen ganz unverständlich. Was er damals sagte, war neu; jetzt aber könnte man seine Gespräche nur als die Darstellung allgemeiner Wahrheiten, vermischt mit Trugschlüssen, betrachten. Obgleich das Meiste nur theoretisch ist, so liegt es dennoch der ganzen chinesischen Gesetzgebung zu Grunde; obschon es nie ganz in Uebung gebracht werden kann, so ist doch die treffliche Richtung durchaus nicht zu läugnen.

Schun war sehr gewandt vermittelst Anspielungen zu belehren, und daher ließ er auf die Staatskleider der Mandarine solche Sinnbilder sticken, die ihnen zugleich ihre Pflicht als treue, eifrige, unbestechliche und über alles Weltliche erhabene Beamten ins Gedächtniß riefen. Auch rief er sie oft zusammen und ermahnte sie dergestalt, daß wenn nur ein Drittheil der Aufmunterung von ihnen beherzigt wurde, das ganze Reich keine bessern Obern haben konnte. Die Abgaben sollten sehr gering seyn, die Ausübungen der Gesetze streng und gerecht, der Mandarin immer das Vorbild des Volkes, Güte des Herzens der Beweggrund alles Thuns. Zu diesem Zwecke verhörte er sie alle drei Jahre einmal. Er selbst unterrichtete sie in der Ausübung der Tugend und der Beobachtung der heiligsten Pflichten. Den Héutsi bestätigte er in der Oberaufsicht des Ackerbaues, denn zu seiner Zeit war der Ueberschwemmung wegen oft Hungersnoth unter den Leuten. Schun dachte, daß das beste Mittel zur Erziehung gehorsamer Unterthanen die Fülle aller nothwendigen Dinge sey, da ohne diese die Noth der Einzelnen jeden Keim des Guten erstícke. Die Gesetzpflege war für ihn jedoch nicht hinreichend um das Volk auf dem rechten Wege zu erhalten, sondern er errichtete überdieß ein Tribunal der Sitten und Gebräuche, um über das Betragen im Aeußern streng zu wachen und Höflichkeit nach Regeln vorzuschreiben.

Ju, welcher sich schon früher sehr ausgezeichnet hatte, wurde von ihm zum Aufseher der Wälder, Seen und Ströme angestellt, wo er sehr gute Dienste leistete. In seinem Zuge gegen einen aufrührerischen Vasallen bewies er sich leutselig, konnte jedoch den Starrsinn des Rebellen nicht bezwingen. Daher unterhielt er sich mit einem Weisen, der ihm im Lager allerhand gute Lehren einflößte, wodurch Ju bedeutend gewann. Als ihn nachher Schun (2223) zum Thron rief, den er rühmlich mit ihm theilte, war er sehr wohl in allen Geschäften bewandert. Nachdem beide Kaiser ihre Macht begründet sahen, so setzten sie eine Pauke vor die Thür ihres Palastes, und wenn Jemand eine Gegenvorstellung zu ihren Maßregeln machen oder sich beschweren wollte, so trommelte er nur, und seine Bittschrift wurde sogleich in Betracht gezogen. Es war jedoch auch ein Stück Holz vorhanden,

worauf der Verleumdete schlagen konnte, um sich gegen seine Ankläger zu verantworten.

Was wir von Schun wissen, sind seine Reden, nicht seine Thaten; handelte er aber, wie er sprach, so gab es keinen besseren Fürsten. Auf einer seiner Reisen durchs Land, deren er viele unternahm, starb der gute Fürst (2208) von allen betrauert, denn seines Gleichen war nicht mehr auf dieser Erde.

Die Hia = Dynastie.

(2207 — 1765 v. Ch.)

Ju war einziger Kaiser, als er schon 83 Jahre alt war. Wir haben schon gesehen welch ein Mann er gewesen seyn muß; er war es der die größten Canäle grub, und daß dieß viel Mühe und Arbeit kostete, kann man sich leicht denken. Er machte überdieß Straßen, hieb Wälder nieder und trocknete Sümpfe aus, so daß er oft viele Jahre lang nicht einmal nach Hause zurückkehrte. Seine Hände waren so hart wie die eines Schmiedes, und er war gegen alle Witterung vollkommen abgehärtet. Er unternahm diese riesenhaften Arbeiten, um seinen Vater von Schmach und Strafe zu erlösen, denn dieser war damit beauftragt worden und nicht im Stande den Befehl auszuführen. Allein bald darauf ward es ihm zum Vergnügen die unwegsamsten Strecken zu durchreisen und geographische Beobachtungen anzustellen. Dazu halfen ihm auch die Götter, mit denen er große Gemeinschaft pflegte, und gleichfalls ein altes Buch von Hoangti mit einer sehr wichtigen Inschrift, die er zufällig auffand. Bis zum Kuanlungebirge am Kokonor, dem höchsten der Erde, wovon das Himalaja nur ein Zweig ist, drang er vor und machte große Entdeckungen. Um seine Karten zu verewigen und zugleich den Einwohnern die Furcht vor Gespenstern und Waldungeheuern zu benehmen, machte er neun Dreifüße und grub sie darauf ein; der Besitz derselben sicherte in der Folge die Herrschergewalt über das ganze Land. Seine Entdeckungen sind ganz unglaublich; denn auch im Reiche der Natur erforschte er das Entlegenste und Geheimnißvollste, so daß er sehr wohl den Namen des chinesischen Plinius verdient. In einem Werke, das den Titel Schanhaiking trägt, hat er sich Mühe gegeben recht unterhaltende Be=

schreibungen über Gegenstände aller Art zu geben. Wohin er auch kam, da wurde Freude und Wohlwollen verbreitet; selbst die Tiger verloren ihre Wuth, die Krokodile tanzten im Wasser und der Drache sowohl als die Schildkröte kamen zum Vorschein, um doch einmal den wundervollen Mann zu sehen. Er wirkte auch immer wohlthätig, speiste die Alten, ernährte die Waisen und kaufte verschiedene Kinder, welche die Eltern ihrer Armuth wegen verkauft hatten, aus der Sklaverei los. Die Götter zürnten daher seiner nicht, und er konnte getrosten Muthes vor dem Allerhöchsten erscheinen. Dessenungeachtet hatte er den Gram, den Leichnam eines Erschlagenen auf dem Wege liegen zu sehen, gab sich aber selbst die Schuld, daß er den Mord nicht verhütet hätte. Als er bei einer andern Gelegenheit Verbrecher, die zum Tode verurtheilt waren, ins Gefängniß bringen sah, da seufzte er und bemerkte, daß es anders in den Zeiten des Jao und Schun gewesen; denn damals suchte jeder diesen Kaisern in Tugend gleich zu werden, während jetzt das Volk seinen eigenen verderblichen Meinungen folgte. Ohne Belohnung wurde es zu jener Zeit zum Guten angespornt und ohne Strafen fürchtete es das Böse, während zu seiner Regierung beide üblich waren.

Es war jedoch die Demuth, welche den Ju solche Bemerkungen zu machen hieß. Seine Tugend war hinreichend um neue barbarische Stämme durch Lehre und Rath zu gesitteten Menschen zu machen; und was kann man mehr von der Kraft des Vorbildes eines einzigen Menschen erwarten. Um aber alles zu benutzen, was ihm in der Regierung von Wichtigkeit war, so verordnete Ju, daß eine Glocke und verschiedene metallene Platten aufgehangen würden, worauf die Gelehrten, welche Mittheilungen zu machen hätten, zu schlagen hätten. Für jedes Fach war ein besonderes Gestell errichtet, so daß selbst der Klang die Art des Unterrichts, der dem Kaiser werden sollte, andeutete. Philosophen regierten das Land, und der Versammlungsort der Weisen war der kaiserliche Palast. Welch eine Zeit, wo Ju, an seinen eigenen Talenten verzagend, den weisesten seiner Minister auf den Thron erheben wollte, um ihm beizustehen, gerecht und gut zu regieren! Dieser erfahrene Staatsmann starb aber unglücklicherweise, ehe er diese Ehre genießen konnte. So lebte

Ju, und mit Recht trägt er den Namen des Großen. Mit ihm endigt die Reihe vollkommener Regenten. *)

Bisher war China ein Wahlreich gewesen, daher bestimmte der große Ju auch seinen Amtsgenossen Péi als seinen Nachfolger, hoffend daß die Großen ihn auf den Thron erheben würden. Allein nach seinem Tode bekümmerte sich Niemand um den greisen Regenten, sondern die Vasallen eilten den Sohn des Kaisers Ju, Ki genannt, der Krone würdig zu erklären. Dieser rüstige und kluge Mann nahm auch sogleich (2197) davon Besitz; er setzte jedoch seinen Gegner nach dessen Tod unter die Kaiser, so daß er im Hades die Ehre genoß, welche ihm auf Erden versagt worden war. Nachher gab er den Großen ein herrliches Gastmahl, wo viele Reden gehalten und recht erhabene Wünsche ausgesprochen wurden. Von diesem Zeitpunkt an folgte der Sohn dem Vater in der Regierung, und so wurde Ju der Ahne einer ganzen Reihe von Kaisern, die unter dem Namen der Hia-Dynastie bekannt sind.

Ju hatte seine ganze Zeit dem Ackerbau gewidmet und es als ein Grundgesetz des Reiches erklärt, daß jeder Krieg vermieden werden müsse; daher schleifte er auch die Vesten des Landes, weil diese Gelegenheit zum Streit und zu Belagerungen geben möchten. Allein Ki dachte anders, und als einer der Herzöge nicht zum Reichstag gekommen war, so kündigte er ihm im Namen des Himmels Krieg an, denn die Kaiser China's, als Vermittler dieser höheren Macht, fechten nur zu seiner Ehre. Man hatte damals schon Wagen und Reisige im Heere und stellte die Soldaten in Schlachtordnung auf. Die kaiserlichen Truppen erfochten aber nicht sogleich den Sieg; Ki hielt daher sehr lange Reden an sie, bis sie endlich ermuthigt dem Feinde eine gänzliche Niederlage beibrachten. Dieß war die einzige That des Ki, wovon Meldung gemacht wird.

Wir kommen nun zu Fürsten, welche wie alle Sterblichen mit Untugenden und Lastern befleckt sind; von den meisten sind wenige Thaten, der Erwähnung werth, aufgezeichnet worden. Taikang war (2188) der Nachfolger des Ki, und da er glaubte, daß

*) Man findet viel Interessantes und Wunderliches über diese Kaiser in dem Isse, dem vollständigsten Werke dieser Art.

der Ruhm seiner Vorfahren hinreichend sey um ihm die Krone zuzusichern, so ergab er sich dem Vergnügen der Jagd und kam oft ganze Monate lang nicht nach Hause. Dieß benutzte der Minister I und nahm ihn gefangen, als er am wenigsten zum Widerstande bereit war. Nachdem er Taikang eingesperrt hatte, erhob er dessen Bruder Tschongkang (2159) zum Kaiser. Unter der Regierung dieses Fürsten ereignete sich der außerordentliche Fall, daß die Sterndeuter Ho und Hi eine Sonnenfinsterniß anzuzeigen vernachlässigten, denn sie waren der Wollust und dem Branntwein ergeben. Dieses Getränk hatte man während der Zeit des großen Ju erfunden. Als der alte Fürst den vortrefflichen Geschmack pries, sagte er auch zugleich vorher, daß dem Reiche dadurch sehr großer Schade erwachsen würde, worin er sicherlich Recht hatte. Allein obgleich diese Gelehrten Trunkenbolde waren, so hatten sie doch ein Heer zur Seite, vielleicht das einzige, welches je einem Astronomen zu Gebote stand. Daher mußte der Kaiser nach verschiedenen Aufforderungen an seine Soldaten, tapfer zu kämpfen und die Aufrührer sogleich zu vertilgen, mit einer Armee ihnen entgegengehen. Hi und Ho konnten nun nicht entkommen, wurden geschlagen und nachher enthauptet.

Siang, der Nachfolger des Tschongkang (2146), gab sich ganz den Wünschen des Ministers I hin. Dieß war ein Mann, der sehr große Tugenden besaß, aber sehr ehrgeizig war. Unter der vorigen Regierung schickte man einen Mann herum, der ein Glöckchen läutete um die Beamten sowohl als gemeinen Leute aufzurufen, wenn Jemand etwas wider die Staatsverwaltung einzubringen hätte, es dem Kaiser zu berichten. Allein das Betragen des I war so untadelhaft, daß der Kaiser ihm den Befehl eines Heeres, welches gegen die Aufwiegler an die Gränze marschirte, anvertraute. Er siegte nicht allein, sondern brachte durch weise Maßregeln diese Leute zur Ueberzeugung, daß sie sich durch ein treffliches Leben würdig machen müßten unter den kaiserlichen Fahnen zu dienen. Dazu verstanden sie sich, und I, dessen Ruhm nun den höchsten Gipfel erreicht hatte, bemächtigte sich der ganzen Gewalt. Der Kaiser, erzürnt über solche Anmaßung, zog sich in die entfernten Provinzen zu seinen Verwandten zurück; er wurde jedoch durch große Versprechungen wieder nach der Hauptstadt gelockt, und endlich als er zu spät einsah, daß sein

ganzes Ansehen verloren gegangen, mußte er dem Machträuber huldigen. Dieser hatte sich mit Hantsu, einem der abgefeimtesten Ränkemacher, verbunden. J war der beste Schütze seiner Zeit; er ging mit Hantsu auf die Jagd und wurde von Meuchelmördern getödtet. Hantsu beredete nun J's Sohn daß dieß auf Anstiften des Kaisers geschehen wäre. Beide rafften darauf ein Heer zusammen, schlugen die Armee ihres Fürsten, tödteten den letzteren sowohl als seinen ganzen Anhang (2097), und Hantsu erklärte sich nun zum Kaiser. Die ganze Linie der Herrscher würde vertilgt worden seyn, hätte die Kaiserin, die schwanger war, sich nicht eiligst in einen Winkel des Reiches zurückgezogen. In den Gebirgen kärglich lebend und vergessen von dem ganzen Volke brachte sie den nachmaligen Kaiser Schaokang zur Welt. Dieser ward ein wackerer hübscher Knabe und erwarb sich großen Ruhm unter den nachbarlichen Hirten. Ein Verräther jedoch entdeckte seine Geburt; er mußte fliehen um den mordsüchtigen Plänen des Hantsu zu entgehen. Schaokang wurde nun ein Küchenjunge in dem Palaste eines Statthalters, und dort gewann er einen solchen guten Namen, daß sein Herr ihn zum Beamten eines kleinen Bezirks ernannte und ihn nachher mit zweien seiner Töchter verheirathete. Seine Verwaltung war so vortrefflich, daß selbst Hantsu, der jedoch von seiner Abkunft nichts wußte, ihn lobte und als Beispiel aufstellte. Da man ihn so allgemein bewunderte, gab er sich seinem Wohlthäter zu erkennen. Dieser schloß mit dem benachbarten Gouverneur einen Vertrag, brachte eine Armee zusammen, die Schaokang befehligte, und schlug den Hantsu gänzlich. Nachdem die Aufrührer das Leben verloren hatten, regierte der rechtmäßige Fürst noch viele Jahre, that aber nichts Rühmliches. Die Opfer am Grabe des großen Ju wurden wiederhergestellt, und dadurch bewies Schaokang seine kindliche Liebe.

Von den folgenden Fürsten Schu (2057—1837), dessen Tapferkeit man rühmt, Hoai, Mang, Sin, Pukiang, Kiong, Kin, Kongkia, Kao und Fa, wissen wir nur die Namen, allein keine Thaten. Die Nation war damals sehr versplittert; die Großen des Landes hatten sich zu viel Macht angemaßt, als daß man sich um die Kaiser hätte bekümmern wollen. Diese lebten dann auch ganz gemächlich und ließen alles seinen Gang gehen.

Der letzte dieser Linie war Likue, gewöhnlich bloß Kie geheißen; sowie früher Kongfutse Muster von Tugenden aufgestellt hatte, so wollte er auch die Thaten eines Ungeheuers beschreiben. Hiezu diente Kie, ein Mann von unzähmbaren Leidenschaften und ohne Erziehung, welcher sogar die Ansichten des Jao und Schun nicht kannte. Allein er würde sich ruhig verhalten haben, wenn ihm nicht ein sehr schönes Mädchen, die verruchte Meihi, zur Gesellschafterin beigesellt worden wäre. Während nun ein Nachkomme des Héutsi sich beschäftigte um die Barbaren im Ackerbau zu unterrichten, und Tschingtang, der nachher den Thron bestieg, sich allgemeine Liebe erwarb und selbst die Jagd nicht leiden wollte, weil dadurch die Felder zerstört wurden, so schwelgte Kie ruhig mit seiner Geliebten. Er hatte eine ganze Menge der wohlgebildetsten Dirnen im hinteren Palaste versammelt, wo die Zeit mit Unzucht, Völlerei, Sängern und Schauspielern verbracht wurde. Es wurden sogar Jünglinge und Mädchen zusammengetrieben, um durch ihren Umgang die Kaiserin zu ergötzen. Um es noch ärger zu machen, verfertigte Kie einen Teich voll von Branntwein, und wenn sich die Leute, welche dazu eingeladen wurden, reichlich betrunken hatten und sich nachher ertränkten, dann freute sich Meihi herzlich. An den Ufern hatte man eine ganze Menge von Lebensmitteln wie Hügel aufgehäuft, von denen die Gäste so viel essen mußten, daß sie kaum im Stande waren zu gehen. Die Zimmer, welche die Kaiserin bewohnte, waren mit Juwelen ausgelegt und die herrlichsten Stoffe kaum gut genug für ihre Fußsohlen. Die Auflagen wurden daher sehr bedeutend erhöht, die Reichen wie Missethäter behandelt, und das Land versank in die tiefste Armuth.

Die Staatsmänner welche den Unmenschen vermahnten, büßten ihre Verwegenheit mit dem Tode. Zu der Zeit lebte der weise Minister Ijin, der diesen Gräueln nicht länger zusehen konnte, und daher schlug er sich mit andern vorzüglichen Leuten zum Tschingtang. Dieser war gerade dem Gefängnisse entkommen, wohin ihn sein freimüthiges Betragen rücksichtlich des Begräbnisses eines vom Kaiser enthaupteten getreuen Dieners gebracht hatte. Ijin ließ sich bereden noch einmal den Hof zu besuchen, um zu sehen ob Kie nicht willig sey seinen Wandel zu ändern. Allein dieser glaubte sich seiner Macht zu gewiß und

daher entließ er den treuen Freund. Innerhalb drei Jahren hatten sich die bedeutendsten Männer zum Tschingtang versammelt, der in demselben Grade sparsam war und seine Unterthanen schonte, wie Kie sie tyrannisirt und ausgesogen hatte. Alles Gesindel war in der Hauptstadt und nicht weniger als 30,000 junge Weiber machten den Hofstaat. Daher war es etwas Leichtes den Tschingtang zu bereden die Waffen gegen den Wüstling zu ergreifen, denn Jedermann war dem Aufruhr günstig. Der weise Fürst wollte jedoch nicht eher damit den Anfang machen, als bis er aufs feierlichste den Allerhöchsten angerufen hatte, um nicht den Namen eines Rebellen zu haben. In einer einzigen Schlacht wurde das Schicksal des Kie entschieden; er widerstand nicht. Alles verloren gebend, begab er sich mit seinen Weibern und Kebsweibern auf ein Fahrzeug und erreichte einen abgelegenen Ort, wo er starb. Mit ihm endete (1765) die Hia-Dynastie.*)

Die Schang-Dynastie.

(1766 — 1123 v. Ch.)

Unter allen Fürsten, die auf dem chinesischen Thron saßen, hält Tschingtang den Vorrang als der frömmste; denn er unternahm keine That, ohne vorher öffentlich ein Gebet herzusagen. Daher war ihm auch der Himmel günstig, denn zwei Sonnen erschienen eines Tages und die Erde bebte, um anzuzeigen daß ein anderer Fürst sich des Reiches bemächtigen werde und daß die Regierung des Kie in ihren Grundvesten erschüttert sey. Tschingtang benutzte diese Winke, und als er zuerst seine Rede an die versammelten Großen hielt, schärfte er es ihnen ein, daß er seine Macht unmittelbar von dem höheren Wesen erhalten habe, der ihn, den Unwürdigsten, des Scepters würdig geachtet hätte. Wir haben schon erwähnt, daß Kie mit seinen Weibern flüchtete; andere Schriftsteller dagegen behaupten daß ihn Tschingtang des Landes verwiesen habe.

Dieser neue Kaiser unterhielt sich sehr viel mit dem Minister

*) Die einzigen ächten Quellen für diese Geschichte sind die Reden welche man in Schuking vorfindet; einige Gesänge im Buch der Oden haben auch darauf Bezug. Die Jsse enthalten vieles Außerordentliche, das man anderwärts vergeblich sucht; das Kangkien ist sehr dürftig.

Jjin, der ihm auch viele weise Lehren gab, welchen er unbedingt folgte. Jährlich untersuchte er die Verbrechen und Verdienste der Mandarine und richtete danach seine Strafen und Belohnungen ein. Aus seinem Leben ist uns nichts weiters aufgezeichnet als eine siebenjährige Hungersnoth, wodurch das Volk in großes Elend gerieth. Da gab sich Tschingtang öffentlich als die Ursache des Uebels an und betete in sehr demüthiger Stellung in einem Maulbeerenhaine zum Höchsten. Er hatte sechs Sünden begangen, die er auch bekannte. Nachdem er mit Reue gebeichtet hatte, da fiel ein Platzregen und befruchtete das lechzende Land. Zur Erinnerung an diese Begebenheit componirte er ein Musikstück, das man bis zum jetzigen Tag aufbewahrt hat. — Tschingtang war ein guter Kutscher und Schütze, zwei Fertigkeiten welche die Vornehmen des Landes sehr schätzten. Die erste ist bei Mangel von Wegen und Wagen ganz in Vergessenheit gekommen; die letztere wird noch mit großem Eifer erlernt, bloß des Vergnügens wegen.

Sonderbar genug fällt diese Theurung im Lande ums Jahr 1766 v. Ch., und dieß fällt bis auf einige Jahre mit dem in der Bibel erwähnten Ereignisse zusammen. Man hat oft behauptet daß Aegypten und China schon früh in Verbindung miteinander gewesen wären; denn zwischen beiden Völkern bestände eine gewisse Aehnlichkeit. Beide waren betriebsam, ordentlich, schon frühe den Gesetzen unterworfen, dem Ackerbaue so ganz lebend und ihren Fürsten ohne Widerrede huldigend. Die Chinesen bebauten auch ein Delta, obgleich ein viel ausgedehnteres; sie befleißigten sich der Astronomie und Wissenschaften, wozu die sehr frühe Erfindung der Bildschrift das ihrige beitrug. Dagegen waren die Aegyptier beschränkt in der Anordnung der menschlichen Gesellschaft; sie hatten ihre Kasten, waren Sklaven des Aberglaubens und erkannten eine Hierarchie, welche die Gebieter China's in ihrer Person vereinigten. Ob je diese zwei Nationen von ihrem gegenseitigen Bestehen etwas wußten, ist sehr zweifelhaft. Im Westen Asiens blühte ein anderes Reich, das assyrische auf; allein mit allen den Vortheilen, welche seine Lage ihm zusicherte, und dem großen Aufwande in Bauten konnte es nicht mit China Schritt halten. Während dieß festen Muthes mit dem Pfluge Eroberungen machte, wurde das Schwert Assy-

riens zerbrochen, und die Nation verlor sich unter ihren Erobe-rern. So gewiß ist der Untergang aller streitenden Völker.

Die Schwachheit der Schangfürsten ließ den Vasallen freien Lauf sich in ihren Besitzthümern zu befestigen und sich meist un-abhängig zu machen. Wie an der einen Seite die Cultur durch die Nacheiferung der Fürsten unter einander sehr viel gewann, so wurde an der andern das Reich durch Streithändel zerrüttet.

Der Nachfolger des Tschingtang (1753) war sein Enkel Taikia, ein Jüngling von ungestümen Leidenschaften. Ijin, der alte Minister, war noch am Ruder, und daher sperrte er ihn während der drei Jahre Trauer bei dem Grabe seines Groß-vaters ein und erlaubte Niemand zu ihm zu kommen. Während dieser Zeit regierte Ijin selbst, und überhäufte seinen Zögling mit solchen guten Lehren, daß er, als er das Mausoleum ver-ließ, das Volk liebte, die Wittwen und Waisen nie unterdrückte, und sich als einen trefflichen Regenten in jeder Hinsicht bewies. Nicht alle Kronerben würden solche Zucht ruhig ertragen haben.

Ijin war auch unter Wuting (1720—1691) sehr mächtig; er hatte jedoch sein hundertstes Jahr erreicht und war daher sehr besorgt einen würdigen Nachfolger zu ernennen. Als er starb, bewiesen die gleich darauf brausenden Stürme, wie viel das Land an ihm verloren hatte. Sein Begräbniß war kaiserlich und der Schmerz allgemein. Nie hatte wohl ein Minister ge-lebt, der so willkürlich Throne umstürzen und die Fürsten im Zügel halten konnte, ohne jedoch im geringsten von den edelsten Trieben abzuweichen. Wuting war ein guter Fürst und zog seinen Bruder Taikeng als Thronerben vor. Siaokia und Jongki (1666—1636) sind Schattenkaiser. Unter Taiwu wuchsen in wenigen Tagen zwei große dicke Bäume im Innern des Hofes, welches er als ein Warnungszeichen betrachtete, und daher be-trauerte und bereute der Fürst seine frühern Sünden, ahmte den alten Schun in seinen Tugenden nach, stiftete ein Hospital für abgelebte Leute, und hatte am Ende das Vergnügen, daß 16 Staaten ihm ihren Tribut sandten.

Während Tschongting das Reich regierte (1562—1549), machten die südlichen Barbaren große Einfälle, und die Lehens-fürsten verweigerten den Gehorsam. Es traf auch eine Ueber-schwemmung des gelben Flusses ein, welche sehr viel Schaden

anstiftete. — Waijin, Hotankia, Tsuje, Tsusin, Wukia und Tsuting (1549—1432) sind Kaiser die wir nur dem Namen nach kennen. Das Reich war in großen Nöthen, und die Gewalt der Fürsten war beinahe verloren.

Unter Jongkia (1408—1401) sank es noch weiter; allein Puankeng (1401—1373) war ernstlich bemüht, die herrlichen Zeiten des Tschingtang wieder herbeizuführen. Zu diesem Zwecke benützte er eine Ueberschwemmung des gelben Flusses, um seine Hauptstadt nach dem alten Sitze seiner Familie zu verlegen, und den Gehorsam seiner Untergebenen zu erproben. Bei dieser Gelegenheit fand er ungeachtet seiner trefflichen Ermahnungen, deren Inhalt uns der Schuking aufbewahrt hat, auch vielen Widerspruch. — Seine Beständigkeit jedoch siegte, die Getreuen folgten dem Zuge des Fürsten ins Land Jin, und dadurch rettete er sein Ansehen. Von dem neuen Wohnplatze erhielten seine Nachkommen von nun an den Namen Jin. — Sein Bruder Siaosin lebte nur dem Vergnügen, und Siaoji (1373—1323) war nachlässig und bekümmerte sich um nichts als um seine eigene Gemächlichkeit. Damals wurde der Grund zur nachfolgenden Herrscherlinie Tschéu gelegt. Der Stifter und Großahne war Kukong, ein Abkomme des Héutsi, dem es einfiel eine Stadt zu bauen. Die Liebe, welche er sich unter den Colonisten erwarb, brachte eine ganze Menge von Einwohnern herbei, und nachdem er dergestalt den größten Ort im ganzen China gegründet hatte, errichtete er Tribunale zur Gerichtspflege. Dadurch machte er sich berühmt, und die Edelsten des Volkes nahmen ihre Zuflucht zu ihm.

Wuting (1324—1265) hatte sehr guten Unterricht erhalten, deßhalb beobachtete er auch die Trauer um seinen Vater sehr streng, und verweilte schweigend drei Jahre bei dem Grabe. Als diese Zeit jedoch verflossen war, wollte er noch nicht seine Würde annehmen, denn er fühlte sich dazu viel zu schwach und unfähig. Als er einstens über seine Unwürdigkeit grübelnd eingeschlafen war, erschien ihm ein Mann im Traume, und es wurde ihm angezeigt, daß dieß sein Gehülfe seyn sollte. Die Erinnerung, welche er von dieser Erscheinung behielt, war so lebhaft, daß er am Morgen ein Bildniß davon zeichnen konnte. Mit diesem schickte er seine Diener hinweg, um das Original

aufzusuchen. Allein diese fanden den Ersehnten nicht unter den Hofleuten, nicht unter den großen Herren oder Beamten. Als sie beinahe ihre Nachsuchung aufgegeben hatten, da erblickten sie den Würdigen unter einer Menge von Arbeitern, und führten ihn sogleich zum Palast. Erfreut über den herrlichen Fund machte Wuting den Taglöhner zum ersten Staatsminister und hörte mit sehr großer Aufmerksamkeit seine Lehren an. Du mußt mir seyn, sagte er ihm, was das Ruder dem Schiffe, der Wetzstein dem Eisen, der Regen dem lechzenden Boden ist. Von diesem Augenblicke an wurde das Volk wieder glücklicher, sechs der Herrscher der südlichen Barbaren brachten Tribut, und während der Kaiser wider einen auswärtigen Fürsten drei Jahre Krieg führte, lebte das Volk friedfertig und zufrieden, denn die guten Zeiten des Tschingtang waren zurückgekehrt. Da Wuting dem letztern einmal ein Opfer brachte, flog ein Fasan auf seine Schulter und krähte. Darüber erschrack der Monarch sehr, es als ein Unglückszeichen ansehend; die Minister jedoch trösteten ihn, da eine gute Regierung immer Glück bringe, und sich durchaus nicht an solche Dinge zu kehren habe. Sein Sohn dachte anders darüber und betrachtete das Erscheinen des Vogels als eine heilbringende Botschaft. Er errichtete zu Ehren dieser Begebenheit seinem Vater einen Tempel und gab diesem den Namen von Kaotsong

Von Tsukeng und Tsukia wissen wir nur die Namen, und den einzigen Umstand, daß unter ihrer Regierung (1265—1218) das Reich mehr und mehr in Verfall gerieth; dasselbe gilt auch von Linsin und Kengting. Wuji war ein sehr gottloser Mann, der dem Himmel Trotz bot, einen Götzen aufstellte, und nachher verschiedene Pfeile in die Höhe schoß um sich am Himmel zu rächen. Als er aber einmal auf der Jagd war, da schlug ihn der Blitz todt, und so endigte der Freigeist sein Leben. Taiting machte große Hoffnungen rege, allein er starb sehr früh, und während der Regierung des Tiji, eines Schattenkaisers, wurde der Ruhm des Kukong, des Ahnen der folgenden Tschéu-Dynastie, allgemein verbreitet.

Wir sind nun bis zu Tschéusin, dem letzten dieser Herrscherfamilie, gekommen. Er wurde noch sehr jung (1154—1123) wider den Willen seines verstorbenen Vaters auf Anrathen der Großen

zum Thron erhoben. Tschéu war ein sehr starker Mensch, und im Stande mit eigenen Händen ein reißendes Thier zu ergreifen und festzuhalten. Seine Leidenschaften waren gleicher Art; in der Ausübung des Bösen fand er selten seines Gleichen. Wie früher Kie, war er auch mit einem der schönsten und zugleich niederträchtigsten Weibe vermählt. Nachdem er das Volk mit Abgaben und harten Erpressungen sehr gedrückt hatte, legte er einen herrlichen Hirschpark an, wo er die seltensten Thiere und unter diesen auch Einhörner mit großen Kosten versammelte. Er baute zugleich einen Palast, der mit Jaspis und andern prächtigen Steinen ausgelegt war, und etwa eine halbe Meile im Umfange hatte. Dort wurde nicht allein Völlerei, sondern auch die scheußlichste Unzucht unter den Augen der Kaiserin Tanki betrieben. Hier verlebte sie sechs Monate in allerlei Laster. Da man darüber seinen Unwillen ausließ und sie verachtete, so ersuchte sie ihren Gemahl die Strafen schwerer zu machen. Zu diesem Ende erfand man, wie einst Dionysius zu Syrakus, eine hohle eherne Säule, die, nachdem sie geheizt worden war und mit Fett überstrichen, von den Angeschuldigten umarmt werden mußte, um sie so lebendig zu braten. Wer dem Kaiser nicht schmeichelte, erhielt Stockschläge oder wurde vom Hofe verbannt. Tanki sah einst eine Menge von Leuten auf dem Eise an einem sehr kalten Wintertage gehen, und Tschéu befahl darauf, daß ihnen die Füße abgeschnitten werden möchten, um das Mark ihrer Gebeine zu untersuchen. Zu einer andern Zeit fiel es ihm ein zu betrachten, wie er im Mutterleibe gelegen habe, und ließ einer schwangern Frau in seiner Gegenwart den Leib aufschneiden. Die Bauern welche sich beklagten, daß er ihre Felder mit seinen Jagden zerstöre, verurtheilte er zum Tode. So konnte es nicht fehlen, daß ein braver Minister ihm die ernstesten Vorstellungen über seine Laster machte. Tschéu wendete sich darauf an ihn, und bemerkte kaltblütig, daß er noch nie das Herz eines getreuen Dieners gesehen habe, und ließ es ihm ausreißen. Sein Genosse, der sich hierüber sehr grämte, büßte seine Verwegenheit mit dem Tode. Als nun die Großen einsahen, daß es Tanki war, die den Kaiser zu so vielen Schandthaten verleitete, so brachten sie eine andere Schöne in die Arme des Tyrannen. Diese war ein treffliches tugendhaftes Mädchen,

und da er sich augenblicklich in sie verliebte, so hoffte man, daß das Ende dieser Gräuel gekommen sey. Allein Tanki weinte bitterlich, und machte dem Tschéu so viel Verdruß, daß er endlich die neue Geliebte ihrem Willen übergab. Sobald sie dieselbe in ihrer Macht hatte, so ließ sie das arme Wesen in Stücke hauen und sieden. Einer vom Hofe, der sich über solche Scheußlichkeit entsetzte und sich etwas frei ausdrückte, wurde sogleich getödtet und sein Leichnam eingesalzen.

Dieser Art ist das Bild, welches Kongfutse und andere Schriftsteller uns von diesen Scheusalen gegeben haben. Was daran wahr ist, wollen wir nicht entscheiden. Allein während das ganze Reich sich von dem viehischen Fürsten absonderte, zog Wenwang, einer der tributären Fürsten, alle Herzen an sich. Seine Empfängniß war wunderbar, die Mutter vermied während der Schwangerschaft alle unheiligen Gedanken und Thaten, und hat sich ganz den Betrachtungen der Tugend hingegeben. Als daher Wenwang zur Welt kam, war er schon ein ausgezeichnetes Kind, und nachdem er zur Regierung gekommen war, machte er seine Unterthanen so bescheiden und friedsam, daß weder Streitigkeiten noch Anmaßungen vorkamen. Daher ehrten ihn die übrigen Vasallen und ernannten ihn zum Schiedsrichter. Selbst Tschéu konnte seine Vortrefflichkeit nicht läugnen, und wünschte ihm eine ziemliche Strecke Landes zum Lehen zu geben. Wenwang dagegen bat sich aus, daß, wolle der Kaiser ihm eine Gnade erzeigen, so möchte er die Strafe der geheizten Säule abschaffen. Seine Freimüthigkeit brachte ihn ins Gefängniß, und da studirte er das System des Dualismus, worin er große Entdeckungen machte und viele Beweggründe des Trostes fand. Wie dieß zuging, ist ein Räthsel; allein als er dergestalt beschäftigt war, verschaffte ihm sein Sohn mit andern Großen die Freiheit durch das Geschenk einer schönen Dame, die dem Tschéu außerordentlich gefiel.

Nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, errichtete Wenwang ein vorzügliches Observatorium. Ein Erdbeben, welches das Volk seines Landes sehr in Bestürzung brachte, wurde von seinen Freunden als eine gewisse Ankündigung zum Untergange des Jin-Hauses gedeutet, von ihm aber als ein Beweis seiner Sündenschuld betrachtet. Die Flüchtlinge, welche nicht länger am Hofe

der Kaisers bleiben wollten, fanden sich bei ihm ein. Unter diesen war der greise Taikong, welcher ihm guten Unterricht in der Ausübung der Tugend und der Regierung gab. Die Bewohner des östlichen China wurden dergestalt gedrückt, daß sie das fürchterliche Joch nicht länger tragen konnten; sie begaben sich nach den Inseln an der Küste, vielleicht nach den koreischen Gruppen, wo schon sehr früh chinesische Bildung verbreitet wurde.

Wenwang ist hochgefeiert in den Volksgesängen, wovon wir eine Sammlung im Schiking besitzen, und wird immer als Vorbild eines guten Regenten von den Philosophen erwähnt. Verschiedene Male war er zur Unterdrückung der Rebellen ausgezogen, brachte aber nie das Schwert aus der Scheide, sondern führte die Empörer durch vernünftige Unterredung zu ihrer Pflicht zurück. Sein Sohn Wuwang erbte die Weisheit und Güte des Vaters; er empfing mit offenen Armen die Diener des Tschéu, welche die heiligen Gefäße des Palastes ihm überbrachten. Zwei Drittheile der Bevölkerung waren nun schon vom Kaiser abgefallen, und daher war es für Wuwang ein Leichtes, eine große Armee zusammenzubringen. Mit dieser ging er dem Tschéu entgegen, welcher nach wie vor schwelgte, und oft 3000 Gäste im Hirschgarten hatte, die sich mit der üppigsten Musik belustigten. Da aber Wuwang die Wahrsagung der Schildkröte nachsuchte, so war die Deutung dem Feldzuge nicht günstig; bald darauf fiel mehrere Tage hindurch ein starker Regen. So hatte er noch Muße, sich viel mit Taikong über den Krieg zu besprechen und von ihm das Nöthige zu lernen. Bald darauf fuhr er über einen Fluß, wo ein großer Fisch in seinen Kahn sprang, welchen er sogleich opferte. Ein Lichtstrahl umringte ihn plötzlich; seine Soldaten wurden mit Ehrfurcht erfüllt; die Kaiserlichen konnten dem Angriff nicht stehen, und zogen sich plötzlich zurück. Tschéusin sah sich von Allen verlassen, keiner der Säufer wollte ihn in seinen letzten Nöthen unterstützen; er setzte nun den reichen Palast in Feuer um sich mit seinen Schätzen zu verbrennen. Als die Hitze zu groß wurde, zog er sich ins Schlafzimmer zurück, wo er vom Rauche erstickt hervorgezogen und von dem Volke mit Füßen getreten wurde. Tanki glaubte durch ihre Reize den Sieger zu bezaubern, und kam ihm entgegen; sie wurde aber von den zum Löschen herbeieilenden Soldaten auf dem Wege ergriffen, und

nachher enthauptet. Der Bruder des Kaisers ließ sich an Händen und Füßen fesseln, und mit einem Sarge neben ihm auf einem Wagen nach des Siegers Stätte bringen. Dieser vergab ihm mit großer Freundlichkeit, und äußerte selbst den Wunsch, die Krone den Verwandten des Tschéu zu übergeben, wozu sich jedoch die Großen nicht verstehen wollten.

Die Tschéu-Dynastie.

(1122 — 255 v. Ch.)

Wuwangs Einzug in die Hauptstadt war prächtig. Er war von seinen Ministern und Generalen umgeben, allein obgleich diese ein sehr großartiges Schauspiel gewährten, so war doch sein Ernst und seine würdige Haltung so ausgezeichnet, daß man den neuen Kaiser sogleich von allen den ihn begleitenden großen Männern unterscheiden konnte. Seinen Soldaten schenkte er alle die Schätze, welche im Hirschgarten aufbewahrt waren; die vielen Dirnen und Kebsweiber gab er ihren Eltern zurück. Dieß verursachte allgemeine Freude. Da viele Bauern aus Furcht vor dem Kriege sich ins Gebirge geflüchtet hatten, so erklärte er eine allgemeine Amnestie, und rief sie zu ihren Wohnungen zurück. Um zu zeigen, wie wenig er seinen frühern Herrn haßte, machte er dessen Sohn zum Herzoge und versuchte die alten Staatsdiener im Solde zu behalten. Obgleich er sogar am Grabe des Ministers, dem Tschéu das Herz ausgerissen hatte, Opfer brachte, so konnte er doch nicht alle die Beamten seines Vorgängers für sich gewinnen. Einen derselben, welcher sich gekränkt fühlte einem zweiten Herrn dienen zu müssen, schickte er nach Korea, wo er den Grund zu einem blühenden Reiche legte, das nachher regelmäßig seinen Tribut brachte. Zwei derselben hielten Wuwang eines Tages am Wege an, und tadelten in den bittersten Ausdrücken seinen Abfall und nachherigen Krieg. Sein Gefolge wollte sie augenblicklich niederstoßen, allein der Fürst rühmte ihre Treue und lobte den Eifer, welchen sie für den gefallenen Monarchen zeigten. Sie zogen sich nachher in die Wildniß zurück, wo sie von Kräutern lebten, weil sie das Korn, im Reiche des neuen Herrn gewachsen, nicht essen wollten. Da erinnerte sie ein altes Weib, daß ja auch das Gras auf dem Gebiete des

Wuwang entsprosse; sie starben nun den Hungerstod, um dem Rebellen auch nicht ein Mittagsmahl zu schulden.

Das Land war ruhig geworden, die Vasallen kamen und begrüßten Wuwang als den Sohn des Himmels. Dieser stellte ein sehr großes Opfer an, wo es auch sehr viel zu schmausen gab, und brachte seinen Dank den Hausgöttern, Ahnen und höchstem Wesen. Um immer tugendhaft zu leben, grub er die vorzüglichsten Denksprüche auf seine Waffen, Waschbecken und übrigen Hausrath ein, damit er sich nie vergessen möge. Er stiftete auch eine große Schule, wo jedes Kind ohne Unterschied des Ranges zugelassen wurde, und sein eigener Sohn mit dem jungen Bauer auf derselben Bank saß. Dann brachte er den Rang des Adels in Ordnung und bestimmte für jeden eine gewisse Strecke Landes, wodurch er sich das Wohlwollen der einflußreichsten Leute erwarb. Vom Süden sandte man viele Gesandte mit Tribut; denn man hatte von seiner Weisheit gehört und seine Macht vernommen. Unter den Geschenken waren große Hunde, die man allgemein bewunderte. Daher warnte Wuwang, daß man nicht zu großen Werth auf fremde Dinge setzen müsse — ein Grundsatz, den das Reich durch alle Zeiten beibehalten hat. Einst war Wuwang in Todesnöthen, da wurden von seinen Verwandten heiße Gebete für ihn zum Himmel gesandt, und er genaß wieder von der schweren Krankheit. Wuwang ist der Stammvater der großen Tschéu-Familie, die länger als irgend eine andere auf dem chinesischen Thron saß. Alle diese Fürsten trugen den Titel W a n g, K ö n i g, während ihre Vorgänger T i, H e r r s c h e r oder K a i s e r genannt wurden. Die Ursache muß man vielleicht in der durch die Lehensfürsten beschränkten Macht der Regierenden suchen.

Während Israel zum Königreiche emporgewachsen und die Blüthezeit des Volkes herbeigekommen war, während die Griechen sich bald darauf im trojanischen Kriege versammelten, Tyrus und Sidon schon in allen Küstenländern des Mittelmeeres berühmt waren, gestaltete sich China allmählich, und behielt für immer den Charakter bei, welcher ihm während der Tschéu-Dynastie aufgeprägt wurde.

Tsching, der Sohn des Wu, war noch ein Kind, als sein Vater starb (1115), und da das Reich bei weitem noch nicht beruhigt, führte sein Oheim Tschéukong die Regentschaft. Die-

ser war einer der großen Weisen, welche das Mittelreich hervorgebracht hat. Seine Reden, in welchen er dem Neffen die Regierungskunst lehrte, bewahrt man bis zu diesem Tage als einen Fürstenspiegel auf. Er ließ es nicht dabei bewenden, daß sein Zögling bloß theoretisch unterrichtet wurde, sondern bestimmte eine Menge Beamten um ihn zur Ordnung zu zwingen, und das Aeußerste zu thun seinen freien Willen durch Formen zu beschränken. Nachdem die Unzufriedenen im Reiche wieder zur Ruhe gebracht worden waren, verbrachte Tschéukong seine ganze Zeit mit der Behandlung von Staatssachen; sein Ruhm verbreitete sich so schnell, daß Gesandte aus Laos und Cochinchina nach der Hauptstadt eilten, um dem hehren Regenten ihre Huldigung darzubringen. Sie schrieben die fruchtbaren Jahreszeiten und die Abwesenheit aller Uebel dem herrlichen Betragen des Herrschers China's zu, und dieser scheint sich der abgöttischen Ehre erfreut zu haben. Um ihre Rückkehr zu leiten, gab ihnen der Fürst eine Art von Karren, deren jeder eine Magnetnadel hatte, welche nach dem Süden zeigte. Dieß ist schon das zweite Mal, daß wir Spuren vom Compaß vernehmen.

Der Hof wurde nun zu Lojang gehalten, und die Pracht vermehrte sich beträchtlich. Als der junge Tsching den Thron bestieg, standen die Vasallen ehrfurchtsvoll um ihn herum, und er fühlte sich in seiner ganzen Herrlichkeit. Nach dem Tode des Tschéukong, welchen er sehr tief fühlte, fand er einen Leitstern in einem andern Minister von erprobter Treue. Tsching regierte zufrieden und glücklich bis an sein Ende. Die neun Vasen — sie glichen Dreifüßen — welche der große Ju gemacht hatte, und worin die Karten der Provinzen eingegraben waren, wurden sorgfältig im Palaste aufbewahrt und als ein unwidersprechbares Recht auf die Krone betrachtet. Die Eifersucht, welche man unter den verschiedenen Gliedern der Familie gehegt hatte, und welche beinahe beim Leben des Bruders zum Verderben des Tschéukong ausgefallen wäre, hatte sich verloren, und Kang, Tschings Nachfolger (1078), regierte ohne große Mühe, thatenlos und ruhig. Allein Tschao (1052) war ein Mann anderer Art, sein größtes und einziges Vergnügen bestand in der Jagd, und er kümmerte sich nicht darum, wenn er ausgedehnte Auen und Saatfelder mit den Hufen seiner starken Pferde darnieder trat, oder wenn

er große Summen auf Rosse verwendete. Auf einem Feldzuge, wo er dem Getreide der Bauern sehr großen Schaden zugefügt hatte, rächten sich diese durch den Bau einer Brücke über einen reißenden Strom, die, sobald er die Mitte erreicht hatte, danieder brach, so daß er selbst mit seinem Gefolge ertrunken ist (1001). Muwang erbte dieselbe Jagdliebe von dem Vater, machte jedoch im Anfange seiner Regierung sehr schöne Versprechungen. Keine Landschaft bietet so ein herrliches Revier dar, wie die Gegend nahe bei den Quellen des gelben Flusses. Da ergötzte sich der König, schoß Bären und Tiger, während seine Staatsdiener nach Belieben hausten. Hätte einer der Vasallen, den die Lehensfürsten zu ihrem Schiedsrichter machen wollten, nicht diese Ehre zurückgewiesen, so würde der König aufgehört haben Herr im Lande zu seyn. Obgleich er damals kaum der Rebellion vorbeugte, so blieb er jedoch noch derselbe vergnügungssüchtige Mann, selbst dann als die westlichen Tataren einen Streifzug in das Land machten (967). Es läßt sich wohl denken, daß die Wüsten zu jener Zeit noch wenig bewohnt waren; denn dieß ist das erste Mal, daß wir von diesen Nomaden etwas in der Geschichte vernehmen. Später kommen sie oft als die Geißel des Landes, in dem Wohlstand und Glück erstarkt waren. Bei dieser Gelegenheit flohen sie ferne in die unzugänglichsten Wüsteneien zurück; und da es Mu verlangte Heldenthaten zu verrichten, so fand er nichts weiter als wilde Thiere, die er auch mit der größten Begierde erlegte. Die Beschwerden dieses Zuges verleideten ihm das unstäte Leben, und nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, wollte er den alten Kaisern gleich regieren. Am Ende seiner Laufbahn verhandelte er viel über die Gerichtspflege; hätten die Richter seinen Rath befolgt, so würde nie ein Unschuldiger gelitten haben. In der vorhergehenden Geschichte gelten die im Schuking aufbehaltenen Reden den Schriftstellern als Thatsache. Handelten die Fürsten wie sie sprachen, so gab es nie ehrenwerthere Herrscher in einem Lande. Unglücklicherweise jedoch ist der Charakter der Chinesen diesem entgegengesetzt; nirgendwo besteht mehr als hiesigen Landes eine solche scheinbare Tugend in der Theorie, vereinigt mit groben Lastern in der Wirklichkeit.

Ueber Kong (946) hat man sehr wenige Nachricht, und das Hinterlassene ist nicht zu seinem Vortheile. Drei Schwestern, die

Töchter eines seiner Großen, welchen er zufälligerweise auf der Jagd begegnete, füllten sein Herz mit solchem Uebermaß von Liebe, daß er darüber alle andern Sachen vergaß. Da er sie nachher in der Stadt, in ihren vormaligen Wohnungen nicht finden konnte, so zerstörte er den ganzen Ort aus bloßer Wuth.

I (934) war ein sehr elender Mensch; das Volk, welches sich an ihm rächen wollte, machte auf ihn Spottschriften in Reimen, die überall verbreitet und gesungen wurden. Hiao's Ruhm (909) bestand in der großen Pferdkenntniß, die er sich eigen gemacht hatte, und wäre er ein Stallknecht gewesen, so würde er seine Stelle sehr gut versehen haben, als Regent jedoch war er ein Stümper. Während seiner Regierung fiel ein schreckliches Hagelwetter vor, welches unsäglichen Schaden verursachte, und dieses Unglück gab man dem Hiao Schuld.

Die Bescheidenheit des Jwang (894) wird höchst gelobt; seine Schüchternheit aber getadelt. Bei seiner Krönung versah er es schon; denn anstatt stolz die Huldigung der Großen anzunehmen, stieg er von seinem Thron herab, um sie freundlich zu begrüßen. Der chinesische Charakter betrachtet solche Herablassung als Schwachheit, und daher fehlte es auch nachher nicht an frechen Rebellen, die jedoch wieder zur Unterwerfung gebracht wurden. Nur einer beharrte in seinem Trotz und machte sich unabhängig. Bald folgten andere unter den nächsten Fürsten seinem Beispiel, und China wurde hernach, was Europa im Mittelalter war, und Deutschland noch jetzt ist, eine Sammlung kleiner fast unabhängiger Staaten, die dem Namen nach, aber nicht in der Wirklichkeit ein Oberhaupt hatten. Dieß wurde die Ursache sehr vieler Kriege, und hinderte sehr bedeutend das Emporkommen des Landes.

Li (878) war herrschsüchtig, argwöhnisch und geizig. Der zweiten Leidenschaft opferte er einen unschuldigen Prinzen, der dritten seine Ruhe und den Thron; die erste konnte er nie vollkommen befriedigen. Denn das Volk, im Aufruhr begriffen, schlug seine Armee zurück, und behauptete seine Freiheit von Abgaben. Auch scheiterte sein Versuch, die kecken Großen im Gehorsam zu halten. Der Widerwille des Volkes wuchs zu gleicher Zeit und äußerte sich in witzelnden Stachelreden. Der Fürst wünschte zu wissen, wer diese grollenden Sprachreden führte, und rief selbst einen Zauberer herbei, um ihm den Urheber zu

entdecken, da seine Minister sich dazu nicht verstehen wollten. Diese riethen ihm im Gegentheil an, nicht den Räuber unter dem Volke zu spielen, und sich des Gutes und Habes der Einwohner unrechtmäßiger Weise zu bemächtigen. Li verharrte in seinem Thun, und um den Spottgesängen ein Ende zu machen, verbot er sie unter Todesstrafen. Drei Jahre flossen dahin, das Volk murrte im Stillen. Ein sehr weiser Staatsdiener bemerkte damals, daß es viel besser sey, der öffentlichen Meinung in Büchern sowohl als in mündlichen Bemerkungen ihren Lauf zu lassen; denn sie gliche einem Bergstrom, welcher mit Wasser gefüllt unwiderstehlich herabrollt. Anstatt ihn aufzustopfen, müsse man das Bett lieber tiefer graben, und so auch im Staate Jedermann erlauben zu schreiben und zu sagen was er wollte. Li empfing diese Bemerkungen mit Hohnlächeln. Drei Jahre hatte man ja geschwiegen, warum nicht die ganze Regierung hindurch. Der Unwille der Nation war nun aufs höchste gestiegen; Myriaden liefen einstimmig nach dem Palaste hin, und die längst aufgehäuften Schätze wurden ein Raub des Pöbels. Der Kaiser war entflohen; das empörte Volk forderte den Sohn des Herrschers um ihn seiner Rache zu opfern. Da trat der treue Minister Tschaokong hervor, und alle Elternliebe verläugnend gab er sein eigenes Kind der wüthenden Menge hin, die es auch augenblicklich verstümmelte. Li blieb im Exil sein Leben lang und die Minister regierten während der Unmündigkeit des Prinzen Suen.

Als Suen (827) das Jünglingsalter erreicht hatte, jauchzte man ihm mit Freuden entgegen. Und es war Zeit, daß ein kräftiger Mann das Ruder ergriff, denn schon kamen Schaaren der nördlichen und westlichen Tataren, und machten Streifereien in alle die Provinzen des Landes. Suen hatte aber einen trefflichen General, und in zwei verschiedenen Schlachten warf er diese grausamen Feinde über den Haufen. Sie blieben viele Jahre ruhig, aber plötzlich erschien eine neue Horde, wilder und hungriger als die vorigen. Das chinesische Heer näherte sich, und des Widerstandes ungeachtet wurde es beinahe ganz von den Tataren vernichtet. Da war Trauer im Reiche, und der Kaiser sah sich in den hülflosesten Umständen, ohne Heer und Anführer. In dieser großen Noth traten fünf Brüder hervor, die ihren Vater in dem Kampfe verloren hatten, und schwuren den Nomaden fürchter-

liche Rache. Sie stemmten den reißenden Strom, welcher sich über das Mittelreich ergoß, und es blieb nun viele Jahre hindurch im Frieden. Allein die Freibeuter hatten einmal die vortrefflichen Producte China's geschmeckt, und wollten sich durchaus nicht mit ihren elenden Sandwüsten zufrieden stellen. Bald erschienen sie wieder, und nun zog der Kaiser selbst ihnen entgegen. Der Streit war fürchterlich, allein die Tapferkeit der Wilden unwiderstehlich; stracks zogen sie triumphirend, raubend und brennend durchs Land.— Der Fürst war damals schon wohlbetagt; er fühlte den Schimpf, welcher auf ihm ruhte, da er das Land nicht länger vertheidigen konnte, während die Barbaren sich mit Beute beladen langsam zurückzogen.

Schon beim Antritte seiner Regierung besaß Suen die Liebe des Volkes. Die nachherigen Siege über die Tataren machten seine Verwaltung äußerst wohlgefällig, und die ärmsten seiner Unterthanen ertrugen die Hungersnoth, die wegen einer fortdauernden Dürre im Lande entstanden war, mit großer Standhaftigkeit. Noch sind die Volksgesänge, welche die Thaten der Helden seiner Zeit erheben, vorhanden. Da fiel es dem Fürsten unglücklicherweise ein sich in die unendlichen Streitsachen der Vasallen zu mischen, um das Ansehen des Oberherrn wiederherzustellen. Das war unmöglich, die Lehensleute hausten schrecklich untereinander, und trieben es von Jahr zu Jahr immer ärger. Sich getäuscht sehend in seinem Unternehmen, fühlte der Fürst Lebensüberdruß, und ging zum anderen Extrem gänzlicher Sorglosigkeit über. Seine wackere Frau betrauerte die Lage ihres Gemahls, denn alle Geschäfte blieben im Stocken. Da er sie sehr liebte, so entfernte sie sich plötzlich und ließ ihm sagen, daß sie ihn zu sehr zum Genuß des Vergnügens verleitet habe und selbst auch diesem nur bisher gelebt, daher wolle sie die Ursache seines Verderbens durch ihre Abwesenheit hinwegräumen. Suen war darüber betroffen, versprach Besserung, wenn die theure Gattin nur zurückkommen wollte, und zeigte auch eine kurze Zeit größere Thätigkeit. — Am Ende seiner Regierung verdammte er einen unschuldigen Mann zur Todesstrafe. Sein Freund machte Gegenvorstellungen, und bemerkte, daß wenn ein solcher ungerechter Richterspruch in Ausführung gebracht würde, er selbst das Loos mit dem edeln Genossen zu theilen wünschte. Der König erfüllte sein Begehren, und beide wurden zum Tode verurtheilt. Wäh-

rend seiner Regierungsjahre versäumte Suen die jährliche Ceremonie des Pflügens zu verrichten, und man schreibt die häufige Hungersnoth, welche im Lande stattfand, dieser Nachlässigkeit zu.

Jéu (781), der zwölfte dieser Herrscherlinie, erlebte am Anfange seiner Regierung einen der fürchterlichsten Einfälle der Barbaren. Er war aber nicht der Mann um diesen Uebeln vorzubeugen, sondern verlor sich in Liebschaften. In seinem Harem fand er ein herrliches Mädchen, voll von Anstand und Würde, welche man dorthin, um sich von einer Strafe frei zu kaufen, gesendet hatte. Sie war immer ernst; sie bemächtigte sich seines Herzens, und nach drei Jahren gebar sie ihm einen Sohn. Damals wurden zum erstenmal die Verschnittenen in den Palast eingelassen und trieben ihr böses Wesen ohne Aufhören. Jéu verweilte immer bei der Pao, so hieß die herrliche Geliebte, konnte aber nie ein Lächeln trotz aller seiner Liebkosungen von ihr erhalten. Da fragte er sie was er thun müsse, um diese Freude zu genießen, und sie erfüllte seinen Wunsch endlich als man die schönsten Seidenzeuge in ihrer Gegenwart zerriß, denn das Geräusch ergötzte ihr Ohr. Allein dessen bald müde, erdachte der Fürst ein anderes Vergnügen, um sie freundlich zu machen. Die fürchterlichen Verheerungen der Tataren hatten die Fürsten sehr behutsam gemacht, und sobald man den Anzug dieser Horden auf den Bergen erblickte, loderten die Feuer auf allen Hügeln, die nahe Gefahr verkündigend. Dann kamen die Lehensfürsten mit ihren Trossen zusammen und trieben den gemeinschaftlichen Feind von den Gränzen. Eines Abends als Pao wie gewöhnlich traurig dasaß, stieg die Flamme auf Befehl des Jéu zum Himmel empor; die Vasallen stürzten in großer Eile herbei um die Einfallenden zu bekämpfen, allein sie fanden keine, und die Königin lachte recht herzlich über ihre Einfalt und Eile. Das merkten sich die Herzöge und ließen es ihr nachher entgelten. Zu dieser Zeit fielen verschiedene Berge mit großem Krachen ein, die Erde bebte und drei große Flüsse vertrockneten, was man auf den nahen Untergang der Dynastie deutete. Nachdem sich Jéu ganz gemächlich in seiner neuen Hauptstadt festgesetzt hatte, wo die große Ferne von den Tataren die Furcht sehr verringerte, lebte er den Launen der schönen Gemahlin. Diese erhob ihren Sohn zum Thronerben, und die Mutter des frühern Prinzen

mußte mit ihrem Kinde nach ihrer Heimath wandern. Man hatte die abhängigen Fürsten und Nomaden bestochen, und dachte an keine nahen Unglücksfälle, als plötzlich der Verwandte der entehrten Königin sich mit drei Herzögen vereinigte, die Tataren als Bundesgenossen ins Land lockte und in einer entscheidenden Schlacht sowohl den Jéu als sein verführerisches Weib tödtete, und dem rechtmäßigen Kronprinzen unter dem Namen Ping den Scepter in die Hand gab. Vergebens hatten die Feuerbecken geleuchtet, die Lehnsleute, glaubend daß man sich wie vorher über sie lustig machen wolle, blieben aus, und der Kaiser mußte allein kämpfen.

Der Jüngling sah sich nun (770) zum Herrscher ernannt; allein noch standen die wilden Horden bei der Hauptstadt und verlangten den halben Theil des Landes als den Lohn ihrer Dienste. Der Tsin-Fürst, einer der Alliirten, war höchst erzürnt über diese Unverschämtheit, und rieth seinen Genossen die Barbaren sogleich anzugreifen. Diese zögerten jedoch, als er plötzlich mit seinen Soldaten über die Gierigen herfiel und sie nach ihren Wüsteneien zurückjagte. Um ihn zu belohnen und in Zukunft das Land wider die Einfälle dieser unruhigen Nachbarn zu beschirmen, gab man ihm die Mark, welche an die Wüste gränzte, und Ping lebte nachher in Sorglosigkeit und Schwelgerei. Der Tsin-Prinz sah wohl ein, daß dieses Geschenk ein Ergebniß der Furcht sey, und daher fing er an seinen Bezirk als Kaiser zu regieren. Er opferte dem höheren Wesen auf einem nur dem Oberherrn angemessenen Platze, führte einen anderen Kalender ein, hatte seine eigenen Geschichtschreiber und belehnte seine Verwandten mit Ländern und Titeln. In der Nacht sah er im Traume eine gelbe Schlange, und das konnte ja nichts anderes bedeuten, als daß sein Haus zur künftigen Herrscherlinie bestimmt sey. Nachher aber entstanden Streitigkeiten in seiner Familie, wodurch Ping vom gänzlichen Untergange gerettet wurde. Andere Lehensleute folgten demselben Beispiele, und China war nun unter sich selbst entzweit. Zudem kamen die Tataren wieder, schlugen die chinesischen Generale und kehrten mit sehr großer Beute nach ihren Steppen zurück. Ping konnte nichts thun; Strafen und Belohnungen wurden nicht mehr im Gange gehalten und sein Ansehen sank tiefer und tiefer. Endlich starb er, nicht lange nach einer Sonnenfinsterniß, vor Gram. Mit ihm endigte

die Fürstenlinie des Schuking, welcher sich von jetzt an mit der Geschichte der Lehensleute von der chinesischen Monarchie beschäftigt.

Wir müssen nun hier bemerken, daß Kongfutse seine chronologischen Tafeln, den Tschun Tsiéu, worin er über die abhängigen Grafschaften und Herzogthümer spricht, im J. 722 anfängt. Chinesische Schriftsteller bemerken, daß der vorhergehende Zeitraum von tausend Jahren sehr ungewiß sey, und fangen erst hier an mit Zuverlässigkeit über die chinesische Geschichte zu sprechen. Der Leser wird sich hier wohl erinnern, daß die griechischen Olympiaden, obgleich im J. 884 v. Ch. eingesetzt, doch nur im J. 776 genugsame Gewißheit erhalten. War es dann bloßer Zufall, daß in Osten und Westen sich gleichzeitig gebildete Völker erheben, oder führt dieselbe mächtige Hand des Allerhöchsten dieselben Ereignisse herbei? Das Wort des Ewigen sagt: Er hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlecht auf dem ganzen Erdboden wohnet, und hat festgesetzt bestimmte Zeiten und die Gränzen ihrer Wohnungen.

Die Geschichte wird jetzt viel verwickelter, und die Streitsucht der Vasallen unter einander ist der Art, daß der größte Bewunderer der Chinesen bei Durchlesung einer solchen Erzählung ermüdet, und selbst ein Kenner den Faden des Ganzen aus Mangel an geographischen Kenntnissen nicht beibehalten kann. Wir müssen uns daher nur aufs Allgemeine beschränken.

Hoan (719) war der Enkel des vorhergehenden Königs, und der Thron würde ihm von seinem Oheim streitig gemacht worden seyn, wenn dessen Anhang nicht den Muth verloren hätte. Ehe er aber noch zur Regierung kam, machte ein wilder Fürst einen Einfall in die Domänen seines Oberherrn und zerstörte die blühenden Felder. Hoan war selbst kriegerischer Natur, und es dauerte ihn, daß er sich in die Fehden seiner Vasallen, eine geraume Zeit, nicht einmengen konnte. Als endlich der Augenblick gekommen war wo seine Kraft dieß erlaubte, verband er sich mit den Tsching-Fürsten, wurde aber nach langen Feldzügen aufs Haupt geschlagen. Der tapferste Fürst seiner Zeit war der Herrscher Songs; elf Schlachten hatte er geliefert und war unversehrt davon gekommen, bis die Hand eines Meuchelmörders ihm das Leben raubte. Wie in Italien während des Mittelalters, entschied auch zu dieser Zeit ein Dolchstoß den fürchterlichsten Kampf der Herrscher.

Die Barbaren des Südens, welche von den Zwistigkeiten in China gehört hatten, zogen auch mit ihrem Heere heran um bei dem allgemeinen Verderben etwas zu gewinnen. Die Tataren wollten gleichfals davon Nutzen ziehen, wurden aber so gänzlich von einem braven Lehensmann geschlagen, daß nur ihrer wenige die Wüste erreichten. An diesen Thaten hatte jedoch Hoan keinen Theil. Er verabschiedete seinen treuen General, den Tsching-Prinzen, und als dieser wider seinen Herrn ins Feld zog, wurde eine sehr blutige Schlacht geliefert und der König in der Schulter schwer verwundet. Seine übrigen Lebensjahre waren ruhig, aber nicht ohne Elend.

Man bestritt erst die Regierungsfolge des Tschuang (696); er hatte viele Mühe sich in der Mitte von Verräthern auf dem Thron zu behaupten. Treulosigkeit und Hinterlist waren an der Tagesordnung, und kein ausgezeichneter Mann war eine Stunde seines Lebens sicher. Fürsten wurden durch die Beraubung ihrer Nachbarn in kurzer Zeit mächtig, und bald darauf von ihren eigenen Untergebenen und Ministern entweder ermordet oder aus dem Lande gejagt. Ihre Schmach zu rächen machten die Heere der Vasallen Einfälle; es entstanden wieder blutige Kriege, wo man die erste Absicht, die zu den Zügen Anlaß gab, ganz vergaß, und sich nur zu bereichern trachtete. Während einer Nacht, wo der Himmel sehr heiter war, man jedoch kein Licht am hohen Gewölbe bemerken konnte, fielen zum großen Erstaunen des Volkes Sternschnuppen in solcher Menge, daß man dieß als Vorzeichen eines schrecklichen bevorstehenden Unglücks betrachtete.

Unter Liwang (681) war derselbe meuchelmörderische Geist unter dem Volke herrschend, und der Verschwörung kein Ende. Hoei (676) baute einen herrlichen Palast, wozu er einen Theil der Ländereien seiner Großen benutzte, und um die Kosten zusammenzubringen, verminderte er den Sold der Krieger. Diese trieben ihn daher aus dem Reiche; er nahm Zuflucht bei dem Tsching-Prinzen, welcher ihm als Oberhaupt gehuldigt hatte. Sie gingen nach den Sitten jener Zeit auf einen Streifzug, und erhielten eine gute Beute. Nachher überraschte der König die Aufrührer in ihrer Sicherheit und wurde wieder Herr seiner Hauptstadt. Nachdem er sich mit seinem Freunde bei einem seiner reichen Lehensleute eingeladen hatte, belohnte er seinen frei-

gebigen und edeln Wirth durch die Hinwegnehmung aller der Kostbarkeiten, welche er dort im Palast zur Ehre seines Gastes versammelt hatte. Dieß war geradezu Räuberei, und die Vasallen ahmten ihrem Herrn getreulich nach. In den Staatsränken, womit die Zeitgenossen sich beschäftigen, waren sehr oft die Weiber thätig, theils um ihre Liebhaber zur Rache wider die gehaßten Nebenbuhler aufzuregen, theils um die Nachfolge ihrer eigenen Kinder trotz des Gesetzes und des Willens ihrer Gebieter zu sichern. Auch zwei tatarische Fürstinnen, die sich mit Chinesen vermählt hatten, erscheinen wegen ihrer Arglist nicht im angenehmsten Lichte. Diese Stämme hatten verschiedene Versuche gemacht ihre Macht über China auszubreiten. Allein die Tsi-Fürsten, welche sehr mächtig waren, boten eine unüberwindliche Vormauer dar, und das Gesindel wurde nach sehr kurzer Zeit wieder in die Steppen zurückgejagt. Die nördlichen Völker jedoch, welche nicht einem solchen Widerstand zu begegnen hatten, verrichteten im Wei-Staate fürchterliche Verheerungen. Man beschloß daher einen kräftigen Kaiser zu wählen, und zu diesem Zweck erschienen die mächtigsten Lehnsleute als Kurfürsten und ernannten (651), sehr wider den Willen des Vaters, seinen Sohn Siang. Hoei starb nach einem ruhmlosen Leben, und konnte nichts gegen die Gewalt der Fürsten ausrichten.

Siang, der sich der thätigen Unterstützung des Tsi-Prinzen zu erfreuen hatte, schmeichelte seinem Freunde heuchlerischer Weise, während er im Herzen seinen Untergang vorhatte. Allein der Tod rückte diesen berühmten Mann, der unter dem Namen Hoan-kong in der chinesischen Geschichte bekannt ist, von allen irdischen Ränken hinweg. Er hatte 40 Jahre während der trübesten Zeiten regiert, und sein Land dermaßen vergrößert, daß er der Schiedsrichter unter den nachbarlichen Lehnsmännern geworden war. Neid und Rachsucht richteten nach seinem Tode großes Unheil im Lande an, und es dauerte sehr lange, bis eine kräftige Hand das Staatsruder ergriff.

Der Bruder des Siang, welchen sein Vater zum Könige bestimmt hatte, war rastlos, um die Krone mit Hülfe tatarischer Horden zu gewinnen, und fiel selbst die Hauptstadt an, wo er große Gräuel verübte, und nur durch Hülfsvölker vertrieben werden konnte. Nie wollte er sich mit Siang aussöhnen, und da

man seiner schon vergessen hatte, kam er nochmals mit einem starken Heere von Barbaren über die Gränze, schlug den chinesischen General und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Nicht lange jedoch dauerte diese Freude, der Tsin-Fürst eilte rettend herbei, nöthigte ihn zur Uebergabe, und Siang besiegelte durch Brudermord den Frieden.

Tsin war dem Oberherrn sehr ergeben und beschenkte ihn daher mit Streitwagen und schönen Rossen, wofür Siang sehr dankbar war. Beide berathschlagten sich um die Herstellung des Friedens, und da sie Macht genug besaßen um andere Lehnsleute zum Bündniß zu zwingen, kam dieses endlich zu Stande. Aber noch waren die nördlichen und streitbarsten Chinesen mit den angränzenden Tataren in Streit verwickelt. So groß war die Eifersucht der Chinesen untereinander, daß ein Herzog welcher den allgemeinen Feind mit einer Armee anfallen wollte, von einem andern chinesischen Prinzen überrumpelt wurde und dabei den größten Theil seines Heeres verlor. Siang nahm willig seinen Antheil an der Beute.

Von King (618) rühmt man die Weisheit und Freundlichkeit. Man führte auch während seiner Regierungszeit weniger Krieg, denn die Herrscher der jetzigen Provinzen Schensi und Schansi, die mächtigsten ihrer Zeit, liebten den Frieden.

Unter Kuang (612) wurden die Fehden mit großer Wuth erneuert; der Meuchelmord einiger Fürsten, die dasselbe Mittel wider ihre Feinde gebraucht hatten, füllte die Höfe mit Schrecken. Gerade als Tingwang sich (606) auf den Thron schwang, begehrte einer der Vasallen, welcher mit einem tüchtigen Heere vom Tatarenzuge zurückgekommen war, daß man ihm die dreifüßigen Vasen zeigen möge, worauf der alte Ju die Provinzen des Reiches eingegraben hatte; denn es lüstete ihm nach der Allgemeinherrschaft. Ein Diener des Königs gab jedoch dem Verwegenen solche Antwort, daß er sich ruhig mit seinen Streitern zurückzog. Kien (585) wurde wegen seiner großen Milde mit Verachtung behandelt. Mit den Tataren brach er den Friedensschluß, auf Anrathen eines treulosen Generals, und wurde dafür durch ihre wilden Horden sehr streng gezüchtigt. Wäre nicht der treue Tsin-Fürst schnell herbeigeeilt, so würde das Reich zerstört worden seyn. — Unter seiner Regierung wurde in China etwas Aehn-

liches wie in Deutschland, nämlich ein Gottesfriede geschlossen, und die Aufrührer und kriegerisch gesinnten Vasallen sehr hart gestraft.

Das Reich war aber zu bewegt, und die Gemüther zu sehr aufgereizt, als daß selbst die härtesten Strafen die streitsüchtige Menge unter der Oberherrschaft des Königs Kien hätten beschwichtigen können. Die Lehensleute huldigten ihm jedoch als ihrem Oberhaupt, und er that sein Bestes um den Frieden zu erhalten.

Ling (571) schrieb wieder einen Landfrieden aus und die Unruhen waren während seiner Herrschaft nicht sehr bedeutend. Ein verruchter Machträuber tödtete zwei Geschichtschreiber, denn sie unterstanden sich von seiner Schandthat öffentlichen Bericht zu geben. Dieß Verfahren legte jedoch den Schriftstellern der Zeit keineswegs Schweigen auf, und sie schilderten den Tyrannen nur in schwärzeren Farben. — Unter Lingwang wurde Kongfutse geboren, 551 v. Ch., und mit ihm hört die ungewisse Geschichte auf, während ein neues Zeitalter seinen Anfang nimmt*).

Es ist sehr zu bedauern, daß anstatt eine pragmatische Geschichte zu liefern und den innern Zustand des Reiches zu schildern, die Historiker sich mit den endlosen Fehden der Fürsten beschäftigen, welche durchaus keinen anderen Werth für den Leser haben, als nur das Verderben des ganzen Landes zu zeigen. Wir lesen daher gar nichts von den Einrichtungen, welche vor Kongfutse bestanden. Schädlich wie in mancher Hinsicht die Vertheilung des Landes unter so viele Fürsten war, so hatte dieß, wie in der göttlichen Vorsehung jegliches Uebel, auch seine guten Folgen. Die Aufsicht über die Unterthanen wurde mit größerer Sorgfalt gehalten; ihre Vortheile mehr in Betracht genommen, und die Wohlfahrt des Einzelnen mehr beherzigt, als wenn das Land ein Ganzes ausgemacht hätte. Der Luxus der Fürsten selbst, wie verderblich auch für die Finanzen und das allgemeine Wohl, trug das Seine bei, um den erfinderischen Geist der Bürger zu schärfen. Krieg jedoch hat immer Rohheit zur Folge, und wo man den wildesten Leidenschaften die Zügel fahren läßt, da erstirbt der Wunsch für edlere Bestrebungen. Der

---

*) Vergleiche den ersten Theil dieses Abschnittes die Isse, und den Kangkien. Sehr belehrend und ausführlich ist für den letztern Theil der geschichtliche Roman Liekuo, ein Werk erster Art.

Mensch wird thierisch und Länder verlieren die Bildung, welche das Werk von Jahrhunderten war. So auch im Laufe dieser Kämpfe, die nicht einmal ein edles Ziel hatten und nur als Befriedigung der elendesten Selbstsucht angesehn werden können. Man hört nichts weiter von dem Fortgange der Wissenschaften, von neuen Erfindungen, Gelehrten und Wohlthätern ihres Geschlechtes. Die Personen welche glänzen sind die Krieger; die Ersten des Staates die Anführer, welche Tausende erschlugen; die Gepriesenen nicht die ehrenfesten Männer, welche das Glück ihrer Mitmenschen zum Ziele hatten, sondern die Helden, welche ganze Länderstrecken in Wüsteneien verwandelt hatten. Die Schandthaten, die so häufig vorfielen, zeugen von dem tiefgesunkenen Stand des Volkes, welches nur in der Kriegskunst sich auszeichnete, und in dieser Hinsicht vielleicht seine jetzigen Nachkommen übertraf. Man verfertigte herrliche Panzer, machte Bogen und Schwerter ganz vorzüglicher Art, und schmiedete Rüstungen, die nicht allein den Menschen vor Pfeilen schützten, sondern die auch den Pferden vor den Kriegswagen umgehangen wurden. Ein Grundsatz wurde bald allgemein: Wer nicht sein Land vertheidigen konnte, mußte es verlieren, und dieß gab natürlich der Taktik den Vorrang vor allen andern Wissenschaften.

Ungeachtet der früher erwähnten unbegründeten Behauptungen, daß China sich bis Cochinchina ausgedehnt habe, ist es gewiß daß die Länder südlich von Jangtse während dieser Zeit größtentheils von Barbaren bewohnt wurden, die sich noch nicht der chinesischen Civilisation erfreuten, und nur zufällig an den inneren Fehden theilnahmen. Der Westen des jetzigen Schensi und Schansi, mit einem Theile von Kansu, wurde von Oberherren der Tsin und Tzin (man verwechsele diese gleichlautenden Namen nicht) beherrscht, und diese scheinen die blühendsten Länder der Zeit gewesen zu seyn. In Schantong, welches den nächsten Anspruch auf Civilisation machte, waren drei Staaten: Tsi, Tsao und Lu; der erstere jedoch war nur von Bedeutung. Kiangnan gehörte theilweise dem Lehensherrn und dem Wu-Prinzen, und war noch in großer Barbarei. Das nördliche Fürstenthum Jen, welches die jetzige unfruchtbare Provinz Tschili umfaßte, scheint sich wenig in die chinesischen Angelegenheiten eingemischt zu haben; die Nähe der Tataren, die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Kälte

des Klima waren hinreichend, die Einwohner mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen; Song, Tsu, Tschin, und theilweise auch Han besaßen das fruchtbare Honan, konnten jedoch wegen ihrer Schwäche nie eine große Rolle spielen. Der kleineren Fürsten erwähnen wir nicht, um dieß Buch nicht mit Namen anzufüllen.

China erhielt seine Cultur durch eigene Anstrengung, und verdankt nichts fremder Macht. Die Kämpfe kämpften sie nur, mit Ausnahme der tatarischen Stämme, unter sich selbst. Von den westlichen, nördlichen und südlichen Ländern Asiens wußte man während dieses Zeitraumes nichts; ja auch das Bestehen der Inseln des indischen Archipels war den gesitteten Chinesen noch nicht bekannt. Von Indien hatten sie durchaus keine Kunde. Allein in Persien war gerade am Ende dieses Zeitpunktes der große Mann geboren, welcher dem westlichen Asien eine andere Richtung zu geben bestimmt war. Babylon hatte seine höchste Blüthe erreicht; Assyrien war untergegangen; Aegypten hatte oft hartnäckig gekämpft. Die Keime wirklicher Größe waren unter David und Salomon in Palästina entfaltet worden, und der Ehrdienst des einzigen und wahren Gottes, von welchem kein anderes Volk einmal träumte, erhalten. Die Theilung des Landes, die Ueberwältigung beider Königreiche durch Assyrier und Babylonier machen Epoche. Karthago blühte in demselben Maße als das Vaterland dieser Colonie zu Grunde ging. Griechenland, im Kampfe mit Klein-Asien, vollendete den trojanischen Krieg, und sah eine andere Gestalt der Dinge Stand greifen. Wie China war es auch in viele kleinere Herrschaften getheilt, und die Kämpfe waren dauernder. Dazu trug auch Lykurgus, durch Einführung einer kriegerischen Gesetzgebung, welche Tapferkeit als die höchste Tugend heiligte, sehr viel bei. Vom Westen wissen wir sehr wenig; allein in einem Winkel Italiens blühte allmählich das Reich auf, welches nachher alle andern des Westens verschlang und seinen Namen bis auf alle Zeiten verewigt hat. Der waltenden Hand Gottes in Allem nachzuspüren, haben nur sehr wenige Schriftsteller der Mühe werth geachtet; allein den forschenden Geist erfüllt diese mit tiefster Anbetung.

Dritte Periode.

Von Kongfutse bis zur Tang-Dynastie.

Alte Geschichte.

I. Abschnitt.

Von Kongfutse bis zum Untergange der Dynastie Tschéu.

(551—255 v. Ch.)

Wir beginnen mit dem großen Manne, welcher von den Chinesen der Prinz der Philosophie genannt wird. Bei so vielem Unheil des Krieges und der Verwilderung des Volkes bedurfte das Reich eines Genius, welcher einigermaßen aus dem Chaos Ordnung hervorbringen konnte, und dieß war der Weltweise Kongfutse. Ein kleiner Beamte im Lu-Staate war sein Vater, der jedoch seinen Stammbaum von Hoangti herleitete, und wäre dieß wahr, so ist es zu bedauern, daß sein talentvoller Sohn nicht auf Alleinherrschaft Ansprüche machte. Ein Mann solcher Art konnte nicht ohne wundervolle Zeichen in die Welt kommen. Anstatt des unangenehmen Kindesgeschreies hörte man die lieblichste Musik der Sphären, zwei Drachen schlängelten sich auf dem Dache seiner Wohnung, die Feen, in Gestalt alter Leute, standen ehrwürdig bei der Thüre, und nachdem sie über die große Bestimmung des Kindes gesprochen hatten, verschwanden sie plötzlich. Der Vogel Greif jedoch hatte schon früher die Mutter mit einem Täfelchen beschenkt, und als der Knabe zur Welt kam, war in großen Charakteren sein hohes Ziel als Hersteller der Ruhe des Reiches auf seiner Brust geschrieben. Dieß jedoch war noch nicht genug, denn in seinen Gesichtszügen fand man einen Abriß der fünf höchsten Berge nnd der vier großen Ströme, so daß er als eine lebendige Erdkunde seinen hohen Weltruf ankündigte. Er wuchs neun Fuß hoch und seine Hände waren lang genug, um bis zum Knie zu reichen.

Schon frühe starb der Vater, und es wird bezweifelt ob Kongfutse's Mutter wirklich seine Frau und nicht ein bloßes Kebsweib gewesen war. Armuth schärfte den Fleiß des ernsten Jünglings, der im 17ten Jahre zum Schreiber in dem Korn-Departemente angestellt wurde. Nachdem er auch Aufseher der Wälder geworden war und nun etwas Einkommen hatte, verheirathete er sich mit einem jungen Mädchen, die ihm nachher einen Sohn gebar. Seit der Zeit lebte er von ihr abgeschieden und behandelte immer das weibliche Geschlecht mit großer Gleichgültigkeit. Seine Mutter schied bald darauf aus der Welt, nnd Kongfutse, der ein Beispiel ächter Kindesliebe geben wollte, trauerte drei Jahre an ihrem Grabe. Hier dachte er über den Zustand des Landes im Stillen nach, und es wurde ihm bald klar, daß seine Landsleute außer der Kriegskunst wohl noch etwas anderes lernen müßten, um glücklich zu seyn. Anstatt aber ein neues System einzuführen und sich damit zu brüsten, untersuchte er das Alterthum und vertiefte sich so darin, daß seine eigenen Gedanken ihm von Jao und Schun herzustammen schienen. Um die Lehren ehrwürdig zu machen, schrieb er sie den berühmtesten Männern zu, deren Namen noch im Andenken der Nation fortlebten. Die Frage, die man so oft gestellt hat: fand er Bücher vor, oder war er der erste der so etwas zusammensetzte, was einem Buche glich, — denn man schrieb oder grub die Schrift auf Bambu oder Holz ein, — ist noch nicht genüglich beantwortet worden. Da nun nie die Quellen, aus welchen er alle seine Grundsätze schöpfte, mit Namen erwähnt werden, so sind wir genöthigt, ihn als den Gründer seiner vaterländischen Literatur anzusehen, — ein sehr hoher Standpunkt, dessen er sich nie gerühmt hat.

Bald sammelten sich Schüler um ihn, denen er seine Begriffe mittheilte, sich immer aufs höhere Alterthum berufend, von dem man doch nur undeutliche Sagen hatte. Allein er wünschte nicht Theorien zu erdenken, sondern praktisch zu beweisen, daß seine Denkungsart die einzig richtige sey; er reiste daher mit seinen Zöglingen umher, für sich sowohl als für sie Anstellungen bei den Regierungen der kleineren Fürsten suchend. Der unumstößliche Satz, daß der Mensch von Natur tugendhaft sey, und daß es nur des Beispiels bedürfe, um das ganze Volk

gut zu machen, wurde in seinem Unterrichte immer wiederholt. Er forderte die Fürsten auf, ein rechtschaffenes Leben zu führen, indem er ihnen versicherte, daß das ganze Volk sogleich sich bessern würde. Diese Hoffnung ging nie in Erfüllung, und obgleich er mit großer Aufrichtigkeit sein System anpries, setzte das angeborne Verderbniß des menschlichen Herzens, welches er nie kannte, ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Sein erster Herr war der Tsi-Prinz. Dieser hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, und bezahlte dem gelehrten Minister eine ziemliche Summe; denn Kongfutse war durchaus nicht uneigennützig. Die Kraft des mächtigen Beispiels des Meisters selbst blieb jedoch folgenlos, und da der Herrscher von seinem Wohlleben, und die Minister von ihren Unterdrückungen nicht ablassen wollten, wanderte Kongfutse aus dem Lande. Sein Ruhm war nun schon bedeutend, und nachdem er den Nachstellungen der Großen in den benachbarten Staaten entgangen war, kehrte er nach seiner Heimath zurück, wo ihm der Lu-Fürst aus Achtung Pferde und Wagen gab. Mit diesen eilte er zur Hauptstadt des regierenden Königs Ling, wo er sich mit den Ceremonien des Hofes und dem Ritus, welcher in den Hallen der Ahnen stattfand, bekannt machte. Er besuchte auch den Philosophen Laotse, den Stifter der rationalistischen Philosophie, wovon weiter unten. Dieser tadelte das ehrsüchtige Bestreben des Kongfutse, denn er suchte immer Aemter zu erhalten, und verwies ihn von der Vergangenheit auf die Gegenwart, welche zu vervollkommnen die Pflicht des Weisen sey. Der Rath, welchen Laotse gab, konnte dem Philosophen, der alles nach seiner praktischen Ansicht beurtheilte, wohl nicht gefallen; denn wo würde sein Einfluß geblieben seyn, wenn er die Alten nicht hätte als seine Gewährsmänner anführen können; wo sein Gewinn, wenn er sich nicht länger mit der Politik eingelassen hätte? Seine einzige Bemerkung war, daß Laotse einem Drachen nicht ähnlich — mit andern Worten, er sey ein gemeiner Mensch, von dem man nichts lernen könne.

Nachdem er sich mit großer Kenntniß am Hofe bereichert hatte, verfügte er sich wieder nach seinem Geburtslande, wo er wie früher seine Schüler lehrte, und immer größeres Ansehen gewann. Dieß bewog auch den jungen Fürsten von Lu, ihn

als Minister zu berufen und die ganze Regierung ihm anheim zustellen. Kongfutse zeichnete sich durch Strenge aus, und that sehr viel, um die Finanzen aufrecht zu erhalten. Ein Edelmann, welcher viele Verbrechen begangen hatte, wurde zum Tode verurtheilt, und dieß schreckte die Uebelthäter viel mehr, als die Tugenden des Staatsmannes sie ermunterten, die zu ihrer Besserung nichts vermochten. Kongfutse dachte nun das höchste Ziel seiner Bestrebungen erreicht zu haben; allein dieß Glück wurde ihm nie zu Theil. Man erzählt, daß der Tsu-Fürst, welcher sehr neidisch auf den Flor des Lu-Staates war, eine Menge von schönen Dirnen und Kostbarkeiten dem jungen Prinzen zum Geschenke machte. Die ersteren gefielen dem Jünglinge weit mehr als die Lehren des Weisen, und daher entließ er ihn aus seinen Diensten. — Sonderbar daß Tsu, welcher schon früher den Vortrefflichen kennen gelernt hatte, ihn nicht einlud. Der Philosoph lebte nun im Alter von 50 Jahren im Wei-Lande, wo er, während seine Anhänger ihn als ein höheres Wesen verehrten, auch viele Verfolgungen, und selbst Todesgefahr auszustehen hatte. Er tröstete sich jedoch mit der Ueberzeugung, daß der Himmel ihn mit hohen Tugenden ausgerüstet und für erhabene Zwecke bestimmt habe. Beim Herannahen der Altersschwäche hatte er das Unglück, seine Frau zu verlieren, um welche sein Sohn nach seiuer Meinnng zu lange trauerte. Dieser starb auch bald darauf und es blieb nun nur noch sein Enkel Tsesse übrig, welcher seine Lehren nachher fortpflanzte und der Sammler und Herausgeber des Tschongjong ist. Selbst als ein Greis konnte er sich noch nicht von der Politik lossagen, und als einen seiner letzten Entwürfe nennt man die Entthronung des damals regierenden Herzogs von Tsi, der die Herrschaft unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hatte. Sein Oberherr jedoch schien von der Schwierigkeit des Unternehmens keinen glücklichen Erfolg zu erwarten.

Lebenssatt, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert gelehrt und die Höfe besucht, und überall um Aemter angehalten hatte, nahte Kongfutse dem Tode. Er rief aus: der hohe Berg ist gefallen, der Balken ist zerbrochen, der Verständige welkt dahin. Ein Traum, welchen er seinen Schülern erzählte, gab ihm eine Vorbedeutung von seinem Tode, und bald darauf (479)

sank er ins Grab. Der Lu-Prinz beehrte ihn mit dem Titel Vater; in weniger als zwei Jahrhunderten wurde er im Hades zum Fürstenstand erhoben; lange nachher erhielt er den Namen des ersten Weisen, und die Ming-Herrscherfamilie gab ihm den Titel des alten Lehrers. Schon zuvor hatte er den Namen des königlichen Unterweisers erhalten, und in Bildnissen wird er immer mit einer Krone auf dem Haupte, in kaiserlichen Staatskleidern dargestellt. Seine ganze Familie wurde geadelt; das Haupt derselben hat zu bestimmten Zeiten eine Zusammenkunft mit den Kaisern, wo die vorzüglichsten Lehren des Weisen wieder in Erinnerung gebracht werden. Vor etwa hundert Jahren lebten noch 11,000 Männer, welche den Philosophen als ihren Stammvater anerkannten; jetzt ist die Anzahl größer. Dieß ist der älteste Adel in der Welt; denn man zählte schon damals 74 Generationen. Im Jahre 1844 hatte der heilige Marquis — so nennt man das Haupt der Familie — eine Unterredung mit Taokuang, der ihn sehr lobte und reichlich beschenkte. Verschiedene Glieder der Familie bekleiden immer Posten in ihrem Vaterlande Schantong, und vor einigen Jahren lebte auch ein Mandarin, ein sehr habsüchtiger Mensch, zu Makao, der ein Nachkomme des Weisen war.

Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte, als die Grundsätze des Philosophen zur Staatspolitik theoretisch angenommen worden waren, erzeigte man ihm göttliche Verehrung. In allen Städten ist seinem Andenken ein Tempel geweiht; in jeder Schule, von der höchsten Akademie bis zur Abc-Classe betet man Kongfutse auf dieselbe Weise an, wie alle andern Götzen, und man betrachtet ihn ausschließlich als den Schutzpatron der Gelehrten.

Seine Lehrweise war die peripatetische, sokratische. So viele Schüler nur Lust hatten, konnten zu ihm kommen und Fragen über jeden Gegenstand vorlegen; einem auserwählten Geist widmete er seinen besondern Umgang. Die Gespräche, welche man aus seiner Schule aufbewahrt hat, findet man im Lunju, welches auch einige Anmerkungen über seine Lebensweise enthält. Sobald er in den Dienst eines Fürsten trat, mußten seine Anhänger auch unterhalten werden, was sein Bleiben am Hofe sehr kostspielig machte. Seine Gewinnsucht scheint mehreremale auch so platt an den Tag gelegt worden zu seyn, daß sie seine Bewunderer ziemlich irre machte.

Von seinen Schriften ist der so oft erwähnte Schuking die vorzüglichste. Man könnte ihn sehr gut mit dem Namen Sagen des Alterthums bezeichnen, denn das wenige Geschichtliche darin wird nur eingeführt, um dem Ganzen den Schein des Urkundlichen zu geben. Die Reden, welche man vorfindet, sind, wie schon oben gesagt, oft unverständlich; denn ihre Kürze ist solcher Art, daß sie auf die verschiedenste Weise gedeutet werden können. Andere geben das System des Meisters in seiner allgemeinen Vortrefflichkeit. Die größte Sammlung, die wir von ihm haben, ist die des Liki, oder das Buch des Ritus, obgleich nicht vollständig auf uns gekommen. Es sind darin die Ceremonien geschildert, die bei jeder Gelegenheit und unter allen Umständen beobachtet werden müssen. Dieses Werk wird durch den Tschéu-Codex über denselben Gegenstand ergänzt. Wer eine lebendige Maschine zu werden wünscht und Tausende von Formen anschmieden will, muß beide studiren und ausüben; denn in keiner Sprache besteht ihres Gleichen. — Sehr viel Nachdruck legte Kongfutse auf den Iking, die Metaphysik des Dualismus, da nach seiner Meinung alle Geheimnisse der Natur darin aufgeschlossen seyen. Er verstand selbst nicht, was er so mühsam zusammengebracht hatte, und wir wollen daher nicht weiser seyn als der Meister. — Der Tschuntsiéu (wörtlich, Frühling und Herbst), eine Art chronologischer Annalen, wodurch seine Zeitgenossen zur Tugend ermahnt werden sollten, haben wir schon erwähnt; sie sind genau, ohne das geringste Lehrreiche zu enthalten. Die Sammlung von Volksgesängen in drei Theilen enthält nichts Poetisches, ist aber dem chinesischen Leser von Wichtigkeit, da darin die Sitten des Alterthums beschrieben sind. Die obigen Bücher tragen den Namen Wuking oder fünf Classiker

Um die Philosophie des Weisen recht zu beurtheilen, muß man immer im Auge behalten, daß seine Bewunderer seine Sätze mit großer Wärme ins Licht gesetzt, und nur sehr Wenige, und diese nur äußerst unvollständig ihn widerlegt haben. Der Taihio, von seinen Schülern, und der Tschongjong, von seinem Enkel herausgegeben, enthalten die Quintessenz seiner Lehren.

Wenn man bedenkt, zu welcher Zeit der Weise lebte, so kann man wohl Nachsicht mit seiner Einseitigkeit haben. Seine

Lehre dreht sich beständig um die Lebensphilosophie herum, die Eltern zu ehren, den Fürsten zu gehorchen, dem Freunde treu zu seyn, und mit dem Gotte in Eintracht zu leben. Dieß sind die ewigen Grundsätze, ohne welche keine menschliche Gesellschaft dauernd ihr Bestehen haben kann, und müssen von allen gesitteten Völkern als solche anerkannt werden. Um diese Pflichten einzuschärfen, verordnete er Gebräuche aller Art, und das Ceremonial vertritt die Stelle der Religion. Von dieser urtheilte er, daß man durchaus nicht darüber grübeln solle, und die Götzen der ganzen Natur sowie das höchste Wesen so verehren müsse, wie es Sitte unter den Völkern sey, und setzte diesen Dienst mit allen übrigen Ceremonien auf gleichen Fuß. Ins Unsichtbare wollte er nur durch Zahlen und Berechnungen eindringen, und materialisirte so viel als möglich alles Höhere. Ueber ein Jenseits nach dem Tode spricht er nie; denn es war schon damals Glaube, daß das Geistige im Menschen mit dem Ganzen gerade wie ein Stück Eis mit dem Wasser in gegenseitiger Verbindung stehe, und wie dieses schmelze und flüssig werde, so kehre auch der Geist nach dem Abscheiden wieder zur großen Masse, als dem Urstoffe zurück. — Ungeachtet dessen verordnete er sehr streng, daß den abgeschiedenen Seelen Opfer gebracht werden sollten, und stellte dieß als eine der heiligsten Pflichten auf, welche man den Eltern schuldig sey. Er hatte ohne Zweifel eine dunkle Ahnung des Hades und der darin umher wandelnden Schatten; erklärte sich aber niemals darüber, sondern gebot Scheu vor allem Geistlichen. Er war in der That ein Weltphilosoph, der den Menschen ans Irdische bannte und die Befriedigung aller Wünsche in diesem Leben suchte. Groß und ruhmvoll ist sein Streben, da er der erste seiner Nation war, der als Volkslehrer auftrat, und man mag ihm deßhalb die Beschränktheit der Ansichten wohl verzeihen. Friede liebend, predigte er immer Wohlwollen und mahnte die Fürsten, ihren Fehden ein Ende zu machen; ja er versprach sogar demjenigen, welcher das Blut seiner Unterthanen schonen würde, den Thron eines Alleinherrschers. Sein praktisches Bestreben kam oft von falschen Grundsätzen her, welche ihm durch beständige Wiederholung theuer geworden waren, und seine Machtsprüche haben sich auf alle folgenden Zeiten fortgepflanzt.

Wenn man die Vortrefflichkeit eines Philosophen nach seinem Erfolge beurtheilt, so ist kein Weiser irgend einer Zeit oder irgend eines Landes dem Kongfutse gleichzustellen. Er war es, der den Fürsten gefiel; denn seine Lehren unterwarfen die Unterthanen ganz ihrer Willkür; und sollten sie einen solchen Meister nicht geehrt haben? Sollten sie seine Schüler nicht befördern, da sie die sichersten Werkzeuge waren, um ihre Gewalt zu befestigen? Und sollte das Volk nicht ein System studiren, welches dem Fleißigen zu Ehren und Würden helfen konnte? Daher wurden des Philosophen Bücher, mit denen seines Schülers Mengtse, die einzigen, welche in allen Schulen des großen Reiches nun beinahe zweitausend Jahre gelesen worden sind, die das Kind auswendig lernt und der greise Doctor erklärt. Um das Wissen dieses einzigen Lehrers hat sich der Fleiß von tausend Millionen unabläßig bemüht, und weder Krieg noch Verwüstung haben die nie erlöschende Begierde, den Kongfutse zu lesen, aufhalten können. Die Erfindungen des Westens, die höhere Geistescultur, eine Literatur der herrlichsten Wissenschaften, haben kaum etwas Anziehendes für den Chinesen gehabt, der die Denkungsart seines Weisen kannte; und jeder freundliche Versuch, etwas Besseres fürs verjährte Alte zu geben, ist mit Hohn abgewiesen worden; denn der König der Philosophen hat ja alles gelehrt, alles gesagt, alles entdeckt und alles mitgetheilt. Kongfutse vollendete den Guß, und die Form welche sein Volk durch seine Bemühungen annahm, ist unter allen Umwälzungen beibehalten worden.

Vergleicht man den Chinesen mit jenen Griechen, welche gleich nach seinem Tode im Westen solch ein großes Aufsehen erregten, so ist der Unterschied so beträchtlich, daß man kaum etwas Gleichartiges finden kann. Sokrates lehrte nicht um Fürsten zu schmeicheln und den verderblichen Lehnsstreitigkeiten ein Ende zu machen, sondern um Tugend zu verbreiten. Plato grübelte und fand in der Dichtung der Begriffe sein Glück. Kongfutse wollte nichts, als einen guten Gehalt erzielen, und seine theoretischen Ansichten mußten sich ganz zu diesem Zwecke neigen; er war praktisch nützlich sich selbst, seinen Schülern und dem Staate, und daher ist sein Ruhm viel dauernder. Die große Anzahl derjenigen, welche von seinem Unterricht Nutzen genossen, waren die

Regenten des Landes. Ueber den Diogenes lacht der chinesische Lehrer, denn ihm war es viel mehr werth, eine gute Ministerstelle zu bekleiden, als in einer Tonne, der menschlichen Narrheiten spottend, zu leben. Pythagoras war der Gegenfüßler dieses Mannes; denn in demselben Maße als er strebte von der Welt abgeschieden zu leben, wirkte und lebte der chinesische Weise in und für die Gegenwart, und betrachtete weltlichen Genuß als das höchste Glück. Er konnte daher nie den Stoikern hold seyn; denn diese beflissen sich der Selbstverläugnung, während er die Begierde nur noch mehr anfeuerte, indem er die Aussicht auf politische Größe vorspiegelte. Vielleicht möchte er sich den Epikuräern am nächsten anschließen; allein diese waren doch nicht ausschließlich Politiker; der Philosoph des Ostens aber suchte gerade im Staatsleben das einzige Heil für die Menschheit, obgleich seine Nachfolger der Sinnenlust huldigen, und die Freuden der Erde ohne Rücksicht in vollestem Maße genießen. Aristoteles, der Vielwisser, ragt als Philosoph über Kongfutse weit hervor; allein dieser verstand selbst den geringen Umfang seiner Kenntnisse zu bessern Zwecken zu verwenden. Was man in seinen Schriften liest, ist einfach genug, die Einkleidung und der Sprachgebrauch nur schwer; das Meiste versteht sich von selbst ohne sächliche Erklärung, und der Gedanken sind so wenige, daß man das Ganze in sehr wenigen Worten zusammenfassen kann, und dann alles gesagt hat.

Anderer Art war der Zeitgenosse des Kongfutse — Laotse oder Laokiun, der den entgegengesetzten Weg einschlug. Von seinem Leben bestehen so viele Fabeln, und ist so wenig Glaubwürdiges uns überliefert, daß es sehr schwer hält eine Schilderung des Mannes zu geben.

Nach Einigen war er etwa um 909 v. Ch. in Honan geboren, in welchem Falle er zur Zeit, als Kongfutse sich mit ihm unterhielt, ein sehr hohes Alter erreicht haben muß. — Er war achtzig Jahre im Leibe seiner Mutter, und als er in die Welt kam, waren seine Haare schneeweiß, und er besaß alle die Fähigkeiten, welche je in irgend einem Sterblichen vereinigt waren. Dabei gewährte er einen außerordentlichen Anblick; dicke Lippen, lange Ohren und große Augen, welche die Aufmerksamkeit aller

die ihn zum erstenmal sahen, auf sich zogen. Von seinem eigentlichen Leben und Wirken ist uns wenig überliefert worden; alle Schriftsteller jedoch erwähnen, daß er im Westen bis jenseits des kaspischen Meeres gereist sey und auch Indien besucht habe, wo er seine Lehren ausbreitete. Man sagt, daß er eine zeitlang Aufbewahrer der Urkunden in seinem Vaterlande gewesen sey. Bald wurde er des thätigen Lebens müde, und begab sich in die Einsamkeit, wo er über die Vernunft Betrachtungen anstellte. Menschen gleicher Gesinnungen gesellten sich zu ihm, und diesen lehrte er seine Geheimnisse: es scheint jedoch nicht, daß er eine große Schule bildete. Seine Anhänger waren Leute aus den niederen Classen, konnten daher nie als seine Schüler sich gleich nach seinem Abscheiden berühmt machen. Bei aller seiner Weisheit blieb Laotse ein armer Mann, und als sein Diener ihn um seinen Gehalt ersuchte, war der arme Meister in der äußersten Verlegenheit.

Als er sich nun heimlich fortmachen wollte, so wandte sich der Diener an einen Aufseher, um seine Flucht zu verhindern. Der Name dieses Mandarins war Inhi; sobald er gehört hatte, daß Laotse in seiner Nähe war, kam er augenblicklich zu ihm. Der Meister verwies dem gierigen Knecht sein Betragen, und nachdem er ihm versichert hatte, daß seine Absicht gewesen sey ihn als Kutscher nach dem westlichen Meere mitzunehmen, um jene weitgelegenen Länder, mit Inbegriff Indiens, und den Westen Asiens zu durchkreuzen, nahm er den Talisman, welcher ihm schon vor zweihundert Jahren Unsterblichkeit gegeben hatte, hinweg, und der Elende wurde sogleich in einen Haufen Knochen verwandelt. Inhi, erschrocken, bat demüthigst um seine Wiederbelebung, die nachher auch erfolgte, und zahlte ihm dann selbst 200,000 Unzen Silber als seinen Lohn aus. Von diesem Augenblicke an wurde er sein Schüler, und schrieb nach Laotse's Dictate den Taoteking, das Glaubensbuch der Secte. Von dem Tode des Lehrers wird nichts erwähnt; denn er predigte seinen Nachfolgern Unsterblichkeit, und daher würde eine Nachricht von seinem Abscheiden das ganze System umgestürzt haben. Seine Schüler behaupten überdieß, daß der Meister früher schon viele Jahrhunderte hindurch unter verschiedenen Namen und Gestalten auf Erden herumgewandelt sey und eine genaue Kunde über diese Erscheinung nachgelassen habe.

Laotse dachte tief und grübelte viel, und um über alle Gegenstände Auskunft zu geben, sprach er über Vernunft, die vergöttert als Logos dasteht, über den Weg um der letzteren sich zu nahen, und den Urgrund aller Dinge, so wie auch über Tugend. Leider verstand er sich aber selbst nicht, oder sein Schreiber konnte ihn nicht fassen, und daher klagen seine Anhänger aller Zeiten über die Dunkelheit seiner Lehrbegriffe. Vieles kann man freilich in fremde Sprachen genau übersetzen, allein in sehr vielen Stellen des Taoteking wird man, wenn man auch alle Erklärungen fleißig durchgelesen hat, doch nichts als Unsinn finden. Laotse wollte ohne Zweifel das geistige Unendliche erklären; er war in die Tiefe des menschlichen Herzens herabgestiegen, hatte dort den Trieb für Unsterblichkeit entdeckt, und um diesen zu befriedigen, hielt er für nöthig, daß man allen Leidenschaften vollkommen entsagen und im Vereine mit dem Unsichtbaren leben müsse. Darauf leite die Vernunft auch hin, und man sey endlich im Stande, alle Begierden zu besiegen und die Macht über alles Materielle zu erlangen.

Seine Schüler führten überdieß den Götzendienst ein. Verstehen wir auch wenig von diesen Geheimnißlehren, so haben wir dennoch Beweise, daß die Priester schon sehr frühe etwas vom thierischen Magnetismus kannten und damit großes Unwesen trieben. Tausende lebten in Einöden, um Umgang mit den Feen zu haben, zu denen sie sich gesellten, um mit ihnen aus dem Kelche der Unsterblichkeit zu trinken. Andere machten Gold; denn nach ihren Begriffen stand ihnen die ganze Natur zu Gebot, und sie konnten nach Belieben Umwandlungen veranstalten; noch andere bereiteten das Elixir des Lebens, um dem mächtigen Feinde, dem Tode, entgegenzuarbeiten. Fürsten und Königinnen gaben sich von Zeit zu Zeit diesen Träumereien hin, und eine große Menge Menschen beschleunigt jetzt ihre Auflösung durch den Trank der Ambrosia. Die Priester, welche in Eingeweihte, das heißt Unverheirathete, und in Untergebene eingetheilt werden, sprechen viel über die Götter des Feuers, und zu gewissen Zeiten laufen ihre Verehrer barfuß über glühende Kohlen, um ihren Zauber über alle Elemente darzulegen. — Bei solchen Gelegenheiten sieht man oft Menschen beinahe verbrannt daliegen, die jedoch noch unter den heftigsten Schmerzen die Größe des Feuergottes anerkennen.

Wie glücklich ist der Westen, daß weder die Natur-Religion des Kongfutse, noch der Mysticismus des Laotse dort anerkannt wird. Man kann erst dann sich einen Begriff von den Wohlthaten des Christenthums und seinen heiligen Lehren machen, wenn man die erbärmliche Nacktheit des Heidenthums gesehen hat. Rohheit, Verruchtheit, Gewissenlosigkeit und Gräuel aller Art findet man auch dort trotz seiner größten Vollkommenheit, während der Hauch des Ewigen seine wahren Anbeter erfüllt und die Liebe Christi zu allen guten Werken dringt.

Wie im menschlichen Leben, so auch in der Geschichte der Völker der ganzen Erde gibt es Zeitpunkte, wo die Entwicklung des Ganzen für die Zukunft schnell vorwärts schreitet, und die Begebenheiten von Jahrhunderten in wenigen Jahren zusammengedrängt werden. Auch in politischer Hinsicht hatte Kongfutse seines Gleichen im entfernten Westen, in Lykurgus und Solon, der erstere vor, der letztere gleichzeitig mit China's Gesetzgeber lebend. Alles ging unter der Nation, welche jene in ordentliche Staaten verwandelt hatten, rasch vorwärts, nur vermißt man beim hohen Flug des menschlichen Geistes die ausdauernde Grundlage, welche unter den Landsleuten dieses Weisen mit Leichtigkeit konnte gelegt werden. Krieg und schöne Künste waren innig mit dem Leben und Denken der Griechen verbunden, welche nun schnell auflebten; während die Chinesen nur das Nützliche und Unentbehrliche hochachteten, und sich wie an der Erde fest gewurzelt dachten. — In andern Ländern fanden beinahe gleichzeitig große Ereignisse statt. Wer denkt nicht an den Fall Babylons, an die Vernichtung der Reiche Juda's und Israels, die theilweise Wiederherstellung des erstern unter dem rüstigen Cyrus, die wachsende Macht des persischen Reiches und den Umsturz des lydischen? Wer erinnert sich nicht der Abschaffung der Königswürde zu Rom? Und wenn man den Blick auf jene Zeiten zurückwirft, und dabei die großen Folgen beachtet, die bald darauf sich zeigten, so muß man gerade diese als eine der größten Epochen der alten Geschichte betrachten.

Das bürgerliche Leben besserte sich in China keineswegs, als Kingwang (544) den Thron bestieg. Sein eigener Bruder zog

wider ihn zu Felde, wurde aber zurückgeschlagen und so der Friede der Herrscherfamilie bewahrt. Der König wünschte Schätze zu erwerben; daher ließ er eine andere Münze schlagen, welche, da sie schlechter war als die ältere, sehr viel Widerspruch fand. Die Fürsten des Landes trachteten, wie gewöhnlich, nur darnach, ihre Nachbarn zu berauben; allein der Herzog von Wu, welcher seinen Garden die Bewachung der geraubten Schätze anvertraute, büßte diese Entehrung der Getreuen, die nur seine eigene Person beschützen wollten, mit dem Leben. Man hielt verschiedene Reichstage, wo die mächtigern Lehensleute sich den königlichen Titel beilegen wollten, und darüber in großen Streit geriethen, der nur mit Blutvergießen beigelegt werden konnte. Unglücklicherweise starb auch der Thronfolger, und Kingwang, welcher seinen älteren Sohn vorzog, gedachte diejenigen, welche dem Zweiten zur Krone verhelfen wollten, zu tödten. Ueber diesen Plan schied jedoch der König aus dieser Welt, und es entstand nun ein fürchterlicher Krieg, wer auf dem Throne folgen sollte, welcher nach vielen Schlachten mit dem Meuchelmord des rechtmäßigen Prinzen endete. King (dieser Name, obwohl gleichlautend in deutscher Schrift mit dem vorigen, wird jedoch verschieden im Chinesischen geschrieben) sah sich endlich im Besitz der Hauptstadt, wohin der Weg mit Blut bespritzt war; bald jedoch hatte er aufs neue wider einen Aufrührer zu kämpfen, und mußte fliehen. Mitten in diesem Tumult wandelte Kongfutse mit seinen Anhängern umher. Einst aufs äußerste getrieben, als seine Bewunderer beinahe des Hungertodes starben, war er fröhlichen Muthes und ergötzte alle mit Musik, in der er Meister war. Die großen Ehrenbezeugungen, welche er einerseits erhielt, erregten Neid, und so groß war die Feindschaft, daß zwei der mächtigen Herren ihn einmal mit Soldaten zwischen Felsenwänden eingeschlossen hielten. Seine Beständigkeit jedoch erregte Staunen, und seine Freunde wurden mit Liebe und Achtung für ihren Lehrer erfüllt. So konnte er auch wieder ehrenvoll ein Amt bekleiden, wo er seinem Lieblingsgeschäfte, der strengen Beobachtung der Ceremonien, sich vorzüglich hingab. Als aber der Vogel Greif ungeachtet der schlechten Zeiten erschienen, da weinte der Weise, denn zu einem solchen Ruhm hielt er sich nicht für berechtigt, und beschuldigte sich der Nachlässigkeit, nichts für sein Zeitalter gethan zu haben. Sein

Tod, welcher (479) vier Jahre vor dem des King stattfand, erhöhte nur noch mehr das Andenken seiner Thaten und den Einfluß seiner Anhänger.

Von Juen (475) weiß man nur seine friedlichen Gesinnungen und den fortwährenden Kampf der Lehensleute, ohne Ziel und Erfolg, dem er nicht steuern konnte. Tschingting, sein Nachfolger (468), verbrachte ein ruhmloses Leben. Während seiner Regierung schlug man einmal die Tataren durch Verrath, welche durch reiche Geschenke in Bergschluchten gelockt worden waren. Ein andermal wurde eine Hauptschlacht geliefert, wo ihr ganzes Heer beinahe aufgerieben ward. Im Lande selbst nahm Treulosigkeit überhand, und die Grausamkeit, welche man verübte, ist beinahe unglaublich. Der König hatte vier Söhne; der älteste derselben war zum Nachfolger bestimmt, und wurde von seinem Bruder meuchelmörderisch gemordet. Da stand ein anderer Bruder auf, um den Mord zu rächen, und endlich fiel das Scepter dem Kaowang (440) anheim. Von seinem Leben erzählt man nichts, wohl aber daß während seiner Regierung das Wasser des gelben Flusses roth wurde, im Sommer Schnee fiel, und die Tataren von der Seite Schensi's einen schrecklichen Einfall ins Land machten und ungeheure Beute davontrugen. Seinen Bruder belohnte er großmüthig mit einem Strich Landes. Weilie (425) sah sich ganz von den Fürsten verlassen, und ernannte daher drei Herzoge, die nichts anderes als Länderräuber gewesen waren, zu Lehensträgern. Dieß gedieh ihm daher nicht sehr zur Ehre; allein die Unruhen des Landes erlaubten ihm nicht seine Macht zu befestigen. Es fehlte jedoch nicht an edeln Leuten, unter diesen war auch ein berühmter Schüler des Kongfutse, die sich die äußerste Mühe gaben, um die Herrscher zur Ruhe und zum gesitteten Leben zu ermahnen. — Die Zeiten waren außerordentlich. Ein General zum Beispiel, der den Oberbefehl über die Truppen zu erhalten wünschte, und dem sein Weib im Wege stand, schlug ihr das Haupt ab, und erschien nachher an der Spitze des Heeres, wo er große Heldenthaten verrichtete, und wird jetzt noch als einer der berühmtesten Heerführer in der ganzen chinesischen Geschichte genannt. Um einen Freund zu erhalten, hielt ein anderer Kriegsmann eine dreijährige Belagerung aus, und machte erst dann Frieden, als er diesen gerettet sah. — Um gänzlichen Gehorsam

zu zeigen, ließ sich ein ausgezeichneter Officier den Kopf abschlagen, denn sein Herr hatte es ihm geheißen. Ein Fürst bekam seinen Gegner in die Gewalt, und gebrauchte den Schädel als Trinkgefäß, um seine Rache zu kühlen. Als aber einer der Getreuen des Verstorbenen sich in den Palast hineinstahl, um den Fürsten zu ermorden und sich Genugthuung zu verschaffen, vergab ihm dieser sein Wagestück und lobte in Gegenwart der Höflinge seine große Treue. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß ungeachtet des blutigen Unwesens so manche Ritterthat stattfand, und die aufgereizten Gemüther oft durch Edelmuth überwunden wurden. — Das Volk fing zu dieser Zeit an eine Veränderung in der Staatsregierung zu erwarten; denn die Vasen, auf denen die Thaten des Reiches eingegraben waren, zitterten, ohne daß sie Jemand anrührte. Unter Gan (401) fiel ein Berg in den gelben Fluß und füllte das ganze Bette an, so daß dadurch eine große Ueberschwemmung entstand. Unter Lie (375) wurde die Eifersucht der Prinzen, sich zur Oberherrschaft emporzuschwingen, noch lebendiger, die Kriege dauernder, und der Wunsch einander zu verderben trat immer deutlicher hervor.

Die Oberhand, welche die Chinesen über die Barbaren erhielten, erhöhte den Ruhm ihrer Krieger sehr bedeutend. Kein Staat war glücklicher im Kampfe wider die Tataren als die Herrscher von Schensi, welche man unter dem Namen der Tsin-Prinzen kennt. Sie besaßen den fünften Theil China's, und zogen sehr oft mit ihren Truppen in die fernen Einöden, wo sie sehr große Heldenthaten verrichteten. Daher maßten sie sich ein großes Ansehen über das ganze Land an, und verfuhren in ihren Kriegen sehr willkürlich. Damals lebte ein Weiser, Namens Sutsin, der, dem System des Kongfutse hold, sich auch in Staatsangelegenheiten mengte, und dem Tsin-Prinzen leichtsinnig versprach, daß er ihm solchen Rath ertheilen wollte, wodurch er sich der Oberherrschaft über ganz China bemächtigen könnte. Der Herrscher setzte jedoch sehr wenig Glauben in die Versprechungen des Philosophen, und sandte daher den Wanderer hohnlachend hinweg. Sutsin war darüber so gekränkt, daß er sich sogleich aufmachte, um alle übrigen Fürsten zum Bündniß gegen Tsin zu bewegen, und in sehr kurzer Zeit waren große Schaaren bereit den Stolzen zu demüthigen. Allein Tsin war diesen Ränken

völlig gewachsen, uud vereitelte alle Anschläge durch seine Gesandten. Der Bund brach auf, und da man nirgends Treu und Glauben hielt, so bemächtigte sich der Herzog ganzer Strecken Landes seiner Nachbarn. Als ein Beispiel der Verrätherei wollen wir hier ein früheres Ereigniß anführen. Der General des Tsin-Heeres war mit dem der feindlichen Armee sehr wohl bekannt. Als sie nun beide einander gegenüber standen, rieth der erste durch Unterhandlungen dem Streite ein Ende zu machen, und lud den Freund zu einer Unterredung ein. Beide Oberbefehlshaber verständigten sich sehr bald mit einander, und feierten ihre Unterhandlungen durch Gastmahle und die höchsten gegenseitigen Ehrenbezeigungen. Man glaubte im allgemeinen, daß alle Feindseligkeiten beigelegt wären, und in dieser Hoffnung zog der Gast ruhig hinweg. Er hatte aber noch nicht sein Lager erreicht, als er plötzlich von seinem Freunde gefangen genommen wurde, und der Treulose griff sogleich seine Krieger, die nun ohne Befehlshaber waren, tapfer an, und schlug die Armee. — Der glückliche Verräther wurde mit einem Lehen beehrt; allein er erntete später den Lohn seiner Thaten und wurde allgemein verabscheut. Mitten unter Krieg und Blutvergießen entwickelte sich die Kraft des Tsin-Staates durch weise Gesetze, die selbst der Kronerbe nicht übertreten durfte. Obwohl diese außerordentlich streng waren, so wurde das Volk dennoch in Banden und Ruhe erhalten. Es gab auch noch Lehensleute, die gute Sitten und die Blüthe ihres Landes falschem Kriegsruhme vorzogen. Als einmal ein Fürst mit den schönen Perlen prahlte, die in seinem Lande gefunden wurden, deutete ein anderer auf die Liebe seiner friedlichen Unterthanen und den Flor des Landes, der von viel größerer Wichtigkeit wäre als alle andern Schätze.

Unter Hien (368), unter dem die obigen Ereignisse stattfanden, lebte der berühmte Mengtse, dessen Name sich dem des Kongfutse anreiht. Er war ein entfernter Verwandte des Lu-Prinzen, und verlor schon als Kind seinen Vater. Seine Mutter, eine treffliche Frau, erzog ihn mit großer Sorgfalt, und verließ ihre Wohnung in der Nähe eines Schlachtgebäudes, damit der Sohn durch das Geschrei der sterbenden Thiere nicht gefühllos werden möchte. Dann betrübte sie sich wieder über den Nachahmungsgeist des Knaben, der in der Nachbarschaft eines

Begräbnißplatzes alle Ceremonien nachäffte, die zur Ehre der Abgeschiedenen verrichtet wurden. Endlich lebten sie in der Gegend einer Schule, und dort lernte der Knabe so fleißig, daß er bald darauf unter die Schüler des Tsesse, des Enkels des Kongfutse, gezählt wurde. Mengtse hatte einen unternehmenden Geist, und da zwei Secten entstanden waren, deren eine allgemeines Wohlwollen, und die andere zu beschränkte Liebe predigte, so setzte er sich diesen mit Macht entgegen. Kühn im Tadel, besuchte er die verschiedenen Höfe, berief sich auf Kongfutse und das Alterthum, und schalt die Fürsten öffentlich wegen ihrer Kriegslust und Gewinnsucht. Seine Freimüthigkeit, welche durch ungemeine Beredsamkeit unterstützt wurde, verschaffte ihm verschiedene Stellen, und er erhielt einen großen Namen als Wiederhersteller der Staatsphilosophie. Seine Gleichnisse, welche man in seinen drei Büchern, die zu den Classikern gezählt werden, vorfindet, sind treffend; er läßt die Fürsten durch künstliche Fragen sich ihrer eigenen Fehler öffentlich beschuldigen, und nimmt sich des unterdrückten Volkes, der Waisen und Wittwen an. Er konnte jedoch dem Rufe eines Schwätzers nicht entgehen, und obgleich er oft Aemter bekleidete, scheint die praktische Richtung seiner Lehren doch nie genug ins Licht gestellt worden zu seyn. — Er war Volksmann, und besaß größeres Talent als sein Vorgänger, entbehrte aber dessen Gründlichkeit. Man kann die Lebhaftigkeit seiner Schriften nicht genug bewundern, wird aber immer erinnert, daß die meisten Grundsätze nur bloße Theorien sind, und daß er nie etwas Neues an den Tag bringt. Mengtse besitzt auch eine sehr große Würde in der chinesischen Walhalla und wird sehr eifrig studirt. Der große Hongwu konnte einige seiner anzüglichen Reden nicht leiden, und daher verwies er seine Arbeiten aus der Sammlung der Classiker. Darüber war ein Gelehrter so sehr betrübt, daß er mit Gefahr seines Lebens eine Gegenvorstellung machte, einen Sarg mit sich nehmend, um seine Bereitwilligkeit, den Tod seiner Verwegenheit halber zu dulden, an den Tag zu legen. Dadurch wurde der Held gerührt; der Weise wurde wieder in seine vorige Stelle eingesetzt, und Mengtse genießt bis zu diesem Tage alle mögliche Ehre. Mehr noch, als Kongfutse, war er von dem Gedanken durchdrungen, daß es nur eines tugendhaften Beispiels bedürfe, um die Menschheit

zu veredeln. Warum that er dieß dann nicht selbst? Warum machte er sich nicht zum Kaiser, da er behauptete, daß dem ehrenfesten Weisen das ganze Reich huldigen würde? Trotz seiner Reden aber ging alles den alten Gang, und die Ruhe des Landes wurde äußerst wenig befördert. Er war es, der den Krieg zum Besten des Volkes nicht allein guthieß, sondern auch als eine Pflicht betrachtete. Während er aber letzterem die Freiheit einräumte sich über Staatssachen auszusprechen, gebot er andererseits gänzliche Unterwerfung.

Unter der Regierung der zwei letzten Könige Sschintsin und Nan (320—254) haben wir den Untergang des Tschéu-Hauses zu erzählen. Man möchte von den vielen Kriegen, welche jährlich stattfanden, schließen, daß die Macht der Fürsten sehr bedeutend gewesen seyn muß, da sie so lange dieses verderbliche Morden aushalten konnten. Wir lesen auch von einem Heere von einer Million Soldaten, von Schlachten, die 40,000 Menschen das Leben kosteten u. s. w. Allein bei näherer Untersuchung ergibt es sich, daß man diese Fehden mehr als bloße Streifereien betrachten muß, daß die Armeen aus zusammengerafften Haufen bestanden, die, sobald es nichts mehr zu plündern gab, sehr schnell wieder auseinandergingen. Söldner kannte man damals noch nicht. Gegen die Gefangenen verfuhr man mit der äußersten Grausamkeit, vorzüglich wenn sie in Besatzungen gelegen und sich tapfer wider die Belagerer gewehrt hatten. Dann wurden sie alle in die Pfanne gehauen, und die unmenschlichen Anführer rühmten sich solcher Thaten als Beweise der höchsten Tapferkeit. Die Waffen waren Bogen, Pfeile und Spieße, man hatte schon eine Taktik eingeführt, verstand aber noch nicht Festungen anzugreifen, und die größten Heerschaaren scheiterten an den Mauern und liefen Hungers wegen nach Hause. Man marschirte gewöhnlich in größter Stille, und fiel dann plötzlich über den Feind her, der sich dessen nicht versah. In allen diesen Unternehmungen herrschte mehr List als Tapferkeit vor; erstere ist auch dem Nationalcharakter viel eigener. Dabei war aber sehr bald die Ruhe wiederhergestellt; doch die geringste Hoffnung auf Raub setzte schnell wieder alle Begierden in Bewegung, und ein neuer Zug war die unmittelbare Folge. Der Flor des Landes muß ungeachtet der wüthenden Kämpfe ziemlich groß gewesen seyn; denn

wie hätte man sonst eine solche Menge nichtsthuender Menschen auch nur einen Monat mit Unterhalt versehen, oder den Verlust von Tausenden mit Leichtigkeit ersetzen können?

Derjenige Staat, auf welchen damals alle Augen gerichtet waren, der sich den meisten Ruhm erwarb, und rücksichtslos seine Nachbarn mit Füßen trat, war Tsin. Sschintsin vereinigte die andern Fürsten zu einem Bündniß; allein ehe sie noch ihre Armee zusammengezogen hatten, wurden ihre Haufen einzeln aufs Haupt geschlagen. Ebenso erhoben sich auch die Horden des noch halbwilden Ssetschuen, und beurkundeten ihren Sinn im Bürgerkriege. Mengtse bemühte sich durch weise Ermahnungen dem reißenden Strome einen Damm entgegenzusetzen, erhielt aber nichts als gute Worte zum Dank, und starb endlich (314) vor Gram.

Unermüdet in der Diplomatik brachten einige Führer die bunte Armee der Vasallen wieder zusammen, und nun sollte dem Tsin ein Ende gemacht werden. Die erste Heldenthat wollte man vor einer Festung verrichten; aber Tsin fiel ihnen in den Rücken, und das ganze vereinigte Heer wurde aufgerieben. Bald wurde indeß ein zweites Heer versammelt; als aber die Soldaten die Feinde im Anmarsch sahen, liefen sie eiligst davon und 8000 fanden durch das Schwert der Verfolger den Tod. Verrätherische Minister an den kleinen Höfen vollendeten das Werk, und so war es dem Eroberer möglich in Ssetschuen einzufallen, von wo er sehr große Schätze hinwegtrug. Nun erhob sich ein Nebenbuhler im Osten. Der Tsi-Staat war eifersüchtig und vertheidigte die Rechte anderer Lehen; allein Uneinigkeit und Geschenke, welche der ränkevolle Tsin zur rechten Zeit anwandte, vereitelten die Plane. China glich in jener Zeit Italien während des Mittelalters, und obgleich es keinen theoretischen Macchiavell gab, so waren die praktischen noch viel zahlreicher. Unter solchen Umständen gaben sich die weisesten Fürsten verloren, und die tollkühnen nur bestanden den ungleichen verderblichen Kampf. Damals starb der Tsin-Fürst plötzlich, und ein Knabe, der sich später unter dem Namen Tschaosiang sehr berühmt machte, wurde zum Nachfolger erklärt und von einem großen Fürsten, bei dem er als Geisel gewesen war, losgelassen. Seine Mutter und sein Oheim führten jedoch das Regiment, und erstickten eine

Verschwörung der Brüder des jungen Prinzen, welche sehr gefährlich hätte werden können. Die Weiberregierung war kräftig, und derselbe Eroberungsgeist belebte auch die Regentin. Das stolze Tsi-Reich im Osten, anstatt sich ihren Anmaßungen zu widersetzen, raubte nur für sich selbst, und so wurde die Kraft der kleinern Lehensleute beinahe gänzlich aufgerieben. Da erschien ein Weiser am Hofe der Königin und wollte durch seine heilsamen Lehren dem Zeitgeist eine andere Richtung geben. Von den Höflingen jedoch angeschwärzt, wurde er seiner Aemter entlassen, und hätte nicht einer seiner Freunde das Hahngekrähe nachgemacht, so daß die Thore der Festung, in welche er sich geflüchtet hatte, geöffnet werden konnten, so würde er sein Leben eingebüßt haben. Glühend vor Rache reiste er an den meisten Höfen umher, und bald hatte er eine zahlreiche Armee Verbündeter im Felde. Da kamen die sieggewohnten Truppen des Tsin und wünschten die Gegner zu verschlingen. Sie betrogen sich jedoch, denn der Widerstand war tapfer; ihre Armee erlitt eine gänzliche Niederlage, und die triumphirenden Verbündeten schrieben nun selbst die Bedingungen vor.

Schlau benahm sich bei diesen Unfällen der junge Tschaosiang. Um den mächtigen Herrscher von Tsi zu gewinnen, machte er ihm das Anerbieten den Titel des orientalischen Kaisers zu tragen, während er den des occidentalischen annehmen wolle. Jener lachte über diese Narrheit, und so unterließen es beide sich mit größeren Namen zu brüsten. Seiner Größe sich nun bewußt, beschloß Tsi sich des Eigenthums seiner Nachbarn zu bemächtigen. Sein Glück machte die andern Fürsten eifersüchtig; sie schlugen sein Heer und plünderten selbst seine Hauptstadt. Da kam ein Hülfsheer an, welches der Tsi-Prinz mit Freuden empfing. Der General dieser Soldaten, ein herrschsüchtiger Mann, anstatt Beistand zu leisten, ergriff den unglücklichen Fürsten, und nachdem er ihm eine Ader geöffnet hatte, ließ er ihn an Blutverlust sterben. Ein treuer und geschickter Diener wurde lieber ein Selbstmörder, als daß er sich an diesen Elendeu angeschlossen hätte. Viele Jahre später empfing der treulose Heerführer den Lohn dieser That durch den Pöbel, welcher, von einem Sohne des Ermordeten aufgemuntert, ihn in Stücke hieb. Die Macht des Tsi war aber gesunken, und es blieb nur noch

6 *

eine einzige Festung, welche dem andringenden Feinde widerstand. Lange wurde sie belagert, ohne sich zu ergeben. Da hörte der brave Vertheidiger, daß große vortheilhafte Ereignisse für sein Vaterland stattgefunden hätten. Dadurch hocherfreut und ermuthigt, rüstete er eine Menge Rindvieh wie Drachen aus, und trieb es während der dunkeln Nacht unter den erschrockenen Feind. Bestürzt machte dieser große Lücken in das Lager, um jene Ungeheuer, welche man mit Lichtern versehen hatte, durchzulassen. Dieß war der Augenblick, welchen die Belagerten benützten, und während der Schrecken noch obwaltete, machten sie einen Ausfall auf den Feind und schlugen das ganze Heer der Gegner zurück. Nach diesem Siege wurde der junge Tsi-Prinz wieder in seine Güter eingesetzt, und derselbe Commandant, welcher so große Dienste geleistet hatte, eroberte, den Säbel in der Hand, eine Stadt, welche der Feind noch innehatte. Sein Lohn war Neid und Mißtrauen, und selbst das große Lob, das sein Herr ihm zollte, konnte diese nie völlig abwenden.

Kaum war dieser Streit zu Ende, als das Kriegsfeuer wegen einer sehr kostbaren Juwele, welche Tschaosiang zu besitzen wünschte, von neuem aufloderte. Die Tsin-Armee gewann eine Schlacht nach der andern, und da der arme Wei-Staat sich sehr im Gedränge sah, so bat er den Tsi-Fürsten um Hülfe. Bei dieser Gelegenheit betrug sich einer seiner Gesandten, Fantsiu, sehr zweideutig, so daß er bei seiner Zurückkunft von seinem Herrn beinahe zu Tode gefoltert wurde. Als er wieder zum Leben gebracht worden war, begab er sich heimlich nach Tsin als Philosoph, und wurde mit sehr großen Ehrenbezeugungen empfangen. Tschaosiang hörte seinen Rathschlägen mit dem größten Vergnügen zu; allein der Weise spottete seiner, da die Königin-Mutter und ihr Minister alle Macht in Händen hatten, und der Fürst kaum den Namen eines Herrschers besaß. Eine solche Sprache erregte die Ehrsucht des jungen Fürsten. Auf einem Reichstage wurde ihm die höchste Macht übertragen und alles nach den Planen des schlauen Fantsiu begonnen. Anstatt sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten, ging die ganze Absicht nur auf Bekämpfung des Innern hin, während der berühmte General Piki die Oberfeldherrnstelle bekleidete und mit seinen Truppen ein Land nach dem andern einnahm. Aber er war ein grausamer Officier; denn

als er eines Tages ein befestigtes Lager eingenommen hatte, und nicht wußte was er mit den vielen Gefangenen machen sollte, ließ er 450,000 Mann über die Klinge springen. Sein Glück erweckte in der Brust des Fantsiu sehr großen Neid, welchen die andern Fürsten heimlich anflammten. Er wurde daher von dem Heere zur Hauptstadt zurückberufen, wo er ruhig lebte und sich äußerst freute, daß einer seiner Nebenbuhler sich lange vergeblich bemühte, um die Festung des Feindes einzunehmen. Seine Stichelreden machten den Tschaosiang so zornig, daß er augenblicklich ihn dem gemeinen Manne gleichsetzte und ihn nachher ins Gefängniß schickte. Dort fand er an der Thüre einen Officier mit einem Schwerte; er nahm es aus seiner Hand und entleibte sich augenblicklich. Indessen zitterten alle Lehensleute, die schrecklichsten Dinge erwartend. Da trat ein chinesischer General in die Versammlung der Fürsten, zog seinen Degen und fragte: wozu das Berathen, wenn nur Thaten Rettung bringen können? Ein Nachkomme des Kongfutse wurde zugleich herbeigerufen, um in diesen bedenklichen Zeiten den Fürsten mit seinem Rathe beizustehen. Er schützte, nachdem er alles hoffnungslos aufgegeben hatte, Krankheit vor, und zog sich in die Stille zurück. König Nan verhielt sich indeß stille; als er aber das Verderben immer näher kommen sah, beeiferte er sich um den Fürstenbund. Darüber wurde Tschaosiang so erzürnt, daß er ihn augenblicklich seiner Städte beraubte. Der kleinmüthige Oberherr erbot sich nun ein Vasall des Allgewaltigen zu werden, fristete dadurch aber nur eine kurze Zeit sein Leben. Er starb bald darauf (256) ohne Kinder nach einer elenden Regierung von 59 Jahren, in der man kaum seines Namens gedachte.

Nun blieb noch ein sehr kleiner Tschéu-Prinz in Honan übrig, um welchen sich Niemand bekümmert haben würde, wenn er sich nicht als einen der muthigsten Vertheidiger der Herrschaft seiner Ahnen gezeigt hätte. Verschiedene Fürsten hatten sich schon dem Tschao unterworfen; er ernannte sich daher selbst zum Kaiser, und brachte dem höchsten Wesen als Hohepriester der ganzen Nation ein Opfer. Nachdem er aber den Becher der Freude geleert hatte, nahm ihn der Tod hinweg, und seinem Nachfolger blieb es vorbehalten, den letzten Abkömmling der Tschéu zur Classe des gemeinen Volkes zu erniedrigen. So endigte diese

lange, berühmte Herrscherlinie, so hoch gefeiert von Dichtern und Philosophen.

Wie viel war nicht während dieser Zeit im Westen vorgegangen, und wie schnell folgte dort Ereigniß auf Ereigniß, während sich alles in China um denselben Punkt drehte! Die persische Monarchie, kräftig und spottend der griechischen Stämme, wälzte sich nach dem südöstlichen Europa hin, und dort scheiternd an Athens und Sparta's Macht, befestigte sie das Uebergewicht des kleinsten Erdtheils über die ungeheuersten Länderstriche und die zahlreichsten Völker, welches Europa bis auf diesen Augenblick beibehalten hat. Während die hochgefeierten Helden Griechenlands, Männer wie Themistokles, Aristides, Miltiades, Alkibiades und Perikles Epoche machten, kann man nie die großen Dichter und Redner jenes blühenden Zeitalters vergessen. Nur Noth, Angst, Verlegenheit und Untergang können den Geist von Nationen rege machen und die größten Eigenschaften hervorrufen, welche sonst immer geschlummert haben würden. — Entehrend für ein so geistreiches Volk wie jene Griechen, sind ihre Streitigkeiten untereinander, die doch bald, nachdem unsägliches Unheil angerichtet worden war, in der Alleinherrschaft der Macedonier endigten. Allein dieß ist wieder eine Epoche in der Geschichte der Menschheit, wozu wir in China etwas Gleichartiges finden, wovon weiter unten. Im fernen Westen regte sich schon die Riesenmacht, obgleich mit sehr vielen Hindernissen kämpfend, welche vom Ewigen bestimmt war das Scepter der Welt zu führen. — Sein Beschluß besteht, für Einzelne sowohl als ganze Reiche, und die unerforschliche Weisheit des Allmächtigen erscheint in ihrem ganzen Umfange, wenn das von oben erleuchtete Auge auf den Weltregierer hinblickt.

Alte Geschichte.

II. Abschnitt.

Die Tsin-Dynastie.

(255—206 v. Ch.)

Tschéu war schon auf sieben Städte beschränkt; dieß war der ganze Umfang seiner Macht; doch auch diese wollte Tsin ihm nicht lassen. Daher sank dieß ohnmächtige Herrscherhaus ins Nichts zurück, nachdem es länger als irgend eine andere Dynastie, in China sowohl als in allen andern Ländern, den Thron besessen hatte. So unglücklich auch das Ende war, so machte doch kein Ungeheuer dem Namen seiner Ahnen Schande, und Schwachheit, nicht Laster, bereiteten seinen Untergang. Im Anfange der Regierung des jungen Tschoangsiang (249), so hieß der neue Tsin-Prinz, wollte der Herrscher des jetzigen Tschili seine Macht zeigen, und fiel über den Tschu-Staat her. Der Herzog dieses Landes schlug ihn aber zurück. Um etwas Großes auszurichten, fand er bald wieder Ursache mit einem andern Fürsten Streit anzufangen. Darüber erfreute sich der Tsin-Prinz, nahm eine ziemliche Menge Städte weg, und lachte der Thorheit dieser Leute. Bald fand er aber Ursache sich zu betrüben; denn gerade diese Habsucht jagte alles in Harnisch, und ein sehr tüchtiger General, der den Oberbefehl über die vereinigten Truppen erhielt, schlug das Heer des Stolzen. Plötzlich nahm aber der Tod den Tschoangsiang aus dieser Welt (246) hinweg.

Wir kommen nun zu dem mächtigsten und unumschränktesten der Fürsten, der die schändlichsten Eigenschaften eines Tyrannen mit den herrlichsten Talenten eines Landesvaters vereinigte; der im Guten und Bösen sich entschieden zeigte, und wegen seiner Willkür und unchinesischen Denkungsart einen schändlichen Namen in der Geschichte erhalten hat. Es ist dieß Tsinschihoangti, der Tsin-Kaiser.

Die Geburt dieses Selbstherrschers wird für unächt gehalten. Denn als sein Vater, der vorige Fürst, sich am Hofe des Tschao

als Geisel befand, verliebte er sich in das Kebsweib eines Kaufmanns, die schon schwanger war und nach acht Monaten das wundervolle Kind zur Welt brachte. Da sein Ahne keine andern Erben hatte, so bestieg er schon im dreizehnten Jahre den Thron. Obgleich von einem gemeinen Weibe geboren, war der Knabe mit einem großen Geist begabt, und anstatt sich den Spielereien des Hofes hinzugeben, studirte er fleißig die Staatswissenschaften, und grübelte schon damals nach Mitteln, sich ganz China zu unterwerfen. Allein er hatte einen mächtigen Feind an dem General der verbündeten Truppen, der den Tsín den Untergang geschworen hatte, und in einer entscheidenden Schlacht die Oberhand behielt. Hätte dieser Feldherr während der Minderjährigkeit des Kaisers entschieden wirken können, so wäre die Macht des Länderräubers wohl in der Geburt erstickt worden; allein wie immer handelten die Vertheidiger ihrer Rechte nach ihrem eigenen Vortheile, und die Folge war, daß der wichtige Augenblick ungenützt vorüberging. Anstatt ihm aber im Felde die Spitze zu bieten, sandte Tsínschihoangti 10,000 Unzen Silber nach der Hauptstadt des Herrn dieses Oberbefehlshabers; er wurde angeschwärzt, nach dem Hofe zurückberufen, und starb dort in dem Arme der Wollust. So war auch dieser Feind ohne Schwertschlag aus dem Wege geräumt, und der muthige Knabe sah sich nun nach neuen Gegenständen für seine Thätigkeit um.

An den nördlichen Gränzen des Tsín-Landes wohnten die Hunnen, ein Nomadenstamm, der China schrecklich verwüstete und später Schrecken und Verheerung bis in das Herz Frankreichs verbreitete. Um sie im Zaume zu halten — denn sie lebten nur von Streifereien — war eine große Armee nöthig, welche die Pässe beständig besetzt hielt. Solange die besten Soldaten dort verweilten, konnte man nichts Entschiedenes gegen die unabhängigen Herzoge des Reiches unternehmen. Schihoangti kam daher auf den Gedanken, eine hohe Mauer mit Thürmen zu erbauen, und führte auch bald diesen Plan aus. Die andern Fürsten folgten seinem Beispiele, und so entstand die große Mauer, das achte Wunderwerk der Welt, deren Länge 6000 Li, oder 1000 geographische Meilen beträgt. Wie schön auch die Pyramiden sind, so ist dieses Werk von viel größerem Umfange, und sowohl die Kosten die es verursacht haben muß, als die Menschenmenge die

erfordert wurde um diese staunenerregende Brustwehr zu errichten, geben uns eine sehr hohe Idee von dem Unternehmungsgeiste jener Zeiten. Doch was ist dieses erhabenste Werk menschlicher Kunst im Vergleiche mit einer einzigen Bergkette, welche die Hand des Schöpfers bildete! An vielen Stellen ist die Mauer jetzt eingefallen, an andern sind die Spuren kaum noch sichtbar; in der östlichen Richtung aber steht das Ganze noch unversehrt da, stolz trotzend dem verwüstenden Einfluß zweier Jahrtausende, ein Denkmal des alten China, einzig in seiner Art.

Diesem Feinde war nun vorgebeugt; allein ein viel schrecklicherer entstand bald darauf im Lande selbst. Eine gräuliche Pest, die erste, deren die Geschichte erwähnt, raffte die Menschen-Mengen in ungeheurer Zahl hinweg; sie konnte jedoch nicht verhindern, daß Schihoangti nicht wieder seine Heere versammelte und eine Stadt nach der anderen seinen Nachbarn wegnahm.

Jedermann pries ihn nun glücklich; doch im Palaste selbst nagte der Wurm, welcher die Blüthe der Freude in der Knospe verzehrte. Seine Mutter, die noch ziemlich jung war als ihr Gatte starb, erlaubte sich zu viele Freiheit mit einem Fürsten des Hofes. Dieser kannte den unversöhnlichen Sinn ihres Sohnes, und um daher die Strafe seiner Liebe zu vermeiden, kam er mit seiner Buhlerin überein, einen unbärtigen Jüngling unter dem Namen eines Verschnittenen bei ihr einzuführen, und im Falle einer Entdeckung die Schuld auf ihn zu schieben. Die Umstände jedoch wollten es anders. Der junge Liebhaber gewann das Wohlwollen des Kaisers, und wurde zu den allerwichtigsten Diensten auserkoren. Schlau und geschmeidig vollführte er das Geheiß seines Herrn, und zog sich natürlich durch seine große Gunst sehr viel Neid zu. Als der Kaiser einst allein war, offenbarte ein Höfling seine Verbindung mit der Wittwe, und der heftige Schihoangti gab sogleich zu seiner Verhaftung Befehl. Der Günstling war aber schon entflohen, und hatte das Reichssiegel mit sich genommen, welches ihn in den Stand setzte Truppen auszuheben. Es kam zu einer Schlacht; der Rebelle wurde lebendig gefangen genommen, und er selbst sowohl, als die zwei Kinder die ihm die Königin geboren, wurden auf die schmählichste Weise hingerichtet. Die Mutter, eingekerkert und von allem Umgange

mit der Welt ausgeschlossen, grämte sich in ihrer Einsamkeit beinahe zu Tode, während ihre Verehrer, die zu ihren Gunsten sich verwendeten, diese Theilnahme mit dem Tode büßten. Da stand ein ehrenfester Staatsmann auf, die Mutter gegen den fühllosen Sohn zu vertheidigen. Dieser war darüber so entrüstet, daß er ihn erstochen haben würde, hätte der weite Aermel nicht den Stich aufgenommen und so den Minister beschützt. Nachdem aber die Wuth des Prinzen beschwichtigt war, hörte er seinem weisen Rathgeber ruhig zu, gab nach, und machte ihn zu seinem Sachführer. Die Königin wurde nun mit sehr großem Pomp nach dem Palaste zurückgebracht; allein der Argwohn des Despoten fiel auf den Kaufmann, ihren ehemaligen Gatten, und nur der Gedanke, daß er sein Vater seyn könnte, rettete ihm das Leben. Ein strenger Befehl jedoch erging bald darauf, daß alle Fremden, die Aemter bekleideten, das Land verlassen sollten, und dieses Urtheil traf auch den vermeinten Vater. Für die Schande, welche seine Mutter auf ihn gebracht hatte, ließ Schihoangti das ganze Tschao-Land, wo sie geboren war, büßen, wo er mit Feuer und Schwert wüthete, und das er nachher seinem Reiche einverleibte.

Ereignisse drängten sich nun auf Ereignisse. Die Mißachtung, die der Tan-Fürst ihm zollte, der früher als Geisel am Hofe des Tsin gewesen war, regte sein rachsüchtiges Gemüth auf. Tan entfloh nach seinem Vaterlande, verband sich dort mit einem General, der aus Furcht vor Strafe aus Tsin entwichen war, und gab ihm einen sehr guten Gehalt. Hierauf rief er Kingku an seinen Hof, und da dieser ein Erzfeind des Schihoangti war, so wurde von beiden beschlossen, daß er den Kaiser durch einen Dolchstich ums Leben bringen sollte. Um sich Eingang zu verschaffen, beredete der Tan-Prinz den Tsin-Officier sich zu entleiben, und der Deserteur, lebenssatt, mordete sich selbst. Mit seinem Haupte eilte nun Kingku freudig zum Palast des Schihoangti, einen Dolch im Busen verbergend. Er wurde mit einem solchen köstlichen Geschenke bald vorgelassen; aber er war schüchtern, und gerade in dem Augenblicke, wo er die vergiftete Klinge hervorziehen wollte, stand der Kaiser plötzlich auf, und sein Vorhaben argwöhnend, rann er in ein anderes Zimmer. Kingku eilte ihm nach; aber ein Schwertschlag, den der Fürst selbst sehr geschickt ihm beibrachte, schlug ihn zu Boden.

Man fand einen Brief des Tan-Prinzen bei ihm, in welchem dieser die That ihm anrieth. Nachdem der Unglückliche unter den gräßlichsten Todesqualen seinen Geist ausgehaucht hatte, fiel Schihoangti mit einem großen Heere in seine Staaten ein. Sein Vater, voll Furcht über den nahen Untergang, enthauptete seinen Sohn, und sandte dessen Kopf dem rachgierigen Tsin. Damit zufrieden, zog er plötzlich in das Wei-Reich, denn von dorther war Kingku gekommen; er verwüstete das Land mit Feuer und Schwert, und fügte es endlich seinem Reiche als eine neue Eroberung bei.

Da dieß alles glücklich von statten ging, unternahm Schihoangti einen Feldzug nach dem jetzigen Tschili, um seinen alten Feind, den Vater des Tan-Fürsten, welchem er nur eine kurze Zeit das Leben gegönnt hatte, aufzusuchen. Das Land war bald sein eigen, und die ganze fürstliche Familie wurde getödtet; denn ungeachtet des großen Opfers, welches der Vater durch die Ermordung seines Sohnes gebracht hatte, konnte Schihoangti seinen Zorn doch nicht stillen, und so wurde auch dieses Land dem Tsin einverleibt.

Plötzlich aber kam über das plündernde Tsin-Heer ein großes Unglück. Ein junger General, der zur Eroberung eines andern Staates ausgesandt war, wurde gänzlich geschlagen, und eine Armee von 200,000 Mann aufgerieben. In dieser Noth suchte Schihoangti den Rath eines alten Heerführers, der sich zuvor erbötig gemacht hatte, jenes Land mit 600,000 Soldaten einzunehmen. Diese Armee war bald beisammen, und verschanzte sich so trefflich, daß der Feind ihr nichts anhaben konnte. Bald aber war dort Mangel an Lebensmitteln; da brach die Tsin-Armee plötzlich aus der Verschanzung hervor und schlug die Gegner auf das Haupt. Durch diese einzige Schlacht war auch dieses Herzogthum erobert. Dieß war der letzte Kampf um Unabhängigkeit. Der Tsi-Prinz, nun der einzige der noch Widerstand bieten konnte, muthlos und dem Glücke mißtrauend, begab sich mit seiner ganzen Familie zum Kaiser. Dieser empfing die Bittenden gnädig, verbannte sie aber bald darauf in eine Wüste, wo sie alle durch Hunger und Elend starben.

Da nun das ganze chinesische Reich unter einem einzigen Herrn vereinigt war, so dachte der Kaiser, der jetzt sein 32stes Jahr (221) erreicht hatte, daß keiner seiner Vorfahren ihm an Größe und Macht gleich gewesen sey, und gab sich daher den Titel Schi-

hoangti — der erste erhabene Fürst oder Kaiser. Er führte sodann das Hofceremoniell, so wie die Geschäftssprache ein, welche bis zu diesem Augenblicke noch im Gange ist. Anstatt wieder Lehensfürsten einzusetzen, theilte er das Land in Provinzen, und errichtete eine Central-Regierung, um den immerwährenden Fehden vorzubeugen.

Nach großen Thaten dürstend, schloß sich der Oberherr nicht länger im Palaste ein, um dort mit Weibern seine Zeit zu vertändeln, sondern durchreiste das ganze Land von Osten bis zum Westen, und wohin er auch immer kam, ließ er Erinnerungen seines Besuches zurück; er grub mit großen Buchstaben in Felsen, auf den höchsten Bergen seinen Namen ein, und Verse, um seine Größe zu verewigen. Auf einer seiner Reisen erreichte er das Meer, und stand voll Bewunderung am Ufer. Da trat ein Priester der Vernunft zu ihm, und sagte: in jenen fernen Inseln jenseits des Oceans wachse ein Kraut, welches dem, der es ißt, Unsterblichkeit verleihe. Schihoangti, der immer begierig war etwas Neues ausfindig zu machen, gab sogleich Befehl, daß eine gleiche Anzahl junger Mädchen und Jünglinge sich dorthin begeben sollte. Sie erstiegen die Junken; aber ein fürchterlicher Sturm überfiel sie, und nur ein Fahrzeug kam wieder zurück. Man hat mit Recht vermuthet, daß diese Abenteurer entweder die Insel Japan, dessen Geschichte von diesem Zeitpunkt an heller wird, oder selbst Amerika erreicht hätten. Wem das Letztere unmöglich scheinen möchte, der dürfte sich nur erinnern, daß vor einigen Jahren verschiedene japanische Junken, ohne Ruder und Mast, an die amerikanische Küste getrieben wurden; und warum hätte dieß nicht auch damals stattfinden können?

Wohin sich Schihoangti wandte, wirkte er kräftig und durchgreifend, ohne sich um das Geschrei der Gelehrten zu kümmern. Er hatte einen trefflichen Palast erbaut, in welchem die Edelleute und Großen des Landes sich versammelten, und ohne Unterschied den Weihrauch der Schmeichelei dem unumschränkten Herrscher brachten. Aber die Verehrer des Alten wollten nur von Jao und Schun etwas wissen; und da viele Maßregeln der Regierung mit den Lehren dieser Alten nicht übereinstimmten, so wurde ihr Tadel laut. Ueberdieß war der Fürst durchaus nicht geneigt bloßen theoretischen Philosophen Aemter zu ertheilen, und die Schul-

männer fühlten sich wegen dieser Zurücksetzung äußerst gekränkt. Um den Bruch noch größer zu machen, schrieb der erste Minister gegen die Kongfutsianer, und Schihoangti gab darauf Befehl, daß ihre Bücher alle verbrannt werden sollten. Viele Schüler des Weisen erduldeten die schrecklichsten Todesstrafen und wollten ihre Grundsätze nicht verläugnen. Die Geschichtschreiber glauben nun, daß dergestalt der ganze Bücherschatz, mit Ausnahme der geschichtlichen Werke, zu Grunde gegangen sey — eine Behauptung, welche kaum der Widerlegung werth ist; denn wie hätte man in einem so ausgebreiteten Lande, wo Tausende von Exemplaren unter dem Volke verbreitet waren, alle vernichten können, und konnte man in Höhlen, Schluchten und den entferntesten Gegenden durchaus keine dieser Bambu-Täfelchen verbergen? Diese Verfolgung der Gebildeten hat man mit den schwärzesten Farben gemalt, um den Namen des Länderräubers mit ewiger Schmach zu beflecken. Die Geschichtschreiber haben sich Mühe gegeben, alle die guten Thaten des entschlossenen Kaisers entweder mit Stillschweigen zu übergehen, oder in ein falsches Licht zu stellen; aber ungeachtet dessen kann seine Charaktergröße nicht verdunkelt werden. Immer beschäftigt, immer thätig, immer unternehmend, scheute Schihoangti keine Gefahren. Ein gedungener Mörder wollte ihn auf einer seiner Züge mit einer eisernen Keule todtschlagen, traf aber nur das Rad der Kutsche, und Niemand konnte den Meuchelmörder ausfindig machen. Mitten in seinem Laufe aber ereilte den Kaiser der Tod (210), und sein letzter Zug war ein Besuch am Grabe des Ju.

Dieser Kaiser hat durchaus keine Aehnlichkeit mit Alexander, und nur darin kommen sie überein, daß sie Eroberer und ihre Reiche nur von sehr kurzer Dauer waren. China hat wenige Fürsten hervorgebracht die auf einer solchen Höhe standen, und wäre anders es vom Weltregierer verordnet gewesen, so würde das Land nicht in demselben Zustande geblieben, sondern sehr schnell in Cultur und Macht fortgerückt seyn. — Sein Zug wider die Hunnen, welche nach einer Prophezeihung seinem Hause ein Ende zu machen gedachten, war sein letztes Unternehmen.

Als er starb, hatte ein Verschnittener, der sich als Staatsmann sehr berühmt gemacht hatte, das Siegel des Reiches in Händen. Er eilte nun zu Lisse, dem gewaltigen Minister, um

ihm die Wahl des Huhai, des jüngeren Sohnes des verstorbenen Kaisers, vorzuschlagen. Dieser stand lange in Gedanken vertieft, ehe er sich zu einem solchen Schritt entschließen konnte; allein Selbstsucht behielt die Oberhand, und Huhai wurde unter dem Namen Oelschihoangti — oder Kaiser des zweiten Geschlechts — zum Oberherrscher ernannt. Um den älteren Bruder aus dem Weg zu räumen, unterschob man einen falschen Befehl des Vaters, worin er zum Tode verurtheilt war; der Jüngling tödtete sich aber selbst, um der Welt seinen Gehorsam gegen den Verstorbenen darzulegen. Noch aber lebte ein gefährlicher Gegner des Verschnittenen in dem Oberfeldherrn Mongtien. Dieser graue Held aber, dem Hunderttausende von Soldaten zu Gebot standen, wollte keinen Bürgerkrieg erregen; er ließ sich daher willig gefangen nehmen, und mit seinem Bruder zum Tode verurtheilt, trank er den Giftbecher mit diesem. Ein herrliches Leichenbegängniß wurde zur Ehre des Schihoangti gehalten, und voll der schönsten Erwartungen drängten sich nun die Höflinge um den jungen Prinzen her. Dieser war seinem Vater gänzlich unähnlich, und ein dem Vergnügen ergebener Wüstling. Der Verschnittene machte ihm die größte Hoffnung, daß er durch heilsame Strenge sich leicht auf dem Throne erhalten könnte: und so gab er dem Günstling die ganze Regierung in die Hände. Dieser benutzte seine Macht, um die kaiserlichen Verwandten aus dem Weg zu räumen, und beschenkte mit den von dem Reiche geraubten Schätzen die Armee, um sich auf diese Weise einen Anhang zu verschaffen.

Die Macht, welche auf bloßen Eroberungen gegründet war, konnte natürlich keine lange Dauer haben. Ein verspäteter Feldzug des Tschintsching, einer der Generale, den der Verschnittene zur Dämpfung eines Aufruhrs ins Feld gesandt hatte, gab die erste Gelegenheit zu einer allgemeinen Empörung. Sich vor der Strafe des herrschenden und grausamen Lieblings fürchtend, verband er sich mit zwei Weisen der kongfutsianischen Schule, und sammelte Schaaren Mißvergnügter um sich. Allein die Häupter entzweiten sich, da jeder nur auf sein eigenes Interesse dachte, und nur dadurch entging der junge Kaiser den Rebellen; der in Unwissenheit schwelgende Fürst hätte sonst leicht ihnen in die Hände fallen können. Mit Grausamkeit glaubte er sich jedoch noch zu behaupten. Einer seiner Generale war siegreich, und er-

schlug Tchintsching, während ein zweites Haupt der Aufrührer durch einen erzürnten Gegner seinen Tod fand. Allein die Rebellen im Lande glichen dem Kopfe der Hydra; kaum war einer überwunden, so waren drei an seiner Stelle da, deren jeder sich ein Ländchen für sich wünschte. So herrschte Unruhe und Verderben überall, und es war unmöglich, das Land wieder zur Ruhe zu bringen. Die Großen am Hofe, des elenden Regiments müde, boten sich an, anstatt des Kaisers die Regierungsgeschäfte übernehmen zu wollen. Dieser war darüber hoch erfreut, und da Lisse an der Spitze dieser Beamten stand, so beauftragte ihn der Kaiser das Cabinet zusammenzurufen. Kaum hatte der Verschnittene davon gehört, so wurde er wie wüthend; durch Ränke brachte er es dahin, daß der alte Minister Lisse in Stücke zerschnitten wurde, während Tausende seiner Anhänger diese Verwegenheit, die kaiserliche Macht an sich gerissen zu haben, mit dem Tode büßten. Als auch dieses schändliche Unternehmen geglückt war, ermordete er alle die getreuen Diener seines Herrn, und nachdem alle Stellen nur von seinen eigenen Anhängern bekleidet waren, rief er den Gouverneur einer Stadt herbei, auch den Kaiser selbst aus dem Wege zu räumen. Dieser erschien mit seinen Trabanten; in der Hauptstadt hatte man Gerüchte der schrecklichsten Art verbreitet, so daß die ganze Bevölkerung in Aufruhr war. Als der Mörder sich dem Kaiser nahte, flehte dieser unter großem Wehklagen, man möchte ihm doch das Leben lassen, er wolle gerne sich mit dem Besitze eines kleinen Fürstenthums begnügen. Dieß wurde ihm aber nicht zugestanden. Dann kniete er nieder, und ächzend flehte er um das Leben seiner Frau und Kinder; die Antwort war jedoch: du hast so viele zu Wittwen und Waisen gemacht, so viele Familien ausgerottet, und mußt deine Schandthat mit allen den Deinigen, als eine Warnung fürs ganze Land, mit dem Leben büßen. Nachdem er noch einmal die Treulosigkeit des Verschnittenen beseufzt hatte, stieß der Kaiser sich den Dolch ins Herz (207) und fiel blutend vor dem Aufrührer nieder.

Allein der Rächer war schon vor der Thüre; der Prinz selbst, den der Bösewicht zum Nachfolger erwählt hatte, bestrafte die Gräuel des Verschnittenen, sobald er seiner habhaft werden konnte, mit dem Tode, zur großen Freude des Volkes. Der Scepter des

Reiches sollte jedoch nicht in dieser Familie bleiben. Kaum hatte man Tsejing als Tsin-Prinzen erkannt, als ein kräftiger Mann, Liéupang — von dem bald mehr — damals General des neuen Tsu-Prinzen, ihn in die Enge trieb. Weder Soldaten noch Unterthanen blieben dem Oberherrn getreu, und daher war er genöthigt, sich auf einen Wagen mit Schimmeln bespannt zu setzen und sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Liéupang war zu großmüthig, den gefallenen Feind des Lebens zu berauben. Mit Tsejing erlosch dieser Herrscherstamm (206).

Etwas früher ist der Zug des Alexander, welcher der ganzen westlichen Welt eine andere Richtung gab; gleichzeitig der Krieg seiner Generale miteinander. Die Erhebung der Römer, ihr siegreicher Kampf in Italien sowohl, als mit Karthago, fallen auch in diese Periode, und als Scipio in Spanien anlangte, hörte die Tsin-Familie auf China zu beherrschen *).

Alte Geschichte.

III. Abschnitt.

Die Han-Dynastie.

(206 v. Ch. — 263 n. Ch.)

Um den Faden der Geschichte nicht zu verlieren, wird es nöthig seyn etwas von dem Stammvater dieses Herrscherhauses zu sagen. Er ist einer der berühmtesten Helden der Chinesen, dessen Größe nicht durch kleinliche und niedrige Thaten befleckt wurde, — ein edler Mensch, und Freund und Wohlthäter seiner Zeitgenossen.

Von seinem frühern Leben ist uns wenig aufbehalten worden, und sein Name Liéupang wurde zuerst in der Umgegend bekannt, als er Dorfschulze geworden war. Man lobte seine Ehrlichkeit, Freigebigkeit und offenes Wesen, und pries vorzüglich sein allgemeines Wohlwollen. Er würde wahrscheinlich mit dem Namen

*) Ausführlich über diese Ereignisse ist der Kangkien. — Ueber Schihoangti hat man eine Menge Romane geschrieben.

eines guten Bürgers ins Grab gesunken seyn, wenn die Unruhen unter der Kaiserherrschaft nicht sein Genie angefeuert hätten. Er hatte einmal eine Menge von Verbrechern nach dem Orte ihrer Verbannung zu begleiten, als mehrere derselben hinwegliefen. Die Strafe welche seiner wartete, war solcher Art, daß er nicht wagte nach Hause zurückzukehren; daher verband er sich mit diesen Verwegenen und lebte eine Zeitlang als Räuber in den Bergen. Mit seinem Anhang ging er in den Dienst des Tsu-Prinzen, der sich neuerlich des Landes bemächtigt hatte, und da er in jeder Schlacht den Sieg erhielt, so wurde er bald einer der berühmtesten Generale jener Zeit. Allein er war sehr unbelesen und behandelte Gelehrte mit solcher Gleichgültigkeit, daß zwei derselben ihm mit dem unerlöschlichsten Hasse drohten. Das ging ihm zu Herzen, und von diesem Augenblick an wurden sie seine Begleiter und Rathgeber.

Nach der Einnahme der Hauptstadt der Tsin begab er sich in den Palast der Verschnittenen, und war erstaunt über die Schätze und schönen Damen, welche er dort vorfand. Sich der Wollust hingebend, würde er wahrscheinlich geschwelgt haben bis zum letzten Athemhauch, wenn ein treuer Freund ihn nicht vom Strudel des Verderbens abgerufen hätte. Er verließ sogleich die Sirenen und nahm nichts mit sich, um sich nicht durch die Erinnerung der genossenen Freuden unglücklich zu machen. An allen Orten, wo sich seine Truppen aufhielten, schonte er des Volkes und erwarb sich dadurch die Liebe der Nation. Aber er fand bald einen Gegner in dem Feldherrn Hiangju, einem ehrgeizigen Mann, welcher das Glück des Liéupang beneidete. Ehe es zum Ausbruch von Feindseligkeiten kam, veranstalteten beide Gegner ein Gastmahl. Liéupang war fröhlich und beredsam; Hiangju aber ließ einen seiner besten Fechtmeister hereinkommen, um seine Kunst zu zeigen und wo möglich den General am Tische zu erstechen. Der arglose Feldherr hatte aber einen Getreuen in seinem Gefolge, welcher sogleich Jedermann zum Zweikampfe aufforderte, der seinem Herrn schaden wollte; da er ein wildaussehender Streiter war, so wurden alle Anwesenden mit Schrecken erfüllt, und ließen Liéupang ruhig nach seinem Lager zurückkehren. Dieser stellte sich bei seinem Abschiede als ob er nichts von dem Anschlage gemerkt hätte, und beschenkte seinen Wirth mit Perlen,

welche sein Vertrauter aus Zorn daß er den General hatte entschlüpfen lassen, mit den Füßen zertrat. Hiangju fürchtete jedoch den rüstigen Nebenbuhler, denn er hatte sich die Liebe des Volkes erworben, und anstatt sich daher in Kampf einzulassen, marschirte er nach der Hauptstadt des Tsin-Reiches. Seine Absicht war nicht Schonung sondern Verderben. Nachdem er daher den Palast des Tschihoangti geplündert hatte, steckte er ihn in Brand, drei Monate lang glühte die Feuerstätte dieses ausgedehnten Gebäudes. Die Habsucht seiner Soldaten, die mehr einer Bande von Räubern glichen, war nicht geringer als die ihres Feldherrn, dessen Beispiel sie treulich befolgten. Nachdem alles geraubt und die Einwohner, deren man habhaft werden konnte, getödtet waren, wollte man auch noch mit den Todten Krieg führen. Die Banditen eilten zu dem fürstlichen Mausoleum, gruben die Gebeine auf, und nachdem sie solche verbrannt hatten, zerstreuten sie die Asche nach den vier Winden. Nichts blieb nun den Zerstörern übrig, als von dannen zu ziehen. Die erste That des ruchlosen Hiangju war eine Vertheilung des ganzen chinesischen Reiches vorzuschlagen. Diese fand statt, und Liéupang erhielt auch seinen Antheil, so daß er von einem Dorfschulzen zum König von Han erhoben wurde.

Als er sich nach seiner eigenen Besitzung begeben wollte, liefen die Soldaten und Officiere nach Hause; wäre er selbst willens gewesen das Schwert wider den Gegner zu ziehen, so fehlte es ihm an Mitteln. Glücklicherweise jedoch fand er in einem Officier Hansin, der früher ein Bettler gewesen war, und den sein Minister Siaoho herbeigeführt hatte, eine kräftige Stütze. Die Armee war bald nachher wieder versammelt, und als eine kräftige Vorsichtsmaßregel legte man bedeutende Magazine an.

Ehe es aber zum Ausbruch kam, wurde Hiangju dem Schattenkaiser Iti, welchen er den Fürsten aufgedrungen hatte, verdächtig; er ließ ihn von seinen Gesandten, die ihn bewachen sollten, im Palaste ermorden. Dadurch wurde das Volk aufs äußerste empört. Liéupang, der sich gern ein Ansehn geben wollte, trauerte um den ermordeten Oberherrn, und das Reich begann nun auf ihn als den würdigsten der Fürsten zu blicken. Mit einem Haufen von sechshunderttausend Mann fing er nun seinen Feldzug an, wurde aber in einer sehr unvortheilhaften

Stellung vom Feinde überfallen, und zwei Drittheile seiner Armee ertranken im rauschenden Strome. Aus dieser großen Verlegenheit half ihm Hansin. Dieser zog den Feinden aus seinem befestigten Lager entgegen und fiel dann mit solcher Wuth auf die Unbedachtsamen, daß sie sehr schnell zurückflohen, und die ganze Armee zerstreute sich. Die andern Fürsten faßten nun wieder Vertrauen zu dem Sieger und leisteten ihm große Dienste. Hiangju, der unterdessen seine Heerschaaren in Bewegung gesetzt hatte, schloß bald darauf Liéupang ein, und dieser würde hoffnungslos untergegangen seyn, hätte nicht ein treuer Officier, dessen Gesichtszüge den seinigen sehr ähnlich waren, sich für ihn aufgeopfert. Unglücksfälle der Art machten ihn behutsamer, und beide Feldherren beeiferten sich nun einander zu überlisten. Hiangju, welcher mittlerweile den Titel eines Königs angenommen hatte, ward endlich ungeduldig und erklärte, daß er den Streit durch einen Zweikampf endigen wollte. Damit war Liéupang nicht einverstanden, denn er wollte sich nicht mit einem Bösewicht schlagen und machte dadurch den Bruch nur noch unheilbarer. Hiangju spottete des Hansin wegen seiner Abkunft, und dieser rächte die Verachtung durch Taktik. Nachdem er das feindliche Heer in ein von ihm selbst ausgetrocknetes Bett eines Flusses gelockt hatte, ließ er plötzlich das Wasser wieder einfließen und ertränkte dergestalt den nachfolgenden Feind. Bald war Hiangju aller Lebensmittel beraubt, lieferte voll Verzweiflung ein Treffen, und gänzlich geschlagen zog er sich mit zwei seiner Getreuen ins Gebirge zurück. Erschöpft von Blutverlust und alles aufgebend, beging er Selbstmord, und so fiel einer der größten und grausamsten Feldherren seiner Zeit, ein chinesischer Tilly *).

Es war nun die Zeit gekommen (202), daß der lang ersehnte Thron dem Sieger so vieler Schlachten anheimfallen sollte, und die Nation erkannte ihn, ohne sein Ansuchen, als ihren Oberherrn. Großmüthig wie er war erzeigte er seinem Gegner die größte Ehre im Tode. Als er zum erstenmal seine Audienz gab, drängten sich seine Streitgenossen um ihn herum, und jedem ertheilte er sein Lob, seinem besondern Verdienste die

*) Von den allerneuesten Geschichtsrestaurationen, die schwarz weiß und weiß schwarz machen, hatte also der protestantische Sendbote zu Hongkong noch nichts erfahren. N.

eigene Thronbesteigung zuschreibend. Auch Hansin war unter dieser Zahl. Obgleich nun Feldmarschall erinnerte er sich noch des Bettlerwesens, und belohnte ein armes Weib, welches ihn vom Hungertode gerettet hatte, mit 1000 Unzen Silber. Der einzige Feind der sich noch hielt, war der Tsi-Prinz. Er mußte sich aber nach einer Insel in der Nähe von Schantong zurückziehen; da er der Aufforderung des Kaisers folgte und sich freiwillig ergeben wollte, wurde er in dem Grade von Gewissensbissen, wegen eines Brudermordes, gefoltert, daß er, ehe er noch die Hauptstadt erreichte, sich entleibte.

Liéupang vergab allen seinen Feinden, einen Mann aber, der ihm auf seiner Flucht das Leben schenkte, behandelte er sehr grausam. Er verurtheilte ihn zum Tode, weil er seinem Herrn nicht getreu gewesen und ihn selbst hatte entwischen lassen. Eine Handlung dieser Art an einem so großen Fürsten ist ganz unerklärbar. Noch schwärzer ist seine Undankbarkeit gegen Hansin, einen Feldherrn, dem er die Eroberung des Reiches dankte. Er machte ihn erst nach seiner Thronbesteigung zum Könige, hielt ihn aber bald darauf in Verdacht einer geheimen Verschwörung. Er berief einen Reichstag, auf welchen der General mit Fesseln beladen nach der neuen Hauptstadt Lojang geschickt wurde. Dieser fühlte das ihm angethane Unrecht mit dem Edelsinne eines Columbus, und da er nachher eine persönliche Unterredung mit dem Monarchen hatte, drückte er sich sehr frei über die Härte aus mit welcher er behandelt wurde, und zog sich dann ins Privatleben zurück.

Da viele sich beklagten, daß ihre Dienste nicht recht belohnt worden wären, und es beinahe wieder zum Ausbruch eines Aufruhrs kam, setzte der Kaiser eine Commission nieder, um den Rang der verschiedenen Großen zu bestimmen; er vergaß aber dabei seinen Vater. Dieser war früher vom Hiangju gefangen genommen und nur dann wieder in Freiheit gesetzt worden, als jener sich um die Freundschaft des siegenden Gegners bewarb, und ihm den Vorschlag machte das Reich zu theilen. Der alte Mann trug die Schmach der Gleichgültigkeit seines Sohnes geduldig, bis dieser, gerührt von der Niedrigkeit in der sich der Vater befand, ihm den Titel des größten Kaisers gab, und ihn hinfort mit sehr großer Ehrerbietung behandelte.

Die erste Sorge des Kaisers war das Ceremoniell am Hofe, um seine Größe der ganzen Welt durch Pracht und Glanz zu zeigen. Zu diesem Ende versammelten sich die Minister, um die Regeln der Etikette genau anzuordnen. Glücklich war Liéu-pang als er eines Tages die Huldigung nach alter Weise von allen den Edeln des Landes erhielt. Während dieser Spielereien schreckte ihn ein Einfall der Hunnen auf. Der frühere Führer dieses Volkes war ein ruhiger und besonnener Mann, wurde jedoch von seinem Sohne Mete ermordet. Dieser treulose Fürst bestärkte durch seine Nachgiebigkeit die Anmaßungen des nachbarlichen Tatar-Stammes, dessen Chan einst sein schönstes Roß, und vorher die vortrefflichste Prinzessin von ihm ohne Widerspruch erhielt. Damit noch nicht zufrieden wollten sie sich auch einer naheliegenden Wüste bemächtigen, als Mete wüthend über sie herfiel und diesen Stamm beinahe vernichtete. Einmal auf der Laufbahn des Sieges hielt er nicht an, sondern unterwarf sich die Nomaden der Gobi, setzte über den gelben Fluß und bedrohte, nachdem er sich mit einem chinesischen Verräther verbunden hatte, das himmlische Reich. Liéupang, sieggewohnt, verließ eiligst die Hauptstadt und das zwängende Formenwesen, schlug den Vortrab des Feindes, und maschirte, seine Gegner verachtend, tiefer in das feindliche Land. Hier wurde er plötzlich von der unzählbaren Reiterei des Tatarfürsten umringt, und erkaufte seine Freiheit durch das Geschenk des schönsten chinesischen Mädchens, welches den Barbaren Mete zur Mäßigung anmahnte. Die Horden, welche nun einen Waffenstillstand geschlossen hatten, gefielen sich auf dem Boden des Mittelreiches; der Kaiser gab nun einem Günstlinge eine große Armee, um ihre Bewegungen zu bewachen. Dieser Oberbefehlshaber hatte einen bedeutenden Anhang, und kam in Verdacht des Verraths. Er wurde daher zurückberufen, allein noch ehe er Lojang erreicht, hatte Liéupang seinen edlen Freund Hansin schon zu sich berufen, und ohne ihn eines Verhöres zu würdigen, wurde er am Hofe enthauptet, dem Schuldigen aber schenkte er Verzeihung; dieß ist Fürstengunst. Noch ungerechter war sein Verfahren rücksichtlich eines treuen Gehülfen, der ihm oft in der höchsten Noth beigestanden und mit Gefahr seines Lebens ihn von den Belagerern gerettet. Er hatte nichts gethan um Argwohn rege

zu machen; er witterte dennoch den nahenden Sturm und ersuchte die Kaiserin, seiner Unschuld sich bewußt, für ihn ein gutes Wort einzulegen. Diese, trotz der den Frauen eigenen Mitgefühle, ersuchte ihren Gemahl mit Strenge wider den alten Diener zu verfahren, und da er dieß nicht thun wollte, so bestach sie seine Bedienten, die nun eine förmliche Anklage gegen ihren Herrn vorbrachten. Er wurde sogleich enthauptet, und einer seiner Anhänger, der sich wegen dieses grausamen Looses beklagte, zum Feuertode verurtheilt — eine Strafe die der Kaiser nach reiferm Nachdenken erließ. Das Gerücht dieser Mordthaten wurde bald durchs ganze Land verbreitet, und die edelsten Männer, die Stützen des Reiches, fingen an zu zittern. Einer derselben, um sich vom Untergange zu befreien, marschirte mit seinem Heere wider die kaiserlichen Truppen. Lieupang war gerade krank, raffte sich jedoch schnell bei dieser Nachricht auf und verfügte sich zum Heere. Nach seiner Rückkehr brach eine alte Wunde von neuem auf, und da er sein Ende herannahen sah, bestellte er trotz der Gegenvorstellungen seines geliebten Weibes seinen ältesten Sohn zum Nachfolger und starb (195) freudig. In der Halle der Vorväter erhielt er den Titel Kaotsu.

Thatenreich war sein Leben, weise und liebreich sein Betragen gegen die Menge, solange er noch bloßer Heerführer war, sobald aber das Diadem sein Haupt zierte, war niemand treuloser. Oft erinnerte er sich mit Vergnügen seines niederen Standes, und nach seinem letzten Feldzuge besuchte er sein Geburtsland, um sich fröhlich und unbefangen bei einem großen Gastmahle mit seinen Landsleuten zu unterhalten. Am Grabe des Kongfutse zeigte er auch, obgleich er sehr wenig von den Grundsätzen des Volkslehrers begriff, daß er durchaus nicht gleichgültig gegen seine Verdienste war. Er selbst hatte sich den Weg zum Thron mit dem Degen in der Hand gebahnt, und daher konnte er nie den Begriffen der Freunde der alten Literatur huldigen, welche behaupteten, daß das Land nach philosophischen Grundsätzen regiert werden müßte, und daß die Anstellung so vieler Militärbehörden als Civilbeamten verderblich sey. Um sie zu befriedigen und sich vor ihren Ränken zu schützen, schrieb er an alle Statthalter, die tüchtigsten Gelehrten nach der Hauptstadt zu

senden, um hier eine Akademie zu bilden. Dieß gab allgemeine Zufriedenheit.

Liéupang ist einer der besten Prinzen, welche die chinesische Geschichte kennt, und war ohne Zweifel ein kräftiges Werkzeug in der Hand Gottes, um ein solches großes Volk wieder Ruhe, Frieden und Wohlstand genießen zu lassen. Von aller seiner Beute behielt er nur so viel übrig um einen prächtigen Palast zu bauen.

Hiaohoeiti, der Nachfolger, war noch sehr jung als er zur Regierung kam. Seine Mutter konnte nicht vergessen, daß die geliebte Gemahlin des vorigen Kaisers ihren eigenen Sohn zum Thronerben bestimmt hatte, und daher beschloß sie die fürchterlichste Rache auszuüben. Zu diesem Zweck benutzte sie die Abwesenheit des Kaisers, und gab dann dem Sohn ihrer Gegnerin einen Gifttrank. Nachher fiel sie wie eine Tigerin seine Mutter an, raufte ihr die Haare aus, und nachdem sie sie hatte blenden und verstümmeln lassen, warf sie den Leichnam in eine Kloake. Bei der Zurückkehr des Monarchen pries sie sich mit großen Lobreden, er selbst war aber über diese Gräuel so betroffen, daß er ein ganzes Jahr hindurch die Regierung versäumte, sich ganz dem Vergnügen hingebend. Bei einem großen Gastmahle wollte dieselbe Furie dem Tsi-Prinzen den Giftbecher reichen, sah aber ihren Anschlag vereitelt. Sie würde sich ohne Zweifel an den Hunnen fürchterlich gerächt haben, denn ein sehr beleidigender Brief war an sie von Mete geschrieben worden; ihre Günstlinge aber riethen es ihr ab.

Die alten Minister des Vaters regierten das Land, und daher blieb alles ruhig, während Hiaohoeiti keinen Antheil an Staatssachen nahm. Er starb in der Blüthe seiner Jahre (188).

Die Mutter Liuhéu, eine Athalia, welche ein Kind der Gemahlin ihres Sohnes untergeschoben hatte, regierte nun anstatt des Unmündigen, und da ihre zwei Verwandten Oberfeldherren der Armee waren, bot sie den Ministern die Spitze. Ihre einzige Absicht war, das neue Kaiserhaus zu vertilgen und ihren eigenen Gebrüdern zu Ehrenstellen zu verhelfen. Zu diesem Zweck erlaubte sie sich der willkürlichsten Handlungen, so daß kein Großer seines Lebens sicher war. Selbst der Schattenkaiser wurde ermordet, denn er hatte seinen großen Unwillen über den

plötzlichen Tod seiner Mutter, die man auch weggeschafft hatte, an den Tag gelegt. Zwei andere Kinder, die man gleichfalls für Prinzen ausgegeben hatte, sollten nun das Kaiserreich aufrechthalten. Allein die Regentin, von Schrecken befangen, und von den Gespenstern der von ihr Erschlagenen verfolgt starb schon im J. 180, und ein unächter Sohn des Kaotsu folgte in der Regierung. Man verspürte zu jener Zeit Erdbeben und andere Trübsale; das Volk aber, des Kriegs müde, lebte ruhig, sich nur um seine eigenen Geschäfte bekümmernd, und die Prinzen waren unter Leitung sehr weiser Minister, so daß der Frieden mit Leichtigkeit erhalten wurde.

Hiaowenti war ein sehr trefflicher Kaiser, friedliebend und genügsam, der ganz im Sinne der Gelehrten regierte, und häufig die schönsten Befehle ergehen ließ, in welchen er dem Jao und Schun nachahmte. Wo er Elende fand, unterstützte er sie. Er war der Vater des Landes im vollsten Sinne des Wortes, und der chinesische Titus. Seine Regierung wurde nur durch die Einfälle der Tataren beunruhigt; allein außer diesen verharrte Jedermann im Gehorsam, und die Vaterlandsliebe war nie feuriger, die Treue der Unterthanen nie beständiger. So flossen die Tage ohne große Ereignisse hin und Wenti starb im Jahr 157. Seine Regierung ist merkwürdig wegen der Einverleibung eines großen Landstriches im Süden des Jangtse, wo der Fürst, ein Chinese, nach erster Ermahnung, seine Huldigung dem mächtigen Kaiser zu erkennen gab. Die Priester der Vernunft kamen auch zum ersten Male als Günstlinge des regierenden Fürsten vor, der oft ihren Träumereien Gehör gab. Die Kongfutsianer aber genossen das höchste Ansehen, und ihr goldenes Zeitalter schien nun heranzunahen.

Hiaokingti (156) ließ sich zu viel in die Ränke des Hofes ein, und dadurch wurde ein Bürgerkrieg erregt, der nur durch Ueberwindung eines Lehenfürsten ein Ende hatte. Nachher stritt man sich lange um die Thronfolge, bis der geliebte Bruder des Kaisers, den man wider den Willen der Großen zum Kronprinzen bestimmt hatte, gestorben war, und verschiedene Günstlinge, um den Streit zu beschwichtigen, sich selbst das Leben genommen. Es war auch Hungersnoth im Lande, um die sich jedoch der Monarch sehr wenig bekümmerte. Sein thatenloses Leben endete

im J. 141. Die Länder südlich des Jangtse hatten dem chinesischen Kaiser gehuldigt, obgleich sie ihre eigenen Fürsten beibehielten, und die gegenseitige Verbindung scheint seit dieser Zeit nie unterbrochen worden zu seyn. — Wir müssen hier nun bemerken, daß schon Wenti Befehl gegeben hatte, den Jahren seiner Regierung einen Namen beizulegen, und daß man seitdem diese Sitte beibehalten hat. In der Folge, wo dadurch keine Verwirrung entstehen kann, werden wir die Kaiser danach anführen; wo aber zwei und selbst drei Benennungen für denselben Regenten stehen, ist dieß nicht möglich.

Bei der Thronbesteigung des Wuti war das ganze Land von Freude erfüllt. Der junge Fürst erwies seiner Mutter die höchsten Ehrenbezeugungen, und da sehr viele Unglücksfälle das Reich betroffen hatten, suchte er sich durch eine lange öffentliche Erklärung mit dem Volke zu verständigen. Einer der Minister machte es sich zur Pflicht, ihn sowohl als seinen ältern Bruder, der wegen des Verlustes des Thrones äußerst unzufrieden war, tugendhaft zu machen. Sobald seine Wünsche erfüllt waren, zog er sich zurück, und ein erfahrener Greis nahm seine Stelle. Die Kongfutsianer erfreuten sich der kaiserlichen Gunst, und so durfte einer der Censoren es wagen, die Kaiserin Mutter wegen ihrer Anhänglichkeit an den Lehrer der Vernunftreligion zu tadeln. Diese Verwegenheit büßte er nebst seinem Anhange mit dem Tode. Selbstmord wurde ihnen als Strafe auferlegt. Der Kaiser hatte beim Antritte seiner Regierung alle Verbrecher, die sich in den Kerkern befanden, losgelassen, und auch die Adeligen mit höhern Graden und Ehren beschenkt. Jetzt aber wurden die Lehensfürsten durch die Sittenrichter, welche sich in alle ihre Sachen einmischten, beleidigt; daher bat einer der Prinzen bei einem großen Gelage, daß ihnen dieses streng verboten werden müsse, um dem Mißvergnügen zu steuern. Diesem Wunsche gab Wuti ein williges Gehör.

Während das Land verschiedene Jahre hindurch von Fluthen, von Dürre und Heuschrecken heimgesucht wurde, mischte sich der Kaiser (135) in den Streit der Stämme, welche jetzt Tschekiang, Fokien und Kuangtong bewohnen, obgleich seine verständigsten Minister ihn ernstlich abmahnten. Der Ausgang war aber glücklich, und von diesem Augenblicke an kamen jene Länder unter

chinesischen Einfluß. Die Eingebornen waren äußerst wild und widerspenstig, so daß sie beständig durch die größte Strenge im Gehorsam gehalten werden mußten. Die Hungersnoth im ganzen Reiche war so groß, daß selbst Menschenfleisch gegessen wurde, und der Kaiser, welcher sehr willig dem Uebel abgeholfen hätte, war zu unentschlossen, um etwas Entschiedenes zu unternehmen. Vielmehr gab er einem Priester der Vernunft Gehör, um den Trank der Unsterblichkeit von seiner Hand zu empfangen, während er einem andern Rationalisten zu Gefallen einen Tempel dem Einzigen, oder der großen Einheit (so nannte er seinen Götzen) erbaute. Alle Gegenvorstellungen, den Kaiser von seinem Wunsche die Unsterblichkeit zu genießen und die Ambrosia zu trinken, abzukehren, waren vergeblich, bis endlich ein Hofmann es wagte, den Becher, welcher mit diesem Weine angefüllt war, aus der Hand des Dieners zu reißen, und ihn selbst in Gegenwart seines Oberherrn auszuleeren. Darüber wurde dieser so entrüstet, daß er augenblicklich befahl, ihm den Kopf abzuschlagen. Da antwortete der Mann, das kannst du ja nicht o Kaiser, denn ich bin unsterblich. Diese wenigen Worte brachten Wuti zur Besinnung. In anderer Hinsicht war der Prinz sehr nachgiebig, und obgleich er die Jagd leidenschaftlich liebte, und sich Tage lang mit Bären und Wölfen herumschlug, so gab er dieß Vergnügen, sobald man ihm Vorstellungen dagegen machte, willig auf.

Dieß war das goldene Zeitalter der Gelehrten, wo die verloren gegangenen Schätze der Literatur unter der Leitung des freigebigen Fürsten Hokien wieder hervorgesucht und vollständig gemacht wurden. Jedermann der an den Hof kam und Kenntnisse besaß, wurde äußerst hochgeschätzt, und der Palast war mit Vielwissern angefüllt. Daher wurde auch über jede Maßregel der Regierung äußerst viel geschrieben. Die Stämme des Südens und Bewohner von Ssetschuen genossen sehr bald die Vortheile chinesischer Bildung und wurden nach und nach schon bei Lebzeiten des Wuti dem Reiche einverleibt.

Die Tataren blieben jedoch hartnäckig in ihrem Widerstande, und da ihnen der Kaiser eine Prinzessin zur Gemahlin ihres Oberhauptes zugestanden und nachher wieder auf Anrathen einiger Hofleute sein Wort gebrochen hatte, fielen sie wüthend über die Gränzen her. Endlich gelang es einem chinesischen

General sie zu überrumpeln, ihr ganzes Lager zu plündern und die Söhne des Fürsten selbst gefangen zu nehmen. Als er nach der Hauptstadt zurückkehrte, ging ihm der Kaiser sehr viele Meilen entgegen, um ihm Glück zu wünschen, und der ganze Hof beugte sich mit großer Freude vor dem siegreichen Feldherrn; der erste Minister war der einzige, der diese Erniederung nicht dulden konnte. Bald entwickelte sich ein neuer Krieg, und die Chinesen waren dießmal so ermuthigt, daß sie dem Feinde bis jenseits der Schamo nachsetzten und alle seine Magazine vernichteten. Dadurch wurde auch die Ruhe eine Zeitlang hergestellt. Kaum hatten jedoch die Nomaden sich etwas erholt, so fingen die Streifereien wieder an. Um diesen ein Ziel zu setzen, wollte der Kaiser die Hunnen lehenspflichtig machen, und dieß schien auch ausführbar zu seyn, da der Chan nur noch ein Kind war. Die Söhne der Wüste verschmähten jedoch das Anerbieten, Feindseligkeiten brachen bald wieder aus, und eine ungeheure chinesische Armee rückte in das Land. Der Feldherr war sehr glücklich, allein nachdem er den Feind zurückgedrängt, und alle Pfeile verschossen, fielen die Tataren über ihn her und machten ihn mit der Armee zum Gefangenen. Als Wuti die Nachricht von diesem Unfalle erreichte, war dieser vor Zorn ganz außer sich und ermordete die ganze Familie des unglücklichen Feldherrn. Dieser wurde nun als Schwiegersohn des Chans sein bester Rathgeber, und eine zweite Armee, die zur Austilgung der Räuber gesandt worden war, mußte ebenfalls die Waffen niederlegen. Die Chinesen waren bestimmt ihr Leben in den Wüsteneien als Sklaven zu verschmachten.

Wohl verdient aber dieser Regent den Namen Wuti, kriegerischer Kaiser; denn obgleich er nicht selbst ins Feld zog, so war er dennoch der größete Eroberer, den China je besaß. Er erfocht überdieß Siege, nicht um sich zu rächen, sondern um Cultur und Glück überall zu verbreiten. Schon früher hatten ihn Reisende und Flüchtlinge auf die Länder, welche zwischen China und Indien liegen, aufmerksam gemacht. Seine eigenen Gesandten gaben ihm darüber ausführlichere Kunde; sie erreichten selbst die hohe Gebirgskette, welche Tibet von Kokonor scheidet, die herrlichen Producte Hindostans mit sich bringend. Der Hang, jene Länder zu besitzen, war nun im Kaiser unwiderstehlich, und

daher wurde er nach langen Bemühungen Schutzherr der Stämme am Tsinghai oder Kokonor, wodurch eine gewisse Verbindung mit dem Süden Asiens in Gang kam. Auch scheint er schon damals einen Theil der Länder Junnan und Kueitschéu unter seine Botmäßigkeit gebracht zu haben. Der riesenhafte Anwachs des Landes in jener Richtung konnte ihn jedoch nicht befriedigen; daher bewarb er sich auch mit sehr großem Erfolge um Tschekiang, Fokien und selbst Kuangtong, wo nach mühseligen Kriegen, worin Zehntausende von Soldaten starben, ein Schatten seiner Macht anerkannt wurde. Bis ins ferne Korea machte ihn sein Waffenglück bekannt; und die Einwohner behielten einen bleibenden Eindruck von der chinesischen Eroberung. Ssetschuen wurde beinahe dem Kaiserreiche einverleibt, und die Länder südlich des Jangtse erkannten Wuti als Oberherrn. Beinahe gleichzeitig mit diesen Ereignissen sind die Eroberungen der Römer im Westen, jedoch mit dem Unterschiede, daß die chinesischen Colonisten selbst ihrem Herrn in den Gränzländern vorarbeiteten, und nachher durch Urbarmachung und Besitznahme der Felder für immer jene Gegenden dem himmlischen Reiche unterwarfen. Der Römer gebrauchte nur das Schwert und den Sieg der Lanze, während die Menschenhaufen der Han-Dynastie in sich selbst Kraft genug besaßen um den Boden des ganzen mittlern Asiens sich zinsbar zü machen.

Im Laufe der herrlichsten Siege ward Wuti's Seele durch einen vermeinten Aufruhr seines Sohnes und Thronerben von Gram zerrissen. Zu spät, als der letztere sich schon entleibt hatte, sah der Kaiser ein, daß er zu rasch gehandelt, und erkannte seine Schuld. Zum Thronfolger wurde nun ein junger Prinz, dessen außerordentliches Aussehen an Jao erinnerte, bestimmt; Wuti aber wurde nie mehr von seiner Schwermuth befreit, und starb, ein Opfer des nagenden Grams.

In mancher Hinsicht gleicht dieser Fürst Ludwig dem XIV. von Frankreich. Auch sein Hof war glänzend und prachtvoll, und die größten Historiker — Ssematsien unter andern — Dichter, Philosophen und Literaturfreunde die China je hervorgebracht hat, bewarben sich um seine Gunst und schrieben zu seinem Lobe. Des Mäcenas Hokien haben wir schon erwähnt; mit welcher großen Mühe er die Ueberbleibsel der Classiker wieder hervor-

suchte, und wie freigebig er sich gegen alle Gelehrten bewies, können die Schriftsteller nicht genug loben; der Herzog von Hoainan hegte denselben Eifer; mehr als tausend Gelehrte hatten sich nach seiner Hauptstadt verfügt, um sich über die Grundsätze einer guten Regierung philosophisch auszusprechen. Allein sie wünschten auch einen praktischen Versuch davon zu machen, und daher verbanden sie sich miteinander, ihren Gönner zur ersten Stelle des Reiches zu erheben. Schon hatte man Geld und Waffen zusammengerafft als Wuti den Anschlag erfuhr. Die Philosophen verließen nun mit der größten Geschwindigkeit das neue Athen, und ihr Beschützer gab sich selbst den Tod um der Strafe eines Rebellen zu entgehen. Der Fortgang der chinesischen Literatur unter der pflegenden Hand des mächtigen Kaisers war außerordentlich; in jedem Fache wurde etwas Rühmliches gethan; der Kalender wurde verbessert und noch andere nützliche Werke zur Ausführung gebracht. Dessen ungeachtet war Wuti dem Aberglauben sehr ergeben; so gewiß ist es, daß uns nur der Sohn Gottes hievon befreien könne. Tage lang verweilte er in der Gesellschaft der Rationalisten, die mit Magie und Taschenspielereien und den wunderbarsten Gaukeleien seine Einbildungskraft ergötzten. Sie fanden Eingang am Hofe, wurden von der Prinzessin und den übrigen Bewohnern des Harems sehr geliebt, und ließen sich in die verderblichsten Ränke ein. Ihnen schrieb man den Tod des Kronprinzen zu und beschuldigte sie der unerhörtesten Gräuel, so daß sie endlich mit großer Wuth aus dem Lande getrieben wurden und eine Zeit lang ihren Einfluß verloren.

War Wuti nicht einer der größesten, so ist er einer der glücklichsten Kaiser China's, der viele vortreffliche Eigenschaften besaß, dabei aber auch seine Schwächen als Mensch hatte. Er that viel um die Macht des Adels zu brechen. Zu diesem Behufe verordnete er, daß nur die Hälfte des Landes dem ältesten Sohne gegeben werden könnte, so daß durch beständige Zerstückelung der Lehensgüter das Ansehen der Großen zu Grunde gehen möchte. Um China wider die Tataren zu schützen, suchte er sich die östlichen Stämme, indem er ihnen Liaotang schenkte, zu verpflichten. Diese, welche nachher unter dem Namen Mantschuren so berühmt geworden sind, zeigten sich anfangs sehr

willig die Hunnen zurückzuschlagen. Allein als sie unter seinem Nachfolger auf die Probe gestellt wurden, brachen sie in Empörung aus und thaten den Gränzen sehr viel Schaden. Er versuchte es auch vermittelst Gesandtschaften die wilden Stämme sich geneigt zu machen. Seine Minister wurden aber im Lager der Horden zurückgehalten, und nachdem sie lange Zeit am nördlichen Eismeere verlebt und durch Noth und Elend in bloße Gerippe verwandelt waren, kehrten sie unter der Regierung seines Sohnes nach der Heimath zurück.

Tschaoti war noch ein Kind als er (86) den Thron bestieg; während der Regentschaft, an deren Spitze ein trefflicher Minister stand, herrschten die schändlichsten Cabalen. Erst war es ein Bruder, der mit dem Schwerte überwunden werden mußte, ehe der Kaiser frei war; nachher ein Abenteurer, der sich für den ermordeten Kronprinzen ausgab; endlich eine Menge Verschworener unter den Hofleuten, welche zu Gunsten eines andern Prinzen den regierenden Kaiser aus dem Wege schaffen wollten. Diese wurden aber entdeckt, und Tschaoti starb eines natürlichen Todes, ohne je selbst regiert zu haben. Das Volk genoß den Frieden, aber die Tataren wurden sehr mächtig und konnten kaum durch reiche Geschenke, durch Treulosigkeit und Verrath von ihren Streifereien abgehalten werden.

Man war lange nicht entschieden wer den Thron nach dem Absterben des Tschaoti besitzen sollte; denn die Nachkommen des Liéupang waren nur noch in sehr geringer Zahl vorhanden. Endlich fiel die Wahl auf einen jungen Prinzen, der sehr viel versprach, nachdem er aber Herr des Landes geworden war, nur des Vergnügens willen lebte. Dieß konnte der greise Staatsminister nicht erdulden, daher wurde, als Ermahnungen nichts fruchteten, der Rath versammelt, und die verwittwete Kaiserin ertheilte dem Suenti das Siegel des Reiches (73).

Als Knabe hatte dieser junge Prinz die Alten studirt, und sein ernstes Bestreben war ihnen nachzuahmen. Seiner eigenen Unfähigkeit sich bewußt, ließ er die Zügel der Regierung in den Händen des wohlerprobten Staatsmannes, der sie schon so lange geführt hatte. An seinem Hofe lebte die liebenswürdigste Frau als Kaiserin, welche jedoch nach ihrer Niederkunft, auf Anstiften der Gemahlin des ersten Ministers, durch Gift getödtet

wurde. Es war ihr Wunsch ihrer eigenen Tochter auf den Thron zu verhelfen, und da diese ein sehr geistreiches Mädchen war, gelang ihr dieß. Der Monarch war über seine Heirath so zufrieden, daß er dem ganzen Volke seine Abgaben für ein Jahr erließ, während der betagte Regent aus Gram über die Schandthat seiner Frau ins Grab sank. Dieses Weib hatte eine ältere Tochter in ihrer zarten Jugend mit dem verstorbenen Kaiser verheirathet. Nun war ihr jüngeres Kind wieder Kaiserin, und da sie einen Sohn geboren hatte, glaubte sie diesen für den Thron bestimmt. Wie groß war daher ihr Zorn, als Suenti den Erstgebornen dazu bestimmte; sie aber, einer Theophano gleich, verabredete sich mit ihrer Tochter, den Monarchen durch Gift umzubringen. Dieser war aber zu schlau und vereitelte den Plan der Furie. Ein anderer Minister kam bald darauf ans Ruder; er suchte Beweise der Gräuelthaten aufzufinden; der Anhang der Kaiserin erschrack, und man machte Anstalten zu einer Empörung. Alles war schon bestellt, als der Plan verrathen, die ganze Familie zum Tode verurtheilt, und nur die Gemahlin des Autokraten im Kerker ihr Leben fristete.

Mit den Tataren führte man einen endlosen Krieg, und ohne aller der Feldzüge einzeln zu gedenken, mögen wir hier nur das Merkwürdigste erwähnen. Eine zahlreiche chinesische Armee unter drei berühmten Generalen rückte in die Wüste ein, und da die Nomaden sich vor diesen Massen zurückzogen, kehrte auch das chinesische Heer um, und die Feldherren rühmten sich, daß sie den Feind über die nördlichen Gränzen der Gobi-Wüste getrieben hätten. Ein anderer Oberbefehlshaber, der es redlicher meinte, folgte dem Feinde auf dem Fuße nach, und hatte nachher, von Lebensmitteln entblößt, einen schmählichen Frieden zu erkaufen. Die oberen drei Anführer wurden ihrer Lügen wegen zum Tode verurtheilt, nahmen sich aber selbst das Leben. Nun suchte man wieder durch Verrätherei den ruchlosen Räubern Einhalt zu thun; allein diese wurden dadurch nur noch mehr erbittert, und in ihrem Vorhaben, China zu plündern, bestärkt. Daher war man genöthigt, den erfahrensten Officier nach jenen Gegenden zu senden. Dieser, anstatt sich mit dem Feinde, den er für unüberwindlich hielt, herumzuschlagen, gewann die Liebe seiner Soldaten, ließ sie das Gränzland bebauen, zog viele der

Nomaden an sich, und gab den übrigen eine große Menge Korn, wodurch sie vom Hungertode gerettet wurden, und daher weniger Lust hatten ausgedehnte Streifereien zu unternehmen. Gegenseitige Streitigkeiten unter den verschiedenen Chanen verhinderten lange einen Ausbruch, bis einer derselben (51) die Freundschaft des Kaisers suchte, und zu diesem Ende selbst eine Reise nach der Hauptstadt machte, um dort seine Huldigung darzubringen. Dieß war ein Freudenfest für den ganzen Hof, und nichts wurde unterlassen um den großen Glanz des Suenti den Barbaren zu zeigen. Die Seele des Wüstenbewohners war entzückt über alles was er sah, und als er seine Heimath erreicht hatte, machte sein Bericht solchen Eindruck auf seine Landsleute, daß sich die meisten tatarischen Stämme bis zur kaspischen See der chinesischen Oberherrschaft unterwarfen.

Suenti war ein verständiger Herr, der es sich hauptsächlich angelegen seyn ließ, tüchtige Minister zu wählen und ihrem Rathe unbedingt zu folgen. Er brachte die Gesetze in gehörige Ordnung und bestand darauf, daß nur praktische Leute Aemter bekleiden sollten; denn nur ihnen und nicht den bloß Gelehrten zieme dieß. In seinem Betragen war er demüthig und nachsichtig, und als ein Erdbeben stattfand, ging er als ein Büßender herum, um dem Himmel Abbitte zu thun. — Allen seinen Unterthanen wollte er freien Zutritt erlauben, wäre dieß nachher nicht für unmöglich befunden worden.

Juenti (48) warf sich gänzlich den Philosophen in die Arme, und wollte nur durch sie regieren. Ersparnisse am Hofe war die erste Maßregel, wodurch er sich dem Volke für die Zukunft verpflichtete. Allein zu träge sich mit Regierungsgeschäften zu befassen, ließ er es bei dem guten Vorhaben bleiben, und gab zwei Verschnittenen den Auftrag, alle bedeutenden Sachen für ihn zu verwalten. Dadurch entstand nun viele Unzufriedenheit, und die Geschichte seiner Zeit gibt nur Beispiele von Ränkesucht, für die der Leser kein Interesse haben kann. Man beneidete den Günstlingen ihre hohen Stellen, und diese dagegen waren unversöhnlich in dem Hasse gegen ihre Tadler, und ruhten nicht eher bis sie dieselben zum Blutgerüste gebracht hatten. Darüber entstand auch ein Krieg mit den Tataren, der aber glücklich endete, obgleich die Verschnittenen die siegenden Generale um

ihren Lohn bringen wollten. Man gab auch einem der Chane auf sein ernstes Verlangen eine chinesische Prinzessin zur Gemahlin, weßhalb er sich sein ganzes Leben hindurch für dienstpflichtig hielt.

Tschingti (32), sein Nachfolger, trat rüstig die Regierung an. Den noch lebenden Verschnittenen entließ er sogleich aller Aemter, und dieser, von allen verlassen, eilte nach seinem Geburtsorte, starb aber auf dem Wege. Das Volk hegte nun große Hoffnungen, daß der junge Monarch allein regieren würde. Unterdessen trafen große Unglücksfälle das Reich, die man als Zeichen des Unwillens des Himmels hielt, und sich daher ernstlich bemühte den Weg der Tugend einzuschlagen. Wie weit standen diese Heiden manchen Namen-Christen vor, welche die Gerichte Gottes auf Erden für bloßen Zufall halten! Es blieb aber beim guten Vornehmen.

Die Schwäche des Jünglings erlaubte nun nicht die Alleinherrschaft, und so bemächtigte sich sein mütterlicher Oheim aller Macht. Er hielt das Steuerruder mit fester Hand, die Regierung war kräftig und entscheidend. Seine Anmaßungen jedoch gaben Veranlassung zu bittern Zänkereien mit seinen Amtsgenossen, und diese klagten ihn mit Recht an, daß er selbst Absichten auf die Krone habe. Der Tod nahm ihn hinweg, ohne daß er sein vermeintes Vorhaben ausführen konnte, und sein Verwandter folgte ihm im Ministerium. Der Kaiser gab sich nun ganz der Frauenliebe hin; mit ihnen lebte er, mit ihnen theilte er seine Freuden, mit ihnen besprach er sich über jedes Geschäft. Einst sah er eine seiner Gemahlinnen im Lustgarten wandeln, und ersuchte sie sich zu ihm in den Wagen zu setzen. Sie aber erwiederte, daß es dem Kaiser gezieme sich mit Weisen und Staatsmännern zu umgeben, und daß die Maler die schlechtesten Prinzen immer in der Gesellschaft von Weibern vorstellten, und daher wolle sie ihm diese Schande ersparen. Einigermaßen von der Bemerkung der klugen Gemahlin getroffen, ging Tschingti in den Palast zurück, wo er eine sehr schöne Schauspielerin erblickte, die er augenblicklich zu seinem Kebsweibe machte. Damit aber noch nicht zufrieden, erhob er ihren Vater in den Fürstenstand, und ungeachtet aller Vorstellungen der Minister sie selbst auf den Thron, die Kaiserin mit der

gescheidten Rathgeberin in den Harem verbannend. Aber wankelmüthig war seine Liebe, die schönste der Frauen im herrlichsten Hofstaate wurde ihm gleichgültig, und er verliebte sich wieder in ein gemeines Weib, mit dem er sich beständig die Zeit vertrieb. Wer ihm Vorstellungen machte, wurde bestraft, und den Schmeichlern wurden sehr große Gnadenbezeugungen zu Theil. So flossen seine Tage wie die eines Sardanapals hin, ohne sich durch die Heimsuchungen der Vorsehung, und das vielfältige Unglück des Landes stören zu lassen, und das Geringste für seine Unterthanen zu thun. Ein Nachfolger war schon bestimmt worden, und ein kräftiger Minister und Blutsverwandter des vorigen war an die Spitze des Cabinets gestellt, als Tschingti plötzlich vom Schlage gerührt seinen Geist aufgab (7 v. Ch.).

Die Geschichte eines großen mächtigen Volkes ist in eine Erzählung von Hofcabalen der elendesten Art verwandelt. Anstatt der Thaten der Staatsmänner und der Entwicklung von Kunstfleiß und nationalem Glück zu erwähnen, liest man nur über den Streit der Günstlinge die höchste Gewalt an sich zu reißen, und von Schattenkaisern, deren einziges Bestreben die Befriedigung ihrer Begierden war, uud die den Unterthan nicht weiter beachteten als ein Lastthier, das ihnen die Mittel zu ihren Prassereien herbeischaffen mußte.

Gaiti entfernte nach seinem Regierungsantritte die vorigen Minister und bestrafte die Verwandten der Prinzessinnen, welche sein Vater zu großen Ehren erhoben hatte, mit außerordentlicher Strenge. Als er einmal in Begleitung einer der Wittwen des vorigen Kaisers im Garten spazieren ging, stürzte ein Bär aus der Menagerie auf ihn los, und da alle seine Gesellschafterinnen davon flohen, fiel das Thier über den Kaiser her. In dieser mißlichen Lage hatte eine der Fürstinnen Muth genug, der Bestie dreist ins Gesicht zu sehen, und das Thier so zu scheuchen, daß es augenblicklich in seinen Behälter zurückging. Durch diese beherzte That kam diese Frau in großes Ansehen, so daß der Neid ihrer Gesellinnen aufs höchste erregt wurde. Eine derselben veranstaltete eine Untersuchung über die plötzliche Todesart des vorigen Kaisers, und da wurde dieses arme Weib als Giftmischerin angeklagt; sie trank selbst den Schierlingssaft, um der Strafe zu entkommen.

Nachdem eine ganz neue Regierungsverwaltung berufen war, wurde der Kaiser der Hofdamen überdrüssig. Er hatte beständig einen jungen Mann von sehr schönem Wuchs um sich, welchen er zu den höchsten Stellen erhob, und die außerordentlichste Ehrfurcht bezeigte, so daß dieser bald der eigentliche Kaiser war; er pflegte mit einem großen Haufen schön bewaffneter Trabanten, stolz wie ein König, durch die Straßen der Hauptstadt zu ziehen. Seines schönen Aeußern willen ernannte ihn Gaiti zum Befehlshaber der Truppen, und gab ihm auch einen Lehrer in einem sehr erfahrnen Generale, der seinen Schüler nie anders als mit Kniebeugungen empfing. Auf einer allgemeinen Versammlung der Großen machte der Kaiser endlich den Vorschlag, diesem Jünglinge, wie Jao einst dem Schun, die ganze Regierung zu übertragen, was jedoch zu lächerlich war, um in Ausführung gebracht werden zu können. Die Minister, welche sich über den Leichtsinn des Günstlings beklagten, wurden dafür sehr scharf znrückgewiesen, so daß die muthigsten Großen ein Stillschweigen beobachteten. Ein Beweis, daß sehr tüchtige Beamte das Volk in Ordnung hielten, ist die fortdauernde Ruhe, welche unter dieser höchst elenden Regierung nie gestört wurde. Der Chan der Tataren huldigte dem Kaiser und kam mit einem prächtigen Trosse nach der Hauptstadt. Erst wünschte man solche Ehre von sich zu weisen, denn da war kein Geld im Schatze, nachher aber besann man sich eines Bessern, und alle die Förmlichkeiten aus den Zeiten der vorigen Fürsten wurden mit der größten Genauigkeit beobachtet.

Beim Tode des Kaisers rief man den alten Minister des Tschingti wieder nach dem Hofe, um dem Günstlinge des Gaiti mit Rath an die Hand zu gehen. Als dieser Graubart den verächtlichen Jüngling erblickte, fuhr er ihn mit rauher Stimme an, ihn fragend: was, der Kaiser ist todt, und du bleibst noch am Leben? Dieß ging dem Elenden durch Mark und Bein; er warf seine herrlichen Kleider sogleich auf den Boden, und mit einer Kette beladen, eilte er vor die Thüre des Palastes der verwittweten Kaiserin. Diese verwies ihn nach seiner Vaterstadt und beraubte ihn aller seiner Güter, welche die Geschichtschreiber auf den unglaublichen Werth von 430 Millionen Taels ansetzen. Solche Schmach konnte er nicht erdulden und daher entleibte

er sich mit seiner Frau. Bei einer frühern Gelegenheit unter derselben Regierung hatten nicht weniger als 17 Höflinge dasselbe gethan.

Gaiti's Nachfolger, Pingti oder Friedenskaiser genannt, kam in dem Jahre zur Regierung, wo das größte Weltereigniß stattfand. Allein jener Engelsgesang: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und an den Menschen ein Wohlgefallen, ertönte noch nicht den Chinesen, obgleich der Heiland der Welt auch ihnen geboren war. Wie, wenn dieß zahlreiche Volk den Erlöser, in diesem Zeitpunkte ihrer Geschichte, als ihren Herrn und Gott angebetet hätten; wie, wenn dieß die erste Nation gewesen wäre, welche dem Evangelium huldigte? Fragen wie diese mögen in der Ewigkeit beantwortet werden, während wir hier den unerforschlichen Rath des Allerhöchsten anbeten.

Pingti war zu jung um sich mit Regierungssachen zu befassen, und daher nahm der strenge, talentvolle und ehrgeizige Wangmang die Verwaltuug über sich. Die elenden Hofschranzen waren sehr bald entfernt, und nur redliche Leute, die seinen Absichten entsprachen, begaben sich zu dem Herrschsüchtigen. Kleinigkeiten verachtend, schlug er die Vorstellung, ihn mit neuen Würden zu belegen, mit edlem Stolze aus; die Einkünfte, welche ihm durch Vergrößerung seiner Habe erwuchsen, schenkte er großmüthig den Armen, Wittwen, Waisen und Elenden, und gab den Verwandten die leeren Titel. Den Kongfutsianern schmeichelte er und gab ihnen Ehrenstellen. Als das Volk durch Dürre und Heuschrecken heimgesucht wurde, vertheilte er Millionen um der Hungersnoth abzuhelfen. Gegen die Kaiserin bezeigte er sich höchst ergeben; er pries ihre Schönheit und Herrscherkunst, und gesellte ihr eine tatarische Prinzessin bei, die, wie er sagte, von ihrem Vater hergesendet, dem Ruhme folgte, um von der größten Frau ihrer Zeit erzogen zu werden. Sein Ruhm wuchs, die Minister fingen an zu zittern, allein er selbst war noch nicht zufrieden, vom Volke hochgeachtet und geliebt zu werden, sondern besoldete auch Schriftsteller, welche die Größe seiner Thaten in alle Länder hin verbreiten mußten. Fürchterlich war die Grausamkeit wider alle, die seinen Wünschen die Huldigung versagten. Sparsam und bescheiden suchte er auch den Hof nach seinem Beispiele zu verbessern, als er aber Geld zu seinen ehrgeizigen Zwecken gebrauchte, so

vermochte er die Kaiserin, die ungeheuren Schätze, welche man in die Särge der frühern Fürsten begraben hatte, hervorzuziehen. Er selbst gab den Gesandten Audienz, und empfing von ihren Händen einen weißen Fasan und ein Rhinoceros, welches von Süden hergebracht worden war — das erste, welches man je in China gesehen hatte. Als alle seine Plane reif geworden waren, warf er Gift in den Becher des Kaisers, und da dieser krank danieder lag, gab er heuchlerisch vor, daß er gern um ein solches kostbares Leben zu retten sterben wollte. Kaum waren aber dem Jünglinge die Augen zugedrückt, als er sich der Regierung unter dem Namen eines zweijährigen Kindes bemeisterte.

Nun hatte Wangmang (9 u. Z.) den Gipfel des vermeinten Glückes durch eine Schandthat erreicht; da einmal Blut nöthig war um ihn auf dem Throne zu erhalten, so zog er auch rasch das Schwert wider die Anhänger der Han-Herrscherlinie und schlug zwei der Häupter gänzlich. Streng in allen Handlungen, war er noch härter gegen die Soldaten, an welchen die geringste Feigheit mit dem Tode bestraft wurde. Sein großes Ansehen verschaffte ihm Anhänger, und daher sah er sich im Stande das kaiserliche Siegel zu übernehmen und seine Regierung die neue Dynastie zu nennen. Eine Reihe von Unglücksfällen drohte ihm bald den Untergang. Obgleich er die sehr zahlreichen Nachkommen der Han-Familie sehr erniedrigt hatte, um sie unschädlich zu machen, so zogen viele treue Diener den Tod vor und schlugen alle Anerbieten um Regierungsstellen zu bekleiden mit dem größten Hohn ab, und das Volk pries ihre Beständigkeit. Die Tataren zu überlisten, sandte Wangmang große Geschenke nach den Gränzen, um die Kinder der Prinzen zu sich zu locken und sie nachher als Geisel bei sich zu behalten. Nachdem man diesen bösen Anschlag erfahren hatte, wurden die Nomaden wüthend und hausten gräßlich in China. Der Fürst verhielt sich ruhig, so lange als seine Macht noch nicht befestigt war, griff aber dann plötzlich den Feind an und besiegte ihn. Dadurch wurden aber die Staatscassen erschöpft, und als er die Abgaben vergrößerte, gab es Aufruhr. Nachher zerstörten Frost, Sturm, Fluthen und Dürre die Ernten, und die Nation war in großer Gährung, wozu auch die Erpressungen der Mandarinen sehr viel beitrugen. Noch immer loderte das Feuer der Rache in den Herzen der alten

Anhänger der Han, und ein muthiger Anführer sammelte ein großes Heer von Unzufriedenen, mit welchem er die Kaiserlichen anfiel. Er würde gesiegt haben, wäre nicht ein kühner General ihm in die Flanke gefallen. Gerade als dieser Rädelsführer überwunden war, standen die verachteten Han-Fürsten selbst für ihre Rechte auf, und nun entstand ein fürchterlicher Kampf. Das Heer des Wangmang wurde in einer entscheidenden Schlacht zu Grunde gerichtet, und er selbst flüchtete sich nach einer Festung. Doch auch diese wurde erstürmt, und als er sich in einen Thurm retten wollte, schnitt ihm (23) ein Soldat den Kopf ab. Dieß war der Lohn so vieler Mühen und Ungerechtigkeiten. Hätte er ruhig als Minister gelebt, so würde sein Name den höchsten Rang unter den Staatsdienern erhalten haben. Das erste Verlangen des Wangmang, sein Tablett mit der Inschrift seines Namens in der Walhalla der Kaiser aufzustellen, wurde nie erfüllt.

Die Anführer der Mißvergnügten waren mit einander nicht einig, wer nun ihr Oberhaupt werden sollte; und vorher hatten sie zwar schon einen Han-Prinzen, Hiuen zum Oberfeldherrn ernannt, der nachher den Titel eines Königs erhielt, und unter dem Namen Hoijangwang bekannt ist. Dieser war ein ungeschickter General, und man wählte ihn gerade seiner Dummheit wegen, um nichts von seiner Einmischung in ihre Unternehmungen zu fürchten zu haben. Als dieser Entschluß der Häupter dem Unerfahrenen bekannt gemacht wurde, stand ihm der kalte Schweiß an der Stirn. Bald beging er einen Mord an den edelsten Führern, worauf einige der Rebellen an ihm Rache zu nehmen wünschten. Davon hielt sie jedoch sein Verwandter Siu ab. Dieser war ein großer und unternehmender Geist, und schlug die Räuberbanden, unter welchen sich die rothen Augenbrauen — denn dieß war die Farbe womit sie sich bemalten — auszeichneten. Als er nun nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren dem Unwesen ein Ende gemacht hatte, und dem Landmann wieder Frieden verschafft, konnte er nicht länger dem wiederholten Anliegen der ganzen Armee, ihn zum Kaiser zu machen, widerstehen, und er bestieg nun den Thron (25) unter dem nachherigen Namen Kuangwu. Mit ihm fängt die Han-Herrscherlinie des Ostens an, welche von 25 — 220 n. Ch. den Thron besaß.

Kuangwu schien zum Leiden geboren zu seyn. Gerade bei seiner Thronbesteigung eroberten die rothen Augenbrauen die Hauptstadt und begingen gräuliche Schandthaten. Die Gräber der ehrwürdigen Han-Prinzen wurden geöffnet, die Häuser verbrannt, und nachdem dieser schöne Ort in einen Schutthaufen verwandelt worden war, zog dieß Gesindel reichbeladen mit Schätzen davon. Um sich das Ansehen der Rechtlichkeit zu geben, wählten sie einen Han-Prinzen zum Kaiser, und empfingen auch Liéuhime in ihrer Mitte. Kaum hatten sie aber bemerkt, daß das Volk dem letztern wohlwollte, so schlugen sie ihn mit einer Keule todt. Das Land lag nun unbebaut da, und die Lehnsfürsten, von denen die Geschichte gar nichts erwähnt, schienen ihr Ansehn verloren zu haben. Da faßte Kuangwu endlich Muth dem Unwesen ein Ende zu machen, und nach unzähligen blutigen Gefechten und der Niedermetzelung von Myriaden von Landstreichern schien die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt zu seyn. Allein der Krieg glich einer Hydra; kaum war er in einem Theile des Reiches beendigt, so brach er mit größerer Wuth in einer andern Provinz aus. Daher blieben die Siege des heldenhaften Kaisers beinahe erfolglos. Er suchte unterdessen die edlern Häupter durch Güte an sich zu fesseln, was ihm auch in den meisten Fällen gelang; denn er war ein leutseliger, sehr beredter Herr, und gewann durch seine Freundlichkeit alle Herzen. Deßhalb waren ihm auch viele Officiere bis zum Tode getreu. Einer derselben schrieb noch sterbend auf dem Schlachtfelde einen ausführlichen Bericht von dem Treffen wo er verwundet war, an den Kaiser. Heiß war der Kampf gegen die Myriaden von Rebellen; ein weniger kräftiger Mann würde unterlegen seyn, allein Kuangwu, nachdem er zu Wasser und zu Lande die Unruhestifter geschlagen, konnte endlich im Jahre 37 n. Ch. sagen: es ist Friede; das Wort Krieg werde nie mehr gehört! Wie nach Sturmwetter und Erdbeben heitere Stille folgt, so war auch nach diesem fürchterlichen Blutvergießen das ganze Volk in China einig, die Ruhe mit seiner ganzen Macht aufrecht zu erhalten.

Der Kaiser welcher die Classiker außerordentlich hochschätzte, bestimmte die Stunden seiner Muße zum Lesen und Erklären jener Bücher, und zog die gelehrtesten Doctoren zu diesem Zweck an

sich, die er auch reichlich beschenkte. Anstatt aber wie er wünschte seine Tage friedlich zu endigen, mußte er zu seinem großen Mißvergnügen erfahren, daß das harte Verfahren seiner Beamten die Bewohner von Tongking zum Aufruhr gebracht hatte. Dieses Volk, des chinesischen Joches müde, stellte den Mandarinen ein bedeutendes Heer unter dem Befehle eines Weibes, einer andern Jungfrau von Orleans, entgegen. Sie ermahnte ihre Landsleute zum muthigen Widerstand und drang selbst, die Fahne in der Hand haltend, in die Mitte der Truppen ein. Dadurch angefeuert, vernichteten die Barbaren beinahe die ganze chinesische Armee. Kuangwu war bei dieser Nachricht außer sich, und schickte den trefflichsten General mit einer großen Zahl von Soldaten ins Land. Hier errang er auch einen vollständigen Sieg, allein die Chinesen konnten doch nicht festen Fuß im Lande fassen, denn die Einwohner waren zu freiheitsliebend, und wollten nicht die Sklaven Fremder seyn.

Mit den Tataren handelte der Kaiser sehr verständig. Er unterhielt die Fehden unter den verschiedenen Stämmen, nahm einige Chane zu Lehnsfürsten auf, schloß mit andern Bündnisse und tractirte sie am Hofe. Kam es auch zum Ausbruche des Krieges, so wurde er doch nach sehr wenigen Scharmützeln Meister, und befreite die Gränzen von ihren Streifereien. Der mächtigste Fürst der Horden trat nun in ein Heirathsverhältniß mit der kaiserlichen Familie.

Von der Civilverwaltung dieses Fürsten wissen wir sehr wenig. Seine strenge Gerechtigkeit zeigte sich bei Gelegenheit eines Unterschleifes, dessen sich ein sehr großer Officier schuldig gemacht hatte. Tausende seiner Schüler — denn er war ein berühmter Gelehrter — baten um sein Leben; der Kaiser schlug aber das erste Anliegen ab und ließ ihn die Todesstrafe erleiden. Ein andermal hatte der Diener seiner Schwester einen Menschen getödtet und sich nachher in den Palast versteckt. Eines Tages folgte dieser dem Wagen seiner Gebieterin und wurde von einem Gesetzdiener niedergestoßen. Die Prinzessin darüber empört erbat sich vom Kaiser, daß dieser Mandarin wieder sterben sollte. Der Bruder hatte schon eingewilligt, als der Angeklagte im Namen der Gerechtigkeit behauptete, nichts als seine Pflicht gethan zu haben. Ungeachtet aller Vorstellungen seiner Gegnerin, die

es für den größten Schimpf hielt, daß einer ihres Gefolges in ihrer Gegenwart ermordet wurde, schonte Kuangwu seiner, und beschenkte den Verurtheilten mit einer großen Summe Geldes. Persönliche Charakterzüge können wir zu dem schon Bemerkten sehr wenig beifügen. Hätte dieser Prinz in friedlichen Zeiten gelebt, so möchte er vielleicht die Rolle eines Schun gespielt haben. Er war über den Aberglauben seiner Zeit erhaben, und behauptete, daß der Dienst, den man dem höheren Wesen darbrächte, von wahrer und aufrichtiger Art seyn müßte. In seiner ehelichen Treue war er nicht beständig, trug aber geduldig den Tadel seines Ministers wegen der Entlassung seiner ersten Gemahlin, und bemerkte nur, wie Napoleon, daß das Wohl des Staates die Wahl einer neuen Gemahlin nöthig mache. Den Erbprinzen ließ er in allen seinen Würden.

Nach solchen ungeheuern Anstrengungen erfolgte Erschöpfung, und diese war unter seinem Sohne und Nachfolger Mingti (58) sehr sichtbar. Dieser Prinz hatte eine vortreffliche Lebensgesellin, die ungeachtet ihres hohen Standes als Kaiserin sehr demüthig und herablassend war, und ihrem Gemahl immer mit Rath und That an die Hand ging. Mingti war ein großer Verehrer der Gelehrten, besuchte selbst zu Fuße seine frühern Lehrer, und begab sich mit dem Kronprinzen nach dem Grabe des Kongfutse, um ihm dort in Gegenwart vieler Großen verschiedene Stellen der Classiker erklären zu lassen. Um diese der Jugend recht einzuschärfen, stiftete er große Akademien, und befahl seinen Untergebenen ihre Kinder dorthin zu schicken. Wie groß war daher das Erstaunen der Philosophen, als einer der kaiserlichen Fürsten, wie man will durch die Gerüchte und die Vorstellungen der Rationalisten dazu bewogen, eine Gesandtschaft (65) nach Indien abfertigte, die sich dort mit den Lehren Buddha's bekannt machen sollte. Diese Mandarinen erreichten das Land so vieler Fabeln. Sie fanden dort zwei Priester, welche sich mit ihren Büchern nach dem Hofe ihres Herrn begaben. Von dieser Periode an wurde der Götzendienst in China mit großem Erfolg verbreitet. Weil er dem gemeinen Volke viel faßlicher als die abstrusen Lehren des Taoismus war, und weil die Nation doch eine Religion bedurfte, so war gerade diese willkommen und fand viele Anhänger, da sie den menschlichen Begierden keinen Zügel umhing, und so viele und verschiedene

Götzen wie Jedermann wollte, erlaubte. Mingti fand auch Wohlgefallen an dieser Vernichtung und der Rückkehr ins Nichts, welches der Buddhismus als das höchste Glück lehrte, und daher duldete er nicht allein die neue Secte, sondern begünstigte sie auch. Durch Vorspiegelungen getäuscht, wagten es zwei Fürsten die Krone an sich zu reißen; denn die Priester hatten ihnen gesagt, daß sie ihr Aeußeres dazu bestimme. Wäre das Volk nicht aller Empörung müde gewesen, und hätte der Kaiser selbst seine Gegner nicht mit großer Milde behandelt, so würde man wieder die vorigen Scenen des Krieges und der Verwüstung erlebt haben. So aber endigte der Anschlag mit dem Tode der Fürsten.

Mingti wünschte ein Denkmal seiner Größe zurückzulassen; daher fing er an einen prächtigen Palast zu erbauen. Allein die Censoren waren damit sehr unzufrieden, und da eine Dürre einfiel, wodurch das Volk ungeheuer litt, so verwies man dem Kaiser seine Vergeudung. Dieser vergab nicht nur seinen Ermahnern, sondern unterließ auch das angefangene Werk. Solche Leutseligkeit verschaffte ihm sehr großen Ruhm. Mit den Tataren focht man wie gewöhnlich; der Sieg wurde aber den Chinesen. Als eines Tages ein sehr großes Heer der Horden die Hauptruppen in einer Festung eingeschlossen hatte, regnete es nicht, und die Belagerten welchen man das Wasser abgeschnitten, kamen beinahe vor Durst um. Da trat der Anführer, von den elenden Einwohnern umringt, auf den Marktplatz, und flehte ernstlich um Wasser, damit die Lechzenden sich erfrischen möchten. Das Gebet war kaum ausgesprochen, als der Regen in Strömen herniederkam, der die Brunnen, welche man um Quellen zu suchen gegraben hatte, sogleich füllte. Die Soldaten, dieß als ein Wunder betrachtend, faßten neuen Muth und drängten die Nomaden in die Wüste zurück.

Die Geistescultur dieses Zeitalters war gewiß sehr roh. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, daß ein solcher Unsinn, wie der Buddhismus, unter dem Volke hätte Eingang finden können. Selbst die Gelehrten ließen sich oft durch Vorspiegelungen verleiten, um in der Sterbensnoth durch die Fürbitte der Priester, welche dazu Beglaubigungsscheine herausgaben, vom Fegfeuer errettet zu werden!

Eine der ruhigsten Regierungen war die des Tschangti (76). Seine Mutter war ihrer Familie so wenig gewogen, daß sie es nie zugeben wollte, dieselbe auf Kosten des Staates zu bereichern. Zu diesem Ende machte sie ihre Wünsche öffentlich bekannt, und wollte nie zugeben, daß ihre Verwandten eine Regierungsstelle bekleideten. — Der Kaiser war ein großer Freund der Gelehrten, mit denen er sich beständig unterhielt, und vorzüglich über die Classiker mit großer Bewunderung sprach. Den dreisten, oft beleidigenden Lehrern vergab er von ganzem Herzen, und las ihre langen Vorstellungen mit großem Eifer.

Sein Nachfolger Hoti (89) war noch ein Kind als er den Thron bestieg; die Regentschaft wurde daher seinen mütterlichen Oheimen aufgetragen. Hien, der herrschsüchtigste derselben, maßte sich sehr bald alle Gewalt an, stolz schritt er nun einher, um das Volk und die Großen unter die Füße zu treten. Da lebte jedoch noch ein Prinz, dessen Rechtlichkeit und große Gaben ihn furchtbar machten; mit gedungenen Meuchelmördern schaffte er ihn aus der Welt. Damit noch nicht zufrieden, suchte er den Verdacht dieser schrecklichen That auf den Bruder des Unglücklichen zu bringen, und auch dieser wurde ein Schlachtopfer der Wuth des Ministers. Aber der Elende, welcher sich nun auf dem Gipfel seines Glückes fühlte, wurde bald entdeckt, und seine eigene Schwester, die Kaiserin, bestand auf völliger Untersuchung dieser Gräuel. Man hatte sich nämlich im Staatsrathe über einen Feldzug wider die Hunnen beredet, und einer der Mitglieder rief keck aus: so lange der verrätherische Feind noch im Herzen des Landes lebe, müsse man sich nicht mit fremden Widersachern befassen. Die Beschuldigung wurde bald wahr befunden, und nun sperrte man den vorher mächtigen Regenten im Palaste ein. Dort würde er wohl sein Leben geendet haben, hätte er sich nicht zum Anführer des Heeres wider die Hunnen angeboten, damit er seine Sünden abbüßen möchte. Er war glücklich als Oberfeldherr, und wurde nach seiner Zurückkunft in alle Stellen wieder eingesetzt. Von diesem Augenblicke an handelte er noch mit viel größerer Willkür als vorher, und machte sich überdieß durch einen neuen Sieg über die Erbfeinde des Landes berühmt. Diese hatten um eine Prinzessin angesucht, und da man es abschlug, fiel die ganze Horde in China ein;

der Minister jedoch nahm fürchterliche Rache, und verewigte seinen Triumph durch eine Einschrift auf einen Felsen in der Wüste. Bald war er dem ganzen Hofe durch seinen Stolz unerträglich geworden, nur ein Verschnittener wollte sich nicht vor ihm beugen und entdeckte dem nun 14jährigen Kaiser das Geheimniß seiner Geburt. Die vermeinte Regentin war nicht seine Mutter, sondern hatte ihn als Kind von einer andern Prinzessin hinweggenommen und sie nachher, um allem Verdacht zu entgehen, ermordet. Der Knabe darüber empört schrieb sogleich einen Befehl an die Oheime, seine Vormünder, sich zu entleiben, und kerkerte die angebliche Mutter im Harem ein; nur ein einziger Minister, der sich löblich aller Erpressungen enthalten hatte, wurde begnadigt.

Der Verschnittene wurde nun der Gebieter seines Herrn; er bewies sich jedoch so herablassend und freundlich, daß Jedermann seine Maßregeln und Verwaltung bewunderte. Mit zu warmer Vorliebe für den Günstling, erhob ihn der Kaiser in den Adelstand, welches sehr großen Anstoß gab. Ungeachtet aller Erdbeben und anderer Unglücksfälle während dieser Regierung blieb das Volk seinem Herrscher gehorsam, und es entstanden weder Rotten noch Meutereien.

Es war Grundsatz der weisesten chinesischen Minister, jeder Einmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten entgegen zu arbeiten; denn sie kannten die ungeheuren Unkosten und die Gefahren auswärtiger Kriege. Dennoch wich das Cabinet immer von dieser Maxime ab, weil Andere behaupteten, daß wenn man nicht die Tataren in ihren Wüsten angriffe, diese selbst sich einen Weg nach China bahnten. Dabei betrachtete man diese Barbaren mit der größten Verachtung, und da nichts im Lande vorging um den größten der chinesischen Generale, Pantschao, zu beschäftigen, so wollte man die Hunnen, die sich nun wegen ihrer Schwäche den Sienpi angeschlossen hatten, bekriegen. Der graue Held schlug sich bis in die kleine Bucharei durch, überwand alle dazwischen liegenden Stämme, und stand im Jahre 95 an den Ufern des kapischen Sees mit einer furchtbaren Armee. Hätten die Chinesen dort die Legionen Roms angetroffen, zu welchen außerordentlichen Ereignissen würde dieß Anlaß gegeben haben! So standen sich aber beide Heere als Eroberer nahe,

ohne selbst ihre gegenseitigen Namen zu wissen. Der muthige Chinese wollte nach dem jenseitigen Ufer übersetzen, um zu sehen, ob es dort nicht Völker gebe, welche man dem himmlischen Reiche unterwerfen könne; allein man sagte ihm, daß es mit dem günstigsten Winde sechs Monate, mit Gegenwinden zwei Jahre dauere, ehe man die Berge jener Gegenden zu Gesicht bekomme. Das war nun zu lange für einen solchen unternehmenden Geist; auf sein erstes Anliegen erhielt er den Abschied, und sein Nachfolger hatte nie den Einfluß über seine Soldaten, welcher zur glücklichen Beendigung riesenhafter Unternehmungen erfordert wird. Nie war China's Macht größer, allein die Sonne des Reiches blieb nicht lange im Zenith stehen.

Der Sohn des Hoti war nur hundert Tage alt, als der Vater starb (106); allein die verwittwete Kaiserin war eine edle Frau, und nahm mit kräftiger Hand die Regierung auf sich. Die Chinesen, obgleich dem Weiberregimente sehr abhold, bewunderten dennoch ihren hohen Charakter. Als Fluthen und Erdbeben das Land verheerten, verkaufte sie alle Kostbarkeiten des Hofes, erleichterte die Abgaben des Landes, und zeigte sich als Mutter des Volkes. Ihr Sohn, unter dem Namen Schangti (des frühgestorbenen Kaisers) bekannt, starb sehr bald, und hatte (107) seinen Vetter Ganti zum Nachfolger.

Die Kaiserin, welche ihn zu dieser hohen Würde bestimmt hatte, behielt, da er noch ein Knabe war, die Regentschaft in ihren Händen. Man fand sehr bald, daß die ausgedehnten Eroberungen des Westens dem Lande große Kosten verursachen, ohne auch nur den geringsten Vortheil zu gewähren. Die chinesischen Colonisten hatten erst den Weg für ihre Generale gebahnt, und die letzteren waren durch die Hülfe ihrer Landsleute im Stande sich in diesen Besitzungen zu erhalten. Die Ureinwohner waren jedoch rohe Menschen, stets beschäftigt um mit den Chinesen zu kriegen, und man konnte sie überdieß nicht zum gesitteten Leben heranziehen. Die Heerführer jener Gegenden waren auch dem Hofe furchtbar, denn die Kerntruppen standen unter ihrem Befehl, und es wäre ein leichtes für sie gewesen mit dieser Armee nach der Hauptstadt zu ziehen und sich des Scepters zu bemächtigen. Es wurde daher im kaiserlichen Rathe beschlossen diese Länder den Barbaren zurückzugeben.

Die Regentin handelte mit großer Weisheit, konnte aber natürlich die schnell auf einander folgenden Regengüsse und Erdbeben nicht verhindern, die man als Folge einer elenden Regierung betrachtete. Daher gab es Verschwörungen im Palaste und nachher im Lande, die immer drohender, gleich einem Unwetter, sich um das Cabinet herumzogen. Die Herrscherin wußte aber tüchtige Männer in die Provinzen zu schicken, welche mit strenger Hand dem Unwesen nach einem gefahrvollen Bürgerkriege ein Ende machten. Die Nomaden, nachdem sie von chinesischen Besatzungen befreit worden waren, faßten auch wieder Muth und beunruhigten die Gränzen, doch wurden sie mit Verlust zurückgetrieben. Man schmeichelte den Gelehrten, machte Philosophen zu Gouverneuren, und erwarb dadurch sehr großes Ansehn. Diese Frau schien zur Führung des Steuerruders geboren zu seyn. Ungeachtet der großen Unglücksfälle, welche das Land betrafen, und der Wiederspänstigkeit der verhungernden Einwohner, wollte sie dem nun 27 Jahr alten Kaiser den Scepter nicht übergeben. Sie fürchtete, daß er denselben mißbrauchen möchte; da aber die Großen darauf bestanden, ward sie über die Undankbarkeit ihrer eigenen Geschöpfe so tief gekränkt, daß sie aus Schmerz plötzlich starb. Nach ihrem Tode fiel unter der Regierung des Ganti nichts Wichtiges vor; er folgte ihr bald darauf ins Grab. Man vergleicht sie mit Englands Königin Elisabeth, und die chinesischen Geschichtschreiber, welche immer die Weiber schmähen, waren nicht im Stande ihren Ruhm zu verdunkeln.

Schunti (126) hatte einen gefährlichen Kampf zu bestehen, ehe er das Reich sein eigenes nennen konnte. Seine Stiefmutter, die Wittwe des Ganti, hatte seine eigene Mutter getödtet; sie hatte keine Kinder, und wollte durchaus nicht eine Nebenbuhlerin, die größeren Anspruch auf die Liebe ihres Gemahls hätte, im Harem sehen. Da sie nun die Rache des Sohnes fürchtete, so bestand sie darauf, daß ein anderer Knabe das Reich beherrschen sollte. Dieser letztere starb aber gerade zu dieser Zeit, und Schunti, dem alle Großen huldigten, vergab großmüthig der Mörderin und ehrte sie als eine Fürstin. Da die Kongfutsianer sich sehr auszeichneten, so gab er ihnen die vorzüglichsten Stellen, und sandte gelehrte Leute um das Volk mit Recht und Gleichheit zu regieren. Ueberall erfreute man sich

eines solchen Oberherrn. Die Verschnittenen waren zu gleicher Zeit die Genossen seiner Vergnügungen; er überließ ihnen in spätern Jahren oft die Wahl der Mandarinen. Diesem Versehen schrieben die Schriftsteller die häufigen Unruhen unter dem Volke zu, die von Zeit zu Zeit stattfanden. Der Kaiser grämte sich darüber, und als ein Erdbeben in der Nachbarschaft vorfiel, wodurch der Grund gespaltet wurde und eine große Schlucht entstand, starb Schunti aus Entsetzen. Der einzige gegründete Vorwurf welchen man ihm macht, ist die Erhebung seiner Amme in den Fürstenstand, welches den Ahnenstolz der Edeln tief beleidigte.

Die Ursache der Schwäche der Regierung war wohl die kurze Lebensdauer, welcher sich die Kaiser zu erfreuen hatten. Die chinesischen Generale waren tüchtige Leute und so siegten sie immer über die Unruhestifter, sonst wäre wohl das Haus der Han zu Grunde gegangen; schon hatte sich einer der Häupter zum Gegenkaiser erklärt. Dazu kam noch, daß Tschongti, ein bloßes Kind, plötzlich starb (145). Sein Nachfolger Tscheti, ein Knabe von neun Jahren, war der Bruder der verwittweten Kaiserin zuwider; er suchte sein Verderben. Einer der Rathgeber des jungen Prinzen hatte ihn auf die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung der Akademie aufmerksam gemacht. Er fand sich dort ein, und vor einer großen Versammlung sprach er zum Oheime Leangki ein unbedachtsames, hartes Wort. Dieser mischte, im Palaste angelangt, sogleich den Giftbecher, den der Jüngling in seiner Unwissenheit leerte und noch an demselben Abend verschied.

Huenti, der sich zufälligerweise in der Hauptstadt befand, wurde durch den Einfluß des mächtigen Mörders Leangki (147) zum Throne erhoben. Dieser Herr war nicht nur mit den größten Damen im Palaste sehr nahe verwandt, sondern besaß überdieß auch bedeutende militärische Talente. Als er bemerkte, daß einige getreue Räthe sich seinem Willen widersetzten, so warf er sie augenblicklich ins Gefängniß, erdrosselte sie dort, und warf ihre Leichname auf die Landstraßen. Ihre Anhänger eilten herbei und setzten sich der Todesgefahr aus; sie wußten, daß solch ein Betragen den Zorn des Tyrannen rege machen würde. Sie baten dessen ungeachtet um ein Begräbniß für ihre Führer, und da dieß abgeschlagen wurde, lebten sie lange in einer

elenden Hütte in der Nähe der Leichname, bis ihre Thränen und Bittschriften das Herz des Fürsten rührten; und nachher bestatteten sie die Lehrer und Führer mit großer Pracht zur Erde. Man haßte den Leangki, konnte ihn jedoch nicht stürzen, denn der Kaiser verdankte ihm den Scepter. Bei einer Audienz, wo die Minister alle zugegen waren, erschien der Günstling mit einem Degen an der Seite — in China ein Staatsverbrechen, im Westen ein Ehrenzeichen. Man wollte ihn ergreifen, allein er warf sich auf die Knie vor dem Kaiser, und flehte um Erbarmen. Dießmal erhielt er Vergebung, und seine Feinde zitterten. Nicht lange darauf kam eine der schönsten Dirnen nach dem Palaste; man war überzeugt, daß sie bald das Herz des jungen Fürsten gewinnen werde, und daher suchte sie Leangki als seine Schwester zu adoptiren. Da dieses nicht gelang, wollte er sie aus dem Wege räumen. Von diesem Vorhaben unterrichtet, raffte Huenti seine ganze Kraft zusammen, und ließ das Haus des ruchlosen Ministers mit eintausend Garden umringen. Da dieser seinen Untergang herannahen sah, nahm er sich selbst das Leben. Die Historiker berichten in ihrer übertreibenden Weise, daß seine Nachlassenschaft sich auf 500 Millionen Unzen Silber belaufen habe, welche unter die hungrigen Bürger vertheilt wurden, während man seine herrlichen Lustgärten den Armen zur Bebauung übergab. Die Paläste, anstatt sie zu benutzen, wurden niedergerissen.

Jahre der Hungersnoth folgten nacheinander, und das Volk klagte über die schlechten Zeiten. Verschiedene Mandarinen bezeugten darüber ihr Entsetzen, und wollten selbst ihren Posten aufgeben, um dem Uebel abzuhelfen. Da nun die Geschöpfe des Leangki aller ihrer Ehrenstellen beraubt waren, hielt man für gewiß, daß die Regierung in bessere Hände kommen würde. Der Kaiser ließ es sich selbst gefallen, daß ein Staatsdiener ihm seine tausend Weiber im Harem und 10,000 Pferde im Stalle, mit einer Menge von rationalistischen Priestern, die von ihm selbst im Palaste unterhalten wurden, sehr derb verwies. Der Kaiser suchte daher die gelehrtesten und trefflichsten Leute an den Hof zu bringen. Unter diesen waren fünf Weise, deren einer von der Arbeit seiner Hände lebte; ein zweiter hatte edelmüthig sein eigenes Leben, um das seines Bruders aus den Händen von Räubern zu retten, angeboten; die drei übrigen hatten, mit

ihrem geringen Vermögen zufrieden, den Glanz des Hofes verachtet, und in elenden Hütten ihre Tage zugebracht. Griechenland hatte sieben Weisen, und obgleich China eine geringere Zahl, so zeigten doch auch diese, daß es viel besser sey in der Stille, von Niemand gekannt, ruhig zu leben, als in der Gesellschaft des Kaisers mit dem Fluch des Landes beladen zu werden. Da nun seine schönen Kutschen sie abzuholen kamen, wollten die Weisen sich nicht hineinsetzen. Diese große Herablassung des Oberherrn machte die Staatsmänner so kühn, daß sie ihrem Monarchen die derbsten Wahrheiten sagten. Huenti behandelte solche Vorstellungen nach seinen Launen; bald bestrafte er die Kühnen und ließ zwei derselben im Kerker sterben; bald gab er auch den Tadlern recht, und machte einige Veränderung in der Regierung.

Die Verschnittenen hatten das Staatsruder ergriffen und waren die Ursache vieler großen Uebel. Die Gegenpartei, die Vaterlandsfreunde hatten viel von ihnen zu leiden; sie rächten sich aber manchmal fürchterlich an diesen Menschen. So ward zum Beispiel einer ihrer Schützlinge, ein Kaufmann, der sich vieler Verbrechen schuldig gemacht hatte, ungeachtet der kaiserlichen Amnestie, zum Tode verurtheilt. Der Neffe eines Kammerdieners hatte ein Mädchen mit Gewalt zur Frau genommen, und deßhalb rotteten die Kongfutsianer sein ganzes Geschlecht aus, ohne selbst die Kinder am Leben zu lassen. Um sich gegenseitige Hülfe zu leisten, hatten diese Politiker eine große Akademie gestiftet und sich, sobald sie angeklagt wurden, als Mitglieder derselben gemeinschaftlich vertheidigt. Daher wurde jede Anklage zurückgewiesen, und auch Uebelthäter von aller Strafe losgesprochen. Nicht lange nachher ermordete man zwei Zauberer, Vater und Sohn, weil sie sich sehr große Unthaten hatten zu Schulden kommen lassen. Der Kaiser wollte dieß nicht übersehen und setzte die Beschuldigten ins Gefängniß. Sobald die Nachricht davon allgemein bekannt wurde, strömten Bittschriften ohne Zahl nach dem Hofe, und der Autokrat war genöthigt die Angeklagten wieder in Freiheit zu setzen. Die Geschichte ist nun wieder zu einer elenden Erzählung von Hofcabalen herabgewürdigt. Mit Recht verabscheute man die kriechenden Schmeichler, verwarf ihr wollüstiges Leben, und sprach mit großer Härte über ihre Anmaßungen. Es war aber vergebens, denn der Fürst hatte sich

zu sehr an ihren Umgang gewöhnt und konnte ohne sie das Reich nicht verwalten.

China war während dieser Regierung wenig in auswärtige Kriege verwickelt. Mit dem Kiang=Stamme kämpften die Generale erfolgreich, konnten aber den Muth dieser Wilden nicht daniederschlagen. Ein siegreicher Heerführer wurde von den Hofschranzen mit dem schnödesten Undank belohnt und, anstatt geehrt zu werden, ins Gefängniß geworfen. Die Hunnen wurden unterdessen sehr mächtig, ihr Chan schlug stolz das kaiserliche Anerbieten ein Lehnfürst zu werden aus, und wollte sich selbst nicht mit der ihm angebotenen Prinzessin verheirathen. Schon war die Geißel in Bereitschaft, unter deren heftigen Schlägen das gesittete Europa sinken, die Cultur vernichtet und Rom zerfleischt werden sollte.

Da Huenti keine Kinder hinterlassen hatte, so wurde ein anderer junger Prinz aus demselben Hause, unter dem Namen Lingti (168), auf den Thron gesetzt. Es war nun das alleinige Bestreben der Minister, eine tüchtige Regentschaft unter dem Schutze der Kaiserin zu bilden, und zu diesem Ende den Hof von allen den Verschnittenen zu reinigen. Man bestand daher auf der Entlassung dieser Elenden von allen öffentlichen Aemtern, und suchte zu diesem Ende die Vormünderin zu bereden, dieselben nur in den häuslichen Geschäften des Harems zu gebrauchen; die Schuldigen sollten überdieß sogleich zu Gerichte geführt werden. Zwei derselben wurden ergriffen und hingerichtet, und nun machte man Miene auch den Führer Tsaotsie in die Schlinge zu bringen. Dieser aber wußte sehr geschickt die Amme des Kaisers in seinen Vortheil zu ziehen, und da die Bittschrift, worin man ansuchte ihn sowohl als seine Anhänger dem Gerichte zu übergeben, in seine Hände fiel, ließ er seine Feinde verhaften und augenblicklich enthaupten, zu einer Zeit wo der junge Kaiser in der Gesellschaft von Frauen und Verschnittenen sich im Fechten übte. Nur einer der Angeklagten wehrte sich, wurde aber für einen Verräther des Landes erklärt, und gab sich selbst den Tod. Die Familien dieser den Eunuchen abholden Großen wurden alle vertilgt.

Die Chinesen sind der Meinung, daß der Untergang jeder ihrer Dynastien durch Vorzeichen angekündigt werde. Von dem

Lingti erzählt man, daß bei einer großen Audienz ein heftiger Sturm entstanden sey, und der Windstoß den jungen Fürsten getroffen habe. Plötzlich schlängelte sich eine schwarze Schlange um den Thron herum. Der Kaiser fiel ohnmächtig zu Boden, während die anwesenden Mandarinen schnell hinwegliefen und das gräßliche Ungeheuer verschwand. Eine Zeit nachher entstand ein fürchterliches Ungewitter, welches Häuser und Felder beschädigte. Lingti höchst bestürzt erkundigte sich nach der Ursache aller dieser Unglücksfälle, zu welchen noch das Austreten der See über ihre Ufer kam, wodurch die Küstenbewohner äußerst benachtheiligt wurden. Man antwortete ihm, daß die Verurtheilung der Patrioten und die Cabalen der Verschnittenen, so wie die Einkerkerung der Kaiserin Mutter daran Schuld seyen. Der junge Fürst, willig dem Uebel abzuhelfen, fragte seine Kammerdiener um Rath und wurde beredet, daß die Vaterlandsfreunde ihn vom Throne herabstürzen wollten und zu diesem Ende sich verschworen hätten. Ohne weitere Untersuchung gab der leichtgläubige Kaiser Befehl sie alle in Haft zu nehmen. Sie ihrer Unschuld sich bewußt, ergaben sich willig den Mandarinen, und glaubten dadurch der guten Sache förderlich zu seyn. Ungefähr 700 Familien wurden dergestalt der Rache der Verschnittenen aufgeopfert. Eine Frau die einem der Geächteten einen Zufluchtsort gewährt hatte, wurde mit ihren zwei Söhnen vor Gericht gefordert. Die letzteren sollten für dieß Versehen büßen, allein die Mutter bestand darauf, daß sie die Schuldige sey und daher die Todesstrafe erleiden müsse. Dieser edle Streit verschaffte den Angeklagten die Freilassung. Immer größer wurde nun die Wuth der Höflinge; da man die Gelehrten auch der Vergiftung der Kaiserin Mutter beschuldigte, so mußten ungefähr eintausend sterben. Dieß Schicksal traf auch einen Fürsten von Geblüt, der den Verschnittenen nicht eine gewisse Summe Geldes bezahlen wollte. Er selbst des Landesverrathes beschuldigt entleibte sich, und hundert Menschen in seinem Gefolge litten die Todesstrafe als seine Mitschuldigen. Die Eunuchen dagegen wurden wegen ihrer großen Anhänglichkeit in den Fürstenstand erhoben, und der Kaiser nannte sie selbst seine Väter.

Um die Wunden zu heilen, welche er selbst der Gelehrsamkeit geschlagen hatte, ließ er die Classiker auf Marmor eingraben

und diese Tafeln vor der Nationalakademie aufstellen. Die Kongfutsianer, die wieder ermuthigt wurden und glaubten daß der Kaiser ihre Partei genommen, brachten nochmals bei Gelegenheit eines allgemeinen Unglücks ihre gerechte Klage wider die Höflinge vor. Allein auch dießmal gingen die Verwegenen in den Tod, denn der Kaiser fürchtete ihre Talente, welche sie in Stand setzen möchten die Häupter einer Empörung zu werden. In demselben Grade als der Muth der Vaterlandsfreunde durch so viele mißlungene Versuche erkaltete, wurden die Verschnittenen frecher, und um viel Geld zu erwerben, verkauften sie die Aemter den Meistbietenden. Da stand ein Präsident wider sie auf, bewies daß die Verwandten dieser Elenden mehr als 10,000 Menschen umgebracht hätten, und entsetzliche Strafe traf die Verruchten; aber auch der Ankläger entkam nicht mit dem Leben.

Dieser Sieg entfernte nun die Feinde der Gelehrten vom Hofe, hob aber keineswegs das Elend des Landes, wo Pest und Ueberschwemmungen ungeheure Verherungen anrichteten. Zu dieser Zeit lebten drei Brüder, deren einer vorgab ein Buch von einer Fee erhalten zu haben, welches ihn in Stand setzte alle die pestartigen Krankheiten die damals so viele Menschen hinweg rafften, zu heilen. Ihre Bemühungen waren folgenreich, und der Name und Ruhm ihrer Zauberkraft zog Myriaden von Bewunderern an. Der älteste Bruder dachte nun sich auf den kaiserlichen Thron zu schwingen, und um dieß thunlich zu machen, sandte er eine große Summe Geldes nach der Hauptstadt an einen der Verschnittenen. Der Plan wurde jedoch entdeckt, die Intriganten wurden alle enthauptet. Die Doctoren nun zum Aufruhr genöthigt, kamen mit einer großen Armee, ihrer Partei den Namen der gelben Mützen gebend, ins Feld. Sie hielten sich lange wider die kaiserlichen Truppen, und die Generale gaben vor, deren Kriegskunst selbst sey Zauberei; endlich wurde der Sieg erfochten, welchen die Verschnittenen sich zuschrieben, während die Helden, die muthig für ihr Vaterland gefochten, und die wir bald erwähnen werden, entweder ihres Dienstes entlassen wurden, oder große Kränkungen erduldeten. Nur einer der Officiere wagte darüber Vorstellungen zu machen, und überreichte dem Kaiser in einem Lustgarten eine Bittschrift, um die ränkevollen Schmeichler vom Hofe zu entfernen. Sobald diese Hofschranzen den

Inhalt dieser Vorstellung vernommen hatten, warfen sie sich auf die Kniee und baten um ihre Entlassung. Der junge Fürst zu Thränen gerührt, vergab seinen Lieblingen und schickte den dreisten Sprecher ins Gefängniß, wo er erdrosselt wurde. Das Feuer des Aufruhrs war jedoch noch nicht erstickt und loderte plötzlich in andern Theilen des Reiches auf; das ganze Volk war in der That dem regierenden Hause abhold, und man erwartete die fürchterlichsten Bürgerkriege, welche auch bald darauf das Land verheerten. Lingti starb ohne das Ende zu sehen. Er war ein Fürst ohne Charakter und Willen, der nur für seine Krone fürchtete, und daher grausam war. Sein ganzes Leben war eine Cabale. Da die Feinde der Verschnittenen die Geschichte schrieben, so kann man sie wohl nicht mit Recht aller der Gräuel, welche man ihnen zur Last legt, anklagen; daß sie gute Eigenschaften besaßen, leidet keinen Zweifel; zugleich aber ist es gewiß daß sie das Meiste zum Untergange des Landes beitrugen.

Kaum war der Monarch verschieden (189), so wurde der Palast eine Bühne der unerhörtesten Ereignisse. Eine Schlächtertochter war zum Throne erhoben worden; ihr Sohn wurde als Kronprinz anerkannt. Ihr Bruder Hotsin war gerade damals Feldmarschall, und da die Verschnittenen einen jungen Prinzen von einer andern Mutter, der ihnen zur Erziehung anvertraut war, zum Nachfolger bestimmt hatten, so wünschte man erst den Heerführer aus dem Wege zu räumen, um dann dieses Vorhaben auszuführen. Zu dem Ende befahl man ihm in den Palast zu gehen, wo die Meuchelmörder schon in Bereitschaft waren. Da er aber noch zu rechter Zeit von diesem Anschlage Kunde erhielt, so wurde der junge Prinz Liéupien noch an demselben Tage gekrönt und die ränkevollen Kammerherren in Stücke gehauen. Allein noch glühte der Haß in dem Herzen der Kaiserin. Die Vormünderin des andern Knaben Liéuhie, welche sich sehr frei über die Macht des Bruders der Kaiserin, des Generals, ausgelassen hatte, wurde erst aus dem Harem vertrieben, und dann mußte sie den Giftbecher trinken; einer ihrer Verwandten wurde des Nachts überfallen und fand seinen Tod unter Dolchstichen. Hotsin war nun der Regent und ging sehr willkürlich zu Werke. Obgleich durch ein großes Heer unterstützt, wagte er es dennoch nicht, die Verschnittenen anzufallen.

Immer zögernd, immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, wollte er dazu erst den ausdrücklichen Befehl seiner Schwester erhalten, und um diesen auszuführen, beorderte er ein großes Heer nach der Hauptstadt. Die Eunuchen glaubten sich verloren, wollten jedoch noch eine kühne That verrichten, ehe sie sich in die Hände ihrer Feinde überlieferten. Hotsin wurde angeblich von seiner Schwester in den Palast gerufen. Dieser, wider das Anrathen seiner Freunde, welche die Thüren besetzt hielten, ging ganz allein hin, als er von einer Schaar wüthender Kammerdiener umringt wurde. Ihr Wortführer, das funkelnde Auge auf ihn gerichtet, sprach: „wir haben dich aus dem Staube, aus der Metzgerhalle erhoben, du aber hegst Pläne zu unserm Verderben und hast die rechtmäßige Kaiserin vergiftet. Empfange nun den Lohn deiner Unthaten." In diesem Augenblicke schlug man ihm das Haupt ab und warf es nachher höhnend seinen Anhängern zu. Diese wurden wüthend, drangen in den Harem ein, nachdem sie erst Feuer an die Pforten gelegt hatten, und metzelten ohne Unterschied alle die Bewohner des Palastes nieder, während die herumstehenden Soldaten diejenigen welche sie aus dem Fenster warfen, mit ihren Spießen auffingen. Das große Gebäude loderte nun in Flammen auf, und kaum hatten zwei Verschnittene Zeit mit den beiden jungen Fürsten zu entfliehen, und die Kaiserin selbst wurde von dem Anhange des Hotsin in Verwahrung genommen. So starben an demselben Tage, Schuldige und Unschuldige, zweitausend an der Zahl.

Ganz verlassen irrten die beiden Knaben mit ihren Begleitern herum; als letztere ihre Verfolger sehr nahe auf den Fersen sahen, stürzten sie sich von einer Anhöhe in den Fluß herab und ertranken. Es war nun Nacht geworden, und von dem Glanze der Feuerfliegen geleitet, kamen erstere in dem Hof eines Bauern an, wo sie sich unter dem Heu verbargen. Früh des Morgens kamen schon die Officiere an, welche die Prinzen ernstlich suchten, sie mit den größten Ehrenbezeugungen empfingen und nach der Hauptstadt zurückführten.

Unter den Verehrern war der Heerführer Tongtscho, ein grausamer wilder Mann, der mit der Armee auf Befehl des Hotsin nach der Kaiserstadt geeilt war. Da er seinen Soldaten sehr große Freiheiten erlaubte, mehrte sich seine Schaar, und

nun fing er an wie eine Bestie fürchterlich zu hausen. Auf einer allgemeinen Versammlung der Behörden erklärte er, daß wer nicht den jüngern Sohn Liéuhie als Kaiser anerkenne, den Tod leiden solle. Unter solchen Androhungen wagte es nur ein Einziger ihm zu widersprechen. Hie wurde daher unter dem Namen Hienti zum Kaiser erklärt, und sein Stiefbruder Pien mit seiner Mutter, der Schwester des Hotsin, in einem Prachtgebäude eingesperrt. Hier schrieb der Knabe, welcher sein zwölftes Jahr erreicht hatte, einige Verse, worin er seine Gefangenschaft beweinte, und darüber war Tongtscho so erzürnt, daß er ihm den Giftbecher zusandte. Die Kaiserin umarmte ihren Sohn und flehte zum Himmel um Rache gegen ihre Verfolger. Ihre Umgebung warf sich auf den Trabanten, und dieser mußte seine Soldaten zu Hülfe rufen, sonst würde er von den wüthenden Weibern erdrosselt worden seyn. Die Mutter warf er nun aus dem Fenster, und den Sohn nöthigte er den Todestrank zu nehmen.

Das ganze Land schien nun in Aufruhr wider das Scheusal Tongtscho. Da er die Kaiserstadt verlassen mußte, verbrannte er alle Paläste, entehrte die Gräber der Han-Fürsten, trieb die Einwohner wie Vieh vor sich her, und machte aus dem prächtigen Orte einen Schutthaufen.

Die Helden welche sich wider Tongtscho verbanden, anstatt mit ihrer ganzen Macht vorzurücken, zankten sich; nach langem Zögern verschwendeten sie ihre Streitkraft in Scharmützeln gegen einander, und jeder suchte eine eigene Provinz für sich zu erobern. Tongtscho hatte mittlerweile eine andere Hauptstadt erbaut, an einem besondern Orte alle seine Schätze untergebracht und ungeheure Magazine aufgehäuft. Dort waren 800 junge Mädchen, die seiner Wollust dienten, und seine Reichthümer überstiegen allen Glauben. Er handelte eigenmächtig, erhob seine Verwandten in den Fürstenstand, und regierte als ein fürchterlicher Tyrann. Einer der Räthe fühlte tief die Schande, welcher das kaiserliche Haus ausgesetzt war, und als er nächtlicher Weile darüber sinnend herumging, erblickte er seine Pflegetochter, die einen sehr großen Antheil an seinen Leiden nahm. Dieses Mädchen war willig, sich für das Beste der Han-Fürsten aufzuopfern; zu diesem Zweck fing sie zugleich

eine Liebschaft mit Tongtscho an und zugleich mit seinem an Kindesstatt angenommenen Sohne Liupu. Dieß erregte Eifersucht zwischen beiden; der letztere, aller Wohlthaten vergessend, verschwor sich zum Untergange des Pflegevaters. Dazu fand sich bald Gelegenheit. Tongtscho war zu einer Audienz eingeladen worden; Wahrzeichen aller Art verkündigten seinen nahen Untergang; allein ihrer nicht achtend eilte er nach dem Palaste. Hier gab ihm Liupu den Todesstoß, sein Körper wurde auf die Straße geworfen, und da er sehr fett war, machte das Volk eine Kerze aus seinem Leichnam. Nur ein einziger Mann weinte über den Vorfall, während die Nation jauchzte, und die Häupter der Verschwörung sich in die Beute theilten. Der Trauernde war ein Historiker, der wegen seiner Mitleidsbezeugung zum Tode verurtheilt wurde, ungeachtet seiner ernsten Bitte, erst die Geschichte der Han-Dynastie beendigen zu dürfen, dann, erklärte er, wolle er ruhig sein Haupt hingeben.

Anstatt aber die Ueberreste der Anhänger des Tongtscho durch Güte an sich zu ziehen, suchte man ihre Herzen durch die empörendsten Drohungen zur Rache anzuregen. Zwei derselben brachen daher mit einem zahlreichen Heere, bestehend aus bloßem Gesindel und Räubern, nach der Hauptstadt auf, die sie auch eroberten. Der junge Kaiser in Begleitung des Hauptfeindes des Tschongto erschien nun auf einer Galerie um sie zu fragen, was ihr Vorhaben sey? Sobald die Rebellen ihren Oberherrn erblickten, fielen sie auf ihr Angesicht und verlangten den Tod des kaiserlichen Rathes. Dieser opferte sich willig ihrer Wuth auf, allein dadurch war die Ruhe noch nicht hergestellt. Die zwei Häupter der Partei hatten sich veruneinigt; der eine bemächtigte sich der Person des Kaisers, der andere der Höflinge, und alle trugen so viel als möglich zum Verderben der Hauptstadt bei. Der junge Fürst war oft der Hungersnoth im Lager der Empörer ausgesetzt; die schändliche Behandlung welche er erfuhr, nöthigte ihn endlich die Flucht zu nehmen. Auf dem Wege erlitt er den schrecklichsten Mangel; das ganze Land glich einer Wüste; die Todten lagen unbegraben an den Landstraßen, und die wilden Thiere hatten ihr Lager auf Plätzen wo früher große Städte gestanden hatten. Da mußte der junge Monarch sich mit der gröbsten Kost zufrieden stellen und in einer elenden Hütte leben;

er konnte nichts anderes thun als sein unglückliches Loos beweinen, während die Rebellen ihm überall auf dem Fuße folgten, um seiner zur Unterstützung ihres Ansehens wieder habhaft zu werden.

Nun aber erschien ein Retter und zugleich auch ein Herr in Tsaotsao. Dieser Mann stammte von einer hohen adeligen Familie ab, und hatte schon in seiner Kindheit Proben seiner List abgelegt. Mit sehr großen Talenten fürs Lager sowohl als das Cabinet begabt, hatte er sich mit Leib und Seele dem Ehrgeiz ergeben, ganz gleichgültig, welche Mittel er gebrauchte um seinen Zweck zu erreichen. Schon früher hatte er einen Anschlag auf das Leben des Tongtscho gemacht, der aber im Augenblick entdeckt wurde, als er das Schwert ziehen wollte, um ihn zu durchstechen. Mit besonderer Geistesgegenwart machte er es dem Tyrannen zum Geschenke, und ist dann entflohen. Auf dem Wege ermordete Tsao eine ganze Familie die ihn liebreich aufgenommen hatte, weil er, als sie ein Schwein schlachten wollte, vermuthete, daß es seinem Leben gelte. Dann erklärte er sich wider den Länderräuber, zog sich aber bald von dem Bunde zurück, schlug die gelben Mützen, welche sich wieder zusammengerottet hatten, und stand nachher als Verfechter der bürgerlichen Ordnung auf. Er hatte aber einen sehr langen Kampf mit den Parteien zu bestehen. Als einige Räuber seinen Vater auf dem Wege ermordeten, nahm er schreckliche Rache an der ganzen Gegend wo die Unthat verübt wurde; sein Weg wurde durch Mordbrennerei und die fürchterlichsten Todesstrafen bezeichnet. In allen Unternehmungen glücklich, erklärte er seiner Armee, daß es heilige Pflicht der Unterthanen sey, den Monarchen zu unterstützen; er ging dem Kaiser mit großem Prunke entgegen, ihn im Triumphe nach der Hauptstadt führend. Von diesem Augenblick an wurde er Generalissimus und Verwalter des Reichs. Seine Gerechtigkeitsliebe, sein Entschluß alles Würdige aufrecht zu halten und kräftig zu regieren, seine große Sorgfalt für den Schattenkaiser, um ihm den Genuß aller Freuden zu gewähren, gaben ihm ein entschiedenes Uebergewicht.

Im Lande jedoch war noch der Bürgerkrieg in voller Kraft, Partei vernichtete Partei, ohne Plan und Absicht, nur der Blutgier fröhnend. Tsaotsao verhielt sich ruhig, suchte durch Be-

stechungen und Ueberredungen die Mächtigsten an sich zu ziehen, dann aber wieder Zwietracht unter sie zu säen, und wenn sie einander beinahe aufgerieben hatten, stand er mit einer fürchterlichen Armee ihnen zur Seite und entschied den Streit im Namen des Kaisers zu seinem eigenen Vortheile. Unter den Aufrührern fand sich auch ein Gegenkaiser. Dieser stützte sein ganzes Ansehen auf das nationale Siegel, welches sein Verwandter, als er sich mit seinem Heere auf den Ruinen der vorigen Hauptstadt lagerte, in einem Brunnen entdeckt hatte. Das Heer dieses für die Krone kämpfenden Generals war sehr bedeutend, wurde aber durch seinen Starrsinn und den Mangel an Führung zersplittert; er selbst starb aus Gram über seine Niederlage.

Tsao war in seinen Unternehmungen gewöhnlich glücklich, denn er hielt auf Mannszucht und erwarb sich die Liebe der Soldaten durch sehr reiche Geschenke. Auf einem Feldzuge hatte er Befehl gegeben, die Kornfelder der Einwohner nicht zu zertreten und den Ungehorsamen Todesstrafe angedroht. Sein Pferd wurde bald darauf scheu und sprang in das Saatfeld. Da ließ er sogleich einen Militärrath versammeln um ihn zum Tode zu verurtheilen. Man bat aber dringend, daß er sich kein Leid anthun möchte; um aber die Disciplin zu erhalten, schnitt er sich den Bart ab und warf die Haare hinweg. Durch ein liederliches Weib wurde er auf einem andern Zuge so bezaubert, daß er das Heerwesen vernachlässigte, und so unverhofft des Nachts überfallen wurde. Rechts und links und in allen Richtungen war ihm der Feind auf den Fersen, nur die Anhänglichkeit seiner Getreuen, die sich willig für ihn aufopferten, rettete ihm das Leben. Nach einem langen Kriege blieben ihm nur noch zwei Gegner, von denen unten mehr. Tsaotsao hatte seine Feinde bis in die Tatarei verfolgt und sie glücklich überwunden, obgleich er großen Mangel an Wasser litt, und es schien als wenn er mit allen seinen Soldaten Hungers sterben müßte.

Nun wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Hof. Dort waren die alten Räthe mit seiner Herrschsucht unzufrieden, und der schwache Kaiser ließ sich bereden einen Befehl zum Angriff auf seine Minister mit seinem eigenen Blute zu schreiben. Der Anschlag aber wurde vereitelt, und ein anderer, den Tsaotsao durch Gift in seiner Krankheit umzubringen, mißlang gleich-

falls. Der Doctor sowohl als seine Mitgenossen, welche man dazu gebrauchte, wurden unter den gräßlichsten Foltern zu Tode gemartert. Eine Sklavin hatte den Plan entdeckt; sie war zugegen gewesen als man sich berieth. Der Arzt hatte sich zum Pfande seiner Treue einen Finger abgebissen. Als er zum Gericht gebracht wurde, blieb er standhaft und litt den grausamsten Tod, während er den Tsaotsao als einen Landesräuber schmähte. Da die Kaiserin in diese Verschwörung verwickelt war, so war Tsaotsao auf ihren Untergang bedacht; sie mußte, ungeachtet der Vorstellungen ihres Gemahls daß sie schwanger sey, den Giftbecher trinken. Eine seiner Verwandtinnen erhielt nun den Platz. Seine Absichten auf den Thron wurden nun immer deutlicher, schon verglich er sich mit Schun und Wenwang, und trug eine Krone unter dem Namen eines Wei-Fürsten, als ihn der Tod von der Scene seiner Ehrbegierde hinwegrückte. Seines Gleichen findet man viele in der Geschichte; er war ein Weltkind im vollsten Sinne des Wortes: klug, beredt, geschickt um alles nach seinen Wünschen zu leiten, und ruchlos, wenn etwas seinen Absichten widerstand.

Sein Sohn Tsaopi erbte den Ehrgeiz, nicht aber das Talent des Vaters. Durch Vorstellungen aller Art wurde Hienti bewogen dem jungen Herrn die Krone anzubieten. Dreimal schlug dieser des Scheins wegen dieselbe aus, dann aber bestand er auf einer öffentlichen Abdankung. Ein großes Gerüst wurde zu dieser Feierlichkeit errichtet, und Hienti machte in einem öffentlichen Schreiben die Gründe bekannt, welche ihn zu diesem Schritte bewogen hätten. Vor einer großen Versammlung übergab er die Siegel des Reiches dem Tsaopi, stieg dann von seinem erhabenen Sitze herab, und um dem alten Jao nachzuahmen, gab er seine zwei Töchter dem jungen Regenten zur Gemahlin. Die neue Dynastie erhielt den Namen Wei, und beherrschte beinahe das ganze nordöstliche China bis zum Jangtse, wird aber nicht als gesetzmäßige Herrscherfamilie von den Historikern anerkannt.

Die Hoffnung des Han-Hauses stützte sich nun allein auf Liéupei, einen Sprößling der Dynastie. Seine Familie war so arm, daß er in seiner Jugend Matten und Strohsandalen machte. Durch die Empörung der gelben Mützen zum Kriegsleben aufgerufen, verband er sich mit zwei andern Kriegern Kuanju und

Tschangfei in einem Pfirsichgarten auf Leben und Tod. Mit diesen eilte er zum Heere und machte sich bald durch Waffenthaten berühmt. Er selbst war der leutseligste, menschenfreundlichste und großmüthigste Führer seiner Zeit, und es war äußerst schwer ihn zu einer Ungerechtigkeit zu bereden. Sein Gefährte Kuanju war tapfer, bedacht und ausdauernd; Tschangfei dagegen übertraf beide in ritterlicher Bravheit, war aber unbeständig und heftig. Sie machten ein Trio wie es die chinesische Geschichte nie kannte.

Die Verschnittenen entfernten den Liéupei bald von allen seinen Aemtern, und er lebte eine geraume Zeit mit sehr abwechselndem Glücke als ein Freibeuter, wo sein Name wegen der Großmuth sehr gefeiert wurde. Nachdem ihm mit Mühe eine Stadt war aufgedrungen worden, verlor Tschangfei durch seine Trunkenheit alle Vortheile, und Liéupei mußte sich endlich dem Tsao in die Arme werfen. Dieser behandelte ihn mit Ehrfurcht, befragte sich bei ihm über die Helden seines Zeitalters, und machte ihm sehr große Versprechungen, während er ihn in der That als einen gefährlichen Nebenbuhler haßte. Da er sich später mit den Patrioten wider den Tsaotsao verband, der den Kaiser auf der Jagd sehr beleidigt hatte, so mußte er, um sich der Gefahr zu entziehen, nach einer Festung flüchten. Mit ritterlicher Treue führte Kuanju das Weib seines Bruders vom Hofe hinweg. Große Belohnungen konnten den wackern Helden dort nicht zurückhalten, und die offenen Feindseligkeiten der Soldaten seinen Muth nicht dämpfen. Er schlug alle seine Widersacher mit unüberwindlicher Tapferkeit, beschützte das Weib in einem verdeckten Wagen und gab sie wieder ihrem Gatten zurück. Tschangfei aber, der gehört hatte daß er dem Tsaotsao gedient habe, wollte ihn tödten, und wurde nur durch die Vermittelung des Liéupei davon abgehalten. Bald sah sich der letztere rathlos und verlassen, da glückte es ihm einen Weisen aufzufinden. Dieser wurde aber durch einen unterschobenen Brief seiner Mutter nach der Hauptstadt gezogen, die, als sie dieß hörte, sich das Gehirn an einer Mauer ausstieß. In der demüthigsten Stellung eilte Liéupei nach der Hütte des Kongming. Dieser war nicht nur ein Politiker, sondern auch ein Zauberer und Astrolog, und der getreue Rathgeber seines Herrn von dem Augenblicke an,

als er seinen ernsten Bitten ihn zu begleiten Gehör gegeben hatte. Kongming durchschaute die List der Feinde und war immer bereit ihre Pläne zu vereiteln. Einst fehlte es ihnen an Pfeilen, da sandte er eine Menge Strohmänner vor dem Lager der Feinde in Booten vorüber. Diese fingen das Geschoß der Soldaten auf, und die Steuermänner kehrten dann zu ihrem Herrn mit der reichen Beute zurück, zum Erstaunen der Generale, die Kongming den Tod gedroht hatten. Immer das herannahende Unglückswetter ahnend, ertheilte er seinen Rath, der leider oft nicht befolgt wurde. Der Plan für den Liéupei, Ssetschuen zu erobern, gelang ihm nach unzähligen Mühseligkeiten, allein der rechtliche Prinz konnte sich lange nicht verstehen seine Einwilligung dazu zu geben, weil dieses Land einem seiner Anverwandten gehörte. Ehe dieß aber stattfand, vermählte sich Liéupei mit der Schwester des Sunkiuen, des Oberherrn des Wu-Landes im Süden des Jangtse. Anstatt es herzlich zu meinen, wollte dieser Fürst den Edlen nur in die Schlinge ziehen und sich seiner Person bemächtigen. Allein die Schwester dachte anders, und stellte sich mit gewaffneten Damen an die Thüre, um den Gemahl zu beschützen. Dem Vergnügen sich ergebend, verlor dieser in den Armen der Braut alle Gedanken an seine ehrgeizigen Pläne, bis die Warnungspapiere, welche Kongming ihm in einem Beutel mitgegeben hatte, ihn endlich von seinem Schlafe aufweckten. Er entfloh in Gesellschaft des herrischen Weibes mit großer Gefahr, und sah sich bald in seiner Heimath gesichert. Es erforderte jedoch die ungeheuersten Anstrengungen, um sich in Ssetschuen zu erhalten. Als das Gerücht der Thronbesteigung des Tsaopi (220) ihn erreichte, bestand Kongming darauf, daß er den kaiserlichen Titel annehmen müsse, und der bescheidene Liéupei wurde nun als Kaiser Tschaolie anerkannt. Aber schwer war die Last, die er auf sich aufgenommen hatte; denn obgleich er als der Stammvater der nachherigen Han-Dynastie (Héu-Han) angesehen wird, so wurde ihm doch das Leben äußerst verbittert. Dabei verlor er in einem Kriege mit Wu den getreuen Kuanju. Um schreckliche Rache zu nehmen — der Geist des Verstorbenen war ihm erschienen — raffte er ein großes Heer zusammen, und kaum war er zur Schlacht bereit, als auch Tschangfei in seinem eigenen Zelte von den Garden erdrosselt wurde. Das Gefecht

fiel sehr nachtheilig aus; der herbste Kummer nagte an Liéupei's Herzen; schon hatten ihm auch die zwei geschwornen Brüder, die ihm vorangegangen waren, gewinkt ihnen in die Ewigkeit zu folgen. Da dachte Liéupei, daß seine Stunde gekommen war, übergab seinen Sohn, der unter dem Namen Héutschu bekannt ist, der treuen Sorge des Kongming und starb mit ruhiger Miene. Während der letzten Jahre war er heftigen Temperaments und handelte oft willkürlich und unverantwortlich, in seiner Jugend jedoch konnte Niemand mehr herablassend und duldsamer als er seyn. Vergleicht man sein Hinscheiden mit dem des Tsaotsao, vor welchem die ermordete Kaiserin mit allen hingerichteten Verwandten im blutbespritzten Leichenhemde erschien, und der in der letzten Todesangst die Foltern der Hölle fühlte, so wird man ohne Zweifel den edlen Helden dem glücklichen Eroberer vorziehen.

Die gegenwärtige Periode trägt den Namen Sankuo, oder drei Staaten; denn es war zu dieser Zeit, daß die drei Herzogthümer Scho — das Erbtheil des Liéupei — Wei, Tsaotsao's Reich, und Wu, — die Besitzung des Sunkiuen — sich um die Oberherrschaft stritten.

Der letztere war ein sehr heftiger Herr; unbeständig in seinen Unternehmungen, starr und eigensinnig im Umgange, und treulos gegen seine besten Freunde. Doch besaß er ein großes Talent Länder zu erobern und sie zu vertheidigen. Auch ihn lockte die Kaiserwürde an, allein er war der List seiner Gegner nicht gewachsen. Die Hinrichtung eines Priesters der Vernunft, welcher nachher in hundert Gestalten ihm erschien, beschleunigte sein Ende, und er starb unter nagenden Gewissensbissen. Diese Periode ist sehr berühmt in der chinesischen Geschichte, wegen der Heldenthaten, die von den Oberhäuptern der verschiedenen Parteien verrichtet wurden. Der einzige Weg zur Ehre und zum Ansehen war damals Streitkraft, und daher vergaß man die Aufopferungen und Todesgefahren, welche dieß ritterliche Treiben nothwendig machte. Der Anführer forderte gewöhnlich an der Spitze des Heeres seinen Gegner zum Zweikampf auf; und da wurde dann tapfer gestritten, bis einer oder der andere seinen Tod fand. Die Armee zog sich nachher zurück, und hielt sich so lange im Hinterhalt, bis man dem Feinde durch List wieder etwas anhaben konnte. Myriaden von Soldaten versammelten

sich augenblicklich und verschwanden eben so geschwind vom Schauplatze, so daß die sieggewohntesten Helden nie recht auf ihren Beistand rechnen konnten. Bündnisse wurden schnell abgeschlossen und wieder gebrochen, und die Häupter machten sich nach ihren eigenen Grillen zu Fürsten und Königen und sanken nach kurzer Frist wieder ins Nichts zurück. Hochgefeiert ist aber diese Heldenzeit im Andenken der Nation, und bis zu dieser Stunde liest man die Geschichte der drei Reiche mit Entzücken, und vergegenwärtigt die Thaten durch zahlreiche Abbildungen in Tempeln und Palästen.

Wir kehren nun wieder zur Geschichte zurück. Sobald man den Tod des Liéupei vernommen hatte, verbanden sich Tsaopi und Sunkiuen zum Verderben des Scho-Staates, schlossen ein Bündniß mit den tatarischen Stämmen Sifans und den südlichen Barbaren, und so wurde das Land von allen Seiten eingeengt. Alle zweifelten an der Rettung; nur Kongming behielt den Muth. Durch die köstlichste Taktik und sein bezauberndes Betragen nöthigte er die Barbaren zur Niederlegung der Waffen, zog Sunkiuen von dem Bündnisse, und focht, jedoch ohne Entscheidung herbeizuführen, wider das Wei-Heer. Unglücksfälle folgten schnell aufeinander; er forderte seine Entlassung, die ihm abgeschlagen wurde, und erniedrigte sich selbst im Angesichte des ganzen Hofes. Sein Monarch Héutschu war ein elender Fürst, dem Vergnügen ganz ergeben, und nur für die Mädchen und Wüstlinge des Harems lebend. Er rief den treuen und weisen Kongming zu wiederholtenmalen vom Heere hinweg, und gab dadurch zu großen Niederlagen Anlaß. Der Minister lebenssatt, sah seinen nahen Tod vor Augen. Nachdem er die Sterne befragt, und seine Lebenslampe durch Zufall ausgelöscht worden war, starb er ruhig, zum großen Leidwesen der ganzen Armee. Man kleidete jedoch seinen Leichnam an und setzte ihn auf einen Wagen. Die Feinde hatten von seinem Verscheiden gehört, und waren daher bestürzt, als sie den Gefürchteten wieder trotz des Pfeilenregens vor sich sahen. Ein vollständiger Sieg ward seinen Truppen zu Theil; der letzte, den sie erfochten. Von diesem Augenblicke an entzweiten sich die Generale und fochten untereinander. Die Schaaren der Tsao-Armee, unter den Befehlen der tüchtigsten Heerführer, erreichten die Hauptstadt; Héutschu, ohne dazu

genöthigt zu seyn, dankte freiwillig die Regierung ab, und sein Sohn, tief bewegt über die Feigheit des Vaters, ging mit seiner ganzen Familie in die Halle der Ahnen, und nachdem er alle seine Angehörigen entleibt hatte, gab er sich selbst den Tod. So tragisch endete das Haus der Han (263).

Tsaopi war unterdessen, nachdem er nur eine kurze Zeit auf dem geraubten Thron gesessen, ins Grab gesunken. Sein Bruder Tsaojui regierte auch nicht lange, und da nun ein Kind den Oberherrn spielen sollte, wurde die kaiserliche Macht so unbedeutend, wie vorher die der Han, bis endlich ein siegreicher General sich selbst die Krone aufsetzte. Dieß werden wir hernach erzählen. In Wu entstanden Spaltungen rücksichtlich des Besitzes der Krone, und es kam zu sehr blutigen Auftritten. Auch unter diesem Fürsten waltete die zerstörende Macht des Harems, und auch sie beugten sich nachher vor dem gewaltigen Eroberer.

Im Westen erblicken wir während dieses Zeitraumes das mächtige Fortschreiten des römischen Reiches, erst unter Consuln, dann unter Kaisern. Der Untergang der macedonischen Herrscher in allen Ländern, und Roms Alleinherrschaft über die damals bekannte gesittete Welt, waren Ereignisse, die auch zu den Ohren der Han-Fürsten gekommen seyn müssen; denn der Handel mit dem Westen war durch chinesische Colonisten begründet worden; doch finden wir in keinem Buche der Annalen nicht einmal einen Wink von diesem wunderbaren Reiche. Auch entdecken wir hierin keine Spuren von der Einführung des Christenthums, obgleich es ohne Zweifel im dritten Jahrhundert schon in die Steppen Asiens vorgedrungen war. Dagegen sehen wir die Verzweigungen des Rationalismus in allen Angelegenheiten des Lebens; viele Priester im Kriege sowohl als im Frieden gesellten sich den Häuptern bei zur Vollführung der wichtigsten Angelegenheiten. Es entstand auch ein Verein von Gelehrten, welche ihre Zusammenkünfte in Bambu-Hainen hielten, und dort in tiefen Betrachtungen ihre Tage zubrachten. Einer derselben bewies nicht die geziemende Trauer beim Tode seiner Mutter; er erregte dadurch Argwohn, und es wurde eine gräßliche Verfolgung wider diese Schwärmer eingeleitet. Den segnenden Einfluß des göttlichen Evangeliums empfand man nicht, denn des Herrn Zeit war noch nicht gekommen.

Das Lehensverhältniß im Reiche scheint während der Han-Dynastie fast ganz aufgelöst worden zu seyn; das Land ist allmählich ein Ganzes geworden. Daher waren die Fürsten auch so siegreich wider die Hunnen und andere Tataren; die Noth sowohl als beständige Verfolgung nöthigten diese andere Wohnungen jenseits des kaspischen Meeres zu suchen. Von dort wurden sie Europa furchtbar und bewirkten die Völkerwanderung, welche unserem Welttheile eine ganz andere Gestalt gab und alle Spuren früherer Cultur verwischte. Wie mächtig ist des Herrn Hand! Wie erhaben sind seine Großthaten! Dieselbe Weisheit, welche die gesittetsten sowohl als wildesten Völker nach ihrem ewigen Rathe leitet, wirkt auch in dem Loose jedes Einzelnen. Ihm muß das ganze Erdreich Dank und Anbetung zollen! *)

Alte Geschichte.

IV. Abschnitt.

Die Tzin-Dynastie

(263 — 420 n. Ch.)

Die Familie des Ssematschao, wegen der tapferen Generale, die aus ihr entsprungen, von dem Weifürsten sehr hoch geehrt, hatte sich am Hofe alle Gewalt angemaßt. Das außerordentliche Glück, womit sie die Feinde ihres Vaterlandes schlugen, und der endliche Triumph über den letzten Fürsten der Han-Dynastie, der ihren Bemühungen die Krone aufsetzte, erweiterte ihren Einfluß noch mehr. Der eigentliche Unterfeldherr aber, welcher in die Hauptstadt des Scho-Staates, Tschingtu, einzog, erntete wenig Ruhm von seinem glücklichen Feldzuge; denn als Rebell angeklagt,

*) Die vorzüglichsten Quellen zur obigen Erzählung sind der Tongklenkangmu, ein mit vielen und trefflichen Anmerkungen versehenes Werk. Ferner der Kangkienitschi, und für den letzteren Zeitraum ganz vorzüglich das am meisten gelesene Volksbuch, der Sankuotschi, ein trefflicher geschichtlicher Roman, dessen Darstellungen uns ganz in jene Zeiten versetzen.

wurde er, wiewohl unschuldig, in Fesseln gelegt und als, hierauf seine ihm sehr ergebenen Soldaten ihn losmachten, getödtet. Während der rauhe Ssematschao lüstern nach dem Throne blickte, machte sich der Wei-Prinz äußerst verächtlich, und daher kam der Anschlag, ihn zu stürzen, sehr bald zur Reife. Sein Sohn Ssemajen führte endlich aus, was sein Vater so ernstlich gewünscht hatte, und das ganze Tsao-Haus sank in sein voriges Nichts zurück. Da er früher zum Fürsten von Tzin ernannt worden war, so gab er auch seiner Herrscherlinie diesen Namen, und erhielt (265) den Titel Wuti; um ihn aber von dem Wuti der Han zu unterscheiden, setzte man Tzin davor, die Benennung der Dynastie, wie überall, wo die Namen gleich sind.

Wuti entfernte alle Anhänger seiner Vorgänger von den Ehrenstellen, und beförderte seine Verwandten ohne Unterschied zu den höchsten Aemtern. Er hatte nicht die wilde, gewaltige Kraft seines Vaters geerbt; aber er war mit vorzüglicher Klugheit begabt, und anstatt sich mit dem Schwerte in seiner neuen Würde zu erhalten, zog er es vor, durch Liebe und Nachsicht aller Herzen zu gewinnen. So war er im Stande eine Empörung in dem vormaligen Reiche der Han zu unterdrücken und die noch lebenden Anhänger an sich zu fesseln, während seine Soldaten siegreich die Tataren durch die Wüste hin verfolgten und andere wieder sehr vortheilhafte Bündnisse mit den Nomaden schlossen. Als der Monarch sich endlich allgemein geehrt sah, glaubte er, daß nun die Zeit gekommen sey, die Unterwerfung des Wu-Staates zu unternehmen.

Dort herrschte ein gewisser Sunhao. Man hatte ihn, da er ungeheure Kraft zeigte, mit Umgehung des rechtmäßigen aber noch jungen Fürsten auf den Thron gerufen. Sobald er aber die unumschränkte Macht besaß, warf er sich in die Arme des Vergnügens und schwelgte im Harem, während er hoffte durch ein Schreckenregiment sein Ansehen zu behaupten. Man pries seinen Unternehmungsgeist, und rieth ihm anstatt die Freundschaft des Wuti zu suchen, den ganzen Norden zu erobern. Ein Großer, der diesem unsinnigen Plan widersprach, wurde von Sunhao mit eigner Hand niedergehauen. Als ein Statthalter ihm vorstellte, daß es wegen der wiederholten Mißjahre den Unterthanen unmöglich sey die Abgaben zu bezahlen, gab der despotische Fürst

sogleich Befehl, ihm den Kopf des verwegenen Plauderers zu bringen. Einer der Anwesenden wagte es darüber sein Beileid auszudrücken, und wurde sogleich enthauptet. Wo öffentliche Gewalt nicht hinreichte, da gebrauchte Sunhao Gift, und führte überdieß die schrecklichsten Strafen ein.

Der Zeitpunkt war daher gekommen der Grausamkeit dieses Wüstlings ein Ende zu machen, und die wohlgeordnete Flotte des Wuti fuhr unter einem erfahrenen General den Jangtse hinunter. Dieser prächtige Strom wurde nun der Schauplatz bedeutender Seeschlachten. Endlich zersprengte der kaiserliche Seeheld die Ketten, mit denen man seinen weitern Fortgang zu verhindern gesucht hatte; die Boote des Sunhao, welche 20,000 Mann an Bord nehmen konnten, wurden nicht in Anspruch genommen, und nach langem Zaudern landeten die Sieger am südlichen Ufer. Der Tyrann war über diesen kühnen Schritt sehr überrascht, und sandte sogleich die Reichssiegel einem Verwandten des Wuti. Ehe diese jedoch noch ihre Bestimmung erreichten, hatte der Admiral den furchtsamen Sunhao schon so in die Enge getrieben, daß er in einem Nachen mit einem Strick um den Hals und einen Sarg an der Seite ihm zueilte. Der Feldherr empfing ihn mit großer Güte, und nachdem er die Uebergabe des südlichen China von ihm gesetzlich erhalten hatte, verbrannte er sogleich die Zeichen der Erniedrigung und sandte den verzagten Wu-Fürsten nach der Hauptstadt. Mit einer klirrenden Kette nahte er dem Palaste des Wuti. Dieser, anstatt die Härte eines Ueberwinders zu zeigen, erhob seinen Verwandten zu hohen Würden, redete ihn freundlich an, und drückte sein lang gehegtes Verlangen, einen solchen Gast bei sich zu sehen, in höflicher Sprache aus. Sunhao erwiederte, daß er seinerseits auch den Wunsch gehegt habe, Wuti in der Nähe seines Thrones zu empfangen. Auf die Frage, weßhalb er so fürchterliche Strafen, wie Blendung und Verstümmelung, eingeführt habe, antwortete der Grausame: daß Landesverräther das Licht der Sonne nicht sehen sollten, und daß es besser sey, wenn Diebe der Mittel beraubt würden wieder Spitzbübereien zu begehen. Der Kaiser sorgte reichlich für ihn, und nahm auch die 11,000 Weiber, welche den Hofstaat des Sunhao ausgemacht hatten, in seinen Dienst. Diese waren meistentheils Schauspielerinnen und Kebsweiber verführeri-

scher Art, und verleiteten den wackeren Kaiser zu üppigem Leben. Der General, welcher den großen Sieg errungen hatte, wurde des Ungehorsams angeklagt, weil er Besitz von der Residenz des Feindes genommen, ohne dazu ausdrückliche Erlaubniß erhalten zu haben, und an der Plünderung des Palastes Theil genommen. Mit Unwillen wies jedoch der Monarch eine solche Beschuldigung von sich und machte ihn später zu einem der größten Edelleute des Landes.

Die Weiber gaben dem Geiste des Kaisers bald eine andere Richtung. Unter ihnen waren Mädchen von bezaubernder Schönheit und den anziehendsten Talenten, und um den Monarchen zu belustigen, erfanden sie die wunderlichsten Mittel. So hatten sie zum Beispiel in einem herrlichen Lustgarten einen Wagen mit Böcken bespannt, welche den Gebieter herumzogen und bei den verschiedenen Lusthäusern, wo der Kaiser von den Concubinen aufs herrlichste bewirthet wurde, anhielten. Es ward dem Wuti endlich viel angenehmer sein Leben im Genuß hinzubringen, als sich den Staatsgeschäften zu widmen; so verweichlichte er gänzlich und überließ die Regierung seinem Schwiegervater. Entnervt und vom Ueberdruß des fortwährenden Vergnügens geplagt, sank der einst so rüstige Wuti ins Grab (290). Ohne selbst Talente zur Ausführung großer Thaten zu besitzen, verstand er die rechte Wahl und den glücklichen Zeitpunkt zu treffen, und daher war seine Verwaltung immer folgenreich. Der Unterthan litt wenig bei dem Sturze zweier Dynastien, und um dem Bürger wieder emporzuhelfen, verordnete Wuti, daß während einer ziemlichen Reihe von Jahren in den eroberten Ländern keine Abgaben bezahlt werden sollten. Hätte er sich nicht den Wollüsten hingegeben, so wäre sein Ruhm am Ende seiner Lebensbahn nicht verdunkelt worden.

Sein Sohn Hoeiti, kraftlos und unentschlossen, wollte sich ganz dem Minister, seinem Großoheim, hingeben. Dieser war auch ernstlich beschäftigt sich einen großen Anhang zu verschaffen, und hatte selbst einem Tataren den Feldmarschallsstab übertragen, der ihn jedoch stolz ablehnte. Indem er immer ernster strebte unumschränkter Verwalter des Reiches zu werden, fand er in der jungen Kaiserin eine Erzfeindin. Dieß war ein Weib, ruchlos in ihrem Wandel, heftig in Ausbrüchen des Zornes; sie hatte

sogar mit eigener Hand die schwangern Fürstinnen des Harems verwundet, um eine unzeitige Geburt herbeizuführen. Ihr Mann war ganz ihr Sklave, und daher war es ein Leichtes, von ihm den Befehl zur Verurtheilung des Ministers zu erhalten. Die Ausführung befahl sie zwei Verschnittenen, die mit ihren Garden nur die Nacht erwarteten, um diese Gräuelscene auszuführen. Da näherten sich die Getreuen des Reichsverwesers, und baten ihn dringend, die Thüre des Palastes zu zersprengen, um den Kaiser von seiner Gemahlin zu befreien. Vergebens war ihre Warnung; der Minister blieb unentschlossen; seine Anhänger entleibten sich, und ungeachtet die verwittwete Kaiserin Stücke Seide auf die Straße geworfen hatte, auf welche sie einen Aufruf an das Volk geschrieben hatte, um dasselbe zur Vertheidigung seiner Gebieterin aufzufordern, wollte Niemand ihr beistehen. Der mächtige Diener empfing den Todesstoß, seine Tochter wurde aus dem Harem verwiesen und aller Würden beraubt, und die zwei Kammerdiener, zum Lohne des Meuchelmordes, erhielten die wichtigsten Stellen des Landes. Der Kaiserin Mutter wollte man aber nachher nicht das Leben gönnen, und ließ sie daher den Hungertod sterben.

Um das Volk zu befriedigen, wurde die Verwaltung zweien Fürsten des Geblütes übertragen. Diese genossen so lange diese Ehre, als sie nichts wider die Kaiserin Kia blicken ließen; kaum aber hatte sie gehört, daß man sie vom Throne stoßen wollte, so wurden beide in ihren Palästen von ihren Creaturen ermordet. Später fand man, daß dieß ohne ausdrücklichen Befehl des Monarchen geschehen sey, und daher mußten auch andere Prinzen sterben, weil sie sich in diese Cabalen eingemischt hatten. Kia aber gab dem Lande tüchtige Minister, und so wurde auch der Krieg mit verschiedenen tatarischen Häuptlingen glücklich beendigt. Rastlos in allen Unternehmungen wo es Blut galt, empfing Kia mit großer Freude die Klagen wider den Thronerben. Um ihn zu verderben — denn er zeigte Gleichgültigkeit und unverlöschlichen Geiz nach Geld in seinem Charakter — lud sie ihn in den Palast ein. Nachdem sie den Prinzen trunken gemacht hatte, ließ sie ihn ein Papier voll der aufrührerischsten Ausdrücke, welche ein Verschnittener vorher abgefaßt hatte, abschreiben, und mit diesem eilte sie zum Kaiser. Dieser versammelte sogleich die

Mandarinen und kündigte den Verrath seines Sohnes an. Man war lange nicht entschieden, welche Strafe der Jüngling leiden sollte; endlich wurde er zum gemeinen Mann herabgewürdigt, und da die Kaiserin durchaus Blut haben mußte, so rächte sie sich an dem Schwiegervater des Erniedrigten und rottete die ganze Familie aus. Die Befehlshaber der Truppen und Verschnittenen wollten aber diesen Gräuelthaten ein Ende machen; um die Kaiserin zu verderben, streute man ein Gerücht aus, als ob der tief gekränkte Thronerbe Rache nehmen würde. Darauf schickte Kia ihm den Giftbecher. Nun nahm man Anlaß, sie in einer nächtlichen Versammlung aller ihrer Schandthaten wegen zu verdammen und aus dem Palaste fortzujagen, während die Generale, die dazu Veranlassung gegeben hatten, nun auch den Entschluß faßten, den Kaiser selbst zu entthronen. Man ernannte daher den Sohn des Kronprinzen zum rechtmäßigen Nachfolger, und behandelte den Monarchen einstweilen als Gefangenen in seinem Palaste. Der Neid der übrigen Großen war natürlich bald aufgeregt; sie verbündeten sich, um ihren Oberherrn zu befreien, und nun brach ein fürchterlicher Bürgerkrieg aus, der mit dem Tode des Reichsverwesers endigte. Nachdem Hoeiti wieder in Freiheit gesetzt war, maßte sich ein anderer Regent die ganze Macht an; darüber entrüstet, belagerten ihn zwei Fürsten drei Tage in seinem eigenen Palaste, bis sie endlich ihn auch aus dem Wege räumten. Der ganze Westen China's gerieth unterdessen in Aufstand; große Heere der Rebellen zogen umher, um Beute zu machen, und da die kaiserlichen Truppen durch wiederholte Niederlagen entmuthigt worden waren, fielen sie über die Hauptstadt her, machten 10,000 Menschen zu Gefangenen und nöthigten den Schattenkaiser sich in der größten Eile zurückzuziehen. Zu seinem eigenen Unglück entließ er den treuesten Minister, den man im Gefängnisse verbrannte, und stellte sich unter die Macht eines ruchlosen Fürsten von Geblüt. Die Ränkevollen machten nun den Anschlag, diesen Gebieter wieder zu stürzen, und es entstand daraus ein fürchterlicher Kampf. Hoeiti wurde der Obhut eines sehr braven Soldaten anvertraut; da aber die Gegner seiner habhaft werden wollten, und sein Heer sehr sorglos sahen, so überfielen sie ihn in der Nacht und hieben den Trabanten den Kopf ab, so daß das Blut die kaiser-

lichen Kleider bespritzte. In diesem schauerlichen Augenblicke sah sich der Monarch von allen Anhängern verlassen und wurde lange, wie ein wildes Thier, in den vom Kriege verwüsteten Ländern herumgeführt. Da litt er sehr oft Hunger und konnte die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse nicht erhalten. Hierauf brachte man ihn nach der Hauptstadt zurück, wo ein Räuberhauptmann die Damen des Palastes geschändet, sich aller Reichthümer des Staates bemächtigt und auf die grausamste Weise gehaust hatte. Hoeiti blieb nur eine kurze Zeit dort und starb bald darauf (306), nachdem er gerade erfahren, daß ein fürchterliches tatarisches Heer auf die Hauptstadt heranrücke. Man hatte diese Barbaren erst als Söldner und Verbündete herbeigezogen; sie waren sich jedoch bald ihrer Kraft bewußt, und da sie die Schwäche China's kannten, erschienen sie nun als Feinde des Volkes in ungeheurer Anzahl.

Einen elenderen Fürsten als Hoeiti hätte man sich wohl nicht vorstellen können; daher wollte man auch seinen Enkel nicht auf den Thron setzen. Er hatte 25 Brüder gehabt; der untüchtigste unter allen war er selbst, während die meisten andern, voll von Ränken und Ehrgeiz, seine Regierung stets beunruhigten. Einer von ihnen, Namens Ssematschi, war jedoch ein sehr einsichtsvoller Mann. Man übertrug ihm die kaiserliche Würde, und die Geschichte kennt ihn unter dem Titel Hoaiti. Seine erste Sorge war, selbst zu regieren, und in alle Zweige der Verwaltung kräftig einzugreifen. Aber neue Empörungen traten der Ausführung seiner Absichten entgegen, und ein wüthender Feind erschien im Norden. Dieß waren die Hunnen, unter der Herrschaft des Liéujuen, eines durch Heirath mit der Han-Dynastie verwandten Fürsten. Er nannte sich daher auch Han-König und gab vor, daß er gekommen sey um den gottlosen Tzin-Prinzen zu strafen, und daß er dadurch den Wunsch des Himmels erfülle. Seine Horden waren sehr wohl beritten, und leisteteten oft einer oder der anderen chinesischen Partei Hülfe; ihr Hauptzweck aber war Räuberei. Ungleich ihren Brüdern, zogen sie nicht mit ihrer Beute nach der unwegsamen Wüste zurück, sondern setzten sich in China fest, und bedrohten selbst die Hauptstadt. Wäre nicht der Häuptling frühzeitig gestorben, und hätte nicht Familienstreit das tatarische Heer zersplittert und ein Brudermörder die Oberhand erhalten, so würde Tzin schon lange gestürzt worden

seyn. Dieses traurige Loos sollte der unglückliche Hoaiti erfahren. Schon hatte der Han-König, Liéutsong, 40 Fürsten des Geblütes durch einen seiner Generale, der sie gefangen genommen hatte, umbringen lassen; als aber nun die Hungersnoth in der Residenz Lojang sehr um sich griff, entfernten sich die Mandarinen, und die Tataren, welche sich der chinesischen Magazine bemächtigt hatten, eroberten die Hauptstadt, und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Der Kaiser selbst wurde gefangen genommen und vor Liéutsong geführt, der ihn mit verächtlichem Stolze empfing und ihn seiner Würde beraubte (311), während der Kronerbe durch das Schwert seinen Tod fand. In seiner Gefangenschaft wurde der unglückliche Monarch mit großer Härte behandelt. Als andere Horden Liéutsong in den Rücken fielen und seine Soldaten zurückschlugen, erzürnte der leidenschaftliche Chan dergestalt, daß er den gedemüthigten Fürsten an der Tafel, wie einen gemeinen Diener, aufwarten ließ, und als hierauf einige Commandanten ihre Festungen dem rechten Herrn wieder überliefern wollten, verurtheilte er ihn zum Tode. Liéutsong war überdieß so grausam, daß seine getreuesten Minister es nicht länger ertragen konnten und, einen Sarg zur Seite, ihre Gegenvorstellungen einreichten. Dieß rührte jedoch den hartherzigen Häuptling, als man aber bald darauf seinem Wunsche, der geliebten Kaiserin einen vorzüglich schönen Palast zu errichten, widerstrebte, so verurtheilte er zwei der Großen zum Tode. Kaum hatte die Gemahlin dieß vernommen, so erklärte sie, sie würde eher sterben, als sich nach dem prächtigen Gebäude, das man errichten wolle, begeben. Dieser ernste Verweis rettete den Höflingen das Leben.

Man schritt nun zur Wahl eines andern Kaisers (313), der unter dem Namen Minti (der bemitleidete Fürst) bekannt ist. Das Volk war aber zu sehr in Gährung, als daß man von einem weisen Fürsten etwas hätte erwarten können; nur ein Napoleon mit einem großen Heere und entschiedener Willenskraft hätte von Nutzen seyn können. Eroberungstalent besaß aber der Fürst keines, und so mußte er ruhig zusehen, wie eine Partei gegen die andere aufstand, und auf allen Seiten das Waffengeklirr ertönte. In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde der tüchtigste chinesische General ein Verräther seines Landes; er

wollte sich nämlich mit Hülfe des Oberfeldherrn der Hunnen auf den Thron emporschwingen. Allein der letztere bemerkte seine List, machte ihn erst durch scheinbare Unterwerfung sicher, indem er ihn wie seinen Fürsten ehrte, und lockte ihn so in eine Stadt, wo er ihn zum Tode verurtheilte. Die nomadischen Stämme, welche früher den Chinesen beistanden, hatten sich entzweit, und ein Vatermörder war ihr Chan geworden. Die Tataren des Nordens, rastlos im Ländererwerben, sahen den elenden Zustand des Reiches, und um den Schimpf einer früheren Niederlage von sich abzuwischen, nahten sie plötzlich den Thoren der Hauptstadt. Die Regierung war damals in dem kläglichsten Zustande; die Mandarinen hatten nicht einmal Geld genug, um sich die nöthigen Staatskleider zu kaufen, und erhielten keinen Gehalt. Da begab sich auch dieser leidende Kaiser mit seinem Sarge und in Trauerkleidern zu dem Feinde. Als er vor dem Throne des Liéutsong stand, mußte er die Kniebeugungen verrichten und mit dem Kopf auf den Boden stoßen wie ein gemeiner Mann. Als ein getreuer Diener vor Scham das Gesicht zur Erde senkte und darüber weinte, wurde dieser sogleich nach dem Gefängnisse gesandt und dort erdrosselt. Eines andern Tages ging Liéutsong auf die Jagd, und ließ Minti, als einen gemeinen Trabanten, mit einer Pike vor sich hergehen. Nach der Rückkehr wartete er an der Tafel des Chans auf, und mußte noch obendrein den Staatsregenschirm vor ihm hertragen. Diese Entwürdigung des kaiserlichen Ansehens rührte einen gefangenen Minister dermaßen, daß er schluchzend dem Unglücklichen um den Hals fiel, aber diese Mitleidsbezeigung mit dem Leben büßte. Diese Schmach sollte jedoch nicht ungerächt bleiben, und schon hatten sich die Häuptlinge anderer tatarischen Stämme durch gegenseitiges Trinken ihres eigenen Blutes verbunden, den Liéutsong wüthend anzufallen. Als aber zwei chinesische Statthalter ein Gleiches thaten, ermordete der Herrscher den Minti auf der Stelle (317).

Das südliche China war bisher vom Kriege verschont geblieben, denn die Tataren hatten noch nicht den Jangtse erreicht. Dort regierte Ssemajui, ein naher Anverwandter des Minti, dem dieser bei seiner Gefangenschaft die Reichsverwesung aufgetragen hatte. Man konnte ihn aber nur durch die ernstesten Vorstellungen bewegen, nach dessen Tode die Regierung zu über-

nehmen. Er erhielt den Titel Juenti und wird als der Stammvater der Tong-Tzin, oder östlichen Tzin-Herrscherlinie betrachtet.

Dieser Monarch war bescheiden und schüchtern, und wollte sich nie als Alleinherrscher zeigen. Er besaß aber Staatskunst genug, den nördlichen Chan der Tataren in seinen Rechten, als Lehensfürsten des Reiches, zu befestigen, und ihn überdieß zum Kriege wider die Erbfeinde China's, die Hunnen, aufzumuntern. Allein im Han-Lande waren große Veränderungen vorgegangen. Der grausame und wollüstige König Liéutsong war endlich ins Grab gesunken, und hinterließ seinem Sohne Liutsan das Reich. Dieser unbärtige Jüngling erregte durch seine Liebschaften mit mehreren jungen Gemahlinnen seines Vaters, und den Mord seiner zwei Brüder, die, wie er glaubte, ihm nach dem Leben trachteten, den Abscheu der ganzen Nation. Zu dieser Gewaltthat hatte ihn der General Kintschun bewogen, und als der Fürst nun ein Gegenstand allgemeinen Abscheues geworden war, brach dieser in den Palast ein und ermordete ihn nebst allen Gliedern des königlichen Hauses, welche er ausfindig machen konnte. Dann eilte er zu den Gräbern der Abgestorbenen, nahm die Leichname aus den Särgen, hieb ihnen die Köpfe ab, und verbrannte sodann die Mausoleen mit allen Gebeinen. Hierauf schrieb er an Juenti: Ich habe Rache an den Mördern der chinesischen Kaiser ausgeübt; ich sende dir das Siegel des Reiches, und erlaube dir, die Särge deiner getödteten Verwandten holen zu lassen. — Als diese Thaten ruchtbar wurden, ließ sich der Eroberer der chinesischen Hauptstadt, Liéujao, zum Kaiser von Han ausrufen. Er hatte sich mit der verwittweten Gemahlin des Hoeiti verheirathet, und da diese ihm versicherte, daß er der einzige Mann sey, den sie je kennen gelernt hatte, war er sehr stolz auf den Besitz dieser Fürstin. Uebrigens bewies er sich sehr grausam gegen seine Freunde, und richtete ein großes Blutbad unter seinen Anhängern aus bloßem Argwohn an, wodurch sich alle Herzen von ihm entfernten. Zu gleicher Zeit erhob sich ein anderer Feldherr der Han zum Kaiser, so daß sich nun drei um die Alleinherrschaft stritten. Dieser letzte jedoch hatte zuerst seine frühern Oberherren gerächt, ihre Grabmäler hergestellt, alle Verwandten des Kintschun enthauptet und die öffentlichen Gebäude der Han-Residenz niedergebrannt, während er mit einem furchtbaren Heere seinen Nebenbuhlern drohte.

Gewiß hätte Juenti diese Unruhen benützen können, um sich wieder in den Besitz des Nordens zu setzen; allein er war zu unentschlossen. Sein Sohn, darüber entrüstet, raffte selbst ein Heer zusammen, und erschien als Rebell im Felde. Ein Meuchelmörder endete sein Leben; aber die Kriegslust hatte sich nunmehr aller Herzen bemächtigt, und lange Feldzüge, durch welche nichts ausgerichtet wurde, waren die Folge. So viele fehlgeschlagene Hoffnungen warfen Juenti aufs Krankenlager, von dem er nie wieder aufstand.

Mingti (323), ein junger, kraftvoller, unternehmender, kluger Jüngling, war sehr bereit, dem Lande wieder aufzuhelfen. Um dieß aber zu bewerkstelligen, mußte er erst einen Hauptaufrührer schlagen. Dieser wurde auch glücklich besiegt, und nachdem er sein Leben auf dem Schlachtfelde eingebüßt hatte, trug man den Leichnam auf den Richtplatz, wo man ihn enthauptete und den Kopf zur Warnung öffentlich aufsteckte. Dieser viel versprechende Prinz sank aber nach zwei Jahren schon ins Grab, und nun kam sein fünfjähriger Sohn, Tschingti, zur Regierung. Wie gewöhnlich, wurden seine Oheime als Reichsverweser ernannt, und da dieß ehrgeizige und kräftige Männer waren, stritten sie sich um die Obermacht, so daß das arme Land vom Bürgerkriege nie frei wurde.

Unterdessen waren die Tataren des Nordens durchaus nicht müßig. Liéujao, der sich zum Kaiser aufgeworfen und seinem Reich den Namen Tschao gegeben hatte, sah es mit Unwillen, daß ein anderer Gegner, Tschele, sich in China mit ihm theilte, und daher kam es zu einem sehr heftigen Kampfe, in welchem anfangs der erstere, nachher aber der letztere die Oberhand behielt. Zwei der Söhne, die noch großen Einfluß im Lande besaßen, wurden erschlagen, und nun stand Tschele ohne Nebenbuhler als Herr des ganzen so ausgebreiteten Nordens da. Um sich eines solchen Besitzes würdig zu zeigen, unterhielt er sich oft mit den Weisen des himmlischen Reiches und sprach über die Classiker. Er genoß aber der Herrschaft nur kurze Zeit; denn auch er folgte sehr bald seinen Vätern in die andere Welt. Seine beiden Söhne geriethen nun in Streit, in welchem auch die Kaiserin und einige treffliche Generale ihren Tod fanden. Allein endlich wurde die Ruhe hergestellt. Der junge Monarch dachte

nun darauf, wie er sich in seinen Mußestunden beschäftigen sollte, und erbaute einen so prächtigen Palast, wie man noch nie zuvor gesehen hatte. Von innen war alles mit kostbaren Steinen belegt; die schönsten Lustgärten umgaben das weitläufige Gebäude, und die Verzierungen waren so ausnehmend schön, daß menschliche Kunst wohl unmöglich etwas Besseres hätte erfinden können. Ueberdieß glaubte der Herrscher, das Lustschloß wäre eine Einöde, wenn er es nicht mit den vorzüglichsten Dirnen anfüllte. Aber damit noch nicht zufrieden, errichtete er ein Cavallerieregiment, welches ganz aus tatarischen Töchtern von prächtigem Wuchse bestand; mit diesen allein befaßte sich der Sardanapal; sie waren seine Garden und Begleiter, ihm treu ergeben bis zum Tode. Um seinen Namen zu verewigen, wollte er eine Brücke über den reißenden gelben Fluß bauen, allein die Fluth spülte die Pfeiler hinweg, und dieß kostete sehr vielen Menschen das Leben. Seinem Sohne, der ein tüchtiger Krieger war, hatte er die Regierung übergeben. Dieser unnatürliche Jüngling schlug den Großen vor seinen Vater zu ermorden, und ihm selbst zum Throne zu verhelfen. Darüber entsetzten sich alle aufs höchste. Der Thronerbe schützte Krankheit vor, um seinen Vater zu einem Besuche zu veranlassen und ihn dann meuchelmörderisch in seinem eigenen Palaste zu tödten. Der Kaiser, der davon Nachricht erhielt, schickte eine seiner Frauen, um sich nach dem Befinden des Kronprinzen zu erkundigen. Vom leidenschaftlichsten Zorn ergriffen, durchstach der Fürst dieß arme Weib. Sobald der Monarch dieß erfuhr, rief er die Minister vor sich, verurtheilte diejenigen, welche diesen Anschlag verhehlt hatten, zum Tode, und da auch einige seiner Kebsweiber darum gewußt hatten, verloren auch sie ihr Leben. Aus dem Schlummer der Wollust weckte ihn aber bald ein Krieg mit den östlichen Tataren, die ein besonderes Reich im jetzigen Liaotong errichtet hatten; andere Stämme waren bereit, der einen oder der andern Partei beizustehen. Er wurde verschiedenemale geschlagen, und die größten Anstrengungen konnten ihm nicht wieder seine Macht verschaffen.

Unterdessen verhielten sich die Chinesen, endlich einmal des Krieges müde, sehr ruhig, und der Kaiser, sobald er mündig war, zufrieden mit der Ausdehnung seines Landes, mischte sich

nicht weiter in auswärtige Angelegenheiten. Ein Versuch, den ein General eigenmächtig machte die Feinde anzugreifen, fiel auch nicht sehr glücklich aus, und daher hielt man es für besser, gleichgültig den bevorstehenden Umwälzungen zuzusehen. Unter dieser Regierung fing man an die Rationalisten zu verfolgen, denn sie waren schon sehr mächtig geworden, und der Staat fürchtete für die Grundsätze der chinesischen Weisen könnte dadurch sehr großer Nachtheil entstehen. Wie alle derartigen Bemühungen, dehnte dieß das System des Laotse nur noch weiter aus, und die gemeinen Leute hingen einer Religion, die ihnen wenigstens ein dunkles Jenseits versprach, nur um so eifriger an.

Kangti, der Bruder des vorigen (343), war nur zwei Jahre am Ruder. Während dieser Zeit erhob sich der Tschao-Fürst Schehu im Norden und bedrohte das Land mit einem zahlreichen Heere; er wollte nämlich seine Hauptstadt nach dem Süden verlegen. Ein eigenthümlicher Grund gab ihm hiezu Veranlassung. Ein steinerner Tiger, den man an einem nördlichen Thore aufgestellt hatte, wurde während der Nacht nach dem südlichen gebracht, und dieß betrachtete er als ein Zeichen zur Veränderung der Residenz. Seine Absicht wurde jedoch vereitelt.

Muti (345) war ein Kind von zwei Jahren, als er zum Kaiser ausgerufen wurde. Unter dieser Regierung nahte auch Schehu, der Wollüstling seinem Ende, nachdem er seinen zweiten Sohn, den man auch als einen Rebellen anklagte, getödtet hatte. Auf seinem Sterbebette beredete ihn seine Gemahlin, ihr eigenes Kind zum Nachfolger zu bestimmen. Aber gerade hatte ihr Stiefsohn von der gefährlichen Krankheit des Vaters gehört, und war nach der Hauptstadt geeilt, nm sein eigenes Recht geltend zu machen. Kaum war er aber in seinem Palaste abgestiegen, so wurde er ermordet, und bald darauf gab der Vater seinen Geist auf. Sein Bruder hörte von dieser grausamen That, ging plötzlich nach der Residenz, umringte den Palast, und richtete seine Stiefmutter sowohl als den neuen Kaiser hin. Einer der Mitbewerber um den Thron war jedoch darüber höchst entrüstet; er besiegte seinen Nebenbuhler und, auf dessen Throne sitzend, verurtheilte er ihn zum Tode. Nicht lange darauf wurde jedoch dieser Mörder von seinem Mitgehülfen Schemin, den er zu Grunde richten wollte, ergriffen, und ins Gefängniß geworfen,

wo er bei Reis und Wasser schmachten mußte und endlich erdrosselt wurde. Der letzte Mörder setzte sich daher auf den mit Blut besudelten Thron. Damit aber nicht zufrieden, richtete er auch noch seinen vertrautesten Freund hin, und bot nun sein Land dem Muti an. Man wollte es aber von einem solchen Ungeheuer nicht empfangen, und freilich hatte Schemin wenig Ursache so freigebig zu seyn. Er selbst war der Sohn eines Sklaven, hatte sich aber durch seine Geschicklichkeit, da er am Hofe als Knecht lebte, so sehr die Gunst des Tschehu erworben, daß ihn dieser als Sohn annahm. Nach diesem mörderischen Verfahren ergriffen die noch lebenden Verwandten der fürstlichen Familie das Schwert, und einer derselben bestrafte selbst seinen Sohn mit Stockschlägen, weil er ihm nicht das Haupt des Gegners nach einer gewonnenen Schlacht überlieferte. Schemin triumphirte dießmal; bald aber entzweite er sich mit den Jen-Fürsten und ließ sein Leben auf der Wahlstatt. Sein Sieger eroberte hierauf seine Länder und legte sich den Kaisertitel bei, welchen er jedoch nur kurze Zeit trug. Ein anderer Gegenkaiser, der seinem Reiche den Namen Tsin gab, erhob sich zu derselben Zeit und bestand einen fürchterlichen Kampf mit Muti.

Ungeachtet der Minderjährigkeit des Oberherrn herrschte in China Friede; denn man hatte sehr wohl gelernt, daß Krieg nur Verderben bringe. Dieß ist eine Erfahrungslehre, die der Menschheit aller Zeiten und Erdstriche mit Gewalt aufgedrungen werden muß. Ein kluger General brachte Ssetschuen wieder an Tzin, und die nördlichen Bezirke sehnten sich wegen der steten Unruhen wieder nach dem chinesischen Regimente, und einige Districte unterwarfen sich selbst freiwillig. Die Aussichten des himmlischen Reiches waren daher sehr erfreulich, so daß Muti, welcher (361) ohne Kinder starb, seinem Oheim Ngaiti das Reich in einem sehr guten Zustande hinterließ.

Unter diesem berathschlagte man wieder über die Verlegung der Residenz nach der alten Hauptstadt Lojang. Glücklicherweise waren die meisten Stimmen der Räthe dagegen; schon im folgenden Jahre brach der junge Jen-Fürst mit seinen rüstigen Tataren nach dieser Stadt auf, und ungeachtet der heldenmüthigen Vertheidigung von 2000 Mann wurde sie dennoch eingenommen. Ngaiti war unterdessen beschäftigt sich durch den Trank der

Ambrosia, welchen ihm die Rationalisten angerathen hatten, Unsterblichkeit zu erwerben. Natürlich führte ihn dieß gerade zum entgegengesetzten Ziele, und er starb in voller Manneskraft.

Sein Nachfolger Iti (366) wagte es, den Jen-Prinzen wegen ihrer Verwegenheit den Krieg anzukündigen. Unter Hoanjuen, einem sehr tapfern General, waren die Chinesen sehr glücklich, und schon zitterten die östlichen Tataren für das Bestehen ihres Reiches. Um sich zu retten, verbanden sie sich mit dem angränzenden Tsin-Staat. Der Fürst, ein ehrgeiziger Mann, wünschte nichts sehnlicher. So wurde denn die himmlische Armee von allen Seiten angegriffen und beinahe aufgerieben. Die Tsin-Truppen aber waren mit diesem Siege noch nicht zufrieden; sie griffen daher auch ihre Bundesgenossen an, und zogen triumphirend in ihre Hauptstadt ein. Durch diesen kühnen Schritt wurde das Herzogthum Jen vernichtet, und nun schrieb Tsin den kleinern angränzenden Ländern Gesetze vor.

Der geschlagene Hoanjuen konnte aber seine Niederlage nicht vergessen, denn er war ein stolzer Mann und wünschte sich für seine Schmach zu rächen. Der Kaiser Iti war dagegen ein sehr guter, friedliebender, menschenfreundlicher Fürst, der den Krieg nie leiden konnte. Als daher sein General beständig um neue Truppen anhielt, um einmal etwas Entscheidendes zu unternehmen, wurde der Monarch über dessen Gesuch aufgebracht, und schlug es ihm gänzlich ab. Hoanjuen zog aber das Heer zusammen, machte bekannt, daß Iti zur Regierung untüchtig sey, und setzte Kienwen auf den Thron (371). Dieser starb aber aus Furcht vor dem Gewaltigen, und vor Schmerz, daß er sich für dessen Absichten gebrauchen lassen mußte.

Hiaowu sein Sohn, ein Knabe von sechs Jahren, folgte ihm (373). Sobald Hoanjuen dieß erfahren hatte, brach er schnell mit seiner Armee nach der Hauptstadt auf. Ganz mit ehrgeizigen Plänen beschäftigt, sah er sich im Geiste schon als Gebieter des Reiches, als ein alter Staatsmann, der die Regierung führte, ihm entgegen kam. Mit ernsten Blicken verwies er ihm seine verrätherischen Absichten, und unterhielt sich nachher Tage lang mit ihm. Der Tod rief den General hinweg, sonst hätte er sich ohne Zweifel des Scepters bemächtigt.

Der Tsin-Staat war unterdessen sehr blühend geworden, und schon hatte der Herzog sich die nördlichen Nomaden unterworfen. Unglücklicherweise starb sein Feldherr und Rathgeber, und da er nicht sogleich einen ähnlichen tüchtigen Mann in seinen Dienst bekommen konnte, so schrieb er dieß der Gleichgültigkeit zu, mit welcher die Lehren des Kongfutse studirt wurden. Daher verbot er unter den strengsten Strafen den Rationalismus, und als man eines Tages den Präsidenten des Rathes mit einem Buche dieser Secte traf, wurde er zum Tode verurtheilt. So hoffte man die Ketzerei auszurotten.

Da das Innere des Landes ruhig war, so rückte die Tsin-Armee ins kaiserliche Gebiet ein. Anfangs schien es, als ob die Chinesen allen Muth verloren hätten, denn mehrere ihrer Generale capitulirten, während sich einer aus Verzweiflung den Hals abschnitt. Endlich kam das ganze Heer vor einer Festung an. Hier hatte man sich verschworen, dieselbe nie zu überliefern, und als die Soldaten unter der übergroßen Anstrengung zu sinken schienen, bildete sich unter einer Matrone ein Weibercorps, welches rühmlich auf den Wällen focht, und nachdem eine Mauer schon erobert war, wieder eine zweite aufrichtete. Gegen solche Vertheidiger konnten die Belagerer sehr wenig ausrichten, und da die Stadt nicht mit Waffen genommen werden konnte, so erkaufte man mit einer großen Summe Geldes die Eröffnung eines Thores, durch welches der Feind in der Nacht unbeachtet einzog. Die Tapferkeit der Belagerten ehrend, verübte man durchaus keine Gräuelthat, sondern bot dem braven Commandanten eine sehr hohe Stelle an, welche er aber abschlug. Inzwischen entstand ein Bürgerkrieg in Tsin, und dadurch wurde China wieder von den Anfällen der Tataren befreit.

Um die unruhigen Köpfe zu beschäftigen, beschloß der Tsin-Fürst, ungeachtet der Gegenvorstellungen seiner weisesten Rathgeber, wieder den Süden anzugreifen. Das Glück war aber von seinen Unternehmungen gewichen; die größten Anstrengungen schlugen fehl, und er erntete nichts als Schande auf dem Wahlplatze. Zu dieser Zeit besaß Hiaowuti einen tüchtigen Minister, welcher seine Söhne zu Oberfeldherren machte, und ihnen das heilige Gelübde auferlegte, entweder als Sieger, oder nie zurückzukehren. In zwei Hauptschlachten wurde das ganze Tsin-Heer

zertrümmert, und dessen Oberfeldherr konnte sich nur mit genauer Noth nach der Hauptstadt retten. In diesem Augenblick erhob sich ein Nachkomme der Jen-Fürstenlinie, um seine frühern Rechte auf Tsin wieder geltend zu machen. Nachdem er schnell mit seinen Verwandten ein großes Heer von Söldnern zusammengerafft hatte, überfiel er mit schrecklicher Wuth die Feinde seines Hauses und eroberte die Hauptstadt nach einer langen Einschließung, während welcher die fürchterlichsten Gräuel begangen wurden. Die Chinesen konnten nun ruhig zusehen, wie sich die Tataren-Stämme einander aufrieben, und freuten sich, doch einmal wieder frischen Odem schöpfen zu können. Tsin war überdieß sehr unglücklich. Schon hatten die kleinern angränzenden Tataren-Stämme es während seiner Bedrückung angefallen und sich unabhängig gemacht. Sein bester General und der Oberherr, ein sehr tüchtiger Mann, starben beide beinahe zu gleicher Zeit, und das Land schien seinem Abgrunde und Verderben sich zu nähern. Inzwischen hatte der Jen-Prinz sich selbst zum Kaiser ausgerufen und trotzte kühn dem Lehensherrn. In diesem verhängnißvollen Augenblicke wählte man anstatt eines unerfahrnen Knaben einen bewährten Mann zum Monarchen. Dieser, um den Soldaten Muth einzuflößen, ließ auf die Schilde seiner Krieger „Sieg oder Tod" schreiben, und stürzte sich tapfer mitten unter die Feinde. Gleich dem letzten Auflodern der Flamme, wenn diese ihrem Verlöschen nahe ist, verbreitete sich noch durch die Waffenthaten des Heeres unter seinen kraftvollen Befehlen Glanz und Ruhm über die Tsin-Familie.

Hiaowuti sah indessen diesen Kämpfen mit ziemlichem Gleichmuth zu. Während sich die tatarischen Fürsten aufs heftigste bekämpften, erfreute sich der Süden China's eines beständigen Friedens. Der Kaiser ward aber dadurch nicht erhabener in seinen Gesinnungen, sondern vergnügte sich mit der Gesellschaft alter Weiber und den Priestern des Buddha, die ihn beständig mit Mährchen unterhielten. Ueberdieß war er dem Trunke sehr ergeben, und wenn einer ein Amt haben wollte, mußte er sich an die Mönche oder die Ammen wenden, welche im Palaste in hohen Ehren standen. Als ein muthiger Großer seinem Herrn darüber schriftlich Vorstellungen machte, wollte dieser gar nicht einmal das Papier lesen. Eines Abends gab er seiner geliebten

Gemahlin ein herrliches Mahl, die Gäste waren alle fröhlichen Muthes, und der Kaiser, schon etwas betrunken, sprach zu seinem Weibe: „Du alterst nun schon und wirst bald dein dreißigstes Jahr erreicht haben; daher muß ich mich nach einer andern Geliebten umsehen." Das Weib lächelte über diesen Scherz, und machte den Monarchen so berauscht, daß er nicht das Zimmer verlassen konnte. Nachdem sie nun alle Höflinge entlassen und nur ihre eigenen Creaturen bleiben ließ, warf sie sich auf den Spötter und erstickte ihn (396); dieß war das Ende eines elenden Fürsten.

Jenseits des Hoangho hatten die Jen-Fürsten, trotz der tapfern Vertheidigung, den Tzin ein Ende gemacht. Nun aber brachen, einer Fluth gleich, die Tataren unter der Anführung des Topakuei von Norden herein, und vertrieben diese wieder aus ihren Eroberungen. Anstatt der Einigkeit herrschte dort beständiger Zwiespalt, und so wurde das Reich sehr bald ein Raub der Feinde. Topakuei, obgleich ein Barbar, bemühte sich, so viel als möglich, chinesischen Geschmack an seinem Hofe einzuführen, und legte eine Sammlung historischer Werke an, aus denen er die Kunst des Regierens zu lernen wünschte.

Anderer Art war der Tsin-Kaiser Ganti (397), der sich durchaus nicht um seine Unterthanen bekümmerte, und daher brachen neue Unruhen aus. Gerade zu dieser Zeit wurde Liéuju, der Stifter der nächsten Dynastie, geboren. Er kam im größten Elende zur Welt, und hätte sich nicht ein armes Weib seiner angenommen, so wäre der künftige Held wohl gleich nach seiner Geburt den Hungertod gestorben. Sein Vater war in den armseligsten Umständen, und als der Knabe aufgewachsen war, erlaubte ihm ein mitleidiger Mensch, Strohsandalen für seinen Unterhalt zu verkaufen. Allein der Junge war durchaus nicht mit den Trödeleien zufrieden, und anstatt diesem Geschäft obzuliegen, schlug er sich mit andern Kindern herum, oder spielte mit seines Gleichen. So wäre es wohl sehr jämmerlich mit ihm gegangen, hätte ihn nicht eines Tages ein Officier getroffen, der sich mit dem rüstigen Liéuju in ein Gespräch einließ, und über seine barschen Antworten erstaunt ihn sogleich zum Recruten machte. Durch Fleiß und Aufmerksamkeit erhob er sich zum Gefreiten, und wurde mit etwa zehn Gemeinen ausgeschickt,

um das feindliche Lager auszuspähen. Man überfiel ihn mit einer starken Streifwache, und während er sich tapfer wehrte, wurde er in einen Graben geworfen, und der Feind kam, um seinem Leben ein Ende zu machen. Liéuju, sich tapfer verthei- digend, hieb die Gegner nieder. Sein General, wegen seines langen Ausbleibens besorgt, kam nun mit der ganzen Armee ihm entgegen, und groß war seine Freude, ihn als Sieger zu begrüßen. Der gefährlichste Rebelle war damals ein Seeräuber; der erste, dessen die Geschichte erwähnt. Seine Schätze nebst sehr zahlreichen Gefangenen befanden sich in der Nähe des Lagers. Auf diese machten die Kaiserlichen einen Anfall, und nachdem sie die Taugenichtse zerstreut hatten, bemächtigten sie sich der Beute, und handelten mit derselben Raubgier, als ob sie selbst eine Bande Freibeuter gewesen wären. Liéuju wurde nun zum Commandanten einer Festung ernannt. Da näherten sich die Seeräuber; er aber öffnete unbesorgt die Thore und fiel über ihre ungeordneten Haufen mit solcher Macht her, daß sie gänzlich geschlagen, sich eiligst zurückziehen mußten. Dadurch aber keineswegs entmuthigt, zog nun der Pirat den Jangtse hinauf, um sich der Hauptstadt zu nähern, welche an dem Ufer in der Gegend Nankins war. Widrige Winde jedoch, und Furcht vor dem großen Heere, welches man in der Gegend versammelt hatte, hielten ihn lange auf, und er zog dann wieder unver- richteter Sache zurück.

Unterdessen waren im Norden große Begebenheiten vor- gefallen. Die Tatarenhorde, deren Namen man früher kaum ge- kannt hatte, warf sich nun mit zerschmetternder Macht auf die benachbarten Stämme, und brachte dadurch eine ganze Verän- derung der bestehenden Staaten hervor. Welle folgte auf Welle, ohne eine andere Spur als die der Zerstörung hinter sich zu lassen; die Länder wechselten ihre Oberherren und wurden von jedem derselben den fürchterlichsten Verwüstungen ausgesetzt.

Aber noch ärger ging es in der Hauptstadt China's zu. Dort hatte ein ränkevoller Minister durch Drohungen den elenden Ganti vermocht den Thron abzutreten, und zu diesem Ende eine Schrift auszustellen. In einer Versammlung der Großen erklärte er, daß er sehr ungerne die Sorgen des Reiches übernehme, allein er fände sich nun gezwungen, den Befehlen seines Herrn

zu gehorchen. Am Tage der Thronbesteigung fühlte der Verräther sehr schneidende Brustschmerzen, und Niemand versprach sich etwas Gutes von seiner Regierung. Hoanhiuen dagegen, dieß war der Name des Länderräubers, erklärte sich sehr entschieden, daß er sich die größten Fürsten des Landes als Muster zur Nachahmung vorgesetzt habe, war aber in der That ein prahlender Schwächling. Gerade um diese Zeit besuchte Liéuju im Gefolge seines Herrn die Hauptstadt. Die Gemahlin des Hoanhiuen betrachtete den Jüngling mit großem Wohlbehagen und bemerkte, daß er sowohl die höchsten körperlichen als geistigen Vorzüge besitze. Auf der Rückkehr berathschlagten sich die Generale, wer wohl am besten vermöge den alten Kaiser wieder auf seinen Thron zu erheben, und die Wahl fiel auf diesen jungen Mann. Er bemächtigte sich bald darauf durch Verrath einer Festung, hing den Kopf des Commandanten an der Mauer auf, versammelte schnell ein Heer, schlug den stolzen Hoanhiuen, und erreichte mit seinen siegreichen Truppen die Hauptstadt. Das erste was er hier that, war, den Palast des Elenden zu verbrennen und den Tempel seiner Ahnen zu zerstören. Der Treulose hatte sich jedoch selbst gerettet, und noch überdieß Ganti mit sich genommen. Schnell hatte er eine Menge Boote auf dem Jangtse zusammengerafft und erwartete kühn seinen Gegner. Dieser, anstatt sich zu schlagen, steckte die Flotte in Brand, und Hoanhiuen hatte kaum Zeit sich nach einem sicheren Orte zu flüchten. Hier wurde er aber entdeckt, und als ein Officier sich nahte um ihn zu ergreifen, schrie er: wie willst du die Hände an deinen Kaiser legen? Jener antwortete: ich kenne dich nur als einen niederträchtigen Schurken, und spaltete ihm durch einen Schwertstreich den Kopf. Ganti wurde nun wieder nach der Hauptstadt zurückgeführt und wollte Liéuju zu großen Ehrenstellen erheben. Anstatt diese anzunehmen, zog sich der Held in die Provinz zurück, welche früher seiner Aufsicht anvertraut war, und kam erst wieder zum Vorschein, als neue Empörungen und der blutige Krieg mit den Tataren einen Mann von solcher Kraft nöthig machten.

Der Tatar Topakuei, welcher seine neuerworbenen Staaten sehr weise regierte, hatte einen seiner Söhne zum Thronfolger bestimmt. Da man aber nicht wünschte, daß sich seine Mutter in die Regierung mischen sollte, brachten die Minister sie heim-

lich um. Ihr Sohn, darüber aufs höchste gekränkt, war gegen den ganzen Hof mit Wuth erfüllt; da aber sein Vater über ihn sehr erzürnt war, so entfloh er mit einigen Getreuen in die Wüste. Unterdessen verliebte sich der Fürst in die Schwester seiner eigenen Gemahlin, die aber schon verheirathet war. Man ließ ihren Mann daher umbringen, und nach einem Jahre gebar sie ihm einen Prinzen. Dieser verübte schon als Jüngling so viele Schandthaten, daß Topakuei ihn zur Strafe in einen Brunnen steckte und halbtodt wieder herausziehen ließ. Voll Grolls fiel dieser plötzlich über seinen Vater her und ermordete ihn mit Hülfe seiner Mutter auf seinem Lager. Sobald der Kronprinz in seinem Exil davon gehört hatte, kam er nach der Hauptstadt, nahm den Palast ein, tödtete den Vatermörder und die Stiefmutter, und warf ihre Leichname auf die Straße, wo die Leute sie mit den Füßen zertraten.

Empörung der verschiedenen Statthalter und Erbitterung gegen die Tataren trieb Liéuju endlich an große Thaten zu verrichten. Zu diesem Ende schlug er erst die Jen-Fürsten, und nach der härtesten Gegenwehr nahm er ihre Hauptstadt ein. Sein Gegner erhenkte sich, so wie auch sein früherer Freund, der General, der ihm einst zur Stelle eines Gefreiten verholfen hatte. Bei so großem Glücke gab es auch Neider, und sein treuester Gefährte ließ sich zu einer Verschwörung bereden. Liéuju erhielt aber davon zeitige Kunde, und mit Blitzesschnelle stand ein zahlreiches Heer bereit, das Treiben des Verwegenen zu verhindern. Es kam zu einer fürchterlichen Schlacht, Liéuju überwand seinen Nebenbuhler, und dieser, zur Verzweiflung gebracht, erhenkte sich. Gerade in diesem Augenblick erfuhr der Sieger, daß die Minister der Residenz es auf sein Verderben abgesehen hätten. Er hielt sich daher eine geraume Zeit stille, schlich sich nachher in einem kleinen Nachen während einer dunklen Nacht in die Hauptstadt ein, und meldete sich des Morgens früh beim Kaiser an. Nachdem er eine Unterredung mit seinem Feinde gesucht hatte, stellte er einige starke Bursche an den Eingang des Palastes, und sobald diese den Minister ankommen sahen, zerschmetterten sie mit einer Keule ihm das Gehirn. Damit noch nicht zufrieden, ließ er einen der Gegner an der Thüre des kaiserlichen Palastes durch einen Dolchstoß ermorden.

Liéuju, der einmal den Weg des Blutes betreten hatte, konnte es unmöglich mit ansehen, daß einer der Prinzen als Verwalter des Landes in hohem Rufe stand, und daher beschuldigte er ihn der Empörung. Seine Vertheidiger aber bewiesen, daß er der rechtlichste und weiseste Mann seiner Zeit sey. Dieß half nichts, Liéuju trieb den Edlen hinweg. Nun hörte er, daß der Tsin-Prinz gestorben sey, und dieß war die schönste Gelegenheit sich des Landes zu bemächtigen. Erst aber blieb er in seiner Vaterstadt und ließ seine Generale den Kampf um den Besitz jenes Herzogthums fortführen. Aber von Unruhe über seine Unthätigkeit gepeinigt brach er schnell auf, stand bald mit seinem Heere am gelben Flusse, überlistete die Tataren am jenseitigen Ufer, eroberte die Hauptstadt Tsins und führte dann die Armee in die entlegensten Theile des Landes. Von allen Hülfsmitteln entblößt, ohne Unterstützung irgend einer Art, hielt er dann eine Rede an die Soldaten, und versicherte ihnen, daß sie entweder siegen oder sterben müßten. Durch Verzweiflung zum höchsten Heldenmuth angespornt, schlugen die Truppen den weit überlegenen Feind, und durch dieses Haupttreffen ward das so lange verlorene Tsin dem chinesischen Reiche wieder einverleibt. Liéuju ging nach der Hauptstadt, wo seine heroischen Thaten die höchste Bewunderung erregten. Der Kaiser war aber mißtrauisch gegen den zu glücklichen General. Von diesem Augenblick an sann Liéuju auf den Untergang des Ganti. Er, der so oft das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld gesehen, der sich mit Mördern verbunden hatte und keine Mittel zur Erreichung seiner Zwecke scheute, war auch nicht zu gewissenhaft, den Thron zu rauben. Durch ihn veranlaßt, traten des Nachts einige Verschnittene in das Schlafgemach ihres Oberherrn und erdrosselten dort Ganti mit seinem eigenen Gürtel (418).

Nun setzte man Kongti auf den Thron. Dieser war ein Fürst von großem Verstande und wollte allein regieren. Aber den Grundsätzen des Liéuju war dieß sehr zuwider, und daher gab er ihm in der Person eines Freundes einen Aufpasser. Allein der Monarch handelte mit der größten Klugheit, und es war unmöglich ihm etwas anzuhaben. Liéuju, der keinen Herrscher über sich haben wollte, zog sich daher von allen Regierungsgeschäften zurück. Diese Ruhe konnte jedoch nicht lange dauern, denn er war ein Mann, der nur im thatenreichen Leben Befrie-

digung finden konnte, und daher schrieb er dem Kaiser seine Abdankung vor. Dieser verstand sich dazu sehr bald; denn er war der Gefahren müde, welche seinen Thron umgaben, und mit fröhlicher Stirn übergab er dem Ehrgierigen den Scepter (419). — So endete die Herrscher-Linie der Tzin.

Unter allen diesen Fürsten war nicht ein einziger, der dem Lande wirklich Nutzen gebracht, oder das Recht der kaiserlichen Krone wider die Feinde des Reiches behauptet hätte. Sie waren sehr niedrige Menschen, mit ihren Brüdern entzweit, nur auf ihren eigenen Vortheil sehend, und den Staat sich selbst überlassend. Die Bessergesinnten, die es rechtlich meinten, hatten keine Thatkraft, und so gerieth das Reich in den elendesten Zustand. So große Demüthigungen hatte China noch nie erfahren. Die Tataren, obgleich sehr mächtig und zuweilen gefährlich, hatte man immer abgekauft oder mit dem Volke einverleibt. Allein jetzt ließen sich die Nomaden auf dem chinesischen Boden nieder und behaupteten ihre Besitzungen jahrelang. Im Anfange des fünften Jahrhunderts fand man daher im Norden sechs unabhängige Fürstenthümer, deren Namen wir hier erwähnen. 1) Wei, von Topa gegründet, damals das mächtigste; 2) Kifotschipan regierte in Schensi über das westliche Herzogthum Tzin; 3) Hia im jetzigen Lande der Ortos-Mongolen; 4) Jen in der Nähe der jetzigen Hauptstadt Peking; 5) Leang unter Tsiéukiéu im jetzigen Kansu, an der Gränze Turkestans; 6) Siliang noch weiter im Westen. Obgleich diese Staaten, deren einige an Größe den mittelgroßen in Europa gleichen, schon lange aufgehört haben zu bestehen, erwähnen wir ihrer hier, um die bedeutenden Zersplitterungen anzuzeigen, denen China unterworfen war. Krieg war das Gewerbe dieser Barbaren; daher wollten sie auch nie den Frieden genießen, und sobald sie nicht mit den Nachbarn kämpften, waren sie in bürgerliche Zwiste verwickelt. So lange daher das erste Geschlecht der Eroberer fortdauerte, konnte durchaus nichts gedeihen. Nachher verschmolzen diese mit den Chinesen, wurden verweichlicht, führten bürgerliche Ordnung ein und brachten das Land so ziemlich in Flor. Ein anderer wilder Stamm der Wüste setzte sich aber wieder in ihren Wohnstätten fest, und die vorigen Gräuel erneuten sich. Die Fürstenfamilien zeigten sich beinahe ohne Ausnahme als die verworfensten der Nation, und nirgends

war so viel Brudermord, Blutschuld und Gräßlichkeit als unter den Verwandten der Großen. Das einzige Gute, welches man diesen Wilden mit Recht zuschreiben kann, ist, daß sie durch ihre Vermischung die entnervten Einwohner zu einem kräftigern Menschenschlage machten. Während jedoch die Länder Europa's, die von diesen Schwärmen heimgesucht wurden, alle ihre Bildung verloren, behielt China was es früher besessen hatte, und erhob die Barbaren sehr bald auf dieselbe Stufe mit seiner Civilisation.

Wenn man bedenkt, welche tapfere Heere diese Bewohner der Wüsten, beinahe zu gleicher Zeit mit ihren Eroberungen in China, in Europa schlugen; wenn man erwägt, daß sie durch ihre wüthende Macht Stämme, die ihnen an Rohheit noch weit überlegen waren, über den Haufen geworfen, so wird man einigermaßen die fliehenden chinesischen Armeen entschuldigen. Es war bisher die Politik gewesen, den herannahenden Feind, noch ehe er die große Mauer erreichen konnte, durch reichliche Geschenke abzufertigen. Waffenglück verleitete aber jetzt die Generale der Tzin zu kühnen Unternehmungen. Allein da sie ihre Macht mit diesen grausamen Kriegern messen wollten, beförderten sie ihren Untergang. Die Schmach zweier Kaiser, sich in das Lager der Barbaren als Gefangene zu begeben, war die unvermeidliche Folge. Welche Gräuel und Verwüstungen fielen nicht in jenen Zeiten vor, und wie furchtbar ruhte die Hand Gottes auf China. Ein Rückblick auf jene Zeiten erregt Schauder und Entsetzen.

Künste und Wissenschaften konnten unter solchen Umständen durchaus nicht blühen; denn der Krieger allein war geachtet, und mit je größerem Stolze er die Saaten niedertrat, desto größer war sein Ruhm. Aber das südliche China, wo nur eine schlechte Regierung das Volk entwürdigte, war trotz der elenden Verwaltung in großem Flor, und seine Cultur blühte. Obgleich in der Geschichte nichts davon erwähnt ist, setzen die Seeräubereien, welche von Schusan aus getrieben wurden, und die ungeheure Beute, welche diese Ruchlosen machten, einen großen Wohlstand und bedeutenden Luxus sowohl als Handel voraus. Die Regierung aber bekümmerte sich nur um diese Dinge, inwiefern sie auf Abgaben Bezug hatten, und daher findet man auch weiter keine Nachricht davon. Allein sie waren zu jener Zeit die-

selben unternehmenden Chinesen, welche des Gewinnes wegen noch jetzt große und gefährliche Reisen unternehmen, und nichts unversucht lassen, um etwas Geld zusammenzuscharren.

Wenn man die Geschichte dieser Kaiser liest, wer denkt dann nicht an jene der Römer, welche heute auf dem Throne saßen, und schon morgen von ihren Soldaten als gemeine Bösewichter behandelt wurden? Wer erinnert sich bei den Einfällen der Barbaren ins himmlische Reich nicht der großen Völkerwanderung? Da ihr Zug von den Gränzen China's bis zu den Ebenen Frankreichs einen so außerordentlichen Einfluß auf die westliche Welt hatte, könnte man nun zweifeln, daß die jetzige neue Gestaltung China's auch für die Geschichte der ganzen Menschheit die außerordentlichsten Folgen haben wird?

Die Quellen sind noch dieselben, aus welchen man die Geschichte der vorhergehenden Dynastie schöpfen kann.

Nun gehen wir zur Song-Dynastie über, welche diesen Namen erhielt, weil Liéuju gerade mit dem Song-Fürstenthum belehnt worden war, als er sich der Krone bemächtigte.

Alte Geschichte.

V. Abschnitt.

Die Song-Dynastie.

(420—479 n. Ch.)

Der Held so vieler Schlachten, der noch nie überwunden war, welcher zu Lande sowohl als zu Wasser die größten Siege errungen hatte, der uneigennützig die Beute mit seinen Soldaten theilte, im Rathe weise, im Lager erhaben, die höchste Achtung von ganz China verdiente; ein Mann von dem geringsten Stande, der sich zu den höchsten Würden ohne Fürsprache, durch sein eigenes Talent emporgeschwungen hatte, stand nun an der Spitze der Regierung. Seine erste That war, das alte Weib, welches ihn erzogen und an der Brust genährt hatte, zum Range der Kaiserin Mutter zu erheben. Um allen Streitigkeiten wegen

der Thronfolge vorzubeugen, bestimmte er genau, welcher seiner Söhne sein Nachfolger seyn sollte. Das Land war nun ruhig; die Nachbarn fürchteten mit einem so gewandten Feldherrn Händel anzufangen. Kaotsu, dieß war der Name, den Liéuju nachher erhielt, hatte den Gipfel seines so lang ersehnten Glückes erreicht; aber in seinem Busen brannte Ehrbegierde, eine Leidenschaft, die ihn schon früher zu solch großen Verbrechen verleitet hatte. Noch lebte der abgesetzte Kaiser, und er mußte aus dem Wege geschafft werden. Es war die Zeit, wo der neue Monarch sein Opfer dem höchsten Wesen darbringen wollte; frevelnd mischte er den Wein des Trankopfers mit Gift und sandte es seinem Vorgänger. Ein treuer Diener, der die Gefahr ahnte, nahm selbst den Schierling und starb schnell an den Folgen desselben. Kaotsu, erzürnt daß diese Schandthat nicht ihrem Zweck entsprach, beredete nun die Schwäger des Kongti, am Fürstenmorde Theil zu nehmen. Sie begaben sich nach dem Palaste, um angeblich ihre Schwester, die Gemahlin des Kongti, zu sehen. Während sie sich mit ihr beredeten, drangen die Soldaten über die Mauern in sein Gemach und boten ihm den Giftbecher an. Der hart verfolgte Fürst wendete ein, daß er nicht Selbstmord begehen könnte, denn dieß wäre wider die Grundsätze des Buddhismus, welchem er anhänge. So erdrosselte man ihn mit kaltblütiger Grausamkeit. Sobald das Gerücht seines Todes allgemein bekannt wurde, stellte sich Kaotsu untröstlich; er bestrafte selbst die Thäter und hielt ein prächtiges Leichenbegängniß; doch freute er sich heimlich, daß er endlich in den ungestörten Besitz des Landes gekommen war. Aber in dieser Welt ist alles eitel; der Besitz der Güter, welcher durch so viele Gräuel erworben war, hörte in demselben Augenblicke auf, als Liéuju sie ganz sicher glaubte; denn die kalte Hand des Todes rührte auch ihn (422). Er war ein trefflicher Staatsmann, ein unerschütterlicher Held, mäßig in Genüssen, frei von Weiberherrschaft, allein gewissenlos in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke.

Vier der weisesten Minister seines Hofes waren bestimmt, die Regierung während der Minderjährigkeit seines Sohnes zu leiten. Kaum hatten die Tataren des Wei-Staates vernommen, daß Kaotsu, mit welchem sie die freundlichsten Beziehungen unterhalten hatten, gestorben sey, so entschloß sich auch der Chan, trotz der Gegenvorstellungen seiner besten Räthe, mit einem

fürchterlichen Heere in China einzufallen. Diese Horden, des Sieges gewiß, wurden von den Festungen mit entschiedener Tapferkeit empfangen; anstatt daher das ganze Land zu überschwemmen, mußten sie vor den Städten stehen bleiben und Tausende ihrer Reiter aufopfern. Der junge Kaiser Schaoti, in welchem sein Vater eine treffliche Wahl getroffen zu haben glaubte, ging, zum großen Aergerniß der ganzen Nation, nicht die gehörige Zeit in Trauer, und anstatt sich den ernsteren Geschäften zu widmen, ging er lieber auf die Jagd und folgte den Vergnügungen des Hofes. Daher beschlossen die Großen seinen Bruder an seiner Statt zum Kaiser (424) zu machen, der unter dem Namen Wenti bekannt ist; sie tödteten hierauf den unbesonnenen Schaoti.

Der Bruder war aber nicht so leicht zu bereden, sich auf einen Thron zu setzen, der nur durch Mord erledigt worden war. Vergebens boten die schuldigen Minister ihr Rednertalent auf, um den jungen Fürsten zur Annahme des Kaisertitels zu bewegen; sie entfernten sich, indem sie bemerkten, daß ihre Gegenwart ihm Angst einflößte. Wenti fühlte sich zu jung zur Selbstregierung und behielt daher die vorigen Räthe bei.

Mit den Wei-Tataren suchte er zuerst zum Verständniß zu kommen, und schickte zu diesem Ende einen Gesandten, um sie zum Waffenstillstande zu bereden. Allein Worte fruchteten nichts, und Drohungen blieben auch ohne Erfolg. Wie groß auch vorher die Hoffnungen gewesen waren sich wieder in den Besitz der nördlichen Länder zu setzen, so schlugen alle Erwartungen fehl; denn ungeachtet der lebendigen Theilnahme an diesen Kriegen und der großen Aufopferungen, die man darbrachte, machten die Nomaden doch große Fortschritte, und bemächtigten sich endlich der ganzen schönen Provinz Honan. Nun war es hohe Zeit Frieden zu schließen, der auch durch das Versprechen, eine kaiserliche Prinzessin dem Chane in die Arme zu liefern, endlich zu Stande kam.

Die Freude über dieß glückliche Ereigniß wurde durch die Nachricht eines Aufstandes in Ssetschuen sehr bald getrübt. Dort hatte man einen rationalistischen Priester genöthigt sich für einen Nachkommen der Tzin-Familie auszugeben. Das heldenmüthige Betragen des Commandanten der Hauptstadt dieser Provinz, welcher über die Feinde während der Nacht herfiel, machte diesem Aufruhr ein Ende.

Der Buddhismus hatte schon Jahrhunderte lang seinen Weg nach China gefunden; aber noch widmete man dieser Religion keine Aufmerksamkeit. Sie hatte sich überdieß so sehr mit dem Rationalismus verschwistert, daß der Unterschied dem gleichgültigen Beobachter nicht klar war. Nach so vielen Kriegen jedoch hatte sich die Streitsucht des Volkes erschöpft, und man suchte nach etwas Besserem, um die Forderungen des menschlichen Geistes zu befriedigen. Dieß war die alte chinesische Literatur, und die Song eiferten mit den tatarischen Fürsten sie zu befördern. Da blickten die Gelehrten auf die zahlreichen Tempel des Buddha, auf die prächtigen Gebäude, welche man ihm zu Ehren errichtet, und die Menge Mönche, welche ihre Gebete dort herplapperten, und die umsichgreifende Ketzerei empörte sie aufs tiefste. Es kam daher ein Edict heraus, nach welchem alle diese Kirchen verschlossen, und das ganze System des Kongfutse wiederhergestellt werden sollte. Wie weit man die Sectirer verfolgte, sagt die Geschichte nicht.

Wenti war argwöhnisch wie sein Vater. Als er eines Tages sehr erkrankte, erfüllte man ihn mit Mißtrauen gegen die Treue eines erprobten Generals und Ministers. Dieser große Mann war die Stütze des Landes und die Brustwehr gegen die Tataren. Er wurde zur großen Freude der letztern von seinem Posten hinweggerufen, und als der Kaiser wieder genesen war, aus dem Wege geschafft. Bald stellte sich die Unpäßlichkeit wieder ein, und ein Prinz mußte die Regierung verwalten. Wenti hatte jedoch immer einen Aufpasser um ihn, damit er von allem Nachricht erhalte. Einige Schmeichler machten dem Reichsverweser große Hoffnungen; der Kaiser, sobald er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, ließ sie hinrichten. Als sich ein Freund für den Verwalter verwendete, um ihm seine hohen Posten zu sichern, büßte er dieß mit dem Leben. Dessenungeachtet war Wenti ein sehr milder Fürst, der sogar einen Censor wegen seiner großen Härte seines Amtes entsetzte. Nur durfte man seine eigenen bösen Neigungen nicht angreifen und seine Herrschsucht nicht beleidigen.

Da der Wei-Staat in allem China gleichen wollte, so hatte der Fürst bei der Nachricht von der Verfolgung gegen die Buddhisten drei Priester vor sich gerufen, um ihre Lehren zu prüfen.

Er hörte ihnen täglich einen ganzen Monat hindurch mit gespannter Aufmerksamkeit zu; hierauf erließ er einen Befehl, daß jeder, welcher diese unnützen Bettelmönche beschenkte, mit Stockschlägen bestraft, und die Officiere, welche ihre Kinder nicht nach der Schule schickten, um dort die Lehren der Wahrheit zu vernehmen, zum Tode verurtheilt werden sollten. Als man bald darauf Waffen in einem Tempel fand, verordnete der Herzog, daß jeder Bonze sein Leben verlieren sollte, wenn er nicht alsbald das Land verließe. Dieses Gebot wurde aufs strengste und grausamste ausgeführt, so daß die Klösterlinge sehr viel zu erdulden hatten.

Man glaubte den Wei-Prinzen noch mit diesen religiösen Angelegenheiten beschäftigt, als er plötzlich in China einfiel und vor einer Festung stille stand. Seine ganze Erfindungskunst, das Talent der Chinesen und die Kraft der Tataren wurden vergeblich aufgeboten diesen Ort zu erobern. Weder Feuerpfeile noch bewegliche Thürme konnten die Belagerten erschrecken, und der Wei-Fürst, beschämt und höchst unzufrieden, kehrte nach seinem Lande zurück. Wenti, erzürnt über eine solche Treulosigkeit, beschloß fest, sie die Nomaden entgelten zu lassen. Eine dreifache Abtheilung rückte schnell vorwärts, zahlreich wie Heuschrecken verbreiteten sich die Chinesen, die Tataren traf Schlag auf Schlag. Endlich kam es zu einem entscheidenden Treffen, und die Wüstenbewohner wurden besiegt. Schon war der chinesische General im Begriff seinen Triumph zu feiern, da blickte der entmuthigte Nomade sich nach seinen Wägen um, wo sehr viel Stroh aufgehäuft war; dieses steckte er am Abend in Brand, und da der Rauch den Chinesen ins Gesicht schlug, und die Flamme bald um sich griff, benutzten sie diesen Augenblick um ihre ermatteten Feinde zum Weichen zu bringen. Dies war alles was sie vermochten; der Verlust der Tapfern war zu groß, um etwas wider China zu unternehmen. Daher schickte der kluge Chan einen Gesandten um Frieden anzubieten, und eine doppelte gegenseitige Heirath zwischen den Prinzen und Prinzessinnen beiderseits vorzuschlagen. Wenti versammelte augenblicklich seinen Rath; die Minister waren empört über den letzten Vorschlag eines dreisten und schamlosen Barbaren; sie bewilligten daher nur den ersten Artikel, wiesen aber den zweiten hohnlachend zurück. Ergrimmt rief der Tatar aus, so sollt ihr nun auch Krieg haben. Seine

letzte Heereskraft zusammenraffend, näherte er sich den Mauern einer Stadt an dem Jantse. Der Befehlshaber brachte durch seinen Spott die Belagerer zur Wuth, und doch konnten die hohen Mauern von den durch Rache beseelten Soldaten nicht erstiegen werden. Seuchen schlichen sich bald ins Lager ein, die Helden des Nordens konnten die Wärme des Südens nicht ertragen; Leichen füllten die Zelte, und der Chan mußte wieder unverrichteter Sache abziehen. Traurig saß er in seinem Palaste, als ihm ein schmeichelnder Höfling hinterbrachte, daß der Thronerbe mit einem gefährlichen Menschen in Verbindung stehe. Ohne weitere Untersuchung wurde der Freund des künftigen Regenten gemordet, und der Prinz selbst, die Schmach des ungerechten Urtheils fühlend, starb vor Gram. Auch der Vater starb bald darauf vor Schmerz, als er erfuhr, daß er einen rechtlichen Mann getödtet und das Leben seines Sohnes verkürzt habe. Der Krieg mit China unterblieb daher ganz; denn Cabalen beschäftigten die Großen, um zu bestimmen, wer der Regent seyn sollte. Jener Verleumder verhalf seinem eigenen Günstling zum Throne. Um die Neigung der Officiere zu erwerben, vertheilte dieser große Summen unter ihnen. Bald ward es ihm zur Last, einen so stolzen Minister um sich zu haben; allein sobald der Diener die Gleichgültigkeit seines Herrn, der es ja bloß durch ihn geworden war, bemerkte, fand er Mittel den jungen Fürsten im Palaste zu erdrosseln. Dieß erfuhr der Capitän der Garden; noch an demselben Morgen führte er den Enkel des vorigen Monarchen herbei, hielt dann eine Anrede an das Volk, und der allgemeine Aufruf: Es lebe der Kaiser (denn die Wei-Prinzen wollten nicht einmal im Titel den chinesischen nachstehen), erfüllte die Luft. Der Knabe, dem ein so außerordentliches Glück unvermuthet widerfahren war, gab sogleich Befehl, den Verräther mit seiner ganzen Familie zu enthaupten.

Am Hofe des Wenti war die Kaiserin gestorben und ihr Sohn zum Kronprinzen erklärt, während eine andere schöne Dame das Herz des Monarchen fesselte und die ganze Oberherrschaft im Palaste ausübte. Glücklicherweise gebar auch sie einen Sohn, den sie, um allem Neid vorzubeugen, in brüderlicher Eintracht mit dem Kronprinzen heranzog. Sowohl zum Vergnügen, als auch zur Befriedigung ihrer Neugierde, ließ sie einen berühmten Priester des Nationalismus kommen, der es verstand Geister zu beschwören

und die schwerste aller Aufgaben, die Leidenschaften der Menschen zu beherrschen. Man hatte auch ein Bild des Kaisers aus künstlichen Steinen verfertigt; denn so glaubte man Herrschaft über die Neigungen des Oberherrn auszuüben. Da blieben diese hohen Personen ganze Nächte beisammen, um sich über magische Possen zu unterhalten. Aber, obgleich man die Sklaven, die darum wußten, tödtete, wurde dieser Aberglaube dennoch entdeckt. Nun fiel der junge Prinz in Ungnade, und es ward selbst beschlossen, ihn des Thrones verlustig zu erklären. Er lauschte jedoch, erhielt zur rechten Zeit Nachricht davon, beschenkte die Garden reichlich, und trank mit ihnen, als ob er ihr vertrautester Freund wäre. In der dunklen Nacht eilte er dann in das Harem, ein verwegner Söldner stürzte in das kaiserliche Schlafgemach und hieb dem Monarchen die Finger ab, als er sich mit den Händen vertheidigen wollte. Hierauf hieb er ihn nieder, und nun rief sich der unnatürliche Sohn selbst zum Kaiser aus und klagte in einem öffentlichen Schreiben heuchlerisch, daß er zu spät gekommen wäre um den Tod des geliebten Vaters zu verhindern. Zugleich räumte er alle getreuen Diener, sowie auch die Stiefmutter aus dem Wege, weil er fürchtete, daß sie das Geheimniß der Orgien im Palaste entdecken würde. Darauf schickte er einen Officier zu seinem Bruder, den er als einen rechtschaffenen Jüngling fürchtete, um ihm das Leben zu nehmen. Der Abgesandte erschrack über den Auftrag, theilte das Geheimniß dem Geächteten mit, und nur um sein Leben zu retten, zog dieser mit einer schnell versammelten Armee dem Vatermörder entgegen. Es kam zu einer wüthenden Schlacht, zwei Brüder standen einander gegenüber, und der Vatermörder hätte beinahe gesiegt, als noch in der letzten Stunde die gerechte Sache die Oberhand gewann. Der letzte flüchtete sich nach der Entscheidung in eine Festung, und der erste bestieg (453) unter dem Namen Wuti den Thron.

Der Verruchte hoffte noch in der Hauptstadt Hülfe zu finden; allein Wuti war ihm schnell mit einem siegreichen Heere auf dem Fuße nachgefolgt. Als man vor den Mauern der Residenz die Armee erblickte, war alles in Bestürzung, und Jeder eilte, um Gnade und Schonung zu bitten. Die Garden konnten nicht länger die Wälle behaupten, denn Volkshaufen drängten sie hinweg, und die Thore waren schon in der Gewalt des neuen Kaisers,

ehe sein Bruder davon unterrichtet war. Verzagt lief er hinweg, um sich in einen Brunnen zu stürzen. Da ergriff ihn ein Officier bei seinem Kleide und vergoß Thränen als er seinen Gefangenen erblickte. Wie, sprach dieser, kannst du wehklagen über einen Menschen, den Himmel und Erde verabscheuen? — Er wurde dann sogleich ins Lager geführt, wo man den Soldaten, welche Wenti ermordet hatten, in Gegenwart aller Großen das Herz herausriß. Darauf wurden die vier Söhne des Vatermörders vorgeführt, und diese Unschuldigen zuerst enthauptet, dann der Prinz selbst. Ein gleiches Loos traf, mit äußerstem Unrecht, seinen Stiefbruder und dessen drei noch unmündige Söhne; denn Rache ist unbändig und gesetzlos. Der Palast, wo die Unthaten geschehen waren, wurde geschleift, um die Erinnerung der Gräuel für immer zu vernichten. Diese Hinrichtungen geschahen im Angesichte der ganzen Armee, und die Leichname wurden auf die Heerstraße hingeworfen. Wuti hatte nun einmal Blut vergossen und daher sollte noch mehr fließen. Es war erst sein Wunsch, den ganzen Anhang des verworfenen Bruders den Manen seines Vaters aufzuopfern; davon stand er jedoch bald ab. Ein anderer Bruder, welcher mit dem Unwesen nichts zu thun gehabt hatte, erregte seinen Argwohn und wurde daher aus dem Wege geräumt. Ein vierter ergriff aus bloßer Verzweiflung die Waffen; seine Boote wurden verbrannt, sein Heer besiegt, und er selbst erschlagen, während Blut in Strömen floß. — Um es den übrigen Fürsten des Geblütes unmöglich zu machen sich wieder zu empören, schmälerte der Kaiser ihre Rechte so bedeutend, daß sie, so abhängig wie Privatpersonen, ihr Bestehen der Gnade ihres hohen Verwandten verdanken mußten. Nur einer lebte am Hofe, und erwarb sich durch seine Weisheit und seinen Diensteifer sehr großen Ruhm. Dieß machte jedoch den Argwohn des immer eifersüchtigen Monarchen rege, und daher wurde der treue und talentvolle Vetter in die Provinzen gesandt. Er sah bald, daß auch sein Leben aufgeopfert werden würde dem Moloch des Neides; daher verschanzte er sich, und als ein Heer gegen ihn geschickt wurde, schlug er es. Kaum hatte der blutgierige Wuti dieß erfahren, so führte er alle Freunde und Verwandte des entflohenen Vetters aufs Blutgerüst. Zur verzweifelten Gegenwehr gereizt, vertheidigte sich dieser in seiner Festung mit rühmlicher Tapferkeit.

Diejenigen, welche ihm zur feigen Uebergabe riethen, hieb er nieder; aber mißtrauisch wegen dieser Strenge, öffneten die Verzagten die Thore, und so fiel auch dieser Prinz durch das Schwert des Bruders. Als die Festung eingenommen war, ging Wuti selbst dahin, nicht etwa, um die Wunden des Krieges zu heilen, sondern um 3000 Personen hinzurichten, um die Weiber den Lüsten der Soldaten preiszugeben, die Kinder den Streitern als Sklaven zu überlassen.

Des wilden Tobens satt, betrieb der Grausame nun die Jagd als Hauptgeschäft; auch ihrer überdrüssig, ergab er sich dem Branntweintrinken, das er vorher unter schweren Strafen seinen Unterthanen verboten hatte. Er entzog sich allen Geschäften, und machte selbst seine Minister, die wegen Staatsangelegenheiten zu ihm kamen, betrunken, bis er endlich im Jahre 464 seinen Tod fand.

Wuti hatte manche gute Eigenschaften, war aber gränzenlos in seiner Rache; Vergebung kannte er nicht. Er hatte sehr treue Minister. Der berühmteste lebte in einer Strohhütte und ging in einem Karren, mit Ochsen bespannt, zu Hofe. Seinem Sohne schärfte er Abscheu wider Ketzerei und allen unnöthigen Aufwand ein. Ein anderer war so beliebt daß, als er wegen eines erdichteten Verbrechens zum Tode verurtheilt worden war, die Schergen ihn nicht tödten wollten; sein eigener Vater bot sich sogar an, für den talentvollen und dem Staate so nützlichen Sohn zu sterben. Der Kaiser schätzte solche Diener, denn er betrachtete sie als die festesten Stützen des Staates. Er gab auch der Literatur einen neuen Aufschwung, und um das nach dem Alterthum sich sehnende Volk wieder an sich zu fesseln, pflügte er, wie Jao und Schun, und die Kaiserin pflegte die Seidenwürmer. Wenn man sein Mißtrauen nicht erregte, so konnte er selbst großmüthig seyn. Als ihm zum Beispiel ein Officier das Thor der Residenz nicht öffnen wollte, weil er zu spät des Abends von der Jagd zurückgekehrt war, lobte er seinen Diensteifer und hörte geduldig die Strafpredigt an.

Der Charakter des Kronprinzen, später als Fiti in der Geschichte bekannt, schien Wuti sehr zweideutig. Nach seinem Tode aber schwang sich dieser auf den Thron, und mit der Blutgier eines Nero ermordete er erst seinen Lehrer, denn dieser wollte

seine wüthende Leidenschaft mit väterlicher Strenge im Zaume halten. Die alten Minister und Verwandten schlossen sehr natürlich, daß, wenn er eines so würdigen Greises, vor dem er die größte Hochachtung hegte, nicht schonte, gewiß kein Hofmann ungestraft entkommen würde. Daher suchten die Minister in einer Versammlung den Entschluß zu fassen, einem andern Prinzen das Scepter zu übergeben. Aber leider erfuhr es Fiti; sogleich rief er sie vor sich, und tödtete die Räthe nebst ihren Familien mit unmenschlicher Grausamkeit. Dann kam die Reihe an seine eigenen Brüder und Oheime. Je mehr Blut floß, desto größer war die Freude des Verruchten. In seinem Palaste hatte er die verführerischsten jungen Mädchen versammelt, und um seiner rohen Wollust zu fröhnen, mußten Jünglinge in seiner Gegenwart sie zu erhaschen suchen. Einer derselben, der von Schamgefühl durchdrungen sich weigerte, den nackten Schönen zu folgen, wurde augenblicklich niedergehauen. Im Traum erschien dem Fiti ein Mädchen, das er ermordet hatte, und kündigte ihm sein nahes Ende an. Da stand der bestürzte Kaiser frühe auf; er rief die rationalistischen Priester zu sich, um den bösen Geist aus dem Harem zu verbannen. Während sie aber damit beschäftigt waren, streckte ihn ein Verschnittener, der mit den Verschwornen im Bunde war, nieder, und ein Oheim des Getödteten nahm (466) als Kaiser Mingti Besitz vom Thron.

Damals Kaiser zu seyn war durchaus nicht zu wünschen, und schon bald sah der neue Fürst, in welch trauriger Lage er war. Die schnelle Erhebung zum Thron erfüllte die andern Prinzen des Geblütes mit Neid, und einer derselben ergriff mit Tapferkeit die Waffen, um sein eigenes Recht zu behaupten. Da der Streit mit abwechselndem Glücke geführt wurde, befürchtete man einen langen und verheerenden Bürgerkrieg. Doch der Commandant einer Festung überlieferte das Haupt der Rebellen und machte so dieser Furcht ein Ende. Mit tückischem Argwohn sah der Fürst noch 18 Prinzen am Leben, die vielleicht denselben Versuch machen wollten. Daher schaffte er auch 14 von ihnen, obgleich ganz unschuldig, aus dem Wege, und seine Verheerungslust fand nun weiter keinen Gegenstand. Allein Gott strafte ihn mit Kinderlosigkeit. Um einen Erben des Reiches zu hinterlassen, wurde einer seiner Günstlinge zu der beliebtesten Gemahlin ge-

führt, und der Sohn, welcher aus dieser Verbindung geboren wurde, ward zum Kronprinzen bestimmt. Damit aber im Fall seines Todes es nicht an Sprößlingen fehle, wurden schwangere Mädchen in das Harem gebracht, und sobald sie einen Sohn zur Welt gebracht hatten, getödtet, damit sie nicht den Vater des Kindes verrathen möchten. Noch aber waren drei Brüder des Mingti da, deren einer mit vortrefflichen Gaben ausgerüstet und mit herzlicher Liebe für die noch übrig gebliebenen Verwandten erfüllt war, zugleich aber die größten Dienste in Staatssachen leistete. Da dachte der Kaiser, daß er nach seinem Tode seinem Schützlinge Liéuju — dieß war der Name seines adoptirten Sohnes — gefährlich werden möchte, und daher dung er den besten Schützen jener Zeit, ihn auf der Jagd mit einem Pfeile zu erlegen. Um aber den Verdacht des Mordes von sich abzuwälzen, erwürgte er sogleich den Thäter. Ein zweiter Bruder, sein Gesellschafter bei Schmaus und Festgelagen, erregte dieselben Besorgnisse. Da schwelgte er mit ihm bis in die späte Nacht und reichte ihm, als er schon betrunken war, den mit Gift gemischten Becher; der Prinz leerte ihn und verschied sogleich. Da diese Gräuelthat vom Volke dem Oberherrn zugeschrieben wurde, weigerte sich der dritte Bruder am Hofe zu erscheinen, als er hiezu eingeladen wurde; daher begab sich ein Giftmischer heimlich zu ihm, war aber nicht im Stande seinen bösen Plan auszuführen. Sobald Mingti von dem schlechten Ausgange dieses höllischen Unternehmens hörte, stellte er sich äußerst entrüstet, und lockte den unbedachtsamen Prinzen unter dem Vorwande, ihm Beweise der kaiserlichen Gnade zu geben, nach der Residenz. Der Unerfahrene traute dem listigen Worte, und als man die Großen bei einem prächtigen Gastmahle versammelt hatte, und er, wonnetrunken, die freundlichen Gesichter anschaute, kam auch an ihn die Reihe, den Todestrank zu schlürfen. Nun blieb noch ein blödsinniger Verwandter übrig, dem Mingti aus Geringachtung das Leben gönnte. Um Liéuju zu einem tüchtigen Regenten zu bilden, berief man einen erfahrenen General, Siaotaotsching, der schon zum Tode bestimmt war, aus der Provinz nach dem Palaste. Ein einflußreicher Minister suchte das Herz des Tyrannen durch Gegenvorstellungen zu erweichen, und da Mingti ungerührt blieb, wollte er seinen Abschied nehmen. Der

Kaiser dachte bei sich selbst, wenn dieser Große sich in den Provinzen aufhielte, könnte er ihm Schaden thun; daher schickte er auch ihm den Giftbecher. Der Staatsmann war gerade beim Schachbrett; er las den Befehl, endigte das Spiel und trank die Todesarznei bis zur Hefe. Tag und Nacht mit dem Gedanken geschreckt, daß eines Tages Wiedervergeltung ihn von Gottes Hand treffen werde, sah Mingti im Traum einen Statthalter, der ihm den Tod drohte. Am folgenden Morgen wurde sogleich ein Bandit abgeschickt, um jenem den Todesstoß zu geben. Nach allen diesen Schandthaten näherte sich Mingti seinem Ende und hauchte (474) die mit Blut befleckte Seele aus. Sein letzter ernster Wunsch war, daß sein Liebling Liéuju in der Versammlung der Großen zu seinem Nachfolger ernannt werden möge, was auch einstimmig geschah.

Unterdessen war der Wei-Prinz mit seinen tapfern Tataren nicht ruhig im Lande sitzen geblieben, sondern hatte bedeutende Streifereien nach China gemacht. Die Mandarinen, welche die Grausamkeit des Kaisers fürchteten, kamen in Schaaren zu ihm herüber, und diese sandte er wieder nach ihrem Lande zurück, um andere Officiere ihrem Oberherrn abtrünnig zu machen. Er war schon entschlossen, dießmal China zu unterjochen, und sparte weder Kosten noch Drohungen um dieß zu bewerkstelligen. Drei Jahre lag sein Feldherr vor einer Festung; da diese endlich durch Sturm genommen wurde, und der Commandant stolz verweigerte vor dem Sieger sich zu beugen, lobte der Prinz dessen hohen Sinn, und empfahl ihn seinen Höflingen zur Nachahmung. In dieser Laufbahn hielt der Wei-Fürst plötzlich ein. Sein Vater hatte die Bonzen verdammt, und unter sehr schweren Strafen verboten ihre Lehren anzunehmen, die Götzen anzubeten, oder auch nur Bildnisse zu machen. Der Sohn liebte jene Narrheiten, lebte in inniger Freundschaft mit den Priestern, und gab endlich zum großen Erstaunen des Hofes zu erkennen, daß er sich von der Welt verabschieden und in ein Kloster begeben wolle, um sein Leben Buddha zu weihen. Vergebens sträubte sich sein Sohn und das Ministerium, diesen Vorschlag zu billigen, der Alte war unerbittlich; er übergab sein siegreiches Scepter dem Thronerben, und nachdem er sich im innern Hofe des Palastes eine Einsiedelei erbaut, verlebte er dort seine Tage in der Ge-

sellschaft von Charlatanen, die ihn über das Nichts belehrten. Sein Sohn war ein weiser Jüngling, der die Liebe des Volkes höher schätzte, als alle andern Güter, und daher mit sehr großer Strenge die erpressenden Mandarinen bestrafte. Zwei derselben, welche sich Erpressungen erlaubt hatten, waren schon verurtheilt, als des Prinzen Mutter für sie um Vergebung bat. Diese Bitte wurde aber nicht zugestanden; die Frau fühlte den Schmerz sich vergeblich an ihr eigenes Kind gewandt zu haben, und warf daher Gift in den Becher der Freude, woran der Regent auch sogleich starb. Da ihr Enkel noch zu jung war, so verwaltete sie selbst die Regierung, und gewann durch Klugheit und Fleiß allgemeine Achtung.

Unterdessen setzte Liéuju die Krone auf. Sobald der noch lebende untüchtige Prinz davon hörte, brachte er eine Menge seiner Anhänger zusammen, die mit großer Schnelle vor der Hauptstadt ankamen und sich dort lagerten. Die Gefahr war drohend, und der Sturz des jungen Regenten beinahe unvermeidlich, als zwei Freunde den Entschluß faßten sich für den Thron aufzuopfern. Zu diesem Behufe gingen sie ins feindliche Lager, boten mit großer Beredsamkeit dem Fürsten ihre Dienste an und wurden zu Leibgarden bestimmt. Schon zwei Tage nachher standen sie Schildwache; in stiller Nacht gingen sie mit großer Behutsamkeit ins Zelt ihres Herrn und schnitten ihm den Kopf ab. Dann schlichen sie sich unbemerkt hinweg und gaben dieß Zeichen ihrer Vermessenheit einem Untergebenen, der, anstatt dieß Geschenk dem Liéuju zu überbringen, aus Furcht entdeckt zu werden es in den Jangtse warf. Mehrere Tage lang hielt man den Tod des Nebenbuhlers verschwiegen, und seine Soldaten hatten schon die Wälle der Residenz erstiegen, als sich das Gerücht verbreitete, daß der Oberherr enthauptet sey. In demselben Augenblicke kam auch das kaiserliche Heer an, und die ganze Macht der Rebellen wurde zerstreut.

Um den Thron zu befestigen, erklärte man Liéuju, der den Namen Tsangwuwang in der Geschichte führt, schon im zwölften Jahre für mündig. Der Knabe war aber keineswegs mit dem Pomp des Hofes zufrieden, sondern lief muthwillig wie ein Straßenjunge durch die Stadt, lebte am liebsten in den Kneipen mit liederlichen Leuten, erklärte, der Sohn eines gemeinen Mannes zu seyn, warf die Staatskleider von sich und

betrug sich überhaupt so unwürdig, daß seine eigene Mutter auf den Gedanken gerieth, ihr Kind zu verstoßen. Sobald der Knabe größer geworden war, trieb er sein Wesen mit einem gewaffneten Haufen Bösewichter, und schlug auf offenem Wege Leute, denen er begegnete, todt. Der alte Siaotaotsching, sein Lehrer, war eines Tages eingeschlafen, als der Prinz, von einem seiner Züge zurückkehrend, hereintrat. Da entblößte er den Bauch des Generals, beschrieb eine Scheibe um den Nabel, und schoß einen Pfeil danach ab. Glücklicherweise erwachte der alte Held, und wehrte den Schuß mit einem Brette ab, während der Prinz laut über den Streich lachte; aber der versuchte Kriegsmann vergab dem hohnlachenden Zöglinge nicht. Nach einiger Zeit war dieser Unhold wie gewöhnlich den ganzen Tag herumgelaufen, und warf sich am Abend ermüdet in einem Tempel nieder. Dann forderte er Branntwein, trank eine große Menge, und streckte sich hierauf auf ein Bett. Die Verschnittenen, welche schon Befehl von Siaotaotsching erhalten hatten, hieben ihm sogleich den Kopf ab. — Nun versammelte sich augenblicklich der Reichsrath, und die Frage, wer nun das Reich regieren sollte, beschäftigte die Anwesenden einige Augenblicke; denn die ganze Songfamilie war ja schon ausgerottet worden. Alle zeigten auf den erfahrnen Feldherrn hin, als den würdigsten Mann, der das Staatsruder führen könnte. Er aber schüttelte seine grauen Haare und antwortete bedächtlich: laßt den dritten adoptirten Sohn des Mingti den Thron besteigen. Jener wurde daher zum Kaiser ausgerufen (477) und erhielt den Titel Schunti.

General Siaotaotsching war nun der eigentliche Oberherr. Durch den Neid seiner frühern Gefährten entstand ein kurzer Bürgerkrieg; denn sie sahen nicht gerne daß er im Besitze aller Macht sey. Seine Brüder, Söhne und übrigen Verwandten bekleideten die höchsten Ehrenstellen, und seine Gegner starben auf dem Blutgerüste. Endlich wurde er zum Tsi-Prinzen ernannt. Nun konnte er sein großes Verlangen nach der Krone nicht länger überwältigen. Schunti mußte abdanken (479) und wurde mit seiner Mutter und den noch treuen Dienern nach einem andern Palaste geführt, während ihm Siaotaotsching den Titel eines Königs gab. Kaum waren aber die Feierlichkeiten der Krönung vorüber, als eine Ehrenwache sich um das Schloß des Schunti

stellte, unter dem Vorwande, ihm als einem großen Prinzen ihre Achtung zu bezeugen. Dieß waren aber eitle Worte, denn wenige Tage darnach brachen abgefeimte Schurken in das Gebäude, ohne daß die Schildwachen sich darum bekümmerten, und mordeten die Ueberbleibsel der Songfamilie. Nur ein unmündiges Kind blieb am Leben; die Kaiserin mit allen ihren Frauen bespritzte mit ihrem Blute den Staatssaal. So verlor dieses Mördergeschlecht für immer den Thron.

Keine Herrscherlinie kommt jener der Song an Blutgier gleich. Zerstörung war das Element der Kaiser, und oft mißbrauchten sie ihr gutes und sonst vortreffliches Talent zu solchen Gräuelthaten. In Regierungskunst standen einige sehr hoch; auch das Glück der Unterthanen lag ihnen am Herzen; nur gegen ihr eigenes Geschlecht und gegen die Großen wütheten sie mit ruchloser Grausamkeit. China hatte sich bedeutend durch sie gehoben, und die schwere Geißel des Krieges wurde weniger vom Volke gefühlt. Auch im Norden waren damals keine bedeutenden Kriege, und die Tataren wurden gesitteter, während die Hauptschaaren dieses unerschöpflichen Nomadenvolkes im Innern Asiens oder in Europa genug Beschäftigung für ihre Kraft fanden. Im Westen hauste Attila, der Wüthende. Rom konnte nicht lange den fürchterlichen Verheerungen widerstehen und wurde geplündert; das entzweite Reich ward von allen Seiten angefallen, und das westliche sank unter den fürchterlichen Angriffen unerbittlicher Feinde. Aber zu gleicher Zeit erhoben sich kräftigere Menschenracen auf den Trümmern der civilisirten Welt; neue Reiche entstanden, neues Leben regte sich in den Gliedern der Menschheit. Obgleich wir beklagen, daß die Bildung verschwand und Rohheit die Oberhand gewann, so freuen wir uns dennoch über die erneute Gestaltung der europäischen Völkerschaften*).

---

*) Ueber das oben Erzählte hat man einen vortrefflichen Roman. — Der Tongkienkiangmu enthält vollständige Nachrichten.

Alte Geschichte.

VI. Abschnitt.

Die Tsi-Dynastie.

(479 — 502 n Ch.)

Der Name seines Fürstenthums Tsi war auch der Titel der Herrscherlinie, welchen der neue Kaiser Kaoti seinem Hause beilegte. Wie groß der Umschwung der Ereignisse, die ihn vom Blutgerüste znm Throne brachten! wie groß die Erwartungen von dem schon geprüften, tapfern und erhabenen Staatsmanne! Er war stolz auf seine Vorfahren; denn schon unter den Han war einer derselben ein berühmter Minister während des wichtigsten Zeitraums gewesen.

Die Wei-Tataren, zu welchen sich nun auch die Kitan gesellt hatten, wünschten nun etwas Entscheidendes wider China zu unternehmen, und zogen daher in zahlreichen Heeren über die Gränze. Anstatt rasch fortzugehen, wollten sie sich erst an der Eroberung von Festungen üben, und wurden, wie man natürlich hätte erwarten können, aufgehalten, dann durch Mangel und Krankheit genöthigt, schnell den Rückzug in die Heimath zu nehmen. Viele Tausende von ihnen waren auch schon durch eine künstlich bewirkte Ueberschwemmung ertrunken.

Anstatt große Thaten zum bleibenden Andenken seiner Regierung zu verrichten, blieb Kaoti ruhig, und starb schon im Jahre 482.

Wuti war sein Nachfolger, ein Prinz, der Ruhe allen Genüssen vorzog, die Jagd leidenschaftlich liebte, und der Gelehrsamkeit die größte Ehre zollte. Wie jedes Land, so hatte auch China seine Freigeister, Leute die systematisch behaupten, was das verdorbene Herz eines jeden flüstert. Fantschin, der große Verfechter der Zügellosigkeit, behauptete, das Verhältniß der Seele zum Leibe sey gleich der Blüthe zum Baume, der Schärfe zum Schwerte, und mit philosophischem Scharfsinne entschied er, daß das Bestehen der ersteren ohne das des zwei-

ten nicht möglich sey. Er lachte herzlich über alle Systeme, sprach in erhabenen oft unverständlichen Worten über die Vortrefflichkeit seiner eigenen Lehrsätze, und fand ungeheuren Eingang; denn nichts entspricht den der Weltliebe hingegebenen Menschen so sehr, als der Gedanke, daß alle geistigen Begriffe nur Tand und Lügen seyen, und das Jenseits eine Fabel elender Wichte. Einer der Gelehrten wagte ihn zu widerlegen; allein was kann man wohl Leuten dergleichen Art antworten, und was ein Chinese, der ohne Gott in der Welt lebte, wenn er selbst den ganzen Kram des Kongfutse auspackte. Es wurde also Mode den Grundsätzen eines solchen tiefen Denkers, wie Fantschin, zu huldigen, sich um die Zukunft nicht mehr zu bekümmern, das Vergnügen des Augenblickes zu genießen, und die Unsterblichkeit der Seele als ein Hirngespinnst zu betrachten.

Der junge Wei-Fürst wurde von seiner Großmutter mit unabläßlicher Strenge behandelt, und einmal selbst während des strengsten Winters in ein Zimmer gesperrt, um dort vor Kälte und Hunger umzukommen; denn das leidenschaftliche Weib hatte die Krone einem andern zugedacht. Allein sie starb endlich, und der übelbehandelte Kronprinz, anstatt der Schmach sich zu erinnern, ehrte das Andenken der Verstorbenen und trauerte drei Jahre um die Tyrannin. Er wollte nicht einmal den niederträchtigen Verschnittenen, welchen sie zu großen Ehren erhoben hatte, bestrafen, sondern gab ihm nur den Titel eines Schänders der Tugend, worüber sich der Günstling so sehr entrüstete, daß er sehr bald starb. Wuti wollte seine Beileidsbezeugung kund machen, und schickte daher eine Gesandtschaft nach dem Wei-Hofe, die mit wahrer chinesischer Förmlichkeit sich über die Ceremonien der Trauer unterhielt und das kongfutsianische System wieder in Ruf brachte. Allein der Fürst gab solche treffliche Beweise von der großen Verehrung des Meisters und seiner Gebote, daß er den höflichen Chinesen das größte Lob abnöthigte.

Wuti that sehr viel für die innere Verwaltung des Landes, wurde aber bald der Geschäfte müde, und ließ es nun seine ganze Angelegenheit seyn, den wilden Thieren in den Wäldern nachzujagen, während ein Minister die Landesverwaltung besorgte. Als dieser starb, verschied er selbst aus Gram über seinen Verlust.

Sein Enkel, der unter dem Namen Siaotschao bekannt ist, war der gewissenhaften Treue verschiedener Räthe, unter denen Siaolun der berühmteste war, übergeben worden. Allein er war ein lebenslustiger Jüngling, und hatte bald eine Menge von gleichartigen jungen Leuten um sich her versammelt, mit denen er alle Ausschweifungen trieb, und den Schatz seines kärglichen Ahnen so ziemlich leerte. Seine Mutter, anstatt sich dieser Ueppigkeit zu widersetzen, lebte selbst zum Aergerniß des Hofes mit einem Buhlen, dem sie eine hinopfernde Liebe bewies. Siaolun zum höchsten aufgeregt, beredete endlich den leichtfertigen Kaiser das Todesurtheil des Lieblings zu unterschreiben, und dadurch ermuthigt wagte er selbst die fröhlichen Spielgenossen seines Zöglings aus dem Wege zu schaffen. Weder die Thränen der Kaiserin, um ihren zärtlich geschätzten Freier zu retten, noch der Groll des leidenschaftlichen Oberherrn vermochten das Geringste bei Siaolun. Dieser sich mächtig glaubend, machte selbst eine Vorstellung den Siaotschao abzusetzen; allein wie geheim man auch immer diesen Rathschlag gehalten hatte, so erfuhr der junge Fürst dennoch den Entschluß. Er rief daher seinen Vormund nach dem Palaste; dieser bedachtsame Staatsmann fand sich jedoch schon an der Spitze der Armee, und als ein Höfling es dem Siaotschao hinterbrachte, floh er selbst auf seinem Wagen, um der Gefahr auszuweichen. Allein Siaolun jagte ihm nach, und den Kaiser auf dem Markte erhaschend schlug er ihn todt. Er wollte nun ein anderes unmündiges Kind zu der hohen Würde erheben, allein die erschrockenen Prinzen des Geblüts standen wie ein Mann wider den Mörder auf. Da bestach er ihre Bedienten, und diese lieferten ihm eilf derselben in die Hände, und keiner blieb am Leben. Der Jüngling, welchen Siaolun selbst zum Throne erhoben hatte, wurde nun auch wieder seiner Würde entsetzt, und da er noch in seinem niedrigen Zustande dem Minister Mißtrauen einflößte, wurde er durch Gift umgebracht. Nun glaubte Siaolun es sey Zeit das Scepter selbst zu führen, und regierte unter dem Namen Mingti (494).

Der Wei-Fürst war erfreut, wieder Gelegenheit zu haben, um sich in die Sachen China's zu mischen. Er war ängstlich bemüht, seinen tatarischen Soldaten den Anstrich hoher Bildung zu geben und die Unterthanen auf gleichen Fuß mit ihren chinesischen

Landsleuten zu stellen. Die ersteren waren die Vertheidiger des Vaterlandes, die letztern die Ackerbauer, das Interesse beider aber so in einander verschlungen, daß gegenseitige Unterstützung ihnen Bedürfniß geworden war. Man warf oft den Bewohnern des Nordens ihre rauhen Sitten und Unbehülflichkeit vor, worüber sich der Oberherr ärgerte, und es durch das Studium der Literatur zu einer gleichen Stufe mit den Bewohnern Nankings bringen wollte. Sein eigener Sohn aber vereitelte die besten Hoffnungen; denn des Lernens müde, und von äußerst wilder Natur, wollte er nicht länger am Hofe bleiben und sich durch Bildung verweichlichen lassen. Im Süden angelangt, verbrüderte er sich mit andern Officieren gleichen Sinnes, die Gelehrsamkeit als entehrend und lächerlich betrachteten; er wollte mit den Truppen gegen die Hauptstadt ziehen, um seinen eigenen Vater zu entthronen. Allein er wurde als ein Gefangener dorthin gebracht, und als man ihn zum gemeinen Mann erniedrigt hatte, machte er wieder Anschläge, die Garden des Palastes heimlich zu bestechen; daher wurde er zur Strafe enthauptet.

Mingti wurde endlich krank, und fürchtend, daß sein Thronfolger von den Verwandten seiner Familie umgebracht werden möchte, verordnete er auf seinem Sterbebette, daß die noch lebenden Glieder des Kaiserhauses in den Anklagezustand versetzt und angedichteter Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt werden sollten. Dieß war die letzte That eines Regenten, der sehr große Eigenschaften besaß, doch seinen Namen mit der Thronräuberei befleckte, und wahnsinnig über seine begangenen Verbrechen ins Grab sank.

Tonghoan, sein Nachfolger (498), dem man nur den Titel eines Herzogs zugesteht, war zu jung und schwach, ein geraubtes Scepter zu führen, und daher gab es während seiner Regierung Unruhen auf Unruhen, und eine Empörung folgte der andern. Ein gewaltiger Streit um die Krone brachte fürchterliches Unglück über das arme Land, und obgleich der Fürst sich durch Gift und andere Gewaltthätigkeiten von seinen Gegnern zu befreien verstand, so konnte er das auflodernde Feuer der Empörung doch nicht ersticken. Endlich gab Siaojen, ein sehr glücklicher Officier, dem Reiche einen andern Kaiser (501) unter dem Titel Hoti. Man mußte jedoch erst den vorhergehenden Monarchen mit dem Schwerte vertreiben,

ehe dieser China sein nennen konnte. Jener aber, obgleich ein verworfner Mann, vertheidigte sich sehr entschlossen; daher mußte Siaojen erst Nanking, welches damals Kangkien hieß, belagern. Von allen Seiten bedrängt faßte der Grausame den Entschluß, alle Großen ums Leben zu bringen; denn diesen gab er die Schuld, ihn ins Verderben gestürzt zu haben. Dieser Plan wurde aber verrathen, und mit großer Festigkeit schritten die Vornehmsten ins Zimmer des Kaisers und durchstachen ihn mit einer Lanze, schlugen ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Siaojen als Geschenk. Dieser rückte nun in die Stadt, tödtete alle Creaturen des Verstorbenen, und befreite auch 2000 Weiber aus dem Harem, die der Elende dort unterhalten hatte.

Nach so glänzendem Erfolge wollte Siaojen nicht länger einem Herrn gehorchen, und der Schattenkaiser Hoti fürchtete sich zu sehr, um dawider etwas ins Werk zu setzen. So schrieb er dann mit zitternder Hand seine Abdankung und begab sich ins Privatleben. Da schickte ihm Siaojen eine Summe Geldes nach. Hoti nahm sie verächtlich in seine Hände, und sagte hohnlächelnd, was kann mir dieß frommen? ich will mich recht lustig besaufen. Er nahm dann den Becher, leerte ihn mehreremal, bis er ganz betrunken niederfiel. In diesem Augenblick zog der Diener des Siaojen eine Schnur um seinen Hals und erdrosselte ihn. Mit Siaojen, der nun den Thron bestieg und Wuti genannt wurde, fängt die Leang-Dynastie an (502).

Die Tsi hatten zu kurz regiert, um etwas Außerordentliches zu leisten. Leider war zu jener Zeit unter den Großen wenig Achtung für die Wüstlinge, welche regierten, um nur zu prassen. Dadurch wurde aller bürgerlichen Ordnung ein Ende gemacht, und die böseste Begierde des Menschen, Herrschsucht, erhielt bleibende Nahrung, zum großen Verderben des armen Volkes.

Alte Geschichte.

VII. Abschnitt.

Die Leang-Dynastie.

(502 — 556 n. Ch.)

Wuti, wie sein Name schon sagt, war ein Krieger, und hatte zuerst seinen Ruhm durch einen völligen Sieg über die Wei-Truppen begründet. Beim Antritt seiner Regierung fand er natürlich sehr großen Widerstand, und schon waren verschiedene Große im Felde, um die vorige kaiserliche Familie zu rächen und sich selbst Reichthum und Ehrenstellen zu erwerben. Mit diesen hatte er sich herumzutummeln, und noch überdieß einen kleinen Kampf mit den Barbaren des Nordens zu bestehen. Allein Wuti sah sehr wohl ein, daß es nicht das Schwert sey, wodurch Völker beglückt werden können; daher wurde er einer der ersten und kräftigsten Verbreiter der kongfutsianischen Philosophie; denn gerade in diesem System schien ihm das Wohl des Staates aufgeschlossen zu seyn. So wurden denn Schulen und Akademien wieder angelegt, um die Classiker auswendig zu lernen und zu erklären, den Geist des Volkes einzuzwängen und nach den alten Regeln zu bilden. Dem Kongfutse selbst bewies der Kaiser die größte Ehre; er erbaute prächtige Säle, wo ihm die höchste Ehre eines Abgottes erzeigt wurde. Der Monarch selbst war bei den Prüfungen der Schüler gegenwärtig, belohnte die Fleißigen und gab ein Beispiel der höchsten Achtung für alles was die Alten geschrieben hatten. Er opferte auch dem Himmel, wie die frühern Kaiser, und stellte den ganzen Ritus wieder her, wie er schon Jahrhunderte stattgefunden hatte.

Glücklich in seinem Kriege mit den Barbaren, wollte er sie dennoch nicht aufs äußerste treiben. Anstatt sich die schwer erworbenen Vortheile zu Nutzen zu machen und die eroberten Länder seinen eignen beizufügen, war er zufrieden mit dem großen Ruhme seiner Thaten und ruhte auf seinen Lorbeeren. Dabei verbesserte er aber die astronomischen Berechnungen, machte einen

sehr guten Kalender und gab noch überdieß dem Volke das immer äußerst erhebende Schauspiel, den Kaiser pflügen zu sehen, worüber die ganze Nation sich herzlich erfreute.

Im Norden starb endlich der Wei-Fürst, welcher mit großem Beifall sein Reich beherrschte. Als sein zweiter Sohn als Jüngling zum Throne kam, gab es am Hofe sehr viele Unzufriedene, und daher erdrosselte der junge Regent den mächtigsten Gegner, und erniedrigte die verwittwete Kaiserin zu einer Dienstmagd. Dagegen erhob er eine andere Fürstin zu jener Würde, welche sich auch so sehr dabei gefiel, daß sie die ganze Verwaltung über sich nahm. Sie wagte es selbst, dem Himmel ein Opfer darzubringen, was noch nie ein Weib vor ihr gethan hatte, und die Geschäfte der Minister mit großem unermüdlichen Fleiße zu betreiben. Denn sie war eine sehr gelehrte Dame, hatte die ganze Geschichte inne, und die Classiker sehr wohl studirt. Nun fehlte es ihr nur noch an Krieg; daher kündigte sie auch diesen dem tapferen Wuti an. Schon im vorigen Feldzuge hatte sich eine Gemahlin des Commandanten einer Stadt, da ihr Mann gerade abwesend war, an die Spitze der Besatzung gestellt und auf den Wällen sehr tapfer wider die Belagerer gefochten. Als nun die Tataren eine Festung erobern wollten und der Befehlshaber krank danieder lag, nahm seine edle Frau das Commando anstatt ihres Ehemannes. Nachdem sie die sprechendsten Beweise ihrer Tapferkeit gegeben hatte, und ein Officier im Kriegsrathe zur Uebergabe rieth, hieb ihn die Heldin im Angesicht Aller nieder. Die Feinde mußten daher unverrichteter Sache wieder abziehen, und mit dem Gedanken von ihrem Vornehmen abstehen, daß ein bloßes Weib sie besiegt habe.

Die Kaiserin, ihr Name war Hu, sah nun wohl, daß sie nicht durch Waffenthaten glänzen würde, und daher blickte sie mit brechendem Auge auf ihren Schatz, der noch ziemlich angefüllt war, um zu sehen, welches große Werk nun anzufangen sey. Als sie nun ihren Freunden sehr reichlich gespendet, baute sie dem Buddha einen herrlichen Tempel von den kostbarsten Materialien, die man nur herbeischaffen konnte, und so ungeheuer groß, daß der Palast im Vergleiche damit ganz unbedeutend erschien. Dadurch glaubte sie nun ihren Namen verewigt zu haben; allein die eifersüchtigen Minister ließen es nicht dabei bewenden; sie mach-

ten ihr die ernsteste Vorstellung, der classischen Religion wieder Vorschub zu leisten, und der elenden und finstern Secte zu entsagen. Obgleich die marmornen Tafeln, auf welche man die Classiker eingegraben hatte, noch bestanden, und jeder der Lust hatte sich daran satt lesen konnte, — sie waren öffentlich ausgestellt, — wollte Hu den Rathschlägen der Staatsmänner dennoch nicht Gehör geben und zog, ungeachtet ihres Vielwissens, den Buddha dem Kongfutse vor. Da sie sehr verschwenderisch gelebt hatte, konnte sie endlich den Mandarinen nicht ihren jährlichen Gehalt bezahlen, was ihr viele Herzen entfremdete. Hu war noch in ihren besten Jahren und fing eine Liebschaft mit einem Prinzen von sehr schönem Wuchse an. Die financiellen Verhältnisse des Landes waren äußerst herunter gekommen, und sie suchte sich auf diese Weise für die Regierungssorgen zu entschädigen. Aber diese Sache wurde bald ruchtbar, und die Zungen der Verleumder machten sie noch viel ärger; daher wagte es der Bruder des Liebhabers, ein wüster Mensch, im Namen des jungen Kaisers, die Hu in einem Palast einzuschließen. Darüber entstand ein Bürgerkrieg, — denn noch hatte sie viele Anhänger, — welcher dem Lande sehr großen Schaden brachte. Eines Tages hatte sich der Gegner der Hu entfernt; sie entschlüpfte aus ihrem Gefängnisse in den Rathssaal, um, wie sie vorgab, ihren geliebten Sohn, den jungen Kaiser, zu sehen. Die Minister waren gerade versammelt, als sie weinend ihr Kind an ihren Busen drückte und nun darauf bestand, sich ganz von der Welt zu entfernen und Nonne zu werden. Sie wollte sich schon das Haar abschneiden, als alle Anwesenden sie in den flehendsten Ausdrücken baten eine solche That nicht zu begehen, bis sie endlich durch die heiligsten Versprechungen, ihre Freiheit und die Gesellschaft ihres Sohnes wieder zu erhalten, sich bewegen ließ, von diesem scheinbaren Vorhaben abzustehen. Wie freute sich die Kaiserin im Geheimen ihren Zweck nun erreicht zu haben, und mit welchen großen Hoffnungen betrat sie wieder ihre neue Laufbahn. Auf einem zufälligen Spaziergange besprach sie sich mit dem ersten Minister, um ihrem Feinde den Marschallsstab zu nehmen. Dieß glückte; noch hielt er sich aber im Ministerium. Um ihn von dort hinwegzutreiben, mußte die Geliebte des Herrschers den jungen Kaiser mit heißen Thränen bereden, daß er ihr nach dem Leben strebe. Dieß aber, fügte sie hinzu, ist eine Sache

von sehr geringer Bedeutung; was mich am meisten kränkt, ist sein Anschlag auf dein eigenes Leben. Da konnte sich der junge Wei-Prinz nicht länger halten, er verabschiedete daher mit Entsetzen den angeklagten Staatsmann, und seine Mutter, nachdem sie ihn die größten Demüthigungen hatte erfahren lassen, ergriff wieder das Ruder. Immer lebhaft, wie vorher, zeigte sich Hu oft dem Volke; und sie machte sehr bedeutende Reisen, zum großen Aerger der Beamten, denn diese wünschten, daß sie sich einschließen möchte, wie alle andern Weiber. Einer der Großen machte ihr daher sehr herbe Gegenvorstellungen, und führte eine Stelle des Buches des Ritus an, welche den Wittwen gebeut, sich als halbtodt zu betrachten, und nie mit irgend einem Schmucke sich der Welt zu zeigen. Hu ließ ihn zu sich rufen; anstatt aber ihn zornig anzuschnauben, redete sie mit großer Milde zu ihm und wollte ihm nicht einmal den Abschied geben, obgleich er dieß ernstlich verlangte. Großmüthig vergab sie auch einem General, dessen Betragen sie des Tadels werth erachtete und auf dessen Haupt selbst ein Preis gesetzt war. Denn er kam entschlossen nach dem Palaste, und vertheidigte sich dergestalt, daß sein Betragen selbst ihr Lob erlangte.

Unterdessen wurden die Abgaben im Wei-Staate immer drückender. Die Unterthanen empfanden die Folgen des Krieges, denn außer dem Kampfe mit Wuti hatten sie auch noch die Einfälle wilder Barbaren des Nordens zu dulden. Unter solchen Umständen waren Empörungen unvermeidlich, und die Soldaten hatten genug zu thun, um das Feuer des Aufruhrs zu löschen.

Wuti, nach langem Studium der Classiker, konnte darin durchaus keine Befriedigung finden; lebenssatt begab er sich daher in ein Kloster der Bonzen, wo er auch das gewöhnliche Gelübde ablegte. Seine Diener entsetzten sich darüber und drohten die Vernichtung der ganzen Clerisei, wenn der Kaiser nicht wieder die Regierungsgeschäfte übernehmen wollte. Daher waren sie endlich im Stande ihn aus dem Schlupfwinkel herauszuziehen; der Monarch mußte jedoch eine bedeutende Summe bezahlen, um sich von den Versprechungen an die Mönche loszukaufen. Wer hätte geglaubt, daß solch ein trefflicher General und weiser Fürst sich solchen Abgeschmacktheiten hätte hingeben können? Doch was ist der Mensch, ohne Gottes Erbarmen, ohne die liebende Leitung des Heilandes?

Da die Empörungen im Wei-Staate sehr überhand nahmen, wünschte der junge Fürst sehr, sich dem Einflusse der Hu, seiner Mutter, zu entziehen; da dieß nur durch Gewalt geschehen konnte, sandte er seinen Befehl an einen der tüchtigsten Generale, um mit einem siegreichen Heere nach der Hauptstadt zu eilen. Allein noch mahnte ihn die kindliche Liebe, sich eines solchen Schrittes zu enthalten; daher widerrief er seine ursprüngliche Verordnung. Die Kaiserin, welche davon Kunde erhalten hatte, entschloß sich gleich zu ernsten Maßregeln. Nachdem sie durch ihre Creaturen den Fürsten des Throns verlustig erklärt hatte, sandte sie ihn erst ins Gefängniß und ließ ihn dort heimlich durch Gift umbringen, während ein Säugling unter ihrer Vormundschaft zum Nachfolger erklärt wurde. Sobald diese Nachricht sich im Heere verbreitete, riefen die rauhen Soldaten lebhaft aus: wir wollen kein Weiberregiment. Ihr unternehmender Feldherr ernannte zugleich, in Vereinigung mit mehreren Officieren, einen andern Prinzen zum Thronfolger. Bebend hörte Hu von diesem Ereignisse; ihre Anhänger verloren sich schnell, denn jeder suchte seine eigene Sicherheit, und von allen verlassen, schnitt sie sich das Haar ab und ward eine Nonne. Kaum aber war die Armee in die Residenz eingezogen, so ergriff sie der Urheber dieser Umwälzung und stürzte sie sammt dem jungen Sohn in den gelben Fluß. Hierauf versammelte er alle Großen im offenen Feld, hielt eine kurze Anrede, in welcher er sie mit Schmähworten überhäufte und gab hernach seiner Reiterei Befehl, über sie her zu fallen. In diesem Gemetzel entging auch nicht ein Einziger dem Schwerte. Da einmal die Blutgier erregt war und neue Opfer verlangte, begab sich der General nach dem Palaste, wo er zwei Brüder des vergifteten Prinzen fand. „Ihr müßt auch sterben," rief er ihnen zu, „denn sonst würde man sich ums Reich streiten," und stieß sogleich sein Schwert in den Busen der Schlachtopfer. Als er seinen Blick über die volkreiche Hauptstadt Lojang warf, argwohnte er, daß die zahlreichen Einwohner vielleicht über seine geringe Zahl von Kriegern herfallen möchten. Daher beschloß er auch ihren Untergang. Als nun der Fürst, welchen er selbst auf den Thron gesetzt hatte, ihm die bittersten Vorwürfe über seine Räubereien und Morde machte, wollte er auch ihn aus dem Wege schaffen und, von Blut triefend, sich selbst zum Chane machen. Seine

besten Freunde jedoch mißbilligten dieß Unternehmen; der General gab ihren Vorstellungen Gehör und stand nicht nur von seinen Plänen gänzlich ab, sondern wurde so von Reue und Zerknirschung ergriffen, daß er sich vor die Füße seines Oberherrn warf und ernstlich für sich selbst die Todesstrafe erbat. Der Wei-Fürst war tief gerührt über diese Ergebung und schenkte ihm das Leben.

Andere Officiere waren jedoch anderer Meinung. Sie verbanden sich mit einem Anführer der Leang-Familie, drohten dem Mörder mit fürchterlicher Strafe und eroberten im Namen des Wuti Festung auf Festung. Der alte mit Schandthaten befleckte Tatar wurde durch diese Nachricht von seinem Schlummer aufgeweckt. Schnell stellte er sich an die Spitze eines sieggewohnten Heeres und jagte mit seinen gleichgesinnten Waffengenossen den Feind aus dem Lande. Nun konnte der alte General wieder sehr behaglich der Ruhe genießen; allein um nicht ein Weichling zu werden, zog er nach den entferntesten nördlichen Gegenden der Tatarei, um dort Bären und Wölfe zu jagen und unter Schnee und Eis sich abzuhärten. Nach den Mühen des Tages besprach er sich dann mit seinen lustigen Gesellen, die ihm wegen seiner Nimrod gleichen Kraft und Geschicklichkeit ihre höchste Bewunderung zollten. Aber er erwiederte: Glaubt ihr, daß ich Verdienste habe? nein! wenn ich das ganze Reich (den südlichen und nördlichen Theil) unter einem Herrn vereinigt habe, dann nur habe ich Lob verdient. Allein wartet nur, bis die großen Herren des Hofes im Herbste zur Jagd hieher kommen; wir werden schon die Bösen von den Guten unterscheiden können, und die nöthigen Maßregeln zur Wegschaffung der letztern treffen. Dieses Gespräch wurde dem Oberherrn hinterbracht; sogleich berief er ihn nach der Hauptstadt und sagte ihm dreist ins Gesicht, daß er verrätherische Absichten habe. Der alte Officier läugnete nichts. Man verbreitete sodann das Gerücht, daß die Kaiserin von einem Sohne entbunden sey. Von einem seiner Freunde begleitet ging der Feldherr hin, um dem Monarchen Glück zu wünschen; sobald sie aber in den Saal getreten waren, wurden sie augenblicklich niedergehauen.

Da erfuhr der Bruder des Getödteten den Unfall und schrie mit lauter Stimme Rache! Der Familie huldigten die tapfersten Soldaten alle, das Heer wuchs schnell an, in wenigen Monaten stand man vor der schlecht vertheidigten Hauptstadt und der

Wei-Fürst mußte sich den Rebellen zitternd ergeben. In Fesseln geschlagen, mußte er das gräßliche Schauspiel mit ansehen, daß sein Sohn in Stücke zerhauen wurde, während die Residenz den zügellosen Soldaten preisgegeben war. Allein bald erhob sich ein anderer Befehlshaber wider diese Bösewichter; er schlug sie in zwei verschiedenen Schlachten, entthronte die Fürsten, welche sie auf den wankenden Thron gesetzt hatten, machte selbst einen Kaiser, und stellte die Ruhe im Lande her, das noch außerdem einen Einfall der tatarischen Horden zu erdulden hatte. Darauf entstand Eifersucht zwischen ihm und dem Hofe; der herrschsüchtige Oberfeldherr rückte nach der Hauptstadt, die er von allen Soldaten entblößt fand, und ermordete kaltblütig alle Großen des Reiches. Nun schlug er auch seinen eigenen Kaiser, und als dieser es nicht wohl mit dem Widersacher aufnehmen konnte, so verlegte man die Hauptstadt nach dem Osten, und es entstanden nun zwei Wei-Reiche: das östliche, den Namen Tsi, das westliche, den Titel Tschéu führend, welche viele Jahre lang aufs heftigste mit einander kämpften. Diese Kriege wurden mit großer Wuth unternommen; fürchterliche Schlachten wurden geschlagen. Tausende ertranken; ganze Districte starben den Hungertod; aber wir wollen der Gräuel nicht weiter erwähnen.

Wuti, in seinem Alter ein sehr friedliebender Fürst, der das Land auch ziemlich wohl regierte, empfand wieder die Lust, sich ganz den Götzen zu widmen. Um dieß zu können, legte er ein neues Gelübde vor dem Bilde des Buddha ab und beschäftigte sich Tage lang mit den Priestern, um über ihre Lehren weiteren Aufschluß zu erhalten. Die Großen entsetzten sich über solche Schwärmerei und eilten zum Kloster, um dort den Kaiser zu bereden, das Gesindel der Betrüger zu verlassen und nach dem Palaste zurückzukehren. Lange waren ihre Vorstellungen vergeblich; als man aber dem Wuti mit der Wahl eines neuen Monarchen drohte, wurde er plötzlich anderen Sinnes und nahm die Staatsverwaltung wieder auf sich. Als ein treuer Pythagoräer wollte er nie Fleisch essen, noch Milch trinken, noch den geringsten Aufwand dulden, sondern begnügte sich mit bloßen Gemüsen, und ging in der schlechtesten Kleidung unter seinen buntgeputzten Höflingen umher. Da träumte er in einer Nacht, daß ihm die Provinz Honan wieder zurückgegeben werden sollte; daher fing er

mit dem Besitzer des Wei-Staates einen ernsten Krieg an, der aber zu seinem Schaden endete, so daß er einen sehr nachtheiligen Frieden zu schließen hatte. Die Cochinchinesen, unter der Anführung eines tüchtigen Vaterlandsfreundes, machten sich auch unabhängig und behaupteten eine geraume Zeit ihre Freiheit; sie wurden aber nachher wieder unter chinesische Botmäßigkeit gebracht.

Unter diesen Kriegen war ein gewisser Kinghéu sehr mächtig geworden, und da er sehr einflußreiche Freunde in der Hauptstadt hatte, erklärte er, daß er die Rechte des Reiches mit seinem auserlesenen Heere behaupten wollte. Er rückte daher nach Nanking, und schloß die Stadt sechs Monate ein. Der Kaiser, sobald er Kunde von seinem Anmarsche erhalten hatte, wurde darüber äußerst bestürzt und übergab willig die Regierung seinem Sohne, dem Thronerben. Aber die Hungersnoth in der Hauptstadt war nun schon sehr groß geworden und die zahlreichen Einwohner hatten nicht den geringsten Vorrath; daher schloß der gute Wuti einen Vergleich mit dem Rebellen ab, welcher ihm die Hälfte des Reiches zusicherte. Dafür mußte der Monarch jedoch seinen eigenen getreuen Soldaten in der Nachbarschaft den Befehl ertheilen, sich zurückzuziehen. Sobald der Belagerer davon Kunde erhielt, wagte er noch einen letzten Angriff; die Thore, von Vertheidigern entblößt, wurden geöffnet, mit seiner geharnischten Leibwache eilte er schnell zum Palast, um dort vor dem Kaiser zu erscheinen. Dieser war nun ein ehrwürdiger Greis von 86 Jahren, und empfing ihn in Gesellschaft des Kronprinzen mit chinesischer Würde. Der Empörer wurde durch dieß Betragen in Furcht gesetzt, und als der kalte Schweiß von seiner Stirne herabträufte, gestand er, daß in der heißesten Schlacht ihm nie so bange zu Muthe gewesen sey. — Fürchterlich war der Schmerz, welcher die Brust des Wuti bei seiner Absetzung und diesen Scenen durchwühlte; sich selbst beschuldigend, sank er ohnmächtig nieder (549), und gab nie mehr ein Zeichen des Lebens von sich.

Unter der trügerischen Obhut des Aufrührers bestieg Kienwen den Thron. Schon hatte der Verwegene einen anderen Prinzen zum Schattenkaiser bestimmt; allein jener Fürst war zu erzürnt über das Betragen seines Gönners und wollte das Scepter, die Krone aus solchen Händen nicht empfangen. Gleich nach dem Tode des Wuti hatten die Glieder seiner Familie die Waffen

ergriffen, nicht etwa, um den Länderräuber zu bekämpfen, sondern sich selbst des Reiches zu bemächtigen, so daß sie meistentheils wider einander stritten. Kinghéu sah mit sehr großem Wohlgefallen zu; er konnte aber nicht verhindern, daß nicht einige getreue Heere muthig den Seinigen entgegen rückten und sehr blutige Schlachten lieferten. Er war schon zum Generalissimus gemacht worden, wollte nun aber auch erster Minister werden, worüber der Kaiser beinahe Thränen vergoß, denn ihm selbst blieb weiter keine Macht übrig. Treffen auf Treffen folgte, denn das Volk wollte sich durchaus nicht einem Verräther hingeben; da hielt Kinghéu in der Hauptstadt eine Heerschau und bemerkte zu seiner größten Bestürzung daß die fähigsten und ältesten Krieger schon zum größten Theil auf dem Wahlplatze geblieben waren. Eifersucht gegen den Schattenkaiser belebte seine Brust; er fürchtete ihn, weil er die Mittel zur Gegenwehr verloren; daher sandte er schnell nach dem Palaste, um ihn vom Throne zu stoßen. In der hülflosesten Stellung erschien der Monarch vor dem Minister. Der Kronprinz, welcher schon einmal den Krallen des Kinghéu entgangen war, wollte aus kindlicher Liebe zu seinem Vater ihn nicht in seiner Noth verlassen. Beide wurden nach dem entferntesten Palaste gebracht, und man hörte nie mehr etwas von ihnen; zugleich erhielten 20 Personen des kaiserlichen Hauses den Todesstoß (551). Da stand das ganze Reich gegen den Länderräuber auf. Kinghéu mußte die Residenz verlassen, wo er als Kaiser regieren wollte, um selbst dem Feinde die Spitze zu bieten. Auf dem Jangtse verlor er eine Seeschlacht; er kämpfte zum zweitenmale, tapfer wie ein Löwe; doch verlor er alle seine Anhänger. Da faßte er den verwegenen Entschluß, sich aufs Meer zu begeben. Schon war er im Begriff, aus dem Jangtse auszulaufen, als ihn ein Statthalter erwischte und ihm den Kopf abschlug. Diesen machte er dem neuen Kaiser zum Geschenk, sandte die Hände dem Wei-Prinzen, und ließ den Rumpf in der Stadt Nanking aufhängen, wo er von dem wüthenden Pöbel zerstückelt wurde. Auch nicht eine Thräne wurde seinem Andenken gezollt.

Die Wei-Prinzen würden sich gern in die Angelegenheiten China's eingemischt haben, wenn es in ihrem eigenen Lande nicht bedeutende Unruhen gegeben hätte. Ein General wurde

bei einem großen Gastmahle, gerade als die Speisen aufgetragen wurden, erstochen; sein Bruder rächte den Mord und stürzte seinen Fürsten. Hierauf gab er dem östlichen Wei-Herzogthume den Namen Tsi und wurde der Stifter einer neuen Dynastie. Im Norden gab es auch noch fürchterliche Kämpfe mit den wilden Nomaden, so daß das ganze chinesische Reich in den letzten Zügen zu liegen schien.

In einer solchen Krisis kam Juenti zur Regierung, der den Thron dem Waffenglücke seines Generals verdankte. Er war ein sehr gelehrter Mann, während einer seiner Brüder, welcher ihm das große Glück beneidete, als tüchtiger Feldherr unter dem Volke bekannt war. Schon hatte er die größten Proben eines guten Regenten gegeben, denn in der Herrschaft unter seiner Gerichtsbarkeit herrschte Friede und Wohlstand. Er wagte es daher, sich als Gegenkaiser aufzustellen, wurde aber geschlagen. Nachdem er sein Wort, von solchen ehrsüchtigen Plänen abzustehen, gebrochen hatte, verfolgte ihn Juenti mit großem Eifer und räumte bald allen Widerstand aus dem Wege. Bei seiner Thronbesteigung erschienen die Gesandten des Nordens vom Tsi- und Wei-Staate. Der Kaiser empfing die ersten mit den höchsten Ehrenbezeugungen, und kehrte sich wenig um die letztern. Als diese zu ihrem Oberherrn zurückgekehrt waren, klagten sie daher laut über die Geringschätzung, und der Wei-Fürst wurde so entrüstet, daß er augenblicklich mit einem unzählbaren Heere in China einrückte. Juenti war nicht in seiner Hauptstadt, und bemühte sich vergebens die nöthigen Truppen zu seiner Vertheidigung herbeizurufen. Da stand auf einmal die Tataren-Armee vor den Thoren, und der hülflose Monarch, zur tapfern Gegenwehr entschlossen, hoffte sich so lange zu halten, bis seine eigenen Soldaten zu seiner Hülfe herbeieilen könnten. Vergeblich aber war diese Erwartung. Schon war der Feind im Besitz der Laufgräben, als der tapferste Officier an einer Wunde starb. Juenti, voll von Verzweiflung, rächte sich an der Bibliothek, welche 400 000 Bände zählte, und verbrannte sie, zerbrach sein Schwert, weil weder Philosophie noch Kriegskunst irgend einen Werth hatten, und auf einem weißen Pferde reitend, eilte er zum Stadtthore hinaus. Sobald der Wei-Prinz ihn ansichtig geworden war, hieß er seine Trabanten ihn tödten (554) und überließ die Stadt der Plünderung.

Es entstand nun ein Streit über die Thronfolge unter den Generalen, der endlich zu Gunsten des Kingti entschieden wurde. Dieser war noch ein sehr unerfahrner Jüngling und hatte erst die Regierungsgeschäfte zu erlernen. Seine Stütze war der General Tschinpasien, durch dessen Entschlossenheit er das Scepter erhalten hatte. Allein andere Fürsten waren äußerst unzufrieden, daß sie nicht vorgezogen wurden; sie zogen nun das Schwert, um sich mit Gewalt den Weg zum Throne zu bahnen. Gegen einen solchen erfahrnen General, der schon im Süden die größten Siege über die Barbaren erfochten hatte, konnten die kriegführenden Verwandten sehr wenig ausrichten; ihr Heer wurde in einer entscheidenden Schlacht beinahe vernichtet. Nicht viel besseres Glück hatte ein zweiter Empörer, dessen sehr wohl ausgestattete Armee auch nichts vermochte. Kingti hätte nun wohl ruhig regieren können, allein sein Diener Tschinpasien war zu lüstern nach dem Besitze der höchsten Macht, daß er so etwas hätte erlauben können. Daher ruhte er weder Tag noch Nacht, bis er die Abdankungs-Urkunde von Kingti erhalten hatte, ließ dann (557) den Monarchen auf die höflichste Weise in ein anderes Harem führen, und ergriff selbst das Steuerruder unter dem Namen Kaotsu, seiner Dynastie den Namen Tschin gebend.

Gleichzeitig mit diesem Ereignisse war der Uebergang von einer Herrscherfamilie zur andern im Wei-Staate. Dort regierte ein tüchtiger Minister, der gerne die alten Sitten China's zurückzubringen wünschte und zu diesem Zwecke seinen Sohn zum Prinzen von Tschén ernannt hatte, damit der Name auch das Wesen jenes Zeitalters herbeiführen möchte. Bald darauf stürzte dieser Jüngling seinen Oberherrn ohne Aufsehen vom Throne, und keiner der Officiere wagte es den geringsten Widerstand zu leisten, oder das Haus, welches 149 Jahre das Steuerruder geführt hatte, zu unterstützen. Allein das Land gewann bei dieser Umwälzung.

Die Regierung der Liang-Fürsten war zu kurz, um einen bleibenden Eindruck zurückzulassen. Die lange Verwaltung des Wuti erfreute sich des glücklichsten Erfolges; wie sehr auch nachher die Länder am Jangtse mitgenommen wurden, so war dennoch der südliche Theil des Reiches ziemlich von allen Stürmen frei, und der Ackerbauer lebte friedlich und glücklich in seiner Hütte.

Dieß ist der Zeitpunkt, wo der Buddhaismus eine entscheidende Ueberlegenheit als Volks-Religion erhielt. Es war nicht bloß das Beispiel des Wuti, sondern auch die Vorliebe der Wei-Fürsten, was dazu sehr viel beitrng. Diese hatten selbst eine Conferenz zwischen den Bonzen und rationalistischen Priestern veranstaltet, in welcher die letzteren den Kürzern zogen und aus dem Lande verwiesen wurden. Die Tempel des Schamanismus wurden daher immer mehr vervielfältigt, und die Bettelmönche durchzogen das Land in Schwärmen. Es war auch um diese Zeit daß das Christenthum durch die vertriebenen und verfolgten Nestorianer zuerst sich den Gränzen China's näherte. Jedoch das göttliche Licht war durch abergläubische Gebräuche sehr getrübt, und die Geschichte macht keine Erwähnung von der Ausbreitung der reinen Lehre. — Wie wunderbar sind die Schickungen des Allerhöchsten, daß nicht damals die Kraft des seligmachenden Glaubens den Herzen der Chinesen offenbar und dem Götzendienst für immer ein Ende gemacht wurde!

Es war in dieser Periode, daß man zuerst den Namen Türken vernahm. Ein kleines Volk an den westlichen Gränzen China's, welches sich vorzüglich mit Eisenarbeiten beschäftigte, wurde von den chinesischen Kaisern unbeachtet gelassen, wuchs aber in der Stille zu riesenhafter Größe, erfüllte seine höchsten Bestimmungen in der Folge, und hatte einen viel bleibenderen Einfluß auf den politischen Zustand von Europa, als die zahlreichsten Streifereien des Hunnenvolkes.

Alte Geschichte.

VIII. Abschnitt.

Die Tschin-Dynastie.

(556 — 588 n. Ch.)

Kaotsu war der beste Feldherr seiner Zeit, und hatte sich als solcher in allen Schlachten bewährt. Gleich Suwaroff zeigte er rauhe Sitten; er war mäßig in seinen Speisen, ein Feind

aller Bequemlichkeiten und des Luxus, arbeitsam und entschieden in seinen Handlungen; ihm gebührte ein Thron, allein der Raub war eines solchen Talentes unwürdig. Er hatte nur nach dem Glück, Alleinherrscher zu seyn, gestrebt; doch die Sorge der Regierung und der Kampf zur Befestigung seiner Macht hatten sich, vor seiner Erhebung, seinem Gemüthe nie aufgedrungen. Bald aber fühlte er das Unangenehme seiner Lage; denn ein Liang-Prinz, vom Tsi-Fürsten mit einer sehr starken Armee unterstützt, griff ihn muthig an, so daß die wenigen Jahre seiner Regierung in heftigem Kampf verstrichen. Kaotsu beging die Schandthat, dem gefangenen Kaiser Kingti das Leben zu nehmen, denn sonst glaubte er sich nicht im Besitze der höchsten Macht sicher. So war seine Stellung, wohin er durch Verbrechen gekommen war, durchaus nicht beneidenswerth, und alle seine guten Eigenschaften wurden während der Anstrengungen zur Selbsterhaltung verwischt. Getrübt und entmuthigt sank er aufs Sterbebett hin, und die Erinnerung des Vergangenen erfüllte ihn nur mit Gewissensbissen. Als er starb (559), war er seinem sechzigsten Jahre nahe, und nur zwei Jahre hatte er als Kaiser gelebt. Sein Neffe, der von ihm zum Nachfolger bestimmt war, lehnte die Ehre hartnäckig ab, wurde aber hernach von den Großen gezwungen die Kaiserwürde anzunehmen. Wie wenige Menschen findet man in der Geschichte, welche wie er, von allem Ehrgeize befreit waren.

Wenti, dieß war sein Name, mußte natürlich die Kriege seines Vetters fortsetzen. Er war dem Blutvergießen sehr entgegen, und durchaus kein General. Aber dafür hatte er sehr gewandte Befehlshaber im Felde. Die Tsi-Truppen, welche noch auf chinesischem Boden standen, auf Booten in den Jangtse gelockt, lieferten ein Seetreffen, in welchem sie gänzlich überwunden wurden und in der größten Bestürzung nach allen Richtungen hin entflohen. Das Heer war nun aufgelöst und der Friede kam von selbst. — Im Tsi-Reiche war der Gründer des neuen Herrscherhauses in die entehrendsten Ausschweifungen gefallen, und zu einem elenden Trunkenbolde ausgeartet. Wenn er vom Weine voll war, sah man ihn auf den Straßen herumrennen und die schlechtesten Häuser besuchen, wo er sich allerhand Gewaltthätigkeiten erlaubte. Im Rausche pflegte er Menschen aufs Gerathewohl zu tödten, und einmal unterschrieb er selbst das

Todesurtheil seines getreuesten und talentvollsten Ministers. Nachdem er nüchtern geworden war, reuete ihn die befohlene Mordthat, sie war aber zu seinem großen Entsetzen schon ausgeführt, und zur Sühne veranstaltete er ein herrliches Leichenbegängniß. Bei diesem erblickte er die von Gram erschöpfte Wittwe und fragte sie, ob sie sich nicht tief über den Tod des Gatten betrübe. Da sagte die Trauernde schluchzend, daß ihr der Verlust unersetzlich sey, und der Fürst erwiederte, so gehe denn hin nach der andern Welt, um dich mit dem Gatten zu vereinigen, und mit diesen Worten spaltete er ihr den Kopf. — Das Ungeheuer lebte jedoch nicht lange, und so konnte das Tsi-Land wieder athmen.

Allein es gab dort Streitigkeiten über die Thronfolger; um sich der lästigen Ansprüche der rechtmäßigen Prinzen zu entledigen, tödtete der regierende Herzog den noch lebenden Sprößling, und dieß Verfahren rechtfertigte er durch einen Ring, welchen er um die Sonne gesehen hatte, und der, wie er meinte, auf eine große Umwälzung hindeute, und daher müsse man solchen Zeichen zuvorkommen.

Der friedliebende Wenti, welcher mit seinen Nachbarn Friede gemacht hatte und sich nun der Segnungen der Ruhe im voraus erfreute, war sehr betrübt, einen seiner eigenen Unterthanen sich empören zu sehen. Man hatte nie kräftige Maßregeln von diesem stillen Monarchen erwartet; darin aber betrog man sich, denn sobald es das Reich galt, war Niemand mehr unternehmend und ausdauernd. Tag und Nacht mit der Regierung beschäftigt, lebte Wenti ganz dem Wohle des Volkes, und daher gelang es ihm auch seine Feinde bald zu besiegen. Allein es war dem sparsamen vortrefflichen Weisen nicht vergönnt die Früchte seiner Regierung zu genießen, denn der Tod riß ihn von einem sehr thatenreichen Leben hinweg (566). Die Trauer um einen so vortrefflichen Mann war allgemein und aufrichtig.

Fiti, sein Nachfolger, war noch ein Kind, als er zum Throne kam; die Minister aber, welche der besorgte Vater ihm an die Seite gestellt hatte, waren ehrenfeste Männer, die sehr viel für das Reich zu thun bereit waren. Auf sie sich stützend, gingen die Angelegenheiten der Regierung einen sehr guten Gang, und ein Liang-Fürst, welcher sich wider die Krone erheben wollte, wurde bald geschlagen. Der Bruder des Kaisers jedoch, ein sehr schlauer

einnehmender Mann, fand bald Gelegenheit (568) sich der Verwaltung zu bemächtigen, die andern Minister durch Versprechungen zu täuschen und die Mutter zur Entthronung ihres jungen Kindes zu bewegen. Man kennt ihn als Siuenti in der Geschichte.

Ernstlich bemüht, Thaten seiner würdig zu vollführen, rief er den Reichsrath züsammen, um sich über den Krieg gegen Tsi zu erklären; denn der Empörung hatte man durch die schärfsten Maßregeln ein Ende gemacht. In jenem Lande war ein sehr mächtiger Minister am Staatsruder, der seine Schwester mit dem Fürsten verheirathet hatte, und durch das zärtliche Band der Liebe umschlungen, den Monarchen ganz in seiner Macht glaubte. Daher handelte er willkürlich, und wollte nicht einmal erlauben daß der Prinz eine Stelle selbst weggeben sollte. Bald aber verlor der Letztere seine Neigung für die Schöne und befahl einem seiner Generale den Bruder, dessen Zwang er nicht länger ertragen konnte, todtzuschlagen; sodann befreite er sich auch von der Gefährtin seines Lebens. Von dem Anrücken des chinesischen Heeres benachrichtigt, zog er selbst ins Feld. Die feindlichen Feldherren jedoch waren so tüchtige Officiere, daß er die Schlachten verlor und die Festungen in ihre Hände fallen sah. Man hatte nun geglaubt, daß dieß siegreiche Heer sich schnell des Landes bemächtigen und mit kräftiger Hand das Verlorne wieder erobern werde. Darin fand er sich aber getäuscht; denn Siuan hielt in seiner siegreichen Laufbahn an, ohne daß man je die Ursache davon ausfindig machen konnte. In diesem Kriege wurde einer der berühmtesten und tugendhaftesten Kriegsobersten in einer Festung gefangen genommen. Das Volk, welches so viele Proben seines Edelmuthes gesehen hatte, wollte es durchaus nicht zugeben daß ein so vortrefflicher Mann in Banden fortgeführt würde; darüber wurde der Sieger so aufgebracht, daß er ihn augenblicklich des Lebens beraubte. Ritterliche Ehre und Treue waren damals in China ganz unbekannte Sachen.

Im Tschéu-Fürstenthume, wo man schon Verbindungen mit den Türken angeknüpft hatte, und ernstlich dahin arbeitete den Geist der tatarischen Vorfahren zu unterdrücken und sich ganz nach dem Beispiele der chinesischen Vorwelt zu formen, war der Oheim des regierenden Fürsten im Besitze aller Macht. Die verwittwete Kaiserin dagegen, dem Trunke ergeben, kümmerte sich wenig um

die Staatsverwaltung. Eines Tages wurde der Minister ins Cabinet gerufen, der Fürst sprach freundlich mit ihm, und nach Gewohnheit stand er auf, als jener das Zimmer verlassen wollte. Da bekam der Ingrimm in ihm die Oberhand, und der Prinz warf eine Handvoll kostbarer Steine nach seinem Kopfe, während die Trabanten auf seinen wohl verstandenen Wink sogleich über den Staatsmann herfielen und ihn ermordeten. Nun fing der Tschéu-Herzog selbst zu regieren an. Gerade als der Tsi-Staat wieder Frieden mit China gemacht hatte, gab sich sein Herzog allen Ausschweifungen hin und erbaute die herrlichsten Parke, um ein recht vergnügtes Leben zu führen. Von den vorzüglichsten Schönen umgeben, jagte er wilde Thiere und ergötzte sich mit den Weibern, während er in den herrlichsten Naturscenen den Sommer verlebte. Nun glaubte der Tschéu-Prinz, daß es die gelegene Zeit sey, einen vortheilhaften Angriff auf jenes Reich zu machen, nnd da sein Gesandter am Tsi-Hofe angehalten wurde, schloß er, daß die ganze Maschinerie der Regierung, welche das Völkerrecht unbeachtet ließ, im jämmerlichsten Zustande seyn müßte. Mit Blitzesschnelle stand er daher mit einem großen Heere im Tsi-Lande, und schon belagerten seine Soldaten eine starke Festung, da kam ein Bote, welcher dem Tsi-Fürsten die dringende Gefahr verkündigte; allein dieser konnte ihm kein Gehör geben, er widmete den lispelnden Schmeichelreden der Kebsweiber seine ganze Aufmerksamkeit. Dann kam ein anderer Diener an und verkündigte in noch stärkern Ausdrücken die Ankunft des Feindes. Aber eine der Geliebten, welche den Fürsten wanken sah, nahte sich rasch, und bittend sagte sie: Theurer, laß uns noch zwei Tage hier auf die Jagd gehen, und dann wird es noch Zeit genug seyn die Tschéu-Krieger zurückzuschlagen. Auch in diesen Wunsch willigte der Fürst ein. Nachdem die Feinde schon die größten Vortheile erworben hatten, entwand er sich endlich den Armen der weinenden Frauen und legte den Harnisch an. Allein es war schon zu spät. Der Tschéu-Fürst war vorgerückt, hatte Festungen erstürmt, Schlachten gewonnen, und in sehr kurzer Zeit waren ihm nicht weniger als 50 der größten Städte, 162 mittlere, und 380 ganz kleine, sein eigenes Land mit eingerechnet, unterworfen. Der Tsi-Prinz wollte fliehen; allein als er schnell davon eilte, folgten ihm die feindlichen Reiter

auf den Fersen und nahmen ihn mit seinem ganzen Gefolge gefangen. Der Gegner aber bewies sich äußerst gnädig. Als er in die Residenz einzog, kam ihm der Professor der alten Literatur mit seinen Studenten entgegen; denn der Tschéu-Prinz hatte alle Ketzereien verboten und den Classikern ihren vollwichtigen Werth gegeben. Er empfing die Gelehrten sehr leutselig, nahm sie in seinen Schutz und, obgleich Sieger, bewies er sich als Landesvater. Nur einem Officier wollte er nicht das Leben schenken; denn dieser hatte, als er sich flüchtete, anstatt seiner Mutter, eine Concubine mit sich genommen, und sowohl gegen seinen Herrn als auch wider ihn selbst sehr treulos gehandelt; darum mußte er die Schuld mit seinem Blute bezahlen.

Nun aber bedrohte Siuen den Sieger, und sein tapferster und erfahrenster Befehlshaber rückte vor, um ihm die Lorbeeren zu rauben. Beide Heere standen einander gegenüber, doch keines wollte den ersten Schlag thun. Allein endlich ermuthigten sich die Chinesen; das Treffen begann, sie verloren es, und der General, voller Verzweiflung, erhenkte sich. Da war nun die Hoffnung des Siuen so ganz zu Boden geschlagen; der Tschéu-Prinz stand auf dem Gipfel seines Glückes, und im Geiste umfaßte er ganz China als sein Eigenthum, als die eiskalte Hand des Todes ihn erfaßte. Sein letzter Gedanke war ein Feldzug wider die Türken. — Sein Sohn war ein Jüngling ganz anderer Art. Er hatte kaum dem Vater die Augen zugedrückt, als er mit wollüstiger Begierde in das Harem lief, dort lüstern die Weiber beschaute und mit ihnen Scherz trieb. Anstatt selbst das Leichenbegängniß zu bestellen, überließ er dieß einem Günstling — das größte Verbrechen, welches man in China gegen seine Eltern begehen kann. — Nun wurde ihm die Zeit der Trauer zu lang; daher warf er die weißen Kleider ab, und erhob ein junges Weib zur Kaiserin, deren Vater, Jangkien, er die ganze Regierung anvertraute. Sein Oheim, welcher ihn erzogen hatte, trat hinzu und wünschte ihn zu ermahnen; allein der junge Regent erwiederte: „ich muß dir zeigen, welchen Erfolg dein Unterricht auf mich gehabt hat", und ließ ihn erdrosseln. Nicht lange nachher kehrte der Sieger vieler Schlachten, dem das Tschéu-Haus seinen Ruhm verdankte, nach Hofe zurück. Da fragte ihn der Wütherich: habe ich nicht recht gehandelt, meinen Oheim zu ermorden? der Feld-

herr wollte seine guten Eigenschaften rühmen und wurde gleichfalls erdrosselt. Ein anderer Verwandter hatte dasselbe Schicksal. Des Mordens müde, begab sich dieser gottlose Herzog in einen Tempel und stellte sich dort als einen Götzen auf, legte seinen Weibern himmlische Namen bei und ließ sich selbst beständig Weihrauch räuchern. Während dieser Zeit war Jangkien, sein Minister, bemüht, das Land in gehöriger Ordnung zu erhalten; da er Weisheit und große Vaterlandsliebe an den Tag legte, erwarb er sich hohen Ruhm und bedeutenden Einfluß. Dieß konnte der eitle Fürst nicht ertragen; er verließ daher die Götzen, seine täglichen Gesellschafter, berief den Rath, und hatte schon den Tod des Staatsmannes beschlossen. Als er aber in den Saal der Minister trat, rührte ihn der Schlag; er konnte nicht ein einziges Wort hervorbringen, und starb schon des folgenden Tages. Eine Regentschaft, im Namen eines Säuglings, wurde nun unter der Schwester des Jangkien errichtet und die Prinzen des Geblütes aus den Provinzen nach Hofe berufen, damit sie nicht Unruhen im Lande stiften möchten. Als sie alle dort versammelt waren, gaben sie ein großes Gastmahl, wozu sie auch Jangkien einluden. Man trank sehr viel; der Begleiter des Ministers sah einen Dolch unter dem Tische blinzen und gab seinem Herrn sogleich davon Nachricht. Dieser erhob sich von der Tafel und eilte der Thüre zu, wo ihn zwei der Prinzen anhielten, um ihn zu ermorden. Da stellte sich kühn sein Diener ihnen entgegen und focht mit solcher Geschicklichkeit, daß der Reichsverweser entschlüpfen konnte. Den Prinzen wurde sehr bald der Proceß gemacht, und sie wurden enthauptet. Gleiche Todesstrafen wurden nachher auch über die unschuldigen Glieder des Tschéu-Hauses ausgesprochen. Nun setzte sich Jangkien als Fürst von Sui selbst die Krone auf. Seine erste Sorge war, ein neues Gesetzbuch mit großer Sorgfalt zu verfassen, die Wunden, welche ein langer Krieg dem Lande geschlagen hatte, zu heilen, und der ganzen Verwaltung wieder neue Kraft zu geben. Zu solchen Unternehmungen war sein Geist sehr geschickt, denn obgleich er nicht ein Gelehrter war, so besaß er dennoch große natürliche Anlagen, und war zum Regieren geboren. Ungeachtet von Natur zum Jähzorn geneigt, überwand er sich selbst meisterhaft. Als er eines Tages einen Officier zum Tode ver-

urtheilt hatte, bat ihn sein vorzüglichster Minister und Vertrauter aufs innigste, ihn, da er unschuldig war, freizusprechen. Der Fürst aufs höchste über ein solches Anliegen empört, ließ den Verurtheilten vor sich kommen, zog dann seinen Degen und wollte ihn augenblicklich niederhauen. Der Minister aber widersetzte sich, trat zwischen Beide, ergriff das Kleid des Monarchen und hielt ihn fest. Dieser, erstaunt über die Dreistigkeit, ging in sich, dämpfte die Gluth seiner Rache, dankte dem Verwegenen, vergab dem Verurtheilten und machte die That mit großen Lobeserhebungen dem Hofe bekannt.

Unterdessen hatte Siuenti ruhig fortregiert, die Einwohner im Besitze ihres Eigenthums gelassen und, anstatt nach seinen frühern Entschlüssen ein thatenreiches Leben zu führen, seiner eigenen Muße gehuldigt und dem Getümmel der Welt ganz entsagt. Als sein Ende nahte, stand der Thronerbe mit seinem Bruder trostlos am Bette des sterbenden Vaters, und nachdem er seine Seele ausgehaucht (582), warf er sich, von heftigem Schmerze erschüttert, schluchzend auf den geliebten Leichnam hin. Diesen Augenblick benutzte der abscheuliche Bruder, um ihm eine Wunde mit einem Messer beizubringen, und als die Kaiserin zu Hülfe eilte, gab er auch ihr einen Stich. Dann lief er aus dem Palast, mit der Hoffnung, daß eine Menge liederlichen Gesindels ihm folgen würde; da er sich aber von Allen verlassen fand und die Wache ankam um ihn zu ergreifen, vertheidigte er sich wüthend, bis ihn einer der Soldaten niederstieß. Wäre er Kaiser geworden, welch ein Ungeheuer würde über China regiert haben!

Der Herzog von Sui sah sich nun in einen sehr blutigen Krieg mit den Türken und andern tatarischen Stämmen verwickelt. Allein er handelte mit Klugheit und Mäßigung, und nachdem er einsah daß es ganz fruchtlos sey mit den Kindern der Wüste zu streiten, nahm er mit desto größerer Zufriedenheit ihre scheinbare, durch Geschenke erkaufte Ergebung an. Er that viel, um den Ueberschwemmungen des gelben Flusses Gränzen zu setzen, legte viele Festungen an, um den Nomaden Einhalt zu thun, sammelte Bücher, um die Wissenschaften vom Verfall zu retten, und verlegte endlich seine Hauptstadt nach einem andern Orte.

Der junge Kaiser von China, Héutschu, war, sobald er zum Throne gekommen war, von der Liebe zu Vergnügungen

ergriffen worden. Anstatt sich deßhalb mit den schwierigen Regierungsgeschäften abzugeben und jeden Tag am Pulte zu sitzen, nahm er das Geld welches sein Vater erspart hatte, und errichtete drei herrliche Thürme mit vorzüglichen Lustgärten. In dem einen wohnte er selbst, im zweiten seine Weiber, und im dritten die Großen und Spielgesellen. Jeder Tag war dort ein Fest; man schwelgte und ergötzte sich, suchte himmlische Seligkeit hier auf Erden und vergaß jeder Pflicht und Obliegenheit. Nur ein tüchtiger Staatsmann wagte es, Gegenvorstellungen zu machen; der junge Regent hörte sie zwar an, verbot ihm aber, dergleichen Papiere wieder zu verfertigen. Da er seine Grundsätze nicht verläugnen wollte, wurde er wegen seiner Dreistigkeit zum Tode verurtheilt.

Der Sui-Prinz hörte von diesem elenden Treiben, aber er wollte sich die Schwäche der Regierung nicht zu nutze machen, weil das Buch des Ritus verbot, einen Prinzen, der in Trauer war, anzugreifen. Unglücklicherweise ging ein Sprößling der Liang-Familie, welcher im Sui-Lande eine Herrschaft besaß, aus Furcht vor dem Tode zu Héutschu über; da er dort Schutz fand, beschloß Jangkien, China sogleich mit einem rüstigen Heere anzugreifen. Der Kaiser kümmerte sich sehr wenig darum; selbst als verschiedene Provinzen sich ohne Schwertschlag unterwarfen, erwachte er nicht aus seinem Schlummer. Die Umarmung seiner schönen Kebsweiber, der fortwährende Rausch, die täglichen Genüsse ohne Sorge und Mühe, waren ihm viel angenehmer als die Anstrengung sich im Besitz des Landes zu erhalten. Mit großer Leichtigkeit erreichte daher das Heer des Sui die Hauptstadt. Da der Kaiser hörte daß die feindlichen Soldaten schon vor den Thoren wären, berathschlagte er sich, was nun zu thun sey und wollte sich schleunigst auf die Flucht begeben; allein wohin konnte er fliehen? da rieth ihm sein getreuer Minister, im prächtigen Ornate, mit aller Würde des größten Fürsten, den Gegner im Palaste zu erwarten. Hiezu war er jedoch zu furchtsam. Mit sechs seiner Weiber und dem Kronprinzen stürzte er daher schnell nach dem Hofe und ließ sich mit ihnen in einen wasserleeren Brunnen hinunter. Da drangen die fremden Söldner ein und warfen zum bloßen Vergnügen Steine in den Behälter. Da sie ein Geschrei von unten vernahmen,

ließen sie sogleich ein Seil hinab und hielten zwei der Prinzessinnen auf, die auch sogleich den Schlupfwinkel des Héutschu verriethen. Als er vor dem Eroberer der Residenz erschien, behandelte ihn dieser mit Ehrerbietung und sandte den ganzen Hof nach der frühern nördlichen Hauptstadt des Reiches. So hörte auch die Tschin-Dynastie auf; denn die wenigen Generale, welche noch für ihren Fürsten fochten, wollten nicht länger eines Schwächlings wegen ihr Blut verspritzen. Der Herzog von Sui, den wir in der Folge unter dem Namen Kaotsu werden kennen lernen, war nun Herr des ganzen Reiches, welches Jahrhunderte lang getheilt gewesen war, und China stand in seiner ganzen Größe unter einem entschlossenen und tüchtigen Kaiser da.

Die Tschin-Prinzen thaten nichts für das Volk selbst; allein die Ruhe, welche herrschte, erlaubte dem gemeinen Manne ungestört sein Brod zu erwerben. Wegen der so häufigen Umwälzungen war der Dienst der Civilbeamten sehr in Stockung gerathen, und in den meisten Gegenden hatte sich eine unabhängige erbliche Magistratur gebildet, welche trotz der Erschütterungen das Land aufrecht erhielt. Hätten die Historiker sich Mühe gegeben, mehr über die Sitten, den Wohlstand, das Thun und Treiben des Volkes zu schreiben, so würde man sich viel besser jene Zeiten haben vorstellen können, allein die Ränke, das Elend, oder die Ueppigkeit eines Hofes gaben durchaus kein treffendes Denkbild von dem Zustande der Nation im allgemeinen. Doch wir können das Unterlassene nicht ergänzen, daher müssen wir uns mit dem oben Beschriebenen zufrieden geben.

In Europa war während dieser Zeit die Wuth der Völkerwanderung vorübergegangen. Die verschiedenen Stämme fanden es vortheilhafter, in den neu erworbenen Ländern Ordnung und Zucht einigermaßen einzuführen; die Grundlage zu den Reichen unserer Zeit wurde schon damals gelegt. Allein das göttliche Licht, durch das Christenthum verbreitet, fing wieder an dunkel zu werden. Aberglauben, Ketzersucht und Ketzerei, die Form für das Wesen zu nehmen, sowie der Hang zur Abgötterei fügten der Kirche des Herrn unendlichen Schaden zu *).

*) Die geschichtlichen Romane, welche über diese Zeit Aufschluß geben, sind vortrefflich. Die Jitschi liefert gute Beiträge, die Tsischi jedoch ist äußerst langweilig.

Alte Geschichte.

IX. Abschnitt.

Die Sui-Dynastie.

(588 — 618 n. Ch.)

Im Besitz des Thrones ward Jangkien sehr stolz auf seine Ehre; wie sehr er seinen früheren geringen Stand verachtete, bewies er dadurch daß er sich von seiner Gattin, einer türkischen Prinzessin, schied. Dieß hochmüthige Weib war keineswegs mit solcher Entwürdigung zufrieden; sie beklagte sich schriftlich über ihren Gemahl in den bittersten Ausdrücken und erregte dadurch seinen Zorn aufs höchste. Nachdem sie sich nach ihrem Vaterlande zurückbegeben hatte, hielt einer der Häupter ihrer Nation beim Kaiser um eine Prinzessin zur Frau an; dieses Gesuch wurde ihm unter der Bedingung gewährt, daß er die geschiedene Gemahlin tödtete; ein Versprechen, das er sogleich erfüllte, und dadurch seinen Preis, die chinesische Schöne, davon trug.

Kaotsu wollte ganz im chinesischen Sinne regieren; daher opferte er dem höchsten Wesen auf einem Berge, und veranstaltete den prächtigsten Ehrendienst in den Hallen der vorhergehenden Dynastien, welche man seit einigen Zeitaltern ganz vernachlässigt hatte. Um gerecht zu erscheinen, bestrafte er die Mandarinen, welche entweder Unterschleife gemacht hatten, oder sich Erpressungen zu Schulden kommen ließen; er ließ sie oft in seiner Gegenwart zu Tode prügeln. Er beförderte die Sternkunde, nahm tüchtige Astronomen in seinen Dienst, und verbesserte den Kalender. Auch den Gesetzen gab er eine andere Richtung; als er aber gewisse Regeln in allen Häusern seiner Unterthanen einführen wollte, die mit den alten Gebräuchen sich durchaus nicht vertrugen, entstand eine große Empörung, welche Tausenden das Leben kostete.

Kaotsu wollte es nicht zugeben daß der König von Korea ihm die gewöhnliche Huldbezeigungen versagte; daher drohte er sehr ernstlich, sogleich über ihn herzufallen; worauf der Fürst sich dazu bequemte. Ungeachtet der Verbindung durch Heirath ge-

rieth der Kaiser auch mit den Türken in den heftigsten Kampf, der ihm leicht sehr theuer zu stehen gekommen wäre, wenn diese Nomaden mehr Einigkeit untereinander gehabt hätten.

Am Hofe fehlte es leider nicht an Ränken, die dem alten Kaiser das Leben erschwerten. Er sah sich genöthigt seinen Thronfolger, einen sehr klugen und aufrichtigen Prinzen, zum Besten seines Bruders von der Erbfolge zu entfernen, weil er sich über die kalte Behandlung seiner Eltern etwas frei ausgedrückt hatte und überdieß von Spionen umringt war, welche seine Handlungen ins schwärzeste Licht setzten. Kaum war der andere Bruder zum Kronprinzen ernannt, als der alte Kaiser aufs Siechbett daniederfiel und der ehrgierige Sohn schon im voraus in einem Schreiben über alle Sachen Bescheid ertheilte. Dieses Papier kam dem Kaiser in die Hände, und vom Zorn ergriffen über das fühllose Betragen, widerrief er seinen früheren Beschluß und ließ seinen ältern Sohn rufen. Allein schon am folgenden Morgen starb er (604), und der Prinz, welcher von seinem Vorhaben Kunde erhalten hatte, ließ den Bruder erdrosseln und regierte dann unter dem Namen Jangti.

Kaotsu ist einer der vorzüglichsten Kaiser, die China je gehabt hat. Er war mäßig und sparsam gegen seine eigene Person, allein äußerst freigiebig gegen seine Officiere und die verdienstvollen Männer. Die Staatsverwaltung besorgte er allein; immer thätig, immer fröhlich und guten Muthes; aber wenn einmal seine Begierden die Oberhand erhielten, war er einer der unbändigsten Männer, die man nur irgendwo sehen konnte. Er liebte das Volk herzlich und schien nur für das Wohl Anderer zu leben.

Jangti sah mit dem höchsten Vergnügen daß sein Vater so viel Geld für ihn erspart hatte; der erste Entwurf der seine Gedanken beschäftigte, war, dieß Geld zu verschwenden. Zu diesem Ende verlegte er wieder die Hauptstadt nach Lojang im Norden, und fing an die herrlichsten Prachtgebäude aufzuführen, die je von chinesischer Hand errichtet worden sind. Nichts war so kostbar, daß es nicht herbeigeschafft werden mußte, wie groß auch die dazu erforderlichen Summen gewesen seyn mochten. Die reichsten Kaufleute wurden genöthigt, ihre Wohnung in der neuen Residenz aufzuschlagen und schöne Häuser zu bauen. Das Lusthaus welches der Kaiser in der Umgegend der Stadt anlegte,

übertraf aber bei weitem die Paläste an Glanz und Schönheit. Dort waren 10,000 Zimmer den Frauen zur Wohnung angewiesen, und die entzückenden Lustgärten hatten etwa 12 Meilen im Umfange. Aber auch zur Erleichterung des Handels gab der Kaiser bedeutende Summen her, und noch bestehen die Canäle welche er anlegte um den Verkehr zu beschleunigen. — Wenn Jangti spazierenging, so wurde er von etwa tausend berittenen Damen, seiner Leibgarde, begleitet, die auf Instrumenten spielten und durch ihre Gesänge das Lob des Oberherrn verkündeten. Allein seine Wasserfahrten waren noch viel prächtiger. Er selbst saß in einem ungeheuer großen Boote, aufs herrlichste ausgeschmückt, während die Kaiserin ein Fahrzeug hatte, schöner als das der Kleopatra. Der Zug dehnte sich über eine Meile aus, und die Begleiter bis zum geringsten Soldaten trugen die ausgezeichnetsten Uniformen, auf denen Drachen gestickt waren. — Wohin der Kaiser sich auch nur begab, wünschte er Denkmale seiner Prachtliebe zu hinterlassen; lange Mauern, schöne Städte, große Flußverbindungen verkündigten seine Besuche den Nachkommen.

Um diese Zeit entstand ein Krieg mit Birma. Die Chinesen erfochten einen glänzenden Sieg und eroberten die Hauptstadt, von wo sie acht goldene große Götzen als Beute zurückbrachten. Der König, welcher den Feinden mit Elephanten entgegengezogen war, und durch das Scheuwerden der Thiere, die sein Heer zertraten, das Treffen verlor, entfloh aufs Meer, so daß der Sieger seiner nicht mächtig werden konnte. Sein Unglück nöthigte ein anderes Königspaar der Barbaren, den Jangti um Gnade anzuflehen. Dieser, über solche Ehre hoch erfreut, empfing die Flehenden mit kaiserlicher Pracht und entließ sie mit den reichsten Geschenken. Einer seiner Diener, welcher auf einer Gesandtschaft nach der Tatarei sich begeben hatte, war ein unternehmender Mann; er beschäftigte sich mit der Entdeckung von Ländern, die bei den Chinesen schon lange in Vergessenheit gekommen waren. Bei seiner Rückkehr gab er seinem ruhmliebenden Oberherrn die Karte der Länder, welche sich bis zum kaspischen See ausdehnten und die er selbst verfaßt hatte. Da erinnerte sich Jangti, daß diese Reiche einst der Han-Dynastie unterworfen gewesen waren, und sollten sie nun nicht ihn als Schutzherrn erkennen? Damit seine Großmuth bekannt würde, sandte er sogleich

Geld in Menge, um die Häupter der Eingebornen sich fest zu verbinden. Dagegen zwang er einen benachbarten Fürsten durch Waffen, ihn als Lehnsherrn anzuerkennen. — Wahrscheinlich hatten damals schon die Liéukiéu-Insulaner einigen Verkehr mit China. Allein da sie noch nicht Unterthanen des Reiches waren, schickte der ruhmsüchtige Jangti eine Flotte dahin, um sie mit Gewalt zu unterwerfen, was auch sehr wohl gelang, weil die Einwohner friedliebend und ohne kriegerisches Talent sind. Beinahe um dieselbe Zeit erschien ein Gesandter von einem sehr fernen Lande; er brauchte 100 Tage, bis er China erreichen konnte. Der Kaiser war über solche Ehrenbezeigung entzückt und sandte auch einen Botschafter an jenen Hof. Dieser konnte nicht genug von der Pracht des Tschitu-Fürsten, so nannte er das Reich, erzählen; vielleicht war jener Fürst einer der Radschas des indischen Archipelagus. Dieses sind die zwei ersten Beispiele einer Unternehmung der chinesischen Regierung zur See, die man in der Geschichte findet.

Der thatenreiche Monarch sah sich nun nach andern Gegenständen um, um seinen Ruhm für alle Zeiten zu begründen Dazu gab ihm der König von Korea Anlaß. Dieses Königreich hatte ursprünglich zu China gehört, war aber dann wegen der Entfernung seinen eigenen Fürsten unterworfen gewesen. Nun forderte Jangti, daß seine früheren Beziehungen wiederhergestellt werden sollten, und da der König solcher Anforderung stolz trotzte, ließ der Kaiser eine sehr große Flotte ausrüsten und die unge heuersten Vorbereitungen treffen. Die Arbeitsleute, Soldaten und Matrosen, welche man hinzubrachte, wurden so schlecht bezahlt und dabei so grausam und streng behandelt, daß sie in eine Meuterei ausbrachen und schreckliche Verheerungen an den Gränzen Korea's begingen. Ungeachtet dieses Unfalles war der rüstige Jangti schon früh im Felde und rückte mit seinen wohlbewaffneten Schaaren an. Seine ganze Unternehmung aber scheiterte vor einer Festung, die sich durchaus nicht ergeben wollte, so daß der ungeduldige Kaiser zu seiner großen Schmach abziehen mußte. Schon im folgenden Jahre schickte er seine Generale, welche durch Unterhandlungen in ihrem Zuge verzögert, endlich von Lebensmitteln entblößt, nachdem sie schon in Korea eingerückt, mit großem Verluste geschlagen wurden. Jangti wollte erst über alle

Officiere das Todesurtheil aussprechen; daran verhinderte ihn aber ruhiges Nachdenken; es blieb daher bei einem Verweis. Im Frühjahr jedoch war die Armee fertig, um in des Feindes Land wieder einzubrechen; dießmal war der Kaiser bereit, entweder zu siegen oder zu sterben. Man rechnete daher auf einen sehr großen Erfolg, als plötzlich eine Empörung in China ausbrach, welche den Oberherrn nöthigte einen sehr schnellen Rückzug anzutreten. Der Rebelle wurde bald, nachdem er die Hauptstadt belagert hatte, eingeengt; in der höchsten Noth nahm er die Flucht und sein ganzes Heer wurde zerstreut. Aus Furcht, in die Hände seines erzürnten Oberherrn zu fallen, bat er seinen besten Freund, ihn zu tödten. Dieser schlug ihm daher den Kopf ab, und so endete der Aufstand.

Mit Blitzesschnelle stand Jangti wieder mit seinen Soldaten an den Gränzen Korea's. Entmuthigt verließen diese ihre Fahnen, denn sie erinnerten sich der früheren Beschwerden, und begaben sich schnell nach Hause. Dennoch wollte der entschiedene Fürst sein Vorhaben, einen stolzen Vasallen zu demüthigen, nicht aufgeben. Er zog daher stracks ins feindliche Land, begegnete einem Haufen Koreaer und erfocht einen völligen Sieg. Nun war der König endlich geneigt sich als Lehnsmann zu unterwerfen; er sandte einen Verwandten als Geisel zum Pfande seines künftigen Gehorsams nach dem kaiserlichen Hofe. Jangti aber bestand auf der persönlichen Ankunft des Monarchen, und da dieser sich durchaus nicht den Launen des Oberherrn aussetzen wollte, weigerte er sich zu gehorchen. Dadurch wurde der Zorn des Kaisers aufs äußerste getrieben; er ließ die Geisel in Stücken hauen und wollte sich sogleich wieder zu einem neuen Feldzuge aufmachen, als ein Gedanke anderer Art plötzlich seine Seele beschäftigte.

Dieß war die Literatur, nicht etwa nur der Classiker, sondern aller Wissenschaften. Um daher der Nachwelt einen großen Namen zu hinterlassen, rief er alle Gelehrten, mit Einschluß der Nationalisten und Bonzen nach der Hauptstadt, und ließ sie über alle Gegenstände menschlichen Forschens Bücher schreiben. Innig erfreut daß seine Bibliothek sich rasch mehrte, fiel ihm ein anderer Plan ein, den er auch sogleich zur Ausführung zu bringen wünschte.

Anstatt in seinem prächtigen Palaste zu schwelgen, wollte er den Norden seines Landes besuchen, um dort verschiedene nützliche

Einrichtungen zu treffen. Davon erhielt der Chan der Türken Nachricht, und schnell entschloß er sich den Kaiser aufzufangen. Allein dessen chinesische Gemahlin sandte heimlich Kunde von diesem Vorhaben an den Monarchen, und dieser konnte sich daher auf einen solchen Anfall vorbereiten. Ungeachtet der Warnung blieb Jangti unbesorgt, und als er den nordwestlichen Theil des Landes erreicht, sah er sich von einer unzählbaren feindlichen Reiterei umgeben. In dieser Verlegenheit war er rathlos, als ein junger Officier, den wir bald näher werden kennen lernen, alle Trommeln tüchtig rühren ließ und so dem Feinde glauben machte daß das chinesische Heer sehr stark sey. Aber schon fehlten die Lebensbedürfnisse, keine Rettung war zu sehen, der Untergang unausbleiblich, als dieselbe chinesische Prinzessin, die von allem wohl unterrichtet war, sogleich Anstalt zum Beistande machte. Sie sandte nämlich einen Eilboten, und bat den türkischen Fürsten aufs dringendste, nach den Steppen zurückzukehren, weil dort große Unruhen herrschten. Dieser brach daher auf, und der Kaiser entging so jener Gefahr.

Nun wollte er sich nach der Provinz Kiangnan begeben; allein die Großen bestanden auf seiner Rückkehr nach der Hauptstadt, weil sie sonst eine Empörung befürchteten. Die Prachtliebe und die beständigen Kriege des Fürsten hatten die Einwohner des Reiches, welche sich damals auf 8 Millionen Familien beliefen, ausgesogen, und es bedurfte des ganzen Ansehens des Monarchen, um den zahlreichen Unzufriedenen vorzubeugen. Der Staatsmann, welcher dergleichen Gegenvorstellungen machte, wurde der höchsten Gerichtsbehörde übergeben und von ihr frei gesprochen. Ein anderer wagte sich vor den Wagen des Jangti hinzuwerfen und flehentlich zu bitten, daß die Reise nicht unternommen werde, um doch nicht den Thron zu verlieren. Erzürnt befahl der Kaiser den Garden, ihn zu tödten. Er ging weiter; da begegnete ihm ein treuer Diener bei einem Flusse und wiederholte dieselbe Bitte; auch er wurde ein Opfer des Todes. Kaum war er hingerichtet, als eine Schaar von Höflingen sich in den Weg stellte und mit aufgehobenen Händen den Monarchen beschwur, von seinem Vorhaben abzulassen. Jangti, ungerührt, gebot seinen bewaffneten Trabanten die Bittsteller niederzuhauen.

So bestand denn der Kaiser auf seinem Willen; allein die Prophezeihungen der Minister wurden auch erfüllt; an sechs verschiedenen

Orten loderte das Feuer der Empörung auf. Einer der Unruhestifter schrieb ein Manifest aus, in welchem er dem Volke versicherte daß, wenn man aus all dem Bambu, welcher im Lande wüchse, Papier machte, so würde dieß nicht hinreichend seyn um die Fehler des Kaisers aufzuzählen, und daß das Wasser der See nicht genug sey um sie zu verwischen. Die Hofschranzen aber, den Jähzorn ihres Herrn sehr wohl kennend, wollten ihm nichts von den Ereignissen wissen lassen, und berichteten dem Monarchen daß es nur einige Räuber wären welche die Ruhe störten. Darauf befahl Jangti dem Lijuen diese Rebellen zu bekriegen.

Er war ein erfahrner sehr bedächtiger General von edlem Geschlechte, aus der Liang-Familie; er hatte sich durch eigenes Verdienst zu seinem Posten emporgeschwungen, und besaß viele Thatkraft. Vier Söhne umringten ihn. Unter diesen war Lischimin der tüchtigste. Schon früh sah er den Untergang der Sui-Dynastie vor Augen und berechnete daher im voraus, welche Anstrengungen es kosten würde um für sich selbst den Thron zu erringen. Als sein Vater von diesem Anschlage hörte, war er sehr erschrocken; bald besann er sich und entschied sich für den Aufstand. Um alle Rückkehr zur Vaterlandstreue unmöglich zu machen, erklärte ihn ganz zufälligerweise Jangti in die Acht; denn er wußte damals nichts von seinem Ansinnen und handelte aufs Gerathewohl. Lijuen gab sich dann den Namen Beschützer des Reiches und zog mit einer sehr zahlreichen Armee durchs Land. Er fand sehr geringen Widerstand, und es war seine Absicht, so viel als möglich der Einwohner zu schonen und nur den Räubern die Spitze zu bieten; ja auch diesen versprach er Vergebung, wenn sie seinen Fahnen folgen wollten. Dadurch vermehrte er seine Schaaren, und um dem Volke noch größere Hochachtung einzuflößen, gab seine eigene Tochter, eine reiche Dame, die mit einem Großen verheirathet war, ihre ganze Habe her, um ein zahlreiches Corps das sie selbst anführte, ins Feld zu bringen. Mit diesen Truppen erreichte Lijuen die Hauptstadt, wo er nur die Mandarinen, welche die Gräber seiner Vorfahren zerstört hatten, zum Tode verurtheilte; einem seiner ärgsten Feinde vergab er großmüthig. Man war hocherfreut einen solchen Retter in der Residenz zu sehen, und daher jubelte das Volk, als Jangti zum höchsten Kaiser erklärt (617) und sein

Sohn, der unter dem Namen Kongti bekannt ist, als Nachfolger ausgerufen wurde. Er selbst ward Regent und erster Minister, erhielt den Titel Fürst von Tang, welchen er seiner Dynastie beilegte, und sein erster Schritt war die Bekanntmachung einer allgemeinen Amnestie.

Jangti war unterdessen ganz dem Vergnügen ergeben; zufrieden mit seinen zahlreichen Frauen und seiner frühern Thätigkeit ganz uneingedenk, kümmerte er sich wenig um die letzte Umwälzung. Nicht so einer seiner Hofschranzen; denn er versammelte eine Menge von Bösewichtern, mit denen er des Nachts die Verschnittenen, welche die Wache hatten, überwältigte, und darauf den Kaiser erdrosselte. So starb einer der muthigsten und talentvollsten Prinzen China's, der von einem Extreme zum andern ging, seine Unterthanen nie schonte, um seinen Launen, die immer großartig waren, zu fröhnen, der große Eigenschaften besaß und dabei durch sehr ins Auge fallende Laster sich auszeichnete. Man wählte nun einen Gegenkaiser Kongtitong, seinen Sohn, einen klugen, tapfern und entschlossenen Jüngling. Allein kaum war noch ein Jahr vergangen, als man auch seiner müde wurde. Der Anführer der Gegenpartei hielt es für viel vortheilhafter, wenn er sich selbst auf den Thron schwang, und daher sandte er dem jungen Prinzen den Giftbecher zu. Dieser weigerte sich ihn anzunehmen; endlich aber dazu gezwungen, leerte er ihn bis zur letzten Hefe, ohne die tödtliche Wirkung des Schierlings zu empfinden. Da fiel er auf seine Kniee und bat Buddha innig, ihn bei seiner Seelenwanderung nie wieder als Kaiser geboren werden zu lassen; er wurde dann mit einer Schnur erdrosselt.

Unterdessen sah Lijuen eine ganze Hydra von Gegenkaisern sich erheben. Jeder der früheren Aufrührer wollte Oberherr seyn, und bei diesem Wettkampfe kam es nur aufs Schwert an. Sie alle zur Ruhe zu bringen war Kongti zu schwach; er sandte daher seine Abdankung ein und Lijuen wurde der Stifter der berühmten Tang-Dynastie (618). Hier endet die Alte Geschichte, wir haben eine ziemliche Strecke des langen Weges zurückgelegt, und werden nun ganz andere Scenen auf dem Schauplatze des Menschenlebens erblicken.

So schnell vorübergehend diese Dynastie auch war, so vermißt man dennoch nicht den bedeutenden Einfluß, welchen die

Fürsten, deren nur zwei regierten, auf das ganze Land hatten. Der erste, ein Weiser in Wort und Handeln, erhob China, nachdem er es der Gesetzlosigkeit entrissen, zu bedeutendem Flor. Der zweite schüttelte und regte die schlummerden Kräfte auf, und machte den Namen des Volkes bei andern Nationen bekannt und geehrt. Wenn viele seiner Unternehmungen auch den Anstrich der Tollheit haben, so hatten sie doch am Ende einen großen Gegenstand zum Ziele. Das plötzliche Erschlaffen des sonst immer thätigen Fürsten ist unerklärbar.

Während der Regierung der sieben letzten Dynastien erlitt China beinahe so viel wie Europa durch die Völkerwanderung. Da aber der gemeine Mann sich selten in den Streit der Fürsten mischte und nach jeder Erschütterung ruhig zum Pfluge zurückkehrte, so waren die Folgen der Verheerung nie so sichtbar wie in unsern Ländern, und die Kriegswuth, wie schwer sie auch die Nation gedrückt hatte, wurde bald vergessen. An eine Umgestaltung der Dinge war nicht zu denken, denn es fehlte der belebende Geist; daher trat alles sehr bald ins alte Geleise zurück. Den Grund hievon mag man wohl hierin suchen, daß der menschliche Geist selbst nicht angetastet ward, sondern ruhig dahin schlummerte, und nur immer aufs Irdische dachte und dafür handelte. Wo dieß bei einem Volke der Fall ist, kann man nichts anderes als thierisches Bestehen und die Abwesenheit alles höheren Strebens erwarten. Daher verschmolzen die Chinesen auch nur die Barbaren mit sich und theilten ihnen nie geistiges Leben mit. Keine bessere Religion, keine wahre Bildung, keine höheren Verstandesfähigkeiten standen dem zahlreichen Volke zu Gebot, um seine Feinde damit zu beschenken. Wäre das Christenthum dort eingeführt worden, dieselbe Lehre, welche in ihrer entstelltesten Form so große Wunder im Westen unter den Wilden wirkte, würde auch hier die Gemüther der Rohen ergriffen haben, und wie ganz anders würde es dann im chinesischen Reiche ausgesehen haben.

Vierte Periode.

Von den Zeiten der Tang bis zur Vertreibung der Mongolen (618 bis 1368).

Mittlere Geschichte.

I. Abschnitt.

Die Tang-Dynastie.

(618 — 907 nach Christus.)

Lijuen, den wir nun Kaotsu nennen müssen, war keineswegs unumschränkter Herr, als er die Abdankungs-Urkunde von Kongti erhalten hatte. Die Parteien wehrten sich tapfer; jede glaubte gleichen Anspruch auf die Krone zu haben, und der Held mußte einen sechsjährigen Krieg bestehen, ehe er das Reich sein eigenes nennen konnte. Unter allen Gefahren und Entbehrungen jedoch stand ihm sein tapfrer Sohn Schimin zur Seite. Er war in den meisten Feldzügen glücklich und wurde nie durch seine Siege übermüthig gemacht. Dennoch schwärzte man ihn am Hofe an, und selbst der Kronprinz konnte nie dem Bruder es verzeihen, ein großer Eroberer gewesen zu seyn.

In den Streit um die Oberherrschaft mischten sich auch die türkischen Stämme, fochten oft gegen einander, je nachdem es ihre jedesmaligen Vortheile geboten, und richteten oft als Bundesgenossen sehr große Verheerungen an. Endlich aber wurde man ihrer los, und Kaotsu fing nun mit ungewöhnlichem Fleiß an die innere Verwaltung des Landes zu führen. Anstatt aber Gesetze zu geben, wollte er sich erst über die Religion verständigen, und um seine Vorliebe zum Rationalismus zu zeigen, baute er dem Laokiun einen Tempel, wozu ihn ein listiger Priester beredet hatte. Nun verhandelte man über den Buddhaismus, und da es am Tage lag, daß viele Bettelmönche dadurch hervorgerufen,

und noch überdieß die Ehen verhindert würden, so beschloß das neue Ministerium, der Ketzerei Einhalt zu thun.

Die Stirn mit Lorbeern bekränzt, erschien nun, nach langen Mühseligkeiten im Felde, Lischimin am Hofe. Seine beiden Brüder, deren einer der Thronerbe war, konnten ihn durchaus nicht leiden, und da ihm Lob wegen seiner Heldenthaten von allen Seiten entgegenschallte, beschlossen sie seinen Untergang. Auf einem prächtigen Gastmahle, wo die Pocale fleißig herumgingen, fehlte es auch nicht am Giftbecher, welcher dem Glücklichen eingehändigt wurde. Er trank mit froher Miene, fühlte sich dann plötzlich unwohl, wurde hinweggetragen, spie Blut und hätte wahrscheinlich seinen Tod gefunden, wenn seine gute Natur ihm nicht geholfen hätte. Sobald der Vater von diesem gräulichen Anschlage auf das Leben seines Sohnes hörte, rief er ihn zu sich, sprach sehr liebevoll mit ihm und erklärte ihm, daß er sich vom Hofe entfernen müsse, um den Nachstellungen zu entgehen. Dazu wollte sich der Prinz nicht verstehen, obgleich ihm eine bedeutende Statthalterschaft angeboten worden war, denn er liebte Kaotsu. Kaum hatten die Brüder von dem Vorsatze des Kaisers gehört, als sie denselben durch Winke über die wahrscheinlichen Empörungen, wenn man dem Schimin so viel Macht in den Händen ließe, erschreckten. Der Monarch, irre gemacht, verschob daher die Abreise, und in sehr kurzer Zeit wurden die fürchterlichsten Anklagen vorgebracht, welche den Helden der Todesstrafe würdig darstellten. Als sich dieser vertheidigen wollte, wurde sein Schreiben von einem treulosen Officiere unterdrückt. Nach dem Hofe zur Verantwortung gefordert, ging Schimin von seinen treuen Officieren begleitet dorthin. Auf dem Wege aber kamen ihm seine Brüder mit zahlreichen Trabanten entgegen; der eine schoß einen Pfeil ab, welchem er jedoch auswich. Dieß war aber die Losung, um über die Beleidiger herzufallen; bald wurden sie von ihren Pferden heruntergeschossen, und da die Soldaten in Menge zusammenliefen, zeigte einer der Anwesenden die Köpfe der zwei Prinzen und hieß die Söldner auseinandergehen. Ganz gepanzert, einen Spieß in der Hand, stattete einer der Anführer dem Kaiser einen Bericht über den Vorfall ab. Der Prinz warf sich dem Monarchen und Vater zu Füßen, und dieser vergab ihm nicht nur, sondern entschuldigte ihn selbst, daß er keinen Theil

am Brudermorde gehabt habe. Da es erwiesen war daß die Verstorbenen unerlaubten Umgang mit den Frauen des Harems gepflogen hatten, so verurtheilte Kaotsu mit schonungsloser Grausamkeit ihre ganze Familie zum Tode, und hätte nicht ein Officier sich ernstlich verwendet, so würden etwa 100 Personen ihres Anhanges ein gleiches Schicksal getheilt haben.

Zum Thronerben erhoben, wurden dem Schimin alle die wichtigsten Staatsgeschäfte anvertraut, denn er hatte schon vorher die entschiedensten Beweise seiner großen Fähigkeiten gegeben. Den Feinden, welche er nun hätte zerdrücken können, vergab er großmüthig, und seinen Freunden war er ganz ergeben.

Sein Vater, welcher eine solche ruhmvolle Laufbahn betreten und sich vorzüglich im Kampfe gegen die Türken, unter den mißlichsten Umständen, tapfer gehalten hatte, war des Regierens müde, und nöthigte den Sohn, selbst noch bei seinem Leben, den Thron zu besteigen. Dieß geschah im Jahre 626, und er erhielt den Titel Taitsong.

Beinahe um dieselbe Zeit, als die Türken den Westen überschwemmten und mit unwiderstehlicher Wuth die kaum entstandenen Spuren der Civilisation in Europa wieder vernichteten, griffen andere Stämme den Norden und Westen China's mit großer Hartnäckigkeit an. Welch eine Nation, die auf zwei so entfernten Punkten mit gleichem Ungestüm kämpfen konnte! Sie waren in viele Stämme getheilt, die nicht einmal von ihrem gegenseitigen Bestehen etwas wußten; jedoch alle strebten nach demselben Ziele: Krieg, Ausrottung der Völker und die wilde Freude, über den Trümmern ihrer Verheerungen einherzuschreiten, war ihnen das Liebste. Schon oft hatte sich das Schwert des Taitsong mit ihrem Blute gefärbt; allein er kannte den unüberwindlichen Feind und sandte ihn daher, anstatt sich in einen hartnäckigen Kampf einzulassen, durch List und Geschenke nach dem Westen zurück. Kaum aber hatte sein Vater abgedankt, so erschien eine neue Schaar bundbrüchig an den Gränzen. Der junge Kaiser ging ihnen entgegen, bot dem Feinde kühn die Spitze, und ohne sich durch die Menge schrecken zu lassen, redete er den Chan wegen seines verwegenen Einfalles muthig an und verwies ihm seine Treulosigkeit. Der Barbar, von der Majestät seines ganzen Wesens betroffen, warf sich vor ihm hin, während der Kaiser auf seinem

Rosse sitzen blieb, und erneuerte feierlich den Bund durch das Opfer eines Schimmels. Die Nomaden priesen den herrlichen Kaiser, als sie vor seiner schwachen Armee vorbeimarschirten, und der Chan, nachdem er in seine Heimath zurückgekehrt war, schenkte ihm 3000 seiner besten Pferde — eine Gabe, welche der Monarch zehnfach durch die reichsten Stoffe bezahlte; denn sie hatten ja auch die Gefangenen, welche sie gewöhnlich als Sklaven zurückbehielten, ausgeliefert.

Taitsong suchte nun persönlich die Armee in Ordnung zu bringen. Zu diesem Ende hielt er selbst Waffenübungen und belohnte die besten Schützen und Unterofficiere mit eigener Hand. Er unterhielt sich oft mit den Gemeinen und zeigte solche Gleichgültigkeit gegen alle Gefahren, daß auf Vorstellung eines Ministers, sich nicht so unbesorgt dem Angriffe seiner Feinde auszusetzen, er antwortete: ich befinde mich ja als ein Vater unter meinen Kindern, und warum sollte ich mich dann fürchten. — Allein die Vorliebe zum Soldatenstande war seiner großen Neigung zu den Gelehrten untergeordnet. Er erbaute eine prächtige Universität, schöner als die berühmten Gebäude des Jangti, und nöthigte die Diener des Staates, ihre Söhne dorthin zu schicken. Mit den Classikern beschäftigte er sich fleißig; um Ketzereien kümmerte er sich nicht; über Religionssachen unterhielt er sich sehr selten. Er war einer der thätigsten Prinzen, die je in irgend einem Erdstriche die Verwaltung des Landes führten. Oft sprach er mit seinen Ministern, widerlegte ihre Aussprüche, hörte ruhig ihre Antworten an und lobte die rechtlichen Diener, welche die Schmeichelei nicht verstanden. Den Prinzen des Geblütes, die sehr zahlreich waren, bewies er sich durchaus nicht hold; allein verdienstvolle Officiere und Civilbeamte wurden aufs reichlichste belohnt. Sein Vorbild war der alte Jao und Schun, über deren Regierung er aufs neue sehr viel schreiben ließ. Er fühlte sich glücklich, nicht allein ihnen nachzuahmen, sondern sie in seinem ganzen Leben darzustellen. Daher seine vielen Reden mit den Großen, die man sehr sorgfältig aufbewahrt hat, seine mannichfachen Handlungen, die ohne Bedeutung wären, würden sie nicht das Alterthum ins Gedächtniß zurückrufen. Die Musik, von der wir so lange nichts gehört haben, wurde nun auch wieder vervollkommnet, nicht etwa um die Ohren zu

ergötzen, sondern die Gemüther zu vereinigen und alle Mißhelligkeiten zu beseitigen.

Unterdessen waren die Türkenstämme wieder in Streit gerathen. Da Taitsong dieß durchaus nicht gleichgültig ansehen konnte, so nahm er die entscheidendsten Maßregeln zur Herstellung des Friedens. Sein Ansehen, sein bedeutendes Heer, seine Klugheit in allen Handlungen, nöthigten die Chane sich dem Reiche zu unterwerfen, und er sandte den Obersten als Zeichen seiner Achtung eine Trommel und eine Fahne, an der ein Kuhschwanz aufgehängt war. Nachher erschien der mächtigste Häuptling in der Residenz selbst, um vor dem kaiserlichen Hofe aufs feierlichste die Huldigung abzulegen. Dabei weinte der alte Kaotsu fast vor Freuden, weil sein würdiger Sohn es so weit mit den Barbaren gebracht hatte. Ein anderer der Fürsten aus dem Tibet-Lande sandte bald darauf eine prächtige Gesandtschaft; denn er hatte von dem Thun und den großartigen Handlungen des Taitsong gehört. Da gab es denn große Festlichkeiten in der Hauptstadt, wobei sich das Volk recht ergötzte und den Kaiser für alle Wohlthaten pries, welche dem Reiche durch Ruhe und gerechte Verwaltung zu Theil wurden.

Dem Luxus feind, hatte Taitsong schon beim Antritt seiner Regierung 2000 Damen des Palastes verabschiedet, und ungleich seinen Vorfahren, liebte er ein einziges Weib, die treue Gefährtin seines Lebens; eine Frau die viel Gelehrsamkeit besaß, die Staatskunde studirt hatte, und die mit allem weiblichen Zauber die größte Demuth verband. Daher wollte sie sich nie, trotz der ernsten Forderungen, in Regierungssachen einmischen, und den Einfluß welchen sie besaß, gebrauchte sie, wie Josephine, nur um Unschuldige in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen. Oft nach vollbrachter Arbeit unterhielt sich der Kaiser mit ihr aufs freundlichste und fragte sie: liebes Weib, was ist nun deine Meinung? Sie tröstete ihn in Leiden, machte ihn im Glücke bescheiden und lehrte ihn seine Leidenschaften besiegen. Ihr Sohn, der zum Kronerben mit bedeutender Pracht eingesetzt worden war, glich aber seinen Eltern nicht. Er liebte das Vergnügen und gab sich beständig den Ausschweifungen hin, so daß er beiden vielen Kummer verursachte.

Als die Kaiserin ihrem Tode nahe war, ließ sie den Kronprinzen vor ihr Bett kommen und gab ihm mütterliche Verweise

über sein Betragen. Sie ermahnte ihren Gemahl zur Sparsamkeit, zum Umgange mit weisen Ministern, zur Milde, zur Verringerung der Abgaben, und nachdem sie alle abergläubischen Gebräuche der Rationalisten und Buddhaisten zurückgewiesen und ein schlichtes Grabmal begehrt, hauchte das edle Weib ihren Geist aus, sich der Fürsorge des Himmels empfehlend. Ihr Name war Tschangsun; noch lebt sie im Andenken der Nation; noch wird sie als ein Muster ehelicher Treue betrachtet, und ein Buch, welches sie zur Regel ihres eigenen Lebens geschrieben hatte, zeigt ihre hohe Gemüthsart. Taitsong war untröstlich, und ließ ihr, trotz des ausdrücklichen Befehls, ein prächtiges Leichenbegängniß halten.

Als er noch über seinen Verlust trauerte, erschienen Gesandte vom fernen Indien. Sie hatten von dem berühmten Fürsten in der Heimath gehört, und daher wollte man ihm zu einer langen Regierung Glück wünschen. Damit Taitsong jedoch nicht zu stolz werden möchte, brach gerade zu jener Zeit eine Fluth aus, die auch seine Paläste beschädigte. Anstatt diese erst wieder auszubessern, nahm er die Materialien und schenkte sie den leidenden Einwohnern. Ueberdieß klagte er sich selbst nach der Weise der alten chinesischen Kaiser als die Ursache des Unglücks an. Da stand eine Menge Schriftsteller auf, die ihm seine Regierungsmaßregeln verwiesen und das Alterthum ihm zum Vorbilde darstellten. Der Kaiser gab ihnen Recht und versprach Besserung; hätte er aber dem Rath eines Jeden gefolgt, was wäre dann wohl mit der Verwaltung geworden?

Einige tatarische Stämme, die durchaus nicht ruhig bleiben konnten und die das Glück der Türken, welche im Westen China's Länder zum Anbau erhalten hatten, beneideten, kämpften ungeachtet des kaiserlichen Befehls heftig untereinander. Einer der Kokonor-Häuptlinge, nachdem er bei sich am Hofe einen chinesischen Gesandten gesehen hatte, wagte es selbst, um eine Prinzessin anzuhalten. Da ihm diese verweigert wurde, rückte er mit einem Heere ins Land und nöthigte solchermaßen den Monarchen zu einer Morgengabe; er wurde aber für die schöne Gemahlin ein Lehensmann des Reiches. Einige Stämme, die durchaus nicht wie gewöhnlich Tribut bringen wollten, überwältigte der Kaiser durch sein Heer, welches über die ausgedehnte

Wüste zog, dann als Besatzung im Lande der Tataren blieb und endlich eine entlegene Oase dem Reiche einverleibte. Viele Türken lebten am Hofe, und der Kaiser pflegte mit ihnen wie mit seinen eigenen Leuten umzugehen. Da aber diese Nation unter der Kraftregierung des Taitsong große Demüthigungen erduldet hatte, so wollte einer der Häuptlinge, welche sich in der Hauptstadt befanden, die Schmach seiner Landsleute rächen. In einer dunklen Nacht drang er in den Palast; schon waren die Garden von seiner verwegenen Schaar überwältigt, als glücklicherweise der Kaiser erwachte. Schnell versammelten sich seine Officiere, man ereilte den Treulosen in dem Hofe der Residenz, und er wurde sogleich niedergehauen. Dieser Umstand machte einen großen Eindruck auf das Gemüth des Monarchen. Er entfernte sogleich alle Tataren aus seiner Nähe, und gebot denen, die sich schon angesiedelt hatten, ihre Wohnplätze jenseits der Wüste zu versetzen, was sehr große Streitigkeiten verursachte.

Für die innere Verwaltung des Landes that Taitsong weit mehr, als für die Beschützung desselben. Mit großer Sorgfalt sammelte er daher ein Gesetzbuch, wozu andere Kaiser schon bedeutende Beiträge hinterlassen hatten. Er errichtete einen eigenen Civildienst und wollte durchaus nicht erlauben, daß Officiere Beamte des Volkes wurden. Das Land theilte er in zehn Provinzen oder Tao ein. Bei der genauern Zählung ergab es sich, daß in 358 Districten 1869 Städte aller Art, groß und klein waren. Für die Künste und Wissenschaften verwendete der Kaiser sehr große Summen, und nie war die Literatur in China so blühend, als gerade zu dieser Zeit. Die Universität wurde erweitert, und Taitsong, der selbst bei der Prüfung zugegen war, machte Entwürfe zu bedeutenden Verbesserungen, welche von allen Professoren den größten Beifall erhielten. Mit dem Buche der Metamorphosen (dem Iking) konnte man dennoch nicht zurecht kommen; denn ungeachtet aller Bemerkungen, welche man darüber geschrieben, und der Bemühungen von Tausenden, das Loos des Menschen zu bestimmen, war es unmöglich, eine genügende Erklärung über dieß Räthsel zu geben. Mit andern Theilen der Literatur ging es viel besser; der Kaiser selbst verfaßte ein Werk, voll von weisen Schlüssen und Grundsätzen, und Tausende seiner Unterthanen wurden Schriftsteller. Die Minister hatten

genug zu thun, um alle seine Fragen zu beantworten, seine Einwendungen zu beseitigen und seinen Rathschlüssen beizustimmen. War Einer ihm entgegen, so hörte er ihm ruhig zu, und unterwarf sich sehr oft den Meinungen seiner Großen, anstatt seine eigene hartnäckig zu behaupten. Ruhig strichen daher seine Tage dahin; Taitsong wurde mehreremale Schiedsrichter zwischen den Tataren; schon kamen Gesandte, die vom Norden des kaspischen Meeres Tribut brachten; auch in Indien wurde immer mehr sein Thatenglanz bekannt. An den Festtagen einer allgemeinen Audienz war der kaiserliche Saal mit Botschaftern der fernsten Nationen in ihrer eigenen Tracht angefüllt, die gekommen waren um dem Hochgefeierten die Zeichen ihrer Huldigung darzubringen. Und obgleich es viele Sorgen und Kosten machte diese neuen Vasallen im Gehorsam zu halten, so hatte man doch noch niemals in China einen solchen Glanz gesehen. Taitsong war ein glücklicher Fürst; allein er sollte auch am Ende seiner Regierung den bittern Kelch des Unglücks noch trinken, um erinnert zu werden, daß er ein Mensch war.

Der Kronerbe war ein Erzheuchler, und da sein Bruder vom Vater viel inniger geliebt wurde, faßte er solchen Haß wider diesen Prinzen, daß er die Leichtsinnigsten und Elendesten des Hofes beredete, den Jüngling bei einem Besuche zu ermorden. Er stellte sich daher krank, um ihn in den eigenen Palast zu locken. Allein er kam nicht; der ganze Plan wurde entdeckt und der Thronfolger zum gemeinen Manne herabgewürdigt. Taitsong wollte auch nicht den Liebling zu dieser Ehre erheben, obgleich dieser ihm in allem gleich war, sondern ernannte einen seiner Söhne, welchen ihm einige Große vorgeschlagen hatten, zum Nachfolger.

Um dieselbe Zeit kam eine Gesandtschaft von einem unbedeutenden Völkerstamme in Korea an, welcher durch den König jenes Landes in seinem Verkehr mit China war gehindert worden. Taitsong nahm sogleich die Partei des Schwachen und befahl dem Regenten Korea's, ihm Genugthuung zu erstatten. Als keine friedliche Antwort erfolgte, kündigte der erzürnte Kaiser, wider den Rath seiner Minister, ihm den Krieg an, und obgleich reiche Geschenke als Tribut gebracht wurden, um einen Einfall abzuwenden, wollte der Monarch dem Botschafter

des Königs nicht einmal eine Audienz geben. Schnell erreichte das chinesische Heer die Gränze. Da man aber Festungen erobern mußte, deren Besatzung es den Soldaten in der Vertheidigung zuvorthat, wurden die Truppen erschöpft, ohne etwas Großes auszurichten. Zwar wurden die Städte eingenommen, aber dadurch war noch nichts gewonnen, und ehe noch der geringste Sieg errungen war, hatte die Hälfte der Armee schon den Tod gefunden. Vergebens bemühte sich der erfahrne Krieger durch Kriegskunst dem Feinde Abbruch zu thun; die Tapferkeit der Eingebornen vereitelte alle seine Pläne, und obgleich einige Tausend Koreer zu den Chinesen übergingen, mußte Taitsong unverrichteter Sache nach China zurückkehren. Bei dem Feldzuge zeichneten sich die Anführer der türkischen Truppen rühmlich aus, allein auch sie wurden verwundet und durch die ungeheuren Märsche ermüdet. Hohnlächelnd gab der Commandant der letzten Festung, welche man belagert hatte, den sich zurückziehenden Soldaten den Abschied, um sich flugs nach Hause zu begeben. Mit großer Schonung wurden die Einwohner behandelt; die Gefangenen selbst mit Geld und Kleidungsstücken nach ihrer Heimath zurückgesandt. Allein dem Herzen des Taitsong war eine unheilbare Wunde geschlagen. Daher konnte er dem Könige von Korea es nicht vergeben, daß ihm dieser Ausflüchte machte und sich nicht, wie es Vasallen geziemt, unterwerfen wollte. Der Kaiser erkrankte aus Gram wegen der vereitelten Pläne, und starb in den Armen des Kronprinzen, dem er die heilsamsten Belehrungen auf seinem Todtenbette ertheilte (648).

Dieß ist der glücklichste und der größte Kaiser, den wir noch in der Geschichte bisher kennen gelernt haben. Obgleich die Historiker ihn wegen seiner Anhänglichkeit am Alten viel gepriesen, so ist es dennoch unverkennbar, daß in ihm die Seele eines großen Regenten wohnte. Er war der erste General seiner Zeit, der seine Tapferkeit an den Scimitaren der Türken erprobt; ein großer Staatsmann, nicht um Kriege zu erregen, sondern um Friede zu stiften, und die erzürntesten Gemüther wieder zu versöhnen. Aber viel vortrefflicher erscheint er in seinem eigenen Lande, als Vater seiner Unterthanen, als Regent der alles prüfte, der für das Wohl des Landes die ungeheuersten Aufopferungen machte, und von Egoismus ziemlich frei, sich ganz

der Nation widmete. Bedenkt man noch seine Bescheidenheit, Mäßigkeit, Wahrheitsliebe und den heitern Sinn unter allen Umständen, so mag man wohl zugestehen, daß es auch im Auslande wenige Fürsten gibt, die mit Taitsong gleichgestellt werden können. Das Volk trauerte um ihn, wie um einen Vater, und die zwei türkischen Fürsten, welche am Hofe lebten und Taitsong auf allen seinen Zügen begleiteten, wollten sich am Grabe nach Landessitte entleiben, was man jedoch nicht zugab. Zu seinem Andenken jedoch errichteten sie eine marmorne Bildsäule am Thore der Hauptstadt. Gleichzeitig mit Taitsong lebte ein anderer Mann im Westen, dessen Name bis zum jetzigen Augenblicke noch Millionen ehrwürdig ist; ein grausamer Schwärmer, ein Verkündiger einer neuen Religion, die aus den frühern sehr verdorbenen Glaubenssätzen hervorging; wir meinen Mohammed.

Kaotsong, sein Nachfolger, gab sich Mühe eine Kaiserin zu wählen. Nachdem er nun schon ein treffliches Weib auf den Thron erhoben hatte, bemerkte er, daß sie kinderlos blieb; er schenkte daher seine Aufmerksamkeit einer andern Dame des Hofes, die bald auch eine Tochter gebar. Die eigentliche Gemahlin, auf dieses große Glück der Nebenbuhlerin neidisch, führte zufälliger Weise den Monarchen nach dem Kloster, wohin die Weiber des vorigen Harems nach den Gesetzen beim Tode des Taitsong verwiesen worden waren. Dort fand er eine Geliebte, die schon als Kronprinz sein Herz besessen, allein von seinem Vater unter die Damen des Palastes versetzt worden war. Seine Gattin bemerkte bald die Zuneigung, die Kaotsong ihr zollte; und um ihre Gegnerin zu stürzen, rief sie Wuhéu, dieß war der nachherige Name des Weibes, nach dem Hofe. Der Kaiser war bald von ihrer herrlichen Person so eingenommen, daß er nicht nur seine frühere Geliebte entließ, sondern sich ganz der Wuhéu hingab. Diese wünschte nun Kaiserin zu werden; da aber alle Bemühungen, die Gönnerin zu vertreiben, fehlschlugen, dichtete sie derselben an, als sie von einer Tochter entbunden worden war, daß sie dieß Kind getödtet. Kaotsong, der sich mehr um die Angelegenheiten des Harems als um die Regierung kümmerte, nahm sogleich Partei. Die Großen waren alle versammelt, und er beantragte die Kaiserin abzusetzen. Die meisten der Anwesenden waren Graubärte der vorigen Regierung und verwarfen

daher einstimmig einen solchen Vorschlag. Der Monarch blieb aber unerschütterlich bei seinem Vorsatze; nicht einmal der Gedanke, daß Wuhéu eine Buhldirne seines Vaters gewesen, machte den geringsten Eindruck. Aufs höchste entrüstet über die Gegenvorstellungen der Minister, würde es zu Gewaltthätigkeiten gekommen seyn, hätte nicht einer derselben erklärt, daß man sich nicht in die häuslichen Angelegenheiten des Oberherrn einmischen müsse. Du hast Recht, erwiederte der Fürst, und heirathete sogleich die feile Metze. Noch war aber nicht die Liebe gegen die Verstoßene ganz erlöscht. Bei einem Besuch tröstete sie der Kaiser, und versprach ihr sowohl als seiner zweiten Gemahlin, sich ihrer wieder herzlich anzunehmen. Wuhéu erhielt davon Kunde; die Folgen einer erneuten Vereinigung fürchtend, wartete sie schlau, bis der Kaiser zur Heerschau gegangen; dann ließ sie beiden die Hände und Füße abhauen und die Leichname in ein Faß Branntwein werfen. Damit aber noch nicht zufrieden, verstümmelte sie dieselben auf alle Weise, und der Kaiser durfte nicht ein einziges Wort sagen. Nun warf sie ihren Haß auf den Kronprinzen, und er wurde daher abgesetzt. Höchst betrübt, seine ganze Würde verloren zu haben, ging er oft in Weiberkleidern daher, oder er hielt sich an den Ecken der Straßen auf, um den Vorübergehenden ihr Glück zu sagen; wo schlechte Gesellschaft war, fand man auch den unbedachtsamen Prinzen. Er wurde daher zum Range eines gemeinen Bürgers herabgewürdigt; dieß befriedigte die Rachsucht der Wuhéu. — In Begleitung des Kaisers zog sie mit außerordentlichem Prunke in ihre Vaterstadt ein. Dort waren alle ihre Verwandten in einem prächtigen Palaste versammelt; sie bewirthete dieselben herrlich und gab ihnen dann Anstellungen und Gehalt. In der Mitte des Glanzes sann sie auf das Verderben der Minister, welche ihrer Wahl widersprachen. Allein sie waren zu rechtliche Diener, so daß selbst Verleumdungssucht keine Ursache der Anklage wider sie ausfindig machen konnte. Da kam sie auf den Gedanken, eine Verschwörung anzuzetteln. Der Unglückliche, welcher derselben überwiesen wurde, war mit Jenen bekannt; daher flehte sie, daß das Todesurtheil auch über die Staatsmänner ausgesprochen werden möchte, und der schwache, liebetrunkene Monarch mußte ihr in allem willfahren.

Sie war eine Frau von sehr großem Talente und vieler Einsicht, so daß der Kaiser sie oft um Rath fragte und nachher fand, daß nie etwas Besseres in Vorschlag hätte gebracht werden können. Daher vertraute er der Gemahlin alle Geschäfte, welche sie mit großer Klugheit betrieb und dabei so bescheiden blieb, daß selbst die Minister über die Demuth der Herrscherin erstaunt und entzückt waren. Allein unter diesem Deckmantel der Bescheidenheit verbarg sie die schwärzesten Absichten; denn sie wollte den Kaiser vom Throne stoßen, der überdieß sehr schwächlich und vom Schwindel geplagt, sich nicht mit Regierungssachen befassen konnte. Sehr künstlich wußte sie ihren Creaturen die wichtigsten Stellen zu geben und dem Monarchen allen Einfluß zu entziehen. Darüber wurde einer der tüchtigsten Staatsminister sehr aufgebracht. Er ging daher selbst zum Oberherrn und bat ihn dringendst das ehrsüchtige Weib zu entfernen. Kaotsong fand daß sein Diener Recht hatte, und schrieb sogleich den Befehl. Ein Spion hinterbrachte sogleich den ganzen Vorfall der Wuhéu, welche sich ungestüm ins kaiserliche Gemach stürzte, den Fürsten aufs heftigste schalt und ernstlich Genugthuung von ihm forderte. Der schwache Kaotsong, überrascht von dem listigen Weibe, konnte nur wenige Worte zur Entschuldigung herausstottern und warf die ganze Schuld auf den Rathgeber. Dieß war der Kaiserin sehr willkommen. Sie schickte daher den verdienstvollen Mann nebst seinen Mitschuldigen ins Gefängniß, und obgleich einer derselben ihr Wohlthäter war und sie erzogen hatte, so mußte er dennoch den Tod leiden. Der unschuldige Kronprinz starb bald nachher, wahrscheinlich an Gift. Um einen völligen Triumph zu feiern, machte sie die Gemahlin und Töchter der Geächteten zu Sklaven im Harem. — Bald fand sie neue Anklagen wider den von ihr selbst ernannten Kronprinzen, denn er hatte mit einer der Königinnen im Palaste gesprochen und sich freundlich über verschiedene Gegenstände unterhalten. Der Verschwörung und eines Mordes angeklagt, wurde er seiner Würde entsetzt, und alle seine Anhänger verloren durch das Beil ihr Haupt. Nun glaubte die Rachsüchtige frei von allem Widerstande zu seyn. Sie ging mit dem Kaiser nach Schantong, um dort auf dem Gipfel des höchsten Berges ein Opfer zu bringen und den Kongfutse zu ehren, vor dem versammelten Volke und im höchsten

Schmuck. Ihre Schönheit war bezaubernd; der Anblick von Würde und Hoheit, welchen sie um sich her verbreitete, flößte die größte Ehrfurcht ein. Wer hätte denken können, daß ein Tiger in der herrlichsten Menschengestalt eingehüllt sey!

Die innere Verwaltung des Landes wurde nach den Grundsätzen des Taitsong geführt, und da vorher alles vortrefflich eingerichtet worden war, fand man wenig Mühe in der Regierung. Ueber die Türken und andere tatarische Stämme erhielten die chinesischen Generale manchen theuer erkauften Sieg und unterwarfen selbst verschiedene Stämme der Botmäßigkeit des Reiches, welches dieselben durch seine eigenen Mandarine beherrschen ließ. In Kokonor aber wurde das Heer zu verschiedenen Malen geschlagen und beinahe aufgerieben. Die Ursache des Verlustes muß man theils in der Tapferkeit jener ungesitteten Bergbewohner suchen, theils in dem Mangel an Taktik von Seiten des Hauptanführers. Der König, ungeachtet seines Sieges, brachte dem chinesischen Monarchen seine Huldigung; dieß war aber nur zum Schein; denn bald darauf zogen diese Wilden in Vereinigung mit den Türken von neuem über die Gränzen und zerstörten die angränzenden Provinzen. Die Soldaten des Kaotsong waren zu sehr entmuthigt um tapfere Gegenwehr zu leisten.

Der Krieg mit Korea wurde von neuem angefangen. Obgleich einige der kleinen Fürsten des Landes durch die Gewalt der Waffen zum Gehorsam gebracht wurden, so widerstand der König dennoch jedem Anfall und schlug das chinesische Heer mit großem Verluste zurück. Der tapfere General gab aber dennoch nicht die Hoffnung auf. In einem zweiten Feldzuge schloß er den Fürsten in eine Festung ein, vernichtete beinahe seine ganze Armee und zwang den Stolzen und bis jetzt nie Ueberwundenen zur Uebergabe. Seine Erscheinung am Hofe machte viel Aufsehen; aus politischen Ursachen wurde er nachher wieder freigelassen.

Kaotsongs Regierung war daher im ganzen genommen glücklich; allein er selbst trug nichts zum Flor des Landes bei. Sein Einfluß erstreckte sich bis Persien, und der König jenes Landes hatte eine Geisel am chinesischen Hofe. Dieß ist das erstemal, daß wir von diesem Reiche hören. Cyrus war den chinesischen Historikern unbekannt, und von den Zügen des Alexander, von denen bis auf diesen Augenblick die Sagen des südlichen Asiens sprechen, wissen sie durchaus nichts.

Als der Kaiser sein Ende herannahen sah, befahl er seinen Sohn und Thronfolger der Fürsorge der Kaiserin, welche er troz ihrer Schandthaten und Gewaltthätigkeiten noch immer liebte und ehrte; er fiel dann in eine Ohnmacht, von welcher er nie erwachte, und beschloß dergestalt ein thatenloses Leben (683), von welchem er den größten Theil mit den Ränken des Harems zubrachte.

Wenn man Heraclius mit Taitsong vergleicht, so mag man vielleicht auch eine Aehnlichkeit zwischen seinem Nachfolger und Kaotsong finden; und würde man darin nichts Treffendes entdecken, so hat wenigstens, mit Ausnahme des Bilderstreites, Irene viele Aehnlichkeit mit Wuhéu der Kaiserin.

Da sie sich nun als Regentin betrachtete, so schien sie ihrem erhabenen Stand auch Ehre anthun zu wollen, widmete der Verwaltung die größte Aufmerksamkeit, und ließ es dem neuen Kaiser Tschongtsong fühlen, daß sie die Herrin des Landes sey. Aber jener wollte sich von der Macht der Gewaltigen befreien; er erhob seine Gemahlin zum Throne und gab ihrem Vater, gegen den Rath seines Ministers, die erste Ehrenstelle. Schon am folgenden Tage aber hielt Wuhéu einen Reichstag; alle Großen waren versammelt; sie hielt eine kurze und sehr eindringliche Rede und schloß mit dem Befehl, den jungen Fürsten zu entthronen und ihn ins Gefängniß zu senden. Jeder der Anwesenden war erstaunt, kaum konnten sie sich aber besinnen, als der unglückliche Oberherr sich schon in Verwahrung befand. Um aber seine Befreiung unmöglich zu machen, verlegte sie den Wohnplatz von Tag zu Tag. Nachdem sie einen neuen Regenten ernannt hatte, der ihr ganz ergeben war, dachte sie darauf für ihre eigene Familie eine prächtige Walhalla zu stiften, obgleich die Rathgeber sich dazu nicht verstanden. Ihre ergebensten Diener befanden sich an der Spitze der Regierung, jeder andern Partei Trotz bietend. Da erbleichten die Fürsten des Geblütes; sie glaubten, daß es nun auf die Austilgung ihres ganzen Geschlechtes abgesehen sey, und brachten ein sehr zahlreiches Heer zusammen. Sie machten dann die Gräuelthaten der Kaiserin in einem Manifest allgemein bekannt und forderten das ganze Reich zum tapfern Widerstande gegen eine solche Tyrannei auf. Die Kaiserin empfing dieß Ausschreiben kaltblütig, antwortete darauf mit einer großen, wohlausgerüsteten Armee, und schlug ihrem treuesten Minister das

Haupt ab, denn er hatte ihr angerathen, den abgesetzten Kaiser wieder auf den Thron zu rufen. Bald kam es zu einer Schlacht, ihre Truppen fochten wacker, die Prinzen wurden aber geschlagen, und als sie sich aufs Meer flüchten wollten, schlug ein Verräther ihnen die Köpfe ab und sandte diese Siegeszeichen dem Ueberwinder. Mit hohen Ehren wurde der glückliche General von der Kaiserin empfangen und nachher mit einem anderen Amte bekleidet. Aber der Empörung angeklagt, wurde er geächtet, und so sank er, den Undank der Fürstin fühlend, ins Grab.

Um diese Zeit verliebte sich die Fürstin in einen jungen Bonzen. Sie gestattete ihm Tag und Nacht freien Zutritt zu ihrem Zimmer und berathschlagte sich oft mit diesem Jüngling. Da er zum Abt des großen Klosters der Hauptstadt ernannt wurde, wollte die Brüderschaft der Wuhéu ihre Erkenntlichkeit erzeigen, und behauptete in einem Schreiben, daß sie die wirkliche Tochter des Buddha sey, die allein Anspruch auf das Reich haben könnte. Die Kaiserin ließ sogleich diesen Brief überall verbreiten und befahl, daß man ihren Ahnen in jeder Stadt einen Tempel bauen sollte.

Ein Versuch, den Kaiser aus seiner Gefangenschaft zu befreien, endete mit dem Tod der Verwegenen. Nicht besser glückte der Aufstand der übrigen Fürsten, welche nach einander, da es ihren Plänen an Einigkeit fehlte, überwunden wurden. Da faßte das stolze Weib den Entschluß, selbst als Monarchin zu regieren. Mit dem kaiserlichen Staatsmantel, wie ihn die Tschéu-Dynastie hatte, bekleidet, schritt sie in Gesellschaft des Thronfolgers und anderer Fürsten im Saale der Minister umher. Dann brachte sie das Opfer dar, welches nur der Oberherr den Götzen reichen darf und blickte feierlich auf die versammelte Menge, um die Huldigung zu empfangen. Da sie aber leicht vorhersehen konnte, daß diese Entheiligung der Vorrechte des Regenten Mißvergnügen erregen würde, so ersuchte sie die Vaterlandsfreunde, darüber frei ihre Meinung auszudrücken. Unzählig waren die Schriften, die ihr zugestellt wurden. Freudig nahm sie dieselben auf und bemerkte nur, daß sie nun ihre Feinde kenne; bald wurde die Todesstrafe den Tadlern als Rebellen zuerkannt. Um sich jedoch im Angesichte des Volkes zu rechtfertigen, ließ sie auch die geheimen Berichterstatter auf den Richtplatz bringen und feierte

mit gleichgültiger Grausamkeit das Todesfest der besten Schriftsteller. Das Volk wurde durch ihre Agenten beruhigt, die vorzüglichsten Bürger der Städte nach der Residenz gebracht und dort von ihr mit Ehrenstellen bekleidet, um nachher in den Provinzen den Ruhm ihres Namens zu verbreiten.

Es war nun der erste Wunsch der Wuhéu, einem ihrer Neffen zum Throne zu verhelfen; da weder das Volk noch die Nation einen lebendigen Antheil an dem Kaiserhause nahm, so hielt man dieß auch für thunlich. Plötzlich aber erschien ein anderer Potentat, welcher sich in diese Sachen mischte und schwur, daß er nicht ruhen wollte, ehe er die Tang-Familie wieder in den Besitz aller Macht eingesetzt. Dieß war ein türkischer Häuptling, der seine Erklärung sogleich mit einem großem Heer Reiterei bewährte. Diese verbreitete sich über das Land, machte große Beute und viele Gefangene, und als endlich eine chinesische Armee im Anmarsch war, tödtete sie die letztere. Die hartherzige Wuhéu wurde dießmal von bloßer Furcht genöthigt den unglücklichen Tschongtsong aus dem Gefängnisse zu ziehen und ihn ganz wider alle Erwartung zum Thronfolger zu erklären. Argwöhnisch jedoch von Natur, ließ sie die ganze kaiserliche Familie heilig schwören, daß sie nie an ihren Verwandten Rache ausüben wolle, und dieses Versprechen wurde auf eine eiserne Tafel eingegraben und im Saale der Ahnen, dem heiligsten Platze welchen die Chinesen kennen, zum ewigen Andenken hingestellt. Die Minister suchten nun so viel wie möglich das ehrgeizige Weib zur Abdankung zu bringen, allein dazu wollte sie sich durchaus nicht verstehen, denn Regieren war ja Lebenslust bei ihr, und alle Beschwerden einer Verwaltung, der sie mit der größten Leichtigkeit vorstand, wahres Vergnügen. Endlich fiel sie aufs Siechbett; zwei ihrer Brüder waren in Begriff das Scepter an sich zu reißen; allein während sie zögerten, beredete ein alter Diener der Tang-Dynastie einen erfahrnen General, diese Unruhestifter zu tödten. Mit Gewalt bemächtigten sie sich des Kronprinzen, drangen in Gesellschaft von einigen hundert muthiger Männern in den Palast und streckten die Brüder leblos auf den Boden hin. Die Kaiserin fragte bestürzt: was wollt ihr? und die Antwort war: wir haben zwei Verräther auf den Befehl des Oberherrn China's, der hier gegenwärtig ist, hingerichtet, und

Du selbst mußt nun der Staatsverwaltung entsagen. Da nur zwischen Tod oder Abdankung zu wählen war, so zog Wuhéu die letztere vor. Allein sie fühlte sich aus ihrem Elemente gerissen, und starb bald darauf im 81sten Jahre, lebenssatt. Wuhéu war ohne Zweifel ein Weib, welches die ausgezeichnetsten Talente besaß, allein sie oft zur Erreichung der verwerflichsten Absichten gebrauchte; sie zeigte sich groß als Regentin, verächtlich als Mutter und Gattin. Die Geschichtschreiber sprechen von ihr mit Abscheu, da sie ein für allemal den Grundsatz haben, daß ein weibliches Wesen sich nie in politische Angelegenheiten mengen müsse; ein Grundsatz, welcher gewiß von vielen Schönen des Westens als unweise verworfen werden würde.

Tschongtsong war nun zur großen Freude des Volkes aus dem Kerker wieder auf den Thron gekommen. Der Anführer der Türken war höchst zufrieden, und gab ihm zum Beweise seiner Theilnahme seine eigene Tochter zum Kebsweibe, die er einem Häuptlinge als Frau abgeschlagen hatte. Allein wie war das Land getäuscht, als der neue Herr es noch ärger machte; denn der Kaiser wollte nun einmal ein Weiberregiment haben, und da er es seiner Gattin gelobt hatte, wenn er einst wieder ans Steuerruder käme, ihre große Zärtlichkeit und Hülfe, die sie in den bittersten Leiden ihm erzeigt, zu belohnen, so gab er ihr alle Regierungsgeschäfte in die Hände. Zu ihr gesellte sich nun noch eine junge Dame von seltenen Gaben, die ganz vorzüglich gut schrieb, und daher der Secretär der Gönnerin wurde. Da fing sie eine Liebschaft mit dem Bruder der Wuhéu an, welcher ein verschmitzter Mensch, aber von einem sehr schönen Aeußern war; obgleich er wegen seiner Galanterien von allen Aemtern entlassen war, behauptete er dennoch seinen Platz am Hofe. Um sich an seinen Anklägern zu rächen, gab er vor, daß sie sich in eine Verschwörung eingelassen; obgleich nun der Criminalrath sie auf eine ungegründete Beschuldigung hin nicht zum Tode verurtheilen wollte, so wurden sie dennoch aus der Hauptstadt verwiesen. Auf dem Wege hatte ihr hinterlistiger Ankläger, der nun einmal ihr Verderben wollte, seine Meuchelmörder aufgestellt, die sie auch heimlich aus dem Wege räumten. Sobald dieß in der Hauptstadt bekannt wurde, und man vergeblich um Bestrafung des Thäters angehalten, wurde das Volk ganz wüthend. In Be-

gleitung des Kronprinzen ging ein ganzer Haufe nach dem Palaste des schändlichen Bruders der Wuhéu und zerriß ihn in Stücken. Da der Kaiser von diesem Tumulte hörte, ging er auf die Galerie und rief von dort herab: „Beschützt mich Soldaten gegen die Rebellen," ohne die Ursache zu wissen. Da kamen die Garden an und hieben ein, so daß der Thronerbe sowohl als der Rädelsführer in dem Gemetzel umkamen.

Immer mächtiger wurde die Kaiserin; es schien, daß je größer ihre Anmaßungen, je unverhehlter ihr ruchloses Leben wurde, destomehr die Zärtlichkeit ihres Gemahls wuchs. Sie verkaufte öffentlich die höchsten Stellen, hatte eine ganze Menge von Liebhabern im Palaste versammelt, welche sie zu hohen Ehren erhob, und lachte des blödsinnigen Oberherrn. Nur ein furchtloser Mann hatte den Muth, Gegenvorstellungen zu machen, wurde aber bald durch das gewaltige Weib zum Schweigen gebracht. Obgleich er für seine Dreistigkeit litt, so wurde die Lebensweise im Palast allgemeines Stadtgespräch, und nun fürchtete die Fürstin dennoch, endlich verrathen und von ihrem Manne verstoßen zu werden. Um einem solchen Unglücke vorzubeugen, backte sie mit ihrer Genossin eine Art Kuchen, welche der Monarch äußerst gerne aß, und mengte Gift darunter. Der Kaiser starb bald an den Folgen; sein Tod aber wurde geheim gehalten, bis seine Gemahlin alle Vorkehrungen zur Thronfolge getroffen hatte. Ihre Schreiberin nämlich verfaßte ein Testament, nach welchem das Reich einem Jünglinge von 16 Jahren überlassen werden sollte, während die Kaiserin zur Regentin mit derselben Macht wie Wuhéu erklärt wurde. Nachdem man den mächtigsten Minister für diesen Plan gewonnen, dachte Niemand mehr an Widerstand. Allein in der Stille hatte ein junger Han-Prinz, voll Wuth über den Tod seines Verwandten, eine Verschwörung angezettelt. Des Nachts erschien er am Thore. „Freunde," sagte er zu den Garden, „erlaubt mir einzutreten, um den Tod eures Oberherrn zu rächen und den Untergang des Tang-Hauses zu verhüten." Erst zauderten die Trabanten; als aber die Beschuldigung von einem andern Haupt der Verschwörung bestätigt wurde, öffneten sie das Thor. Schnell drangen die Söldner ein, gingen stracks nach dem kaiserlichen Gemach. Ein gemeiner Soldat schlug der Buhlerin den Kopf ab, ohne ein Wort zu sagen;

auch der Gehülfin, welche am Spiegel stand und sich putzte, gab er den Todesstich. Am folgenden Morgen kündigte der Rädelsführer seinem Vater den ganzen Vorgang an; dieser umarmte ihn herzlich mit dem Ausrufe: „Sohn, du hast das kaiserliche Haus vom Verderben gerettet;" und setzte sich auf den Thron 710, unter dem Namen Juitsong.

Unter dieser Regierung zeichnete sich ein anderer östlicher Tataren-Stamm, die Kitans, wegen ihrer Feindlichkeit wider die Chinesen aus. In einem der Feldzüge nahmen sie den General des Vortrabs gefangen. Als sie bei der Belagerung einer Festung ihn nahe an die Wälle sandten, um die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern, schrie dieser, ein zweiter Regulus: Laßt euch nicht bereden dem Feinde die Stadt zu überliefern, denn schon sind Hülfstruppen im Anzuge. Da die Kitans solche verwegene Sprache hörten, hieben sie ihn in Stücke.

Mit den Kokonor-Horden hatte die Regentin einen langen und gefährlichen Krieg zu bestehen. Um ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu leiten, machte ein verschmitzter Rathsherr den Vorschlag, den Chan mit einem Lande zu belehnen, welches China nur dem Namen nach angehörte, aber in der Wirklichkeit noch von ihm erobert werden mußte. Der Plan gelang; allein die Streifereien der Nomaden dauerten noch immer fort und verursachten unsäglichen Schaden.

Der Hof war während der elenden Verwaltung des Tschongtsong in steter Gährung, die Nation aber ruhig und in Flor. Der Kaiser glich den schwachen Nachfolgern des byzantinischen Heraclius, ohne Edelsinn und Thatkraft.

Juitsongs erste Sorge war, einen tüchtigen Thronfolger zu ernennen. Man sah unter seiner Regierung den ungewöhnlichen Fall, daß der älteste Prinz diese Ehre abschlug, weil er seinen Bruder, welcher dem Kaiser zum Throne verholfen, für einen viel würdigern Regenten hielt. Diese Großmuth bestimmte die Wahl des Vaters; eine Fürstin wollte jedoch nie hiezu ihre Zustimmung geben und versuchte durch Ränke den Kronprinzen verdächtig zu machen. Der Monarch, der Cabalen unter seinen Vorgängern müde, entfernte daher die Parteien vom Hofe. Da erschien aber ein Komet, und die Prinzessin meinte, daß dieß eine Andeutung des Himmels sey, um den künftigen Nachfolger zu

entlassen. Da konnte es Juitsong nicht länger ertragen, sprach kein Wort zu dem ränkevollen Weibe, sondern rief seinen Sohn herbei und befahl ihm, sogleich das Steuerruder selbst zu ergreifen. Lange weigerte er sich, allein der Herrscher sagte kurz: entweder nimm das Reichssiegel aus meiner Hand, oder von meinem Sarge, ich danke ab. So nahm der junge Prinz das Scepter (712) gezwungen, und erhielt als Kaiser in der Halle der Vorfahren nachher den Titel Hiuentsong.

Es war diesem Kaiser recht ernst, ganz im Geiste seines großen Vorfahren Taitsong zu regieren. Daher durchreiste er selbst das Land, machte überall gute Einrichtungen, schreckte durch seine Besuche die untreuen Mandarinen und bewies sich als Beschützer der Gelehrsamkeit. Um seine Hochachtung dem Haupte der Philosophie zu bezeigen, erhob er ihn in den Fürstenstand, und Kongfutse wurde immer nachher als ein Götze verehrt. Aus denselben Grundsätzen wurde er auch ein Verfolger der Bonzen, welchen er unter schweren Strafen befahl, die Klöster zu verlassen und sich zu ihren Familien zu begeben, um tüchtige Hausväter und gute Unterthanen zu werden. Dabei verbot er den Bilderdienst. Als einige Große in ihren Gedichten, welche sie dem Fürsten zur Begrüßung bei seinem Eintritte in eine Stadt überreichten, mit Ehrfurcht der Rationalisten erwähnten, war Hiuentsong darüber so erzürnt, daß er ihnen gebot, sogleich in den Priesterstand zu treten. Jedoch bei all diesem Eifer gegen Sectirerei war der Monarch selbst dem Aberglauben ergeben. Als einmal ein Geweihter des Taoismus ihn besuchte und die heiligste Versicherung gab daß er das Geheimniß der Unsterblichkeit sehr gut verstehe, glaubte der Kaiser diesen Fabeln und ließ sich überreden, daß der Betrüger schon zu Zeiten des Jao am Hofe gelebt habe. Allein auch ihn ereilte der Tod, und der betrogene Fürst erklärte, daß er nur gestorben sey um wieder aufzuleben. Die Großen konnten ihn nicht vom Gegentheil überzeugen. Alles was sie erzwingen konnten war ein Verbot, künstliche Stoffe und Edelgesteine mit den Todten zu begraben. Anstatt dessen machte man diese Sachen sehr täuschend von Papier und verbrannte sie, wie bis auf den heutigen Tag in der Nähe der Gräber, um die Verstorbenen mit dem Nöthigen im Hades zu versorgen. Die Priester waren jedoch nicht alle Thoren, es fand

sich einer unter ihnen, der sehr große Verbesserungen in der Astronomie machte und selbst einen vorzüglichen Sternmesser verfertigte. Die Zahl solcher Leute war jedoch gering.

Am Anfange seiner Verwaltung hatte die Tante des Fürsten sich allen seinen Maßregeln entgegengestellt und durch Schlauheit und Lügen die getreuesten und tüchtigsten Minister von seiner Seite entfernt. Bald versuchte sie mit ihren Creaturen den Kaiser umzubringen; da der Plan aber noch zeitig genug entdeckt wurde, ward ihr der Befehl ertheilt, sich selbst den Todesstoß zu geben, was die arglistige Frau auch that. Die nun zum Thron erhobene Kaiserin liebte ihren Gemahl herzlich, hatte aber keine Kinder. Durch Zureden des Bruders ließ sie einen Bonzen zu sich kommen, der ihr durch gewisse Ceremonien dieß künstliche Geschenk des Himmels zu geben versprach. Da wollte er zu den beiden Polen beten und überdieß den großen Bären am Himmel anrufen. Als der Monarch dieß erfuhr, wurde er wüthend und verurtheilte den Priester zum schmählichsten Tode, die Kaiserin zur Sklavin im Palaste. Das zärtliche Weib konnte solche Schmach nicht erdulden; sie starb, ihrer Unschuld bewußt, von allen tief betrauert, ein Denkmal der unmenschlichen Härte eines sonst sehr guten Fürsten.

Ganz verschieden betrug sich Hiuentsong gegen seine Brüder, mit welchen er in innigster Liebe lebte, zusammen aß und schlief, ohne jemals sich als ihren Herrn zu zeigen. Als einst einer krank war, eilte der Kaiser, so weit es die Sorgen ums Land erlauben wollten, zu dem Siechbette und bereitete mit eigener Hand die Arzneimittel, bei welcher Gelegenheit er sich einmal den Bart verbrannte, was zu vielen witzigen Bemerkungen seiner Hofleute Veranlassung gab.

Es war im Jahre 714, daß das erste arabische Schiff die Küsten China's bereiste und köstliche Perlen und Specereien ins Land brachte. Der Hof wollte jedoch von solchen theuren Dingen nichts hören, denn der Kaiser befleißigte sich der Sparsamkeit und lebte genügsam wie ein Privatmann. Die chinesischen Junken waren bisher ohne Erlaubniß, wie auch noch heute, nach den Ländern Indiens gegangen; ihre Reisen waren jedoch sehr langsam, und da sie an der Küste der Länder herumfuhren, glichen ihre großen Fahrzeuge einer kleinen Stadt, wo man allerhand Garten=

gewächse pflanzte, um die Matrosen vor dem Scorbut zu bewahren. Aber oft gingen diese unbehülflichen Schiffe zu Grunde, und dadurch litt der Handel bedeutende Störung.

Die innere Verwaltung des Landes war sehr blühend; man zählte die Familien und fand 7,069,000, die alle zusammen 41 Millionen Seelen ausmachten. Nur der mittlere Theil China's war darunter begriffen; denn von dem Süden kam bis jetzt noch sehr wenig unter die Botmäßigkeit der Regierung, und der Norden wurde zu sehr von den Schaaren der Barbaren verheert, als daß eine Blüthe der Gränzländer möglich gewesen wäre.

Im Kriege mit den tatarischen Fürsten war das Glück sehr wechselnd; nur Schade daß sich der Kaiser in ihre Angelegenheiten einmengte. Die Kokonor Völker schlugen zu wiederholtenmalen die chinesischen Heere; darauf suchte der mächtigste Häuptling für sich um eine Gemahlin aus der kaiserlichen Familie und die clasischen Bücher nach, um sich zu belehren; nach langer Ueberlegung gestand man ihm dieses auch zu. Einige Große wollten dieß jedoch nicht, denn sie fürchteten daß die Barbaren durch das Lesen so klug wie die Chinesen werden würden, und dann auch erlernen, wie das Land zu regieren wäre!

Ein armer Sklave hatte sich von Mantschuria nach China geflüchtet; da er sehr gutes Talent besaß, nahm sich ein chinesischer Officier seiner an. Sein Name war Ganloschan. Da er von sehr einnehmendem Aeußeren war, wurde ihm bald eine kleine Armee anvertraut, die jedoch die Tataren schlugen; da er nicht zu seinem alten Herrn zurückkehren konnte, suchte er sein Glück am Hofe. Dort wurde der Kaiser von seinem freundlichen und treuherzigen Wesen so sehr eingenommen, daß er ihn beständig bei sich behielt. Ganloschan suchte ihn auch zu bereden daß er ihm bis zum Tode treu seyn wolle, und führte selbst ein Zeichen an, welches, wie er vorgab, der Himmel ihm gegeben hatte um den Eifer für seinen Herrn zu befestigen. Er sah nämlich eine ganze Menge Würmer vor sich, und that ein Gelübde daß, wenn er nicht Siuentsong bis zum Tode ergeben seyn könnte, diese sein Herz zernagen, wenn es aber anders sey, das Ungeziefer sogleich vernichtet werden möchte. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so flog eine Anzahl Vögel herbei, welche die Insecten auffraßen. Eines andern Tages saß er mit seinem dicken Bauche

in Gegenwart des Kaisers; als dieser ihn fragte: „Ganloschan was hast du in deinem Wanst?" „Majestät," erwiederte er, „der Bauch ist voll Treue und Ergebenheit." Nachher machte der Kaiser ihn zum Prinzen des Reiches und gab ihm einen großen Landstrich zum Besitze. Da erwachte in ihm der treulose Gedanke, seinen Wohlthäter vom Throne zu stoßen; er sandte nun erst die treuen Officiere weg, deren Stellen er mit seinen eigenen Creaturen besetzte. Noch wollte der Monarch seinen üblen Absichten keinen Glauben beimessen, als das Geständniß eines Verschnittenen und die Menge von Pferden, welche er von der Tatarei holen ließ, ihn endlich überzeugten, daß er mit verrätherischen Anschlägen umgehe. Da rief er den Undankbaren nach der Hauptstadt unter dem Vorwande, ihn mit einer Prinzessin zu verheirathen; allein er wollte nicht kommen. Ein Botschafter, den er an ihn abgesandt hatte, wurde mit Stolz empfangen, und ehe man es sich versah, stand er schon mit einem tüchtigen Heere in Liaotong. Ganloschan bemächtigte sich der alten Hauptstadt; rasch durchzog er das Land, ohne irgend Widerstand zu finden. Nur in einer Schlacht besiegte ein chinesischer General den Rebellen, und hätte Hiuen nur rasch den Sieg benützt, so wäre noch Rettung vorhanden gewesen. Anstatt dessen nahm er den Rath treuloser Minister an und verließ unter allgemeinen Beileidsbezeugungen die Hauptstadt. Nur der Kronprinz besaß noch einigen Muth; er versammelte eine Schaar Getreuer, die Leben und Tod mit ihm theilen wollten; sie riefen ihn sogleich zum Kaiser aus 756, um das Reich in den letzten Zügen zu retten.

Obgleich das Land unter der Regierung des Hiuentsong viel gelitten, vorzüglich an den Gränzen, so zählte es dennoch am Ende 321 Städte erster und 1538 zweiter Classe, und ungefähr 52 Millionen Einwohner. Von den Einkünften des Staates wissen wir nichts; diese waren jedoch bedeutend.

Gerne gab der Vater seinem Sohne, den wir nun Sutsong nennen müssen, alle Gewalt in die Hände, und behielt sich nur den letzten Beschluß über jede wichtige Sache vor. Sutsong feuerte auch die Soldaten an, sich tapfer zu wehren, und da einige Officiere von Uebergabe sprachen, wurden sie enthauptet. Der Commandant einer Stadt, welche von den Aufrührern belagert worden war, hatte alle Pfeile verschossen. Da stellte er einen

Haufen Strohmänner auf die Wälle, nach welchen die Feinde zielten; so erhielt er wieder hinreichendes Geschoß, um in der folgenden Nacht einen Ausfall zu wagen. Die Belagerer dachten, daß dieß ein verstellter Angriff sey, und ließen die Braven ruhig nahe kommen. Diese, von Verzweiflung beseelt, fielen wie Tiger über die Rebellen her und brachten ihnen eine gänzliche Niederlage bei. Die Türken wollten nun das chinesische Joch abschütteln und machten einen Einfall, der aber mißlang. Nun kamen die westlichen Tataren dem rechtmäßigen Kaiser zu Hülfe, und man fing wieder an einige Hoffnung zu hegen.

Ganloschan war unterdessen in die Hauptstadt eingezogen; er vergnügte sich damit, dem Spiel der abgerichteten Elephanten, welche der Kaiser zu seiner Belustigung am Hofe hatte, zuzusehen, während sein Gesindel wüthend hauste. Er glaubte nun Rache für den Tod seines Sohnes, welchen sein Wohlthäter getödtet hatte, als er von seiner Empörung hörte, nehmen zu können. Doch sollte er nicht lange die Früchte seiner Untreue genießen. An einer sehr empfindlichen Augenkrankheit leidend, welche beinahe in Blindheit überging, war er oft gegen seine Officiere sehr barbarisch, und verlor dergestalt die einzige Stütze, seinen Länderraub zu bewahren. Da gebar ihm ein Kebsweib einen Sohn, welchen er zum Nachfolger zu bestimmen wünschte. Seinem ältesten Prinzen war diese Zurücksetzung unerträglich; daher verband er sich mit einigen Verschnittenen zum Sturze des eigenen Vaters. In der Nacht schlichen sie in sein Zimmer und gaben ihm den Todesstoß. Dieß war das traurige Ende des Falschen.

Der Tod des Länderräubers brachte eine sehr große Veränderung im Kriege hervor. Die Chinesen, von neuem Muthe beseelt, behielten die Oberhand in vielen Schlachten, bemächtigten sich wieder der Hauptstadt und trieben den Feind in eine Ecke des Landes zurück. — Man handelte jedoch treulos gegen den Anführer der Rebellen; diese Wortbrüchigkeit hinderte jenen an der Uebergabe. Er aber wollte dem Vatermörder nicht länger gehorchen; der Sohn dieses Prinzen fiel mit seinen Garden über seinen eigenen Vater her und ermordete ihn.

Der alte Kaiser lebte noch. Durch biedere Güte zog er alle Herzen an sich. Da raunte ein Minister des Sutsong seinem Herrn ein, daß durch die große Volksliebe, die man dem Alten

erwies, sehr leicht eine Umwälzung hervorgebracht werden könne. Daher brachte der Kaiser seinen Vater nach einem andern Palast, wo er abgeschieden von der ganzen Welt seine Tage verbrachte. Der unbegründete Argwohn rührte das Herz des Greises; er starb voll Kummer, daß sein eigenes Kind ihn für einen Empörer gehalten habe. Dieß ging dem Monarchen so sehr zu Herzen, und die Gewissensbisse, einem Hofschranzen gegen seinen Vater Gehör gegeben zu haben, wurden so verzehrend, daß er bald darauf selbst ins Grab sank (762).

Derselbe Minister, welcher Schuld an diesen Unfällen hatte, erklärte am Anfange der Regierung des Taitsong, daß er alle Sorgen der Verwaltung selbst übernehmen wolle, und daß der junge Kaiser mit der Oberherrschaft des Reiches sich begnügen solle. Der Fürst gab nicht eine Sylbe zur Antwort; um seinen Widerwillen zu verbergen, erhob er den ehrgierigen Staatsmann zu großen Ehren. Das freute ihn herzlich; er wurde nun noch anmaßender; aber eines Morgens fand man ihn mit abgeschnittenem Kopfe und abgeschnittener Hand im Bette, ohne daß man die Thäter ausfindig machen konnte. Die Empörung nach vielen Schlachten und Verheerungen neigte sich auch zum Ende, denn der Rädelsführer und Mörder seines Vaters wurde so in die Enge getrieben, daß er sich selbst erdrosselte. Der Staat hatte nachher nur die Räuberbanden und Freibeuter zu unterdrücken. Plötzlich brachen die Tufans von Kokonor in China ein. Ihr Marsch war so eilig daß, ehe noch ein Heer ihnen entgegen geschickt werden konnte, sie schon die Hauptstadt erreicht hatten und dort die gräßlichsten Plünderungen verübten. Auch mit diesen nahm es ein tapferer General auf; nach vielen blutigen Treffen, vermittelst seiner Ueberredungskunst, bewog er auch diesen Feind aus dem Lande zu ziehen. Da zählte der Kaiser sein Volk, und siehe! es war durch Schwert, Pest und Hungersnoth beinahe die Hälfte der Unterthanen umgekommen. Der Monarch hörte daher gerne den Ermahnungen zu, welche man ihm wegen der Verwaltung machte. Da einer seiner Lieblinge angeklagt wurde, entließ er ihn aus seinem Dienst, obgleich er selbst nicht glauben konnte daß er schuldig wäre. Dem Sohn des Generals, welcher das Land von den verheerenden Feinden befreit hatte, vergab er, als dieser sich keck gegen eine kaiserliche Prinzessin,

seine Frau, ausdrückte, daß er so viel Recht wie ihr Vater auf die Krone habe und sich derselben schon längst hätte bemächtigen können. Allein die Gesellschaft der Verschnittenen war ihm theuer; daher vertraute er ihnen die höchsten Posten des Staates an, ohne sich um den Tadel der Censoren zu kümmern. Dieß war eine sehr stürmische Regierung, voll Blut und Meutereien, so daß Taitsong kaum einen Augenblick die Segnungen des Friedens genoß. Noch im kräftigen Mannesalter starb er (779). Er war ein Fürst, mehr leidend als thätig, gutmüthig und treu seinen Versprechungen; er würde in günstigeren Zeiten ein Vater seines Landes gewesen seyn. Sein Sohn Tétsong, unter der Vormundschaft des berühmten Feldmarschalls Kuotseji, wurde sein Nachfolger.

Der alte General hatte viele Söhne und Töchter, die ihm so zahlreiche Enkel gebaren, daß er sie nie bei Namen nennen konnte, und an seinem Geburtstage sein ganzes Haus von Verwandten gefüllt sah. Seine Dienerschaft bestand aus 3000 Menschen, welche alle genug beschäftigt waren die Befehle ihres Herrn auszuführen. Der Greis selbst war ein Feind aller Parteilichkeit, er vergab die Stellen nicht nach Gunst, sondern nach dem Talente der Officiere, so daß er einen großen Anhang der bravsten Menschen um sich hatte. Er war ein offener ehrlicher Mann, verstand sich nie auf Kniffe, und so lange er am Steuerruder saß, war das Land ruhig und jeder fürchtete den Oberherrn.

Der junge Tétsong wünschte die ganze Verwaltung zu verbessern; daher entließ er die vielen Frauen, die Streithähne und andere Thiere welche man des Vergnügens wegen am Hofe mit sehr großen Kosten unterhielt. Er wünschte auch die Zahl der Bettelmönche zu vermindern, und bestand auf einer Veränderung in der Verfassung der Bonzen. Da er die Unterschleife und Unterdrückungen der Mandarine fürchtete, so gab er sehr strenge Gesetze, daß jeder Ankläger vorgelassen werden sollte. Die Folge aber war, daß bösartiges Gesindel ihn mit Bittschriften bestürmte; daher mußte man diesen Plan wieder aufgeben. — Der Kaiser wünschte von allem Aberglauben frei zu seyn und wollte sich durchaus nicht um Vorzeichen bekümmern. Deßhalb lachte er über die Deutereien der Wolken und anderer Himmelszeichen. Ein Statthalter hatte seinem Vater eine Katze von besonderer Eigenthümlichkeit zugesandt, die nicht nur ihren Jungen, sondern

auch den Ratten Milch gab. Er aber spottete solcher Narrheiten und wollte den elenden Wahrsagern durchaus keinen Glauben beimessen.

Nun hätte man erwarten können daß seine Regierung kräftig und heilbringend fürs Volk hätte seyn können; allein darin betrog man sich; anstatt dessen brach wieder Aufruhr in vielen Gegenden aus. Selbst die Soldaten welche man von der Hauptstadt zur Tilgung der Unruhen ausgesandt hatte, sahen sich auf sehr schlechte Kost beschränkt, ihre Familien nicht versorgt, und sonst in elenden Umständen. Daher errichteten sie das Panier der Empörung, wählten einen Anführer der sich zum Kaiser ausrief, jagten den unglücklichen Tétsong aus der Hauptstadt und begingen die größten Gräuel an den Gräbern und in der Ahnenhalle des Oberherrn. Da erschrack der Kaiser über die beständigen Unglücksfälle; um die Empörer wieder zur Pflicht zurückzubringen, machte er eine allgemeine Amnestie bekannt, welche nur den gottlosen Gegenkaiser von allem Erbarmen ausschloß. Dieses Schreiben, in welchem er sich selbst vieler Verbrechen beschuldigte und als die Ursache aller Unfälle angab, fand allgemeinen Beifall. Mancher der Aufrührer steckte das Schwert in die Scheide und half seinem Oberherrn, die Wellen des Aufruhrs zu stillen. Nach fortwährenden Scharmützeln entstand dann endlich Friede; aber viel Blut war geflossen; der arme Bauer hatte noch überdieß von Dürre und Ueberschwemmung viel zu leiden. Kaum war man mit den Häuptern der Empörung fertig, so brachen nun die Tufanen ins Land, und der Kaiser war genöthigt mit ihnen einen schimpflichen Frieden zu schließen. Das Aergste aber war daß man eine chinesische Prinzessin in die Arme des benachbarten Türken-Häuptlings liefern mußte, und dieß aus bloßer Schwäche. Der sehr unternehmende und glückliche General, welcher so viel für das Land gethan, verliebte sich in eine Verwandte des Monarchen; er pflog mit ihr verbotenen Umgang, was dem Kaiser so mißfiel, daß er die letztere ins Kloster jagte und den erstern aus der Hauptstadt verbannte. Dadurch verlor er nun seine beste Stütze und wurde wieder in den elendesten Zustand versetzt. Er hatte viele vortreffliche Eigenschaften, war leutselig, liebte das Volk, war gerecht, fleißig und entschlossen, und dennoch immer im Unglück. Als er den Thron bestieg, wurde allgemeines

Glück der Nation zu Theil; als er seine Regierung endete (804), war das Volk in tiefer Trauer; nicht etwa wegen seines Verlustes, sondern weil ein Jeder so viel zu leiden hatte.

Tschuntsong war ein gelehrter Jüngling, der Gedichte schreiben und beurtheilen konnte, und hatte tapfer für seinen Vater in den Schanzen gefochten. Es fehlte nichts, um ihn zu einem tüchtigen Regenten zu machen, als die Liebe der Unterthanen und die Anhänglichkeit der Großen; beides schien man ihm aber nicht zu zollen. Eine Krankheit kam noch überdieß dazu; da schrieben ihm einige Staatsmänner, daß er sich ganz und gar der Regierungssorgen entschlagen und seinem Sohne dem Kronprinzen die Regierung übergeben solle. Außerordentlich, wie diese Aufforderung, — der demüthige Fürst willigte sehr gerne in diese Bitte, übergab das Scepter dem Hientsong, und der Tod ereilte ihn schon im folgenden Jahre (805).

Bei der Thronbesteigung erhielt dieser junge Mann, dessen Ernennung zum Kaiser allgemeine Freude verbreitete, sehr kostbare Geschenke, welche er alle zurückwies. Selbst zwei schöne Dirnen wollte er, ungeachtet ihres anziehenden Wesens, nicht in das Harem nehmen. Mit fröhlicher Hoffnung blickte er nun in die Zukunft, sich im voraus der glücklichsten Regierung erfreuend. Allein sein heiterer Blick wurde bald durch den unerwarteten Tod eines biedern Generals getrübt. Dieser war der Gegenstand höchster Ehrfurcht unter seinen Soldaten, welche ihn als ihren größten Wohlthäter ansahen. Denn er nahm sich ihrer Wittwen und Waisen an, und versorgte auch die Frauen, wenn sie im Felde waren. Zum Andenken errichteten sie ihm ein prächtiges Denkmal, wo sie regelmäßig ihre Opfer brachten. — Kaum hatte er seine Augen geschlossen, als ein sehr stolzer und grober Officier, welchen man wider Rath und Willen des Kaisers in eine entfernte Provinz gesandt hatte, sich empörte, und durch Gewalt der Waffen, nach vielem Blutvergießen wieder zum Gehorsam gebracht werden mußte. Nun kamen alle Statthalter nach der Hauptstadt, um dem Monarchen Glück zu wünschen; da ein Verwandter des Hientsong ausblieb, hegte man sogleich Verdacht gegen ihn. Dieser bestätigte sich auch sehr bald, und es wurde klar, daß der Verwegene nach der Krone strebe. Allein auch er wurde gefangen genommen und hingerichtet, und seine zahlreichen

Güter unter die Staatsdiener vertheilt. Nun suchte der Kaiser ernstlich sich die Liebe der Nation zu erwerben, und berieth sich mit den Ministern über jede Maßregel. Um dem Uebel der Empörung abzuhelfen, wollte man die erblichen Stellen der Mandarinen abschaffen, denn diese sahen sich im Besitz großer Vorrechte, und konnten jeden Augenblick einen Aufstand wider die Regierung verursachen. Das Festhalten an alten Gebräuchen stellte den neuen Anordnungen große Hindernisse entgegen. — Der Monarch verzichtete auf die Ehre, eine marmorne Tafel mit der Inschrift des Tugendhaften und Heiligen in einem Tempel aufzustellen; denn seine Rathgeber behaupteten, daß weder Jao noch Schun dieß gethan hätte. Der einzige Vorwurf, welchen man ihm machen konnte, war, daß er den Verschnittenen zu viel Einfluß gab. Trotz aller Ermahnungen der ehrsüchtigen Großen wollte er seine Lieblinge durchaus nicht verstoßen. Einer dieser wurde zum General ernannt und zog mit seiner Armee gegen einen Rebellen. Dieser lachte der Ohnmacht des Armen, welcher es wagte ihn anzugreifen, und besiegte ihn in zwei Treffen. So konnte denn der Minister darauf bestehen, ihn von allen seinen Stellen zu entlassen. Die Staatsmänner wurden daher immer dreister; that der Monarch etwas, was gerade nicht mit ihren Ansichten übereinstimmte, so tadelten sie ihn oft sehr rauh. Wenn er nachgab, so wurden ihm noch derbere Verweise gemacht, so daß er recht demüthig sich gegen seine Diener zu betragen hatte. Als er einst die Akademie ziemlich lang nicht mehr versammelt hatte, um das Gutachten der Mitglieder einzuholen, nöthigte ihn das Ministerium ohne weitere Rücksicht dazu. Der Kaiser war sehr der Jagd ergeben; nachdem er sich lange um Hirsche umgesehen und gerade einige zu Gesichte bekam, erinnerte er sich, daß der Rath zu derselben Stunde Sitzung habe; stracks kehrte er nach seinem Palaste zurück, um keinen Anstoß zu geben. Einer seiner Diener machte sich ein Vergnügen daraus, dem Hientsong zu widersprechen; als sich dieser darüber beklagte, versicherte man ihm, daß die Geradheit des Mannes, der alles aufs trefflichste verwaltet zu sehen wünschte, die eigentliche Ursache sey. Damit gab sich der gutmüthige Fürst wieder zufrieden.

Es gab jedoch eine Angelegenheit des Staates, welche sich weder durch Untersuchung, noch durch Gebote in Ordnung bringen

ließ. Dieß war das Finanz=System. Der Staat war genöthigt 800,000 Soldaten zu unterhalten. Die Zahl der Beamten war ungeheuer, und anstatt sie unter den vorigen Regierungen zu vermindern, hatte man ihnen größern Gehalt zugestanden. Die Armee konnte man wohl der vielen Feinde wegen nicht entlassen; allein die Mandarine erhielten weniger Geld und Reis, und mußten sich damit zufrieden stellen, ein beschränkteres und sparsameres Leben zu führen. Aber schon 119 v. Ch. hatte man den Stein der Weisen gefunden; durch eine gewisse Art von Leder, welches, sehr verziert, zur Bezahlung des Gehaltes den Höflingen gegeben wurde, hatte man den Mangel an Geld ersetzt. Dieß war ein Plan des erfinderischen Wuti. Als der Staat am Ende der Sui=Dynastie wegen der ungeheuren Ausgaben des Jangti beinahe bankerott geworden, so gab man allerhand Metallen und Sachen den Werth des Silbers und trieb beim Kaufe der geringsten unentbehrlichsten Bedürfnisse einen Austausch. Allein Hientsong handelte viel klüger, um dem Elende des Landes abzuhelfen. Er nöthigte die Großen, eine ziemliche Menge Geld in den öffentlichen Schatz niederzulegen, wofür sie Empfangscheine erhielten. Diese aber wurden gangbar wie baares Geld, und dieß gab Gelegenheit zum Papier=Umlauf, wodurch dem Staate großer Nutzen erwuchs. In der Folge werden wir von Banknoten zu sprechen haben; allein Niemand handelte so rechtlich und brachte alles in solche gute Ordnung, als Hientsong, so daß man seinen Schuldscheinen den größten Glauben beimaß.

Die Minister, welche so große Macht an sich gerissen hatten, waren oft sehr hart und schonungslos gegen die Gouverneure der Provinzen. Einer derselben, welcher früher ein Aufrührer gewesen, hatte seine Abgeordneten nach der Hauptstadt gesandt, um seine Geschäfte dort zu betreiben. Mit großer Verachtung hörten die Räthe sein Begehren an und entließen sie unverrichteter Sache. Diese fühlten sich durch diese Behandlung gekränkt, und als jene des Abends vom Palaste nach ihren Häusern zurückkehrten, schossen sie auf sie und tödteten einen derselben, während der zweite sehr schwer verwundet wurde. Der Kaiser war hierüber ganz trostlos und bestellte eine starke Wache um das Haus seines Freundes. Als er wieder genas, war Hientsong vor Freude außer sich. Seine Unterhaltungen waren lang und wichtig.

Als er eines Nachmittags mit großem Talente seine Ansichten erklärt und den anwesenden Mandarinen alles deutlich gemacht, rann der Schweiß über seinen Nacken herunter und die Kleider waren ganz durchnäßt. Da baten ihn die Beamten sich zurückzuziehen um frische Kleider anzulegen; Hientsong aber sagte: soll ich mich nun zu den Weibern und Verschnittenen begeben, und den Unterricht der Weisen auf diese Art verlieren? das will ich nie thun.

Nicht lange vor seinem Tode hatte ein verwegener Empörer eine Menge Meuchelmörder heimlich nach der Residenz geschickt, um diese in Brand zu stecken, und dann die Höflinge, welche ihnen in den Weg kämen, niederzumetzeln. Obgleich der böse Plan entdeckt wurde, so ging doch ein solches Treiben dem Monarchen sehr nahe; alle Freude schien aus seinem Angesichte entschwunden. Zwar waren seine Generale sehr siegreich wider die Häupter der Empörung und gaben dem Lande den Frieden; allein kaum war die Siegesfeier vollendet, so brachen auch schon die Tufanen ins Land und richteten sehr viel Unheil an, ohne daß man ihnen nachdrücklich die Spitze hätte bieten können.

Hientsong wollte sich Unsterblichkeit erringen und ewig auf einer Erde, wo ihm so viel Unheil zu Theil geworden, leben. Daher war er auch immer mit den Rationalisten beschäftigt, welche das Elixir, das diese Gabe verleiht, sehr gut verstanden. Allein er trank zu viel davon und starb deßhalb eines unzeitigen Todes (820).

Kurz vorher hatte er das Vergnügen, daß der General eines Rebellen, in welchem die Treue gegen seinen Kaiser wieder lebendig geworden war, seinen eigenen Herrn ergriff und ihn mit seiner ganzen Familie im Angesichte des Heeres hinrichtete. Nicht lange danach gab ein Bonze vor, daß er einen Finger des Buddha habe, der als eine der köstlichsten Reliquien die Kraft besitze durchs ganze Volk Glück und Zufriedenheit zu verbreiten. Dieß gefiel dem Hientsong ungemein; er holte daher die Knochen mit großer Pracht nach der Hauptstadt, wo sie auf einem herrlichen Gerüste dem erstaunten Hofe und Volke gezeigt wurden. Als ein Justizbeamter sich über solche Narrheiten öffentlich beklagte drohte ihm der abergläubische Monarch mit dem Tode. Der Finger blieb auf seiner Stelle, das fruchtbare Jahr jedoch blieb aus.

Hientsong meinte es herzlich, hatte jedoch nie Willenskraft genug seine Pläne auszuführen, und blieb immer ein Sklave der Minister. Wie verschieden war er von seinem Zeitgenossen Karl dem Großen und dem weisen Kalifen Bagdads.

Mutsong war ein lebensfroher leichtsinniger Jüngling, welcher dem Vergnügen mit ganzer Seele nachhing. Anstatt die Trauer, wie es das Buch des Ritus verordnet, drei Jahre zu tragen, legte er die weißen Kleider schon nach einem Monate ab, ging auf die Jagd, gab seinen Großen Bälle und schien allen Gram über den Tod seines Vaters vergessen zu haben, ungeachtet der ernsten Ermahnungen seiner Minister zum Anstande. Ein Fürst welcher um seine Eltern trauert, muß sich ganz durch Kummer abmergeln und allen Geschäften und Genüssen entsagen. Man hatte erwartet, daß dieser junge Mann eine ernste Untersuchung über die Vergiftung des Hientsong anstellen werde; allein er entfernte nur die Rationalisten, welche ihm die Ambrosia gegeben, und ließ die ganze Sache mit Stillschweigen vorübergehen. Die Verschnittenen, welche überdieß die Taopriester gerne um sich sahen, beredeten ihren Zögling, sie wieder zu Ehren anzunehmen. Obgleich nun Mutsong den Tod seines Vaters vor Augen hatte, so wollte er dennoch sich der köstlichen Getränke dieser Elenden bedienen, um ewig zu leben; daher nahm er jeden Tag ihre Arzneimittel, die ihn auch in wenigen Jahren zum Grabe brachten.

Mutsong war freigebig, lebte immer mit seinen Genossen, als ob sie seines Gleichen gewesen wären, und vertheilte das Geld des öffentlichen Schatzes mit sehr verschwenderischer Hand. So hatte man bald großen Mangel an Silber; da gerade wieder Empörungen unter den Statthaltern ausbrachen, konnte man kaum das Heer unterhalten, und mußte den Rebellen viele Vorrechte einräumen, bis sie wieder zur Ruhe kamen. — Mutsong, immer kränklich, übertrug die Regierung dem Kronprinzen (823); die Kaiserin aber, wie auch ihr Bruder, lehnten es ab, die Vormundschaft zu führen; denn sie erinnerten sich der frühern fürchterlichen Scenen, welche unter den Regentschaften stattgehabt hatten.

Kingtsong war seinem Vater sehr ähnlich, und wollte sorgenlos durchs Leben wallen. Daher war Scherz, Spiel und Jagd

seine stete Beschäftigung. Wenn ihm ein Minister Vorwürfe machte, so gab er willig Gehör und sagte er habe recht; ja machte ihm sogar noch Geschenke. Die Censoren waren daher äußerst bemüht ihm weise Lebensregeln zu geben, und schrieben sehr viel, doch ohne den geringsten Erfolg. Der junge Prinz war oft sehr lange vom Palaste abwesend. Eines Tages faßten einige verwegene Höflinge den Entschluß sich desselben zu bemächtigen. Die Aufrührer hieben die Garden nieder und fanden sich bald im Besitz des kaiserlichen Harems, wo sie sogleich zu schwelgen anfingen. Als Kingtsong davon hörte, rief er aus: „wo sind meine Weiber?" da diese von einem treuen Diener herbeigeführt wurden, bekümmerte er sich sehr wenig um den Vorfall. Endlich überfiel die Räuber Furcht; sie verließen das Gebäude so schnell, als sie es betreten hatten. Diese bittere Erfahrung jedoch machte durchaus keine Veränderung in dem Betragen des Kingtsong. Er hatte um sich her eine Menge der stärksten Trabanten versammelt; mit diesen durchzog er das Land und behandelte sie als seine Lebensgefährten und Gesellen. Kam ihm Jemand in den Weg, oder wurde sein Zorn gereizt, so gab es Stockschläge ohne Schonung. Die Verschnittenen litten gewöhnlich am meisten; denn obgleich er sie gerne in seinem Gefolge hatte, so verachtete er doch diese elenden Menschen und machte sie oft zu Gegenständen des Spottes. Eine Reise, welche er nach der östlichen Hauptstadt unternehmen wollte, um dort die warmen Bäder zu besuchen, wurde durch die Gegenvorstellungen der Minister, denen er gerne Gehorsam leistete, vereitelt. Dagegen trieb er leidenschaftlich die Jagd und hielt sich für den glücklichsten der Sterblichen, wenn er viele Thiere erlegte. Eines Tages kehrte er ermüdet von seinem Zuge zurück, veranstaltete jedoch noch ein Spiel mit seinen Untergebenen, wo er so viel Wein trank, daß die Verschnittenen ihn betrunken nach dem Palaste tragen mußten. Da er sie früher beleidigt hatte, so wollten sie nun sich rächen und warfen sich, nachdem alle Lichter ausgelöscht waren, auf den unglücklichen Fürsten, um ihn zu ersticken. Kaum hatten sie ihr mörderisches Vorhaben in Ausführung gebracht, als der Rädelsführer zu dem Minister ging, und das Schwert ihm an die Kehle setzend ihn nöthigte, ein Schreiben im Namen des Kaisers auszufertigen, worin ein gewisser Prinz zum Thronfolger ernannt wurde. Aber

das Verbrechen konnte nicht lange geheim bleiben; ein anderer Verschnittener raffte die Garden zusammen, tödtete die Mörder und rief mit Bewilligung der Kaiserin den Bruder des Gemordeten zum Regenten aus (826). Dieser bestieg den Thron unter dem Namen Wentsong.

Sein erstes Unternehmen war, den Hofstaat zu verringern. Daher verabschiedete er 3000 Weiber und eine Menge von Bedienten; überdieß entließ er die zahlreichen Jäger mit allen Falken und Hunden. Um nun recht sparsam zu leben, machte er die Censoren zu seinen Verwaltern, so daß ihn das Land als einen der größten Weisen ehrte. Die Verschnittenen aber, welche sich in alle Regierungsgeschäfte eingemischt, wurden zum großeu Nachtheil des Reiches beibehalten. Der Kaiser fürchtete sie; denn das Drittheil der Mandarinen waren ihre Creaturen. Um die Soldaten zur Tapferkeit anzuspornen, wurde eine alte Verordnung, daß die Officiere ausschließlich aus der Mitte der Gemeinen genommen werden sollten, wieder in Ausführung gebracht. Der Kaiser gab jeden Tag Audienz, war immer im Rathe zugegen und that alles mit eigener Hand. Solch ein Anfang erregte natürlich die größten Hoffnungen für die Zukunft.

Noch aber war der Hof voll von Cabalen, und die Minister handelten eigenmächtig, als ob sie keinen Oberherrn hätten. Der Monarch zeigte sich auch sehr unentschieden in der Wahl seiner Diener, und ließ sich durch Andere bestimmen, wer die wichtigsten Posten bekleiden sollte. Einer der treuesten Minister beklagte sich in ernster und entschiedener Weise über die elenden Verschnittenen, welche den Untergang der Han-Dynastie beschleunigt hätten. Er nannte sie die ärgsten Feinde des Landes, und bat Wentsong ernstlich sie alle zu verabschieden. Der Kaiser aber schauderte bei diesem bloßen Gedanken, und war schwach genug einen Staatsmann zum Tode zu verurtheilen, weil er einen Plan zu ihrem Verderben gemacht. Ein anderes Ministerium, welchem die Verwaltung anvertraut war, nahm eine große Truppenzahl in seinen Dienst; mit Bewilligung des Monarchen machten sie Vorkehrungen zur Austilgung des Gesindels. Am bestimmten Tage waren alle Mandarinen im Audienzsaale versammelt; der Kaiser sandte die Verschnittenen nach einem gewissen Orte, wo, wie einer der Höflinge versicherte, Manna gefallen

sey. Dort trafen sie einen der Verschworenen mit einer handvoll Soldaten an, der sehr zitterte, und dadurch seinen Anschlag verrieth. Nur sehr wenige von ihrer Zahl wurden niedergehauen, während die Verschnittenen selbst, trotz des kaiserlichen Befehls, ihre Feinde für Landesverräther erklärten und sie alle ohne Unterschied ermordeten. Am folgenden Tage vermißte der Fürst seine Minister bei der Audienz; die Verschnittenen antworteten kaltblütig, daß sie sich wegen einer fürchterlichen Empörung im Gefängnisse befänden. Von diesem Augenblicke an wurden sie ganz mächtig, und verordneten daß alle Berathschlagungen und Beschlüsse über Regierungssachen von ihnen ausgehen und den Staatsmännern nur die Ausführung überlassen werden sollte. Wentsong war äußerst betrübt, als so viele seiner treuesten Freunde, welche die wahre Stütze des Thrones waren, durch die Eunuchen zum Tode verurtheilt wurden; dennoch aber unterschrieb er die Befehle. Man sah ihn nie mehr lachen; immer in sich gekehrt, ergötzte ihn kein Vergnügen und das Leben war ihm eine Last. Da standen wieder einige treue Diener auf, die ihn von der Last der Verschnittenen befreien wollten; allein sie verstanden dieß durchaus nicht und brachten nur großes Unglück auf sich. So starb der Kaiser vor Gram 840, und konnte nicht einmal seine Wahl des Thronfolgers bestätigt sehen. Kein Regent hatte edlere Absichten; Niemand war aber in allen Dingen so unglücklich und wegen seiner Schwäche so bemitleidenswerth.

Wutsong war ein lebhafter, freundlicher, kraftvoller Prinz, der sein Volk innig liebte, und mit den Ministern den vertrautesten Umgang pflegte. Wenn man ihm seine Fehler verwies, so bat er, dieß nicht nur einmal, sondern immer zu thun, damit er sich bessern möge. In seinen Verhandlungen mit den Barbaren war er sehr glücklich; die bürgerlichen Kriege der Tataren untereinander verhinderten ihre Anfälle auf China. Eine Prinzessin, welche man zum Chan gesandt hatte, um dort einen großen politischen Vortheil zu bewirken, kehrte unverrichteter Sache von der Wüste zurück und that Buße vor den Thoren des Palastes im einfachsten Gewande.

Wutsong unterhielt sich sehr gern über alle Gegenstände; da fand es sich bald daß, als man die Klöster der Buddhaisten zur Sprache brachte, er voll Erstaunen über ihre Menge die

strengsten Befehle gab, den Mönchen und Nonnen Einhalt zu thun. Er schrieb daher an alle Behörden in den Provinzen, bestimmte die Zahl der Häuser, wo man den Götzen dienen möchte; die übrigen verkaufte er. Die Priester und geistlichen Frauen wurden zu ihren Verwandten zurückgesandt. Nachher ergab es sich, daß dergestallt 4600 Tempel und Klöster abgeschafft, und 260,000 Mönche und Nonnen ins gemeine Leben zurückgekehrt waren. Und doch hatte China zu jener Zeit nicht mehr als 4,955,151 Familien, die Abgaben bezahlten, so daß man annehmen kann, daß der 20ste Mensch ein Geistlicher gewesen sey. Diese Stiftungen besaßen große Güter, und überdieß die ausgedehntesten Privilegien, so daß der Staat durch diese Einziehungen bedeutend gewann.

Die Stunden der Muße pflegte der Fürst in Gesellschaft mit den Taoisten zuzubringen, mit welchen er sich über die Unsterblichkeit unterhielt. Der Hang zum ewigen Leben, welches der Sohn Gottes nur allein verleihen kann, ist im Menschen so gewaltig, daß er keine Mühe spart, dieses große Gut zu erlangen; freilich gebrauchen die Meisten verkehrte Mittel, um das Kleinod zu erhaschen. Wutsong nahm täglich einen Trank, um seine Gebeine zu verändern und unverweslich zu machen; der Leib aber litt dabei, und plötzlich bemächtigte sich seiner eine solche Schwäche, daß er lange sprachlos auf dem Siechbette liegen blieb. Diesen Umstand benutzten die Verschnittenen und ernannten an seiner Stelle einen blödsinnigen Verwandten zum Kaiser (846), welchen wir unter dem Namen Siuentsong kennen. Bald drückten sie ihrem Oberherrn die Augen zu, und hegten nun die größten Erwartungen, daß sie die ganze Regierung selbst würden verwalten können.

Allein sie fanden sich in ihrem Mann ganz betrogen; denn anstatt einen elenden Weichling auf dem Throne zu sehen, war Siuentsong einer der kräftigsten Fürsten, rasch in der Ausführung seiner Pläne und den Verschnittenen ganz abhold; er hatte sich nur verstellt, um ihre Gunst zu erhalten; im Besitz derselben erreichte er seinen Zweck. Da bereuten sie es, daß sie sich überlisten ließen; Schrecken fiel auf die ganze Schaar, als sie hörten daß der neue Kaiser im Geheimen Maßregeln zu ihrer Vertilgung genommen habe. Der Plan wurde nicht zur Ausführung ge-

bracht; allein die Hofschranzen hegten unverlöschlichen Groll gegen ihren Oberherrn. Dieser war ein Mann, der viel Rechtlichkeit besaß; ohne andere Rücksichten handelte er ganz in diesem Sinne, und es entstanden daher oft bedeutende Spannungen. Seine Minister jedoch liebten ihn, und die untreuen Diener fürchteten den Kaiser; denn er hatte einen großen Scharfsinn, sah bald die Fehler welche sie begingen, und untersuchte alle Zweige der Verwaltung mit den Augen eines Luchses. Sein Gedächtniß war so groß, daß er sich an eine Reihe von Ereignissen mit derselben Lebhaftigkeit erinnerte, als ob sie im gegenwärtigen Augenblick vorgefallen wären; hatte er einmal einen Ort besucht oder eine Provinz durchreist, so erinnerte er sich aller Namen. Er war den Soldaten hold, unterhielt sich gern über politische Wissenschaften, und schrieb selbst ein Werk, welches ein Beweis seiner starken Erinnerungskraft ist. Konnte man nicht sehr große Hoffnungen von einem solchen Regenten hegen? Leider gerieth Siuentsong auf den Gedanken, die Unsterblichkeit zu erlangen. Um keinen Fehltritt zu thun, ließ er einen der berühmtesten Einsiedler aus seinem Schlupfwinkel in den Gebirgen holen, und ersuchte ihn um den Trank der Ambrosia. Dieser Greis mischte den Becher, gab ihn dem abenteuerlichen Monarchen und verfügte sich sogleich nach seiner abgelegenen Zelle. Von dieser Arznei fühlte Siuentsong erst einen Schwindel, dann eine Ohnmacht und nach einigen Tagen war er eine Leiche. — Wie wenig Verstand müssen die Fürsten China's gehabt haben, wenn sie nicht durch frühere Beispiele der Art abgeschreckt wurden, dieselbe Thorheit zu begehen. — An seinem Siechbette trauerte Niemand; aber bei seinem Vorgänger stand in der letzten Todesangst eine Dirne, die von ihm äußerst geliebt, auch vom Eheherrn im Hades nicht getrennt leben wollte. Sobald daher der Monarch die Seele ausgehaucht, erdrosselte sich die Geliebte.

Itsong liebte, wie sein Vater, Musik und Schauspiel, erfreute sich der Gastmähler und des Rausches, war oft mit seinen zahlreichen Freunden bis zum Morgen im Trunke und Wohlleben beisammen, und lachend ging er dann in den großen Saal, um dort Audienz zu geben. — Man konnte daher schon voraussehen, daß unter einer solchen Regierung weder Kraft noch Wille zur Ausführung großer Endzwecke gefunden werden würde; doch

waren die Ereignisse anderer Art, als man erwarten konnte. Erst brach eine Empörung in Tschekiang aus, welche mit großer Wuth fortgeführt wurde. Der Rädelsführer bemächtigte sich mehrerer Städte, erpreßte Abgaben, nahm das öffentliche Geld, und brachte Tausende von dem Gesindel an sich. Es wurde daher dem chinesischen General äußerst schwer ihn zu bekämpfen; das Land genoß erst nach langem Blutvergießen Ruhe. Kaum war dieser Aufruhr gestillt, so erklärte der Oberherr von Junnan, daß er nicht länger der chinesischen Fahne huldigen wollte; er stellte sich dreist und verwegen mit einem zahlreichen Heere dem Generale des Mittelreiches entgegen. Es kam nun zur Schlacht, der Empörer blieb siegreich. Nachher aber wurden neue Truppenmassen in das Land gesandt und die Armee des Junnan aufs Haupt geschlagen. Die Soldaten, welche diesen Sieg erfochten, wurden noch lange dort zurückgelassen, ohne daß man ihnen den versprochenen Sold bezahlte; darüber entstand Mißvergnügen, welches eine Meuterei zur Folge hatte. Die Vertheidiger ihrer Rechte fochten hartnäckig; da sehr viele Beute in ihrem Gefolge zu erhaschen war, vermehrte sich die Zahl der Anhänger. Aber plötzlich verkündigte der chinesische Oberbefehlshaber eine allgemeine Amnestie, ja beschenkte selbst die Gehorsamen, welche sich zu ihm begeben würden. So wurde denn die Zahl der Ueberläufer äußerst bedeutend, und bald war das Heer der Unruhestifter so zusammengeschmolzen, daß in einem entscheidenden Treffen die Ueberbleibsel in Stücke gehauen wurden, oder in dem nahen Fluß ertranken. So waren auch diese Gräuelscenen beendigt. Allein bald brach ein anderer Aufstand aus, der auch wieder sehr glücklich durch Gewalt der Waffen gestillt wurde.

Der Kaiser lebte unterdessen fröhlich und schwelgend in der Residenz. Ging er auf eine Lustfahrt, so hatte er nie weniger als 10,000 Hofleute in seinem Gefolge. Alles war Freude und Wonne, bis eine gewisse Prinzessin, wie man glaubte durch Ungeschicklichkeit der Aerzte, ihr Leben verlor. Da ließ der Jtsung die unglücklichen Aerzte hinrichten und stellte ihre Verwandten auf den Pranger. Obgleich die Censoren ihm über dieß harte Verfahren Gegenvorstellungen machten, so kehrte sich der Autokrat sehr wenig an ihre Bemerkung. Das Leichenbegängniß war sehr prächtig; denn die Verstorbene war äußerst geliebt, und hunderte

von Trauerspielen wurden an ihrem Grabe gegeben, um ihren Verlust nur noch eindrücklicher zu machen.

Gerade um diese Zeit hörte Itsong daß ein wunderbarer Knochen des Buddha, welcher ein ungeheures mammuthähnliches Gerippe gehabt zu haben scheint, in einem Tempel aufbewahrt würde. Da wurde die Reliquie unter großem Pomp nach dem Palaste gebracht; der Kaiser fiel auf die Knie, den Kopf aus Ehrfurcht auf die Erde stoßend. Die Höflinge hatten dieß kaum bemerkt, als sie in ihrer Anbetung noch viel weiter gingen und die herrlichsten Geschenke dem Knochen opferten. So wurde diese Gaukelei äußerst hoch gepriesen; allein Itsong sah nicht das Ende des Spiels; er starb schon im Jahre 873 und hinterließ das Reich seinem unmündigen Sohne Hitsong.

Die Theuerung war sehr groß im Lande; der Mißwachs allgemein; — die Leiden des Volkes waren sehr groß, so daß Viele sich in die Wälder zurückzogen. In diesem kritischen Zustande war der Knabe ein Spiel der Verschnittenen und ränkevollen Minister. Freilich hatte er einen vorzüglichen Mann von großen, früher schon erprobten Talenten nach dem Hofe zurückgerufen, allein diesem wirkte ein gemeiner Mensch, geizig und eigennützig, der Liebling des Kaisers, welcher von einem Stallknechte zu hohen Ehrenstellen gelangt war, sehr entschieden entgegen. Schon waren Tausende verzweifelter Bauern gegen die Regierung in Aufruhr; denn sie hatten nur die Wahl zwischen Hungertod und den Erpressungen der Mandarine. Schon zogen Seeräuber mit bedeutenden Flotten an den Gestaden Fokiens und Tschekiangs umher, die sehr große Verheerungen anrichteten und die blühendsten und vorzüglichsten Städte China's plünderten. Allein dieß waren nur einige der Gewitterwolken, welche gegen den Jüngling heranzogen. Er hatte jedoch wenig Furcht, so lange das Ungewitter in der Ferne polterte. Als aber das Unglück sich seinem eigenen Herde näherte, und man anfing im Palaste zu zittern, vergnügte er sich noch mit Wettrennen, Hahnengefechten, und dergleichen Zeitvertreib. Plötzlich nahten die Rebellen den Thoren der Hauptstadt: er hatte noch Zeit genug um sich zurückzuziehen; allein ein Theil der kaiserlichen Familie wurde ermordet, und alle die den Rädelsführern nicht huldigen wollten, erfuhren ein gleiches Loos. Da wurden die letzten Anhänger der

Tang aufs höchste erbittert, mit wahrer Vaterlandsliebe und vereinigten Herzen nöthigten sie die Rebellen zum Abzuge. Groß war die Freude in der Hauptstadt Tschanggan, diese Tyrannen wegziehen zu sehen; aber sie war von sehr kurzer Dauer; denn bald kamen sie zurück und richteten nun ein allgemeines Blutbad an; Tausende der Einwohner verloren ihr Leben. Diese schreckliche That sollte jedoch nicht ungerächt bleiben; die Vertheidiger des Vaterlandes schlossen die Empörer in der Stadt ein und nöthigten sie zur Flucht. Der Anführer blieb aber noch zurück; er steckte den herrlichsten Palast in Brand und warf allerhand Kostbarkeiten seinen Verfolgern in den Weg, um sie dergestalt im Nachsetzen aufzuhalten. Das Unglück folgte ihm nun auf den Fersen, der Gegenkaiser sank sehr bald ins frühere Nichts zurück. Ganz anders ging es im Heere der Tang. Dort war der oberste Feldherr immer beschäftigt, um in Betreff der Geheimnisse der Rationalisten etwas zu erlernen. Diese hatten ihm so viele Zauberkünste vorgemacht, daß er sich als eine sehr hohe Person betrachtete, welche der Himmel zum Nutzen der Menschheit herabgesandt, und darüber die Staatsgeschäfte und das Heer durchaus vernachlässigte. Dafür hatte er jedoch einen sehr schmählichen Tod zu erdulden; selbst das Begräbniß wurde ihm und seiner Gattin versagt, bis ein mitleidiger Officier ihm diesen letzten Dienst erwies.

Die Bande des Gehorsams schienen unter den Statthaltern aufgelöst zu seyn, jeder suchte für sich zu regieren und so viel Geld als möglich zu erlangen, um ein zahlreiches Heer ins Feld bringen zu können. Mit hoher Hoffnung sah man auf den kaiserlichen Thron hin, und Jeder dachte, daß ihm diese Würde von Rechtswegen gebühre. Um all diesen Uebeln abzuhelfen, fiel es dem mächtigsten Kriegsmann ein, sich zum Beschützer des Reiches zu erklären und den Kaiser von seinen Beschlüssen abhängig zu machen. Allein dieß brachte noch größere Unruhen hervor; denn nun dachten die Großen, eine gegründete Klage zu haben sich wider den Hof zu empören. Hitsong würde sich nie aus den Uebeln herausgearbeitet haben, aber der Tod machte seinen Sorgen ein Ende (888).

Tschaotsong, sein Bruder, war ein Mann vom besten Willen und entschieden in allen seinen Unternehmungen, so daß er recht dazu geeignet schien den herrschenden Uebeln abzuhelfen. Allein

es fehlte an Macht; das Ansehen des Kaisers war auf die Länder in der Nachbarschaft der Residenz beschränkt; in den Provinzen hausten die Statthalter unabhängig; die Minister waren einflußreicher im Cabinet als der Kaiser selbst. Nun gab man den Verschnittenen alle Schuld, allein Niemand wagte es sie anzufallen, denn sie waren der Schrecken des ganzen Landes, und ein Soldat würde viel lieber den wildesten Horden im Felde ein Treffen geliefert, als sich mit den elenden Wichten herumgeschlagen haben. Als daher einmal die Armee der Hauptstadt einstimmig zu dem Verderben der Hofschranzen sich verband, beschränkte sich der Angriff auf ihre bedeutenden Waarenlager, welche geplündert wurden. Sobald sie aber selbst erschienen, zogen sich die Truppen in großer Eile zurück. Dieß war der Zauber ihres bloßen Namens, der uns unerklärbar scheint. Der Kaiser hatte einen Oheim, welcher sich um eine Stelle bewarb, diese aber nur durch einen Verschnittenen erhalten konnte. Dadurch empört, gab er seinen Abscheu gegen ein solches Regiment zu erkennen. Da diese Sprache dem mächtigen Günstling zu Ohren kam, sann er sogleich auf das Verderben dieses Mannes. Zum Statthalter ernannt in einer entfernten Provinz, mußte der Prinz über einen breiten Fluß gehen, wo man schon die Fährleute gedungen, welche ihn und sein ganzes Gefolge sinken ließen. Tschaotsong schwur dem Verschnittenen Rache und verbannte ihn erst vom Hofe. Da aber der Schimpf der ganzen Nation auf den zu milden Fürsten fiel, welcher seine eigenen Blutverwandten nicht einmal beschützen konnte, so gab der Kaiser endlich Befehl, den früheren Günstling in seinem eigenen Hause umzubringen. Allein dieser hatte tüchtige Krieger in seinem Solde, so daß die kaiserlichen Soldaten zurückgeschlagen wurden und der Mörder ungestraft entkam. Die Minister tadelten den Monarchen; er mußte es sich gefallen lassen die herbsten Worte zu hören, ohne im Stande zu seyn die geringste Hülfe zu verschaffen.

Bei dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten von Seiten der verschiedenen Statthalter vertraute sich der Monarch der Leitung eines treulosen Dieners, der ein Mann von dem einnehmendsten Aeußeren war, voll Gefälligkeit in seinen Sitten, mit dem Anschein der Billigkeit in allen seinen Worten. Aber er war ein Erzverräther, welcher seinen gütigen Gönner tiefer ins Elend zu

bringen trachtete. Da er gewisse Prinzen des Hauses nicht durch List überwältigen konnte, so brach er in ihre Paläste, unter dem Vorwande, daß sie Rebellen seyen, und rottete diese Zweige der kaiserlichen Familie ganz aus. Auf seine Vorstellungen verließ der Kaiser seine Residenz; auf seine Vorstellungen ging er wieder dahin zurück, so daß der Oberherr wie ein Spielball in seinen Händen war. Nachher erbaute man wieder einen prächtigen Palast, wo Tschaotsong herrlich und in Freuden lebte. Er war auch glücklich genug, zwei tüchtige Minister in Sold zu nehmen, die sich jedoch gegenseitig anfeindeten. Was aber dem Fürsten die meiste Sorge machte, war, daß er sich durchaus nicht vom Einflusse der Verschnittenen befreien konnte, die wie Schlangen ihn bezaubert hatten. Eines Abends kam er sehr spät nach dem Palaste zurück; er wurde über die Schildwache erzürnt und tödtete sie auf der Stelle. Zur Wuth aufgeregt betrat Tschaotsong das Harem, wo er, mit einigen Weibern unzufrieden, sie sogleich ermordete. Furcht und Schrecken waltete nun durch die Hallen; jede der Bewohnerinnen dachte, daß an sie nun die Reihe kommen werde. Es war schon sechs Uhr Morgens, und noch waren die Pforten nicht geöffnet. Da kam der Oberste der Verschnittenen mit den Leibtrabanten an und zersprengte dieselben. Ins Innere hineintretend hörte er von den Gräuelthaten; er ergriff den Kaiser mit seiner Gemahlin und einigen andern Weibern und brachte sie in ein abgelegenes Gebäude, wo Niemandem Zutritt gestattet war, während der Thronerbe zum regierenden Monarchen ausgerufen wurde. Die Nachricht von diesem außerordentlichen Vorfalle verbreitete sich bald durch das ganze Land; überall murrte das Volk über die gewaltsamen Maßregeln des Verschnittenen, und der Staatsminister erklärte endlich feierlich, daß er Rache ausüben wolle. Heimlich zog er eine Bande treuer und riesenhafter Trabanten zusammen, begab sich damit nach dem Gefängnisse des Kaisers, brach die Thüren mit Gewalt auf und befreite die ganze Familie, welche ihm mit den heißesten Freudethränen dankte. Das Volk war unterdessen von dem Vorfalle unterrichtet worden, erstürmte die Häuser der zwei Hofschranzen und hieb die Schuldigen in Stücke. Sobald der treue Staatsdiener bemerkte, daß die Sachen eine so vortheilhafte Wendung genommen hatten, entschloß er sich die ganze Sippschaft der Eunuchen auszurotten. Dieß jedoch miß-

glückte wie alle dergleichen Unternehmungen; darüber entstand ein so furchtbarer Streit, daß der Kaiser genöthigt war nach einer andern Stadt seine Zuflucht zu nehmen. Da faßte auf einmal einer der Parteihäupter den Entschluß, den Oberherrn mit einem großen Heere nach seiner Residenz im Triumph zurückzuführen; daher belagerte er die Festung, worin sich dieser befand. Die Garnison vertheidigte sich äußerst wacker, schlug alle Anfälle ab, litt aber so gräßlichen Hunger, daß die Leichen die Straßen bedeckten und die noch Lebenden den Sterbenden das Fleisch vom Leibe schnitten, um den Heißhunger zu stillen. In der kaiserlichen Familie selbst starb fast täglich eine Person vor Elend, so daß die Herzen endlich zur Uebergabe geneigt wurden und die Person des Fürsten wieder einem andern Rädelsführer anheimfiel. Er ging zur Stadt hinaus, hielt eine lange Rede an den Belagerer, der seinerseits gestand, daß es nur die äußerste Nothwendigkeit gewesen sey, die ihn zu diesem verwegenen Schritte, seinen Oberherrn selbst einzuschließen, bewogen habe. Nachdem er den mit Edelsteinen besetzten Gürtel des Tschaotsong empfangen hatte, zog er nun mit großer Pracht nach der Hauptstadt. Sein erstes Werk war hier, alle Verschnittenen mit Ausnahme einiger Greise und Kinder umzubringen, und nach den Provinzen den Befehl zu senden, daß dort dasselbe geschehe. Da der Häuptling eine große Armee hatte, und die Soldaten ihm sehr ergeben waren, so war dieß keine schwere Sache. Was allen seinen Vorgängern mißlungen, wurde von ihm ohne das geringste Hinderniß ausgeführt; die Nation blickte mit Verwunderung auf den Helden, welcher die Geißeln des Landes mit solcher Leichtigkeit entfernte. Nach der Meinnng des Publicums war nun allen Uebeln des Landes völlig abgeholfen, und Jeder hoffte, daß die goldene Zeit sich einstellen werde. Unterdessen wurden Frauen beordert, die Befehle des Kaisers den Ministern vorzutragen und ganz die Stelle der Eunuchen zu bekleiden.

Aber der Frieden, welchen man so sehnlich erwartet hatte, kam nicht. Noch sprach der mächtige Häuptling unverhohlen über seine Absichten, und das Schwert machte alle seine Gegner stumm. Nur Einer wagte es, das Feld zu behalten, und selbst den Uebermüthigen mehreremale zu schlagen. Da erdachte dieser den neuen Plan, die Hauptstadt nach dem Nordosten China's zu ver-

legen. Schnell waren seine Entwürfe zur Ausführung gebracht. Der Kaiser wurde genöthigt sich auf die Reise zu begeben; der ganze Hof und die obersten Regierungsbehörden mußten davon eilen. Die Soldaten brachen die Paläste, Häuser und Hütten ab, und sandten die Balken in Flößen nach der neuen Residenz. So war das ganze Volk, welchem man nicht eine einzige Wohnstätte gönnte, genöthigt davonzuziehen. Der Kaiser fühlte die Kränkung tief; er war nun wieder von der ganzen Welt verlassen; die treuesten Diener hatte er schon dem Ehrgierigen aufopfern müssen, und die einzige Gnade, die er für sie erhalten konnte, war, daß sie sich selbst erdrosseln durften, ohne durch die Hand des Henkers zu fallen. Doch noch einmal wagte Tschaotsong einen Aufruf an die Gouverneure ergehen zu lassen, mit ihren Truppen herbeizueilen. Dieß erfuhr der übermüthige Zwingherr; schnell befahl er dem Monarchen zu Gunsten seines noch unmündigen Sohnes, nachher als Tschaosiuenti bekannt, abzudanken. Der blutgierige Botschafter trat in den Palast, zog sogleich das Schwert und mordete einige Frauen, dann ging er selbst auf den Kaiser los und durchbohrte ihn. — So endete ein sonst vortrefflicher Prinz sein Leben (903).

Tschuwen, so hieß der Anmaßende und Mörder, die Rache der kaiserlichen Fürsten fürchtend, gab ihnen ein großes Gastmahl in der Nähe eines Teiches. Als sie nun alle guter Dinge waren, sprangen unbemerkt die Meuchelmörder hervor, jeder erfaßte seinen Mann und erdrosselte ihn; die Leichen wurden, um jede Spur zu vernichten, ins Wasser geworfen. Nun eilte der Heuchler nach der Residenz; als er den Leichnam seines Oberherrn erblickte, stieß er die heftigsten Seufzer aus, während Thränen von seinem Angesichte herabflossen. Selbst einer der Mitschuldigen an dem von ihm selbst befohlenen Mord wurde sogleich zum Tode verurtheilt. Doch wollte das Volk solchen Vorstellungen keinen Glauben beimessen, und man sah mit dem äußersten Abscheu auf den Schändlichen hin.

Er war ein Mann von kriegerischem Muthe; daher richtete er bald seine Aufmerksamkeit auf die vielen Unruhestifter im Lande und bestrafte sie mit der größten Grausamkeit. Dieß jagte ihnen allen Schrecken ein, und der größte Theil des Reiches kam in seine Hände. Nun fühlte er sich stark und wurde nur

noch verwegener. Seine Schmeichler versicherten ihn, daß der Rang eines Herzogs von Liang einem solchen Helden nicht anstände und daß er der höchste Mann im Lande seyn müsse. Darüber freute sich Tschuwen innigst. Als der junge Kaiser von jenem Gespräche hörte, sprach er: ich will gerne abdanken. Gönnt mir das Leben; das ist alles was ich verlange. Am bestimmten Tage waren alle Mandarinen sehr früh im stattlichen Saale. Da kam das Kind und überreichte die Abdankungsurkunde einer der Creaturen des Tschuwen, welche sie mit heller Stimme las. Da bestieg der letztere mit großer Geschwindigkeit den Thron, sich noch wohl erinnernd, daß obgleich in den Lehren der Classiker erzogen, er dennoch früher das Räuberhandwerk ausgeübt. Darauf sprach er zu den Ministern und Officieren: eurer Weisheit verdanke ich den schönsten Tag meines Lebens, eurer Mitwirkung dieses Scepter. Viele der Anwesenden, welche noch etwas Scham in ihrer Brust hatten, oder sich ihrer Tang-Oberherren erinnerten, wurden bei dieser Sprache blutroth; sie hatten Mühe ihr Mißvergnügen, welches sich auf dem Gesichte so deutlich darlegte, durch einen Fächer zu verbergen. Nicht lange nachher gab er seiner ganzen Familie ein herrliches Fest. Sein älterer Bruder, welcher dazu eingeladen war, fragte Tschuwen mit barscher Stimme: kannst du dich so undankbar gegen deine frühern Wohlthäter erweisen, und deine Freunde und Gönner mit Füßen treten? Mit solchen Bösewichtern will ich nichts zu schaffen haben. Dergestalt sprechend, verließ er den Palast. So war die höchste Freude, welche eine Reihe von Erfolgen herbeigeführt hatte, dennoch mit großer Bitterkeit vermischt. — Hier ist das Ende der Tang-Dynastie.

Nie blühte die Literatur so sehr, nie wurden so herrliche Beweise des chinesischen Genius zu Stande gebracht, als gerade unter der Tang-Dynastie. Viele der Werke jener Zeit hat man sorgfältig aufbewahrt; unter diesen Sammlungen, welche aus hunderten von Büchern bestehen. Was aber vorzüglich hervorsticht, sind die unsterblichen Gesänge von sehr originellen Dichtern, die man bis zu diesem Augenblick mit der größten Bewunderung liest und immer als die höchsten Werke des menschlichen Geistes in China anführt. Ohne einen ausführlichen Begriff von den Arbeiten jener Männer, deren Namen so sehr in

der Literaturgeschichte glänzen, hier zu geben — denn dazu ist kein Raum — wollen wir hier nur im allgemeinen bemerken, daß ihre kräftige verständliche Sprache und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche sie behandeln, uns einen sehr hohen Begriff von diesen Meistern des Mittelalters geben. Fürsten, Große und Beamte wetteiferten miteinander, wer die höchsten Producte des Geistes hervorbringen könnte; und ihre Gedichte wurden zur Schau auf den öffentlichen Plätzen angeklebt um das Urtheil der Kunstrichter zu erforschen.

Unter der Nation selbst, besonders in der Ferne des Hofes, herrschte bedeutender Wohlstand, auch der Handel war besonders blühend. Japan, welches seine Cultur von China aus erhalten, bot dem Mutterlande bedeutende Schätze dar, und nachdem der Krieg mit Korea beendigt war, öffnete auch dieses Reich den fleißigen Chinesen seine Häfen. Allein die Geschichtschreiber haben es nicht der Mühe werth gehalten, uns etwas Näheres hierüber zu schreiben; denn der Kunstfleiß der Nation ist in ihren Augen von zu geringer Bedeutung, um ihre Feder auch nur für einen Augenblick zu beschäftigen. Von den Arabern aber lernen wir, daß sie in China sehr blühende Städte fanden, wo ein bedeutender Handel getrieben wurde. Dieses Volk, begeistert für alles Große, Abenteuerliche und Schwierige, entdeckte den Weg nach China und trieb dort einen bedeutenden sehr ergiebigen Handel zu Kanfu, einem Hafen, welchen einige als Canton, andere als einen kleinen Ort in Tschekiang annehmen. Sie hatten aber viel zu erdulden; großen Erpressungen mußten sie mit gleichgültiger Miene zusehen, und wenn es einem Mandarine gefiel, die besten Güter für sich selbst zu nehmen, so durften sie nichts dagegen sagen. Ueberdieß bezahlten sie dreißig Procent für alle Einfuhr, was den Ertrag ihres Gewinnes sehr verringerte. Während der Unruhen unter Hitsung wurde Kanfu, der Ort, wo sie ihren Handel trieben, von einem Empörer eingenommen; viele Kaufleute erlitten den Tod, während die Waarenlager geplündert und darauf eingeäschert wurden. Dadurch wurde der Handel viele Jahre hindurch zu Grunde gerichtet und kam nie mehr zu jener Blüthe. — Eine außerordentliche Begierde, die Chinesen zu bekehren, belebte die Mohammedaner; bald nahmen Tausende den Islam an, und jene Moscheen bestehen bis auf

den heutigen Tag. Auch wurde den Kaufleuten Zutritt am Hofe verstattet. Da unterhielten sie sich über den Propheten, welchen der Kaiser äußerst hochachtete. — Das System der Chinesen findet große Bewunderer bei diesen Fremden; die Ordnung, der Fleiß, die Beobachtung der Gesetze, der allgemeine Wohlstand erregte ihr Erstaunen und gaben Ursache zu vielen Lobsprüchen. Sie konnten es jedoch nie vergessen, daß die Chinesen Götzendiener gewesen, und ihnen der Koran unbekannt war. Hätte man damals die Schifffahrt wie jetzt verstanden, so würden sie ohne Zweifel mit einem starken Geschwader die Küsten China's besucht haben, um mit dem Schwerte das Reich des Propheten zu erweitern. Im Ganzen genommen beschrieben sie die Cultur der Chinesen in einem sehr vortheilhaften Lichte; sie zeigten, daß das Land schon damals große Vorzüge vor seinen Nachbarn besaß und wirklich viel Vortreffliches hatte; ein Zeugniß, welches wir, da es von solchen Leuten kömmt, für wahr halten. Wie wenig Wesentliches seitdem geändert worden ist, würde unglaublich erscheinen, wenn dieß nicht aus Vergleichung der Berichte erhellte. Dieselben Schulen, dieselbe Vorliebe zum Ackerbau, dieselbe List und Regsamkeit, dieselben Ränke unter den Mandarinen. Dieß nach dem Verlauf eines Jahrtausends. Damals fand man blühende Handelsstädte längs der Küste, sah zahlreiche Fahrzeuge das Meer durchkreuzen, die Nation in Seidenzeuge gekleidet und den gemeinen Mann im Besitz ziemlicher Freiheit. Wie viel höher standen die Chinesen als die Zeitgenossen Karls des Großen; wie tief stehen die jetzigen unter seinen Nachkommen. Allein im Westen wirkte mächtig die Religion Gottes, Herz und Sinn veredelnd und das Gemüth nach dem Himmel ziehend, während in China die Einwohner selbst von den Hindus Belehrung suchen mußten, und abgestumpft für jedes höhere Streben, dumm wie das Vieh, in den Tag hineinlebten. Dieß können sich auch die Araber nicht erklären.

Die großen Ereignisse des Westens, durch einen Mann, wie Karl der Große hervorgebracht, wurden nicht im Osten wiederholt. Es ist eine traurige Bemerkung, daß viele der Tang-Fürsten Schwächlinge, einige wirkliche Bösewichter, und der größte Theil nur mittelmäßige Menschen waren. Allein mit dem größten und ausharrendsten Talent und den besten Wünschen

konnte man sehr wenig unter solchen großen Schwierigkeiten, die theils von der Constitution, theils von alten Gebräuchen herrühr-ten, ausrichten. — Wenn man zurückblickt auf die ungeheuren Eroberungen, welche während dieses Zeitraumes von den Arabern und überhaupt den Mohammedanern gemacht wurden, wie Kleinasien, Aegypten, die Berberei und Spanien auf der einen Seite, und Persien, Mesopotamien und die Bucharei auf der andern ihnen zu Theil fiel, wie wunderbar scheint es dann nicht, daß sie nicht die Gränzen China's überstiegen. Viele langten dort an; allein sie waren Abenteurer, nicht Krieger, und nachdem sie sich in den westlichen Provinzen herumgetrieben, kehrten sie wieder nach ihrer Heimath zurück. Aber sie durchreisten keinen Theil des Reiches, wo sie nicht Proselyten machten, die jedoch vom Staate unbeachtet blieben, so daß ihrer durchaus keine Er-wähnung geschieht. Nachher wurden sie die Lehrer der Chinesen in der Astronomie, und machten darin bedeutende Verbesserungen. Als einflußreiche Staatsmänner erschienen sie erst unter der mongolischen Regierung *).

*) Außer den schon oben angezeigten Hülfsquellen findet man eine ausführliche Beschreibung der Ereignisse unter der Tang-Dynastie in einem großen Werke, dem historischen Roman Tangtaitsongschu in 36 Theilen.

Die bedeutende Sammlung der Tang-Literatur-Bücher, Tsuen-tangwen in 450 Theilen, meistens poetischen Inhalts. — Ein aus-gezeichnetes Werk über die Sitten und Gebräuche jener Zeit. — Renaudot hat die Erzählungen der arabischen Kaufleute übersetzt. Im allgemeinen bemerken wir hier, daß die Vorarbeiten über diese Geschichte viel bedeutender sind, als die über eine der vorher-gehenden Dynastien.

Mittlere Geschichte.

II. Abschnitt.

Spätere Liang-Dynastie.

(907—923 nach Christus.)

Wir sehen nun wieder einen andern Mörder, Taitsu, auf dem Thron. Das Ansehen des Kaisers war so sehr gesunken, daß viele Landstriche ihre unabhängigen Fürsten hatten, welche sich sehr wenig um die Umwälzungen des Kaiserthums bekümmerten. Als aber der neue Herrscher mit seinen Truppen heranrückte und Gehorsam gebot, lachte man seiner in den steilen Burgen; da er sie mit Sturm erobern wollte, wurde er zurückgeschlagen und mußte mit Schimpf nach Hause ziehen. Unterdessen erhob sich der Tsin-Fürst, gewann viel Ansehen und wurde dem Autokraten furchtbar. Dieser seinerseits suchte durch bedeutende Geschenke die Großen des Landes sich zu verbinden, konnte jedoch nie seinen älteren Bruder gewinnen; dieser verließ ihn als einen Länderräuber, mit welchem Niemand Umgang haben müsse.

Um diese Zeit erhob sich ein kleiner Herzog zum Gegenkaiser. Dieser war so von seiner eigenen Würde eingenommen, daß er jeden Versuch, seine Macht über den Haufen zu werfen, mit dem größten Hohn betrachtete und sich mit seiner Handvoll Trabanten für unüberwindlich hielt. Um aber der Welt einen Beweis seines großen Ansehens zu geben, ließ er alle Gesandten der kleinen Höfe, die sich bei ihm befanden, mit Einschluß des kaiserlichen Abgeordneten, auf den Pranger stellen und sandte sie nachher mit Schimpf von seiner Residenz hinweg. Da dieß noch nicht die Leute von seiner Oberherrschaft überzeugte, so erklärte er sich deutlich durch die Aufstellung von Waffen vor den Pforten des Palastes, mit der Inschrift: Tod jedem, welcher sich seinen Absichten, Kaiser zu seyn, widersetzte. Sein treuester und ergebenster Diener wagte es dennoch, einige Gegenvorstellungen zu machen; daher schnitt man ihm die Zunge aus, um ihn als einen Lästerer der Majestät zu bestrafen. Nun schickte ihm der Tsin-Prinz einen Gesandten. Diesen ließ er sogleich ins Gefängniß werfen, um

von ihm einige Geheimnisse zu erpressen. Darauf machte er sich auf, um ewigen Ruhm zu erwerben, und belagerte zwei Städte. Da man diese nicht übergeben wollte, so zog er ab voll Scham und Unmuth. Alle seine übrigen Bestrebungen, um ein großer Monarch zu seyn, schlugen nicht viel besser aus.

Da der Tsin-Fürst wieder dem kaiserlichen Gebiete drohte, sah sich Taitsu endlich gedrungen, selbst ins Feld zu ziehen. Mit einer überwältigenden Armee belagerte er eine Festung, die sich nicht allein tapfer wehrte, sondern auch einen Ausfall machte und mit wenigen Truppen sein zahlreiches Heer in die größte Verwirrung brachte. Beschämt und betrübt zog er mit seiner Armee zurück, den Untergang seiner Familie ahnend. — Da eine schreckliche Krankheit ihn noch düsterer machte, so gab er die grausamsten Befehle, daß jedes Versehen der Officiere mit dem Tode bestraft werden sollte; dadurch hoffte er dem Ungehorsam Einhalt zu thun. Nun war er äußerst bemüht, die Thronfolge über allen künftigen Streit deutlich zu bestimmen und beleidigte dadurch einen seiner Söhne. Dieser erwarb sich schnell einen großen Anhang unter den Nichtswürdigen und Schurken; mit einem zahlreichen Gefolge trat er in das Gemach des Vaters. Taitsu vermuthete von seinem fürchterlichen Blicke das Vorhaben, und rief aus: wie bereue ich es nun, dich nicht hingerichtet zu haben; aber glaubst du daß dich der Himmel und die Erde noch lange tragen werden? — Dagegen rief der unnatürliche Sohn seinen Gesellen zu: ergreift den alten Räuber und schneidet ihn in hundert Stücke. Hierauf sprang ein Sklave hervor, und trieb einen Spieß in den Leib des Taitsu. Noch träufte das warme Blut von den Wunden, als der Vatermörder einen Brief im Namen des Kaisers an seinen Bruder sandte, ihn ersuchend den Thronfolger aus dem Wege zu räumen (912). Dieser wußte nichts vom Tode des Monarchen, und ermordete daher den Prinzen. — Als er aber von dem ganzen Hergange der Sachen unterrichtet war, schauderte er über die Gräuelthat, die er so unschuldig verrichtet, und brütete über einem Plan, um den Frevler zu bestrafen. Unterdessen ließ das Scheusal in Folge eines vermeinten Befehles seines Vaters, den er unterschoben hatte, sich zum Kaiser ausrufen, die Hoffnung einer langen und glücklichen Regierung für die Zukunft hegend. Da verbreitete man vorsätzlich unter den Soldaten

einen allgemeinen Schrecken, daß der neue Kaiser im Begriff sey, sie alle durch andere Regimenter niedermetzeln zu lassen. Daher verfügten sich alle wie ein Mann nach der Veste, um dem Grausamen in seinen Plänen zuvorzukommen. Er hatte aber noch Zeit genug, sich in einen Thurm einzuschließen. Aengstlich blickte er nun um sich, ob da kein Ausweg sey, und keine Hülfe ihm werden könnte; allein Niemand wollte dem Vatermörder beistehen. Da faßte der Sklave, welcher Taitsu durchbohrte, denselben Speer, und durchstach die Brust des Gottlosen; nachher entleibte er die Gemahlin und endlich sich selbst. — So starb die gräuliche Brut.

Mit dem prahlerischen Gegenkaiser ging es auch nicht besser. Um Heldenthaten zu verrichten, hatte er es mit dem Tsin-Prinzen aufgenommen; heiß war der Kampf, obgleich der elende Stümper im kaiserlichen Purpur immer dabei den Kürzern zog. Endlich sah er sich in einer Festung eingeschlossen; da wurde er nun eben so kriechend, als er vorher stolz gewesen war; allein der Belagerer wollte ihm keine Gnade angedeihen lassen. Als er gefangen genommen war, opferte ihn dieser mit seinen Anhängern seinen Ahnen, ein bis jetzt noch üblicher Brauch, und endete dergestalt den Zwiespalt.

Liangtschutien, der neue Herr (auch Moti genannt), wünschte sich nun in seinem Besitze festzusetzen; daher gebot er, die Macht des Oberfeldherrn zu verkürzen, denn dieser herrschte mit seinem großen Heere beinahe unabhängig. Als aber die Besatzungen der Städte, wo die Soldaten geboren waren und ihre Familien hatten, davon hörten, schwuren sie, nie ihre Geburtsorte zu verlassen. Sie wollten dem Oberherrn nicht länger dienen, wenn er darauf bestände, daß sie ihre Quartiere aufgeben sollten. Es wäre vielleicht zu blutigen Ausbrüchen gekommen, hätte nicht ein weiser Fürst mit einer auserlesenen Armee sich den Aufrührern genähert und ihnen Furcht und Schrecken eingejagt, indem er acht der Empörer hinrichtete. Er sprach dann zu der Menge sehr freundlich, vergab ihre Fehler und Verbrechen, nahm erst die Waffen hinweg, gab sie ihnen aber bald hernach als Zeichen des Zutrauens wieder, und wurde dergestalt der Treulosen Meister.

Dieß war nun auch schon sehr hohe Zeit, denn der Tsin-Fürst wollte durchaus nicht seine Absichten auf den Thron aufgeben, und erschien daher mit einer furchtbaren Macht an den

Gränzen China's. Der kaiserliche General, ein kluger Mann, wich der Uebermacht; allein der Monarch, ungeduldig von Natur, liebte nicht das Zaudern, wodurch vielleicht das ganze Tsin-Heer hätte aufgerieben werden können; er befahl seinem General ein Treffen zu liefern. Dieser bemühte sich vergebens, in einem Kriegsrathe die Meinung der Officiere für weitere Aufschiebung der Feindseligkeiten zu stimmen; er wurde mit Gewalt bewogen, sich in eine Schlacht einzulassen. Der Erfolg war, wie er es vorhergesehen hatte; das ganze chinesische Heer floh. Aber noch nicht verzweifelnd, rettete er es vom Untergange durch außerordentliche Manövers. Er mußte dennoch den ganzen nördlichen Theil des Landes jenseits des gelben Flusses den Feinden überlassen, und erntete deßhalb wenig Ruhm von seiner Taktik.

Zu dieser Zeit erhob sich ein anderer Tatarenstamm im Osten, dessen wir schon früher erwähnt haben, nämlich die Kitans. Nachdem sie sich des größten Theiles von Liaotong bemächtigt und sich in dem jetzigen Mantschuria festgesetzt, wollten sie auch mit dem benachbarten Tsin-Fürsten ihre Streitkräfte messen. Dieser war aber ein zu tapferer Held, um sich durch diese wilden Stämme erschrecken zu lassen, und trieb sie mit ungeheurem Verlust in ihr unwegsames Vaterland zurück. Die Erwartungen und Hoffnungen auf den Besitz China's wurden daher eine Zeit lang vereitelt.

Der Kaiser wünschte nun dem Himmel mit großer Feierlichkeit ein Opfer zu bringen, um der Welt zu zeigen, daß er unumschränkter Oberherr auf Erden sey; allein der Tsin-Prinz, ein muthiger Jüngling, ließ ihm durchaus keine Ruhe, und der Sieg blieb in den meisten Fällen auf seiner Seite. Immermehr den Liang-Fürsten einengend, ermahnten ihn seine Begleiter, den kaiserlichen Titel anzunehmen. Der Tsin-Prinz that dieß (923), obgleich ein Tatar von Geburt; er wollte aber durchaus nicht seinem Hause einen andern Namen beilegen, und nannte daher seine Dynastie Héutang, oder: Spätere Tang.

Mittlere Geschichte.

III. Abschnitt.

Spätere Tang-Dynastie.

(924 — 936 nach Christus.)

Der neue Herr, welchen wir nun Tschoangtsong nennen müssen, begnügte sich nicht mit dem bloßen Namen eines Kaisers; daher bekriegte er mit ungemeiner Thätigkeit den Gegner. Seine Gemahlin aber schickte er nach der Heimath zurück, indem er ihr gebot, daß sobald die Kunde von seiner Niederlage ankäme, sie sein Schloß in Brand stecken müßte. Mit diesem Auftrage ging die getreue Frau nach der Residenz, über die Abwesenheit des Eheherrn sehr trauernd; er stritt wacker und trieb den Liang-Fürsten gänzlich in die Enge. Dieser rief nach einer verlornen Schlacht seine Diener zusammen, sich berathschlagend, was in einer solchen mißlichen Lage zu thun sey. Da schwiegen die Hofschranzen und machten schon Pläne, wie sie dem neuen Herrn ihre Hulde abstatten möchten. Nur Einer sprach entschieden, und wollte mit dem Liang-Fürsten nach der alten Hauptstadt gehen, um dort ein neues Heer zu werben, und wenn es nicht anders möglich wäre, mit seinem Herrn an der Spitze desselben für Thron und Ehre fechtend zu sterben. Ein anderer rieth zur Uebergabe; dazu wollte sich jedoch der Prinz noch nicht verstehen, und zog sich in einen Thurm zurück. Um das heilige Siegel des Reiches zu bewahren, legte er es unter sein Haupt; kaum aber schlummerte er ein wenig, so nahm es einer der Umgebung behend hinweg, ohne daß es der unglückliche Prinz bemerkte. Als er sich vom Verluste des Kleinods überzeugt hatte, stand er auf und bat seinen getreuen Diener, ihm den Todesstoß zu geben. Dieser antwortete: nie werde ich meinen Herrn tödten, und wollte sich sogleich selbst den Hals abschneiden. Da erwiederte der Prinz: laß uns zusammen sterben, was nützt das Leben uns ferner? Dieser Aufforderung gemäß durchstach der Kämmerer erst den Monarchen und entleibte sich nachher selbst. Dieß war das

Ende des letzten Sprößlings der Liang=Familie, dessen ganze Regierung eine Kette von Unglücksfällen gewesen war.

Der Hof und einer der Minister ging zum Tschoangtsong über, während ein Liang=Staatsmann sich selbst vor Unmuth erdrosselte. Als der neue Kaiser von der Hauptstadt Besitz genommen, brannte er die Walhalla der Liang nieder, und ließ die Särge aus den Gräbern nehmen, um seinen Abscheu gegen das unwürdige Betragen des Taitsu gegen die Tang=Fürsten an den Tag zu legen.

Abgeordnete kamen nun von allen Theilen des Reiches, um ihre Unterwerfung anzukündigen. Einige brachten auch sehr reiche Geschenke, worüber der Hof sich äußerst freute, und sie nachher mit vortrefflichen Stellen belohnte. Dort hatten aber die Schauspieler die Regierung in Händen, weil der Kaiser sie liebte und im beständigen Umgange mit ihnen die beste Zeit verlebte. Allein diese Umgebung bestand durchaus nicht aus losen Leuten, sie verwendeten sich oft erfolgreich für unterdrückte Unterthanen. So hatte zum Beispiel der Kaiser mit seinen Jägern die Saaten zertreten, weßhalb ein Beamter sehr ernstliche Vorstellungen machte. Der Monarch war über die Dreistigkeit dieser niedern Behörde so sehr erbittert, daß er ihn zum Tode verurtheilte. Da sagte einer der Komödianten: ich muß bei der Hinrichtung zugegen seyn, denn dieß ist wirklich ein verruchter Uebelthäter, da er zum Besten der Bauern seinen Oberherrn in allen Vergnügungen stört. Diese beißende Bemerkung hatte die Vergebung des Volksfreundes zur Folge. Ein anderer Schauspieler hatte sich durch Spione mit allen Ereignissen im Reiche so wohl bekannt gemacht, daß der Kaiser nur ihn zu fragen hatte; seine Bemerkungen und Erfahrungen waren immer die richtigsten, daher kehrte sich der Monarch nicht an den Lärm der Großen; er spielte selbst auf der Bühne und machte einen der Histrionen zum Statthalter.

Es war einen ganzen Sommer hindurch dürre gewesen, und die Ernte des armen Landmannes war schon in der grünen Saat vertrocknet. Da kam ein Bonze, welcher vorgab, nach Belieben das Wetter machen zu können, auf Ansuchen des Kaisers nach der Hauptstadt, und fing nun am Hofe an lange Gebete herzuplappern. Er hatte sich verpflichtet daß, wenn kein Regen innerhalb einer gewissen Zeit fiele, er bereit sey, sich verbrennen zu

lassen. Man erwies ihm die außerordentlichsten Ehrenbezeugungen, der Kaiser selbst erniedrigte sich vor den Zaubersprüchen des Priesters. Der Regen jedoch wollte nicht erfolgen; da gab ihm das aufgeregte Volk zu verstehen daß es ganz nach seinem frühern ausgedrückten Wunsche mit ihm verfahren werde. Der Bonze ging daher heimlich in der Nacht hinweg, und starb bald darauf aus Furcht zum Feuertode verurtheilt zu werden. Der Kaiser aber vergab ihm, obgleich er sonst ein sehr strenger Herr war. So wurde zum Beispiel ein Mandarin aufs grausamste hingerichtet, weil er die Wege nicht in Ordnung gebracht hatte, welche zum Grabmale der verstorbenen Kaiserin hinführten, obgleich er von der Reise seines Herrn im voraus Kunde erhalten hatte.

Nach dem heißen Sommer stellte sich ein regnichter Herbst ein. Tschoangtsong war schon mit dem Gedanken umgegangen, sich einen herrlichen Thurm zur Beschützung gegen Frost und Hitze zu bauen; zu diesem Zwecke gab er sein eigenes Geld her. Da die Großen das Werk hintertreiben wollten, weil das Land erschöpft war und die Einwohner Hunger litten, wurde er nur noch bestimmter, und vollendete den Bau unter den größten Schwierigkeiten.

Der einzige mächtige Gegner, welcher den Thron streitig machen konnte, war der Schu-Prinz in der jetzigen Provinz Ssetschuen. Er hatte ein herrliches, fruchtbares Land unter seiner Herrschaft, und überdieß treue Minister bei der Verwaltung. Er selbst aber war dem Vergnügen hold und lebte immer im Genuß aller Freuden, welche ein üppiger Hof darbot. Nachdem er sich die Kaiserkrone selbst aufgesetzt, glaubte er daß alles zur Begründung seiner Macht gethan sey; sorglos für die Zukunft, ordnete er nur Festtage und Freudengelage an, und nie war er nüchtern vom Taumel der Genüsse. Als Tschoangtsong eine Gesandtschaft an ihn abschickte, um sich über den Zustand des Landes genau zu erkundigen, entrüstete sich dieser Prinz so sehr daß er diesen Botschafter tödten wollte. Davon hielten ihn jedoch seine Diener ab; so entkam der Officier, um seinem Herrn zu erzählen, wie alles im Zustande der Verwirrung im Schu-Lande sey, und wie der Oberherr sich nie um das Wohl des Volkes bekümmere. Um aber doch nicht ruhmlos sein Leben in der Residenz hinzubringen, wollte er mit einem Prachtgefolge eine lange Reise

unternehmen. Jeder rieth ihm von diesem Unternehmen ab, und seine Gemahlin suchte selbst mit Thränen ihn davon zurückzuhalten; allein der Prinz wollte zum erstenmal in seinem Leben entschieden handeln; daher zog er mit seinem Trosse vorwärts. Kaum aber hatte er sich in den Gebirgen verloren, als ein mächtiges Heer über ihn herfiel; denn der Tang-General hatte schon lange diesen günstigen Augenblick abgewartet; er trieb ihn bald dergestalt in die Enge, daß er sich entschloß, mit Ketten beladen, im Büßerhemde, und einen Sarg an der Seite, mit seinem Gefolge dem Sieger entgegenzugehen. Da der Oberbefehlshaber den stolzen Herrscher in solch demüthiger Stellung vor sich erblickte, ging es ihm tief zu Herzen; er dachte an den Wechsel aller irdischen Dinge, und löste die Bande rasch und behende. In der Hauptstadt fand er ungeheure Schätze; da er selbst großmüthig war, befahl er seinem Lieutenant dieselben unter die Soldaten zu vertheilen. Dieser war ein habsüchtiger Mann und behielt einen großen Theil für sich selbst, weßwegen die Truppen in Meuterei ausbrachen. Um sie zu befriedigen, sah sich der Oberfeldherr genöthigt seinen Stellvertreter ihrer Wuth aufzuopfern. Er vertheilte dann seine Armee, und nachdem er einen großen Theil der Krieger nach ihren Vaterstädten zurückgeschickt, wünschte er seinen Triumphzug nach der Hauptstadt anzutreten. Allein da er die Verschnittenen beleidigt hatte, schwärzte ihn einer derselben bei der Kaiserin an; diese sandte ihren eigenen Sohn, um sich genau zu erkundigen, ob er sich im geringsten des Aufruhrs schuldig gemacht hätte. Beweise aber konnte man nicht finden. Der Prinz aber, von seiner Mutter durch ein eigenhändiges Schreiben genöthigt, schlug ihm unversehens das Haupt ab. So starb der weiseste und treueste General, dem Tschoangtsong das Reich verdankte. Seine beiden Söhne und ein Verwandter wurden gleichfalls hingerichtet. Nun glaubten sich die Verschnittenen durch Grausamkeiten sicher gestellt zu haben; dieß war jedoch gerade das Gegentheil; denn das Heer, entmuthigt und zur Verzweiflung gebracht, fiel von seinen Officieren ab, und es kam in Ssetchuen zu einem Aufruhr. Diesen zu unterdrücken mußten ungeheure Anstalten gemacht werden; dennoch war jeder Versuch, die Unzufriedenen zum Gehorsam zurückzuführen, fruchtlos; denn die kaiserlichen Soldaten gingen in Massen zu den Rebellen über.

Endlich fand es der Kaiser für gut, den General Lissejuen, welcher wider die Aufrührer zu Felde gezogen war, in die Acht zu erklären; nun zog er selbst an der Spitze seiner Truppen aus, um dem Uebel Einhalt zu thun. Zum Anführer hatte er einen Komödianten bestimmt; da dieser leichtsinnige Wicht sich unverhofft mit dem hohen Posten bekleidet sah, wollte er selbst Kaiser werden. Sobald Tschoangtsong von seinem Vorhaben hörte, bestieg er sogleich das Pferd und wollte den Elenden ergreifen; allein seine Stunden waren schon gezählt; ein Pfeil traf ihn im Leibe; er begehrte, lechzend vor Durst, einen Trunk Milch, und starb, nachdem er die Tasse geleert. Die Kaiserin, ein ränkevolles Weib, raffte sogleich alle Schätze zusammen und floh nach einem Kloster, um sich der Rache des Lissejuen zu entziehen. Allein dieser, wohl wissend daß sie zu seinem Verderben mitgearbeitet hatte, wollte ihr das Leben unter keiner Bedingung schenken.

Nachher begab sich Lissejuen nach dem Orte, wo man nach tatarischer Sitte den Leichnam des Monarchen verbrannt hatte, und sammelte die Gebeine, um sie in prächtigen Urnen aufzustellen. Kurz darauf erfuhr er daß der Sohn seines Herrn, nachdem er alle Mittel zur Rettung versucht, sich durch einen Diener habe erdrosseln lassen, um sich aller Uebel zu entziehen. Lissejuen wurde daher von einem Reichsverweser, welchen Titel er erst angenommen hatte, zum Thron unter dem Namen Mingtsong erhoben. Als die Verschnittenen ihm eine Menge schöner Weiber zum Geschenke machen wollten, bemerkte er daß nur diejenigen welche mit den ehrwürdigen Sitten der Vorzeit bekannt wären, zum Dienste im Palast tüchtig seyen, und sandte die jüngsten Dirnen hinweg. — Sein Vorgänger war ein Mann, der sich mit dem Degen sehr großen Ruhm erworben, persönliche Tapferkeit als den höchsten Vorzug eines Monarchen betrachtete, und nie daran dachte daß die Regierungskunst die größte Vollkommenheit des Fürsten sey. In seinem Betragen war er frei und edelmüthig, doch der Sinnenlust ganz ergeben, so daß die besseren Triebe dadurch ganz erstickt wurden.

Mingtsong war auch ein Tatar, welchen der Bruder des Kaisers als sein eigenes Kind betrachtete. Er konnte weder schreiben noch lesen, hatte aber ein desto schärferes Urtheil, so daß als man ihm einmal ein Papier vorlas, er sogleich den ganzen

Sinn verstand und die zweckmäßigsten Maßregeln nahm. Den Schauspielern und Verschnittenen war er ein erklärter Feind; er entfernte sie sehr bald vom Hofe und ließ sich nie in ihren Schlingen fangen. Er verringerte die Abgaben, half dem Landmanne, führte strenge Gerechtigkeitspflege ein, konnte aber nicht verhüten daß nicht wieder eine Empörung ausbrach. Ursache war einer der Verschnittenen, welchen man als Aufseher in eine Provinz gesandt. Der Anfang war zwar klein; als aber ein Nebenbuhler, der Wu-Prinz, sich zu den Feinden gesellte, mußte Mingtsong bedeutende Treffen liefern; es kam selbst zu einer Seeschlacht auf dem Jangtse. Gegen die Tataren, welche ihre gewöhnlichen Einfälle wieder machen wollten, war Mingtsong sehr glücklich und trieb sie für eine geraume Zeit in ihre Wüsten zurück.

Um diese Zeit starb auch der Kitan-Chan, ein sehr biederer Mann, welcher seinem Volke viele Wohlthaten hatte zufließen lassen. Seine Wittwe, die sich nun im Besitz der ganzen Macht sah, versammelte alle Höflinge, mit denen sie besonders unzufrieden war, und gebot ihnen, sich nach tatarischem Brauche am Grabe des Verstorbenen abschlachten zu lassen, um ihm noch im Hades Dienste zu leisten. Schon waren viele aufs grausamste hingerichtet, als die Reihe an einen sehr lebenslustigen Hofschranzen kam, der sich weigerte, seinem Herrn auch im Tode zu folgen. Ihn tadelnd sagte die Fürstin: du warst ja sein Liebling, willst du ihm nicht den letzten Dienst erweisen? Wen konnte, erwiederte der Höfling, der Monarch wohl inniger lieben als Eure Majestät, und doch findet sie kein Vergnügen, ihn im Hades zu besuchen? Ja, erwiederte die Kaiserin, ich muß für die Regierung Sorge tragen, bis mein Sohn groß geworden ist. So will ich auch, fügte das Schlachtopfer bei, so lange warten; und so rettete er sein Leben.

Mingtsong liebte nach einem sehr thatenreichen Leben, wie sein Vorgänger, die Ruhe, gab sich aber nicht der Wollust hin. Obgleich er leidenschaftlich der Jagd ergeben war, so gab er dennoch alle Hunde und Falken weg, damit die Ausgaben dem Staate nicht zu lästig fallen möchten. Obgleich ein Barbar, besaß er dennoch ein sehr fühlendes Herz und war dem Volke sehr hold.

Unglücklicherweise hatte er zwei nichtswürdige Schmeichler zu hohen Posten erhoben, und da diese sich in der Folge zurückgesetzt sahen, so empörten sie sich. Der Kaiser, entrüstet über solchen Frevel, sandte sogleich ein sehr zahlreiches Heer nach der Provinz, wo man seinem Willen nicht gehorchen wollte; da aber die Soldaten Mangel an Lebensmitteln hatten, und es für sehr schwer hielten wider die Mächtigen zu streiten, so kehrten sie, zum großen Schmerze des Fürsten, wieder nach ihrer Heimath zurück. Unterdessen war auch der erste Minister des Cabinets mit seinem Heere ins Feld gezogen. Er wurde aber durch die Grausamkeit der Rebellen erschreckt; denn als einer der Statthalter ihnen den Einlaß versagen wollte, nahmen sie ihn gefangen und rösteten ihn lebendig; der Rädelsführer schnitt dem Unglücklichen ein Stück Fleisch ab und verschlang es heißhungrig. Daher zögerte der Staatsmann solche Barbaren anzugreifen, und kam in den Verdacht einer geheimen Verbindung mit den Rebellen. Um ihn genau zu beobachten, wurde ein sehr verschlagener Diener ins Lager gesandt, mit dem ausdrücklichen Befehle daß, wenn er die geringsten Spuren der Empörung entdeckte, er ihn sogleich niederhauen sollte. Der Abgesandte wollte sich aber einer peinlichen und langen Untersuchung überheben; daher trat er in das Zelt des Heerführers, fiel auf sein Angesicht und stand dann wieder auf. Der Feldherr wollte ihm durchaus nichts in Höflichkeit nachgeben und bückte sich daher auf gleiche Weise. Diesen Augenblick benützte der Gesandte, schlug ihm den Kopf ab und zeigte dann den übrigen Officieren seinen geheimen Befehl vor. Der Kaiser war äußerst erfreut über den Tod eines Mannes, den er lange gefürchtet, obgleich man ihn nie der geringsten Schuld überweisen konnte. Die Unruhestifter wurden auch nachher geschlagen und der unmenschliche Häuptling büßte mit seiner ganzen Familie durchs Schwert den Frevel. Allein es waren traurige Zeiten. Kaum feierte man am Hofe den glänzenden Sieg, so brachen in einem andern Theile des Landes neue Unruhen aus.

Von Regierungssorgen geplagt, zog sich Mingtsong eine schwere Krankheit zu. Noch aber hatte er nicht seine Seele ausgehaucht, als ein unnatürlicher Prinz mit einem Haufen tollkühner Gesellen sich einen Weg in den Palast bahnen wollte, um sich selbst die Krone aufzusetzen. Dieß rührte den alten

Kaiser; er vergoß Thränen über sein Elend und seine Hülflosigkeit und die Undankbarkeit des Prinzen vom Geblüte. Ehe er jedoch starb, war der Kronräuber schon zurückgeschlagen und die Wahl des Nachfolgers, der Minti genannt wurde, blieb frei (933).

Der junge Kaiser hatte eine besondere Vorliebe für seine Jugendgefährten, die bei ihm in sehr großem Ansehen standen. Dieß gefiel seinem ehrgeizigen Bruder durchaus nicht; daher beschloß er, sogleich der Regierung ein Ende zu machen. Unter dem Vorwande alles in Ordnung zu bringen, wollte er nach der Hauptstadt gehen; allein da man etwas von seinem verrätherischen Plane wußte, hatte man eine starke Macht ihm entgegengestellt, um seine Fortschritte zu hindern. Diese war von einem sehr tüchtigen General befehligt. Sobald aber der junge Prinz sich den Soldaten näherte, rief er aus: Streiter, erinnert ihr euch noch, wie ich meinen verstorbenen Vater in allen Feldzügen begleitete und die Last des Krieges trug? Wollt ihr euch nun meinen gerechten Ansprüchen widersetzen? Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als ganze Regimenter zu ihm übergingen. Diesem Beispiele folgten andere Corps, und so näherte sich der Fürst mit einer zahlreichen Armee der Residenz. Vergebens berief sich der unglückliche Minti auf die Anhänglichkeit der Großen, welche ihn zum Thron beriefen. Einige dieser waren schon dem glücklichen Empörer entgegengeeilt, um ihre Dienste ihm anzubieten. Da wandte sich Minti voll Verzweiflung an seine Mutter, diese aber erklärte ihn des Thrones verlustig, und so mußte der Arme sich aller Ehren entkleiden und öffentlich abdanken. Er dachte nun in Zukunft seine Tage in Ruhe zuzubringen und ging nach einer der Provinzen; allein der argwöhnische Bruder wollte ihn nicht am Leben lassen; daher sandte er ihm einen Trabanten mit einer Dose Giftes nach. Diese wollte jedoch Minti durchaus nicht kosten, und des Dieners Zureden half nichts. — „So mußt du denn," sprach dieser, „auf eine andere Weise sterben," und zog ihm mit einer seidenen Schnur den Hals zu. — Minti war durchaus nicht für den Thron geboren; er besaß keine der Eigenschaften, welche einen Fürsten furchtbar machen, oder ihm die Liebe seiner Unterthanen sichern.

Fiti, dem man auch den Namen Luwang gibt, erntete sehr wenig Frucht von seinen Gewaltthaten; denn Jedermann verach-

tete den Brudermörder. Sein Schwager war ein unternehmender ehrgieriger Geist, und erhielt seinen Verdiensten zufolge eine ziemlich ausgedehnte Herrschaft. Die Schwester des Kaisers machte nach ihrer Gewohnheit einen Besuch in der Hauptstadt; und als die Festlichkeiten vorüber waren, wollte sie wieder zu ihrem Manne zurückgehen. Fiti sagte scherzend beim Abschiede, warum hast du solche Eile, will etwa dein Gemahl eine Empörung anzetteln. Diese Worte fielen der Prinzessin schwer auf das Herz, und gleich nach ihrer Ankunft machte sie ihren Eheherrn damit bekannt. Dieser forderte trotzig seine Entlassung und erhielt sie unbedingt. Mit dieser Urkunde begab er sich nach dem Rathhause, wo die sämmtlichen Großen ihren Gebieter schon erwarteten. Er fragte sie, ob er sich einer solchen Geringschätzung unterwerfen sollte, er, der seines Weibes wegen mehr Anspruch auf die Krone hätte als der regierende Monarch; — denn dieser war nur ein adoptirter Sohn des Kaisers. — Die Räthe waren noch nicht einig, als einer der Anwesenden sagte, daß ein Gouverneur, der, wie er, ein zahlreiches Heer besitze, sich durchaus keine Verhaltungsregeln vorschreiben lassen müsse. Dieß bestimmte den Ehrgierigen; schnell brachte er seine Armee zusammen, sich selbst aber zu schwach fühlend, bot er sich als Lehensmann dem Kitan-Chan an, und ersuchte diesen, ihm mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu kommen. Es war nicht nöthig, zweimal eine solche Aufforderung zu machen; denn der Nomade wartete schon lange auf die Gelegenheit sich in China niederzulassen. Bald aber wurde die Brust des Rebellen mit Reue erfüllt; er sah ein, daß dieser Schritt den gefährlichsten Feind nach China bringen würde, und wollte widerrufen. Schon aber hatte die zahlreiche Reiterei der Nomaden sich dem kaiserlichen Heere genähert und, obgleich nicht siegreich, doch den Anfang zu Feindseligkeiten gemacht. Unzählige Horden drängten sich nacheinander über die Gränze und füllten das Land mit Schrecken und Verwüstung. Trostlos rief Fiti ein allgemeines Aufgebot aus; allein Niemand wollte demselben Gehör geben. Klein war die Zahl der wenigen Getreuen, die den Unglücklichen umringten und nach dem Verlust einiger Schlachten ihm noch ergeben blieben. Der Kaiser blieb in der größten Gefahr rathlos; anstatt sich zu wehren, begab er sich mit seinen beiden Frauen und Kindern in einen Thurm.

Noch einmal richtete er seinen Blick auf das Reichssiegel und die Kleinodien, dann sprach er ernst: „es ist alles verloren," und zündete dann das Gebäude an, wo der Brudermörder mitten unter den Flammen und dem Rauche seinen Geist aufgab. — Mit ihm hörte die spätere Tang-Dynastie auf.

Dieß war die erste Reihe tatarischer Kaiser, welche über China's Myriaden herrschte. Die kurze Dauer ihrer Regierung, der Wechsel der Herrscher, die fortdauernden Empörungen erstickten das Gute, welches sonst fürs Land hätte erwachsen können. Alle diese Fürsten waren Krieger im eigentlichsten Sinne des Wortes; gesunder Menschenverstand, nicht Politik war die Richtschnur ihrer Handlungen; in Schwierigkeiten erschienen sie immer hülflos, und nicht ein einziger zeigte Geistesstärke und Entschluß in den Augenblicken der Gefahr. Da ihre Kriege ausschließlich im Norden geführt wurden, und der Süden durchaus nicht in Betracht kam, so mag man schließen, daß dort Flor und Wohlstand vorherrschend waren, und daß die Einwohner weder über Unterdrückung noch Störung klagen konnten.

Im Westen erblicken wir in jener Zeit nur Unruhen und Zwietracht, und diese Epoche scheint im allgemeinen eine der heillosesten gewesen zu seyn, welche man in der Geschichte kennt. Das Reich der Araber, zertrümmert und im Kampfe gegen sich selbst begriffen, konnte den wilden Karmatiern keinen Widerstand leisten; die heiligen Städte selbst sahen den Feind in ihren Mauern. Gleiche Fehden verspäteten den Gang der Cultur in den Ländern, welche die Nachkommen Karls des Großen beherrschten. Es war der letzte fürchterliche Kampf der Barbarei, welcher glücklich zum Heil der Menschheit ausschlug und für immer den rauhen Feind von den Gefilden Europa's entfernte.

Mittlere Geschichte.

IV. Abschnitt.

Spätere Tzin=Dynastie.

(936 — 946 n. Ch.)

Der neue Herrscher, welcher sich den Namen Kaotsu beilegen ließ, war ein Mann, welcher durch die Gunst der frühern Fürsten, ohne viel Talent zu besitzen, zu sehr hohen Ehrenstellen emporgestiegen war. Als er noch ein gemeiner Soldat war, näherte sich ihm ein Wahrsager; nachdem er fleißig seine Gesichtszüge betrachtet, erklärte dieser, daß er zu den höchsten Stellen des Reiches berufen sey. Kaotsu lachte über den Betrüger; als er aber seine Wahrsagung erfüllt sah, und sich als Gatte der kaiserlichen Prinzessin über alle Feinde erhoben meinte, belohnte er den Weissager reichlich. Nicht lange nachher träumte er, daß eine Schlange über seinen Bauch hinwegglitt. Höchst bestürzt fragte er den Lehrer, was dieß bedeute. Dieser erwiederte: du bist zum Throne geboren; es ist der Drache, der dir einen Besuch abgestattet. Diese Bemerkung trug sehr viel dazu bei, Kaotsu in seinen ehrgeizigen Plänen zu bestärken. Er lebte am Hofe störrisch und unzufrieden, uneingedenk der Gnade des Fürsten, sich über seinen hohen Rang mit seinem Weibe brüstend Nachdem er nach der Provinz, welche seiner Herrschaft anvertraut wurde, gegangen war, hatte er nur einen einzigen Gedanken, den seiner Erhebung zum Thron.

Das Versprechen, den Chan der Kitan's als seinen Oberherrn anzuerkennen, hielt er heilig; nie schrieb er an ihn, ohne sich selbst Unterthan zu nennen; immer war er bescheiden und demüthig, wenn es diesem mächtigen Beschützer galt. Die reichsten Geschenke wurden nach Liaotong gesandt, um den Hof der Tataren über seinen Gehorsam, der sich so deutlich bewies, in Staunen zu setzen. Die kriechendsten Briefe, die Anerkennung

seiner gänzlichen Abhängigkeit und sein einziges Vertrauen auf den Lehensherrn erregten mitleidiges Lächeln bei den Nomaden, und erfüllten China mit Gleichgültigkeit und Verachtung gegen einen sich tief herabwürdigenden Monarchen.

Der Haß wider die Tataren in den Städten, welche der Kaiser ihnen für ihre Dienste abgetreten, war so groß, daß das Volk sowohl als die Soldaten sich nicht ihrem neuen Herrn übergeben wollten, sie wollten lieber auswandern, als die Kitanen in ihren Mauern empfangen. Die Befehle des Kaisers blieben fruchtlos; trotzig boten die aufgeregten Unterthanen den natürlichen Feinden und falschen Freunden die Spitze.

Die Kitanen behandelten die Tatarenstämme, welche sie unterworfen hatten, mit großer Grausamkeit, und erregten deßhalb sehr große Unruhen unter den Nomaden selbst. Vergebens suchten diese einen Zufluchtsort, um sich ihren Verfolgungen zu entziehen; es blieb ihnen nichts übrig als zum Kaiser von China überzugehen. Dieser empfing ihre Abgeordneten mit großem Zorne, und fertigte selbst ein Heer ab, um sie ihrem frühern Herrn mit Gewalt zu unterwerfen. Die chinesischen Officiere waren über dieses Betragen ganz außer sich, und baten ihren Kaiser in den dringendsten Worten sich einmal des großen Bündnisses wider die Kitanen zu bedienen, um ihre ganze Macht über den Haufen zu werfen. Schreiben auf Schreiben dieser Art langten von den Provinzen aus im Cabinette an; Kaotsu jedoch, aus Neigung sowohl, als seiner frühern Verabredung wegen, blieb unerschütterlich; er bekriegte selbst einen seiner eigenen Statthalter, welcher gewagt hatte die Partei der aufrührerischen Nomaden zu ergreifen.

Ein solcher unbedingter Gehorsam, dachte man, würde die wohlthätigsten Folgen haben; allein der Chan der Tataren wurde mit noch größerm Stolze gegen den kriechenden chinesischen Kaiser erfüllt; er ließ es nicht an den fürchterlichsten Kränkungen fehlen, um das Leben seines Vasallen zu erschweren. Darüber wurde Kaotsu krank. Da er sein Ende nahen sah, rief er den ersten Minister und einen Verschnittenen zu sich, welchen er seinen kleinen Sohn vorstellte und sie bat, ihn kräftig in der Regierung zu unterstützen. Sie versprachen dieses heilig; sobald aber der Kaiser seine Augen geschlossen, wurde sein Neffe, ein Jüngling,

welcher zu großen Hoffnungen Anlaß gab, an seiner Statt unter dem Namen Tschuti mit dem Scepter beschenkt (942).

Er war natürlich den Ministern, welche ihm zum Throne verholfen, sehr ergeben, und ließ sich von ihnen in allen Berathschlagungen gänzlich leiten. Der vorzüglichste dieser Staatsmänner war ein herrischer Mann, welcher den Einfluß der Tataren durchaus nicht ertragen konnte. Das Volk wurde durch die Treulosigkeit der Beamten zum Aufruhr gebracht; um diesen zu unterdrücken, wurde ein rüstiges Heer dorthin gesandt, welches bald seine Bemühungen mit Sieg gekrönt sah. Dieß ermuthigte den Minister, seine Aufmerksamkeit auf höhere Gegenstände zu richten. Es waren Streitigkeiten über Handelsangelegenheiten in den Gränzstädten vorgefallen, welche der hochmüthige Große zu beseitigen wünschte. Er sandte daher den Kaufmann, der sich sehr betheiligt fand, mit der Botschaft zurück, er möchte seinem Oberherrn sagen, China wolle seinem Uebermuth nicht länger huldigen, und würde nicht mit derselben Bereitwilligkeit wie unter der frühern Verwaltung sich unterwerfen. Damit dieß recht verstanden werden möchte, schrieb er diese Aussprüche nieder; mit diesen Urkunden eilte der Händler nach Liaotong. Die Antwort auf diese Aufforderung war ein Einfall ins chinesische Gebiet, als gerade eine Hungersnoth durchs ganze Land überhand genommen hatte. In diesem kritischen Augenblicke zeigten sich die chinesischen Generale ihrer würdig und gingen fröhlichen Muthes dem Feinde entgegen. Ungeachtet der Niederlagen, welche sie erlitten, belebte frischer Muth die Soldaten, und das zahlreiche Nomadenheer wurde zum Rückzuge genöthigt. Allein die Gefahr war noch nicht vorüber; in sehr kurzer Zeit drangen frische Truppen von der Ostseite ein, und Tschuti wurde von einer gefährlichen Krankheit überfallen. Schon verbreitete sich die Kunde der nahen Ankunft des Chans mit Grimm und Verheerung, schon loderten tausend Dörfer in lichten Flammen auf, der Hof, die Mandarinen waren in der äußersten Verzweiflung, und der Kaiser, aufgeregt zum Heldenmuth, verließ das Siechbett um den Erzfeind zu schlagen. Plötzlich aber brach dieser auf und die drohenden Gewitterwolken zerstreuten sich. Man glaubte sich nun in Sicherheit; doch der ganze Gang der Dinge nahm eine andere Wendung, da der Chan nur

die Zeit gesucht hatte um sich in eine bessere Stellung zu versetzen. Das chinesische Corps, welches ihm auf dem Fuße gefolgt war, befand sich bald in der äußersten Wassernoth. Da fochten die Soldaten ganz verzweifelt, um sich einen labenden Trunk zu verschaffen. Die Folge dieser heroischen Anstrengungen war die gänzliche Niederlage der Kitanen und ihre augenblickliche Flucht auf ihren schnellen Rossen.

Tschuti, nicht länger dem Kriegsglücke trauend, obgleich er schon zweimal Sieger gewesen war, schickte nun eine Gesandtschaft, die Nomaden um Frieden zu ersuchen. Der Botschafter erniedrigte sich vor dem Chane wie seine Vorgänger, konnte aber keinen vortheilhaften Vertrag zu Stande bringen. Da trat die Mutter des Herrschers drohend ins Mittel; sie erinnerte ihren Sohn daß die Chinesen durch ihre eigenen Leute regiert werden müßten, und daß, selbst wenn China von ihm erobert würde, er sich dennoch im Lande nicht behaupten könnte. Diesem mütterlichen Rathe Gehör gebend, willigte der Chan in die Bedingungen ein, welche man ihm gemacht hatte, und würde ohne Zweifel friedliebend ins Grab gesunken seyn, wenn Tschuti nur sich hätte stille halten können.

Der König von Korea war gerade gestorben, und der Thronfolger hielt, wie gewöhnlich, um die Investitur an. Diese Gelegenheit benützte der chinesische Monarch, um ein Bündniß mit dem Könige zu schließen, daß er den Tataren, mit denen er schon früher Streitigkeiten gehabt, in den Rücken fallen möchte. Schnell zog ein Gesandter dorthin, um alles recht zuverlässig in den Gang zu bringen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er den elenden Zustand des Militärs wahrnahm, und daher alle Hoffnung aufgab, sich je eines solchen Verbündeten zu bedienen. Ungeachtet der jämmerlichen Stellung dieses Fürsten war man doch entschieden, ihn in den Bund zu ziehen. Der Chan, welcher natürlich sehr bald Kunde davon erhielt, glaubte sich verrathen, und stürzte aufs neue mit seinen zahlreichen Horden auf China los. In der höchsten Angst und Verzweiflung vertraute der Kaiser seinem vorigen Glücke, und traf durchaus keine rechten Maßregeln, um das Unglück abzuwenden. Die chinesischen Soldaten wehrten sich freilich sehr tapfer, waren aber von allen Lebensmitteln entblößt. Der Oberfeldherr war durchaus nicht ein Mann,

welcher sich durch seine eigene Taktik aus dieser Lage hätte retten können, obgleich er einen großen Namen hatte. Lüstern blickte er daher auf den Chan hin, als dieser ihm das Versprechen machte daß, wenn er sich mit seinem Heere ergebe, er ohne Zweifel auf den Kaiserthron kommen könnte. Noch auf Hülfe harrend, doch nicht das Geringste unternehmend, wurde der Entschluß zu seiner baldigen Erhebung reif; er erhielt das Versprechen, rief alle Officiere zusammen, und drohte jedem welcher die Uebergabe nicht unterschreiben wollte, mit dem Tode. Voll Ingrimm warfen diese ihre Schwerter auf den Boden und fügten sich der Nothwendigkeit.

Kaum hatte dieß Gerücht die Residenz erreicht, als der Kaiser sich anschickte, die kräftigsten Anstalten zur Gegenwehr zu machen. Allein schon war der Feind mit Blitzesschnelle vor dem Thore erschienen. Da dachte Tschuti an das letzte Mittel dem Verderben zu entgehen, an den Selbstmord, nicht wissend daß er sich dadurch in noch größere Gefahr begab. — Schon brannte der Palast; das Kaiserliche Paar, in Verzweiflung, war vom Dampfe beinahe erstickt; da näherte sich der Tataren-General; er versprach das Feuer auszulöschen, wenn der Kaiser abdanken wollte. In der höchsten Noth verstand sich Tschuti (die Geschichte nennt ihn auch Tsiwang) zu dieser Erniedrigung. Die Kitanen erfüllten ihr Versprechen, nicht aber um die Einwohner vom Feuertode zu retten, sondern die Residenz zu plündern. Als der Chan von seinem guten Glücke hörte, eilte er nach der Hauptstadt; er bestrafte den General, welcher seinen Soldaten die Freiheit zum Raube gegeben, mit dem Tode, und gab dem erzürnten Pöbel seinen Leichnam, um ihn öffentlich zu entehren. Darauf sprach er Worte der Freundschaft und des Trostes zu der kaiserlichen Familie und zeigte sich als einen großmüthigen Sieger. Da man aber den Gefallenen große Theilnahme zeigte, hielt er es nicht für rathsam, sie in dem Besitze der Residenz zu lassen; denn die Mandarinen hatten sich schaarenweise in Trauerkleider um sie her versammelt und legten ihre Anhänglichkeit ganz offen an den Tag.

Der Chan fand bald, daß ein so großes Land, wie China zu regieren, durchaus keine leichte Sache sey; er war überzeugt, daß seine Mutter Recht gehabt hatte. Er wollte nun die Haupt-

stadt nach dem fernen Norden verlegen; ehe dieß aber geschehen konnte, raffte er alle Schätze, deren er habhaft werden konnte, zusammen, und nahm die Verschnittenen und die auserlesensten Dirnen und Mandarinen mit sich, um für seine vielen Arbeiten sich etwas zu Gute zu thun. Nun glaubte er im Genuß alles Glückes zu seyn; er konnte ruhig und vergnügt als Sieger schwelgen, und in der Verschwendung aller Schätze, welche die Welt darbietet, sein Leben hinbringen. Allein gerade auf dem Gipfel des vermeinten Wohllebens erhaschte ihn der unerbittliche Tod; alle seine Eroberungen waren für die Nachwelt verloren.

Der Kitan-General, welcher in China zurückgelassen worden war, machte einem Liang-Prinzen den Vorschlag, die Regierung anzunehmen. Dieser aber war so sehr gegen einen solchen Schritt eingenommen, daß er sich hinter den Gräbern verbarg, um sich der Aufmerksamkeit seines Gönners zu entziehen. Von dort wurde er aber mit Gewalt hervorgeholt. Weder die Thränen seiner Mutter, noch sein eigenes ernstes Widerstreben halfen etwas; er wurde zum Kaiser ausgerufen; der Kitan gab ihm tausend Soldaten zur Garde, und kehrte dann schnell nach seiner Heimath zurück.

Zu gleicher Zeit hatte sich ein Heerführer, welcher dem Tzin-Hause Unterthan war, jedoch in keiner sehr freundschaftlichen Beziehung mit ihm lebte, sehr ausgezeichnet und sein Heer war noch nie von den Tataren überwunden worden. Ihm sandte daher der Liang-Prinz das Siegel des Reiches und bat ihn ernstlich, ihn von solcher Bürde zu befreien. Die Soldaten riefen den Sieger als den Würdigsten aus ihrer Mitte zum Kaiser aus. Er nahm daher ihr Anerbieten an, und wurde unter dem Namen Kaotsu der Stifter der späteren Han-Dynastie.

Von den zwei Kaisern der Tzin läßt sich sehr wenig sagen. Es ist sehr begreiflich, daß sie als Fremde die Regierung des Landes nicht verstanden. Durch chinesische Sitten verweichlicht, konnten sie nicht länger das Schwert, die einzige Stütze ihres Thrones, handhaben; sie blieben daher elend und verlassen in dem Augenblicke drohender Gefahr. Ihre besten Soldaten zerstreuten sich in dem unermeßlichen Reiche, zufrieden mit der erlangten Beute; die chinesischen Krieger und Beamten zeigten nie die geringste Anhänglichkeit. Ihre Macht war daher nie ganz

befestigt, und die Maßregeln zum Wohl des Volkes konnten nicht in Ausübung gebracht werden. Die Herrschaft war überdieß sehr beschränkt; denn der Süden und Westen huldigte seinen eigenen unabhängigen Fürsten, und war in viel blühenderem Zustande, als das kaiserliche Gebiet. Bei all diesen Mühseligkeiten, Unterdrückungen und Gefahren lebte der Landmann in den entfernten Theilen des Landes oft im Ueberfluß und äußerst glücklich. Das Studium der Literatur gedieh, obgleich Gelehrsamkeit nicht zum Besitze hoher Aemter führte. Von schriftstellerischen Arbeiten jener Zeit ist jedoch nichts auf uns gekommen.

Mittlere Geschichte.

V. Abschnitt.

Spätere Han-Dynastie.

(947 — 950 nach Christus.)

Kaotsu war auch ein Tatar. Er war von großer Körperstärke, hohen militärischen Talenten, doch immer schlau und geduldig in allen Unternehmungen, Zeit und Stunde abwartend, um sein Vorhaben in Ausführung zu bringen. Er sah wohl vorher, daß es mit dem Liaotong-Reiche zum Kriege kommen müßte. Daher vermehrte er seine Krieger. Er leistete seinem Herrn in der höchsten Noth nicht die geringste Hülfe, obwohl er durch einen kühnen Marsch die Horden von der Hauptstadt hätte vertreiben können, denn er wartete bis der Tod des Chans ihm freien Spielraum gab. Dann war aber Niemand mehr entschieden und thätig; er glich einem Löwen, der gerade vom Schlafe aufgeregt, nach Raub begierig, die Wälder mit fürchterlichem Brüllen durchirrt.

Die Nation, welche ihn als einen Beschützer gegen die gehässigen Tataren ansah, unterstützte ihn mit ihrer ganzen Kraft. Die kitanischen Besatzungen waren überdieß nicht zahlreich, und verstanden nicht das Vertheidigungssystem. Innerhalb eines Jahres waren daher alle Nomaden aus China gejagt, einer der

Häuptlinge eines wilden Stammes war selbst nach der Hauptstadt gekommen, um sich als Lehensmann des Reiches die kaiserliche Gunst zu erwerben. Man erwartete die gesegneten Zeiten früherer Perioden, als Kaotsu ins Grab sank und seinem Sohne Inti, einem Jünglinge, das Scepter hinterließ (948).

Der junge Kaiser war sehr glücklich im Anfange seiner Verwaltung. Die Gränzstädte, welche die Tataren noch besetzt hielten, wurden eine nach der andern seiner Herrschaft unterworfen. Der unabhängige Schu-Fürst fand sich auch durch die kaiserlichen Truppen so eingeengt, daß er alle Hoffnung zur Vertheidigung hätte aufgeben müssen, wäre ihm nicht ein Bonze zu Hülfe gekommen. Dieser beredete einen Statthalter, daß er ursprünglich zum Kaiserthrone bestimmt sey; diese Schmeichelei gefiel ihm dermaßen, daß er sich schon im voraus im Besitze des Scepters glaubte. Er erließ daher eine Aufforderung, voll der glänzendsten Versprechungen, um seiner Fahne zu folgen. Zwei der Edelsten des Landes, in Vereinigung mit dem Generalissimus der chinesischen Armee, ergaben sich dem Empörer auf Leben und Tod. Der Aufruhr verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit, daß bald ganze Provinzen dem Kaiser Trotz boten.

In dieser mißlichen Lage erschien ein treuer und bedachtsamer General, um dem Monarchen seinen Thron zu sichern. Die Soldaten behandelte er wie seine eigenen Kinder; er verpflegte ihre Wittwen und Waisen, half ihren Weibern, und wurden die Krieger verwundet, so wartete ihrer mütterliche Sorgfalt in den Krankenhäusern. Das Heer war ihm daher äußerst ergeben; die Soldaten ertrugen die Beschwerden der Belagerung mit der größten Bereitwilligkeit, und boten den Rebellen kühn die Spitze. Der Rädelsführer wurde daher in einer Veste eingeschlossen und auf die verzweiflungsvollste Weise eingeengt. Noch aber erwartete man Rettung von den Schu-Truppen; allein diese, obgleich im Angesicht des feindlichen Lagers, wagten durchaus nicht dasselbe anzugreifen. Da machte der Aufwiegler einen Ausfall; seine durch Hunger ausgemergelten Truppen wurden jedoch in Stücken gehauen, und die Stadt war genöthigt schnell die Thore zu verschließen um den eindringenden Feind abzuhalten. Da sagte der Häuptling: „es ist alles verloren;" er rief den Bonzen und beklagte sich über seine Vorhersagung, erhielt aber das Versprechen

baldiger Rettung. Diese kam jedoch nicht. Da schauderte der Rebelle über seine gräßliche Lage, rief sein theures Weib zu sich, brachte den Säugling, seinen geliebten Sohn, nach seiner Wohnung, und zündete mit eigener Hand das Gebäude an, um sich unter den Ruinen zu begraben. Nachdem dieß fürchterliche Schauspiel stattgehabt, ergab sich die Stadt. Der kaiserliche General ergriff den Betrüger, welcher den Statthalter zu diesem Schritte verleitet und brachte ihn mit dem Sohne des Rädelsführers nach der Hauptstadt, wo beide nebst den übrigen Gliedern der Familie in Stücke gehauen wurden.

Der andere Aufrührer war ein Mann, grausam von Natur und unerschütterlich in seinem Entschlusse. Auch er wurde in einer Festung von den Kaiserlichen belagert. Schon war der Vorrath des Reises ganz verzehrt, allein er wollte sich noch nicht ergeben. Da ließ er die Kinder der Bürger, welche alle um Brod schrien, in seinem Palaste versammeln; er sprach mit fürchterlicher Stimme zu ihnen, daß er nichts zu geben habe, allein bereit sey, sie von allen Uebeln des Lebens zu befreien. Seine Garden wurden nun herbeigerufen, um die Unschuldigen niederzumetzeln. Sobald die abscheuliche That vollzogen, wog man das Fleisch sorgfältig ab, und vertheilte es als eine Ration unter die Soldaten. Allein nachdem auf diese cannibalische Weise der Heißhunger gestillt war, blieb nicht die geringste Hoffnung zum Entsatz übrig. Nun wurde der Commandant, ein Abschaum der Menschheit, zur Uebergabe bewogen. Der Kaiser höchst erfreut, machte ihn zum Statthalter einer Provinz. Da er aber zögerte sich dorthin zu begeben, glaubten zwei Generale daß er auf Verrath sinne. Sie luden ihn daher ein, unter dem Vorwande Abschied zu nehmen, und gaben ihm sowohl als einigen Hunderten seiner Trabanten den Todesstoß.

Der dritte Empörer wünschte zu capituliren, bat aber noch um Bedenkzeit. Nachdem man nun ganz sicher im kaiserlichen Lager geworden, daß er sogleich die Waffen niederlegen werde, sah man eines Morgens die Flamme in der Veste hell auflodern. Als man sich um die Ursache befragte, erhielten die Belagerer zur Antwort, daß der Vertheidiger einen Feuertod der Uebergabe vorgezogen.

So war nun durch die rühmlichen Thaten des Kuowei das Land wieder zur Ruhe gebracht. Aber sobald Jinti sich frei von

allen Sorgen sah, wurde sein Betragen ganz verändert. Als ein leidenschaftlicher Jüngling gab er sich ganz seinen Begierden hin; eine Menge von liederlichen Gesellen umringte ihn täglich, und er lebte nur um zu schwelgen. Einige Große machten die ernstesten Gegenvorstellungen, die Mutter unterstützte ihr Gesuch, allein Jinti war zu sehr von den Vergnügungen eingenommen, um diesem Rathe nur im geringsten Gehör zu geben.

Die Tataren machten sehr bedeutende Streifzüge in die nördlichen Provinzen, um sich für die erlittene Niederlage zu rächen. Dieß nöthigte den Kaiser, den Kuowei, welcher so große Siege über die Rebellen errungen, nach den Gränzen zur Vertheidigung des Landes zu senden. Der Feldherr war ein sehr bescheidener Mann, welcher, ungeachtet seiner sehr großen Verdienste, dennoch keine Ehrenbezeugungen und Vortheile wollte, um keinen Neid zu erregen. Er wünschte keineswegs die Eifersucht des jungen Fürsten auf sich zu ziehen. Ehe er aber an der Spitze des Heeres seinen Weg nach der Wüste antrat, ermahnte er inständig seinen Oberherrn seine Lebensart zu ändern, und sich der Tugend und der Gesellschaft tüchtiger Männer zu widmen. Jinti war noch nicht so lasterhaft, um den treuen Verweis nicht zu fühlen und in seinem Herzen über sein Verderben nicht zu seufzen.

Zur Bestärkung des guten Vorhabens brach ein fürchterlicher Sturm los, welcher die Grundpfeiler des Palastes erschütterte. Der Monarch fragte die Sternseher, was dieß bedeute; diese wiesen ihn auf ein tugendhaftes Leben hin. Dessenungeachtet versammelte er bald nach der Ablegung seiner Trauer die vorzüglichsten Komödianten des Reichs, gab ihnen die herrlichsten Kleider, und ersuchte sie, vor ihm zu spielen um seine Grillen zu vertreiben. Diesem Vorhaben widersetzten sich die Minister zum großen Anstoß des Jinti, der nun entschlossen war, einmal selbstständig zu regieren. Er versammelte daher seine Freunde, sprach das Todesurtheil über die Staatsmänner aus, und schritt sogleich zu den willkürlichsten Handlungen. Noch sträubte sich aber die Kaiserin, ihre Zustimmung zu geben; da sagte ihr Sohn: warum soll man sich um den Widerstand eines alten Weibes kümmern? Er sandte sogleich einen Henker, um die ganze Familie des verdienstvollen Generals Kuowei zu ermorden, und selbst des Säuglings an der Brust nicht zu schonen, weil er ein Freund der

Ermordeten war. Kaum war dieser Befehl mit großer Grausamkeit ausgeführt worden, als auch schon ein Botschafter im Lager des Kriegers anlangte, um seinen Kopf für den Kaiser zu begehren. Der geliebte Oberfeldherr machte diese Todesstrafe den Soldaten bekannt, welche Alle einstimmig verlangten, zur Austilgung seiner Feinde nach der Hauptstadt zu ziehen, so daß die Abgesandten froh waren mit ihrem Leben davonzukommen. Nun kam ein Verschnittener an, um ihn im Namen des Kaisers zum Selbstmorde zu nöthigen. Kuowei erwiederte, daß er bereit wäre sich den schrecklichsten Qualen zu unterwerfen um ein Blutbad zu verhüten, doch nichts ohne den Willen seiner Officiere unternehmen könne. Diese erklärten sich für ihn, und nun rückte ein sehr bedeutendes Heer nach der Hauptstadt unter dem Vorwande die verrätherischen Minister zu bekriegen. Da entschied sich der muntere Jinti zum Feldzuge in eigener Person; schnell eilte er mit einer wohlausgerüsteten Armee dem Feinde entgegen; er lieferte sogleich eine Schlacht, in welcher hundert seiner Leute erschlagen wurden. So gering der Verlust war, so wurden dennoch die Soldaten dadurch entmuthigt; sie gingen schaarenweise zu dem großmüthigen Kuowei über, ihr Feldmarschall entfloh heimlich, und der Kaiser selbst war genöthigt so schnell als möglich davonzueilen. Er näherte sich nun einer Festung, die einer seiner eigenen Officiere im Besitz hatte; allein dieser war schon von allen Umständen unterrichtet, und anstatt seinen Oberherrn einzulassen, ließ er auf ihn mit Pfeilen schießen. Der Monarch verbarg sich daher in einem Dorfe in der Nähe; dieß wurde von den feindlichen Schaaren überrumpelt und alle Einwohner getödtet; er selbst, ohne daß man ihn erkannt hatte, wurde ebenfalls ermordet. So schwer büßte er für sein frevelhaftes Begehren einen treuen Diener, der kein Verbrechen begangen, umzubringen.

Kuowei begab sich nun nach der Hauptstadt, um die Kaiserin zur Ernennung eines Nachfolgers zu bewegen. Sie bestimmte auch einen Prinzen; als aber das Heer davon hörte und sich verloren glaubte, wenn man einen Nachkommen des Jinti auf den Thron setzte, wurde unter allgemeinem Freudengeschrei Kuowei zum Nachfolger erklärt (950). Es half ihm nichts, sich dagegen zu sträuben; das ganze Reich betrachtete ihn als Retter. So wurde der demüthige Soldat der Gründer der spätern Tschéu-

Dynastie unter dem Namen Taitsu, und seine Wahl ward von der verwittweten Kaiserin selbst bestätigt.

Die spätern Han sind die Dynastie, welche die kürzeste Zeit auf dem Thron gesessen und sich dennoch durch Waffenglück auszeichnete. Von einem tollen Jünglinge konnte man wohl keine dauernden Erfolge erwarten; denn sich selbst überlassen und durch Wüstlinge angespornt, mußte er so handeln; daß er jedoch seinen Ingrimm auf einen unschuldigen Mann gewendet, der ihn nie beleidigt, der das Reich vom Verderben gerettet hatte, ist unerklärbar. Es ist aber noch viel räthselhafter, daß er auf seinem Tode bestand, als der General ihm mit einem fürchterlichen Heere entgegenging, und sich nie in Unterhandlungen einlassen wollte, um den mächtigen Gegner einigermaßen zufrieden zu stellen.

Mittlere Geschichte.

VI. Abschnitt.

Spätere Tschéu-Dynastie.

(951 — 960 nach Christus.)

Die verwittwete Kaiserin selbst erklärte Taitsu als rechtmäßigen Erben des Reiches, und die Gesammtheit der Mandarine huldigte ihm in einer sehr feierlichen Versammlung als ihrem rechtmäßigen Oberherrn. Der Monarch war sehr demüthig; er erkannte, daß er aus einer sehr armen Familie entsprossen und durchaus keinen Anspruch auf den Purpur habe. Um sich jedoch seines Ranges würdig zu zeigen, verbot er, Leckerbissen oder andere kostspielige Sachen nach dem Palaste zu bringen; dadurch suchte er die Unterthanen von ihren sehr großen Abgaben zu befreien. Nüchtern und fleißig, sah man den Fürsten ganz mit dem Wohle seines Volkes beschäftigt. Groß war das Glück, welches er den Unterthanen zudachte, als die Kunde ihn erreichte, daß der Han-Prinz, welcher früher zum Kaiser bestimmt worden war, sich entschlossen hätte seine eigenen Rechte zu behaupten. Er hatte einen treuen Freund, welcher ihm deutlich vorstellte, wie

man zu Werke gehen müßte; unglücklicherweise fiel er in Ungnade, und der Kronbewerber verurtheilte ihn zum Tode. Der Rathgeber stellte nur die einzige Bitte, daß er mit seiner alten Gattin, welche Leiden und Freuden mit ihm getheilt, zusammen sterben möchte. Nachdem man ihm dieß Gesuch zugestanden, legte er ruhig seinen Kopf auf den Block nieder. Die unausbleibliche Folge dieses ungerechten Verfahrens war, daß sich der Fürst bald von allen den Seinigen verlassen sah und sich seinem Gegner ergeben mußte. Taitsu behandelte ihn erst sehr leutselig; als aber seine Untergebenen ihm den Gehorsam verweigerten, wurde er so erzürnt, daß er den Unglücklichen ermordete — eine Schande, die man dem sonst vortrefflichen Taitsu nie verzeihen kann.

Der Sohn des Ermordeten verband sich nun mit den Kitanen, um seinen Vater zu rächen; er trotzte allen Schwierigkeiten, um sich zum Throne zu erheben. Groß und mächtig war das Heer, welches die chinesischen Gränzen überschritt. Sobald aber die Tataren sahen, daß sie zu weit von ihrer Heimath geführt wurden, brachen sie in eine Meuterei aus, erwählten ihren eigenen Führer, und gingen dann stracks nach den ihnen am besten gefallenden Theilen des Landes zurück. Dieß erleichterte daher den Feldzug; Taitsu stellte sich selbst an die Spitze des Heeres, belagerte die Städte und behandelte die Rebellen mit großer Nachsicht. Es waren nur wenige, die sich nicht willig einem solchen gütigen Herrn unterwarfen. Nur ein Commandant betrachtete es als Hochverrath sich zu ergeben. Als er die Feinde hereindringen sah, warf er sich in einen Brunnen, wo er ertrank.

Der Leser wird sich wahrscheinlich wundern, daß man schon im Jahre 953 in China die Buchdruckerkunst verstand. Wie weit dieselbe damals gediehen war, wissen wir gerade nicht; allein der Kaiser, welcher auch als Philosoph glänzen wollte, gab eine Prachtausgabe der Classiker aus, und diese wurde auf Holzplatten eingeschnitten und gedruckt. Dieser Aufwand gedieh ihm zum großen Lobe; man erkannte daraus seine ernste Rücksicht für das Wohl des Landes.

Nicht lange hernach wurde Taitsu sehr krank und dachte daß, wenn man einen Altar errichtete und auf Kongfutsianische Weise betete, sein Leben noch verlängert werden möchte. Er hatte

nämlich, trotz der Abrede seiner Großen, das Grab des Weisen besucht, und sich der Welt als sein größter Verehrer dürch Kopfstoßen und Kniebeugen an dieser Stätte gezeigt. Nun aber bedauerte er, daß er nicht in der alten Hauptstadt lebte, wo man die Ceremonien des öffentlichen Gebets mit äußerster Pracht darstellen könnte. Ohne im Stande zu seyn seinen Wunsch auszuführen, sah er den grauenvollen Tod mit seiner Sense nahen. Da erbat er sich noch, daß man ihn in der Kleidung eines Bonzen begraben und das schlichteste Grabmal errichten möchte. Da er keine Kinder hatte, so erwählte er den Neffen der Kaiserin zum Nachfolger, welchen wir unter dem Titel Schitsong kennen, und schloß dann ruhig die Augen (954). Er war ein vorzüglicher Mann, großartig in seinen Ansichten, unermüdet in der Ausführung, und die Nachkommenschaft wird sich immer mit Lob seiner erinnern.

Der junge Herrscher sah sich gleich bei seinem Regierungs-Antritte von Feinden umringt. Allein wie Karl XII., König von Schweden, erschrack er nicht, sondern bot jeder Gefahr muthig selbst die Spitze. Er hatte sich den Tang-Taitsu zum Vorbilde gewählt; wie er wollte er nicht ruhen, bis alle Feinde des Reiches ihm unterworfen wären; daher bestand sein Leben in Feldzügen, Eroberungen, Siegen und Niederlagen. Schitsong war immer der menschliche, freundliche Landesvater, welcher mit unverrücktem Blick seine Aufmerksamkeit auf das Endziel, die Ruhe und den Flor des Landes gerichtet; der im Schlachtgetümmel nie unterließ für die Wohlfahrt des Reiches zu sorgen; der, so ungleich seinen Vorfahren, auch während er das Schwert in der Hand hielt, der Gelehrsamkeit huldigte.

Sein erster Gegner war der Han-Prinz, welcher schon unter der vorigen Regierung sich mit den Tataren verbunden hatte und in China eingefallen war. Dießmal glaubte er sichern Erfolg zu erringen, und spottete des Knaben, welcher sich, ungeachtet der Vorstellungen seiner Minister, zum Oberfeldherrn gemacht. Bald aber sah er seinen Irrthum ein; die häufigen Treffen zeigten ihm, daß er selbst mit seinem kitanischen Bundesgenossen das Feld räumen müsse. In einer Völkerschlacht, wo der Sieg lange bestritten wurde und der Kaiser selbst in der größten Gefahr sich befand, wurden die Hantruppen mit ihren entmuthigten und un-

zufriedenen tatarischen Hülfsvölkern beinahe aufgerieben. Nach dem Siege versammelten sich die kaiserlichen Officiere, um die Ungetreuen aus ihrer Mitte, welche im Anfange gewichen, vor das Kriegsgericht zu stellen. Schitsong war menschlich und wünschte ihnen Vergebung angedeihen zu lassen; doch die Mehrzahl hielt sie des Hochverraths schuldig, und so wurden sie alle, sechzig an der Zahl, enthauptet. Die Unterthanen des Han-Staates empfingen die Kaiserlichen mit großen Freudenbezeugungen, sie als ihre Freunde betrachtend, und mit allen Mundbedürfnissen versorgend. — Aber der Lohn dieser Unbefangenheit war schändlich. Kaum hatten einige Städte ihre Thore geöffnet, als das Plündern seinen Anfang nahm und die Soldaten mit barbarischer Gleichgültigkeit ihre eigenen gutmüthigen Landsleute aufs schrecklichste behandelten. Der Kaiser wollte diesen Ausschweifungen Einhalt thun; er war aber zu schwach dazu, und sah sich genöthigt sich mit Gegenbefehlen zufrieden zu stellen. Seine Armee war überdieß durch die letzte Schlacht so verringert daß er wenig unternehmen konnte. Dazu kam noch eine Niederlage, welche ihm die Tataren beibrachten, und die sein Unglück vollendeten. Durch die mißlungene Belagerung einer Stadt, wohin sich der Han-Prinz geflüchtet, ward der Kaiser endlich zum Rückzuge genöthigt. Der Feind ermuthigt, nahm alle seine Lebensmittel weg; die Soldaten liefen entweder davon, oder wurden auf ihren Streifereien erschlagen, und so kam Schitsong bald darauf ohne ein Heer nach seiner Hauptstadt zurück. Was jedoch so widrig anfangs schien, ward in der Folge sein größtes Glück. Die Armee war früher in dem elendesten Zustande; die Soldaten alt und untauglich; die Officiere widerspänstig. Ein neues Heer wurde daher bald zusammengebracht und die entgegengesetzte Disciplin eingeführt, wodurch die Truppen des Schitsong größere Thatkraft erhielten.

Ernstlich bemüht, das Reich wieder unter einem Herrn zu vereinigen, blickte er nach dem kleinsten unabhängigen Fürsten, um sein Ländchen dem Reiche einzuverleiben. Dieß war der Schu-Prinz, welcher natürlich nicht lange einen solchen ungleichen Kampf bestehen konnte und daher bald um Gnade bat. Er hatte sich jedoch mit dem Tang-Herzog verbunden. Dieser war ein sehr ausgezeichneter Regent, der überdieß voll Ruhmsucht war.

Nach dem ersten Siege, welchen ein kaiserlicher General erhielt, wünschte man dem Schitsong am Hofe Glück. Er aber seufzte tief und bemerkte, daß es der Schweiß seiner Unterthanen sey, welcher diese Triumphe herbeiführe; er wolle daher nicht länger ruhig in der Residenz schwelgen, sondern sich allen Mühseligkeiten des Krieges aussetzen. Nun erschien er selbst unter seinen Soldaten, welche ihn ungeachtet seiner Strenge aufrichtig liebten. Das Heer Tangs wurde bald zurückgetrieben; der Fürst sandte zwei sehr beredte Männer ab, um durch Unterhandlungen den Marsch der Truppen aufzuhalten. Dieß war aber unmöglich, denn Schitsong war zu sehr erzürnt über den Bund, welchen Tang mit den Tataren eingegangen. Er verwarf daher alle Versprechungen, und ging raschen Schrittes vorwärts. Allein nicht immer sollte Erfolg seine Bemühungen krönen; die Officiere in den Festungen blieben dem Tang-Prinzen getreu, und der Kaiser war genöthigt die Belagerungen der Festungen mit sehr großem Verluste aufzugeben. Mit einem sehr geschwächten Heere, welches in einer Fluth beinahe untergegangen war, begab er sich daher auf den Rückzug.

In der Hauptstadt angelangt, rief er die vielen Verluste, welche er erlitten, sich ins Gedächtniß zurück. Er schrieb diese dem Mangel einer Flotte zu, um das Heer auf den Flüssen Kiangnans einzuschiffen; schnell arbeitete er Tag und Nacht um seine Soldaten auch zu Wasser geschickt zu machen. Sobald nun alle Boote in Bereitschaft waren, brach er schnell mit seiner Seemacht auf, und ehe es der Tang-Prinz sich versehen konnte, war Schitsong schon im Herzen des Landes. Seine Flotte wurde geschlagen; die eroberten Städte aber wurden mit der größten Milde behandelt und nicht die geringste Plünderung erlaubt. Aber noch hielt eine Stadt aus; der Kaiser commandirte in eigener Person den Angriff; der größte Theil seiner Krieger wurde niedergemetzelt; auch viele der Besatzung fanden ihren Tod; dennoch mußte Schitsong unverrichteter Sache abziehen. Erst dann, als er die ganze Mannschaft auf ihren Posten bei den Mauern getödtet, konnte er seinen Einzug halten, fand aber ein Saragossa. Die Disciplin, welche die Tang-Truppen beobachteten, war solcher Art, daß ein Großer, welcher aus mißverstandener Tapferkeit einen glücklichen Zug unternommen, von seinem eigenen

Vater zum Tode verurtheilt, und die Zustimmung zu seiner Hinrichtung selbst von der Mutter ausgesprochen wurde.

Schitsong, der wohl fühlte, daß mit solchen Helden wenig auszurichten sey, war hocherfreut, als der Tang-Fürst sich ihm willig unterwarf, und gestand ihm die vortheilhaftesten Bedingungen zu. Dieser wollte sich aber nicht an Großmuth besiegen lassen, und beschenkte daher die kaiserlichen Soldaten aufs reichlichste. Da man einen Secretär ersuchte, eine Acte zur Anerkennung der Oberherrschaft des neuen Monarchen auszustellen, wollte sich dieser durchaus nicht dazu verstehen; denn von der Treue gegen seinen Oberherrn konnte er sich niemals lossagen. Ein Officier der darauf bestand, drohte ihm, wenn er sich länger weigerte, mit dem Tode; und wirklich schlug er ihm den Kopf ab, da er hartnäckig jede Aufforderung von sich wies. — So entschlossen handelten die Chinesen jener Zeiten.

Schitsong war nun bemüht, die Uebel welche der Krieg herbeigeführt, zu lindern. Zu diesem Zwecke gab er den hungernden Bauern Saatkorn, und bewies sich in allen Stücken als ein Vater des Volkes. Allein noch lebte in ihm die Begierde sich als Alleinherrscher China's verehrt zu sehen. Im Süden hatte sich ein zweiter Han-Fürst willig unterworfen; denn er war fest überzeugt, daß er sich nie würde halten können, und wollte das Leben im Frieden und Wohlstande genießen. Die Tataren aber waren noch im Lande; daher versammelte Schitsong einen Kriegsrath und beschloß, die Kitanen in ihrem eigenen Lande anzugreifen, um das Reich von ihnen zu säubern. Schnell fiel er mit einem vortrefflichen Heere in ihr Gebiet ein, nahm mehrere Städte hinweg, wurde aber bald durch seine eigenen Großen gezwungen nach der Hauptstadt zurückzukehren.

In voller Manneskraft, von dem höchsten Unternehmungs-Geiste erfüllt, zählte er die Tage und Stunden, welche er in unnützer Muße verleben mußte. Eine schleichende Krankheit aber drang in seine Glieder; er fühlte daß seine Kräfte durch diesen unsichtbaren Feind schwanden, und berief einen Rath, um für die Regierungsfolge Sorge zu tragen. Sein Sohn Kongti, erst sieben Jahre alt, wurde zum Thronerben ernannt (959) und eine Anzahl tüchtiger Minister ihm zur Seite gestellt. Kaum hatte er sein Testament gemacht, so entschlief der thatenvolle Kaiser.

Seine Sorge für das Wohl des Volkes war ernst und anhaltend. Um dem gemeinen Mann eine Erleichterung zu verschaffen, zog er 30,000 Klöster und Tempel des Buddha ein, und wollte nur 60,000 Bettelmönche und Nonnen in 2684 Gebäuden bestehen lassen. Auch machte er sehr große Verbesserungen am Kalender. Hätte er länger gelebt und sein großes Talent wie früher auf den Krieg dann auf die innere Verwaltung verwendet, so würde er ohne Zweifel einer der größten Fürsten, den man mit unserm Heinrich dem Vogler hätte vergleichen können, gewesen seyn.

Die Regentschaft artete sehr natürlich in Cabale aus. Die Minister vertrieben einander, schwächten ihr gegenseitiges Ansehen, und standen hülflos da, als die Kitanen einen Einfall in China machten, um sich zu rächen. Der Han-Prinz hatte sich zu ihnen gesellt; es war daher gefährlich, das Anrücken dieser Feinde ruhig mit anzusehen. Man ernannte daher Tschaokuangjin, einen Gardeofficier, zum Anführer. Als dieser die Stadt verließ, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen, jauchzte ihm die Menge entgegen. Das Lager war in einiger Entfernung von der Residenz; als die Soldaten davon hörten, stimmten sie mit den Einwohnern ein und erklärten, daß so lange ein Kind auf dem Throne sitze, sie dem Staate nicht dienen könnten; daß Niemand würdiger sey als der General, sie ins Feld zu führen. Der Feldherr schien seinerseits ungern einer solchen aufrührerischen Aufforderung Gehör zu geben; allein die Getreuen hatten schon eine Kunde des Vorfalls seinem Bruder, der Statthalter war, zugeschickt, und dieser kam mit einem bedeutenden Truppenhaufen frühe bei ihm an. Tschaokuangjin war noch in tiefem Schlafe begraben, als man den kaiserlichen Ornat, ein gelbes Kleid, auf ihn warf. Erwacht durch das Getümmel, stand er auf, und man begrüßte ihn allgemein als Kaiser. Versprecht mir denn, sagte er, daß ihr meine Befehle beobachten, die Staatscassen nicht plündern, und den jungen Kaiser ehren wollt; unter dieser Bedingung will ich euer Fürst seyn.

Am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt. Nachdem er die Soldaten entlassen, eilte er nach dem Rathssaal der Minister. Dort fragte er bestürzt: was soll ich thun; die Armee will mich durchaus zum Kaiser haben; was ist eure Meinung?

Man schwieg lange; der Hauptmann der Garden war selbst im Begriff über ihn herzufallen, und das Herz klopfte dem Kühnen in dieser feierlichen Versammlung.

Allein ein Sterndeuter hatte zwei Sonnen am Himmel gesehen, deren eine sehr verdunkelt war. Er deutete diese Erscheinung, daß China einen andern Oberherrn erhalten werde. Im Ministerium selbst hatte der General eine starke Partei; einer der Anwesenden fiel vor seinen Füßen nieder und nannte ihn seinen Herrn. Dieß Beispiel wirkte auf die übrigen. Tschaokuangjin verließ den Saal um auch im Palaste seine Huldigung zu empfangen. Dort war alles schon vorbereitet. Ein Officier hatte die Abdankungsacte verfaßt; sobald er angekommen war, wurde ihm diese überreicht. Der kaiserliche Knabe mit seiner Mutter räumte ihm gerne den Thron ein; beide wurden mit großer Hochachtung behandelt, in den Fürstenstand herabgesetzt, und angewiesen, ein träges Leben zu führen. — So endigte die spätere Tschéu-Dynastie (960).

Fünf Herrscherfamilien waren nun nach einander innerhalb 53 Jahren auf dem chinesischen Thron gesessen (daher nennt man diesen Zeitraum in der chinesischen Geschichte „Wutai — die fünf Geschlechter"), ohne eine Spur ihres Daseyns zurückzulassen. Die abhängigen Fürstenthümer, welche in andern Theilen des Landes bestanden, erwähnt die Geschichte nur insoferne als sie mit dem Kaiserreiche in Berührung kamen. Die blühendsten und unabhängigsten Theile des Landes waren die Gegenden des Meeres, wo Handel und Gewerbe Wohlstand und Unternehmungsgeist hervorriefen.

Wenn man die Einfälle der Ungarn, Wenden und Dänen in Deutschland mit denen der Kitanen und anderer tatarischen Stämme in China vergleicht; wenn man die großen Zerrüttungen jenes Landes in der elenden Regierung der Karolinger im Westen wiederfindet; wenn man die großen Regenten, welche trotz der vielen Unglücksfälle mit kräftiger Hand das Scepter führten, mit unserm Konrad, Heinrich und den beiden Ottonen zusammenstellt, so kann man sich einigermaßen die chinesische Geschichte dieser Zeiten vergegenwärtigen. Krieg war das Element jener Tage; Zwiespalt, Rotten und Meuterei ganz gewöhnliche Ereignisse; Rohheit und Wildheit der Stämme, welche die kaum aufkeimende

Cultur zu ersticken drohten, waren im Osten sowohl als im Westen vorherrschend. Gerade aber aus diesem Chaos brachte die Hand des Allerhöchsten im Westen die herrlichste Ordnung hervor; die Weisheit Gottes errichtete unter Zerstörung und Ruinen ein neues Gebäude, das jetzt noch prangt und sich über alle andern Machwerke des bloßen Menschenthums erhebt *).

Mittlere Geschichte.

VII. Abschnitt.

Die Song-Dynastie.

(967 — 1127 n. Chr.)

Wenige Kaiser haben von den Geschichtschreibern so großes Lob, als der Stifter dieses Hauses geerntet. Tschaokuangjin war der Sohn eines berühmten Beamten, dessen Voreltern auch im Dienste der Regierung gewesen waren. Bei seiner Geburt, wie bei allen außerordentlichen Begebenheiten, fühlte man den angenehmsten Geruch in dem Zimmer und hörte die Musik der Sphären; so kam das Kind zur Welt. Seine schöne und große Statur verschaffte ihm den Rang eines Garde-Officiers, und er zeichnete sich unter seinen Cameraden als ein sehr freundlicher und beredter Mann aus. Die Vorbereitungen zu seiner Erhebung waren schon lange in Gang gebracht; denn wäre es nicht so gewesen, wie hätte man ihn so einstimmig, ohne daß er vorher eine große That verrichtet hätte, als Oberherrn anerkennen können?

Er erhielt den Titel Taitsu, welchen schon so Viele vor ihm gehabt hatten, und gab seiner Familie, die so lange auf dem chinesischen Throne saß, den Titel Song.

Sobald er seine erste Audienz gegeben und durch seine gebieterische Figur, gepaart mit leutseliger Miene, Allen Ehrerbie-

*) Die Quellen zur obigen Erzählung sind sparsam. Der Togkien Kangmu, das Kangkienjitschi sowie das Kiutaiwuschi geben die besten Aufschlüsse. Ein geschichtlicher Roman gibt ein gutes Bild von den Sitten jener Zeiten.

tung eingeflößt, war es sein erstes Bestreben, alle Herzen zu gewinnen. Zu diesem Ende vergab er allen Feinden und bestätigte die Mandarine in ihren Aemtern. Dann zeigte er sich dem jubelnden Volke, und schritt mit kaiserlicher Würde vor der staunenden Menge her. Nun machte er bekannt, daß er die rechtgläubige Gelehrsamkeit fördern wolle; er stiftete sogleich Collegien und Universitäten, um dem Studium der Classiker den größten Schwung zu geben. Zugleich befahl Taitsu, Kongfutse in seiner Abbildung als einen Götzen zu ehren, und gab selbst dazu das Beispiel. Ein Betragen solcher Art rief die glücklichen Zeiten der Alten wieder ins Gedächtniß zurück; man bewunderte den neuen Herrscher, welcher so ganz im Sinne der Nation handelte, und die herrlichen Tage des Jao und Schun dem Volke aufs neue bereitete.

Sobald die Sachen dahin gediehen waren, daß die Großen Taitsu anerkannt, erhob er seine Voreltern bis zum vierten Geschlecht in den Kaiserstand. Nur seine alte Mutter war nicht froh mit den neuen Ehrenbezeugungen; sie sagte ihrem Sohne, daß nicht seine Tugenden, noch die Verdienste der Ahnen ihn zur höchsten Stelle im Reiche befördert hätten. Die Schwachheit eines Kindes, fügte sie hinzu, gab dir den Purpur, willst du ihn in deinem Hause bewahren, so ernenne deinen Bruder anstatt deines Sohnes zum Thronfolger. Sie ließ ihn dann eine Urkunde unterzeichnen und heilig versprechen, ihren Befehl in Ausführung zu bringen; worauf sie verschied.

Taitsu zog nun gegen einen Rebellen, welcher sich mit ihm über den Thron gestritten und überdieß noch mit dem Erbfeinde des Reiches, dem Han-Fürsten, ein Bündniß geschlossen. Er sowohl als ein anderer Anführer mußten die Macht des Siegers anerkennen. Da Taitsu selbst im Getümmel der Schlacht erschien, gaben seine Heldenthaten ihm noch desto größeres Ansehen. Seine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, vollkommene Alleinherrschaft herzustellen, und unermüdet war er in seinem Handeln, um diese Macht zu erringen. Der erste Fürst, welcher sein Land ihm überliefern mußte, war der Schu-Herzog, ein Wüstling, der durch drückende Abgaben die Gemüther des Volkes sich entfremdet. Er starb nicht lange nach dem Verluste seines Landes, und seine Mutter, am Sarge stehend, warf ihm vor, daß das schlechte

Regiment ihn zu solchem Ende gebracht. Allein, fügte sie hinzu, ich schäme mich, dich zu überleben. Keine Ueberredung konnte sie bewegen Nahrung zu sich zu nehmen, so daß sie bald des Hungertodes starb.

Die südliche Han-Herrschaft nahm auch bald darauf ein Ende. Der Prinz jener Länder war ein Tyrann und hatte überdieß kein regelmäßiges Heer. So wurde es dem kaiserlichen General sehr leicht, eine Stadt nach der andern wegzunehmen, während sich die Commandanten, um der Gefangenschaft zu entgehen, in ihren Häusern verbrannten. So stand der Sieger vor Canton, der berühmten Handelsstadt, deren nun zum erstenmale in der Geschichte Erwähnung geschieht, und auch diese ergab sich. Die Macht des Taitsu wurde dadurch so ausgebreitet, daß er sich gegründete Hoffnung machen konnte, bald das übrige Land seinem Scepter zu unterwerfen.

Er selbst zog jetzt nicht länger zu Felde, sondern sandte die fähigsten Generale auf den Kriegsschauplatz, in deren Wahl er außerordentlich glücklich war. Im Palaste sorgte er für die Soldaten, gerade als ob er sich selbst bei ihnen im Lager befände. Eines Tages erschien er bei der Audienz in einem schönen mit Pelzen besetzten Kleide; aber dessenungeachtet fühlte er die Kälte. Wie muß es mit meinen Soldaten seyn, sprach er, deren Kleidung so dünn ist, und welche Leiden sind sie genöthigt auf dem Marsche zu ertragen. Daher zog er das Gewand aus und sandte es dem Oberfeldherrn mit dem Wunsche, im Stande zu seyn dasselbe Geschenk jedem Gemeinen zu machen. Solche Handlungen bestärkten das Hochgefühl der Armee, so daß jeder Einzelne voll Begeisterung sich gerne dem Tode für den liebevollen Fürsten weihte.

Taitsu sah bald, daß die Minister der vorigen Regierung seinen Ansichten durchaus nicht hold waren; daher verabschiedete er sie auf ihr eigenes Verlangen. Nur einer blieb zurück; diesen behandelte er als einen vertrauten Freund, und besuchte ihn oft in seinem eigenen Hause. Aber immer beobachtete man die strengste Etiquette; denn es war der Wunsch des Kaisers, die größte Ehrerbietung in allen seinen Dienern zu erwecken.

Der abgesetzte Herzog des südlichen Han hatte seine Erniedrigung der Bundbrüchigkeit zu verdanken. Sein Heer, welches

eine Menge Elephanten bei sich hatte, war durch diese Thiere selbst, als sie durch die Pfeile und das Geschrei der Feinde in Unordnung gebracht wurden, zertreten worden. Da ihm kaum noch eine einzige Stadt treu blieb, so raffte er schnell alle seine Kostbarkeiten in Gold, Silber und Perlen zusammen, ließ sie auf einer Junk verwahren, und wollte sich dann einschiffen um dem kaiserlichen Heere zu entkommen. Allein seine Verschnittenen und Hofschranzen kamen ihm zuvor und segelten mit der ganzen Flotte hinweg, ohne daß er jemals erfahren konnte, was aus denselben geworden. Er sandte nun einen Getreuen, um seine Unterwerfung dem Taitsu bekannt zu machen. Mittlerweile bemerkte einer seiner Generale, daß man den Feind leicht anfallen könnte; so wagte er, ungeachtet der Friedensunterhandlungen, eine Schlacht, die ungünstig ausfiel. Der Rest seines Heeres verbarg sich während der Nacht in einem Walde; dieser wurde aber von dem kaiserlichen General in Brand gesteckt, und der Prinz, von Rauch und Dampf fast erstickt, gefangen genommen. Der Kaiser war über seine Treulosigkeit sehr erzürnt, hielt ein förmliches Gericht, zeigte sich über die Schlauheit des Gefallenen höchst verwundert, wollte jedoch nicht hart mit ihm verfahren, und vergab ihm sein Vergehen. Immer aber zitterte der Schuldige, daß es endlich sein Leben gelten würde. Als ihm der Kaiser selbst einen Becher Weins reichte, glaubte er, daß dieß geschehe um ihn zu vergiften, worüber der Monarch herzlich lachte.

Wenn Taitsu auf Kiangnan hinblickte, und dabei sich erinnerte, daß dieses Land noch einem fremden Fürsten angehörte, so war es ihm durchaus nicht wohl im Herzen. Allein der Tang-Fürst war auf seiner Hut, und wollte es durchaus nicht zum Ausbruche kommen lassen. Da man aber seinen Bruder am Hofe zurückhielt, grämte er sich darüber so sehr, daß er keine Ruhe in den gewöhnlichen Vergnügungen fand. Selbst das Geschwätz der Nationalisten und Bonzen, mit denen er sich sehr viel unterhielt, konnte ihn nicht mehr ergötzen. Er faßte daher den Entschluß, sein Land und sich selbst dem Kaiser zu übergeben, um in Frieden und Ruhe den Rest seiner Tage zu verleben. Davon rieth ihm jedoch sein Minister ab, der es für eine ewige Schande hielt das Land so ruhig aufzugeben und sich vom Schauplatz zurückzuziehen. Nachdem er sein Ehrgefühl dergestalt aufgeregt,

war es sehr leicht in dem reichen Lande eine große Macht zu versammeln. Inzwischen fand der Kaiser Mittel eine Bootbrücke über den Jangtse zu schlagen, und so konnte das ganze Heer sehr leicht ans feindliche Ufer kommen. Obgleich man sehr wenigen Widerstand den geübten Soldaten des Nordens entgegensetzen konnte, so hielt sich der Kiangnan-Fürst sehr brav. Endlich mußte er sich den Händen seines rechtmäßigen Oberherrn überliefern, der ihn mit sehr großer Leutseligkeit empfing und ihn ritterlich behandelte. Den armen Einwohnern, welche durch den Krieg sehr mitgenommen wurden, gab Taitsu Getreide, um ihnen wieder aufzuhelfen. Die kaiserliche Macht wurde daher auf die sicherste Grundlage, die Liebe des Volkes, gebaut.

Im Norden hatte der Kitan-Chan noch immer seine drohende Stellung beibehalten. Er war aber ein sehr grausamer Herr, welcher das kleinste Versehen mit dem Tode bestrafte. Seine eigenen Diener fürchteten ihn als einen willkürlichen Tyrannen. Als er eines Tages auf der Jagd einen Bären erlegt, und außer sich vor Freude zu viel Branntwein trank, fiel er in einen tiefen Schlaf. Diese Gelegenheit benützten seine Trabanten und schnitten ihm den Kopf ab. Sein Nachfolger schloß einen feierlichen Bund mit Taitsu, zur großen Bestürzung des nördlichen Han-Fürsten. Dieser hatte keine gerechten Ansprüche auf die Krone, denn der wirkliche Herzog wurde von seinem eigenen Minister mit Hülfe einiger Schergen erstochen. Die Wahl seines Nachfolgers wurde äußerst bestritten; daher hatte er nicht Einfluß genug um seine Ansprüche auf China, welches er als sein Lehen betrachtete, geltend zu machen.

Viele Jahre einer erfolgreichen Regierung waren nun dahin geflossen. Taitsu hatte das Land mit Kraft und Weisheit verwaltet. Sparsam und einfach in seiner Lebensweise, wollte er es seinen Kindern nicht erlauben, prächtig gekleidet einherzugehen. Er selbst ließ sich keine Kleider aus seidenen Stoffen machen; denn er glaubte zwar, daß ihm alles im Reiche angehöre, wünschte jedoch die Unterthanen im vollen Genuß der Güter zu sehen, und konnte sich daher nicht ihre Kleinodien zueignen. — Wie jeder Krieger war er auch der Jagd sehr ergeben. Eines Tages stolperte sein Pferd, daher verfehlte sein Pfeil einen Hasen, der in der Nähe aufgesprungen war. Darüber war Taitsu so erzürnt,

daß er das Roß niederstach. Als er aber wieder zu sich kam, beschämte ihn sein Jähzorn, und er gab von diesem Augenblicke an seine Lieblingsbeschäftigung auf. Der Kaiser verlor drei seiner Gattinnen nacheinander; nur die vierte überlebte ihn. Allein er blieb dem Versprechen, welches er seiner Mutter gegeben, treu, und bestimmte seine Söhne nicht zum Thron. Als er plötzlich erkrankte, rief er seinen Bruder, den Herzog von Tzin, zu sich, besprach sich lange mit ihm über die Verwaltung des Reiches, ohne einen Zeugen dabei zu haben. Dann raffte er sich plötzlich auf, ergriff einen Spieß, der in der Ecke stand, stampfte damit mehreremale auf den Boden, und rief aus: regiere recht, und sey ein edler Prinz! Nachdem er dieß gesagt hatte, sank er in eine Ohnmacht, von der er nie erwachte (976). — Die Nachkommenschaft hat ihm einen sehr hohen Platz unter den chinesischen Kaisern angewiesen. Kein Mord, kein Blutbad, keine Vergiftung des Gegners befleckte den guten Namen des Taitsu; denn sein Edelmuth und Talent gaben ihm solches Uebergewicht, daß er die Nebenbuhler nie fürchtete, und immer als unabhängiger Fürst mit Milde regierte. Mit seinem würdigen Zeitgenossen Otto dem Großen hat Taitsu einige Aehnlichkeit. Mit Recht verdient er den Namen eines Mehrers des Reiches, denn bei seiner Thronbesteigung zählte das Land 111 Districte, 638 Kantone mit 967,353 Familien, welche Abgaben bezahlten; bei seinem Tode war es durch Eroberungen so sehr vergrößert, daß es 297 Districte, 1086 Kantone und 3,086,504 Familien hatte.

Sein Bruder Taitsong handelte nach denselben Grundsätzen. Von den Liao-Tataren empfing er eine feierliche Gesandtschaft, welche bei der Todesfeier des Bruders zugegen war. Er konnte es aber nicht länger ertragen daß der Han-Prinz, durch die Kitanen unterstützt, sich länger unabhängig erhalte; daher sandte Taitsong ein so bedeutendes Heer ab, daß der schwache Herzog gezwungen wurde sich zu ergeben. Er that es aber mit vieler Würde, und der Kaiser, anstatt ihn mit Härte zu behandeln, zog in der öffentlichen Audienz seinen mit Perlen und Edelsteinen besetzten Gürtel aus, und machte ihm damit ein Geschenk. Zugleich wies er ihm bedeutende Gelder an, um sich in seiner Muße über den Verlust des Landes zu trösten. Die Mandarine blieben alle in ihren Stellen, und das Volk wurde sehr gut behandelt.

Unter einem so wackeren Herrn, wie Taitsong, war ein Krieg mit den Kitanen unvermeidlich. Diese Erbfeinde des Reiches waren immer bereit Streifereien nach China zu machen; allein ihre kriegerischen Unternehmungen waren ohne Plan und ohne Festigkeit. Nachdem nun viele Städte und Dörfer in Flammen aufgelodert, das Volk gemordet und die Saaten zertreten waren, fanden es beide Parteien für vortheilhaft, stillschweigend einen Waffenstillstand einzugehen. Dieser dauerte leider nicht lange; der Kaiser bot alle Kräfte des Reiches auf, um den verhaßten Feind über die Gränzen zu treiben. Wie groß auch seine Armee seyn mochte, so thaten es die Horden an Behendigkeit und Tapferkeit den Chinesen bedeutend zuvor; so wurden diese immer wieder zurückgetrieben, und die vorzüglichsten Generale verloren ihre Armee, ungeachtet ihrer Taktik. In einer Schlacht wurden die kaiserlichen Truppen in einen Fluß getrieben; der größte Theil derselben ertrank. Ein andresmal harrte man lange der Hülfe des Hauptheeres, und als dieses nicht anlangte, weihte sich der Nachtrab, den Spartanern gleich, willig dem Tode, um die Feinde aufzuhalten und ihren Gefährten Zeit zu geben sich in Schlachtordnung zu stellen. Es wäre nun den Nomaden sehr leicht gewesen sich der Provinzen im Norden des gelben Flusses zu bemächtigen; allein der Chan war noch sehr jung, und seine Mutter, ein altes Weib, war entschlossen in keinem Falle so große Unternehmungen zu gestatten, aus Furcht, ihr Ansehen durch die Siege der Generale zu verlieren.

Unglücklicherweise erhielt der kaiserliche Heerführer einige kleine Vortheile über die Armee der Kitanen, dadurch wurde Taitsong so angefeuert, daß er die junge Mannschaft mehrerer Provinzen aushob und ins Heer steckte, um sich mit Gewalt einen Weg nach der Tatarei zu bahnen. Dieß hatte leider die traurigsten Folgen; die Felder blieben unbebaut liegen, und der Hungertod nahte sich den Hütten und Palästen. Ueberdieß richteten diese unzählbaren Schaaren gar nichts aus, obgleich der König von Korea und einige Tatarenstämme sich mit den Chinesen vereinigten, um den gemeinschaftlichen Feind zu bekriegen. Nun sah man zu spät ein, daß alle Mühe vergebens und das beste Blut des Landes verspritzt sey; Taitsong stand daher von seinem Vorhaben ab, Eroberungen im Tatarenlande zu machen.

Die Mandarine hatten unterdessen mit der ihnen eigenen Geldgier die Kaufleute in Ssetschuen sehr bedrückt und ihnen viel Vermögen abgepreßt. Dieß war die Ursache einer großen Empörung, welche, mit der größten Tapferkeit geführt, dem Kaiser Tausende seiner braven Streiter kostete. Obgleich man den Rädelsführer ergriff und viertheilte, und Schrecken im Lande verbreitete, so konnte man dennoch das unter der Asche glimmende Feuer nicht auslöschen. — Ein anderer Aufrührer flüchtete sich jenseits der großen Mauer und bot dem Kaiser bis zum letzten Augenblicke seines Lebens Trotz.

Es war daher sehr natürlich daß der Monarch dem Krieg von Herzen abgeneigt wurde. Er berieth sich nun mit seinen Ministern, was man mit den unruhigen Kitanen zu thun hätte; alle stimmten darin überein, daß man nie wieder mit ihnen in Streit gerathen müßte. Allein der Vorschlag, einen Cordon von 2 — 300,000 Mann beständig an der Gränze zu erhalten, war zu kostspielig, um in Ausführung gebracht zu werden. Daher blieb es bei bloßen Berathungen.

Ungeachtet aller der Unfälle feierte Taitsong dennoch ein Friedensfest. Das ganze Volk war dazu eingeladen; Myriaden versammelten sich in der Umgegend der Hauptstadt und hörten die Musik, und sahen die Schauspiele, welche man zu ihrer Ergötzung dort bereitete. Es war ein Festtag des ganzen Volkes; freudetrunken wandelte man in den Hainen der Paläste umher, zur Erinnerung daß nach Verlauf eines ganzen Jahrtausends endlich das Reich unter einem Haupte wieder vereinigt worden war.

Taitsong war ganz entzückt; er verglich sich mit den Stiftern der Han-Dynastie, und hatte Recht, wenn er sich als einen der größten Fürsten betrachtete.

Aber in seiner eigenen Familie war der Monarch durchaus nicht glücklich. Sein Bruder, welcher durch seine Freundlichkeit und Leutseligkeit Hunderte an sich zog, und seinen Palast zum Versammlungsplatz aller Edlen und Tugendhaften machte, zog sich den Neid des Taitsong zu. Er wurde daher vom Hofe verbannt, und seiner Unschuld sich bewußt starb er vor Gram. Der älteste Sohn des Kaisers, welcher vergeblich versucht hatte seinen Oheim zurückzubehalten, wurde wahnsinnig, als er von

seinem Tode hörte. Dieser Umstand rührte das Herz des sonst harten Vaters, und zur Sühne seines Argwohnes machte er im ganzen Lande eine Amnestie bekannt. Der Prinz jedoch erhielt seinen Verstand wieder, mußte aber die härtesten Kränkungen erleiden; er wurde selbst ins Exil gesandt, und nur durch die ernstesten Vorstellungen der Großen, ganz wider den Willen des Taitsong, nach der Residenz zurückberufen. Nie aber wollte er ihm die Krone verleihen; sein dritter Sohn wurde endlich zum Thronfolger ernannt (997), und regierte nachher unter dem Namen Tschintsong.

Der Kaiser war ein großer Freund der Literatur und ehrte die Gelehrten. Auf sein Geheiß wurde eine ungeheure Menge von Büchern gesammelt, über welche in der Folge die Gelehrten Commentare schrieben; denn dieß war der Geist der Zeit. Die Rationalisten konnten durchaus nichts mit ihm machen; denn er verschmähte den Trank der Unsterblichkeit, und behauptete daß Bewegung, Mäßigkeit und Fleiß die besten Mittel zur Erlangung eines langen Lebens seyen. — Das Land hinterließ er in einem sehr blühenden Zustande, das Volk zufrieden, und die Großen dem Throne unterthänig. — Da das Reich so lange von Zwietracht und Streit gelitten, sandte Gott einen Mann dieser Art, um die Wunden zu heilen.

Als Tschintsong den Thron bestieg, erschien ein großer Komet; nicht lange nachher starben die zwei größten Generale ihrer Zeit, der eine ein Kitane, ein Saladin in Großmuth, Wohlthätigkeit und Menschlichkeit; der andere ein Chinese, der in vielen Schlachten siegreich und ein Feldherr im vollesten Sinne des Wortes war; nur gegen den obigen Gegner hatte er nichts vermocht und floh in jedem Treffen vor ihm. Das Leiden des Landes, die Einfälle der Kitanen, wurden bald wieder erneuert, so daß der Kaiser genöthigt war selbst ins Feld zu ziehen, worauf die Nomaden nach Hause gingen. In Ssetschuen dauerte die Empörung fort; die Gewalt des Kaisers war beinahe zu Ende; ein chinesischer Officier stellte sich an die Spitze der Rebellen und ließ sich durch seine Soldaten zum Herzog ernennen. Allein bald sank dieser Aufrührer mit seinen großen Plänen in Vergessenheit und die Geschichte gedenkt seiner nicht mehr. Anders war es mit dem nördlichen Rebellen, welcher jedem Heere widerstand, immer

siegreich davon kam, und das Land am gelben Flusse unabhängig beherrschte. Endlich kam ein Tatarenstamm den Chinesen zu Hülfe; der Rebelle von einem Pfeile getroffen, starb an der Wunde. In seiner Todesstunde empfahl er seinem Thronerben, sich scheinbar dem Kaiser zu unterwerfen und dazu eine Urkunde auszufertigen, aber immer sich auf seiner Hut zu halten. Bald erschienen die kaiserlichen Abgeordneten, um ihm die Geiseln abzufordern, wodurch sein Gehorsam befestigt werden sollte. Dazu, antwortete er, verstand ich mich nie, meine Vorfahren lehrten mich dieß auch nicht. Geht zurück zu eurem Herrn, sagt daß ich treu bleiben werde, und zum Beweise Kamele, Esel und Pferde schicke, jedoch nie Menschen zum Pfande gebe. Dabei mußte es nun Tschintsong bewenden lassen, denn er war dem Kriege sehr abhold.

Die Kitanen hatten damals eine Regentschaft unter der verwittweten Fürstin. Dieß war ein männliches Weib, begabt mit hohem Sinn, in der Staatskunst wohl bewandert, zum Kriege geboren, den Helm als den besten Kopfputz und den Panzer als den schönsten Schnürleib betrachtend. Heftig in ihren Leidenschaften, beging sie oft Thaten, worüber sie sich nachher ernstlich schämte. Ihre Liebe, zum großen Aergerniß der tatarischen Unterthanen, die sonst die Heldin ehrfurchtsvoll verehrten, hatte sie ganz einem chinesischen Officiere geweiht; ohne ihn zu leben war ihr unmöglich, und sie gehorchte seinem Willen wie eine Sklavin.

Sie führte selbst ein wohl berittenes Heer über die chinesischen Gränzen; da Tschintsong ihre Uebermacht sah, wollte er geschwind Frieden schließen. Zu diesem Zweck verabredete man eine Zusammenkunft, in welcher die Heroine auf die Zurückgabe aller der Ländereien bestand, die früher von der Tzin-Dynastie ihren Vorfahren waren zugestanden worden. Da der kaiserliche Minister dieß hörte, verließ er höhnisch die Versammlung, während die leichte Reiterei der Kitanen den Wunsch ihrer Gebieterin sogleich in Ausübung brachte und sehr weite Streifereien in China machte. Furcht und Schrecken verbreitete sich schnell durch alle Gränzländer; die chinesischen Generale zitterten vor dem wilden Feinde und sandten Courier auf Courier nach der Residenz. Ein Eisenherz von Minister empfing diese Berichte; anstatt bestürzt zu seyn, zeigte er den größten Gleichmuth, lebte

Tag und Nacht herrlich und in Freuden, und gab selbst dem Kaiser nicht einmal die Kunde. Dieser erfuhr endlich den schrecklichen Zustand der Dinge, und auf Anrathen seiner getreuesten Diener wünschte er sogleich von Kaifong in Honan, seiner Residenz, nach dem Süden zu fliehen. Noch blieb sein Minister ruhig und kam selbst in Verdacht des Hochverrathes; als aber der Monarch ihn fragte, was man jetzt zu thun habe, antwortete er, wenn Eure Majestät sich nur fünf Tage an die Spitze der Truppen stellen wollen, so wird der Feind sich entfernen; entfliehen Sie, so ist alles verloren. Noch aber zögerte der kleinherzige Tschintsong, als der Staatsmann ihm gerade heraus erklärte, daß wenn er dem Rathe der Furchtsamen folgte, sein Leben in Gefahr wäre. Diese Vorstellungen brachten den Fürsten nach langem Hin- und Herdenken zu dem Entschluß, sich auf die Reise zu begeben. Als er endlich den gelben Fluß im Rücken hatte, dachte er nicht mehr an eine Heimkehr. Von einer Anhöhe konnte Tschintsong das ganze feindliche Lager übersehen; es war ein herrlicher Anblick, der Bewunderung und Schrecken zugleich einflößte. Nun pflanzte er seine Fahnen an den Mauern einer Stadt auf und errichtete ein herrliches, hohes Zelt, welches man in der weitesten Entfernung sehen konnte. Seine Soldaten, sobald sie überzeugt waren, daß der Oberherr selbst in ihrer Mitte sey, riefen fröhlich aus: hoch lebe der Kaiser! Muth und Kraft waren sehr bald überall sichtbar; jedoch wollte es der Autokrat zu keiner Schlacht kommen lassen und sich begnügen, die Anfälle der Tataren zurückzuschlagen. Man fing daher wieder Unterhandlungen an, und die tatarische Kriegerin bestand nach wie vor auf Uebergabe aller Städte. Nun aber war es die Sache des felsenfesten Ministers, der den Monarchen begleitet hatte, es ihr rein abzuschlagen, zu gleicher Zeit sich aber zu verstehen, 100,000 Unzen Silber und 200,000 Stücke Seide jährlich der Herrscherin zu bezahlen. Da die Kitanen weiter nichts erpressen konnten, zogen sie ruhig in ihr Land. So endete der Feldzug, welcher dem ganzen Reiche Verderben gedroht.

Auf den Mauern der Stadt sitzend, hatte der Kaiser in Person diesen Friedensvertrag bestätigt; er entließ nachher seinen treuen Diener, welcher die Gefahr vom Lande abgewendet, weil man ihn des Spiels und der Trunkenheit beschuldigte.

Tschintsong war sehr religiös; da er sich aber nicht der Offenbarung Gottes erfreute, verfiel er sehr leicht in Aberglauben. Einer seiner Minister hatte ihm vorgeschlagen, Zeichen und außerordentliche Erscheinungen zur Befestigung seines Ansehens zu benutzen; daher erklärte der Kaiser in einer öffentlichen Audienz, daß er eine Fee im Strahlenglanze erblickt, die ihm viele Belehrungen gab, und auch ein Buch anzeigte, welches vom Himmel gesandt ihn über das Nothwendigste belehren würde. Als er noch dergestalt sprach, kam auch schon ein Verschnittener herein, um ihm anzuzeigen daß ein wunderliches Werk in gelber Seide zufälliger Weise aufgefunden worden sey. Man öffnete es, und fand eine Menge guter Vorschriften über kindliche Liebe. Damit noch nicht zufrieden, erzählte Tschintsong einen Traum, worin ihm seine Vorfahren erschienen und ihn ernstlich ermahnten, eine gute Regierung, seiner Ahnen würdig, zu führen. Die Freude über dieß Ereigniß war so groß, daß man durchs ganze Land allen Räubern und Dieben sowohl als Staatsverbrechern ihre Verbrechen vergab. — Sobald aber die Vorliebe des Kaisers für Erscheinungen bekannt war, hörte man aller Orten von großen und außerordentlichen Dingen, und der Bücher, die vom Himmel herabfielen, war kein Ende. Tschintsong brauchte seine ganze Zeit, um diese Geheimnisse zu erforschen, und hatte noch überdieß eine Menge von Rationalisten bei sich, um die nöthigen Opfer den unbekannten Geistern darzubringen. — Er versäumte jedoch nicht, dem Kongfutse seine Ehrenbezeugungen darzubringen und ihm noch einen höheren Titel beizulegen. Dieselbe Hochachtung aber bewies er auch dem Träumer Laotse. Noch konnten aber die Gewissensbisse des Tschintsong nicht befriedigt werden; daher rief er ein großes Concilium von Rationalisten und Bonzen zusammen, mit welchen er über alle wichtigen Sachen sich besprach. Auf dieser Versammlung waren über 13,000 Priester zugegen; aber die Weisheit der Gesammtzahl konnte nichts über das zukünftige Leben, Himmel und Hölle bestimmen. Die Gelehrten, welche über diese Gegenstände keine weitere Aufklärung besaßen, spotteten der Schwachheit ihres Kaisers.

Man hatte kaum die Unruhen mit den Bewohnern Turfans beigelegt, als Tschintsong sein Ende nahen sah. Unglücklicherweise waren die Großen voll Ränke und erschwerten seine letzten

Tage mit ihren Cabalen. Nachdem der sterbende Kaiser darüber manchen Seufzer ausgestoßen und die Schuldigen ins Elend gesandt, bestimmte er seine Gemahlin zur Regentin während der Minderjährigkeit seines 13jährigen Sohnes, und gab dann seinen Geist auf (1022), um die Wunder des Jenseits, worüber er sich so viel befragt, mit eigenen Augen anzuschauen.

Tschintsong war ein ruhiger Prinz, ohne große Eigenschaften, lernbegierig und grübelnd, nie Herr, gerne unter der Leitung Anderer, freundlich und bescheiden, und mit der Geisterwelt vertraut. Er hinterließ seinem Sohne Gintsong 9,955,729 Familien, welche Abgaben bezahlten; die größte Zahl, deren die Geschichte China's noch erwähnt hat; allein unendlich kleiner als die jetzige Bevölkerung; der Unterschied ist der von 21 Millionen zu 367 Millionen.

Unser Heinrich der Zweite ist Tschintsong einigermaßen ähnlich; beide waren Frömmler, doch der erste, ungeachtet aller Legenden, wußte daß Jesus Christus unsere einzige Hoffnung im Leben und im Sterben sey.

Das Scepter war nun wieder in der Hand eines Weibes, welches durchaus die Macht mit keinem Anderen theilen wollte. Man hatte verabredet, daß ein Verschnittener alle Regierungssachen der Kaiserin-Mutter durch den ersten Minister mittheilen sollte, während diese, tief im Harem verborgen, nichts von den Ereignissen hörte. Der Staatsmann selbst war ein sehr ränkevoller Mann; daher dachte er, dieß sehr leicht zuwegezubringen, und sich der Regierung des Reiches dergestalt zu bemächtigen. Als er mit diesem Wunsche umging, entdeckte man eine Nonne, welche, dem Taoismus zugethan, verschiedene ihrer Ceremonien und Bezauberungen im Hause des Ministers verrichtete, und selbst Götzen der Abgeschiedenen aufgestellt hatte; da dieß ein abscheuliches Verbrechen war, in welchem der Verschnittene vorzüglich sich hervorgethan, so wurde er zum Tode verurtheilt und der Minister nach einer der Provinzen gesandt. Da die Rationalisten sich sehr vermehrten und die Heilung der Kranken durch Bezauberungen zuwegebrachten, so erging ein sehr strenges Gebot zu ihrer gänzlichen Ausrottung, welches indeß nur einige Tausende traf. Darüber freute sich jedoch die Kaiserin herzlich, und wünschte selbst als Hohepriesterin des Volkes sich zu zeigen. Es war näm-

lich ein Komet erschienen; da dachte sie sich dem ganzen Volke als höchste geistliche Behörde vorzustellen, ging in die Walhalla, opferte dort den Ahnen, trotz des Tadels der Minister, und kehrte stolz nach ihrem Palaste zurück. Ihre Verwaltung war ganz vorzüglich; sie verringerte die Abgaben, und that alles was in ihrer Macht war, um das Volk glücklich zu machen. Kein Kaiser konnte wohl mit so großer Schärfe alle Theile der Verwaltung untersuchen und so kräftig die Regierung handhaben. Daher war ihre Regentschaft eine glückliche Zeit, und wurde nicht durch Kriege beunruhigt. Die Kitanen hatten überdieß zwei Fürstinnen, welche tödtlichen Haß gegen einander hegten; daher wurden ihre Kräfte zersplittert, und sie ruhten nicht eher, bis die mächtigere die schwächere umgebracht.

Gintsong war nun schon alt genug, um den Thron einzunehmen; die Mutter aber wollte es noch nicht zulassen, und sah gern, daß er ihr mit kindlicher Liebe huldigte. In ihren großartigen Plänen aber ereilte sie der schonungslose Tod, und alles was sie auf dem Sterbebette thun konnte, war, ein anderes Weib zur Nachfolgerin zu ernennen. Obgleich die Hofschranzen die Wahl billigten, so wollten die Censoren doch so etwas Entehrendes nicht haben; daher erhielt die vorgeschlagene Prinzessin bloß den Titel „Kaiserin-Mutter," während Gintsong nun selbst kräftig das Ruder ergriff.

Seine Mutter war der Härte oft beschuldigt worden. Als z. B. der Blitz in den Palast geschlagen und ein fürchterliches Ungewitter viel Schaden angerichtet, bestand sie darauf daß die Wärter alle zum Tode verurtheilt werden sollten. Nur die Festigkeit der Richter rettete die Armen von dieser Strafe. Der Sohn wollte daher Beweise seiner Milde geben, um das Volk sich zu gewinnen. Noch aber herrschte Zwietracht im Harem; denn er liebte zwei Kebsweiber und setzte die Kaiserin zurück. Diese war ein sehr eifersüchtiges Weib, voll Schadenfreude, und da sie die Nebenbuhlerinnen nicht stürzen konnte, glaubte sie fast vor Neid zu vergehen. Eines Tages hatte sie eine der geliebten Concubinen sehr grausam behandelt; diese eilte mit weinenden Augen zu dem Kaiser, um ihr Unrecht zu klagen. Plötzlich trat ihre Gebieterin herein und gab ihr eine Ohrfeige; und als der Monarch sie in Schutz nehmen wollte, erhielt er auch einen Schlag. —

Darüber entrüstet, trug er bei den Censoren darauf an, das rachsüchtige Weib ihrer Würden zu entsetzen. Diese antworteten ihm strenge, daß sich dieß nicht gezieme, und verweigerten ihre Zustimmung. Gintsong war daher genöthigt sie zu entlassen, und eigenhändig ihr Urtheil, zum großen Aergerniß des Landes, zu unterzeichnen.

Einer der Nachkommen des Aufrührers im Norden hatte sich nun zum Kaiser ausrufen lassen und den Titel Hia angenommen. Gintsong betrachtete dieß als ein Staatsverbrechen, erklärte den Fürsten in die Acht und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Anstatt sich darüber zu beklagen, stand in wenigen Monaten Hia mit einem wohlgerüsteten Heere an den Gränzen des Reiches. Die kaiserlichen Generale wurden augenblicklich beordert dem Feinde entgegenzugehen, wurden aber nacheinander geschlagen. Nun entzweiten sie sich, der eine Feldherr bestand auf Friedensvermittlungen und Vorschlägen zur Versöhnung; sein Gegner aber erklärte, daß die Macht des Herzogs bald erschöpft werden würde, und man nur den Krieg ins Weite ziehen müsse, um ihn zu vernichten. Seine Vorstellungen fanden Gehör; da er aber selbst zurückgetrieben wurde und sich ganz untüchtig zur Ausführung seines eigenen Planes zeigte, ward ein anderer Feldmarschall an seiner Statt gesandt. Dieser ergab sich der Schwelgerei und bekümmerte sich gar nicht um den Krieg, so daß Gintsong genöthigt ward einen demüthigenden Vertrag abzuschließen. Es wurde nun festgesetzt, daß sich in den gegenseitigen Briefen Hia Sohn, und den Kaiser Vater nennen sollte; nachdem dieß nach unendlichen Streitigkeiten ins Reine gebracht war, zogen die Heere nach Hause.

Inzwischen hatten die Kitanen wieder ihre Schaaren versammelt, um sich die Verlegenheit des Reiches zu Nutze zu machen. Anstatt eines Generals aber sandte man dießmal einen Zauberer. Dieser ging geraden Weges nach dem Hofe, ließ sich in lange Gespräche ein, versprach große Geschenke und eine kaiserliche Prinzessin mit einer bedeutenden Morgengabe dem Kronerben, vertheilte einige Stücke Seide und kehrte dann nach der Residenz mit dem Friedenschluß zurück, zum großen Erstaunen der Minister, welche den Gesandten für verloren hielten. Die Herrscher beider Reiche nannten sich nun Brüder und lebten eine kurze Zeit in Frieden.

Unglücklicherweise nahm der Hia-Prinz einige tatarische Stämme, welche sich der Grausamkeit der Kitanen entzogen, in sein Land auf. Da er aber der Rache der Nomaden gewiß war, so fertigte er augenblicklich einen Gesandten ab, um ein Trutzbündniß mit Gintsong zu schließen und gemeinschaftlich die Feinde des Reiches zu bekriegen. Er machte überdieß die Abtretung verschiedener Städte zur Bedingung, erbat sich auch die Freiheit neue Gränzfestungen zu errichten, und zeigte dem Kaiser deutlich, daß der jährliche Tribut an Seide und Thee mit sehr großer Genauigkeit entrichtet werden müßte. Dieser Vorschlag, endlich Rache an den Kitanen zu üben, gefiel den chinesischen Ministern außerordentlich, und Gintsong war schon im Begriff den Vertrag zu unterzeichnen, als plötzlich der Gesandte der Kitanen anlangte. Er schilderte den Haß, welchen man gegen Hia hätte, und beschrieb die große Armee, die bereit stände um den Bundbrüchigen zu züchtigen. Die mißtrauischen Chinesen, welche diesen Versicherungen keinen Glauben beimessen wollten, sandten sogleich einen Botschafter nach der Tataren-Hauptstadt. Dieser fand zu seinem großen Erstaunen das Heer schon im Anmarsch. Anstatt in Furcht wegen des mächtigen Feindes zu gerathen, beschloß der Hia-Herzog sogleich einen entscheidenden Schritt zu thun; er hörte daher erst die Unterhandlungen ruhig an, fiel dann plötzlich den Kitanen in den Rücken und vernichtete beinahe ihre ganze Heeresmacht. Großmüthig sandte er dann die Gefangenen zurück mit dem Bedeuten, daß es viel besser sey den Frieden zu bewahren, als sich mit ihm in Streit einzulassen. Nun war auch der kaiserliche Hof geneigt, sich fest an Hia anzuschließen. — Der Fürst regierte noch lange ruhmvoll; er hatte seinen Sohn, welcher ein wackerer Jüngling zu seyn schien, zum Thronerben bestimmt. Eine schöne Jungfrau, schon mit ihm verlobt, erweckte in dem alten Herzog eine unnatürliche Liebe; er entzog die Braut dem Sohne, um sie selbst als Beischläferin bei sich zu behalten. Der Jüngling, zu wahnsinniger Eifersucht hiedurch gebracht, ermordete mit unerhörter Ruchlosigkeit den Vater, floh dann zu einem Verwandten und wurde sogleich öffentlich hingerichtet. Nun berief man seinen zweiten Bruder, der noch ein sehr junger Mann war, zum Thron. Die Kitanen, immer bereit die erlittene Schmach zu rächen, glaubten daß jetzt der

gelegenste Augenblick sey, ihr Vorhaben auszuführen. Zahlreich wie die Heuschrecken verbreiteten sie sich über das Land, ließen aber ihre Waffen beim Nachtrabe zurück, weil sie keinen Feind in der Nähe glaubten. Da fielen die Chinesen über sie her und richteten ein großes Blutbad an, wodurch ferneren Streifereien Einhalt gethan wurde. Der chinesische Hof, welcher in diesem Zeitpunkte sich des Tributs hätte entledigen können, wollte den jungen Prinzen während seiner Trauer um den Vater nicht angreifen, und daher blieb das Land nach wie vor unabhängig.

Gintsong war ein großer Freund der Gelehrten. Er befahl sehr strenge, in allen Districten Collegien zu gründen, in welchen die Classiker gelehrt würden und die Schüler zum Beweise ihrer Gelehrsamkeit Aufsätze schreiben sollten. Auch wurde die kaiserliche Universität erweitert, denn die 30,000 Gelehrten und Schüler der Tang-Dynastie, welche man dort unterhielt, waren zu einigen Hunderten herabgeschmolzen. Daher waren die Lobpreisungen der Philosophen auf ihren Gönner zahllos, und Gedichte sowohl, als kunstreiche Schmeicheleien wurden überall dem Herrscher zum Lobe herausgegeben.

Gintsong war dennoch ein sehr verdienstvoller Prinz, welcher sehr viel that, um die Liebe des Volkes zu gewinnen. Als ein Erdbeben ganze Strecken verwüstete, und die Heuschrecken die Saaten der Landleute vernichteten, zeigte er sich als zärtlichen Landesvater, welcher nach Kräften seine Unterthanen unterstützte. Eines Tages hörte er, daß ein Minister sehr krank daniederlag, und daß menschliches Haar, zu Asche gebrannt und mit Wasser vermischt, ihm die Gesundheit wieder verschaffen würde. Sogleich schnitt er seinen Bart ab, welches bei den Chinesen ein großes Ehrenzeichen ist, und sandte es seinem Diener, damit er es gebrauchen möchte. Dessenungeachtet konnte er nicht den Ausbruch einer Empörung verhüten. Die Ursache hiezu gab ein Bonze, welcher den Leuten vorschwätzte, daß ein anderer Buddha, als der welchen man gewöhnlich anbetete, die Regierung der Welt auf sich genommen. Da die Hungersnoth im Lande sehr groß war, folgten ihm Myriaden, um sich durch Rauben vom Verderben zu retten. Nachdem er den Commandanten einer Stadt beredet dem Götzen seine Anbetung darzubringen, nahm er sogleich von diesem Orte Besitz und ließ sich selbst zum Kaiser ernennen.

Der Betrug war aber zu groß, und obgleich die Rebellen sich tapfer vertheidigten, so wurde ihnen dennoch sehr bald ein Ende gemacht.

Der Kaiser hatte eine Schwester (Tschangschi), welche sich ebenfalls durch Herzensgüte auszeichnete. Sie war mit einem Großen verheirathet, ließ es aber nie blicken, daß sie von kaiserlichem Blute entsprungen, und war ihrem Manne wie ein gemeines Weib unterthan. Ihr Gemahl war ein sehr gastfreundschaftlicher Mann, und hatte oft eine Menge Großer an seinem Tische; sie pflegte dieselben selbst zu bewirthen. Den Schmuck, welchen sie als Prinzessiin von Geblüte zu tragen berechtigt war, lehnte sie ab, sich mit der alltäglichen Bekleidung begnügend; denn sie wollte vor ihrem Ehemann nichts voraus haben. Als dieser krank geworden, begab sie sich plötzlich von der Residenz hinweg, pflegte seiner mit der größten Zärtlichkeit und wollte nach seinem Tode nie die Trauer wieder ablegen. Man betrachtet diese Tschangschi als ein Muster ehelicher Treue, und als solches verdient sie auch unsere Achtung.

Gintsong, den die Weiber des Harems sehr plagten, sah keine andere Rettung, als 500 derselben ihren Eltern zurückzusenden. Er hatte nie einen Sohn, und da alle Hoffnungen dieser Art fehlschlugen, ernannte er ganz wider seinen Willen, auf die fortwährenden und ernsten Vorstellungen seiner Minister, seinen Neffen zum Nachfolger, welchen die Geschichte Jingtsong nennt; und starb bald danach (1063), allgemein betrauert als ein nachsichtiger und gütiger Herr, alt und wohlbetagt.

Die innere kriegerische Schwäche des Landes, welche bis auf den jetzigen Tag fortdauert, war nie so deutlich, als gerade unter dieser Regierung. Während das Land an allen Gränzen Frieden genoß, überdieß in ziemlichem Flor war, und eine dreimal stärkere Anzahl Truppen ins Feld zu stellen vermochte, konnte das chinesische Heer dennoch nichts wider die Kitanen und die Bewohner von Hia ausrichten; der schimpfliche Frieden, wie der bedeutende Tribut, welchen es zahlte, flößten den benachbarten Völkern die größte Verachtung gegen China ein.

Jingtsongs Regierung war sehr kurz. Schon am Anfange fühlte er eine verheerende Krankheit sein Mark und Bein durchwühlen. Die Kaiserin übernahm daher eine Zeitlang die Re-

gierung; sie zeigte durch ihr großes Talent, daß sie sehr leicht eine solche Bürde tragen könnte. Als ein Verschnittener zwischen ihr und dem jungen Kaiser Zwietracht stiften wollte, räumte man ihn aus dem Wege, und so wurde die Ruhe des Hofes wieder hergestellt. Einerseits hatte der junge Regent die Freude, daß die Bewohner Turfans nach langer Unabhängigkeit sich wieder als Lehensleute des Reiches anerkannten, andererseits wurde das Land durch eine schreckliche Fluth sehr mitgenommen. Diesen Umstand benützte einer der Censoren, den Kaiser ernstlich zu ermahnen und seine Aufmerksamkeit auf die Zeichen der Zeit hinzuziehen; den Flecken in der Sonne folgten Ueberschwemmungen, Tod und herrschende Seuchen, und da der Herrscher China's nach der Staatsansicht einen großen Einfluß auf die Elemente ausübt, so ist er auch Schuld an all dem Elende, welches durch diese dem Lande zugefügt wird. Jingtsong gab daher den Vorwürfen Gehör, that Buße im Palaste, lebte auf die spärlichste Weise und entfernte von sich allen Pomp.

Um die Thaten der Vergangenheit zu verewigen, ernannte er tüchtige Männer zu Historikern, und befahl ihnen, mit möglichster Bündigkeit die Ereignisse unter den frühern Dynastien aufzuzeichnen.

Dieß war der letzte Act seines Lebens; ans Siechbett gefesselt, erschien er nie mehr bei der Audienz. Als der Großminister ihn besuchte, erschrack er über die abgehärmte Gestalt seines Gebieters. Kaum war dieser noch im Stande, mit zitternder Hand den Namen seines Nachfolgers Schintsong niederzuschreiben. Heiße Thränen strömten von den Wangen des Kaisers bei dieser Gelegenheit, allein sie waren die letzten; die kalte Hand des Todes lag schon auf seinem Herzen, und nach wenigen Stunden sank er in seine Arme (1066).

Der Gedanke, welcher Schintsong immer beschäftigte, war, dem Regierungswesen ganz zu leben und sich nie von seinen Ministern zu entfernen. Sie waren ihm lieber als die schönsten Frauen und Schmeichler, und eine Unterredung über die Verwaltung des Staates war dem Kaiser viel angenehmer als das herrlichste Gedicht oder die wunderlichste Erzählung. Jedoch konnte er nicht immer seinen Willen vollziehen; so mußte er einen der Staatsmänner, welcher von seinen Genossen verachtet, obgleich

vom Monarchen geliebt wurde, entlassen, und alles was Schintsong für ihn thun konnte, war, ihm einige Thränen zu zollen.

Der Monarch widmete vorzüglich der Vermehrung der Einkünfte des Landes seine Aufmerksamkeit. Er hatte einmal den Gedanken gefaßt, Jao und Schun ähnlich zu werden; da diese auch über Steuern und Abgaben etwas bestimmt hatten, so ging er sogleich ans Werk, um jenes längst vergangene Zeitalter wieder zurückzurufen. Ein Minister stimmte ganz mit dem Oberherrn in diesen Sachen überein; daher war es ihnen etwas Leichtes ein System eigener Art in Anregung zu bringen, nach welchem vorzüglich die unbebauten Länder mit Bauern versehen, diese mit Saatkorn beschenkt werden sollten, welches aber im Herbste wieder zurückbezahlt werden müßte. Der Handel wurde unterdessen auch neuen Verordnungen unterworfen und das Geld auf einen andern Fuß gestellt. Da dieß aber Neuerungen waren, obgleich man dem Jao und Schun alle Ehre als Erfinder beilegte, so wurden die meisten Mandarine diesen Einrichtungen feind, und thaten alles, um sie zu hintertreiben. Man machte die schrecklichsten Schilderungen von dem Elende, welches durchs ganze Land herrschte, beschrieb die Erpressungen, denen die armen Leute ausgesetzt seyen, und ermahnte den Kaiser ernstlich, die Ursache so vieler Leiden, den unternehmenden Minister, vom Hofe zu entfernen. Dürre und Erdbeben sowohl als Ueberschwemmungen vermehrten noch den Haß gegen den Staatsmann, und obgleich der Kaiser sich selbst die Schuld dieser Unglücksfälle aufbürdete, und sparsam, ja sogar ärmlich lebte, so mußte es sein Liebling dennoch endlich entgelten. Er wurde entlassen um bald wieder zurückzukehren und hernach für immer verstoßen zu werden. Keiner konnte seinen hohen Geist fassen; er wurde bitter verabscheut, weil er den alten Mißbräuchen ein Ziel zu setzen wünschte.

Im ganzen Betragen des Schintsong war Liebe und Wohlwollen; weil er die Wohlfahrt des Landes zu ernstlich betrieb, wurden ihm seine Diener ungetreu. — Sein Heer erhielt einen vollständigen Sieg über die Kiang-Stämme, und der siegreiche chinesische General drang tief in ihr Land ein, um die Fahnen des himmlischen Reiches auf den Gipfeln der Berge jener entfernten Gegenden aufzupflanzen. Dieser glückliche Feldzug erregte im Herzen des Kaisers den Plan, weit über die große Mauer

hinaus das Tataren-Volk zu vertreiben. Er war schon im Begriff, selbst diesen großen Entwurf auszuführen, als die kaiserliche Mutter sagte: wenn du siegreich zurückkehrst, wird ein Glückwunsch dein einziger Lohn seyn; bist du unglücklich, so werden die Leiden und das Elend, welche dieser Unternehmung folgen, dir dein Leben sehr verbittern. Diese Worte hielten den Monarchen von dem Zuge ab.

Mit Recht glaubte man den Hia-Staat angreifen zu müssen; denn die Regentschaft jenes Landes beabsichtigte ins Reich einzufallen und sich vieler Städte zu bemächtigen. Die chinesischen Feldherrn breiteten sich schnell über dieses Land aus, schlugen die Truppen der Hia, welche in Sitten und Kleidung ganz Chinesen geworden, und nahmen viele Städte hinweg. Nun aber fing es an, ihrer großen Armee an Lebensmitteln zu mangeln. In der Wüste waren sie von Elend umringt; Hungertod und Durst rafften Tausende dahin, und in diesem jämmerlichen Zustande fielen die Hia über sie her und vernichteten den größten Theil des Heeres. Nun beschloß Schintsong, sich nicht wieder mit ihnen in etwas einzulassen und wollte eine starke Gränzfestung erbauen. Aber auch in dieser Arbeit wurde er von den erbitterten Feinden gehindert und seine Leute mit Verlust zurückgetrieben. Der Krieg endigte sehr nachtheilig für das Reich.

Besser ging es mit Cochinchina. Dort war das Volk durch die Mandarine zur Empörung gezwungen worden und hatte das herbeieilende chinesische Heer geschlagen. Ein tüchtiger General griff jedoch die Barbaren an und vernichtete beinahe ihre Schaaren. So kam der König demüthig in der Residenz seines Lehensherrn an und schob alle Schuld auf den Minister, denn seine Neuerungen hatten ihn zur Rebellion vermocht. Nachdem er sich dermaßen von allen Verbrechen freigesprochen, erhielt er die verlornen Städte wieder zurück.

Schintsong war ein sehr großer Freund der Gelehrten, und unter seiner Regierung wurde ungeheuer viel geschrieben. Der verhaßte Minister verfaßte selbst eine Erklärung der Classiker, welche als Norm im ganzen Lande mußte angenommen werden, und gab dann auch ein Wörterbuch heraus. Dieß ist gewiß mehr als Colbert oder Pombal je hätten thun können. Unter seiner Regierung wurde die berühmte Geschichte des Reiches vollendet,

und dem Kaiser aufs feierlichste überhändigt. — Schintsong war es, welcher Mengtse zum Range eines Fürsten erhob und andere berühmte Schriftsteller mit angemessenen Titeln in der Walhalla aufstellte. Blühend war das Reich unter seiner Verwaltung, ungeachtet des bittern Tadels der Censoren. Schon zählte es 17,211,713 Familien, welche Abgaben bezahlten — eine sehr bedeutende Vermehrung. Man mag wohl diesen Kaiser den Freund der Armen nennen; es war ihr Fortkommen, welches er beständig im Auge behielt.

Als er sein Ende nahen sah, bestimmte er seinen Sohn, den nachherigen Tschetsong, zum Nachfolger, unter der Vormundschaft seiner Mutter; so beschloß er sein thatenvolles Leben (1085).

Seinem Zeitgenossen Wilhelm dem Eroberer, unserm Heinrich dem Vierten und dem Byzantiner Romanus Diogenes, war Schintsong in keiner Hinsicht ähnlich; er kann besser mit den ruhigeren Fürsten verglichen werden, welche, ungeachtet des besten Willens und der größten Talente, doch immer, wie Joseph der Zweite, bei der Ausführung ihrer Wünsche unüberwindliche Hindernisse in dem Wege fanden. China zu jener Zeit kannte nichts von der Hierarchie, welche den ganzen Westen in Banden hielt; ein Hildebrand war unter einem solchen irreligiösen und gleichgültigen Volke nicht möglich.

Die Regentin, eine sehr kluge und mäßige Frau, hatte kaum die Macht in Händen, als sie die ganze Verwaltung wieder auf den alten Fuß stellte und mit großer Strenge auf Ausübung verjährter Gebräuche bestand. In diesem Vorhaben wurde sie äußerst kräftig von ihrem Minister Ssemakuang unterstützt. Dieser war ein großer Gelehrter und Schriftsteller, der vorzüglichste Historiker des Landes, welcher sein ganzes Leben den Wissenschaften gewidmet, und durch seine Freundlichkeit und sein anziehendes Benehmen alle Herzen für sich gewonnen. Er war aber zugleich ein heftiger Verfechter des Alterthums, und wollte durchaus nicht zugeben daß die Nachkommenschaft weiser als ihre Vorfahren seyn könnte. In seinen Entwürfen, alles im vorigen Geleise ruhig fortgehen zu sehen, unterstützte ihn sehr kräftig der erste Minister, ein alter, ehrwürdiger Mann, welcher bedeutenden Einfluß auf den Rath und die Kaiserin hatte. Mit so mächtigen Gegnern konnten die Neulinge nichts ausrichten.

Allein beide starben, zum großen Leidwesen der Nation, und die Regentin, deren männlicher Sinn Bewunderung erregte, sank auch in das Grab; daher nahm Tschetsong selbst vom Thron Besitz.

Dieser Jüngling bemerkte bald, daß das Alte durchaus nicht mit dem Wohle des Landes bestehen könnte, und daß man Veränderungen machen müßte, welche dem Culturstande angemessen seyen. Daher war er einem neuen Ministerium, welches in alle seine Pläne willigte, sehr hold, und trat zum größten Aergerniß der Gelehrten, welche ihm immer vom alten Jao und Schun vorschwatzten, in die Fußstapfen seines Vaters. Er war ein sehr entschiedener Mann, hatte aber das Unglück sehr leichtfertige und ränkevolle Diener zu haben, die ihm sehr oft das Leben erschwerten. Ihre Schamlosigkeit ging so weit, daß sie anhielten, die Gräber der zwei verdienstvollen alten Staatsmänner zu öffnen und die Särge herauszunehmen, um dem Volke zu zeigen wie wenig der Hof sich um ihre Grundsätze bekümmere, und mit welcher Verachtung man auf sie herabsehe. Tschetsong hörte mit Entrüstung von einem solchen entehrenden Vorschlage.

Während dieser Regierung fielen die Hia wieder ins Land; anstatt aber sich um die Feinde zu bekümmern und Myriaden Soldaten ihnen entgegenzuschicken, sagte der junge Kaiser in einer öffentlichen Audienz, daß sie schon von selbst hinwegziehen würden. Dieß geschah auch zur Verwunderung seiner Räthe, die wohl nicht wußten, daß man die feindlichen Generale reichlich bestochen. Die Turfanen wollten auch das Land beunruhigen, hatten aber zu wenig Einigkeit unter sich selbst, um etwas Entschiedenes auszuführen.

Der Fürst hatte die Tochter eines Officiers, welche die Mutter für ihn ausersah, zum Throne erhoben. Bald aber verliebte er sich in ein junges Mädchen, welches von ihrer Gebieterin sehr beleidigt wurde. Tschetsong wünschte nur zu sehr die Gattin zu verstoßen und die Geliebte an ihre Stelle zu setzen. Allein der Rath und vorzüglich die Censoren widersetzten sich diesem Plane standhaft. So wurde denn die Kaiserin unter einem elenden Vorwande entfernt, und da man endeckte, daß ihre Mutter eine Nonne gebraucht, um durch Zaubereien und abergläubische Gebräuche etwas Günstiges für ihre Tochter auszuwirken, wurden

viele ihrer Leute aufs grausamste gestraft; man riß ihnen die Zungen aus, wenn sie kein Bekenntniß des angedichteten Verbrechens ablegen wollten. Nachher bewies auch einer der Minister, daß die Gemahlin seinen Tod habe bewirken wollen; diese Anklagacte jedoch zerriß der Monarch mit großem Zorn und verwies dem Diener seine grausamen Absichten.

Hocherfreut, das theure Mädchen endlich ohne allen Widerstand zu besitzen, kehrte sich Tschetsong sehr wenig an die Verunglimpfung, die er auf sich gebracht. Er sah selbst ruhig zu, wie man die Freunde der Regentin wüthend verfolgte; denn sein ganzes Begehren, seine Glückseligkeit, sein Alles war in dem schönen Weibe, die nun in seinen Armen lag, enthalten. Unaussprechlich war die Wonne, welche sein Herz erfüllte, als er von ihrer Schwangerschaft hörte. — Das Kind wurde geboren, es war ein Sohn, der einzige, den Tschetsong gezeugt — ein Thronfolger schon in der Wiege, wie einst Napoleons Kind König von Rom bei seiner Geburt. — Die Festlichkeiten am Hofe und die Freudenbezeugungen durchs ganze Land dauerten noch fort, als der Kleine krank wurde und trotz aller ärztlichen Hülfe starb. Bei seinem Tode erblaßte der Vater, Schwermuth bemächtigte sich seines ganzen Wesens, und er sank mit verwundetem Herzen auch ins Grab (1085).

Die Kaiserin, unter dem Widerspruche des mächtigsten Ministers, bestand auf der Wahl des Bruders des verstorbenen Kaisers, welchen wir unter dem Namen Hoeitsong kennen.

Er war ein abergläubischer verschwenderischer Fürst, welcher jedoch die Künste und Wissenschaften mit großer Freigiebigkeit beförderte. Schon damals waren die zwei Städte Hangtschéu und Sutschéu wegen der Geschicklichkeit der Handwerker berühmt; daher sandte der junge Monarch seine Staatsdiener dorthin, um eine Auswahl der schönsten Kunstwerke in Gold, Elfenbein und Edelsteinen zu treffen. Diese bewahrte er in seinem Cabinet auf, und ergötzte sich oft daran; er zeigte es auch den Fremden, um ihr Erstaunen zu erregen. Der glänzenden Juwelen gab es so viele, daß man noch nie so etwas am Hofe gesehen. Darüber murrten die alten Staatsmänner, und zwangen den Kaiser endlich die Künstler hinwegzusenden, die er von allen Theilen des Reiches schon berufen hatte. Er behielt aber einen Schauspieler,

welcher im Palaste beständig die außerordentlichsten Stücke aufführte und so treffend den ganzen Hof, die Minister sowohl als die Sitten des Volkes zu schildern verstand, daß Hoeitsong sich daran nie satt sehen konnte. Der große Plan, welcher die Mußestunden dieses jungen Fürsten beschäftigte, war die Erbauung eines prächtigen Palastes, viel schöner, als noch je einer ausgeführt worden. Er wurde in einer herrlichen Gegend angelegt, wo die Natur üppig und die Umgebung romantisch waren. Das Gebäude selbst war von den kostbarsten Materialien errichtet; die Verschönerungen zeugten von dem außerordentlichen Genie des Autokraten, der alles selbst besorgte. Man hatte auch im Kleinen nach chinesischem Geschmacke Wälder, Felsen, Seen und Ströme angelegt, so daß man überall die lebendige Natur vor Augen hatte. Nachdem alles vollendet und der Umfang des Gebäudes so bedeutend war daß, wenn der ganze Hof dort verweilte, man kaum die Tausende bemerken konnte, zog sich der Bauherr von dem Paradiese zurück, während seine Feinde davon Besitz nahmen, ohne daß er selbst je Nutzen davon gehabt hätte. Solcher Art sind die Güter dieser Welt. — Die Censoren ärgerten sich über diesen Aufwand und behaupteten daß Jao und Schun in ganz gewöhnlichen Häusern gelebt; eine Behauptung, der Niemand widersprechen konnte.

Der Geist dieses Monarchen konnte sich nicht ans Sichtbare fesseln, noch Befriedigung in den Genüssen des Lebens finden. Daher suchte er seinen Weg zum Himmel zu finden und gerieth dadurch in die Hände von Betrügern und Gaukelspielern. Es ist ewige Wahrheit, daß ohne die Leitung des heiligen Geistes und die Gnade unseres Heilandes Niemand zum seligmachenden Wissen gelangt.

Erst hatte der junge Prinz einen Rationalisten in seiner Wohnung, der Weihwasser herumzusprengen pflegte, um die bösen Geister hinwegzutreiben. Man gebrauchte ihn aber auch, da er sich des Umganges des Kaisers erfreute, um einen neuen Minister seiner Aufmerksamkeit zu empfehlen. Nachher hatten sich zwei andere Taoisten sehr großen Ruhm verschafft; einer derselben, da er die Geheimnisse wußte, welche im Harem vorgegangen, wurde nach dem Hofe berufen, um dort den Monarchen unsterblich zu machen. Tausende kamen zu ihm, um sich über ihr Schick-

sal zu verständigen, und so groß war der Zusammenfluß von Menschen, daß man selbst einen Aufruhr befürchtete. Ungeachtet der großen Versprechungen, daß der Kaiser ewig leben werde, starb der arme Wicht selbst innerhalb eines Jahres, und so wurden alle Hoffnungen, welche er erregt, zu Schanden. Darauf ließ sich Hoeitsong noch mehr mit diesen Leuten ein. Um sich selbst mit ihnen über ihre Lehren zu verständigen, brachte er einen berühmten Prediger nach dem Palaste; dieser mußte in Gegenwart einer großen Menschenmenge die Mysterien des Rationalismus auslegen, wodurch jedoch die Zuhörer wenig erbaut wurden. Der Fürst baute auch einen sehr schönen Tempel, gab den vorzüglichsten Lehrern sehr hohe Titel, und schien sich ganz ihren Grübeleien hingegeben zu haben. Eines Tages schritt er in einer Procession einher, dann sah man in der Ferne einen reizenden Palast; Jedermann verwunderte sich darüber; denn ein solches Gebäude war dort noch nie gestanden. Bei näherer Beobachtung fand man, daß es aufgethürmte Wolken waren, und die Priester versicherten dem Hoeitsong, daß dort die Feen mit Sonnenschirmen in ihren himmlischen Wohnungen hin und her wandelten. Dieß war nun für den Kaiser ein sehr erbaulicher Anblick, und er ließ sogleich einen Tempel dort errichten. Immer die unsichtbaren Gewalten fürchtend, war sein Herz nie ruhig; als daher am Ende seiner Regierung ein Fuchs gerade in sein Gemach sich hineinschlich, und ein Trödler, der seinen Verstand verlor, sehr laut der Hauptstadt verkündigte, daß man sich von Herzen ändern müsse, ehe es zu spät sey, pochte dem abergläubigen Herrn das Herz, und er deutete diese Zeichen als den Untergang seiner Macht.

Beim Antritte seiner Regierung gab der Regent die heiligste Versicherung, daß Jedermann Recht widerfahren, und daß auch der Geringste Zutritt zu ihm haben sollte. Er hörte gerne den Ermahnungen seiner Räthe zu, obgleich ihre Vorschläge nur theoretisch waren, und that sehr viel um die Liebe des Volkes zu erwerben. Allein er war sehr veränderlich, und wurde vorzüglich von Furcht in allen seinen Maßregeln geleitet. Erst rief er die Freunde des Alten wieder zurück, sie mit der Kaiserin in alle ihre Ehrenämter einsetzend. Da war Ssemakuang ein sehr großer Herr, dem man nach seinem Absterben nie zu große Ehren-

bezeugungen machen konnte. Aber bald nahm die Neuerungssucht überhand; er sah die Lücken, welche das alte System hatte, und die Minister wurden wieder hinweggejagt, um der Partei, welche im Lande große Verbesserungen zu machen wünschte, Platz zu machen. — Plötzlich erschien ein großer Komet im Jahre 1106, dessen Schweif sich beinahe über den ganzen Himmel ausbreitete. Der Kaiser zitterte vor den kommenden Gerichten, und hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, bis die vertriebenen Staatsdiener wieder vor ihm standen. Da aber große Veränderungen vorgefallen, wurden sie wieder gestürzt; die Neuerer behielten die Oberhand. Da bestürmte man den Hof mit Bittschriften; der Monarch wollte jedoch nicht die Diener, welche er am meisten liebte, aufgeben, bis ein Wahrsager ihm erklärte daß, so lange sie ihr Ansehen behielten, seine Macht in großer Gefahr stünde. So mußten denn die Reformer wieder dahin ziehen, und die Alten wollten alles nach ihren eigenen Wünschen haben. Aber ihre Freude war von kurzer Dauer; ungeachtet eines andern Kometen blieben dennoch die Jugendfreunde, zum großen Aergerniß der Geschichtschreiber, die Rathgeber bis zum Ende der Regierung.

In den auswärtigen Angelegenheiten war das Reich erst sehr glücklich. Im Süden wurde ein kleines Land den Chinesen unterthan; auch die Kiang-Stämme unterwarfen sich theilweise, auf das Zureden eines Verschnittenen. Da dieser so gute Dienste geleistet, wurde er mit derselben Absicht nach der Liao-Hauptstadt gesandt, um dort die Kitan zum Gehorsam zu bewegen. Der chinesische Minister bemerkte höhnisch, jene Tataren würden sagen, wenn sie einen Eunuchen vor sich sehen, China habe keinen Mann, um ein solches Geschäft auszurichten. Von diesem Unternehmen aber erntete man sehr wenig Nutzen.

Im Nordosten des Landes zog eine andere Gewitterwolke an, welche dem ganzen Staat ein unausbleibliches Verderben drohte. Einige Tatarenhorden, welche man schon unter der Tang-Dynastie unter dem Namen Niutschi, nachher Niutschin kannte, lebten in den nördlichen Theilen der Mantschu-Tatarei bis an den Amur Fluß vom Jagen des Wildes und ihren Heerden, sie waren den Chinesen nur als gelegentliche Entrichter eines geringen Tributs bekannt. Unter dieser Regierung vereinigten sich

die Horden unter dem Befehl des tapfern und klugen Akuta, eines Mannes, wie Tschinggischan und Napoleon, zum Eroberer geboren. Seine ersten Versuche auf Korea und den Liao-Staat waren glücklich. Die Kitanen waren durch Weichlichkeit, lange Ruhe und Faulheit entnervt; sie betrachteten überdieß diese Gränzstämme mit der größten Verachtung. Der regierende Fürst war ein großer Jagdfreund, und bekümmerte sich nicht um die elenden Feinde. Ihre Streifereien jedoch machten ein Aufgebot nothwendig; da stand ein bedeutendes Heer an den Gränzen, die Nomaden noch Tausende von Meilen entfernt haltend. Allein Akuta war schon im Anmarsch; er schlief ruhig die Nacht vor der Schlacht im Lager, wurde aber von seinem Traume aufgeweckt und glaubte eine Erscheinung zu sehen, die ihn zum Vorrücken ermahnte. Schnell weckte er seine Waffengefährten auf, und das ganze Lager war plötzlich in Bewegung. Am frühen Morgen, gerade als es tagte, befanden sie sich in der Nähe der Feinde; aber es blies ein gewaltiger Wind, welcher die Luft mit Staub erfüllte, den Kitanen gerade ins Gesicht, so daß sie von der herannahenden Gefahr nichts gewahrten. Dieser unerwartete und heftige Angriff trieb ihr Heer zur Verzweiflung, und jeder suchte sein Heil in der Flucht. — Nun hoffte man durch des Königs Fahnen den siegreichen Nomaden Einhalt zu thun. In einer Ebene trafen die Armeen zusammen; der Sieg blieb lange unentschieden, als die Kin, — denn dieß ist der Name, welchen die Niutschin annahmen, — mit unwiderstehlicher Tapferkeit ins Centrum drangen, den ganzen Hofstaat zersprengten, die Flügel zum Weichen brachten und auf dem Felde die herrlichste Beute in Kleinodien und Waffen fanden. Dieser Sieg ermuthigte den Akuta, einen höheren Titel anzunehmen, um von den Kitanen Bruder genannt zu werden. Als darüber Zwistigkeiten entstanden, und der Chan eine solche Anmaßung mit Hohn von sich wies, rüstete sich Akuta zu einem andern Feldzuge.

Inzwischen lebte Hocitsong sorglos in den Tag hinein, und erhielt selbst keine Kunde von dem Kampfe der Nomaden untereinander. Plötzlich erschien ein Kaufmann in Schantong, welcher die Nachricht von den Eroberungen der Kin brachte, und dadurch allgemeines Erstaunen erregte. Man wollte erst sich näher über die Sachen durch Spione erkundigen; als diese aber nicht zuge=

lassen wurden, so erschien ein chinesischer Abgesandter im Lager des Akuta, um ein Bündniß zum Verderben der Liao abzuschließen. Nichts hätte unpolitischer seyn können; allein man dachte zu viel an den Erbfeind des Landes, und freute sich der Gelegenheit ihn endlich zu vernichten; man vergaß dabei die noch viel drohendere Gefahr, einen wilden Stamm durch noch größere Siege und Unterstützungen an den Gränzen zu verstärken. Hoeitsong selbst erniedrigte sich so weit, einen Brief an Akuta zu schreiben, in welchem er sagte: der große Kaiser macht das Folgende dem großen Kaiser Akuta bekannt.

Allein auch ohne dieß Bündniß wäre es den Tataren etwas Leichtes gewesen sich des Landes Liaotong und der Länder des Westens zu bemächtigen; denn ein Verräther führte die Kin bis in das Herz des Landes. Der Chan war noch mit dem Jagen beschäftigt, als die traurige Botschaft von der Ankunft des großen Heeres ihn erreichte. Er warf sich aufs Pferd und entfloh, nicht wissend, wohin er sich wenden sollte. Von diesem Augenblick an wurde er ein Wanderer auf Erden. Dieß rührte das Herz des Hoeitsong, er ließ ihn daher aufsuchen und versprach ihm daß, wenn er nach seiner Hauptstadt kommen wollte, er ihm einen Palast mit 1000 Zimmern bauen, und noch überdieß 300 Musikanten geben wolle, um ihn über den Verlust seines Landes zu trösten. Diesen Vorschlag lehnte der Chan ab; er wünschte zum Hia-Prinzen zu fliehen, verlor aber auf dem Wege sein Leben. Mit ihm endete die Liao-Herrschaft, welche von 907 — 1128 bestanden. Nur einer der Großen hatte Muth genug sich der Macht der Kin zu entziehen. Mit einer zahlreichen Schaar von Vaterlandsfreunden jagte er nach dem fernen Westen, erhielt dort bedeutende Siege über einige mohammedanische Stämme, schlug andere Nomaden in die Flucht und machte seinen Namen durch die ganze Steppe gefürchtet. Nur Ein Gedanke belebte ihn, das väterliche Erbe wieder zu gewinnen. Rüstig versammelte er die Seinen zum Zuge; sie waren bereit den letzten Tropfen Blutes zu vergießen, zu kämpfen bis zum letzten Lebenshauche, allein sie wurden durch Hunger und Feinde auf dem Wege aufgerieben, und ihr Name selbst nie mehr gehört.

Nun stand China den Kin gegenüber und wollte mit ihnen den Hia-Staat und andere Länder und Städte, welche früher

dem Reiche angehört, theilen. — Die Fabel des Esels und des Löwen, welche von der Jagd zurückgekehrt, wurde hier verwirklicht. Mit Ränken wünschte man einige Landschaften den Tataren abzugewinnen; diese waren nur zu begierig eine Ursache des Krieges mit den Chinesen zu finden. Der Gesandte, welchen man abfertigte um dem Kin-Häuptling am Neujahrstage Glück zu wünschen, wurde mit Gewalt genöthigt auf seine Knie zu fallen, um dem übermüthigen Herrscher im Namen seines Monarchen Huld darzubringen. Bei einem solchen trotzenden Verfahren konnte man nichts Gutes vom chinesischen Hofe hoffen, und der stumpfsinnigste Beamte war überzeugt, daß die Gewitterwolken sich nun zusammen zogen, um bald auf das Haupt des unglücklichen Landes herabzufallen. Der große Akuta war unterdessen gestorben, und sein Nachfolger Ukimai glaubte sich durchaus nicht durch die Bündnisse seines Vorgängers verpflichtet. Er machte daher stolz die Forderung, das ganze Land im Norden des gelben Flusses zu erhalten und für immer dem Kin-Reiche einzuverleiben; als man ihm dieß abschlug, wurden seine unzählbaren Schwadronen, zu denen sich nun auch viele andere Stämme gesellt, in Bewegung gesetzt, und wie ein Schwarm Heuschrecken fielen sie über das arme Land her. Die Kin waren ganz vorzügliche Pfeilschützen, und brachten wie die Parther oft während der Flucht dem Feinde die empfindsamsten Wunden bei. Die Geschwindigkeit mit welcher die Horden sich herumtummelten, die ungemeine Ordnung in allen ihren Zügen, und die Gräuel der Verwüstung welche alle ihre Unternehmungen bezeichneten, erfüllten das arme Volk mit Entsetzen bei der bloßen Erwähnung ihres Namens.

Als Hoeitsong von ihrem Anmarsche hörte, erzitterte er und blieb rathlos. Sein erster Gedanke war zu fliehen; er ernannte daher seinen Sohn zum Commandanten der Hauptstadt. Bald aber erklärte er daß er die Regierung abdanke, und zog sich sogleich von allen Geschäften zurück, während der Thronerbe als Kintsong die kaiserliche Würde erhielt (1125).

Wie sehr die Historiker auch Hoeitsong geschmäht haben, so vermehrte sich dennoch unter seiner Regierung die Anzahl der Abgaben bezahlenden Familien, welche unter Schintsong nur 17,212,713 waren, auf 20,882,258; — dieß ist ein entschiedener

Beweis von der Blüthe des Landes. Der Kaiser hatte viele gute Eigenschaften, war aber dem Willen seiner Diener zu sehr ergeben, und zu verschwenderisch und launisch, um je etwas Bleibendes und Ersprießliches fürs Land zu thun. Er hat einige Aehnlichkeit mit Rudolph dem Zweiten; hätte er in Westen gelebt, so würde er Klöster und Kirchen angelegt, und seine Hofleute würden aus der Klerisei bestanden haben. Seinen Kunstsinn konnten die chinesischen Schriftsteller nie würdigen.

Sobald das Scepter dem Kintsong übergeben war, sandte er einen Abgesandten nach dem Lager der Kin, um sie zur Annahme eines dauernden Friedens zu bewegen. Dazu verstand sich der Herrscher auch sehr willig, und war im Begriff dieses Gesuch aufs heiligste zu bekräftigen, als ein chinesischer Verräther dazwischentrat und erklärte, daß eine solche Nachgiebigkeit die nachtheiligsten Folgen haben würde. „Führt den Krieg weiter fort, sprach er, euch werden die höchsten Belohnungen zu Theil werden." Eines solchen Aufrufes bedurfte es nicht zweimal; plötzlich breiteten sich die Tatarenschaaren am gelben Flusse aus. Auf dem südlichen Ufer commandirte ein Verschnittener, der aus ganz unerklärbaren Gründen ein Feldmarschall war; sobald er aber eine recognoscirende Schaar entdeckte, lief er mit seinen Soldaten davon. Die Nomaden konnten kaum ihren Augen glauben, als sie den Fluß unbesetzt fanden. Da dieser Uebergang dem alten Hoeitsong zu Ohren kam, begab er sich auf Anrathen seines Sohnes nach dem Süden, und hielt zu Nanking seinen Hof. Diese Flucht füllte das ganze Reich mit Schrecken.

Bald sah man auch die Feinde vor den Thoren der Hauptstadt. Da ging ein Beamter mit einer kleinen Truppenabtheilung heraus und schlug ihre Schaaren. Dessenungeachtet wurden Verhandlungen angeknüpft und ein Friede abgeschlossen, demzufolge der Kaiser 300,000 Unzen Gold, 50 Millionen Unzen Silber und 1 Million Stück Seide an die Tataren zahlen sollte; allein wo konnte man soviel Geld auftreiben. Nachdem Anleihen gemacht und bedeutende Summen erpreßt waren, konnte man noch nicht die Unersättlichen befriedigen. Die Truppen zogen daher nicht nach den Steppen zurück, und da den Chinesen der Muth wuchs, so wagte eine kleine Anzahl von Soldaten die Kin anzugreifen, wurde aber zurückgeschlagen. Nun beklagte sich

der Feldherr bitter über die Treulosigkeit, und bewirkte, daß der unbedachtsame Officier seines Amtes entsetzt wurde. Da dieser aber immer zum Widerstande ermahnte, waren alle Mandarine auf seiner Seite, und daher bestanden sie in großer Menge auf seiner augenblicklichen Wiedereinsetzung. Die Verfechter des Krieges wider die stolzen Nomaden erhielten dadurch die Oberhand, und man errang selbst kleine Vortheile über ihre Horden.

Doch diese Freude war von sehr kurzer Dauer. Man trachtete nun unter den Barbaren Zwistigkeiten anzuregen, und sie dergestalt von den Gränzen China's zurückzuhalten. Daher suchte man einen General der früheren Liao zu bestechen; dieser aber hielt es mit seinem Herrn und verrieth die Ränke, welche man am chinesischen Hofe schmiedete. — Daher wurden die zerstreuten chinesischen Heerhaufen schnell geschlagen und die Hauptstadt von den ungestümen Kriegern zum zweitenmal belagert. In diesem Augenblick war die Stadt von den Soldaten entblößt, die entweder weggelaufen, oder nach den Provinzen mit ihren Anführern zurückgekehrt waren. Hoeitsong aber war wieder nach dem bedrängten Kaifong gekommen um seinem Sohn mit Rath und That beizustehen. Der Feind ruhte nun nicht eher, bis die Wälle in seiner Gewalt waren, fand aber in den Straßen so fürchterlichen Widerstand, daß er sich gern in Friedensvorschläge einließ. Nun sollte der Kaiser 6 Millionen Stück Gold und 20 Millionen Stück Silber bezahlen, und überdieß noch 10 Millionen Stück Seide geben. Kintsong, der keinen andern Ausweg hatte, mußte sich der Nothwendigkeit unterwerfen, und stimmte auch diesen Forderungen bei; zugleich erklärte er öffentlich, daß er sich dem Kin-Häuptlinge unterwerfe. Auch diese Demüthigung war jenem nicht genug; stolz schrieb er an seinen General, daß er den Kaiser mit seinem Vater zur Classe eines gemeinen Mannes herabwürdige.

Dieser Befehl wurde durch hohe chinesische Officiere dem unglücklichen Monarchen bekannt gemacht. Ohne die geringste Schonung, ohne Mitleid, setzte man die Unglücklichen auf Karren, welche von Ochsen gezogen wurden, begleitet von allen Prinzen und Prinzessinnen des erlauchten Hauses; so wurden Hoeitsong und Kintsong nach der Tatarei geschleppt. Das Volk sah man in den Straßen und an den Wegen auf den Knieen schluch-

zen und weinen über die Entehrung, welche seinem Oberherrn angethan wurde, so daß selbst die hartherzigen Tataren gerührt wurden und ihr Mitleidsbezeigen nicht zurückhalten konnten. Nun raubten sie alle Schätze des Palastes und der Einwohner, packten diese auf Wägen und Kamele, machten überdieß die schönsten Mädchen und die tüchtigsten Arbeiter zu Sklaven und zogen dann in zwei großen Haufen nach den Steppen zurück. Ein chinesischer Officier wurde zugleich zum Schattenkaiser ernannt; er war aber so fürchterlich von dem Elende seines Landes getroffen, daß er sich alle Ehrenbezeugungen der Mandarine verbat, und nur den kaiserlichen Titel annahm (1127), um die Kin zufriedenzustellen.

Elender konnte das kleinste Volk sich nicht vertheidigen, als es die Chinesen thaten. Die Befehlshaberschaft der Truppen war Hofschranzen anvertraut; die Soldaten litten oft Hunger und erhielten selten ihren Sold; die kriegerischen Unternehmungen waren höchst jämmerlich, ohne Nachdruck und Einheit. Ganze Heere lösten sich selbst auf; man vernachlässigte die Krieger, und ließ sie im Lande wie Räuberbanden umherirren.

Der Kaiser selbst hatte nicht die geringste Festigkeit. Sobald die kriegerisch gesinnten Minister ihm etwas von der Ehre und Würde des himmlischen Reiches und der Verachtung der rohen Barbaren einraunten, war er ganz Ohr und wollte den Streit durch das Schwert entscheiden. Wenn es aber zum Kampfe kam, diese Großsprecher selbst den Befehl über Armeen erhielten, und sich schlagen ließen, war alles voll Entsetzen und Kleinmüthigkeit, und ohne das Geringste zur Erhaltung zu versuchen, ergab man sich ganz der Verzweiflung. Unter solchen Umständen war dieß mächtige Reich mit seinen ungeheuren Hülfsmitteln ein Spielball dieser ungeübten Abenteurer. Selbst als man einmal 200,000 Mann in der Nähe der Hauptstadt zusammengezogen, und der Feind nur 60,000 stark war, wagte man dennoch nicht einen entscheidenden Angriff zu thun, und die herrlichste Zeit zu Unternehmungen verstrich. Die Rathlosigkeit, Schwäche und höfischen Umtriebe sind kaum glaublich, und doch erröthen die chinesischen Schriftsteller darüber nicht.

Von dem Charakter des Kintsong kann man nur sagen, daß er wie Ludwig der 16te groß im Leiden war. Da man die Einbrüche der Tataren den Neuerungen der früheren Regierungen

zur Schuld anrechnete, wollte der Fürst alles wieder auf den vorigen Fuß stellen; dazu hatte er jedoch nicht die Muße, und seine ganze Bemühung beschränkte sich darauf, daß er das Bildniß des Ministers, welcher der erste Reformator gewesen, aus der Walhalla entfernen ließ.

Wir sind nun zum Ende der Song-Dynastie, welche über das ganze Reich herrschte, gekommen, und wollen nun die Geschichte der südlichen Linie, die das Land während der nördlichen Tataren-Macht regierte, im folgenden Abschnitt erzählen.

Mittlere Geschichte.

VIII. Abschnitt.

Südliche Song-Dynastie.

(1127 — 1278 nach Christus.)

Bei der Gefangennehmung der zwei Kaiser war noch einer der Brüder des Kintsong von der Hauptstadt in einiger Entfernung geblieben. Er hatte ein wackeres Heer und war ein unternehmender Geist, konnte jedoch nie etwas zur Befreiung seiner Verwandten unternehmen; er fürchtete die tatarische Wuth und glaubte durch seine kriegerischen Thaten das Leben der Theuren zu verkürzen. Sobald nun die Horden abgezogen waren, eilte er nach der Residenz, von seiner Großmutter, der abgeschiedenen Kaiserin und Tausenden der Seinen begrüßt. Auf einem Reichstage rief man ihn freudig unter dem Namen Kaotsong zum Herrscher aus. Der Gegenkaiser der Tataren erschien auch, sich demüthig dem Throne nähernd; er legte alle seine Ehrenstellen willig nieder, erhielt Vergebung und noch überdieß den Titel eines Königs.

Nachdem der Hof nach Nanking verlegt worden, machte Kaotsong die ernstesten Friedensvorstellungen. Die Kin aber waren nicht gesonnen, diese den schwachen Feinden zu bewilligen. Nun aber faßte das Volk Hoffnung, daß der bittere Erzfeind

überwunden werden könnte. Dazu bestimmte den Fürsten auch das neue Ministerium, welches aus den ehrenfestesten Staatsmännern bestand; nun wollte man auch die Vertheidigung großartig anfangen. Zu diesem Zweck hob man 100,000 Mann neue Truppen aus und fertigte eine Menge der stärksten Kriegswagen, welche, von einer bedeutenden Zahl von Soldaten besetzt, sowohl zum Durchbruch der feindlichen Reiterei als des Fußvolkes dienten und Nachts eine Wagenburg fürs ganze Heer bildeten.

Da die gefangenen Kaiser von diesen großen Zurüstungen hörten, waren sie fröhlichen Muthes und baten ihren Verwandten ernstlich, sich nicht eher um sie zu kümmern, bis er das Land vom Feinde befreit. Die Kaiserin schickte zugleich einen Ring der Gemahlin des Kaotsong und sprach ihr den ernsten Wunsch aus, in Begleitung dieses Kleinods zu ihnen hineilen zu können. Darüber war der junge Monarch tief gerührt und verdoppelte seinen Ernst zur Erlösung der Fürstin.

In jener Zeit entstanden durch die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung große Rotten von elenden Wichten, die als Räuber das Land durchzogen. Ihre Macht wuchs bei der Aufhebung aller bürgerlichen Gewalt mit jedem Tage, und einer der Häuptlinge zählte mehr als 10,000 Diebe in seinem Gefolge. Ein tüchtiger und berühmter chinesischer General, dem das Volk sein ganzes Zutrauen schenkte, rief diese Horden zusammen, munterte sie zum Kriege gegen die Kin auf, und versammelte dergestalt eine bedeutende Anzahl von Wagehälsen. Die Tataren waren nun schon in verschiedenen Treffen geschlagen worden, und die Vaterlandsliebe in der Brust der Chinesen war zur höchsten Gluth gestiegen. Der General bat daher dringend den Kaiser sich zu dem Heere zu begeben, um es durch seine Gegenwart aufzumuntern; er wollte dann über den gelben Fluß gehen, um den Feind in seinem eigenen Lande zu schlagen. Der Monarch aber war zu furchtsam um einen kühnen Schritt zu unternehmen. Lange harrte er in der Hauptstadt; da die Aufforderungen dringender wurden, glaubte er den Lügen der Hofschranzen, und hielt den wackern Vertheidiger im Verdacht des Aufruhrs. Er sandte daher einen Spion um alle seine Handlungen zu bewachen; da der Feldherr davon bald hörte, wurde er von herbem Gram krank, und rief noch in der Todesstunde aus: Geht über den

gelben Fluß! — Mit ihm starb auch der Unternehmungsgeist. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, ging das Heer auseinander und der Feind hatte nun freien Spielraum. Um die Sache noch ärger zu machen, entließ Kaotsong seine treuen Diener und rief anstatt ihrer Verschnittene, Schmeichler und Prahler ins Cabinet.

Nachdem die gefangenen Kaiser in der Wüste große Schmach erduldet und sich den größten Erniedrigungen unterworfen, rief sie der Chan Ukimai zu sich, sprach freundlich mit ihnen, erlaubte ihnen den Fürstenrang, und schenkte dem Gefolge, welches mit Einschluß der kaiserlichen Abkömmlinge aus 900 Personen bestand, eine ziemliche Strecke Landes, um sich dort vom Ackerbau zu ernähren.

Für den Krieg entschied sich dieser Häuptling mit aller der Heftigkeit des Charakters, welche den Tataren eigen ist. Allein er selbst wollte sich nicht den Beschwerden unterwerfen; daher machte er eine Auswahl von Generalen, welche das Heer anführten und in der Folge seinem Scharfsinn große Ehre machten. Noch hielt sich Kaotsong am nördlichen Ufer des Jangtse auf; da erscholl die Nachricht vom Anrücken der Kin. Ohne ein Wort zu sagen lief er eilends hinweg, warf sich mit zwei Officieren in ein Boot und erreichte dergestalt Tschinkiangfu, wo seine unerwartete Ankunft den größten Schrecken verbreitete. Seine Minister schwelgten gerade an der Tafel und hörten den Wahrsagereien eines Bonzen zu, als man ihnen die Flucht des Oberherrn meldete. Schnell verfügten sie sich auch ans Ufer, wo ein Haufen Soldaten sich versammelt hatte. Diese schalten die Hofleute wegen ihrer Feigheit und gaben ihnen Schuld an dem Verderben, welches auf das unglückliche Land gekommen. Einer der Rathsleute wollte aber ihre Maßregeln vertheidigen; als er noch sprach, wurde er von einem Krieger niedergehauen. Dieß jagte die andern in Schrecken, und sie nahmen nun schnell ihren Weg zur entgegengesetzten Seite. Am Abend desselben Tages langten etwa 300 Reiter der Kin zu Jangtschéu an; dieß war die ganze Macht, vor welcher der Hof sich in die Flucht begeben. Da nun der Schrecken sich des Kaotsong bemächtigte, glaubte er sich auch zu Tschingkiangfu nicht länger sicher; er reiste Tag und Nacht, bis er Hangtschué erreichte. Da diese Stadt nicht sehr weit vom Meere gelegen ist, so dachte er auf einer Junk zu entkommen, sobald die Feinde ihn zu sehr drängten.

In seiner Umgebung hatte damals Kaotsong einige Verschnittene und einen Minister, welche durch ihr habsüchtiges Betragen großen Anstoß gegeben. Diese gingen eines Tages mit großer Pracht nach dem Ufer des berühmten Tsientangflusses, um dort das fürchterliche Toben der hereinkommenden Fluth, welches auf dem ganzen Erdenrunde nicht seines Gleichen hat, anzuhören. Gerade diesen Augenblick benützten einige unzufriedene Officiere, um die Höflinge sowohl als den Minister zu enthaupten. Dieß wurde mit solcher Schnelligkeit gethan, daß der Kaiser kaum davon Kunde erhalten, als schon ein Haufe von Soldaten sich um den Palast drängte, um im Namen ihrer Befehlshaber die zwei noch übrigen habsüchtigen Verschnittenen zur Sühne der öffentlichen Rache zu fordern. Da erschien Kaotsong in der Galerie und machte große Versprechungen, denn er wollte seine Günstlinge schonen; da aber die Menge zu erbittert war, so gab man die Hofschranzen ihrer Willkür preis, und sie wurden sogleich in Stücke zerrissen. Plötzlich erschienen die Rädelsführer und forderten den Kaiser auf Friede mit den Kin zu schließen, der Krone zu entsagen und seinen Sohn unter der Vormundschaft der Kaiserin regieren zu lassen. Wie abgeschmackt auch dieser Vorschlag war, so sah sich der furchtsame Monarch dennoch genöthigt, in allem den Aufrührern zu willfahren, und siehe! er hörte auf das Land zu regieren. Diese Schmach aber rührte einen tapfern General. Er fiel wüthend über die Verschwornen her, rieb beinahe ihren ganzen Anhang auf, und hatte nun die Ehre seinen Oberherrn mit dem Schwerte triumphirend nach dem Palaste zu führen.

Nun hielt sich Kaotsong nicht länger zu Hangtschéu sicher, und eiligst verlegte er seine Residenz nach Nanking. Dort aber kamen die Tataren über den Jangtse und obgleich ihnen die chinesische Flotte Widerstand leistete, so waren die Soldaten zu entnervt um sich tapfer zu vertheidigen. Die Kaiserin wäre beinahe bei dieser Gelegenheit gefangen worden. Kaotsong aber eilte schnell nach Tschukiang, erreichte Ningpo und fuhr nachher nach Tschusan, wo er sich in einem der schönen Thäler dieser Insel sorgfältig verbarg. Die Tataren kamen ihm indessen auf die Fersen, die neue Hauptstadt wurde erobert, und schon nahten sich die Horden der blühenden Handelsstadt Ningpo. Da trafen

sie aber einen braven chinesischen General nahe bei Jügao an, der, obgleich nicht siegreich, ihnen doch so viel Schaden zufügte, daß sie sich eiligst über den Jangtse zurückzogen.

Kaotsong glaubte durch ein erniedrigendes Schreiben den Chan zur Nachgiebigkeit zu bewegen; allein dieß hatte gerade die entgegengesetzte Folge. Denn früh im folgenden Jahre erschien ein anderer noch zahlreicherer Nomadenschwarm an dem nördlichen Ufer des großen Flusses. Dort aber waren die Chinesen entschlossen sich bis auf den letzten Mann zu wehren; sie schlugen das wilde Gesindel mehreremale zu Wasser zurück, und würden vielleicht einen vollkommenen Sieg errungen haben, hätte ein Verräther den Tataren nicht gezeigt, wie sie auf Ruderbooten herübersetzen und durch Feuerpfeile die großen Junken der Chinesen in Brand setzen könnten. Lange aber konnten die Tataren sich nicht halten, daher verbreiteten sie sich bald in den nördlichen Provinzen. Dort ernannte Ukimai einen Gegenkaiser; dadurch wurden die Feindseligkeiten zwischen beiden Völkern für immer begründet. Ein Zug der Kin nach den Gebirgen Ssetschuens mißglückte gänzlich; sie verloren eine sehr große Anzahl ihrer Krieger und bestärkten den Muth der Chinesen.

Nun wagten die letztern wieder sich auf das nördliche Ufer des Jangtse. Ihre Armee war zahlreich, allein der Staat fand es zu mühsam das schwere Kupfergeld den Soldaten nachzuschicken. Daher gaben die Officiere ihnen Papier, welches den Werth des Geldes haben sollte. Als man es aber in die öffentlichen Cassen zurückzahlen wollte, gaben die Mandarine nur den dritten Theil des ursprünglichen Werthes dafür, wodurch wieder große Noth und schreckliches Mißtrauen entstand, welches diesem Heere allen weitern Fortgang unmöglich machte. Man hatte jedoch die Gold-Insel in der Nähe Tschinkiangs besetzt und so wohl aufgepaßt, daß der Tataren Heerführer, welcher den Chinesen so großes Leid zufügte, beinahe gefangen genommen wäre.

Um die Chinesen der nördlichen Provinzen für immer seinem Reiche einzuverleiben, zwang sie Ukimai die tatarische Kleidung zu tragen, und das Haupt zu scheeren. Dieß gab nun zu vielen Unruhen Anlaß, und so gelang es den kaiserlichen Generalen in Verbindung mit den Rebellen und Räubern sich in der Gegend der alten Hauptstadt festzusetzen. Zum Glück für die Chinesen

starb auch im Jahre 1135 Ukimai, der wackere Chan, und der alte Kaiser Hoeitsong folgte ihm sehr bald zum Grabe. Im Norden beschäftigte auch ein wüthender Feind, die Mongolen, die Kin, und so wurde der junge Chan Holoma sehr geneigt einen Frieden abzuschließen. Um sich daher den Kaotsong zu verpflichten, wurde der elende Fürst, welchen die Tataren selbst im Norden aufgestellt, aller seiner Würden entsetzt. In seiner Hauptstadt fanden die Kin nach allem Würgen, Sengen, Brennen und Plündern im Schatze noch 1,200,000 Unzen Goldes, 16 Millionen Unzen Silber, 900,000 Stein (jeder etwa 160 Pfund) Reis, 2,700,000 Stücke Seide und 86 Millionen Kupfergeld. Mit dieser ungeheuren Beute eilten sie nach den Steppen zurück.

Nun machte Kaotsong seine Friedensbedingungen, erklärte sich als Unterthan des Chan, und erhielt die zwei Provinzen Honan und Schensi unter den schändlichsten Bedingungen zum Lehen. Dieser Vertrag dauerte jedoch nur einige Monate. Der Kin-Häuptling hatte ihn in den Städten China's bekannt gemacht, und dadurch allgemeine Verachtung gegen den elenden Monarchen beim Volke hervorgerufen. Nun aber lachte er der heiligsten Versprechungen und eilte sich das ganze Reich zu unterwerfen. Um aber das Volk für sich zu gewinnen, bewies der Chan dem Kongfutse göttliche Ehre, führte eine Menge chinesischer Verordnungen ein und errichtete zugleich eine astronomische Akademie.

Die Erbitterung des tief gekränkten und hart bedrückten Volkes war jetzt so groß, daß die Tataren überall den entschiedensten Widerstand fanden; denn die Nation focht für ihre eigenen Rechte. In Schantong ließ ein Commandant die Vorstädte seiner Festung abbrennen, versammelte seine ganze Familie in einem Tempel und belegte diesen mit Brennstoff, damit sogleich bei der Ankunft der Horden, wenn sie sich der Stadt bemächtigt hätten, alles was ihm theuer war in Flammen aufginge. Tapfer war der Angriff, er wurde aber zurückgeschlagen. Der Officier forderte dann den Feldherrn der Tataren zum Zweikampfe heraus; als dieser höhnisch abgeschlagen wurde, ließ er selbst die Brücken erbauen, um das feindliche Heer zu einem Kampfe herbeizurufen. Der Mandarin hatte unterdessen nach allen Seiten Gift gestreut, die Pferde tranken das tödtliche Wasser, die Armee der Kin hatte

keine Lebensmittel, worauf die Belagerten einen Ausfall machten und das ganze Heer aufs Haupt schlugen. In andern Gegenden des Landes warben Räuber und Privatpersonen Soldaten, und thaten auf spanische Weise den Nomaden großen Abbruch. Der chinesische Hof aber unterstützte solche Unternehmungen nicht, und so konnten die vereinzelten Befreiungspläne zu keinem großen Endziele führen. Nichts glich den Ränken der Verschnittenen und anderer Schmarotzer im Dienste des Kaotsong, so daß die vorzüglichsten Generale des Freiheitskrieges in Anklagestand versetzt wurden. Der größte unter diesen, ein Blücher seiner Nation, verlangte, nachdem er die Feinde in jedem Gefechte besiegt und ihnen Furcht und Schrecken eingejagt, ein größeres Heer, um die Kin bis in die heimathlichen Steppen zu verfolgen. Seine Bitten waren so inständig, daß der erste Minister ihn in Verdacht des Aufstandes brachte. Er wurde daher als ein Verbrecher nach der Hauptstadt gebracht; da aber der Richter keinen Grund der Anklage wider ihn fand um ihn des Todes würdig zu erklären, so wurde auch er seines Amtes entsetzt. Ein anderer Rechtsgelehrter erklärte den tapfern Feldherrn für unschuldig, und wurde gleichfalls ein Opfer der Rache. Nun starb der General im Gefängnisse; der Staatsmann erklärte darauf, daß man Beweise seines Verbrechens im Kerker gefunden, und enthauptete sogleich seinen Sohn. — Dergleichen schändliche Cabalen waren sehr häufig; es schien, als ob der chinesische Hof auf nichts als das Verderben des Landes sinne. Nach sehr großen Verlusten, welche der entrüstete Pöbel den Barbaren zugefügt, schloß man endlich Frieden, und der kaiserliche Leichnam wurde als Unterpfand dem Kaotsong zugesandt. Die Kaiserin Mutter kehrte auch wieder zurück; der Monarch bewies ihr die höchsten Ehrenbezeugungen, und freute sich über die Rückkehr innigst. Darüber vergaß der gefühlvolle Prinz all sein Leiden, und wurde für die bewiesene Gnade von Seiten des Chans zur Dankbarkeit gerührt.

Dieser war jedoch am Ende seiner Laufbahn. Ein Verwandter, Tikunai, drang während der Nacht in sein Zimmer und ermordete ihn. Am Morgen setzte er sich auf den Thron, lud die Prinzen zur Feier seines Regierungsantrittes ein, und ermordete dann kaltblütig siebzig derselben, um sich von allen Nebenbuhlern zu befreien. Die Weiber der Verstorbenen nahm

er alle zu sich, und obgleich einige nahe verwandt mit ihm waren, so wurden sie dennoch in ein Harem gesteckt. — Um die Kin zu beschäftigen, erklärte er sogleich Krieg gegen China, und bediente sich zu diesem Behufe der lächerlichsten Gründe. Rasch hob er 270,000 Jünglinge aus, wodurch der Ackerbau beinahe ganz zu Grunde gerichtet wurde; nachher vermehrte er ihre Zahl zu 600,000, baute in der Nähe von Peking eine Flotte und war nun entschlossen, das ganze himmlische Reich den Nomaden zu unterwerfen. Da seine alte Mutter ihn von diesem Vorhaben abzubringen suchte, ließ er sie erdrosseln und, nachdem der Leichnam im Palaste verbrannt war, die Asche in den Fluß werfen. Kaum hatte ein Großer gegen dieses Unternehmen nur ein einziges Wort gesprochen, so wurde er augenblicklich von den Trabanten entweder durchstochen, oder bekam Stockschläge. Der Anfang der Feindseligkeiten war auf dem Meere. Die Flotte der Kin lief zuerst aus und traf auf die chinesische an der Küste von Kiangnan. Da Wind und Fluth den letztern günstig waren, fielen die Matrosen über die Tataren her, und mordeten die Schiffssoldaten oder verbrannten ihre Junken; so daß nur ein sehr kleiner Theil mit dem Leben davon kam.

Der starrsinnige Tikunai hatte unterdessen mit unwiderstehlicher Thatkraft die nördlichen Provinzen durchzogen und stand nun am Jangtse. „Geht hinüber“, sprach er zu den Seinen; sie warfen sich in die Boote, wurden von den Chinesen geschlagen, und kehrten zu ihrem Gebieter zurück. Schlachtet alle Rückkehrenden, sprach Tikunai zu seinen Trabanten, wegen ihrer Feigheit und als eine Warnung für die übrigen. Der Befehl wurde sogleich in Ausführung gebracht. Am folgenden Tage erlitten seine Seefahrer eine zweite Niederlage, und die Chinesen verschanzten sich zu Kinschan. Da stand Tikunai vom Zorn sprühend auf; „ihr, rief er aus, sollt alle ohne Ausnahme sterben, wenn ihr nicht am nächsten Tage das entgegengesetzte Ufer gewinnt.“ — Zwei der Officiere hörten die Drohungen, und wußten, daß es dem Tyrannen Ernst war. Die Kunde, daß ein Enkel des Akuta sich in der Tatarei auf den Thron gesetzt, und schon mit einem starken Heere zur Ueberwindung des Wütherichs im Anmarsch sey, hatte man auch schon im Lager vernommen. Allein Tikunai wollte erst eine Heldenthat seiner würdig verrich-

ten, und dann den Gegner erhaschen. Des Morgens früh aber hielten einige Verschworene einen Rath, und jeder derselben sprach: wir sind Alle des Todes, wenn der Muttermörder nicht durch unsere Hände fällt. Es hatte noch nicht getagt, als sie einen Pfeil in das Zelt des Chans schossen. Erweckt vom Schlafe wollte er hinaus stürzen, denn er glaubte, daß die Chinesen in der Nähe seyen; allein ein anderer streckte ihn zu Boden, und da er sich noch rührte, erdrosselte ihn einer der Officiere. So starb dieses Scheusal. Ihm folgte bald der gefangene Kintsong, welchen der Grausame dennoch edel behandelt hatte.

Da der neue Chan viel menschlicher war, machte man sich sehr große Hoffnungen zu einem dauernden Frieden. Man konnte sich jedoch anfangs nicht über die Formen verständigen; die entrüsteten übermüthigen Tataren setzten den chinesischen Gesandten selbst drei Tage ins Gefängniß, um ihn zur Huldigung zu zwingen. Kaotsong, dem alles mißlungen war, schien nun des Lebens müde; um sich ganz den Folgen seines Unverstandes zu entziehen, dankte er ab (1162) nach einer langen sehr unglücklichen Regierung, die kaum ihres Gleichen in der ganzen chinesischen Geschichte hat. Er gleicht den russischen Fürsten, welche von den Mongolen unterdrückt durch einen schweren Tribut ihr Leben und die jämmerliche Existenz ihrer Unterthanen fristeten. Er gleicht unserm Heinrich dem Vierten, welcher vor der geistlichen Macht erzitternd alles hingab, und im Büßerhemde vor seinem Herrscher, der nur in Bannstrahlen groß und mächtig war, erschien.

Hiaotsong schien bei seiner Thronbesteigung die Wünsche eines jeden befriedigen zu wollen. Daher ließ er ein allgemeines Schreiben ergehen, in welchem er ernstlich bat, daß alle Rathgeber ihre Meinungen ertheilen möchten, wie er mit den Kin zu verfahren hätte. Dieß war eine Aufforderung, welche mit der größten Bereitwilligkeit befolgt wurde. Ganze Karren von Entwürfen wurden nach dem Hofe gesandt; als man aber das Ganze fleißig durchgelesen, war man über die Entwürfe noch verwirrter als zuvor.

Der Streit wurde aber beigelegt durch den Einfall der Tataren. Sie kamen wie immer, ihres Sieges ganz gewiß, in das Land; aber da trafen sie auf ein chinesisches Heer, von einem

Helden befehligt, und wurden gänzlich geschlagen. Als sie sich nachher vor eine Festung wagten, fügte der unerschrockene Commandant ihnen solchen Schaden zu daß sie gerne davon zogen. Man hätte die ganze Macht der Feinde vernichten können, hätte nicht ein chinesischer General, eifersüchtig auf den Ruhm des Helden, treulos den Nomaden allen Vorschub geleistet.

Es war aber nun den Kin offenbar daß sie nicht mehr wie ihre Vorfahren zu kämpfen vermochten, und daß die Chinesen wieder ermuthigt ihnen tapfern Widerstand bieten könnten. Daher war Ulo, ihr Chan, sehr bemüht alle Streitigkeiten beizulegen, und ermunterte dazu selbst den chinesischen Gesandten, der vorher mit sehr großer Härte behandelt worden. Das Außerordentliche bei dieser Sache war aber, daß Hiaotsong dem Friedensschlusse die größten Hindernisse in den Weg legte; denn er wollte sich nicht zur früheren Etiquette verstehen, und überdieß große Vorrechte erringen, welche die Kin hartnäckig abschlugen. Sein Minister aber war ganz anderer Gesinnung; umsonst machte er seinem Herrn Gegenvorstellungen um ihn zum Frieden zu bewegen; alles schien vergeblich zu seyn. Da fertigte er einen geheimen Botschafter ab, um die Tataren zu bitten seine Landsleute tüchtig zu schlagen, was sie ganz gewiß zum Frieden geneigter machen würde. Der Chan verstand den Wink, rückte sogleich in China ein und schlug die sorglosen Generale aufs Haupt. Die Verbindungen des Staatsmannes jedoch wurden bekannt, man forderte öffentlich den Tod des Verräthers, er selbst zog sich vom Hofe zurück, und starb vor Furcht und Gram.

Da aber der Chan Ulo friedfertig war, so wurde dennoch der Bund trotz aller Hindernisse geschlossen. Hiaotsong erhielt große Vortheile, die Gränzen des Landes blieben dieselben, wie vorher, vom Tribut aber ließen die Kin etwas nach. Es wurde nun festgesetzt, daß der Kaiser von China in allen amtlichen Briefen sich Neffe, und den großen Kaiser Oheim nennen sollte.

Ulo war ein Biedermann, treu und redlich in allen seinen Handlungen. Das Hia-Herzogthum, obgleich klein und schwach, hatte sich unter allen Stürmen erhalten, trieb auch Handel mit dem Kin-Lande, und sandte schöne Steine zum Austausch für Seidenzeuge nach dem Kin-Reiche. Da sprach Ulo: von welchem Werthe sind uns diese Güter, und warum sollten wir unsere

herrlichen Stoffe dafür hingeben? sogleich verbot er diesen Verkehr. Dazu wäre es aber wohl nicht gekommen, hätte man am Hia-Hofe keine verderblichen Ränke geschmiedet. Der Staatsminister nämlich machte dem Ulo sehr vortheilhafte Vorschläge, wenn er bei einer Theilung des Landes zwischen ihm selbst und dem Oberherrn Gewähr leisten wollte. Hiezu ermahnten ihn seine Diener ernstlich; allein Ulo sprach: könnte ich mich auch jenes ganzen Landes durch Verrath bemeistern, so verachte ich die Mittel und spotte des Treulosen. Durch jene Antwort noch nicht abgeschreckt, sandte der Minister nach dem chinesischen Hofe; als er noch in Unterhandlungen beschäftigt war, entdeckte sein eigener Fürst einen der Boten, und hieb seinem ränkevollen Höfling den Kopf ab. — Ein Aufrührer in Korea erflehte auch die Hülfe des Ulo; anstatt ihm aber Truppen zuzusenden, um einen Theil des Gränzlandes an sich zu reißen und dadurch sein Reich zu vergrößern, wie ihm die Hofschranzen anriethen, that Ulo sein Möglichstes um die Zwiste beizulegen. So hatte sein Nachbar wieder Frieden, und dieser sandte ihm als Beweis der Erkenntlichkeit seines großmüthigen Betragens einen mit Diamanten ausgestickten Gürtel. Sobald Ulo diesen erhalten und seine Diener ihn näher besahen, bemerkten sie, daß der Glanz der Edelsteine doch nicht sehr hell sey, und daß es vielleicht falsche wären; sie wollten daher das Geschenk wieder zurückschicken. „Thut dieß nicht, erwiderte der treuherzige Chan; es ist ja der Wunsch, mit mir in gutem Vernehmen zu stehen, welchen ich ehre, nicht aber den Werth der Gabe". — Anstatt sich daher in Krieg und Fehden einzulassen, verbesserte Ulo die Literatur des Landes. Man hatte schon eine Schrift erfunden; nun wurden die historischen Werke China's nebst den Classikern in die Landessprache übersetzt, und sehr viel zur Ausbildung des Volkes gethan. Als der Kin-Staat sich nun im größten Flor befand, wollte der nun alte Ulo das Land seiner Väter, die Tatarei, besuchen, und übertrug seinem Sohne während seiner Abwesenheit die Regierungswürde. Als er in den Steppen ankam, war er wie ein junges Reh, welches der Gefangenschaft entronnen sich wieder ins Weite begeben kann. Außer sich vor Freuden, kündigte er eine allgemeine Amnestie an, und gab den noch zurückbleibenden Stämmen große Privilegien, um durch Güte seinen Namen in jenen entfernten Gegenden zu verewigen.

Mit einen solchen Fürsten konnte Hiaotsong natürlich bald fertig werden. Daher hörte man auch nicht länger den Klang der Waffen; das Wort Krieg sank in Vergessenheit und die Geschichte der Streifereien der Tataren erschien wie ein Mährchen der Vorzeit. Der Kaiser selbst war ein frommer Mann; anstatt sich den Träumereien der Rationalisten hinzugeben, ehrte er den Himmel, und brachte seine Ehrenbezeugungen dem Höchsten dar. Sein ganzes Bestreben war, nach seinem Willen zu regieren und nach seinem Rathe sein Volk zu ordnen. Daher befleißigte er sich stets der Tugend, und war in allen seinen Unternehmungen äußerst glücklich. – Man erkannte seine große Aehnlichkeit mit Jao und Schun an, und er wurde daher, obgleich durch keine großen Handlungen ausgezeichnet, einer der hochgefeiertsten Kaiser in der ganzen Geschichte.

Da man nun Muße hatte die alte Literatur zu bearbeiten, so stand eine ganze Menge der berühmtesten Gelehrten auf, und dieß schien das augusteische Zeitalter der chinesischen Schriftstellerei zu seyn. Obgleich man sich mehr auf Commentare des einmal Geschriebenen beschränkte, so traten dennoch philosophische Meinungen aller Art bedeutend ins Licht. Es blieb aber dabei nicht; denn nachdem sich Secten gebildet, von denen jede ihre eigenen Ansichten hatte, verfolgten sie sich einander aufs heftigste. Darüber entstand nun sehr viel Streit, Verfolgung und ein solcher Haß, daß die Parteien nicht ruhten, bis ihre Gegner vom Hofe in die Acht erklärt und zur Todesstrafe und Verbannung verurtheilt wurden. Dieß wilde Treiben dehnte sich über die Regierung dreier Kaiser aus und verursachte sehr viel Unheil.

Der gebildetste und größte unter diesen Gelehrten, dessen Commentare wir bis auf diesen Augenblick wegen ihrer Deutlichkeit und des schönen Styls bewundern, war der berühmte Tschuhi. Von nicht reichen, doch ehrenwerthen Eltern geboren, zeigte der Knabe eine ungemeine Lust zum Studiren. Nachdem er die drei berühmtesten Meister jener Zeit als seine Lehrer gehabt, erhielt er schon im zwanzigsten Jahre das Doctorat, ein unerhörter Umstand, und wurde Mitglied der Akademie. Bald zum Mandarin ernannt, schlug er nachher sehr hohe Posten aus; denn er war ernstlich bemüht eine Menge von Büchern, welche seine Ansichten über die Classiker und alle wichtigen Gegenstände

der Literatur enthielten, herauszugeben. Die Gelehrten jener Zeit waren sehr bemüht einen Begriff vom ersten Ursprunge aller Dinge zu geben; man stellte dar, daß die Natur sich selbst geschaffen und sich auch noch selbst erhalte, oder suchte nach Art des Kongfutse die Weltschöpfung und Regierung durch den Dualismus zu erklären. Dieser letzten Meinung pflichtete auch Tschuhi bei. Da aber die Atheisten die Oberhand erhielten, wurde er nachher für einen Ketzer mit seinem ganzen Anhange erklärt. Nun hatten diese Denker das Licht der Natur; die Sternkunde konnte ihnen auch zu Hülfe kommen; dennoch konnten sie den einfachen Satz, mit welchem die Bibel anfängt: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde," nicht ausfindig machen. Wie jämmerlich ist der menschliche Verstand, wenn sich selbst überlassen!

Unterdessen war Tschuhi zu hohen Ehren gelangt; da einst Dürre herrschte und das Korn sehr theuer war, bestimmte der Kaiser den würdigen Gelehrten zum Austheiler seiner Gaben, um dem hungernden Volke zur Hülfe zu kommen. Da bewies sich der Doctor sehr edel; er schrieb auch einen guten Aufsatz, wie man in der Folge, durch Beschäftigung der Soldaten in der Bebauung der noch wilden Gegenden, dem Jammer vorbeugen könnte. Als er überall herumreiste, um den Zustand der Länder zu untersuchen, traf er einen ungerechten Beamten, der ein naher Verwandter des ersten Ministers war. Ohne sich darum zu kümmern, versetzte ihn Tschuhi in den Anklagestand. Auch sprach er ein Urtheil wider einen Verschnittenen aus, den der Monarch sehr hochachtete. Da man ihn zum Kriegsminister machen wollte, schlug er diese Würde aus; denn sein Amtsgenosse war ein schlechter Mann. Diese Redlichkeit zog ihm jedoch viele Feinde zu, da er überdieß sich sehr frei in Gesellschaft Anderer über alle Sachen aussprach. So lebte er eine geraume Zeit in Ungnade. Da kam ein Gesandter von Ulo, dem Tataren; dieser war aber, zumal da der Ruhm des großen Mannes auch schon die Steppen erreicht, nicht wenig erstaunt ihn in so ärmlichen Umständen zu finden. Um ihn aber die gebührende Ehre zu erzeigen, wünschte er ihn mit allem möglichen Pompe zu besuchen. Kaum erfuhren dieß die Feinde des Tschuhi, so sandten sie den Doctor schnell vom Hofe hinweg. So lebte Tschuhi, ungeachtet seiner großen Vortrefflichkeit, lange in Vergessenheit, bis ihn der neue Kaiser an den Hof rief. Dort war sein Freund

und Anhänger Minister geworden; Tschuhi, nun ein alter Mann, der sehr viel von der Verfolgung der Atheisten gelitten, wollte es ihnen nun entgelten lassen, und schrieb eine bittere Abhandlung über die Grundsätze seiner Feinde und das Betragen der Höflinge, welche diesen huldigten. Der neue Kaiser fand diese Beschuldigungen sehr wahr; er war schon im Begriff die Wünsche des Doctors zu erfüllen, als ein Nebenbuhler, der auch Minister war, alle diese Hoffnungen vereitelte. Er hatte nämlich ein Schauspiel, in welchem die Komödianten in der Tracht des Tschuhi und seiner Schüler erschienen, im Harem veranstaltet. Sie wurden wegen ihrer tölpelhaften Sitten und eigenen grotesken Kleidung höchst lächerlich gemacht; der ganze Hof, am meisten der Kaiser, ergötzte sich über das Possenspiel. Die Folge hievon war, daß der arme Tschuhi mit seinen Freunden von der Residenz weggesandt wurde, und, wieder allgemein verachtet und verfolgt, in einem Winkel des Landes leben mußte. Da glaubte er nun ruhig mit seinen zahlreichen Schülern seine Tage zuzubringen; denn er war kein Freund vom Pomp und in seiner Lebensweise so mäßig, daß ein wenig Reis und einiges Gemüse ohne Fleisch ihn glücklich machten. Seine Feinde wollten aber ihrem Haß volle Zügel geben; daher klagten sie ihn als den ärgsten Verführer an, und er mit seinem Anhange wurde geächtet. Nun verließen ihn die meisten seiner Schüler; denn es war sehr gefährlich bei einem solchen Meister zu bleiben; überdieß konnte man nie, auch bei den gründlichsten Kenntnissen, auf eine Anstellung rechnen, so lange man die Ketzereien des Dualismus als wahr anerkannte. Tschuhi aber blieb beständig in allen Leiden, schrieb seine Bücher, wie immer, bis er alt und lebenssatt in das Grab sank. Die Anklagen, welche man wider ihn gemacht, waren lächerlich; man beschuldigte ihn eines unstäten Lebens, schlechter Kost, wunderlicher Kleidung u. s. w. — und alles dieß wurde von den größten Männern jener Zeit als verdammend öffentlich anerkannt. Die Nachkommenschaft aber hat dem Schriftsteller den größten Rang nach den Classikern eingeräumt. Tschuhi's treuester Freund war Tsaijuenting, ein großer Historiker, welcher mit ihm willig Freud' und Leid theilte. Die Zahl der Schriftsteller jener Zeit, von welchen viele sehr gesunde und treffliche Aufsätze herausgaben, ist beinahe unglaublich. Man hatte damals schon den Holzschnitt erfunden, und druckte daher

mit großer Fertigkeit, so daß die Ausgaben der literarischen Werke der Song auf uns in ihrer ganzen Reinheit gekommen sind.

Wir müssen nun wieder von der Regierung des Hiaotsong sprechen; vieles von dem Obigen ereignete sich während der Verwaltung seiner Nachfolger. Der Monarch selbst war ein Titus, dessen höchste Wonne im Wohlthun bestand. Alles ging seinen guten Gang, das Volk erholte sich von dem verwüstenden Kriege, und die allgemeine Blüthe des Landes wurde durch die weisesten Maßregeln befördert. Wenige Fürsten genossen so allgemeine Ehrerbietung und Liebe, wie Hiaotsong, und dennoch, aus unerklärbaren Gründen, dankte er ab (1189).

Sein Sohn Kuangtsong war von ganz entgegengesetzten Gesinnungen. Von seiner Frau beherrscht, einem schönen, ränkevollen Weib, hatte er nie einen eignen Willen. Was sie sagte, mußte geschehen, und schlug es fehl, so wurde sie wüthend. Dabei war ihr Gemahl oft kränklich und bedurfte der weiblichen Pflege, so daß sie als Gefährtin aller Leiden immer desto größeren Einfluß auf ihn erhielt. Die Erzählung seiner Handlungen ist eine bloße Wiederholung der elendesten Cabalen im Harem. Dennoch fehlte es dem Fürsten nicht an guten Eigenschaften; es war sein ernster Wunsch die Leiden und Abgaben der Unterthanen zu verringern. Ehe aber noch etwas zur Ausführung gebracht werden konnte, wurde er wieder schwächlich, und dann verhinderte die Gemahlin das Aufkeimen jedes edlen Strebens. Dem alten Hiaotsong wollte die eifersüchtige Kaiserin durchaus nicht den Umgang mit seinem Sohne erlauben; denn sie fürchtete daß dadurch ihre Macht verloren gehen würde. Einst lag Kuangtsong sehr krank danieder; der biedere Greis Hiaotsong wurde bis zu Thränen gerührt, und da er auch etwas von Medicin verstand, machte er sehr vortreffliche Pillen. Als er mit diesen nach dem Palaste gehen und zugleich sein volles Herz über die Leiden seines geliebten Kindes ausschütten und Worte des Trostes ihm zusprechen wollte, dachte die Fürstin daß es nun mit ihrem Einflusse ein Ende haben würde. Sie eilte daher zu ihrem Manne, machte ihm weiß, daß der Kaiser als Giftmischer handeln wollte, und entrüstete dergestalt den Sohn gegen den Vater, daß beide nie einander wieder sehen wollten. Kurz darauf fand ein großes Fest statt, und der Kaiser mußte das Opfer dem Himmel

und der Erde darbringen. Plötzlich erhob sich ein Wirbelwind, warf das Gerüst nieder und vernichtete all die prächtigen Vorbereitungen. Dieses Ereigniß erfüllte den Unglücklichen so mit Schmerz und Schrecken, daß er das Siechbett nie wieder verlassen konnte. Sein Mangel kindlicher Liebe empörte aber die Minister; sie baten Kuangtsong ernstlich dem Herrscher die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen, und als ein Sohn vor dem Vater zu erscheinen. Nach vielem Hin- und Herreden stattete endlich der junge Regent mit seiner Gattin einen Besuch bei Hiaotsong ab. Der Greis empfing sie sehr freundlich, unterhielt sich über gleichgültige Gegenstände und entließ sie mit den angenehmsten Eindrücken. Aber bald kehrte der elende Verdacht der Giftmischerei ins Herz des Prinzen zurück. Er brütete über die vermeinte Schmach, das Weib wußte den Argwohn künstlich zu unterhalten, und alle Freundschaft zwischen diesen hohen Personen fiel gänzlich hinweg. Gerade zu dieser Zeit starb Hiaotsong. Man hatte erwartet daß sein Sohn die letzten Stunden seines Ahnen bei seinem Bette zubringen würde, allein man fand sich getäuscht. Der Leichnam wurde ausgestellt, und noch zeigte sich nicht der kaiserliche Sohn am Sarge. Da erschienen alle Staatsmänner zugleich, um dieß verbrecherische Benehmen dem Monarchen vorzuhalten. Er aber entschuldigte sich mit einer Unpäßlichkeit, und blieb zu Hause. Man bestand dann sogleich auf der Abdankung des Kuangtsong, damit nicht ein so schlechtes Beispiel das Volk verführen möchte. Dieß war aber zu viel gefordert. Da kamen alle Minister zugleich in einem großen Haufen und legten ihr Amt nieder; denn sie wollten nicht einem Monarchen dienen, welcher so gänzlich die kindliche Liebe verläugnete. Eine solche Vorstellung hatte den gewünschten Erfolg. Die Kaiserin sah sich von allen verlassen, und Ningtsong, ihr geliebter Sohn, bestieg den Thron (1194). Ihr Gemahl ward zur Abdankung genöthigt.

Auf die ungeheuern Anstrengungen und die Erregung aller Leidenschaften während der Einfälle der Tataren folgte nun wieder Erschlaffung und Ruhe. Es wurde daher dem Ningtsong wie seinen Vorgängern sehr leicht das Land zu regieren. Er selbst war ein Jüngling, welcher ein mitleidiges Herz im Busen trug. Bei dem zweimaligen Brande der Hauptstadt schenkte er dem Volke große Summen, um den Schaden wieder zu ersetzen. Er

war sehr genau in der Beobachtung der Etiquette und that alles mögliche, um alle Classen, und vorzüglich die unter sich streitenden Gelehrten zu befriedigen. Tschuhi war wohl todt; allein einer seiner großen Bewunderer wagte es kühn seinen Meister in einem vortrefflichen Schreiben zu rechtfertigen, und au fseine Gegner, welche jetzt alle hohe Stellen am Hofe bekleideten, die gräßlichsten Verbrechen zu häufen. Man war erstaunt als man ein solches Schreiben sah. Die Minister wollten ihn erst zum Tode verurtheilen, wozu Ningtsong jedoch nicht seine Zustimmung gab. So wurde der ehrliche und unkluge Wicht verbannt. Dieß war der letzte Versuch den Philosophen zu der Zeit bereits auf die gebührende Höhe zu stellen, die ihm, wie gesagt, die Nachwelt eingeräumt.

Man hatte nun seit 38 Jahren vollkommenen Frieden genossen; allein nun regte es sich in China und man fing wieder an von einem Feldzuge gegen die verhaßten Tataren zu sprechen. Die Officiere welche von den Gränzen zurückgekehrt, schilderten die Schwäche der Barbaren und ihre Unwissenheit in der Kriegskunst, so daß man nach ihren Ansichten ihnen bald einen tödtlichen Stoß beibringen konnte. Erst war dieß ein bloßes Gerede; dann aber wurde es lauter und lauter am Hofe, und endlich forderte man Ningtsong sogar auf, die Schmach einer langen Reihe von Jahren zu rächen. Der erste Minister war der entschiedenste Gegner des Tschuhi, ein stolzer Mann, der das Land mit großer Willkür regierte und sich einen großen Namen als Held und Befreier des Vaterlandes machen wollte. Da nun die Kriegspartei stets wuchs, so stellte er sich an die Spitze derselben und berichtete seinem Herrn daß die Kin ein bedeutendes Heer versammelt hätten. Man fing den Krieg mit kleinen Scharmützeln an, welche alle zum Vortheile der Chinesen ausfielen. Einer ihrer Generale jedoch war ein Verräther; er handelte um den Lohn den er erhalten würde, wenn er dem Feinde einige Festungen in die Hände lieferte. Dieser wurde ihm zugestanden; er aber erntete ihn nie; denn schon war Ningtsong für die Zukunft besorgt, und sandte einen Unterhändler. Dieser wurde erst mit großem Hohne von Chan Maduku empfangen; als er aber unerschrocken die Sache seines Oberherrn vertheidigte, gewann er die Achtung der Nomaden. Aber noch stimmte der chinesische Minister für den Krieg,

und da Ningtsong ihm die ganze Verwaltung übergeben hatte, vermochte des Kaisers Stimme nichts wider die Pläne des Mächtigen. Da traten die vormaligen Feinde des Staatsmannes hervor. Hunderte der treuesten Vaterlandsfreunde hatten ihrer philosophischen Meinungen wegen Verfolgung erlitten, und man fürchtete, daß durch den Reichsverweser, der ein halsstarriger Mann war, bald die Kriegesfackel überall angezündet werden würde. Daher glaubten die Censoren Recht zu haben ihn in den Anklagestand zu versetzen. Der Kaiser, welcher ihn sehr fürchtete, ließ ihn in Verwahrung bringen; dann aber beredete ihn einer der Großen, ihm den Kopf abzuschlagen und denselben den Tataren zur Sühne zuzusenden. Dieß wurde sogleich gethan; der Günstling, ohne weitere Untersuchung enthauptet, diente auch noch im Tode seinem Vaterlande. Der Chan Maduku nämlich, vor Freuden außer sich als er das Haupt des Unruhestifters zum Geschenke bekam, betrachtete dasselbe als das größte und sicherste Unterpfand des Friedens zwischen beiden Nationen. So wurde auch Tschuhi gerächt.

Der Chan der Kin war gestorben. Er hinterließ zwei schwangere Frauen, aber keine Söhne. Da verordnete er, daß der Neffe sein Nachfolger werde, im Falle aber ein Sohn ihm geboren werden möchte, dieser zum Kronprinzen ernannt werden sollte. Die Aerzte, welche man mit der Sorge für die Schwangern beauftragte, bewirkten eine Fehlgeburt, und daher blieb das Reich eine Zeitlang unter der Regierung dieses Fürsten. — Schwere Gewitterwolken stiegen nun am Horizont auf, noch aber lebte der tatarische Hof in Sorglosigkeit.

Der Hunnen haben wir schon oben erwähnt. Ein unbedeutender verachteter Volksstamm, selbst von den Wüstenbewohnern mit Hohn behandelt, werden sie nach und nach unter der Verwaltung eines berühmten Häuptlings zahlreicher, unterwerfen die benachbarten Nomaden und erhalten dann einen bedeutenden Zuwachs von den verworfensten der Tataren, welche sich den siegreichen Fahnen anreihen. Die Sucht nach Beute vermehrt sehr schnell die Krieger unter ihren Panieren, und ehe die gebildete Welt es sich versieht, steht eine furchtbare Macht von Barbaren da, um alle Geistesbildung mit Füßen zu treten.

Wir haben auch von den Türken gesprochen, von welchen die Chinesen so vieles zu dulden hatten. Ihre Züge aber dehnten sich nach dem Westen aus und wurden dort viel verderblicher und dauernder als in China. Aber sie kamen von demselben Sitz der unerschöpflichen Menschenmassen, welche die Welt zum zweitenmale mit Furcht, Schrecken und Verwüstung erfüllte.

Nun kam das dritte Menschenheer von verwüstenden Horden, viel fürchterlicher als alle die vorhergehenden, mächtiger und ausgedehnter in Eroberungen als alle Stämme der frühern Zeit zusammengenommen. Während sie im Osten Japan angriffen, fochten ihre Schaaren im Westen auf den Fluren Schlesiens. Das Scepter ihrer Macht erreichte die Eisberge Sibiriens, und im Süden handelten sie um den Erwerb Java's. — Dieß waren die Mongolen unter Tschinggischan, dem größten Eroberer welchen die Erde je sah. Klein war anfangs sein Heer; mit der Schwungkraft der Lawine vermehrte es sich hundertfältig. Die frühern Waffengefährten des Tschinggis bildeten sich unter seinen Befehlen zu tüchtigen Generalen; jeder von ihnen war ein Held. Gehorsam dem Feldherrn, Ausdauer in Leiden und Entbehrungen, die größte Schnelligkeit der Züge, die äußerste Ordnung im ganzen Heere, und wilde, unwiderstehliche Tapferkeit waren die Grundvesten, auf welche der Mongolen Macht sich gründete. Das Nähere von ihrer Besitznahme anderer Länder und ihres Wirkens im Westen werden wir bei der Geschichte ihrer Dynastie berühren, hier aber wollen wir nur von ihren Kriegen mit den Kin sprechen, soweit dieser Stamm dadurch betheiligt wurde.

Der außerordentliche Enthusiasmus und die unersättliche Begierde nach frischen Eroberungen war unterdessen allmählich in der Brust der Niutschi erloschen. Der Genuß des Raubes und die den Chinesen abgepreßten Güter gefielen ihnen weit besser als lange und gefährliche Streifereien, wo sie sehr oft den Kürzern zogen, und anstatt der Beute nur Wunden und Krankheiten zurückbrachten. Dabei wurden sie schnell verweichlicht, vergaßen die Ausbildung ihres kriegerischen Talentes und sanken daher unter die Chinesen in jeder Rücksicht herab. Die Kitanen hatten sich überdieß von ihren Unterdrückern losgesagt, und warfen sich nun den Mongolen, einem damals sehr unbedeutenden Stamme, in die Arme.

Die Bibel sagt: die Lebendigen sollen erkennen, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche, daß er sie gibt wem er will und die Niedrigsten zu denselben erhöhet. Dieß Wort wurde rücksichtlich der Mongolen erfüllt. Ihr Heerführer Tschinggischan, von dem wir in der Folge mehr melden werden, war mit seinen Nomaden äußerst verachtet, und zahlte wie viele andere wilde Stämme, den Kin Tribut. Man hatte ihn aber sehr beleidigt; denn der Sohn eines Häuptlings war durch das Schwert eines Kin-Meuchelmörders gefallen; da aber der Eroberer noch zu schwach war, mußte er die Rache in seinem Busen einstweilen ersticken. Als hierauf ein Gesandter der Kin ankam, um ihm den regelmäßigen Tribut abzufordern, lachte der Chan seiner Thorheit; denn schon fünf Jahre lang hatte er sich selbst den Titel eines Kaisers beigelegt. Da der Botschafter auf einer Erklärung bestand, drehte der künftige Weltherrscher ihm den Rücken zu. Anstatt ihn zum Gehorsam durchs Schwert zu bringen, beschloß man im Rathe des Tschonghei — dieß war der Name des regierenden Kin-Fürsten — den Tschinggischan, sobald er nach dem Hofe käme, heimlich aus dem Wege zu räumen. Tschinggis wußte von diesem Anschlage nichts und verstand sich auch nicht auf so niederträchtige Ränke. Inzwischen hatte er das Herzogthum Hia, welches allen Stürmen der Zeit trotzte, bekriegt, und wäre beinahe bei einer Ueberschwemmung des gelben Flusses, als er gerade die bedeutendste Festung des Landes belagerte, ertrunken. Dieses Unglück verleidete ihm in jenen Gegenden den Krieg, und er hielt es nun für viel gerathener sich durch die Bande der Liebe mit jenem Fürsten zu verbinden. Daher heirathete er dessen Tochter, ein Mädchen, dessen Besitz ihn für alle Mühseligkeiten des Krieges reichlich belohnte.

Nachdem Tschinggischan sich den Armen des theuren Weibes entwunden, stand er an den Gränzen des Kin-Staats. Allein sein Heer hatte durch Krankheiten und ungeheure Anstrengungen in der Wüste sehr gelitten. Davon hatten die Niutschi Nachricht erhalten; ihr vorzüglichster General rieth deßhalb seinem Herrn, sogleich über den entmuthigten Feind herzufallen und die geschwächten Nomaden ganz zu vernichten. Allein die treulosen und verzagten Rathgeber des Tschonghei machten so viele Einwendungen, daß man die Mongolen sich erholen ließ, und dann

eine Schlacht lieferte, worin die Kin die Blüthe ihres Heeres verloren. Meilenweit war das ganze Land mit dem Blute seiner Vertheidiger gefärbt. Nun hob man aber die ganze junge Mannschaft des Landes aus und diese erhielt wieder einige Vortheile über die Feinde. Diese Siege wurden jedoch durch den Uebergang eines Kin-Officiers zu den Mongolen bedeutend überwogen.

Bisher hatte man den Krieg im Westen geführt. Die Strecken, die der Huf der Mongolen-Rosse betreten, glichen einer öden Wüste; es gab weder Städte, Dörfer, noch Einwohner; die ersteren wurden eingeäschert und dem Boden gleich gemacht, die letzteren entweder Sklaven der Ueberwinder oder ein Raub des Hungertodes. Tschonghei weinte über die unersetzlichen Verluste welche er erlitt, und beschloß nun seine westliche Residenz dem unersättlichen Feinde nothgedrungen einzuräumen. Die Beute welche die Sieger davon trugen, bestand in trefflichen Pferden und in Kostbarkeiten aller Art, deren Werth die rohen Krieger noch nicht schätzen konnten.

Die Kitanen hatten sehr lange unter dem harten Joch der Kin geseufzt, dennoch suchten ihre Herrscher beim Ausbruche des Krieges sie in die Reihen ihrer Armee zu stellen, um ihre Fesseln noch fester zu schmieden. Da aber viele der Edelsten auf dem Schlachtfelde blieben, wollte dieser Stamm nicht länger sein Blut für seine Unterdrücker verspritzen. Einer ihrer Generale, der zufällig auf eine mongolische Truppenabtheilung stieß, beredete deren Heerführer, sich zu einer Unterredung auf einem Berg einzustellen. Dort schlachteten sie ein Pferd und eine weiße Kuh, und einen Pfeil zerbrechend versprachen sie einander unter den heiligsten Schwüren, sich gegenseitig bis zum letzten Lebenshauche zu vertheidigen. Dieser Bund wurde von Tschinggis gutgeheißen; denn dieses Volk konnte den Kin in den Rücken fallen und so seine Eroberungen erleichtern. Als aber Tschonghei hörte, daß ein Officier, welchen er selbst aus dem Staube erhoben, sich so undankbar bewiesen, ließ er eine allgemeine Bekanntmachung ergehen, in welcher er Jedem, der ihm die Knochen des Geächteten brächte, ihr Gewicht in Silber zur Belohnung versprach. Dieß erbitterte den Kitan-General und wüthend ging er dem sehr zahlreichen Kin-Heere entgegen; die Schlacht war sehr blutig, allein er gewann sie, und die Schmach so vieler Jahre, welche

die Niutschi seinen Landsleuten angethan, ward auf diese Weise gerächt. Er erhielt nun den Titel eines Liao-Prinzen von den Mongolen, und anstatt zu erzittern, gewann er in vielen kleinen Treffen die Oberhand, so daß die Kin ihn nachher nie zu beunruhigen wagten.

Immer größer wuchs nun die Macht der Mongolen. Auf demselben Gebiete, wo jetzt Peking steht, war damals eine berühmte Festung und Residenz, die lange den wilden Anfällen der Angreifenden getrotzt, nun aber auch unterlag; denn die Kin wurden von allen Seiten bedrängt und Jeder dachte ein Recht zu haben sich ihre Besitzungen anzumaßen. Dieselben Grausamkeiten und muthwilligen Verheerungen, welche ihre Vorväter bei ihrer Ankunft in das Land begingen, wurden nun an den Kindern zur Vergeltung ausgeübt.

Ein noch größeres Unglück jedoch sollte den Kin-Staat treffen. Der Feldmarschall, welcher die ganze Armee unter seinem Befehle hatte, war ein stolzer, sinnlicher Mann, der nichts unternahm, jedoch immer mit seinen großen Unternehmungen prahlte. Nun war der König durchaus nicht zu überzeugen daß ein solcher Heerführer dem Lande nur Verderben bringen könnte, und behielt ihn trotz aller Bitten der Großen in den höchsten Staatsämtern. Einem solchen prahlerischen Geiste konnte die geringste Bemerkung über sein Betragen einen Anstoß geben. Als er daher einmal eine Kränkung von seinem gutmüthigen Fürsten erhalten zu haben glaubte, zog er plötzlich nach der Hauptstadt, nahm Besitz von dem Palaste, schickte seinen Oberherrn ins Gefängniß und ermordete ihn nachher mit Hülfe eines Verschnittenen. Die Hofschranzen waren alle erstaunt über die That, doch wagte es keiner den rechtmäßigen Herrn zu vertheidigen. Nur eine Prinzessin that es den Männern zuvor, sich standhaft weigernd dem Königsmörder das Reichssiegel zu überliefern. Da man endlich mit Gewalt sie dazu zwang, ließ sie es nicht an Ausdrücken des Abscheues über die Thaten des Elenden fehlen. Utubu erstieg nun den wankenden Thron der Kin um einen Strich Landes nach dem andern zu verlieren. An allen Orten wo die Mongolen sich befanden, rafften sie Kinder und Greise zusammen, und wenn sie dann eine Stadt angriffen, so stellten sie diese unter den Vortrab und verhinderten dadurch das Schießen von den

Mauern. Eines Tages war das Kin-Heer den ganzen Tag mit den Feinden im Gefechte; der Wind jagte den Soldaten viel Staub ins Gesicht; der Kampf wurde äußerst heftig, allein die ermüdeten Krieger vermochten nichts wider die unerschrockenen Nomaden. Da kehrten sie des Abends in die Festung zurück, wo der Königsmörder seinen Hof hielt. „Er wird, sprachen sie zu einander, uns alle zum Tode wegen unserer Feigheit verurtheilen. Wir wollen ihn daher ermorden um unser Leben zu retten." Schnell umringten sie seinen Palast; er aber entfloh durch die Hinterthüre. Da er aber über einen Zaun klettern wollte, verwickelte sich sein Kleid, so daß ein Officier sich ihm näherte und ihn durchstach. Der junge Fürst, welcher sich von einem so lästigen Helfer befreit sah, bestrafte die That nicht.

Tschinggis hatte sich in der Zwischenzeit nach Schantong begeben, und dort große Verwüstungen angerichtet. Aber auch er, welcher den Krieg zum Vergnügen führte, wurde des Blutes überdrüssig; die Flammen der brennenden Städte schienen ihm nicht mehr ein Weihrauch zu seyn, den seine Soldaten seiner Größe opferten. Er hatte überdieß einen sehr großen Weisen von den Gebirgen herbeirufen lassen, mit dem er sich beständig über gute Regierungsformen, die Grundsätze der Tugend und die weisesten Lebensmaximen unterhielt. Dadurch wurde das rohe Gemüth nun etwas gesitteter, und der Frieden, nach dem man so lange von Seite der Kin gebeten, schien ihm auch nothwendig zu seyn. Ueberdieß war seine Armee äußerst siech, und man sah auch die mit Beute beladenen Krieger sich nach Ruhe sehnen. Jedoch wie in Hia, wollte der Ueberwinder nicht nach der Steppe zurückkehren, ehe er ein Band der Liebe angeknüpft. So erhielt er denn auf seine Anfrage eine Kin-Prinzessin zum Weibe und überdieß 500 Knaben und eben so viele Mädchen von der blendendsten Schönheit, sowie 3000 Pferde zum Geschenk. Nun trat er seine Rückreise mit einem unzählbaren Trosse nach der der Heimath an. Die Mongolen glichen nun nicht einem Heere, sondern einer großen Völkerschaft. Sobald sie aber im Begriff waren die Steppen zu betreten, riefen sie alle Gefangenen zusammen, und schlachteten sie nahe bei der großen Mauer. Zehntausend der unglücklichen Chinesen wurden auf diese Weise von diesen verruchten Wütherichen gemordet.

Ungeachtet ihres Abzuges glaubte sich Utubu noch nicht in seiner Hauptstadt sicher; er zog daher zur großen Bestürzung aller seiner Unterthanen nach Honan, um seine Residenz, wie die frühern chinesischen Kaiser, zu Kaifong zu errichten. Als der unruhige Tschinggischan davon hörte, legte er dieß als ein Verbrechen aus und erklärte, daß solch eine feige Memme mit Krieg überzogen werden müsse. Ehe Utubu es sich daher versah, waren die nordischen Schaaren wieder im Lande und versengten alles was sie fanden. Ihre Waffen waren jedoch nicht immer das Schwert, sondern oft große List und Bestechungen. Vor der Stadt Jenking (Peking), welche die Kin wieder in ihre Gewalt bekommen hatten, wollte man beide gebrauchen. Allein der Commandant war ein Ehrenmann und that alles mögliche zur Vertheidigung der Festung. Dieses heroische Benehmen nöthigte seinem saumseligen Herrn große Bewunderung ab, und er that sein Bestes ein tüchtiges Heer dem schwer Geprüften zu Hülfe zu senden. Allein der Anführer war ein Trunkenbold; anstatt daher seine Truppen zusammenzuhalten, marschirte er langsam vorwärts, ließ die Lebensmittel in großer Entfernung beim Nachtrabe, und als er plötzlich angegriffen wurde, liefen alle seine Soldaten davon. Dieß war das erste und letzte Unternehmen zum Entsatz der Stadt. Noch aber brannte das Herz des heldenmüthigen Commandanten vor Begier sich auszuzeichnen, daher wies er alle Anerbietungen der Mongolen zur Uebergabe stolz von sich, entschlossen bis zum letzten Augenblicke sich zu wehren. Die Gleichgültigkeit des Hofes aber entmuthigte den bedrängten Anführer viel mehr als die heftigen Angriffe der Feinde. Als er sich daher in der hoffnungslosesten Lage befand, ging er in die Halle seiner Ahnen. Dort opferte er fröhlich seinen Vorvätern und besprach sich über verschiedene Gegenstände mit Offenheit. Nachdem sein Begleiter ihn verlassen, nahm er Gift, was einen augenblicklichen Tod zur Folge hatte. Sein Tod war die Losung zur Uebergabe der Stadt, welche auf die schrecklichste Weise von den Mongolen geplündert wurde. Da die Tataren ohne Religion, ohne Gottesfurcht, ohne die geringste Hoffnung auf ein Jenseits waren, begingen sie sehr oft Selbstmord. Als eine Bergfestung belagert wurde, warfen sie Weiber und Kinder vom Felsen herab, um sie nicht dem Feinde in die Hände fallen zu sehen. Doch

nicht alle Officiere bewiesen sich so tapfer; einer zum Beispiel, welchem sich die Prinzessin anvertraute und der sie ritterlich zu vertheidigen versprach, ließ sie dennoch im Stich. Nachdem er die schönsten Frauen unter ihnen, welche er persönlich liebte, erwählt, flüchtete er sich schnell mit allen Schätzen nach Kaifong. Dort aber wartete seiner ein erzürnter Prinz, der sogleich das Todesurtheil über den feigen Verräther aussprach.

Tschinggischan, der zu gleicher Zeit die ausgedehntesten Kriege führte, nahm viele Städte des Hia-Herzogthums hinweg; nachdem er die Beute Pekings nach seinen Steppen in Verwahrung gebracht, eroberte er auch bloß zum Vergnügen einen großen Theil Korea's. Nun wollte er wieder mit den Kin Frieden machen, brach aber sein Versprechen. Da jedoch die Eroberung der Hauptstadt mit unsäglicher Mühe verbunden war, so ließ er es einstweilen dabei bewenden. Die Unterthanen der Kin, denen man versicherte daß, wenn sie sich freiwillig dem unwiderstehlichen Sieger unterwärfen, ihrer geschont werden sollte, brachten den Barbaren ihre Huldigung entgegen, und da man Wort hielt, fielen große Strecken Landes von selbst ab. In diesem entscheidenden Augenblick erschien ein großer Komet, welchen das Volk sogleich als den Vorboten der Alleinherrschaft der Mongolen deutete. Nun sank das Herz der bravsten Kin-Patrioten, und die Eroberung des Landes wurde so gut als schon gemacht angesehen.

Beinahe zu gleicher Zeit starben drei Prinzen: der König der Kin, der Herzog von Hia, und Ningtsong, der chinesische Kaiser (1224). Dieser Fürst, anstatt den Kin zu helfen, freute sich ihres nahen Unterganges, entzog ihnen den Tribut und schloß selbst zu wiederholtenmalen Bündnisse mit Tschinggis zur Ausrottung des gemeinschaftlichen Feindes. Utubu war Thor genug, den Chinesen Krieg anzukündigen und sein ausgesogenes Land auch ihren verrätherischen Anfällen bloßzustellen. Die Politik des himmlischen Reiches mit Fremden war immer eigener Art, und die Minister arbeiteten mit großer Sorgfalt dahin, den Ruin ihres Landes zu beschleunigen.

Ningtsong war im Ganzen genommen ein sehr guter Regent, doch nicht ein guter Sohn. Er hatte Muße genug, sehr viel für sein Land zu thun; denn noch rollte das Ungewitter unschädlich

fern von seinem Reiche hin. Die Chinesen genossen während seiner Regierung auch sehr große Vorrechte. Unglücklicherweise brannte die Hauptstadt zum drittenmal beinahe gänzlich ab; allein Ningtsong that sehr viel, um das unsägliche Leiden mit Vaterhand zu lindern. Man könnte ihn vielleicht mit Ludwig XII., König von Frankreich, vergleichen.

Die Mongolen, welche es auf die Eroberung der Welt abgesehen hatten, konnten auch nicht ruhig bleiben, so lange die Kin noch einen einzigen Strich Landes besaßen. Schnell drangen sie daher in die Hia-Staaten ein und schlugen sich lange herum, ohne jedoch etwas Entscheidendes auszurichten; denn die Einwohner waren alle Soldaten. Man hat Beweise, welche über allen Zweifel erhaben sind, daß die Nomaden sich in diesen Feldzügen einer Mischung von Schwefel und Salpeter bedienten, um Steine und selbst Kugeln aus langen eisernen Röhren zu schleudern. Der große Erfolg, mit welchem die Mongolen überdieß die festesten Städte angriffen, spricht sehr viel für ihre Gewandtheit in dieser Kunst. In dem Hia-Lande setzten sich die Einwohner so muthig zur Wehr, daß Tausende ihrer bravsten Streiter den Tod fanden. Einmal hatte man selbst schon eine Festung ihnen überliefert, da kamen die Bürger in Schaaren heraus, nicht etwa um sich zu unterwerfen, sondern die grausamen Feinde zu vernichten. Diese sahen sich auf allen Seiten von verzweifelten Leuten umringt, und erlitten eine fürchterliche Niederlage. Doch neue Horden strömten von Norden her, wo die Zahl der Menschenmassen unerschöpflich zu seyn schien. Nachdem daher Myriaden der Landleute unter den gräßlichsten Qualen ihr Leben eingebüßt, konnte man nicht weiter den eisernen Kämpfern widerstehen, und das ganze Herzogthum mit Steppen und Feldern wurde der Mongolei einverleibt.

Nun ging es mit noch größerer Wuth über das Kin-Land. Keine Schonung ließ man den furchtsamen Tataren dieses Reiches widerfahren, während die Chinesen, welche nun Bundesgenossen der Mongolen geworden waren, oft mit großem Edelmuth diesen sonst so unerbittlichen Feind behandelten. Im Jahre 1227 überschritten die Mongolen zum erstenmal die Gränze China's, zogen dann aber mit großer Schnelligkeit in Honan ein. Eine Veste hielt dort ihrer Lauf auf. Stracks begannen sie den An-

fall; aber auf den Mauern standen wackere Soldaten, die alle erst niedergemetzelt werden mußten, ehe an eine Uebergabe zu denken war. Da sprach der Commandant zu seinem Weibe: „rette dich, denn alles ist verloren." Sie aber erwiederte: „nie will ich eine That begehen, welche mit der Vaterlandstreue im Widerspruche steht," und nahm dann Gift. Ihr Beispiel ermunterte andere zum Selbstmord, und als die Mongolen hereinbrachen, fanden sie nur Todte. — Anstatt sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, halten Chinesen und Tataren bis auf den jetzigen Tag es für sehr verdienstlich, sich selbst das Leben, was dem höchsten Gotte angehört, zu nehmen, und mit ruchloser Selbstgefälligkeit sich dem Richterstuhl des Weltregierers zu nähern, um dort vor der Zeit ihr Urtheil zu empfangen.

Tschinggis hatte die Freude, noch vor seiner Heimkehr die alte Fürstin von Liao vor sich zu sehen. Diese Dame kam mit großer Pracht zu seinem Lager, um ihm einen Befehl, zur Thronbesteigung eines ihrer Söhne, abzufordern. Diese hatten sich wacker im mongolischen Heere herumgetummelt, und der Chan ehrte die Mutter solcher tapfern Kinder. Er beschenkte sie daher reichlich, gab ihr zu Ehren auch ein Trinkgelag und bestimmte dann nach ihrem Verlangen die Regierung. Dieß war die letzte Freude, die der Eroberer genoß; denn nun ward er, wie der geringste Sterbliche, auch ein Raub des Todes (1227). In wilden, weiten und erfolgreichen Zügen übertraf er bei weitem Alexander, wie auch in thierischer Rohheit und unersättlichem Unternehmungsgeiste. Jener hinterließ den Ueberwundenen griechische Bildung, dieser Elend und Tod. Doch war er nicht ohne die Großmuth stolzer Sieger, und im Kreise seiner Generale, die alle, nach seiner Wahl, treffliche Helden waren, bewies er sich immer gütig und freundlich, so daß sie gerne für ihn ihr Blut verspritzten. Sie unternahmen die abenteuerlichsten Züge, weil der Chan es so haben wollte. Andere Menschenbezwinger und Schlächter ihrer Brüder fanden Materialien zu ihren Zügen vor, und Napoleon zum Beispiel hatte ein zahlreiches Volk, welches, durch frühere Begebenheiten zum Fanatismus gespornt, alles der Ehre, des Ruhms und der Beute wegen unternahm, und das Leben ohne jene Besitzthümer unerträglich fand. Tschinggis dagegen war der Abkömmling eines armen Stammes, ohne

Waffen, ohne Heldenthaten der Vorväter, ohne selbst nach Kriegsruhm zu fragen. Doch aus einer solchen Horde ging der Welteroberer hervor. War daher sein Lauf ein Werk seiner Hand, oder wurde er als Geißel des gerechten Gottes gesandt?

Noch in der Todesstunde gab der Herrscher seine Befehle, wie man das Kin-Land erobern sollte; denn dieß war das höchste Ziel seiner Bestrebungen. Alle andern Feldzüge bis zu den Gränzen des fernen Indiens hielt er für kleinlich und gleichgültig, so lange die Niutschi sich seinem Scepter nicht unterwarfen. In seinen Söhnen Ogotai und Tuli fand er sehr würdige Nachfolger; auch sie waren schon Eroberer in der Wiege.

Der Kin-Fürst glaubte jedoch nach Tschinggis Tode eine schöne Gelegenheit zu haben, seine Friedensverträge zu erneuern. Er hatte einen mongolischen Gesandten vorher mit großer Grausamkeit behandelt; daher wollte es Tuli ihm wieder vergelten, und sein Botschafter am Hofe des Chans kam selbst in Lebensgefahr. Die Unerschrockenheit dieses Gesandten rettete ihm das Leben und er kam mit Gefängnißstrafe davon. Der Kin-Minister, welcher bisher die Angelegenheiten des Reiches geleitet, sah nun den Untergang des Landes vor Augen; er zog sich daher vom Staatsruder zurück, um nicht von der Nachwelt den Vorwurf zu erhalten, daß durch seine Ungeschicklichkeit oder Verrätherei das Herzogthum verloren gegangen sey. Sein Beispiel entmuthigte die besten Vaterlandsfreunde, und ein Häuptling, welcher auf eigene Kosten einen sehr langen Krieg wider die Mongolen geführt, ging, durch Versprechungen gelockt, zu ihnen über.

Bald aber brach ein zahlreiches Kin-Heer von der Hauptstadt auf, erhielt einige kleine Vortheile über die Mongolen, wodurch der Muth wieder neubeseelt wurde, und folgte dem Feinde in die Steppen nach. Nun brach aber der Winter herein und die Kälte im Innern Asiens ist fürchterlich. Dabei fiel der Schnee in solch ungeheurer Menge, daß die Truppen geblendet wurden. Dazu kam noch Hunger der fürchterlichsten Art; denn die tatarische Reiterei hatte ihnen alle Lebensmittel abgeschnitten. So wurden denn die bravsten und muthigsten Jünglinge ein Raub der Kälte und Verzweiflung, und die letzte Hoffnung der Kin ging so für immer verloren.

Noch ehe der Frühling die Fluren mit Grün bekleidete, waren auch schon die Mongolen im Felde. Dießmal versuchten

sie erst ihr Glück an einer Stadt, wo der größte Held seiner Zeit commandirte. Aufforderungen zur Uebergabe wurden stolz von der Hand gewiesen, und da man mit Thürmen und großen Kanonen zu Werke gehen wollte, verbrannten die Belagerten alle die mühsam aufgeführten Maschinen. Doch erlag der Commandant endlich der Furcht und ertränkte sich im Laufgraben. Nun gab man die Veste für verloren; doch ein großer und unerschrockener Held munterte das Volk zur Gegenwehr auf. Die Ausfälle wurden immer häufiger, und die Mongolen, durch Seuchen und Wunden in ihrer Zahl sehr geschwächt, mußten zum erstenmal in solchen Fällen unverrichteter Sache abziehen. Gewöhnlich belohnten sie unerschütterliche Tapferkeit, die einzige Tugend, welche diese rohen Genußmenschen schätzten; in diesem Falle zeigten sie dennoch keine Großmuth. Der Officier wurde in der Folge gefangen genommen und starb unter ihren Händen eines schmählichen Todes.

Nun drang das mongolische Heer, welches große Verstärkungen erhalten, nach der Hauptstadt vor. Als die Zelte die ganze Umgegend bedeckten und die Kanonen zu spielen anfingen, sank der Muth, und der Fürst fertigte einen Botschafter nach dem Lager ab, um den lang gewünschten Frieden zu schließen. Ganz wider alle Erwartungen wurden seine Versprechungen von den Belagerern angenommen; aber während man sich über die Beilegung aller Streitigkeiten berieth und die Diplomatik in aller Kraft angewandt wurde, siehe da warfen die chinesischen Gefangenen Dämme auf, und die Feinde rückten näher und näher den Mauern. Ihre Feuermaschinen wurden so wohl bedient, daß in kurzer Zeit die Thürme und andere Vertheidigungswerke der Belagerten, die aus Holz gemacht waren, in Brand standen. Ninkiassu, der Kin-Fürst, glaubte nun sein Ende vor sich zu sehen; daher versammelte er die Minister, um sich über sein trauriges Loos zu beklagen. Die ganze Jugend, zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert, zog durch die Straßen; allein ihr Herz erbleichte vor Furcht und Schrecken. Man befahl sogar den Gliedern der Akademie, die Wache bei steinernen Kugeln zu halten. Ueber diese Erniederung beklagten sie sich sehr bitter; daher wurden sie endlich von ihrer Arbeit losgelassen; so kleinlich dachten die Ersten des Landes. Die Minister aber ermahnten immer zur

Uebergabe. Als der Kaiser nach dem Thore ritt, nahm ein Lieutenant sein Pferd beim Zügel, ihn ernstlich bittend, sich nicht durch den Rath der Treulosen verleiten zu lassen und bis zum letzten Augenblicke tapfer zu streiten. Seine Garden wollten den Verwegenen niederhauen. Laßt ihn, sprach der Fürst, er ist ja trunken; und so entkam der Vaterlandsfreund mit dem Leben. Nachdem nun alle Ausfälle mißlungen und der letzte Augenblick der Kin-Dynastie gekommen, stellte sich ein anderer Feind im mongolischen Lager ein, welcher die Befreiung der Stadt in kurzer Zeit bewirkte. Dieß war die Pest von der fürchterlichsten Art; denn Geschichtschreiber wollen daß eine Million Menschen daran gestorben. Nun war aber der tatarische General sehr willig ein Bündniß einzugehen, empfing mit Freuden die Geschenke in Seide und Silber, welche man nach dem Lager sandte, und beide Parteien feierten den Tag, wo das Schwert endlich wieder in die Scheide gesteckt wurde. Dieß war nun schon das zweitemal daß man durch friedliche Unterhandlungen die Ruhe herstellte.

Ninkiassu, der Kin-Herrscher, wünschte nun auch der Welt zu zeigen daß er des Thrones würdig sey, und daher wurde der vorher üppige Prinz einer der sparsamsten und mäßigsten Herren. Er entließ auch einen Minister, welchem die Soldaten Schuld an allem Unglück gaben, welches das Vaterland traf. Dieser Günstling wurde so sehr gehaßt daß der Pöbel ihn todtschlagen wollte. Als aber sein prächtiges Landhaus von der Menge zerstört worden war, glaubten die Krieger sich gerächt zu haben, und der Unglückliche fristete sein Leben. Kaum war jedoch dieser Auflauf gestillt, als die Pest auch in der Stadt zu rasen anfing, noch mit größerer Wuth als im Lager. Neunhunderttausend Särge — eine übertriebene Zahl — wurden, wie erzählt wird, zu den Thoren herausgetragen. Die Straßen waren menschenleer, und das Volk schien dem Verderben geweiht zu seyn. Mit großem Ernste betrieb daher Ninkiassu den Frieden, um so mehr, da verschiedene Officiere, welche bei der allgemeinen Belohnung und Beförderung hintangesetzt worden, zu den Feinden übergingen und überdieß noch eine Stadt in ihre Hände lieferten.

Als man im Begriff war die Friedensacte zu unterzeichnen, da erschlugen einige Kin mehrere mongolische Soldaten, und der Fürst verweigerte alle Genugthuung. Dazu kam noch daß ein

feindlicher Edelmann mit seinem ganzen Gefolge aus Ueberdruß wegen einer erlittenen Beleidigung zu den Kin sich begab. Da die Mongolen ihn zurückforderten, wies man sehr stolz ihr Anliegen von der Hand; so wurde der Same zu einem neuen und fürchterlichen Ausrottungskriege gelegt.

Tuli, der mongolische Reichsverweser, starb aber (1232), ehe die Flamme des Krieges ausbrach, und sein Nachfolger Mengko und unter ihm Hupilai übernahmen nun die Austilgung des Erzfeindes.

Ninkiassu, sich nicht länger in seiner Hauptstadt sicher glaubend, flüchtete mit seinem Hofe nach einer andern Festung am gelben Flusse, verlor aber in diesem Zuge, welchen er mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit und Unbesonnenheit unternahm, die Blüthe seines Heeres. Nun erschienen die Tataren vor Kaifong, der Residenz. Dort hatte sich ein Verräther alle Macht angemaßt; er fing daher sogleich Unterhandlungen mit dem Feinde an, drang des Nachts ins Schloß, ermordete zwei Minister und ernannte dann einen Regenten aus der königlichen Familie. Nachdem er sich mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet und alle Kostbarkeiten, welche man vorfand, sich zugeeignet, ging er zur Stadt hinaus, um den mongolischen General zu empfangen. Dergestalt kamen die Horden in die Residenz. Der Hunger in Kaifong war fürchterlich; Menschenfleisch wurde von den ärmeren Classen als eine gewöhnliche Speise gegessen, so daß in dem Augenblick, wo Jemand verschied, sein Leichnam von gierigen Verwandten zerfetzt wurde. Der Verräther wählte nun die schönsten Weiber des Harems, um ihm als Conkubinen zu dienen, und lebte herrlich und in Freuden. Seine Unthat hatte aber großen Unwillen erregt, daher verbanden sich zwei Officiere um ihn aus dem Wege zu schaffen. Zu diesem Ende steckten sie einige Häuser in Brand, und als der Schwelger herauseilte um beim Löschen gegenwärtig zu seyn, durchstachen sie ihn mit einem Dolche. Er fiel augenblicklich todt zu Boden; als der Pöbel ihn liegen sah, schleppten sie den Leichnam durch die Gassen der Stadt und rissen ihn unter Verwünschungen in Stücke.

Noch aber war eine Kin-Armee im Felde, welche in wiederholten Treffen aufgerieben wurde. Die Veste, wo sich der weibische Ninkiassu aufhielt, war nun nicht mehr sicher; daher flüchtete

er sich in den entgegengesetzten und entferntesten Theil seines Reiches. Sobald er sich sicher glaubte, fing er wieder zu prassen an und versammelte ein zahlreiches Harem um sich. Auf die Vorstellung seiner Officiere jedoch entließ er wieder die Weiber und entsagte einigermaßen der Wollust. Der Feind aber, dem sich nun auch die Chinesen beigesellt, ereilte ihn sehr bald, und die fortgesetzte Belagerung der Stadt hatte auch wieder eine Hungersnoth zur Folge. — Da nicht Soldaten in genugsamer Zahl zugegen waren um die mühsamen Dienste zu verrichten, so wurden Weiber als Schildwachen verkleidet, um auf den Wällen dem herandringenden Feinde die Spitze zu bieten. Vergeblich aber bemühte man sich Mundbedürfnisse herbeizuführen, und da Ninkiassu versuchte zu entfliehen und nie seine Absichten erreichen konnte, so gab er seine Pferde dem Schlächter preis, damit man einmal nach so lange ausgestandenem Hunger ein Gastmahl haben möchte und die Leckerbissen schmecken könnte.

Stärker noch als die Entschlossenheit der Belagerten wirkte der Aberglaube zu ihrer Beschützung. Es war nämlich hart an der Mauer ein Thurm, der nach der Sage von Drachen bewohnt und noch überdieß durch einen sehr tiefen Laufgraben beschützt war. Niemand wollte sich dorthin wagen; das tiefe Wasser und die hervorragenden Spitzen des bezauberten Gebäudes machten das tapferste Herz zittern. Allein der mongolische General lachte dieser Mährchen und leitete das Wasser in einen See ab, so daß die Stadt nun von seinem Geschütze beschossen werden konnte. Nun dachte Ninkiassu daß es endlich hohe Zeit sey zu entrinnen; nachdem er sein trauriges Loos wieder in einer feierlichen Versammlung beklagt, wollte er heimlich aus den Thoren schleichen, um sein Leben zu retten. Allein die Wachen der Feinde waren zu munter, und der Feige mußte zurückkehren. Da sprach er zu der öffentlichen Versammlung: „Ihr Herren! ich bin zu wohlbeleibt, um mich durch die Flucht schnell retten zu können; daher trete ich meine Krone an Tschinglin ab, der seinem hohen Stande sehr wohl Genüge leisten wird." Nach Vollendung dieser Rede jauchzten ihm alle Generale Beifall zu, denn sie verachteten ihren Oberherrn als einen untüchtigen Fürsten. Die Krönung des Tschinglin sollte nun mit großer Feierlichkeit vor sich gehen. Nach so vielen trüben Tagen war jeder bemüht sich noch ein=

mal einige Augenblicke der Freude zu verschaffen; daher waren die Festlichkeiten viel herrlicher als in friedlichen Zeiten. Noch aber im Rausche, als die Officiere ihre Huld darbrachten, drang der Feind in eines der Thore, und nun fing ein gräuliches Gemetzel an. Ninkiassu aber sprach: „es ist alles verloren, legt Feuer um meinen Palast!" Sein Befehl wurde pünktlich befolgt, während er sich im Audienzsaale erhenkte. Als daher die Chinesen und Mongolen sich näherten, war ein großer Theil des Gebäudes schon in Asche verwandelt. Man war aber dennoch im Stande eine Menge Kostbarkeiten, unter andern auch die Krone und die Gebeine des Unglücklichen aus den Ruinen herauszuscharren. Diese wurden mit großem Prunk nach Hangtschéu gebracht, wo der chinesische Kaiser sie in die Walhalla seiner Vorväter brachte, damit seine Ahnen sich über den Untergang ihres Erzfeindes ergötzen möchten. Sehr unedel veranstaltete man auch ein großes Fest, um das ganze Volk an diese große Begebenheit der Rache des lange von den Kin unterdrückten China zu erinnern (1234).

Unterdessen vertheidigte sich der neue Kaiser Tschinglin mit großer Tapferkeit; da auch sein Schwert nichts mehr vermochte, sprang er voll Verzweiflung in einen Strom, wohin ihm auch die wenigen Getreuen folgten welche sich durchgeschlagen hatten. Keiner aus seinem Gefolge tauchte wieder aus den Wellen auf. Von diesem Augenblicke schwand die Kin-Dynastie dahin; die wenigen Ueberbleibsel der Niutschin-Nation folgten den Fahnen der Mongolen.

Ningtsong, auf Anrathen des ersten Ministers, wünschte daß nicht sein ältester Sohn ihm auf dem Throne folgte, denn er hielt ihn für zu untüchtig. Daher fertigte er auch ein Testament aus, in welchem er seinen Nachfolger Litsong, der ein sehr entfernter Verwandter war, als Kronprinz erklärte. Um Mitternacht verschied er. Schnell berief man den Rath, um dem neuen Kaiser zu huldigen. Zu dieser Feierlichkeit kam auch der Prinz. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er nach dem vorgelesenen Willen seines Vaters vom Throne ausgeschlossen wurde. Er verweigerte daher ernst die Kniebeugung; da aber kein Ausweg übrig blieb, erkannte er Litsong mit bitterem Grolle als Kaiser. Noch aber hatte er Anhänger; schnell versammelten diese einen

Haufen verwegener Trabanten in der Hauptstadt und nahmen selbst vom Palaste Besitz. Niemand aber unterstützte sie, und so wurden sie genöthigt die Stadt zu verlassen, und fanden alle nachher ihren Tod. Obgleich nun der Prinz an diesem Aufruhr keinen Theil genommen, glaubte dennoch der alte Minister der dem Litsong das Scepter überreichte, daß er der Ruhe des Landes gefährlich sey. Ein sehr treuer Bote wurde daher augenblicklich zu ihm gesandt mit der Anweisung sich selbst zu erdrosseln. Der Jüngling beklagte sein Loos; allein wer sollte ihn in seiner letzten Noth retten? — so zog er diese Schnur um seinen Hals und starb tief betrauert von allen seinen Freunden. Diese verklagten den Staatsmann und bezeichneten ihn als Prinzenmörder; er aber nahm davon weiter keine Notiz, und der Kaiser unterstützte seinen Diener mit aller Macht, die ihm zu Gebote stand.

Litsong wollte in der Weise des alten Jao und Schun regieren; daher errichtete er einen Tempel, der Tugend geweiht, nicht unähnlich der bayerischen Walhalla. Dort stellte er Standbilder der vorzüglichsten Gelehrten seines Zeitalters und der Vergangenheit auf; er canonisirte den verketzerten Tschuhi und gab ihm den Namen eines kaiserlichen Erklärers, den dieser auch wohl verdient; denn seine Commentare sind bündig und klar. Dergestalt wurde derselbe Gelehrte, welcher während seiner ganzen Lebenszeit aufs tiefste verachtet war, in einen Heiligen verwandelt.

Wie früher bei den Kitan, beging man wieder am kaiserlichen Hofe den großen Fehler, sich zur Vernichtung der schwächern Partei zu verbinden. Anstatt daher den fallenden Kin zur Hülfe zu eilen, wurde ein großes Heer unter sehr tüchtigen Generalen den Mongolen zugeschickt, um die Niutschin ganz zu vernichten. Da diese Stämme in großer Bedrängniß waren, war es den feigen Chinesen sehr leicht sie in vielen Schlachten zu überwinden und durch Hülfe der Mongolen aus den früher eroberten Ländern zu vertreiben. Nun kam es aber nach dem Tode des Kin-Fürsten zur Theilung der eroberten Gegenden; da man den Chinesen die ganze Provinz Honan versprochen, nahmen diese auch ohne weitere Widerrede davon Besitz. Die Vortheile, welche man erhalten, machten die Generale sehr stolz; daher fanden sich zwei Große, die Litsong anriethen die Mongolen über den

gelben Fluß zu jagen und sich der vorzüglichsten Festungen und ausgebreitetsten Strecken zu bemächtigen. Wie toll ein solches Unternehmen auch scheinen mochte, so fand es dennoch Verfechter, und ohne einmal den Krieg zu erklären, griff man den fürchterlichen Feind an. Nichts konnte diesem erwünschter kommen, und Hupilai erhielt nun den Auftrag das Reich der Song in Besitz zu nehmen. Die chinesischen Heerführer wurden wie gewöhnlich bald zurückgetrieben, und nun rückte eine unzählbare Armee der Nomaden in drei Abtheilungen in China ein. Dessen hatte man sich gar nicht versehen; daher bereute Litsong seinen Schritt, als es schon zu spät war. So wenig beachtete man überdieß das Völkerrecht, daß ein mongolischer Gesandter ergriffen und eingesperrt wurde. — Die Soldaten, welche zuerst in den Krieg gesandt wurden, waren ohne Lebensmittel und mußten sich daher zurückziehen. In der Hauptstadt China's selbst herrschte Hungersnoth und Elend, wie man es noch nie gesehen. Es hatte mehrere Jahre Mißwachs stattgefunden, und man aß nicht nur allerhand Gewürm, sondern verzehrte selbst Menschenfleisch. Eine sehr große Stadt, welche bedeutende Magazine und Schätze hatte, wurde überdieß den Mongolen in die Hände geliefert, und die Mandarine, welche zu ihnen übergegangen, wurden ihre Führer.

Was konnte daher das unglückliche China erwarten, als drei große Heere ins Land fielen und in Ssetschuen vorzüglich große Verheerungen anrichteten? Ogotai wollte nun nicht länger ein Barbar heißen; daher nahm er einen chinesischen Weisen, um ihm die Lebens- und Staatsregeln des Kongfutse wacker vorzuhalten, damit er sich in seinen Eroberungen befestigen könnte. Man lieferte eine fürchterliche Schlacht in den Gebirgen jener Provinz, wo die Chinesen als Helden fochten und das Feld mit den Leichen ihrer Feinde bestreuten. Allein sie mußten weichen. Nun eroberten die Unerbittlichen jene Gegenden; sie mußten aber vor mancher Bergfestung wieder abziehen. Eine solche war nach langer Gegenwehr erstürmt worden; da dachte der Gouverneur daß er durch Gift nach jener Welt entfliehen und den Händen der Barbaren entkommen könne; ein kleiner Knabe tödtete sich auf dieselbe Weise und Tausende von Soldaten folgten dem Beispiele. Man würde solche Erzählungen für Mährchen halten,

wenn nicht in unserer Zeit eine Menge dieser Art stattgefunden hätten. Die Mongolen aber kehrten sich sehr wenig daran; ihre Absicht war Eroberung, und als sie nach Herzenslust diese befriedigt hatten, eilten sie wieder nach dem Norden.

Ogotai war leider, ungeachtet seiner Vorliebe zur Philosophie, dem Weine sehr ergeben. Sein Freund und Rathgeber zeigte ihm in einem Becher, wie dieß Getränk selbst Metall zerfräße. Da ging er in sich und gelobte heilig, in Zukunft nicht so viel zu trinken. Seine sechste Frau, die innigstgeliebte unter allen, bewog ihn gerade damals eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen, damit seine Regierung auch noch durch andere Thaten als durch bloße Eroberungen der Nachkommenschaft merkwürdig sey. Dieß geschah nach einer Krankheit, wodurch das Herz des Barbaren erweicht, und zur Güte und Langmuth gestimmt worden. Allein seine lustigen Trinkgesellen lachten der Einsamkeit und Mäßigkeit, die in seinem ganzen Wesen sichtbar wurde, und verleiteten ihn auf die Jagd zu gehen. Ogotai glaubte sich recht zu vergnügen und blieb fünf Tage in der Wildniß. Die Anstrengungen aber, denen er sich ausgesetzt, beschleunigten seinen Tod und er starb auf einem Berge.

Seine Gemahlin ergriff nun unter der Leitung eines gewissen Muhammedaners selbst das Steuerruder und machte sehr gute Verordnungen. Sie bewarb sich selbst um die Verherrlichung durch die Geschichte, und ersuchte die Historiker etwas Lobwürdiges von ihr aufzuzeichnen, was diese jedoch geradewegs abschlugen. Da die Mongolen kein Weiberregiment haben wollten, so schritt man endlich zur Wahl ihres Sohnes (1246), der unter dem Namen Kajuk (Kuoju im Chinesischen) in der Geschichte bekannt ist. Auch er würde nicht sogleich zum Chan ausgerufen worden seyn, hätte nicht ein fürchterliches Gewitter und Hagel die Großen ermahnt, daß der Himmel selbst mit ihren Zögerungen unzufrieden sey. — Der Mönch Plano Carpini, welcher als Abgesandter des Papstes, der den Chan bekehren wollte, bei der Krönung zugegen war, hat uns eine sehr gute Schilderung von allen Gebräuchen, welche dort stattfanden, gegeben. Die Anzahl von Gesandten vom fernsten Westen und Norden, die dort angekommen waren, um dem neuen Herrscher ihre Huldigung zu bezeugen, war unglaublich. Die Großen des Reiches hatten

sich alle eingefunden, um durch ihre Pracht, Kleidung und die Verschiedenheit der erbeuteten Juwelen und Kostbarkeiten die Fremdlinge in Erstaunen zu setzen. Christen, Mohammedaner und Heiden, Leute aller Farben und Sprachen drängten sich im Lager der Mongolen umher, und es schien ein Reichstag der Welt zu seyn. Die Thronbesteigung selbst fand zu Karakorum, einer Ebene, statt, wo man ein prächtiges Zelt mit dem schönsten Schmuck und den herrlichsten Zierrathen errichtet hatte. Hieher begaben sich die Häupter; das Gesicht gegen Mittag gewendet, in betender Stellung, sprachen sie: „Wir wünschen, bitten und bestehen darauf, daß du alle Macht über uns haben sollst." Darauf antwortete Kajuk: „Wenn ihr wollt, daß ich euer Chan werde, seyd ihr entschlossen mir in allem zu gehorsamen, zu mir zu kommen wenn ich euch rufe, zu gehen wohin ich euch schicke, hinzurichten diejenigen, welche ich zum Tode verurtheile? „Nachdem dieß bejaht, ermahnten sie ihn gerecht und edel zu regieren; sie versprachen die Eroberung der Welt als Belohnung und fürchterliche Strafe, wenn er sich nicht gut betrage. Nach den feierlichsten Versprechungen von Seite des Prinzen hoben die Edlen und Großen ihn und seine Gemahlin auf ihren Schultern in die Höhe, und so wurden sie zu Oberherren ausgerufen. Dann kamen Hunderte von Wagen mit kostbaren Geschenken an, von denen der größte Theil den Häuptlingen, die ihn zu ihrem Fürsten erwählt, gegeben wurde. Die fremden Gesandten sahen diesen Feierlichkeiten mit großer Ehrfurcht zu; denn ein Wink des Gewaltigen bestimmte das Loos des Vaterlandes, und sie hatten keine Wahl zwischen Verheerung und Unterwerfung. Wer hätte unter solchen Umständen sich nicht gefürchtet?

Die Herrlichkeit des Kajuk aber war nur von sehr kurzer Dauer. Er starb plötzlich (1248), gerade als Dürre die Mongolen in die äußerste Noth gebracht, und ihre Pferde kaum an den Ufern der Ströme Weide finden konnten. Ueberdieß herrschte wegen der Plackereien große Unzufriedenheit im Lager. Um allen diesen Uebeln ein Ziel zu setzen, bedurfte man eines tüchtigen Regenten; dieser wurde in Mengko gefunden, der nun seinem Bruder, dem berühmten Hupilai, den Auftrag zur Führung des chinesischen Krieges gab. Die Stärke dieses Fürsten bestand in der außerordentlichen Gabe sich die Liebe des Volkes zu erwerben. Anstatt

daher mit der gewöhnlichen Wildheit das Land durch Mordbrennen und Räubereien zu verheeren, lernte er erst von einem Chinesen die Kunst zu regieren, und bewies den Gelehrten dieser Nation die größte Ehre. Diejenigen welche in Gefangenschaft schmachteten, wurden von ihrer Sklaverei befreit, und die Abgaben, welche man sie früher bezahlen ließ, wurden den Freunden der Literatur ganz erlassen.

Der Sturm, zur Vernichtung China's bestimmt, war im Begriff auszubrechen, als Mengko selbst, von der Verrätherei eines Bruders bedroht, sich erst im Rücken Sicherheit verschaffen mußte. Allein die Großmuth, mit welcher er den Frevler behandelte, machte auf sein kaltes Herz wenig Eindruck. Nach kurzer Zeit war er wieder in einem noch gefährlichern Anschlag begriffen, und nun mußte das Schwert sein Werk thun unter seinen Anhängern, während er selbst, aller Güter beraubt, ins ferne Sibirien verwiesen wurde.

Hupilai hatte sich unterdessen auf einen sehr abenteuerlichen Zug wider die Völkerschaften Turfans begeben, und natürlich auch Ssetschuen durchstreift. Von diesem Unternehmen erwartete er sehr wenig Ehre, aber viel Mühe und Gefahren wurden ihm zu Theil. Er hatte zu gleicher Zeit der Welt gezeigt, daß er in Gebirgen sowohl als in den Ebenen ein Heer zu befehligen im Stande war, und seine großen taktischen Talente erregten allgemeine Bewunderung. Dazu kam nun noch die allgemeine Volksliebe der Chinesen; dieß war genug den Neid niedriger Seelen zu erregen. Mengko war leider schwach genug ihren Eingebungen Gehör zu geben. So wurde denn der erhabenste Held der Mongolen des Verraths angeklagt und aller Würden beraubt. Anstatt aber zu den Waffen zu greifen und sich fürchterlich zu rächen — denn die Armee war Hupilai auf Leben und Tod ergeben — ging der Menschenfreund allein nach dem Lager des Bruders. Keine Vorwürfe, kein Schelten, keine Erbitterung nahm man an ihm wahr; er fiel seinem Bruder um den Hals und rief aus: vergib mir, man hat dich betrogen. Dieß war eine unwiderstehliche Aufforderung; beide zerflossen in Thränen, und der Jüngling kehrte bald nachher versöhnt als Regent nach China zurück.

Nun wurde der Krieg mit dem himmlischen Reiche endlich in vollem Ernst fortgesetzt; Mengko selbst führte seine Schaaren

nach Ssetschuen. Dort pflanzte er die Krieger vor der Festung Hotschéu auf, die seinen Anfällen Trotz bot. Dieß konnte er nicht ertragen; er führte die wüthenden Nomaden selbst zum Angriff an, und war im Begriff die Mauer zu ersteigen, als er verwundet danieder sank. Seine Getreuen fanden bald darauf den erbleichten Leichnam, und der Feldzug wurde nun aufgegeben.

Hupilai wurde nun allgemein als Chan angesehen; allein er wollte noch nicht zur Steppe zurückkehren um dort die Huldigung der Häuptlinge zu empfangen, ehe er in China Großthaten verrichtet, die ihn des Thrones würdig machten. Als die Nachricht von dem Wunsche seiner Nation ihn erreichte, bestieg er einen Hügel, welcher ihm die Uebersicht über den ganzen Jangtse gab. Von dieser Anhöhe blickte er auf das reiche China, und mit großer Ungeduld befahl er, sogleich nach jenem Ufer zu gehen. Dazu halfen ihm mehrere chinesische Officiere in seinem Gefolge, und in wenigen Tagen stand ein sehr zahlreiches Heer in Kiangsi. Dort breiteten sich die Mongolen mit der ihnen eigenen Schnelligkeit aus, so daß man selbst zu Hangtschéu zitterte und bebte. Friedensverträge wurden nun wieder in Anregung gebracht, und ein stolzer chinesischer Minister, der den Nachtrab des Heeres überfallen und einige Feinde getödtet, kam mit Hupilai zu einem Vergleich. — Die Ursache aber war nicht seine Klugheit und Tapferkeit, deren er sich so viel brüstete, sondern der Wunsch des Regenten, im Zelte seiner Landsleute sich zu krönen. Dort langte er endlich an (1259) und freute sich der allgemeinen Begeisterung, mit welcher er empfangen wurde. Das rohe Leben behagte ihm jedoch nicht; daher kehrte er sehr bald wieder nach China zurück. Zu Jenking (Peking) angelangt, errichtete er eine große Walhalla, in welcher die Ahnen seines Stammes aufgestellt wurden, denen er nach chinesischer Sitte göttliche Ehre erwies. Die Anhänger des Kongfutse drängten sich nun in großen Haufen um ihn herum, und er wurde sehr von ihren schönen Reden erbaut, konnte aber nie begreifen, wie ein Reich, von solchen weisen Männern regiert, untergehen könnte. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis war dem kaiserlichen Lehrlinge damals noch nicht bekannt. Eine Empörung in Schantong wider seine Beamten machte ihn noch aufmerksamer und begieriger die Art gut zu regieren gründlich zu erlernen. In religiösen Dingen war

er sehr unentschieden. Seine Vorgänger hatten die nestorianischen Christen begünstigt und Anlaß zum Glauben gegeben, daß sie auf dem Punkte wären sich zu dieser Religion zu bekehren. Die Priester und Bischöfe dieser Secte schildern uns die katholischen Mönche, die den Hof besuchten, als die elendesten und lasterhaftesten Wichte, welche die Religion des Sohnes Gottes je entehrten. Ob nicht Haß beitrug uns das schwärzeste Gemälde von diesen Ketzern zu geben, lassen wir dahin gestellt seyn. So viel ist gewiß, daß die Chane ihre Grundsätze nicht annahmen; Hupilai ging selbst so weit, einen Bonzen zum Hohenpriester zu ernennen.

Zum erstenmale fingen nun die Mongolen an mit der Feder Krieg zu führen. Der Chan schrieb einen sehr langen Aufsatz über die Beschwerden, welche er von den Song erfahren. Vielleicht dachte er alles in Güte beizulegen. Diese Zeit jedoch war noch nicht gekommen.

Kurz vor dem Tode des Litsong erschien ein Komet (1265), wodurch der chinesische Hof sehr bestürzt gemacht wurde. Der Kaiser war ein stiller eingezogener Mann, der es sehr wohl mit der Nation meinte, jedoch sehr wenig Thatkraft besaß, ein zweiter Ludwig XIII, das Spiel seiner Minister, die jedoch keine Richelieu waren. Dennoch genoß das Land sehr viele Segnungen, und die Nation erfreute sich im Süden eines fortdauernden Friedens und großen Wohlstandes.

Von den angränzenden Ländern wurde Korea am meisten mitgenommen. Dieß wurde zu wiederholtenmalen erobert; dennoch aber warfen die Einwohner das gehaßte Joch wieder ab. Lieber wollten sie die Inseln ihrer Küste bewohnen, als die barbarischen Mongolen als ihre Herren anerkennen. Da gebrauchte Hupilai den Weg der Güte, erlaubte der Nation Freiheiten, beschenkte ihren König, den sie erst als einen Anhänger der Feinde verworfen hatten, und nahm sie auf diese Weise für sich ein. Seine Absicht war, die Bewohner Korea's zu einem Einfall in Japan zu gebrauchen; denn auch dieses ferne Land wollte er als Herrscher der Welt seinem Scepter unterwerfen. Daher befahl er dem Könige, eine zahlreiche Flotte auszurüsten und sie vorzüglich mit Reis zu versehen; denn die Fische des Meeres, wie er sich ausdrückte, würden ja hinreichend seyn, um seinen Kriegern die

fehlenden Mundbedürfnisse zu gewähren. Dieß war ein mächtiges Unternehmen, von dem wir in der Folge mehr sprechen werden.

Cochinchina war auch den Angriffen der Nomaden ausgesetzt, und es ist selbst bewiesen, daß sie auch Siam und Kambodja sowohl als Birma erreichten und diese Länder dem Namen nach ihrer Herrschaft unterwarfen. So huldigte ihnen der Samojede und Malaye zu gleicher Zeit.

In ihrer Wildheit kümmerten sich die Mongolen sehr wenig um die Erhaltnng der Länder, von welchen sie mit dem Schwerte Besitz genommen. Die Chane hatten jedoch einen Leitstern in dem verdienstvollen Minister Jeliutsutsai, einem der größten Weisen, die je gelebt haben. Man hatte schon den Vorschlag gemacht, das nördliche China zu entvölkern um die Reisfelder in Wiesen zu verwandeln und die Bauern zu ermorden, damit das Roß der Nomaden Weide finden möchte, als sich dieser Staatsmann einem solchen grausamen Vorhaben mit aller Gewalt widersetzte. Es war in Folge seiner Anordnungen, daß man regelmäßige Abgaben von den Unterthanen erhob, anstatt sie zu gewissen Zeiten zu berauben. Er war es, der die vorzüglichsten Künstler und Gelehrten aller Gegenden, und unter diesen viele Mohammedaner, an sich zog. Mit Kongfutse und seiner Schule aufs vertrauteste bekannt, suchte er diese Grundsätze geltend zu machen. Er ordnete das ganze Staatswesen, machte die Mandarine dem Chan verantwortlich, verbreitete Ordnung und Anhänglichkeit an die neue Regierung, und that sein Möglichstes, das arme Volk von der schrecklichen Geißel der Nomaden zu befreien und zugleich ihre Macht zu befestigen. Dennoch entging er den Verfolgungen nicht; er wurde wegen einer unbedeutenden Ursache angeschwärzt und sogleich mit Fesseln beladen. Diese wollte er nicht ablegen, bis Ogotai-Chan in einer öffentlichen Versammlung erklärte, daß er selbst geirrt und sein treuer Diener unschuldig sey. Dieß war für ihn ein Triumph. Nach dem Tode seines Gönners hatte er jedoch noch sehr viele Kränkungen zu erleiden und große Uebel zu erdulden, so daß er vor Gram ins Grab sank. Doch bis zu diesem Augenblick wird das Andenken des talentvollen Mannes hoch geehrt.

Die Regierung der chinesischen Kaiser war ganz einem Minister anvertraut; dieser verwaltete das Land (1266). Tutsong

war der Neffe seines Vorgängers und besaß selbst wenig Talent. Dabei stützte er sich ausschließlich auf den Staatsmann, welcher schon unter dem vorigen Kaiser Beweise seiner Herrschsucht gegeben. Der Rath war diesem unterthan, und der Monarch selbst, sobald sein Diener einen Machtspruch bekannt gemacht, durfte nicht ein Wort sagen. Er stand auf in der Gegenwart des Hofmannes und betrug sich als sein ergebenster Anhänger.

Dem Hupilai hatte sich ein ähnlicher Geist beigesellt; dieser war aber ein Fremder des Westens. Dort am Hofe fand er einen ehrlichen Chinesen von sehr großem Talent, dabei aber äußerst demüthig und bescheiden, und so genügsam, daß er ungeachtet der großen Posten welche er bekleidete, dennoch arm blieb. Alles dieses half ihm aber nichts. Hupilai fragte ihn eines Tages, ob er nicht die Religion der Bonzen annehmen wollte. Hierauf sprach sich der Gelehrte sehr kräftig über die Grundsätze des Kongfutse aus, welche ihm nichts zu wünschen übrig ließen. Da man ihn jedoch wegen seiner Rechtlichkeit am Hofe nicht länger leiden konnte, so ging er nach seiner Heimath, um sein Leben vergnügt zu beschließen. Nun blieb nur noch ein Minister übrig, der dem Hama (Achmed), dieß war der Name des sich alles Anmaßenden, Widerstand leisten konnte. Diesen wies Hupilai nach seiner neuerrichteten Akademie, wo die jungen Mongolen sowohl in Wissenschaften als auch im Wettrennen und Bogenschießen unterrichtet wurden. Hier erwarb sich aber der gewandte Beamte einen solchen Ruhm, daß man ihn auch von dort wegzuschicken hatte. Nun ging er nach Hause; dort stiftete er so viel Gutes durch Rath und That, daß Sittenverbesserung und Wohlstand in der ganzen Umgegend sich zeigte. Hupilai, obgleich von der Vortrefflichkeit dieser Leute überzeugt, konnte es doch nicht über das Herz bringen, den schmeichlerischen Hama zu entlassen. Er trug einem sehr geschickten Bonzen auf, eine neue Buchstabenschrift für die mongolische Sprache zu erfinden, so daß die Chinesen mit aller ihrer Gelehrsamkeit ganz ausgeschlossen wurden. Diese Zeichen wurden den Uigur-Charakteren entnommen, welche ihrerseits von der syrischen Strangelo entlehnt und zuerst durch die Nestorianer dorthin gebracht worden waren.

Die ganze Waffenunternehmung während der Regierung des Tutsong beschränkte sich von Seite der Mongolen auf die Bela-

gerung zweier Städte, vor welchen sie vier Jahre lagen. Da beide Reiche auf dieß Unternehmen als sehr außerordentlich hinblickten, bemühten sich die Generale beider Parteien, ihren Muth und ihre Kunst zu zeigen. Der chinesische Minister sandte ein großes Heer zum Entsatz herbei, welches aber wie gewöhnlich aufs Haupt geschlagen wurde. Nun entschlossen sich zwei Helden die Belagerten mit Mundbedürfnissen zu versehen, wovon einer glücklich durchkam; der andere erlag unter den Wunden, und sein Leichnam schwamm in die Stadt. — Man hatte auch auf die außerordentlichste Weise von der großen Noth, welche in der Festung herrschte, Nachricht durch einen Taucher zu senden gesucht; dieser aber, obgleich er schwamm und sich unter dem Wasser verbarg, wurde dennoch entdeckt. Die Mongolen schlossen die Stadt selbst von der Wasserseite ein; noch aber wollte sie sich nicht ergeben. Der chinesische General, welcher die Operationen mit Hülfe einiger Araber und des berühmten Marco Polo ins Werk setzte, ging selbst unter die Mauern, um seine Landsleute aufzufordern sich den Mongolen zu ergeben; allein man tödtete ihn beinahe durch Hunderte von Pfeilen, die zugleich von den erzürnten Soldaten abgeschossen wurden. Dennoch rückten die Maschinen der Belagerer immer näher. Als man endlich vernahm, daß eine chinesische Flotte vom Feinde beinahe vernichtet und daß der Minister des Tutsong den Feind des Commandanten zum General des Heeres ernannt hatte, welches der nur noch einzig übriggebliebenen Stadt (denn alle anderen waren schon genommen) zu Hülfe eilen sollte, da wollten sie nicht länger für ihr Vaterland fechten, und die ermüdeten Belagerer zogen endlich in die Thore ein. Aber selbst dann noch fürchteten sie einen Ueberfall; denn in der ersten Festung hatten sich die Soldaten von Straße zu Straße vertheidigt.

Tutsong lebte ruhig in seinem Palaste, dem Wein und der Wollust ergeben, und ertrug es geduldig, daß sein Beherrscher, der Minister, ihm die bittersten Vorwürfe über den Verlust jenes Ortes machte. Im Jahre 1274 starb er, von Niemand beweint, wie Karl der Zweite, König von Spanien, ohne auch das Geringste gethan zu haben, das eines Fürsten würdig wäre. Sein Minister wollte nicht den Kronprinzen den Thron besteigen lassen, sondern bestand darauf, daß ein Kind sein Nachfolger seyn sollte.

Da alle Großen am Hofe vor einem solchen mächtigen Herrn zitterten, ging sein Wunsch auch in Erfüllung.

Niemand freute sich mehr als Hupilai, daß ein Kind auf dem Throne China's saß, und ein Minister wie Kiassetao das Land regierte. Da er jedoch recht chinesisch zu Werke gehen wollte, so schrieb er eine Proclamation, in welcher er alle seine Beschwerden kundmachte. Am Ende bemerkte er, daß er sich genöthigt sehe das Land mit Krieg zu überziehen. Die erste Unternehmung war der Uebergang über den Jangtse, wo man ungeheure Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Der mongolische General war jedoch ein großherziger Mann, welcher unter Schwierigkeiten sein außerordentliches Talent an den Tag legte. Sein Name war Pejen (der Hunderäugige), der eigentliche Eroberer des himmlischen Reiches; denn Hupilai, ungleich seinem Vorfahren, ging selten in den Krieg, sondern sandte alle Mundbedürfnisse, Waffen und Recruten, seinem Heere regelmäßig zu, und verwaltete sein sehr ausgedehntes Reich mit großer Weisheit. So war es denn möglich, daß man einen verheerenden Krieg wie diesen, welcher vielen Myriaden das Leben kostete, unterhalten konnte.

Um einen solchen Helden wie Pejen in seiner Laufbahn zu hemmen, zog der elende Kiassetao ins Feld. Er war stolz, mit sich selbst zufrieden, und dachte daß ein Minister, welcher drei Alleinherrscher in Banden gehalten, der erste Mann seiner Zeit nicht allein im Cabinet, sondern auch im Lager nothwendig seyn müßte. — Mit großer Schnelligkeit steckten die Nomaden eine sehr bedeutende chinesische Flotte in Brand, fielen dem chinesischen Befehlshaber in den Rücken, und trieben das ganze Heer wie eine Heerde von Schafen vor sich her. Der unglückliche General erschien vor dem Feldmarschall Kiassetao und erklärte, daß seine Truppen schon durch den bloßen Anblick der Mongolen zum Weichen gebracht worden seyen. Nun begab sich der Großsprecher auf die Flucht, und da man Hangtschéu nicht länger für sicher hielt, so rieth er dem jungen Kaiser sich auf das Meer zu begeben. Nach diesem Unglücksfalle jedoch standen die Höflinge sämmtlich wider Kiassetao auf und erklärten, daß er ein Verräther des Landes sey. Die Kaiserin gab sehr ungern ihren Liebling auf; da aber das ganze Reich ihn als den Schul-

digen bezeichnete, mußte sie nachgeben, und er wurde aller seiner Ehrenstellen entsetzt. Noch aber glaubte er sich die Gunst der Fürstin wieder verschaffen zu können, die ja durch sein Zuthun Regentin geworden; aber seine Feinde bestanden auf seinem Tod. Nun war er genöthigt den Hof zu verlassen. Der Mandarin, welcher ihn begleitete, spottete seiner und bemerkte daß, wenn er das Herz eines Mannes im Leibe hätte, er die Schmähschriften und den Spott der ganzen Nation nicht so kaltblütig ertragen könnte. Kiassetao, dem das Leben sehr lieb war, hörte solchen Bemerkungen sehr gleichgültig zu. Als sie aber über einen Fluß gingen, zeigte ihm der Mandarin die vortreffliche Gelegenheit sich von allen Mühen zu befreien; allein der Exminister wollte nicht Selbstmord begehen. Am Abend gingen sie in einen Tempel; da konnte sich sein Begleiter nicht länger enthalten eine schwarze That zu begehen, und ermordete den Mann, vor welchem früher das ganze Reich gezittert. Darüber war große Freude im Lande, und man bildete sich ein daß China nun gerettet sey; der Mörder jedoch litt die Todesstrafe.

Wie feig auch einige Statthalter sich betrugen, so zeigten dennoch die andern die größten Aufopferungen, nicht etwa um der guten Sache zu nützen, sondern bloß um dem Feinde nicht lebendig in die Hände zu fallen. In einer Festung hielt sich ein Officier des zweiten Ranges auf, welcher, den Mongolen äußerst ergeben, sie zur Einnahme der Stadt einlud. Da der Commandant dieß vernahm und die wilden Horden unter den Wällen erblickte, wollte er ein Beispiel der Anhänglichkeit an seinen Oberherrn geben; er ermordete daher alle seine Kinder und endlich sich selbst, ohne das Geringste zur Vertheidigung der Festung zu unternehmen. — Die Schaaren der Tataren eilten bald nach Nanking einem Platz, welcher mit seinen festen Mauern einem solchen in der Belagerungskunst ungeübten Feinde sehr großen Widerstand hätte bieten können. Allein der Befehlshaber zog es vor Gift zu trinken, und dem Feinde diesen sehr großen Ort auf diese Weise in die Hände zu liefern. Dafür lobte man ihn und er erhielt natürlicherweise als ein treuer Diener einen Platz in der Walhalla. Selbst Pejen ehrte ihn; denn man fand in seinem Palaste die Copie eines Briefes, in welchem er der Song-Dynastie seinen Rath zur Vertheidigung ertheilte; und der

feindliche General bemerkte, daß, wenn man seinen Wünschen gefolgt, kein Mongole so weit gekommen wäre.

Die Kaiserin erließ unterdessen ein Rundschreiben und ersuchte alle ihre treuen Unterthanen, ihr zur Hülfe herbeizuströmen. Da aber in China der Unterthan sehr selten die geringste Liebe für seine Obrigkeit hegen kann, blieb der Aufruf ganz fruchtlos. In dieser Noth kam Hupilai selbst der Fürstin zuvor, indem er ihr den Friedensbund anbot. Natürlich war der Streit wie der des Wolfes mit dem Lamme, welches sein Wasser getrübt, und die Bedingungen waren auch der Art daß ganz China dadurch den Barbaren Thür und Thor geöffnet haben würde. Leider kam es nicht einmal zur Unterredung, denn die mongolischen Gesandten wurden von den Chinesen auf ihrem Wege nach der Hauptstadt heimtückisch und wider alles Völkerrecht todtgeschlagen. Ein zweiter Botschafter wurde daher abgesandt, und diesen traf ein gleiches Loos. Obgleich nun der Hof sich von aller Beschuldigung freizusprechen dachte, und die gräuliche That auf Banditen schob, so entschloß sich dennoch Hupilai, der wohl wußte daß die Regierung aus treulosen Eidbrechern bestand, fürchterliche Rache zu nehmen.

Das erste glänzende Unternehmen war gegen Ssetschuen; denn noch ein Theil dieser Provinz gehörte den Chinesen an. Hier aber war der Muth der Soldaten noch nicht gesunken, und die Mongolen hatten einen fürchterlichen, blutigen Kampf zu bestehen. Um eine Festung schnell einzunehmen, hatte man den Kopf eines Commandanten, der sich zur Gegenwehr gesetzt, auf eine Pike gesteckt, und so eilte man den Wällen zu, um den Statthalter zur Uebergabe aufzufordern. Dieser zögerte auch nicht sehr lange seine Unterwerfung bekannt zu machen. Ein Nachkomme der Song aber, welcher sich zufällig dort befand, wollte lieber den Tod als die Schmach, dem Feinde lebendig in die Hände zu fallen. Die Gegenwehr der Besatzung von Jangtschéu war von der verzweifeltsten Art; um die Stadt zu bedrängen, waren die Mongolen genöthigt hohe Wälle von Erde aufzuwerfen, und von diesen aus die Soldaten auf den Mauern anzufallen. Aber auch dann hielten die chinesischen Krieger Stand, von Straße zu Straße widersetzten sie sich dem Feinde, sobald sie von Bollwerken weggetrieben worden waren. Pejen bewun-

derte diese Tapferkeit und ehrte die Vertheidiger; vergebens aber suchte er sie seinem Herrn zu verpflichten, und der Commandant zog es vor niedergehauen zu werden, anstatt unter einer fremden Fahne zu dienen.

Die Eroberungen in der Provinz Kiangsi gingen sehr schnell von statten; überall wo die Mongolen sich zeigten, lieferten die zitternden Mandarine die Schlüssel der Städte aus. Da Nanking nun auch in ihren Händen war, eilte Pejen mit seinem ungeheuren Heere nach der Hauptstadt Hangtschéu, oder Lingan, wie man es damals nannte. Unterwegs traf er noch auf eine Stadt, welche er mit seinem unermüdlichen Heere einnahm. Als einer der ersten Mandarine die Mongolen herannahen sah, sprach er: warum soll ich denn mit meinen eigenen Augen die Schmach meines Landes ansehen? Da ließ er seine Söhne die Ceremonie der Mützeaufsetzung vollziehen, welche bei Jünglingen, die dem Knabenalter entwachsen, verrichtet wird, und stürzte sich dann mit ihnen in die brennenden Straßen. Die Barbaren waren darüber so gerührt, daß sie ihm zu Ehren sogleich ein Trankopfer brachten. Ein anderer Officier bat seinen Diener daß er, als die letzte Ehrenbezeugung, ihm den Kopf abhauen möchte. Nach langer Weigerung gehorchte dieser endlich, entleibte seine eigene Frau und Kinder und endlich sich selbst. — Dergleichen Gräuelthaten sind unter den Chinesen hochgefeiert, und ähnliche Scenen fielen im Jahre 1842 zu Tschinkiang und Tschapu vor.

Bei der herannahenden Gefahr flohen zwei Prinzen des Geblütes nach dem Süden, um sich von dort, wenn hart verfolgt, auf die See zu begeben. Denn schon hatten die Mongolen Hangtschéu erreicht, und die Regentin war ängstlich bedacht mit dem ganzen Hofe sich weiter ins Innere zu begeben. Allein man zögerte lange, und der Kaiserin entfiel der Muth. Ihr Sohn war sieben Jahr alt, und der Minister erbot sich, ihn, wenn er an Hupilai schreibe, den Titel kleiner Neffe annehmen zu lassen. Man spottete auch der Feinde, daß sie so grausam wären ein solches Kind zu bekriegen. Doch der mongolische Feldmarschall erwiederte: wie betrug sich der Stifter der Song-Dynastie, als er die spätere Tschéu-Familie über den Haufen warf und auch der Regierung eines Kindes ein Ende machte?

Noch aber waren viele Getreue am Hofe der Prinzessin, welche sich gern für das Wohl des Vaterlandes aufgeopfert haben würden, wenn sie nur einen würdigen Anführer gefunden hätten. Einer derselben, welcher sich nach Tschusan zurückgezogen, ließ einem Officier, der ihn zur Uebergabe zu bereden wünschte, die Zunge ausschneiden. Das Cabinet jedoch zeigte die größte Unentschlossenheit und Feigheit. Die Minister verstanden zu schreiben, nicht zu handeln. Daher war die Kaiserin endlich genöthigt, die Siegel des Reiches dem siegreichen General Pejen zuzusenden. Ein Vaterlandsfreund ging selbst ins mongolische Lager, um durch seine Rede und sein Betragen den Feind zu überzeugen, daß der wahre chinesische Geist noch nicht erstickt sey. Pejen bewunderte seine Dreistigkeit, lobte seinen Edelmuth, behielt ihn aber bei sich. Sogleich sandte er, da die hohe Regierung sich unterworfen hatte, einen Officier nach Hangtschéu, um alle Papiere in Beschlag zu nehmen. Dann zog der große Feldherr selbst mit seiner ungeheuren Macht nach der Residenz, und sah dort zu seinem großen Erstaunen die Fluth vom Meere den Tsientangfluß herauf kommen, die ihm als ein hoch aufgethürmter Wall erschien, und deren Brausen ihn mit Entsetzen erfüllte. Er verweigerte lange eine Unterredung mit der Kaiserin, wahrscheinlich aus Furcht von ihren Thränen überwältigt zu werden. Nachdem er aber seinen Entschluß gefaßt (1276), befahl er daß die Regentin mit ihrem ganzen Hofstaat nach dem Norden abreisen sollte. Die Mutter war hoch erfreut daß man ihrem Sohne das Leben geschenkt, ließ diesen das gesetzliche neunmalige Kopfstoßen als Zeichen der Unterthänigkeit in der Richtung der Residenz des Hupilai verrichten, und bereitete sich nun zur Abreise. Eine plötzliche Krankheit verhinderte sie jedoch sogleich den Palast zu verlassen, während Minister und Räthe mit allen Hofschranzen unter einer starken mongolischen Begleitung sogleich ihren Weg antraten. Keine Thräne aber bethaute ihren Weg; das Volk war gleichgültig in der Stunde der Noth, denn man hatte sich seiner im Glücke nie erbarmt.

Auf der Reise unternahmen es zwei edle Generale, die hohen Personen aus den Händen der Feinde zu befreien. Sie fochten mit verzweifelter Wuth, konnten jedoch nicht ihren Zweck erreichen. Die Einwohner einer Stadt machten denselben Ver-

such, dieser aber mißlang gleichfalls, und so blieb dem jungen Prinzen nichts übrig als mit seiner Gefangenschaft zufrieden zu seyn. Hupilai empfing ihn aber mit sehr großer Herablassung, sprach herzlich mit dem Knaben, und tröstete ihn über sein Leiden, ihn zugleich zum Herzog ernennend. Mit den elenden Hofschranzen und schwachköpfigen Ministern war er desto weniger zufrieden und machte ihnen die bittersten Vorwürfe.

Allein das ganze Reich huldigte noch nicht den Barbaren, obgleich die Kaiserin Befehle an ihre Officiere erlassen daß sie sich in die Umstände fügen und Hupilai als ihren Herrn anerkennen sollten. Der General welcher den jungen Kaiser nicht befreien konnte, warf sich in die Stadt Jangtschéu und trotzte der ganzen mongolischen Macht. Vergebens machte Hupilai selbst ihm Vorstellungen zur Uebergabe; sein Bote wurde auf der Stelle durch die Soldaten getödtet. Die Kaiserin schrieb eigenhändig an ihn; er aber wollte ihren Befehl zur Uebergabe nicht annehmen. Die größten Versprechungen blieben bei ihm ohne Erfolg; nachdem er alle Mittel zur Vertheidigung aufgeboten, alle Mundbedürfnisse verzehrt hatte, so daß die Soldaten von altem in Wasser erweichtem Leder und ihren eigenen Kindern lebten, und den Feind vordringen sah, verließ er den Ort mit seinen Getreuen, um sich dem neuerwählten Kaiser im Süden anzuschließen. Dort aber nahmen die Tataren seine ganze Familie gefangen; auch die Stadt wohin er sich geflüchtet, wurde erobert, und da er keinen andern Ausweg sah, ertränkte er sich. — Dem Diener eines gewissen Herrn, der zu den Mongolen übergegangen, war eine Stadt von den Chinesen anvertraut worden; dieser wünschte daß er sie seinen Freunden überliefern möchte, und sandte zu diesem Zweck seinen Sohn, um ihn zu überreden. Der Diener, entrüstet, tödtete den Jüngling. Nun aber erschien die Armee der Mongolen vor der Festung und fing die Belagerung mit sehr großem Muth an. Da beredete der Herr seinen Diener, daß er wieder zu seinen Landsleuten herüberkommen wolle und sich herzlich gräme einen solchen Fehltritt gethan zu haben. Dieser ließ ihn mit seinem Gefolge ein. Sobald aber die Reiter in der Stadt waren, hieben sie die Schildwachen nieder und öffneten den Mongolen die Thore; nun nahm der Herr an dem Diener und an seiner Familie fürchterliche Rache.

Nachdem die zwei Prinzen, welche sich vor der Ankunft der Mongolen von der Hauptstadt geflüchtet, Wantschéu an der Küste Tschekiangs erreicht, versammelten sie ihre Getreuen in einen Tempel, wo schon früher ein von den Tataren geschlagner Kaiser eine Nacht zugebracht, und wo man noch seinen Thron bewahrte. Da standen die Mandarine alle vor ihren Gebietern, und erklärten feierlich einen derselben zum Reichsverweser und nachherigen Kaiser unter dem Namen Tuonti, anstatt des gefangenen Kongti.

Große Schaaren der Tataren waren unterdessen mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit dem neuen Fürsten auf dem Fuß gefolgt, hatten sich nach allen Gegenden ausgebreitet und in verschiedenen Treffen gegen die verzweifelnden Chinesen, welche nun als Helden fochten, den Sieg davongetragen. Aber es war ganz vergebens sich dem Feinde zu widersetzen; denn diese stritten unter einem Herrn mit dem festen Vorsatze zu siegen oder zu sterben, während die Unterthanen der Song ihre Kräfte zersplitterten und, ohne einen einzigen Plan zu verfolgen, sich bald da bald dort den Mongolen entgegenstellten.

Tuonti war unterdessen in Tschuentschéu, dem berühmten Handelsorte in Fokien, angelangt, von wo er sich im höchsten Nothfalle nach Formosa oder irgend einer anderen Insel einschiffen wollte. Dort hatte man seit vielen Jahren einen sehr blühenden Handel, wie es noch jetzt der Fall ist, getrieben, so daß eine Menge Junken im Hafen waren. Der Zolleinnehmer hatte bedeutende Schätze während seines Aufenthalts in dieser Stadt gesammelt, und die gierigen Hofleute wünschten sich dieser zu bemächtigen. Daher wurde dieser Beamte festgenommen, und man wollte dergestalt alle Junken der Kaufleute nöthigen der kaiserlichen Flotte zu folgen. Allein dieser Officier hatte einen sehr großen Anhang, und da man anfing die Krämer und ihre Fahrzeuge zu berauben, standen alle wider den gemeinsamen Feind auf; der Beamte wurde befreit, und der Kaiser, welchen man als einen Räuber betrachtete, mußte mit Schaden abziehen.

Unterdessen waren die Tataren bis nach Canton vorgedrungen. Dieser Ort blühte schon damals; da Niemand denselben vertheidigen konnte, trat ein reicher Mann auf und erklärte, daß er das Vaterland in Schutz nehme. Nachdem er eine große Menge Freiwilliger zusammenberufen, schlug er die Tataren aufs

Haupt. Von da zog er sich nach Tschaotschéufu, um den östlichen Theil der Provinz zu behaupten, wurde dort aber belagert, und da er kein Mittel zur Rettung sah, warf er sich in einen Brunnen. Sein Name ist Hiangfei; er wird bis auf diesen Augenblick in großen Ehren gehalten.

Nach so vielen Versuchen das Joch der Mongolen abzuschütteln, und der heldenhaftesten Gegenwehr der Einzelnen, welche doch nie genugsam unterstützt wurden, hielt es Tuonti im Jahre 1277 endlich für nöthig sich dem siegreichen Feinde zu unterwerfen. Allein gerade in diesem Augenblick wurde das Heer der Mongolen zurückberufen. Schnell zogen die unzählbaren Reiter aus allen Provinzen hinweg, um sich nach der Tatarei zu begeben, wo ein Verwandter des Hupilai sich beinahe der ganzen Steppe bemächtigt und ihn selbst zu entthronen drohte. Pejen commandirte auch hier sehr meisterhaft, schloß den Feind ein, schnitt ihm die Lebensmittel ab, und zeigte sich als Beschützer des Throns. Die Aufrührer wurden in sehr kurzer Zeit geschlagen und beinahe vertilgt; das fürchterliche siegreiche Heer zertrat nun wieder die Fluren China's.

Die chinesischen Staatsmänner, welche nur von Kongfutse, Jao und Schun zu schwätzen verstanden, hatten sich nicht die Abwesenheit der Mongolen zu Nutze gemacht. Rathlos zeigten sie sich in Gefahren, stolz und anmaßend, wenn der geringste Erfolg ihren Waffen ward; anstatt großartig etwas zum Heile des Vaterlandes zu unternehmen, zogen sie mit dem Kaiser an der Küste Kuangtongs umher, wo sie nicht weit vom jetzigen Hangkong einen Palast zu bauen anfingen. Unglück folgte ihnen jedoch auf den Fersen; denn obgleich das Volk freiwillig große Summen und eine ziemliche Anzahl von Baumaterialien hergab, so wurde doch nichts zu Stande gebracht. In einem der fürchterlichen Stürme, welche an dieser Küste sehr häufig vorfallen, wurde das kaiserliche Fahrzeug umgeworfen; obgleich sein ganzes Gefolge den Tod in den Wellen fand, wurde Tuonti dennoch gerettet, um von der heldenhaften Vertheidigung Tschaotschéu's zu hören und dann ins Grab zu sinken. Man hatte erst beschlossen sich nach Kambodja zu flüchten; allein es gab der Rathgeber zu viel, fehlte aber ganz an der Ausführung der Pläne.

Die wenigen Großen, welche ihrem Herrn treulich gefolgt, ernannten nun Tiping, ein Kind, zum Kaiser, und einer derselben hielt eine kräftige Rede, woraus seine Vaterlandsliebe in den hellsten Farben hervorleuchtete. Während man sich nun beschäftigte eine Residenz, eines solchen Monarchen würdig, zu erbauen, wurde das chinesische Heer, welches man wieder zusammengerafft, geschlagen. Die Mongolen hatten dießmal die Grausamkeit, einen der heldenmüthigsten feindlichen Generale am Feuer zu braten, während ein anderer mit all seiner Habe freigegeben wurde. In den südlichen Ländern war Hungersnoth und Verderben; überall fühlte man die heftige Geißel des Krieges und weinte über die Leiden, welche das Volk zu ertragen hatte, ohne das Geringste für die Abhülfe zu thun.

Die Ueberbleibsel des ganzen Anhangs des Tiping bestanden nur aus einer Flotte, welche noch überdieß von einem General Tschangtschijin, der nichts vom Seewesen verstand, geführt wurde. Er war ein tapferer General, aber kein Admiral, hatte alles versucht um das Reich zu retten, war aber unglücklich gewesen, und erwartete nun den Feind in einer Bucht, in der Umgegend von Namoa. Die Mongolen hatten wirklich eine Flotte; sie fielen dort über die Chinesen her, konnten aber wegen ihrer Ungeschicklichkeit zu Wasser nichts ausrichten. Endlich sah sich Tschangtschijin umringt. Da schlug er eine Schlacht, in welcher keine Partei den Sieg erhielt. Von dem dicken Nebel und dem dunkeln Wetter begünstigt, gelang es ihm aber den Feinden mit 16 Junken zu entfliehen. Das kaiserliche Fahrzeug jedoch, welches größer als die anderen war, gerieth auf den Sand, und anstatt den jungen Fürsten nach einer andern Junke überzuschiffen, nahm ihn Lusiusu, einer der Hofleute, in seine Arme, warf Frau und Kinder erst ins Wasser, und sprang dann selbst mit dem Oberherrn in die Fluthen (1279). So endete die Song-Dynastie, nachdem dieselbe 319 Jahre (960 — 1279) im Besitze des chinesischen Thrones gewesen. Feiger und unwürdiger ihres hohen Amtes konnte Niemand wohl handeln als die chinesischen Mandarine, die Soldaten, die Generale; selbst alle die Selbstmord begingen, anstatt das Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, verdienen Tadel, nicht Lobenserhebungen.

Tschangtschikie, der einzige Held, welcher am Leben blieb, wollte mit der Flotte nach Tunkin ziehen, um von dort aus neue Versuche zur Wiederherstellung des Thrones zu machen. Allein ein fürchterlicher Sturm ereignete sich; da wurde auch sein Schiff von den Wellen verschlungen. Ein Geschichtschreiber, der nie auf der See sich befunden, gibt uns seine letzte Rede, in welcher der Held den Himmel anruft, um ihm zu zeigen, ob es sein Wille sey daß die Song regieren sollten. Da er aber uns nicht erzählt, wer den Inhalt aufzeichnete, und nachdem er dem tobenden Meere entronnen, den Bericht dem kaiserlichen Collegium abstattete, müssen wir diese Nachricht dahingestellt seyn lassen.

Im Ganzen genommen wirkten die Song wohlthätig auf das Reich und förderten die Cultur bedeutend. An Geschichtschreibern, Commentaristen, Sammlern und Gelehrten aller Art fehlte es nicht. Künstler fanden auch Beschäftigung; Ackerbau und Handel blühten, und die Nation hatte wohl nicht Grund und Ursache sich sehr zu beklagen. — Wenn man es aber für außerordentlich hält, daß ein solches Reich so leicht hat zerfallen können, so muß man auch nie die unwiderstehliche Macht der Mongolen vergessen. Die Krieger, welche der Ritterschaft Europa's die Spitze bieten konnten, welche dem Adel Polens Hohn sprachen und die tapfern Ungarn in einer Schlacht beinahe vernichteten, während die Seldtschuken und Mohammedaner des Ostens vor ihnen zitterten — Streiter dieser Art waren den feigen Chinesen unüberwindlich. Aber das Reich würde sich besser vertheidigt haben, hätte man nicht Regierung und Volk schroff von einander geschieden, und dem letzteren nie die geringste Anhänglichkeit an seine Oberen oder Interesse an der Verwaltung eingeflößt. Die Chinesen daher hatten im eigentlichen Sinne des Wortes keine Volksregierung, die Mandarine wurden von ihnen als Tyrannen betrachtet, und ob sie fielen oder sich aufrecht hielten, war ihnen gleichgültig. Hätte das Volk am Kampfe Theil genommen, so hätten die Mongolen nie jene Myriaden überwältigen können. Sie aber fochten nur wider die Söldner der Regierung; die Zahl dieser war sehr gering und die Mittel der Vertheidigung, welche ihr zu Gebote standen, waren sehr unbedeutend.

Werfen wir nun einen Rückblick auf den Westen während dieser Periode, so finden wir die Macht der Araber erschöpft; dagegen eine andere Nation von den Gränzen China's — die Türken — ihre Stelle mit noch größerem Fanatismus vertreten. Als diese unter der fürchterlichen Hand der Mongolen erlagen, so ging aus den Trümmern des charismischen Reiches im Innern Asiens eine andere Macht, die der Othomanen, hervor, welche bis zu diesem Augenblicke ihren Standpunkt behauptet.

Das griechische Reich erhält sich unter den Anfällen der vielen Feinde kümmerlich; dennoch tauchen hie und da Fürsten auf, deren Tapferkeit und Weisheit an die besten Zeiten jenes berühmten Volkes erinnert. Endlich werden die Ueberreste dieser einst unüberwindlichen Macht von den fränkischen Abenteurern in Besitz genommen, um wieder durch den Heldenmuth der Eingebornen zur Selbstständigkeit erhoben zu werden. — Im Osten Europa's herrscht die größte Rohheit; doch das alles bildende und verfeinernde Christenthum wird auch dort, obgleich in der verdorbensten Form angenommen, und die slavonischen Völkerschaften legen dergestalt den Grund zu künftigen Fortschritten der Bildung. Der Norden unseres Welttheils ist noch mit Finsterniß überdeckt; allein große Schwärme von Normannen und Dänen gehen von dort aus, um die Küstenländer zu verwüsten und nachher den Grund zu neuen Staaten unter einer kräftigen Regierung zu legen. England, nach vielen Verheerungen, wird durch Eroberung ihr Erbtheil und gewinnt dadurch beträchtlich. Frankreich erhält seine Staatsbildung. In Spanien regieren die Araber friedlich über blühende Länder, während der Norden von den noch übriggebliebenen Gothen gegen die Mohammedaner behauptet wird. Unser Deutschland erhält kräftige und mächtige Kaiser, die sich jedoch zu viel in italienische Unruhen mischen. Die berühmte Halbinsel, obgleich in kleine Staaten getheilt, und von sehr wüthenden Feinden bedrängt, schwingt dennoch das Scepter der Welt.

Ganz diesen Zeiten eigen sind die Kreuzzüge, welche im Geiste der Völker jener Periode betrachtet, obgleich an sich blutdürstig, die heilbringendsten Folgen für die Nachwelt hatten. Sie sind eine Erscheinung, dem Mittelalter angemessen, als Religion das höchste Gut war welches der Mensch kannte. In neuern Zeiten tauschte

man diese für Handel und Colonien aus, focht auch für Freiheit und Gleichheit, der Vorfahren lachend, welche für eine Chimäre ihr Blut verspritzten, weil man selbst dachte, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Das Ritterthum und die hunderterlei religiösen Bruderschaften, die große Gewalt des Papstes, die Macht des Aberglaubens, das Zusammenschmelzen der europäischen Nationen unter einem geistlichen Haupte, sind eben so merkwürdig, ohne daß man selbst eine Spur von allen diesen Dingen im östlichen Asien vorfinden kann. Dort war das Leben nur thierisch, der Mensch erhob sich nie zum Höheren, und daher konnte eine Herrschaft der Geister, wie es später der Dalailama in Tibet versuchte, nie stattfinden *).

*) Die Hülfsquellen der Geschichte der Song-Dynastie, außer der schon oben so oft angeführten, sind sehr mannichfach. Sutongpo, ein Dichter, Staatsmann und Gelehrter, hat sehr viel geschrieben, was ein Licht auf seine Zeiten wirft. Das Singlitsing gibt uns sehr gute Ideen über die religiöse und philosophische Denkungsart jener Periode, wo man sich von allem Uebersinnlichen loszusagen bemühte. Die Staatspapiere, welche man sehr sorgfältig bewahrt hat, sind gleichfalls äußerst reichhaltig. Die Kitan und Kin haben ihre eigenen Geschichtschreiber, die ganz pragmatisch in ihrer Erzählung sind. — Man besitzt auch zwei vorzüglich gute historische Romane, welche das Leben jener Zeiten sehr grell schildern. — Ungeachtet der Reichhaltigkeit des Stoffes vermißt man dennoch unter den letzten Kaisern die Erörterungen ihrer Verwaltung, welche die Historiker ganz aus dem Auge verloren zu haben scheinen. — Wir haben die Namen der Mongolen und Kin beibehalten, wie sie die chinesische Geschichte gibt, uns aber zugleich der Nachrichten europäischer Reisenden und Gelehrten bedient. Wäre man über die Benennung selbst einverstanden, so würden wir uns natürlich des allgemein angenommenen Namenverzeichnisses bedient haben.

Mittlere Geschichte.

IX. Abschnitt.

Juen = Dynastie.

Keine siegreiche Nation überschwemmte in kürzerer Zeit größere Länderstrecken als die Mongolen. Bedenke man, daß ihr Anführer Tschinggis nur über wenige Nomaden den Befehl hatte, und diese selbst, als er noch ein Knabe war, ihm die ererbte Oberherrschaft streitig machten. Auch nachdem Siege und Unterhandlungen eine zahlreichere Schaar um ihn versammelt hatten, waren es dennoch nur Halbwilde, die seinen Befehlen huldigten; die geübte Tapferkeit der angränzenden mehr gesitteten Hia und Kin hatte doppelte Heere solcher Nomaden schon früher mit großem Verluste zurückgeschlagen und vernichtet. Allein Tschinggis glaubte, durch Träume und Weissagungen bestärkt, zum Herrscher der Welt vom Himmel bestimmt zu seyn; es war seine Pflicht zu zerstören, zu überwinden, Saaten zu zertreten, Städte dem Boden gleichzumachen, und Hungersnoth und Pest zu nützlichen Dienern seiner Macht zu bestimmen. Wie Stürme, Erdbeben und feuerspeiende Berge in der natürlichen Welt Verwüstung und Elend hervorbringen, so sind in der moralischen Verwaltung des menschlichen Geschlechts auch Eroberer dieser Art nöthig. Der Chan war eine Geißel Gottes, und er rühmte sich dessen, zur Züchtigung der Völker. Allein obgleich dieß den Grausamen zur Entschuldigung dienen mag, so wartet ihrer dennoch das Gericht Gottes, und sie erkennen endlich, daß sie Menschen seyen, obgleich sie der Fluch ihres Geschlechts gewesen waren.

Außer den schon erwähnten Eroberungen kostete die Ueberwindung des Sultans von Charisme, welcher einen großen Theil des Innern von Asien bis zum kaspischen Meere und dem Indus im Süden beherrschte, das meiste Menschenblut. Hier war es der Fanatismus der Mohammedaner mit einer sehr wohl=

geordneten Macht, welcher den Mongolen sich entgegenstellte. Sie hatten aber den Tschinggis aufs höchste gereizt; nachdem er einst nach langem Nachdenken zur Rache seiner Botschafter und Kaufleute das Schwert zog, steckte er es nie wieder ein, bis das ausgedehnte Land seinem Scepter huldigte. Aber alle Cultur wurde dadurch vernichtet; bis auf den jetzigen Tag sieht man noch die Ruinen der Städte, und diese Gegenden erreichten nie wieder ihre vorige Blüthe. Nachdem die Strecken zwischen der Wolga und dem kaspischen See von einem abenteuerlichen mongolischen General durchzogen, und der Gräuel der Verwüstung auch in den Gränzen Europa's vernommen, wollte man einen Feldzug nach Indien unternehmen; denn dorthin hatte sich Dschelaleddin geflüchtet, der tapfere Sohn des getödteten Sultans von Charisme. Von dieser Unternehmung aber, so erzählen die Chinesen welche im Gefolge des Eroberers waren, mahnte die Mongolen ein Thier, das Sprache besaß, durch einen weisen Machtspruch ab. Es war daher ihren Nachkommen vorbehalten, jenes reiche Land zu verheeren. Persien jedoch, unter der Anführung des Holagu, wurde ein Raub der Tataren, und Bagdad, die Hauptstadt des Kalifen, von ihnen eingenommen, trotz dem Stolze dieses Heiligen. Nun schnaubten die Nomaden Verderben und Untergang den Mohammedanern, und verbreiteten Schrecken in Anatolien, während Armenien ihnen auch anheimfiel. In Syrien würden sie sich vielleicht mit den Kreuzfahrern vereinigt haben, hätten die Mameluken ihnen nicht den verzweifelndsten Widerstand geleistet. So zog die Gewitterwolke an jenen Gegenden vorüber, um mit krachender, verderbenbringender Kraft auf Rußland sich zu entlasten. Dieses Reich wurde nicht nur seiner ganzen Breite und Länge nach erobert, sondern schmachtete auch nachher Jahrhunderte lang, als die meisten übrigen Länder schon wieder frei athmeten, unter der Mongolen eiserner Ruthe. Es war diese Sklaverei, welche jene Gegenden vom übrigen Europa absonderte, die Cultur zurückhielt, und bis auf den heutigen Tag noch die Folgen der Eroberung zeigt. Die Nomaden, über Flüsse schwimmend, oder im Winter auf dem Eise herübergehend, dachten selbst das kalte und unfruchtbare Schweden zu durchkreuzen. Polen aber gewährte bessere Beute, und nun kamen sie auch nach Schlesien, um auf der Wahlstatt bei Liegnitz das Schwert der

deutschen Tapferkeit zu fühlen. Obgleich der Sieg den Mongolen ward, hatten sie jedoch nach dieser Schlacht sehr wenig Lust weiter nach Westen vorzudringen, und Ungarn sowohl als Bulgarien und Thracien fühlten auf die fürchterlichste Weise der unersättlichen Sieger Grausamkeit. Aber bei Neustadt in Oesterreich erhielten die Nomaden eine neue Mahnung, sich nicht weiter mit den deutschen Rittern einzulassen. Dieß war der letzte Versuch, die halb und so schwer errungene Cultur Europa's, wie die Hunnen, ihre Vorgänger, zu vertilgen. Wäre das Vornehmen gelungen, hätten sie, wie einst die Gothen und Vandalen, Spanien erreicht, Heidenthum und Rohheit würde wieder eingeführt und der Westen unter China und Japan hinabgesunken seyn.

Noch einmal erscheint das Volk unter dem fürchterlichen Tamerlan, der mit Mohammeds Schwert umgürtet die Herrschaft der Welt sich anmaßen wollte. Dann aber verschwinden die Spuren dieser Nation, um im 17ten Jahrhundert wieder als Hülfsvölker der Mantschu in China einzufallen, und dann unter chinesischer Oberherrschaft sich ruhig in ihren Steppen zu verhalten. Ein Nachkomme des Tschinggis wurde in Schottland Christ, und er ist vielleicht der letzte, welcher diesen Zerstörer als seinen Ahnen anerkennt.

Wenn man bedenkt, wie durch ihre Macht der Osten mit dem Westen vermengt, wie Chinesen und Polen sich in ihrem Gefolge befanden, wie Christen, Mohammedaner und Heiden sich unter ihren Fahnen sammelten, wie selbst Koreer in der Schlacht bei Neustadt fochten, so ist es wirklich zu bewundern, daß die Kunde jener Länder des Ostens so schnell im Occident beinahe verschwand, und daß der Orient sich weiter nicht um jene fernen Gegenden bekümmerte, und dieß in sehr wenigen Jahren. Die europäischen Reisenden jedoch haben uns eine viel bessere Beschreibung des mongolischen Lagers und des chinesischen Wesens hinterlassen, als wir sie in den Annalen des Reiches finden; daher wollen wir hier die merkwürdigsten Stellen aus ihren hinterlassenen Büchern anführen.

Während Ludwig der Heilige als Pilgrim mit den Saracenen im gelobten Lande kriegte, fühlte man die Macht der Mongolen im ganzen Orient. Ihre Wuth gegen den Islamismus hatten sie schon lange vorher beurkundet; daher vermutheten

die Kreuzfahrer mit Recht, daß sie leicht ein Bündniß zur Vertilgung der gemeinschaftlichen Feinde eingehen würden. In dieser Meinung wurden sie noch mehr bestärkt durch das Gerücht, daß viele Tataren schon Anhänger des Christenthums geworden und daß der große Chan selbst ziemlich viele Neigung zur Annahme des Papstthums gezeigt.

Ludwig sandte deßhalb zu dem Chan einen Mönch, William de Rubruquis; dieser kaufte einen Sklaven zu Konstantinopel und ging dann auf einem Karren, in Begleitung eines frommen Mannes, in die Steppen (1253). Mit größerer Einfalt und zugleich tieferem Forschungsgeist wurden wenige Reisen beschrieben.

Die Lebensart der Tataren selbst fiel dem Mönche sehr auf; denn ungeachtet sie schon zu der Zeit einen großen Theil der bewohnten Erde besaßen, lebten sie dennoch auf elende Weise von Hunden und selbst vom Aase, wenn sich kein anderes Fleisch vorfand. Ihre beweglichen Häuser, von Filz gemacht und auf Karren sehr nett gepackt, füllten den Mönch, der nur in den großen Mauern des Klosters gewohnt, mit Erstaunen; denn er sah während seiner ganzen Reise keine einzige Stadt. Obgleich ein Gesandter, litt er dennoch sehr oft Hungersnoth, und obgleich sein Wagen mit sehr guten Lebensmitteln bepackt, so konnte er mit seinem kleinen Gefolge kaum satt zu essen erhalten. Ueberall fand er Europäer als Sklaven und Künstler, und die christliche Kirche der Nestorianer scheint durch große Strecken des mittlern Asiens verbreitet gewesen zu seyn und selbst in China festen Fuß gefaßt zu haben: denn er spricht von einem Bischofe in Singan und von zehn Kirchen in verschiedenen Städten.

Bei der ersten Audienz, welche Rubruquis bei Satrach, dem Sohne des berüchtigten Chan Batu, hatte, ging er in völliger Mönchskleidung, mit Bibel, Psalter und Gebetbuch unter dem Arme zum Fürsten, den man für einen Christen hielt. Dort wurde er nun regelmäßig ausgeplündert, und nachher zu Batu selbst gesandt. Diesen mächtigen Herrscher, vor dem ganz Europa erbebte, fand er in einer großen Stadt von beweglichen Filzhäusern. Er war ein stattlicher, freundlicher Herr. Bei der ersten Zusammenkunft erklärte ihm der Mönch daß, wenn er nicht an Christum glaube, kein Heil für ihn zu hoffen sey. Diese Erklärung erregte Lachen unter den Hofleuten, und Furcht und Entsetzen bei seinem Dolmetscher.

Von Batu's Hofe trat der Minorit seine Reise nach der Residenz des Mengko an, wo der ganze Hofstaat sich befand. Hier sah er den Herrscher der Welt in einem ziemlich elenden Zelt, welches man mit Sträuchern und trockenem Kuhmist erwärmte. Der Chan war sehr zufrieden sich mit ihm zu unterhalten; er zeigte, wie sehr er sich für den Westen interessirte, und hörte ruhig seine Predigt an. Um zu entscheiden welche Religion die wahre sey, berief er selbst die Mullas und Bonzen, um mit dem Mönche in seiner Gegenwart zu bestimmen, welcher Glaube vorzuziehen sey. Er war erstaunt von der Verantwortlichkeit, die ihm von Gott auferlegt, zu hören, und vernahm überdieß viele biblische Lehren. Nach dem Berichte des Rubruquis war das Christenthum in jenen Gegenden ziemlich ausgebreitet, und die Geschichte des Presbyter Johannes, dessen kleines Reich schon längst von den Mongolen zerstört, keine Fabel; doch war es ohne Leben und Kraft, und der Gottesdienst bloße Ceremonie. Obgleich der Chan selbst sich für die Nestorianer noch nicht entschieden, so ging er dennoch zur Kirche, und einige seiner Gemahlinnen gehörten ihrer Gemeinde an. Das Kreuz sollte hier alles verrichten und den Sieg davontragen; es war aber nicht das Kreuz Christi, sondern ein Stück Holz oder Metall, durch Menschenhand gemacht. Hätte nun Ludwig der Heilige und der Papst, welcher schon früher den Mönch Plano Carpini und nachher verschiedene andere als Bekehrer nach den Steppen gesandt, ihren Wunsch erreicht, wären die Mongolen so eifrige Vertheidiger des Papstthums geworden, wie es in der Folge Tamerlan für den Islamismus war, welche Umgestaltung der Weltgeschichte und vorzüglich des chinesischen Reiches hätte man dann erwarten können! Der ewige Rath des Allweisen war es aber nicht, diese zahlreichen Völker der Inquisition und der Klerisei zu übergeben; diese zertraten leider genug den Westen.

Karakorum, die Hauptstadt der mongolischen Macht, wurde auch von unserm Abenteurer besucht. Dort waren eine ziemliche Anzahl Europäer, und unter ihnen auch seine Landsleute. An einer Stätte jedoch, wo der Raub der civilisirten Welt zusammengehäuft, konnte der Mönch keinen Vergleich mit der Schönheit des Benedictiner-Klosters zu St. Denis in Paris anstellen. Die Mongolen waren mit ihren ungeheuren Reichthümern arm

und elend, und der Beherrscher aller Horden glich einem gemeinen Räuberhauptmann. Von solchen Leuten versprach sich daher Rubruquis keine großen Dinge, und obgleich er gern zur Ausbreitung der Religion zurückgeblieben wäre, so eilte er dennoch fröhlich mit den Briefen vom mächtigen Chan, welche den König von Frankreich zur Unterwerfung ermahnten, nach Palästina zurück.

Viel folgenreicher war die Reise des armenischen Königs Haiton ins mongolische Lager, um dem Chan Mengko sein eigenes Land und Unterthanen anzubieten. Die Saracenen des westlichen Asiens hatten die Macht der Nomaden gefühlt, und die Armenier erwarteten einen gleichen Anfall, als der König selbst, um dem unvermeidlichen Schicksal auszuweichen, sich ihnen in die Hände lieferte. Mengko empfing ihn gütig, rühmte den Gehorsam, empfing nach dem Berichte dieses Fürsten die Taufe, und hielt alle Zusagen. Die Versprechungen des Alleinherrschers waren sehr mannichfach, jedoch alle zu Gunsten der Christen und zum Verderben der Mohammedaner. Es war auf Anrathen Haitons, daß Bagdad erobert, Persien mit Krieg überzogen, und Syrien sowohl als Aegypten von den Mongolen überschwemmt wurden. Wäre der Bruder des Chan selbst bei der Eroberung der letzten Länder zugegengewesen, so würde der Sieg den Nomaden zu Theil geworden seyn. Da nun aber Generale mit sehr ungleichem Heere fochten, so blieb der Vortheil auf Seiten der Mameluken. Haiton hatte dennoch die Freude, sein Vaterland von den unerbittlichen Saracenen befreit zu sehen; um seine Dankbarkeit zu zeigen, legte er am Ende seiner Tage die Mönchskutte an. — Auch dieser Schriftsteller erwähnt der vielen Christen, welche er auf seinen Reisen in der Tatarei antraf. Man muß daher bedauern, daß die Spuren des Nestorianismus jetzt beinahe ganz verwischt sind, daß die Mohammedaner die Stelle unserer Religionsverwandten eingenommen, und daß der Aberglaube der ersteren sehr viel zur Ausbildung des sehr grassen Schamanismus beigetragen.

Das Leben des Hupilai ist im Ganzen durch Marco Polo, den berühmten Reisenden, sehr wohl beschrieben; wir benutzen daher seine Winke, um die Thaten dieses außerordentlichen Mannes zu schildern, denn die chinesischen Schriftsteller scheinen ihn nicht verstanden zu haben.

1. Seine Eroberungen. Schon früher konnten die Vorfahren des Tschitsu (dieß ist der chinesische Name des Hupilai, den man gewöhnlich auch Kublai nennt) es nicht leiden, daß nach der Ueberwindung Korea's die benachbarten Inseln Japans ihre Freiheit genießen sollten; daher die ungeheuren Zurüstungen, welche dennoch ohne Erfolg blieben. Zudem finden sich Briefe des Chan, welcher den König der Insel zur Unterwerfung aufforderten. Allein frei hatte dieser gelebt, frei waren seine Vorfahren gewesen, und obgleich er den Chinesen Cultur und Literatur verdankte, so wollte er dennoch nicht seinen Nacken vor dem Herrscher, der sie unterjocht hatte, beugen. Dieser Edelsinn jedoch bestärkte den Kaiser noch mehr in seinem Willen, den Stolzen fußfällig vor sich zu sehen; überdieß hatte er gehört daß das Land reich an Gold und Kupfer war, und daher eine sehr treffliche Ausbeute geben würde. Sogleich ertheilte daher der Monarch Befehle daß die größte Flotte, die je unter Segel gegangen ist, sogleich in den Seestädten fertig gemacht werden sollte, um zum wenigsten 100,000 Mann an Bord zu nehmen. Der Schiffbau wurde sehr ernstlich betrieben, die Junken der Kaufleute angehalten, und in sehr kurzer Zeit war alles zur Einschiffung bereit. Die zwei Geschwader, eines von Tsiuntschéu, das andere von Ningpo, erreichten das westliche Firando. Der Hauptanführer war aber gestorben, und da jeder der beiden Admirale den Oberbefehl führen wollte, geriethen sie in Streit. Die einzige Unternehmung war die Eroberung einer Stadt, wo die Sieger die größten Grausamkeiten begingen und die Einwohner alle über die Klinge springen ließen, um einen allgemeinen Schrecken zu verbreiten. Nach dieser grausamen That zankten sie sich unter einander was nächstens zu thun sey, als plötzlich ein schrecklicher Orkan entstand und die Armada nach allen Richtungen zerstreute. Die Mongolen fochten zwar sehr tapfer zu Lande, allein mit dem andern Elemente waren sie nicht bekannt, und wenn die Seekrankheit sie ergriffen, blieben sie hülflos auf dem Verdecke liegen. Die Admirale, welche sehr gute Junken hatten, erreichten das feste Land China's, während die kleinern Fahrzeuge in Masse in der Nähe Firando's auf einer kleinen Insel scheiterten. Hier lagerte sich das hüflose Heer. Die Einwohner des entgegengesetzten Ufers, sobald sie von dem Unfalle der blutgierigen Feinde

gehört, begaben sich sogleich mit ihren Booten herüber, um 30,000 von denen, die noch ihr Leben gerettet, todtzuschlagen. Kaum waren sie aber ans Land gestiegen, als die Schiffbrüchigen auf einem Umwege sich ihrer Flotte bemächtigten, während die Japaner ans Land gegangen, und nun nach einer der großen japanischen Städte steuerten. Dort trieben sie alle männlichen Einwohner hinweg und lebten mit den Weibern, bis der König von Japan die Stadt belagerte. Hunger nöthigte die Besatzung sich zu ergeben, und die Eingebornen, entrüstet wegen dieses ruchlosen Einfalles, schenkten nur 12,000 Chinesen das Leben, während die Tataren alle getödtet wurden. Noch jetzt feiert das Volk das Fest seiner Befreiung.

Die Erzählungen von dieser Expedition weichen so viel von einander ab — man will sogar behaupten daß die Flotte nach den Pescadores verschlagen wurde, was ganz möglich wäre — daß es schwer ist die wirklichen Thatsachen ausfindig zu machen. Hupilai aber war äußerst betrübt, als die Nachricht von diesem Unfalle ankam. Viele Jahre nachher erfuhr er, daß die Uneinigkeit der zwei Admirale die Ursache des Mißlingens gewesen sey. Er befahl daher, daß der eine enthauptet und der andere nach einer Insel verbannt werden sollte, wo Verbrecher in Häute eingenäht und erstickt werden.

Allein nichts konnte die Aufmerksamkeit des kriegerischen Monarchen von seinem Ziele ablenken. Bald gebot er wieder, in Kiangnan eine mächtige Flotte zu versammeln, um mit dieser über die Bewohner Japans herzufallen. Sechshundert Fahrzeuge waren beordert, die Zimmerleute wurden in großen Haufen zusammengetrieben und das Holz den Kaufleuten weggenommen, um den Befehl des Herrschers in Ausführung zu bringen. Dieß gab nun Ursache zu einer fürchterlichen Empörung, die nur durch Blut hätte gestillt werden können, wenn der Prinz auf der Ausführung seiner Plane bestanden. Allein sein Sohn und ein redlicher Minister ermahnten den Autokraten ernstlich die Plane aufzugeben, und so unterblieb der Zug eine Zeitlang. Doch war es nicht in Hupilai's Natur, seinen Willen zu beugen; um nun in Zukunft recht sicher mit der Eroberung Japans zu verfahren, befahl er, zwei Bonzen dorthin zu führen, die ihm von allen Umständen des Landes Kunde bringen sollten. Diese

gingen auch wirklich zu Schiffe; allein die Matrosen, welche durchaus nicht wünschten mit Spionen in die Häfen Japans einzulaufen, warfen die zwei Priester in die See. So endigte der Feldzug. Hätte Hupilai länger gelebt, so würde ungeachtet dessen zur Erfüllung seiner Wünsche eine Flotte ausgelaufen seyn; allein der Herr der Welt rief ihn bald nachher vor seinen Richterstuhl, um Rechenschaft von seinem Schalten und Walten abzulegen.

Zu Hupilai's Zeiten gingen die Junken aus Fokien nach Kambodja, wie noch bis zum heutigen Tag, und brachten von dort die herrlichsten Producte zurück. Als unter Mengko die Mongolen Cochinchina durchstreiften, fielen sie auch noch in dieses Land ein und besuchten das an der Küste gelegene dürre Tsiampa. Nachher vergaß man Kambodja, aber Hupilai, welcher es seiner Producte wegen hochschätzte, sandte einen der vorzüglichsten Generale dorthin, um seine Macht zu befestigen. Unter seinem berühmten Feldherrn Sotu wurde eine bedeutende Armee nach jenen Gegenden abgefertigt und der Befehl zur gänzlichen Unterwerfung des Landes dem Heerführer ertheilt. Freilich waren die Bewohner Kambodja's, als sie die wilden Tataren erblickten, äußerst furchtsam und zogen sich in ihre Wälder zurück. Als aber Krankheit und Tod die Zahl der Streiter vermindert, und alle entmuthigt nach der Heimath verlangten, da fielen sie sämmtlich über sie her und ermordeten, ohne das geringste Erbarmen zu zeigen, die Feinde des Vaterlandes. Der König von Cochinchina hatte nur darauf gelauert; nun besetzte er Päße und Wege, und richtete großen Schaden unter den Tataren an. So kam denn ein elendes Häuflein nach der Heimath zurück, krank und entmuthigt, und der Zorn des Herrschers fiel natürlich auf den Heerführer. Um aber die Schmach der Niederlage von sich abzuwälzen, wurde ein Prinz des Geblütes beauftragt, den König von Cochinchina für seine Treulosigkeit exemplarisch zu bestrafen. Ein noch viel größeres Heer drang daher in die südlichen Länder ein; nachdem die Nomaden nach ihrer Art große Verheerungen angerichtet und Tausende von Landleuten ermordet, glaubten sie des Triumphes gewiß zu seyn. Doch derselbe Feind, das Dschongelfieber, welches die frühere Armee dahingerafft, erschien im Lager, und große Massen wurden in sehr wenigen Tagen

hinweggerafft. Dieß gab den feigen Einwohnern neuen Muth; sie versammelten sich in großer Zahl, und erschlugen den siechen Feind, wo sie ihn auch antrafen. Der Verlust war so groß, daß der Prinz sich glücklich schätzte endlich mit dem Ueberreste seines Heeres chinesischen Grund und Boden zu erreichen. — Die Entschlossenheit des Chan aber wurde durch neuen Verlust nur noch vermehrt, und er bestand auf der Austilgung jener ganzen Nation, wenn sie sich nicht seinem Scepter unterwerfen wollte. Von diesem tollen Unternehmen brachte ihn sein sehr tüchtiger und staatskluger Sohn ab, während ein chinesischer Staatsmann eine große Abhandlung schrieb, um zu zeigen, wie wenig man von diesen fremden Eroberungen Nutzen ziehen könnte. In der Folge sandte der König von Cochinchina eine große goldene Bildsäule, und wurde dem Scheine nach ein Vasall des Hupilai.

Mit Java und den Inseln in der Nähe hatten die fleißigen Chinesen bedeutenden Handel getrieben. — Hupilai, ein freisinniger Herr, begünstigte solche Unternehmungen. Einer seiner Diener ging selbst dorthin, um vielleicht Perlen und andere kostbare Dinge für seinen Monarchen zu kaufen, wurde aber sehr schändlich von dem Landesfürsten behandelt. Sogleich befahl der Kaiser daß sich 30,000 Mann nach jener Insel einschiffen sollten, welche auch wirklich dieß herrliche Land erreichten. Der Radscha fand sich sehr willig den Vorstellungen des Chan zur Unterwerfung Gehör zu geben, ersuchte aber seine Gäste ihm zur Ueberwindung eines gefährlichen Gegners beizustehen. Dazu verstanden sich die kriegerischen Mongolen sehr gern, und zogen beinahe mit ihrer ganzen Macht hinweg, um dem Heere ihres neuen Verbündeten zum Siege zu verhelfen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie die Schlacht ganz allein selbst zu liefern hatten und gegen eine ungeheure Anzahl von Feinden den größten Theil ihrer bravsten Krieger verloren. Ihnen blieb jedoch der Sieg, triumphirend bestanden sie nun auf der Erfüllung der Versprechungen, welche ihnen der Fürst gemacht. Allein wie sehr verwunderten sie sich, als dieser, anstatt ihre Wünsche zu erfüllen, sie tapfer zu Wasser angriff, viele ihrer Junken vernichtete, und die ganze Flotte von den Ufern der Insel hinwegjagte. So zogen daher die Tataren mit den schwachen Ueberbleibseln nach der Heimath zurück und lieferten einen doppelten Beweis, daß Hupi-

lai nicht zum Herrscher des Südens bestimmt sey. Wie würden sich jene Gegenden umgestaltet haben, hätte die chinesische Regierung dort festen Fuß gefaßt, und ihre Pläne in Ausführung bringen können! Dieß jedoch war nicht der Wille des Höchsten; aber Cultur und der Handel waren in den Händen der chinesischen Colonisten, welche bis auf den jetzigen Tag die Seele des Verkehrs und aller Industrie in jenen Ländern sind.

Das Bestehen der Formosas und der Lieukieu-Inseln wurde gerade damals dem Kaiser kund gemacht. Er dachte, es würde sehr leicht seyn, sich dieser Länder zu bemächtigen; daher befahl er einem seiner Diener, welcher mit den Einwohnern bekannt war, dorthin mit einer Flotte zu gehen und in seinem Namen Besitz davon zu nehmen, um sich über die Nichteroberung Japans zu trösten. Dieser Mandarin starb aber unglücklicherweise, und so unterblieb auch dieses Unternehmen.

Von größerer Bedeutung und viel erfolgreicher war der Zug nach Birma. Der König dieses Landes hatte von den Schaaren der Mongolen, welche sich an den Gränzen des Landes niedergelassen, gehört, und war daher sehr ernstlich bemüht, diese unwillkommenen Gäste, ehe sie in seine Staaten eindrängen, zurückzuschlagen. Ein tapferer General stand an den Gränzen und sah furchtlos die unzählbaren Feinde herannahen. Die starken Elephanten mit ihren Begleitern auf kleinen Thürmen jagten den mongolischen Rossen große Furcht ein, und so waren die Reiter genöthigt ihre Pferde in einem Walde anzubinden und zu Fuß den großen Thieren entgegenzugehen. Sie empfingen sie mit einem Hagel von Pfeilen, welcher die Ungeheuer in Wuth setzte. Anstatt daher vorwärts zu schreiten, warfen sie sich auf ihre eigenen Truppen, und flohen nachher vor Schmerz in einen Wald, wo die birmanischen Soldaten, die auf ihren Rücken waren, von den Zweigen heruntergeschleudert wurden. Nun faßten die Mongolen neuen Muth, tödteten viele aus Awa, und gewannen nach ungeheurem Verlust die Schlacht. Die Kunde des Sieges langte in der Hauptstadt an, gerade als Hupilai durch eine Menge von Unglücksfällen äußerst daniedergeschmettert war. Sein Heer zog in die birmanische Residenz ein und eroberte das ganze Land, welches auch der chinesischen Monarchie einverleibt wurde. Die Gräber der Fürsten sowohl, obgleich vergoldet, als

die Pyramiden in der Nähe der Tempel, ließ man unbeschädigt und betrug sich überdieß mit sehr großer Schonung. Der König von Bengalen hatte sich unterdessen in diesen Streit eingemengt; da man aber von der Strafe welche Hupilai ihm widerfahren ließ, nichts Näheres gehört hat, so können wir diese Erzählung bloß erwähnen, ohne sie weiter zu berücksichtigen. Der Fürst von Birma hatte sich unterdessen auf eine Junke gerettet. Ungeachtet des geringen Erfolges der Unternehmungen im Süden waren die Insulaner doch in solche Furcht gesetzt, daß zehn Radschas ohne weiters ihre Gesandten mit Tribut an den kaiserlichen Hof abfertigten, und dafür auch sehr große Freiheiten im Handel erhielten. Hupilai war sehr stolz. Als er diese schwarze Menschen mit den Samojeden und Tungusen des Eismeers, welche ihm auch durch Abgeordnete ihre Huld darbrachten, zusammen erblickte, floß sein Herz vor Freude über; denn er hatte mehr als jeder Eroberer gethan und den Norden und Süden Asiens in Berührung gebracht.

2. Empörungen. Durch den Krieg war das Volk sehr mitgenommen worden und der Haß gegen die Mongolen aufs höchste gestiegen. Es bedurfte daher nur einer geringen Veranlassung, um das glimmende Feuer zur lodernden Flamme anzufachen. Ueberdieß waren die meisten und angesehensten Behörden Fremde, mit dem chinesischen Volksgeiste ganz unbekannt, und dabei nicht allein von ihren Unterthanen gehaßt, sondern auch als Mohammedaner mit Verachtung und Groll gegen die abgöttischen Untergebenen erfüllt. Die Abgaben, welche auf die ausgesogene Nation fielen, waren ungeheuer, und die Erpressungen ohne Ende. Unter solchen Umständen war es durchaus nicht zu verwundern daß die Volksfreunde und Anhänger der Song mit der größten Leichtigkeit Schaaren von Unzufriedenen an sich zogen, und sich sehr tapfer wider die Regierung vertheidigen konnten. Der Hauptsitz dieser Unruhen war Fokien und Kuangtong. Dort herrschte Wohlstand und Handel; die Einwohner waren fern vom Regierungssitze und fühlten sich daher im Stande ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Der Rädelsführer in Fokien machte auch sehr große Fortschritte, bis ein großes Heer von den alten Siegern ihm entgegengeschickt wurde. Diesem konnte er nicht widerstehen; noch aber besaß er sehr große Macht; um allen

weitern Folgen des Aufruhrs vorzubeugen, ernannte man ihn zu einer hohen Stelle. Hier verhielt er sich auch eine Zeit lang ruhig; bald aber zogen ihn Ehrgeiz und Vaterlandsliebe wieder in den Strudel der Politik; er stellte sich zum zweitenmal an die Spitze der Mißvergnügten und vertheidigte ihre Anmaßung bis zur Todesstunde. Aehnlichen Widerstand fand man überall; allein die Macht des Herrschers und vorzüglich seine geübte Reiterei unterdrückte sehr bald die zahlreichsten Haufen der Insurgenten. Man machte sich jedoch nicht der Grausamkeit bei dieser Gelegenheit schuldig, sondern bemühte sich auf dem Weg der Güte die Gemüther zu besänftigen, und sie der neuen Ordnung der Dinge günstig zu machen. Dabei fehlte es auch nicht an ernsten Vorstellungen der Mandarine neue Verbesserungen einzuführen und so viel möglich alles nach dem Styl des Kongfutse einzurichten, was jedoch unter veränderten Umständen unmöglich war.

Hupilai suchte auch die zahlreichen Nachkömmlinge der Song an sich zu ziehen, beschenkte sie reichlich, gab ihnen Aemter in der Nähe der Hauptstadt, und behandelte sie mit sehr großem Edelmuth. Als man ihm berichtete, daß noch viele Prinzen von Geblüt in der Nähe Schaohings lebten, welche die Liebe des Volkes genössen und ihm leicht gefährlich werden könnten, ließ er sie dennoch im Besitz ihrer Ehre und wollte durchaus nicht als ein strenger Herr gegen sie erscheinen. Ein Bonze, welcher vom Hofe kam, hätte in der Nähe fast Ursache zu einem großen Aufstande gegeben. Er ging nämlich zu den Gräbern der Ahnen der Song, öffnete sie und nahm aus allen die Kostbarkeiten heraus, welche man dort seit Jahrhunderten verscharrt hatte, indem er einen Befehl vom Hofe vorschützte. Nachher baute er mit den Knochen eine Pyramide, mischte aber viele Thiergebeine darunter, und gab dadurch ein solches Aergerniß daß das Volk ihn, wenn es möglich gewesen wäre, in Stücke zerrissen hätte.

Hupilai bewachte den abgesetzten Kaiser Kongtsong mit außerordentlicher Strenge. Allein eine Thronveränderung fürchtend wollte er ihn nicht länger am Hofe behalten, sondern sandte ihn nach Tibet, um dort, wie er vorgab, den Schamanismus zu studiren. Die Mandarine, über die Behandlung ihres vorigen Oberherrn mit Zorn und Gram erfüllt, erklärten daß dieß die größte Erniederung sey, welche man dem gefallenen Monarchen

hätte widerfahren lassen können. Allein der Fürst selbst war gleichgültig über sein Loos und vergnügt mit dem Genusse gegenwärtiger Ergötzung, ohne selbst sich seines vorigen hohen Standes zu erinnern; er lebte recht gemächlich in einem der Klöster, und vergaß Land und Leute in Betrachtung des unendlichen Nichts, von dem die Priester ihm verschwatzten.

Die Unruhen in China waren gar nichts im Vergleich mit den Ereignissen in der Tatarei. Wenn man bedenkt daß die mongolischen Häuptlinge ein großes Harem hielten und gewöhnlich eine unzählige Menge von Kindern hinterließen; daß die Erbfolge sehr unbestimmt blieb, und die Krone oft, wie in Polen in frühern Zeiten, dem würdigsten der Prinzen, nach dem Urtheile der versammelten Großen, aufgesetzt wurde: so ist es erstaunlich daß so wenig Streitigkeiten wegen der Erbfolge unter den Gliedern des Hauses der Herrscher stattfand. Während der langen Regierung des Hupilai sahen seine nächsten Verwandten, daß er sich ganz den Chinesen anschmiegte und die Sitten der Tataren vernachlässigte. Daher konnte sein Oheim Najan, welcher die verweichlichten Sitten des Kaisers seinen rohen Landsleuten vorhielt, sehr leicht Eindruck machen, und schnell versammelte sich ein bedeutendes Heer von Anhängern, welches seiner Herrschaft den Untergang drohte. Hupilai hielt es für unumgänglich nothwendig selbst mit den Truppen ins Feld zu ziehen und den Empörern wacker die Spitze zu bieten. Die Erzählung die uns Marco Polo von der Schlacht macht, bei welcher er selbst zugegen war, ist ohne Zweifel die wahrste, und wir ziehen sie daher der chinesischen Beschreibung vor. In sehr kurzer Zeit hatte der Chan ein ziemlich großes Heer versammelt, ohne jedoch im Stande zu seyn von den Provinzen, wo die Mongolen in Garnison lagen, die Truppen zu berufen. Mit dieser Armee nahte er mit großer Stille seinem Feinde, welcher wegen der Schnelligkeit seiner Märsche von seiner sehr nahen Ankunft nicht unterrichtet war. Als beide Heere nun einander zu Gesicht bekommen, ließ Hupilai erst die Wahrsager fragen, ob sein Angriff erfolgreich seyn werde. Als man dieß nach Untersuchung verschiedener Zeichen sehr natürlich bejahte, und seine Krieger nun zwei Tage ruhig sich verhalten hatten um von ihren großen Anstrengungen sich zu erholen, gab er den Befehl zum Angriff. Er selbst ritt auf einem präch-

tigen Elephanten mit den kaiserlichen Panieren, die Soldaten zum verzweifelnden Kampfe ermunternd. Erst schoß man Pfeile in ungeheurer Menge ab; dann kam man ins Handgemenge mit der Lanze und endlich mit der Keule, wodurch ganze Haufen Erschlagener aufs Schlachtfeld gestreckt wurden. Najan war auf diesen unerwarteten Angriff durchaus nicht gefaßt, und entwand sich am Morgen der Schlacht den Armen einer Buhlerin, um den unwiderstehlichen Kaiser mit Spieß und Reiter zurückzuschlagen, zugleich sehr bedauernd, daß sein Verbündeter, Kaidu, ihm nicht eher zu Hülfe gekommen. Allein seine Anhänger widerstanden wacker den Fahnen des Hupilai, und lange war die Schlacht unentschieden. Najan hatte das Kreuz, dem er oberflächliche Huld leistete, vor seinem Heere hertragen lassen, und diesem folgend, glaubte er sich des Sieges gewiß, zumal da seine Truppen ihn herzlich liebten und sehr gern ihr Blut für einen so gütigen Herrn verspritzten. Allein der Ausgang des Treffens war nicht wie man erwartete; nachdem Tausende im Streit der Fürsten ihren Tod gefunden, wurde Najan gefangen, zwischen zwei Teppiche gesteckt und so lange umhergeschüttelt, bis er seinen Geist aufgab. — Hupilai kehrte nun nach der Hauptstadt zurück, wo er die reichsten Belohnungen seinen Generalen zollte, prächtige Feste veranstalten ließ, und selbst der Christen nicht vergaß, obgleich sich sein Nebenbuhler äußerlich zu ihrer Religion bekannt.

Zwar hatte der Rädelsführer seine Verwegenheit mit dem Tode gebüßt, aber noch glühte der Haß gegen den nun als chinesischen Kaiser, nicht als Chan der Mongolen betrachteten Hupilai. Schnell fanden sich andere Schaaren von Unzufriedenen, die eine sehr drohende Stellung annahmen. Dießmal wollte der des Krieges müde Fürst sie nicht mit Gewalt der Waffen zur Unterwerfung zwingen, sondern sandte den Thronerben Timur, einen gütigen Prinzen, um sie durch Liebe und Zutrauen wieder zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Hierin war er sehr glücklich; er stellte bald Ruhe und Frieden her, ohne im geringsten Blut zu vergießen. Sobald er sich aber mit seinem Heere zurückgezogen, wurde der berühmte General Pejen zum Statthalter der Mongolei ernannt, entkam aber mit sehr genauer Noth mit seinem Leben; denn die Tataren hielten ihn für den stärksten Parteigänger

des verhaßten Chan und wollten ihn ermorden. Er unternahm beinahe nichts gegen die Feinde der öffentlichen Ruhe, obgleich er hernach eine ziemlich große Armee zusammenbrachte, so daß er in den Verdacht kam, es mit den Empörern zu halten. Der Kronprinz nahm daher wieder seine Stelle ein; um aber den alten Krieger nicht zu beleidigen, machte man ihn zum ersten Minister, und wie ein zweiter Wellington sollte er nun auch das Reich regieren.

3. Verwaltung. Nach der Ueberwindung des chinesischen Volkes fand sich der Kaiser genöthigt ihm dieselbe Verfassung zu geben, wie sie das Land vorher gehabt. Sein großes Bestreben war, sich mit allen Theilen der Verwaltung bekannt zu machen. Daher sparte er weder Kosten noch Mühe, um alle Zweige recht gründlich zu verstehen. Dieß war ohne Zweifel vortrefflich; allein die Theorie ist noch nicht Praxis, und so beging Hupilai oft große Fehler, ohne es selbst zu wissen. Er hatte überdieß Tausende von verdienstvollen Officieren, die er versorgen mußte, und nun machte er sie zu Civilbeamten. Sie waren aber meistens Fremde, viele unter ihnen Muhammedaner, welche mit unerhörter Strenge regierten und dem Volke sehr drückend wurden. Der Haß der Nation erhielt dadurch immer neue Nahrung; daher fehlte es auch nicht an orthodoxen chinesischen Gelehrten, die sich zurückgesetzt fanden und das Feuer der Zwietracht anschürten. Dabei gab es nun noch im ganzen Lande viele Fürsten des Geblütes und berühmte Häuptlinge, welche sich alle mit dem Marke der Nation nährten und einen ungeheuern Kostenaufwand nöthig machten. Nimmt man noch dazu die Kriege welche Hupilai führte, und seinen Geiz welcher nie gesättigt werden konnte, so müssen wir uns nicht wundern, wenn dieser so große Mann sich sehr unerlaubter Mittel bediente um seine Schätze zu vermehren. Ein chinesischer Staatsmann rieth daher sich des Seehandels, welcher in Tsiuentschéu getrieben wurde, zu versichern, und es so zu lenken daß ein Drittheil des Gewinnstes dem Kaiser anheimfalle. Ueberdieß sollte auch der Verkehr mit der Mongolei ein Alleinhandel werden, so daß der Hof bedeutende Summen von den Gütern, welche dort hingesandt oder zurückgebracht wurden, an sich ziehen konnte. Dieser Vorschlag gefiel Hupilai außerordentlich, und er berechnete schon

im voraus welch ungeheure Summen ihm durch solche Anordnungen erwachsen würden, als der Erfinder dieses Planes, von der erzürnten Menge zerrissen und der Wuth des Volkes überlassen, in eine Cloake geworfen wurde.

Doch fand Hupilai, ungeachtet der schändlichen Behandlung dieses Officiers, mit welchem alle großen Erwartungen des Reichthums zu Grunde gingen, eine unerschöpfliche Mine in der Anordnung eines Papiergeldes vom kleinsten zum höchsten Werthe. Unter gewissen Umständen nahm die Regierung diese Münze wieder ein; war das Papier aber durch den Gebrauch abgenützt und mußte es wieder für neue Stücke ausgetauscht werden, so verlor der Besitzer zwei Procent. Todesstrafe war auf die Weigerung gesetzt, diese Schuldscheine für baares Silber anzunehmen. Wenn fremde Kaufleute nach der Hauptstadt kamen, machte der Chan von ihren Waaren eine Auswahl und bezahlte sie mit diesem Gelde. Ein solcher Curs war für den Kaiser natürlich sehr vortheilhaft, und das Land wurde dadurch mit Noten überfüllt, während die edlern Metalle in den Schatzhäusern des Oberherrn unbenützt liegen blieben. Hupilai war zu geizig, um den ungeheuren Schaden, welchen er dergestalt dem Reiche zufügte, einzusehen. Sein größtes Vergnügen bestand in dem Anblicke so vieler Haufen von Gold, Kisten voll Perlen, und ganzer Gemächer voll Silber, welche er alle sein eigen nennen konnte. Der große Geldmangel unter dem Volke und die traurigen Auftritte welche bei der Auswechselung der Schuldscheine stattfanden, rührten ihn nicht.

In anderer Hinsicht war der Chan sehr freigebig. Die Erbauung des großen Canals, wodurch der Verkehr des Südens mit der Hauptstadt befördert wird, verdankt man theilweise seinem Unternehmen, und er kümmerte sich wenig um die Kosten; denn er berechnete den großen Nutzen, welcher aus der Vollendung des großen Werkes entsprießen würde. Beim Antritt seiner Regierung verwendete er auch sehr große Summen, um die Quellen des gelben Flusses ausfindig zu machen. Der Grund war theils Wißbegierde, theils sein ernster Wunsch den verwüstenden Ueberschwemmungen dieses Stromes Einhalt zu thun. Unter Hupilai's Verwaltung wurde ein Gesetzbuch gesammelt, welches an Gediegenheit die vorigen Arbeiten unter den chinesischen Kaisern

bei weitem übertraf. Im Ganzen genommen war die Verwaltung des Chan kräftig, und die Ausführung seiner Befehle streng und schnell; daher konnte er viel Gutes stiften, welches den saumseligen Kaisern China's nie in den Sinn gekommen. Viele der Officiere, welche er am Hofe versammelt, waren treffliche Leute; da sie überdieß mit den Einrichtungen des Westens wohl bekannt waren, vererbten sie manche herrliche Verordnung aufs himmlische Reich.

Der Monarch bewunderte die Treue, mit welcher einige chinesische Staatsmänner dem gefallenen Kaiser im Unglücke anhingen. Vergebens aber bemühte er sich, sie auf seine Seite zu bringen. Belohnungen, hohe Aemter und Versprechungen hatten nicht den gehofften Erfolg. Einer hielt es für die größte Ehre, nachdem er alle Anerbietungen stolz von sich gewiesen, unter dem Beile des Henkers zu sterben und bis zum letzten Augenblicke seinem alten Herrn getreu zu bleiben.

Hupilai selbst war in der Auswahl seiner Minister sehr unglücklich. Ahama (Achmed), ein Mohammedaner, war geraume Zeit im Besitz aller wichtigen Aemter geblieben, und sein Herr war mit seiner Verwaltung so zufrieden, daß die mächtigsten Gegner ihm nichts anhaben konnten. Er war überdieß mit den mächtigsten Familien verbunden, daher konnte man einen solchen Mann nicht stürzen. Ein Wüstling von Natur, suchte er die schönsten Dirnen auf, entriß Gattinnen den Armen ihrer Männer, Töchter den Müttern, Schwestern den Gebrüdern, um sie in seinem Harem zu versammeln. Seine Söhne waren mit sehr hohen Aemtern bekleidet, und alle die Macht und der Reichthum welcher solchergestalt erworben war, fiel der Familie des Achmed anheim. Frech und unverschämt beging er die größten Schandthaten, und gab sich selbst das Ansehen eines Reichsverwesers, da er die höchste Gewalt in Händen hatte. Ein chinesischer Großer, welchen er durch die Schändung seiner Frau tief beleidigt, sann endlich auf Rache und benützte die Abwesenheit des Kronprinzen und des Kaisers von der Hauptstadt, um seinen Plan auszuführen. Zu diesem Ende brachte er eine Verschwörung zu Stande, die auf die Ermordung aller Fremden in der Residenz abzielte. Spät in der Nacht noch eilte er in den Palast des Gewaltigen, brachte ihn dort durch Verstellung in seine Gewalt

und hieb ihn sogleich nieder. Allein der Anführer der Leibwache war Zeuge von diesem Vorfall gewesen und schoß den Thäter sogleich mit einem Pfeile nieder, während alle Schuldigen durch die Mongolen ergriffen und bald darauf unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet wurden. Nachdem alles ruhig war, kehrte Hupilai nach der Residenz zurück, seinen Liebling betrauernd; allein wie groß war sein Erstaunen, als bei näherer Untersuchung die Unthaten des Günstlings zu Tage kamen, und man entdeckte daß er die Todesstrafe in hohem Grade verdient. Daher wurden Achmeds schätzbare Güter eingezogen, alle seine Schätze dem Chan überliefert und sein Leichnam auf die Straße geworfen, um vom Pöbel zertreten zu werden. Diejenigen seiner Verwandten und Söhne, welche an seinem boshaften Treiben Theil genommen, wurden lebendig geschunden. Der Islamismus erhielt bedeutende Einschränkungen, und die Officiere, welche diesen Glauben angenommen hatten, wurden mit argwöhnischen Augen bewacht. Der Chan konnte sich jedoch nicht mit den Kleinigkeiten der Verwaltung befassen, und zog in seinem Alter ein ruhiges Leben vor; daher war kaum ein Minister gestürzt, als schon ein zweiter wieder alle Gewalt in Händen hatte. Der Name dieses Mannes war Sangko. Geiz war sein vorherrschendes Laster; er sog das Land aus und machte sich durch seine Habsucht sehr viele Feinde. Endlich ermuthigte sich ein Großer im Gefolge des Monarchen, den Kaiser zu ersuchen, diesen schändlichen Diener vom Hofe zu entfernen. Darüber war Hupilai so entrüstet, daß er dem unglücklichen Rathgeber sogleich eine Menge Backenstreiche zu geben befahl, bis das Blut aus seinem Munde herausströmte. Nachher aber überzeugte sich der Monarch selbst von Sangko's Schändlichkeit, und gab dann dem, der auf seine Entfernung angetragen, Recht, während er zu gleicher Zeit seinen ungetreuen Diener wegsandte. Der letzte Große, welcher am Ende seines Lebens das Steuerruder des Staates führte, war der General Pejen; zu alt um etwas Außerordentliches zu unternehmen, und überdieß mehr zur Führung des Degens als der Feder geschickt.

Kriege, Hungersnoth und Flucht scheinen Myriaden von Chinesen hinweggerafft zu haben; denn als man das Volk zählte, fand man nur 13,816,206 Familien, welche Tribut bezahlten.

Dieß war eine weit geringere Anzahl, als die Bevölkerung unter der Songdynastie. Vielleicht aber entzogen sich die Bürger ihre Namen aufs Papier zu setzen, aus Furcht, Kopfgeld bezahlen zu müssen. Hupilai hatte erst feierlich versprochen, daß die kleineren Abgaben, womit das Volk unter den Songkaisern bedrückt war, alle abgeschafft werden sollten; nachher aber fand er sich genöthigt sein gegebenes Wort zu brechen, und das Geld doppelt zu fordern. Dieß gab nun wieder Grund zu bedeutenden Unruhen und Mißverständnissen. Sobald Erdbeben und Ueberschwemmungen einfielen, schien der Kaiser in sich zu gehen und alle seine Fehler wieder verbessern zu wollen; sobald aber die Noth vorüber war, ging alles in seinem alten Geleise wieder fort. Um aber das Volk in Ruhe zu halten, hatte man sehr große Lager der Mongolen in der Nachbarschaft der großen Städte aufgeschlagen, so daß die Krieger bei der geringsten Bewegung bereit standen, über die Empörer herzufallen. Die Soldaten wurden aber sehr schlecht bezahlt; sie mußten daher Gewerbe und Handel treiben, um ihren Unterhalt zu verdienen.

Hupilai war ein Freund der Sternkunde; ihm verdankt diese große Verbesserungen, die jedoch von den Arabern eingeführt wurden, welche bis zur Regierung der Mantschuren ihren Platz als kaiserliche Astronomen behaupteten. In religiöser Hinsicht war der Kaiser den Christen sehr gewogen, gab ihnen bedeutende Vorrechte, bekannte sich aber nicht zu ihrem Glauben, und wollte durchaus nicht dem Kreuze Ehre erweisen. Er rief aber oft die Bekenner dieser Religion vor sich, versprach selbst sich zu bekehren, wenn der Papst ihm eine Anzahl von Missionären zusenden wollte, die Wunder verrichten könnten; und da Marco Polo mit seinem Oheime selbst große Beweise von Talent gegeben, wünschte er immer solche ausgezeichnete Leute des Westens um sich zu haben. Ueber den Mohammedanismus sprach er sich nie aus, obgleich er die freie Ausübung in allen Theilen seines Landes gestattete. Er war aber ein wirklicher Verehrer des Schamanismus, ein Heide im vollsten Sinne des Wortes, was uns bei einem solchen Denker wirklich wunderlich vorkommen muß. Mit Pasepa ,einem Tibetaner, der ein Priester von sehr großem Talente war, hatte er beständig Umgang und erhob ihn zu den höchsten Ehrenstellen. Die Rationalisten verfolgte er und zer-

störte ihre Tempel. Das Gemüth des Hupilai war aber viel zu weltlich, um sich je ernstlich um Religion zu bekümmern. Seine Duldung ist lobenswerth; hätte er nicht den Buddhaisten gefallen wollen, so würden die Priester des Tao auch ohne Schaden davon gekommen seyn.

Unglücklich war Hupilai mit seinen Ministern, glücklich mit seiner Gattin, einer liebenswürdigen, ihm ganz ergebenen Frau, welche ihm immer sehr guten Rath gab, und erfolgreich ihn unter Mühen und Unannehmlichkeiten tröstete. Sie verwendete sich ernstlich für die abgesetzte Kaiserfamilie und erleichterte ihre Lage, konnte jedoch nie die Bewilligung zu ihrer Rückkehr nach Hangtschéu erhalten. Ihr Trost war dennoch, Balsam in die Wunden der Leidenden gegossen zu haben. — Unter den zwanzig Söhnen, welche der Chan mit seinen vier Weibern zeugte, war der Thronerbe Tschingkin (Tschinggis) der ausgezeichnetste. Er hatte die größte Ehrfurcht für die chinesischen Classiker, liebte das Volk aufrichtig, half den Armen, unterstützte jedes edle Unternehmen, rieth vom Krieg ab und empfahl alle friedlichen Gewerbe; allein er starb, ehe er Beweise seiner Thatkraft ablegen konnte.

4. Persönliches Leben. Hupilai war ein großer Freund der Pracht, sowohl in Gebäuden, als in Kleidung, öffentlichen Gastmählern, in der Jagd und in allen seinen Handlungen. Er hatte seine Residenz zu Jenking errichtet, dem jetzigen Peking, damals von den Mongolen Kanbalu genannt. Dort baute er einen Palast, welcher viele Meilen im Umfange hatte und eine Stadt in sich selbst war. Innerhalb der Gemäuer waren herrliche Gärten und die schönsten Anlagen, um dem Ganzen das Ansehen eines Paradieses zu geben. Der grüne Berg, von Menschenhänden errichtet — denn die ganze Umgegend ist eine Ebene — hatte vorzüglich prächtige Bäume, die von den entferntesten Strecken des Landes herbeigebracht wurden, um die Gegend zu verschönern. Innerhalb des Palastes waren die ungeheuren Schätze des Chan, sein ausgedehntes Harem, wozu das ganze Land die Schönen herzusenden hatte, die Wohnungen der Prinzen und Prinzessinnen und einer Anzahl von Verschnittenen, die während der folgenden Regierungen die Plage des Hofes wurden. Außerdem besaß Hupilai verschiedene Sommerpaläste

in der Tatarei und dem nordwestlichen China, wo die Kunst, unterstützt mit großem Geldaufwande, ihr Möglichstes that um ein irdisches Elysium zu schaffen. Die Gastmähler wurden oft öffentlich gehalten, und der Chan war dann in Gesellschaft der Kaiserin der freundlichste und liebenswürdigste Herr. Die Großen brachten gleichfalls ihre Gemahlinnen mit sich und ließen es sich herrlich schmecken. Große Gefäße, mit Branntwein angefüllt, wurden in die Mitte des Saales hingestellt. Aus diesen schöpfte man mit großen goldenen und silbernen Pokalen füt die Gäste, welche oft betrunken den Tisch verließen. Allein dieß war kein Verbrechen, und Hupilai sebst scheint nicht immer nüchtern geblieben zu seyn. Wenn er in Staatskleidung erschien, starrte alles von Gold und Edelgesteinen, dem Raub so vieler Länder und Reiche. Nichts war prächtiger als die Jagden, welche mehr einem Heerzuge glichen. Bei diesen Vergnügungen konnte der Herrscher ganze Monate in den Steppen Asiens verweilen, ohne je in den Anstrengungen, welche eine solche Lebensweise erforderte, zu erschlaffen. Darüber vergaß er Regierungssorgen und Leiden, und wenn er mit seinem Falken auf der Hand ins Gebirge oder an den Flüssen hinritt, war er entzückt, wenn er einen Kranich erblickte, und freute sich wie ein Kind über den Fang. Er verlor jedoch dadurch viel Zeit und mußte daher die Regierung seinen Ministern überlassen. — Wohlthätigkeit gegen die Armen in sehr großem Maße, Freundlichkeit und Fürsorge für seine Unterthanen die durch Unglücksfälle gelitten, Herablassung gegen seine Diener, und Fröhlichkeit unter Beschwerden und Unannehmlichkeiten waren ausgezeichnete Charakterzüge dieses Fürsten.

Der Chan war mit einem durchdringenden Geiste begabt. In seiner Jugend arbeitete er unaufhörlich; was er anfing, gelang, und sein Urtheil war immer richtig. Nachher arbeitete er nicht mehr selbst, sondern überließ es Hofleuten ihre Plane seinem Beifalle zu unterwerfen. War Hupilai nicht durch Eigennutz verblendet, so handelte er immer sehr gerade und gerecht. Er war ein Freund aller großartigen Unternehmungen, aller Einrichtungen, welche bleibendes Glück dem Lande versprachen; er war edel in Wort und That. Wenn wir ihn daher unter die großen Fürsten China's zählen, so können wir ihn dennoch nicht

Karl dem Großen gleichsetzen, und seine vortrefflichen Eigenschaften sind viel geringer als die eines Napoleon. Hätte er dieselbe Bildung wie Alexander besessen, so würde er gleich wohlthätig für die Nachwelt gewirkt haben; allein er war ein Barbar, der, gerade der Rohheit entkommen, das Aeußerste that sich die Vortheile der Bildung zuzueignen. Mit dem Maßstabe europäischer Civilisation dürfen wir ihn daher nicht messen. Hätte er alle seine Wünsche erreicht, so würde er ganz Asien erschüttert haben, um es für den Samen des Guten empfänglich zu machen; er hätte selbst China für den Empfang des Guten vorbereitet. Allein bei seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen hinterließ er ein erschöpftes Land, voll unzufriedener Einwohner, auf dem Punkte das Joch seiner Landsleute abzuschütteln. Er war es, der seiner Dynastie den Namen Juen beilegte, und als Stammvater der folgenden Fürsten den Titel Schitsu in der Walhalla trägt. Von seinen Thaten und Unternehmungen ist jetzt kaum die geringste Spur übrig.

Wie viel größer war der friedliche Penn, dessen herrliche Stadt Philadelphia und blühende Provinz Pennsylvanien noch von dem christlichen Geiste zeugen, welcher in diesem Manne war.

Die zweite Gemahlin des Hupilai überlebte ihn. Sie war eine vorzügliche Frau, welche das Volk innig liebte. Als die Geldnoth sehr bedeutend wurde, leistete sie freiwillig auf ihr Einkommen Verzicht und lebte als eine Privatperson, damit die Unterthanen nicht bedrückt würden. Den Bonzen war sie sehr ergeben, und hatte dem Buddha zu Ehren einen großen Tempel in einer entlegenen Provinz gebaut. Dahin wollte sie auch eine Wallfahrt machen; allein die Minister riethen ihr davon ab, da die Reise dem Volke, durch dessen Land sie gegangen wäre, ungeheure Kosten verursacht hätte. Daher stand sie von der Ausführung dieses Lieblingsplanes ab.

Der Thronerbe war noch in der Tatarei als Hupilai starb (1294). Daher entstand ein sehr großer und langer Streit unter den Prinzen des Geblütes, wer das Scepter führen sollte. Da Viele Anspruch auf die Krone machten, und ein Interregnum von drei Monaten stattfand, so würde es ohne Zweifel zu sehr blutigen Auftritten gekommen seyn, wäre der alte hundertäugige Pesen, welcher noch erster Minister war, nicht mit dem Schwerte

in der Versammlung der Großen vorgetreten. Auf einer allgemeinen Reichsversammlung erklärte er daß Timur, der Sohn des früheru Thronerben, von dem verstorbenen Fürsten zum Nachfolger bestimmt sey, und daß alle Widersacher entweder schweigen oder die Schärfe seines Degens fühlen sollten. Nach dieser Rede waren die Anwesenden äußerst bereitwillig, seinen Wünschen Gehör zu geben. Glücklicherweise kam Timur an, bemächtigte sich sogleich des Regiments und wurde in der Folge unter dem Namen Tschintsong in der Walhalla der chinesischen Kaiser bekannt. Nachdem der General dem Jüngling diesen großen Dienst gethan, endete er seine Laufbahn und wurde als der größte Befehlshaber seiner an tapfern Officieren so reichen Nation geehrt. Wenige Heerführer waren in allen Unternehmungen so glücklich, und blieben dabei so demüthig. Gegen Chinesen und Tataren behauptete Pejen seinen Ruhm; wohin er kam, rühmte man nicht nur seine Tapferkeit, sondern noch viel mehr seine Menschlichkeit. Er verlor nie ein einziges Treffen, siegte unter den mißlichsten Umständen, litt sehr selten von Uebereilung oder zu großer Vorsicht, und war in jeder Hinsicht ein Muster unerschütterlichen Muthes und wunderbarer Beharrlichkeit. Ihm legte man mit Recht den Namen Eroberer China's bei, und wenn man bedenkt, daß er die Länder, welche seine Heere in Besitz genommen, trotz aller Hindernisse, auch behauptete, so wird man ihm willig einen und denselben Rang mit Scipio dem Jüngern oder Friedrich dem Großen einräumen.

Timur, der Enkel des Hupilai, war der Cabalen des Hofes müde und wollte daher, zur großen Unzufriedenheit der Minister, durchaus nicht in der Residenz verweilen. Er bemerkte wohl, daß die Gewitterwolken in der Tatarei sich aufthürmten und über China hereinbrechen würden, wenn er es nicht mit starker Hand verhinderte. Hier erwartete ihn aber ein sehr langer Kampf, welcher mit abwechselndem Glücke geführt den größten Theil seiner Regierungstage beschäftigte. Die Mongolen, des Krieges gewohnt, konnten sich durchaus nicht in die vorherrschende Ruhe schicken; da es nichts mehr zu erobern gab, kehrten sie ihre Lanzen wider einander und suchten ihren rechtmäßigen Oberherrn zu bekriegen. Man hatte Timur schon die Vorstellung gemacht einen Anfall auf Japan zu machen, um dort die unruhigen Köpfe

zu beschäftigen; der Kaiser hatte jedoch zu so fernen Unternehmungen durchaus keine Lust; er begnügte sich daher damit einen Bonzen über Korea hinzusenden, um von dort das Land auszuspähen. Allein der Priester war nicht im Stande die Insel zu erreichen, und so unterblieb dieß Unternehmen, welches sehr wahrscheinlich den kriegerischen Sinn der Tataren auf einen anderen Gegenstand gerichtet hätte.

Der junge Kaiser war oft genöthigt wider die Rebellen mit sehr großer Strenge zu verfahren; ja seine Untergebenen mordeten selbst die Anführer, welche auf das Versprechen einer Amnestie sich den chinesischen Truppen übergaben. Unter diesen war auch ein heroisches Weib, welche mit ungemeiner Tapferkeit wider die Kaiserlichen focht. Nach vielen Streifereien, Blutvergießen, ungeheuren Kosten und allgemeinem Elende wurden endlich die tatarischen Häuptlinge durch Güte zur Ruhe gebracht und das Land von ihren Einfällen befreit.

Am Anfange der Regierung des Timur kam der König der Birmanen nach Peking, um seine Huldigung dem Lehnsherrn darzubringen. Als er aber nach der Heimath zurückgekehrt, ermordete ihn ein Bruder, und seine Partei bat den chinesischen Monarchen um Hülfe, diesen Meutereien ein Ende zu machen. Lange zweifelte Timur, ob ein solches Unternehmen politisch sey, er wurde aber überstimmt durch den Rath der Generale, und nun zog ein kleines Heer über die Gränzen Junnans. Man hatte eine Menge Einwohner hinweggeschlept, um die Kriegsbedürfnisse zu tragen; diese Wichte, welche mit großer Härte behandelt wurden und nicht einmal die nöthigen Nahrungsmittel erhielten, starben zu Tausenden auf dem Wege, ohne daß die hartherzigen Soldaten sich darum bekümmerten. Dazu kam noch die Habgier des Heerführers, welcher alles was die Armee brauchte, von den Leuten erpreßte. So wurde denn innerhalb sehr kurzer Zeit die ganze Bevölkerung wider die Chinesen aufgebracht; sie verloren die Vortheile welche errungen waren, und mußten endlich mit Schande abziehen. Auch in diesem Kriege zeichnete sich eine Frau aus, welche, durch Beraubung ihrer Güter zur Verzweiflung gebracht, den Feind wacker angriff.

Im Lande selbst gab es häufige Empörungen, und es war den Rädelsführern sehr leicht große Haufen von Unterthanen

an sich zu ziehen. Zwar besiegte man sie mit dem Schwert, und das Blut floß in Strömen, aber die Mongolen wurden täglich verhaßter. Als einst ein Rebelle den Commandanten einer Stadt getödtet und die Festung genommen hatte, war er über die Schönheit der Wittwe dieses Officiers erstaunt, und machte ihr sogleich Heirathsanträge. Diese wies sie nicht von sich, bemerkte aber daß sie erst den Leichnam des vorigen Gatten verbrennen, und dann, ihrer ersten Liebe vergessend, in seine Arme eilen wolle. Dazu verstand sich der Häuptling sehr gern; ein großer Scheiterhaufen wurde daher errichtet und der Verstorbene darauf geworfen; und als das Ganze in Flammen stand, unterhielt sie sich einige Augenblicke lebhaft mit ihren Freunden und sprang dann freudig ins Feuer, um nie dem Mörder ihres Mannes anzugehören. Ihr zu Ehren wurde ein prächtiger Triumphbogen erbaut.

Durch Krieg und andern Aufwand waren die Finanzen ganz zerrüttet, und man war daher äußerst besorgt zu erfahren, von wo man das nöthige Geld hernehmen könnte. Nach vielem Hin- und Herdenken kam man daher auf den Plan, die Bonzen und Taopriester mit Abgaben zu belegen; da fand man zum großen Erstaunen des Hofes daß in der einzigen Provinz Kiangnan 500,000 Mönche und Priester lebten. Man trieb sie daher aus den Klöstern, und befahl daß sie zum Ackerbau zurückkehren sollten. Aehnliche Schwärme von Bettelmönchen wurden auch in den Steppen unter den Mongolen gefunden, und bis zu diesem Tage beherrschen sie jene große Nation. So leicht ist es Myriaden zu versammeln, wenn man nur versprechen kann daß sie nicht arbeiten, sondern vom Schweiße Anderer leben sollen. Von dem Augenblicke an daß die Mongolen vom Aberglauben beherrscht wurden, verloren sie ihre Tapferkeit und wurden ein weichliches furchtsames Volk, eine Charakteristik, die ihnen bis zu diesem Tag noch eigen ist.

Der Minister des Timur, welchem die ganze Verwaltung anvertraut war, schien ein gerader offner Mann zu seyn; durch seine Härte und seinen Starrsinn jedoch gab er sehr vielen Anstoß. Er verließ daher sehr willig sein Amt, um als Kriegsminister das Heer unter sich zu haben; sein Freund, ein Weltmann von den feinsten Sitten, wurde sein Nachfolger. Er seinerseits verwal-

tete das Reich mit großem Ruhm; hätte man nur die financiellen Angelegenheiten in Ordnung bringen können, so würde alles seinen guten Gang verfolgt haben.

Timur selbst war freundlich und leutselig in seinem Betragen, wollte immer durch Liebe thätig seyn, und verabscheute alle gewaltsamen Maßregeln. In seinem ganzen Benehmen zeigte er sich als Vater des Vaterlandes, mit großer Herablassung und Demuth. Als ihm einer der chinesischen Räthe eine Menge Verhaltungsregeln niedergeschrieben, die so allgemein bekannt daß jedes Kind sie auswendig gelernt hatte, so las er sie wie ein Schulknabe und dankte seinem Lehrer für den Unterricht, den er ihm hatte angedeihen lassen. — Indische Kaufleute, welchen man sehr große Freiheiten zugestanden, brachten oft eine Menge Kostbarkeiten nach der Hauptstadt, um sie im Palaste zu verhandeln. Unter diesen waren auch herrliche Perlen, welche durch ihren Glanz blendeten. Diese, sagte der Krämer, sind sehr theuer und äußerst kostbar; da er aber den Mandarinen, mit welchen er sich unterhielt, keine Auskunft über ihren praktischen Werth geben konnte, denn man konnte sie weder essen, noch zu andern nützlichen Zwecken verwenden, so wurde der Verkäufer eines theuern Spielwerkes mit Hohn vom Hofe hinweggesandt.

Timur war ernstlich bemüht dem Volke zu zeigen daß er seinen Sitten und Gebräuchen huldigte. Daher veranstaltete er ein großes Opfer, bei welchem nicht allein Rinder und Schafe, sondern auch Hirsche und Schweine den Götzen vorgesetzt wurden. Diese Feierlichkeiten wurden mit sehr großem Prunke begangen. Allein bald darauf erkrankte er, und obgleich man einen Festtag durchs ganze Land ausrief, erlag der junge Fürst und starb in der Blüthe seines Lebens (1307). Er war General und Staatsmann, und ähnelte in mancher Hinsicht unserm Rudolf von Habsburg, obgleich er nicht so durchgreifend wirkte und schon früh in seiner Laufbahn angehalten wurde.

Da er keine Kinder hinterlassen, entstand sehr bald großer Streit über die Nachfolge. Die rechtmäßigen Erben waren zwei Neffen, beide von der Kaiserin, welche eine Regentschaft haben wollte, gehaßt. Der ältere, Haitschan, war mit dem Heere in der Tatarei; der jüngere, Gnaijulipaliputa, war mit seiner Mutter von der sehr eifersüchtigen Herrscherin nach einer der Provin-

zen verbannt worden. Timurs Gemahlin war nun ernstlich bedacht, ihren Liebling sogleich den Thron besteigen zu lassen, und veranstaltete zu diesem Ende eine feierliche Versammlung in der Walhalla. Dort konnte man aber keine Urkunde zur Bestätigung ihrer Wahl vorfinden; daher gingen die Räthe zu ihrem großen Verdruß schnell auseinander. Unterdessen hatte der erste Staatsminister, welcher dem rechtmäßigen Thronerben sehr hold war, Boten nach ihm abgesandt, um seine Ankunft zu beschleunigen. Vergebens suchte die Kaiserin ihn auf ihre Seite zu bringen; er schützte Krankheit vor und blieb ruhig in seinem Hause. Plötzlich erschien Gnaijulipaliputa in Trauer mit seiner Mutter in der Hauptstadt, bestach die Garden und bemächtigte sich des Nebenbuhlers, welcher mit seinem ganzen Anhange sogleich verbannt wurde. Schmerz ergriff nun die getäuschte Kaiserin; ihr Elend wurde noch vergrößert, als Haitschan mit 30,000 Mann in die Hauptstadt einrückte, um das Steuerruder des Staats zu ergreifen. Sie wurde sogleich vom Hofe hinweggesandt und ihr dann befohlen sich selbst zu morden, was sie auch willig that. Den treuen Bruder, welcher standhaft die Krone für sich selbst ausgeschlagen, ernannte der neue Kaiser, welcher von den Chinesen Wutsong genannt war, zu seinem Nachfolger. Haitschan war, wie seine Vorfahren, ein Krieger, welcher dem Staate sehr große Dienste gethan; doch dem Wein und der Wollust ergeben. Um seiner Regierung den Anstrich großer Weisheit zu geben, erhob er Kongfutse zu hohen Ehren; und er ließ seine Bücher in die mongolische Sprache übersetzen und unter seine Leute allgemein vertheilen. Zu gleicher Zeit begünstigte er auch die Lamas, welche in ungeheurer Menge aus Tibet sich nach allen Orten China's verfügten, um dort das Mark des Landes auszusaugen. So groß war in seiner Meinung ihre Heiligkeit, daß derjenige welcher sie schlug, die Todesstrafe erleiden, und wer sie lästerte, seine Zunge verlieren mußte. Als er im Begriff war dieses grausame Gesetz zu verbreiten, verhinderte ihn sein Bruder an der Ausführung, und so unterblieb ein Unternehmen, welches die schrecklichsten Folgen für das Reich gehabt haben würde. So stolz waren diese Priester schon geworden, daß einer derselben nicht einmal einer Prinzessin des Geblütes den Vorrang zugestehen wollte, und ihr höhnend mehrere Stöße gab. Tief gekränkt

beklagte sich diese Dame beim Kaiser, konnte aber kein Recht erhalten; denn der stolze Lama behauptete daß ihm als Vertreter des Buddha die ganze Welt huldigen müßte. Der abergläubische Monarch glaubte an die Richtigkeit dieser Bemerkung; er schien den Schülern des Dalai-Lama mit Leib und Seele ergeben zu seyn. Doch für all die Freundschaft welche ihnen erwiesen wurde, dankte man dem Kaiser nicht. Neue Schwärme von Lamas kamen ins Land, auf Pferden reitend geboten sie dem Volke, sie allgemein zu verehren; man fürchtete und verabscheute sie; allein sie behielten die oberste Gewalt, und lachten der leichtgläubigen Menge. Als nun Haitschan einen nahen Verwandten, welcher sich sehr anstößlicher Ausdrücke gegen seine Majestät bediente, zum Tode verurtheilte, unterstützten die Lamas den Bruder des Hingerichteten, der sich gegen den Kaiser empörte. Dieß war der Dank, welchen sie ihm für seine Herablassung und Verehrung zollten.

Während dieser Regierung fanden Hungersnoth und verheerende Seuchen statt, welche Myriaden von Menschen in das Grab rafften und Elend und Jammer überall verbreiteten. Obgleich man nun sehr große Summen und bedeutende Getreidevorräthe vertheilte, konnte man dennoch dem Elende nicht abwehren. Um in Zukunft jedoch für die Erleichterung der Armen zu sorgen, befahl der Kaiser daß alle die reichen Familien, welche ein Einkommen von 50,000 Maß Reis hätten, davon 10,000 dem Schatze zufallen lassen sollten, und daß Priester aller Art sowohl als Tempel die nöthigen Abgaben bezahlen mußten.

Der Minister, welcher dem Haitschan zum Throne verholfen, war ein redlicher Mann, von sehr großen Talenten, welcher mit Leib und Seele dem Wohle des Volkes lebte. Daher erhielt er auch die Verwaltung einer sehr bedeutenden Strecke Landes, sobald ihn die Hofschranzen von der Residenz verdrängt, wo er ein rühmliches Regiment führte. Sonst aber waren sehr unwürdige Diener am Hofe des Haitschan, welche nur dem Wohlleben sich ergaben, und sich durchaus nicht um die Regierung bekümmerten. Die Verwaltung des Reiches hatte daher sehr viele Mängel; allein Haitschan sank schon früh in das Grab (1311), sein Bruder bestieg sogleich den Thron, und ist als Jintsong in der Geschichte bekannt.

Unter dieser Regierung stellten sich sehr viele Uebel ein: Dürre, Erdbeben, Seuchen, Hungersnoth und Empörung entstanden. Allein das Herz des Jintsong war voll Menschenliebe, daher war es sein höchstes Vergnügen der leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen. Zwölf ihm gleichgesinnte Staatsmänner durchreisten die Provinzen, um all den Uebeln, unter welchen das Volk seufzte, abzuhelfen; redlich erfüllten sie ihre Pflicht. Wo immer sie Mandarine antrafen, deren Verwaltung für die Menschheit nachtheilig war, wurden diese nicht allein abgesetzt, sondern sehr hart bestraft. Als in einer Provinz eine Empörung ausgebrochen und der Rädelsführer hart bestraft worden war, setzte man auch ein Brandmal auf die Stirn des Beamten, durch dessen Nachlässigkeit und Strenge das Uebel entstand. Bei Gelegenheit eines großen Erdbebens, wodurch eine Ebene ganz überdeckt, und viele Städte und Dörfer ganz vernichtet wurden, war es dann das ernste Bestreben des Kaisers, der Noth aller abzuhelfen und lange wurde sein Name dort noch mit großen Lobpreisungen erwähnt.

Da die wenigen Jahre der Verwaltung dieses Monarchen meistens in Ruhe dahinstrichen, so konnte er seine Aufmerksamkeit auch auf andere Sachen richten. Beim Antritte seiner Regierung machte er seinen Willen den benachbarten Prinzen bekannt, und diese kamen auch alle, um dem neuen Oberherrn ihren Tribut darzubringen. Bei dieser Gelegenheit sah Jintsong wohl daß, wenn man die Lehnsleute gut behandle, die Gränzen auch gedeckt seyen. — Um sich in der Hauptstadt die Herzen zu verpflichten, beschenkte er die alten Leute welche über 80 Jahre alt waren reichlich, und obgleich ihre Zahl über 10,000 war, freute sich dennoch der Monarch, allen Greisen etwas mittheilen zu können; dieß war nun ein rechter Festtag, als Aijulipalipata wie ein Vater unter seinen Kindern weilte. Sich seines guten Vorhabens bewußt, lächelte er, als einige Astrologen von den unglückbringenden Zeichen am Himmel ihm etwas vorschwatzten; denn er glaubte sich in der Liebe seines Volkes gesichert. Mit großer Sorgfalt suchte er die kaiserliche Akademie zu heben und durch neue verdienstvolle Glieder in Flor zu bringen. Um die Nation zur Bewunderung talentvoller Männer anzuregen, nahm er eine Menge verdienstvoller Schriftsteller in die Walhalla auf und feierte ihr Andenken.

Ungeachtet seiner Bemühungen war die Verwaltung in sehr großem Verfall; denn es fehlte an tüchtigen Leuten, die den Willen und die Kraft hatten seine Befehle zur Ausführung zu bringen. Daher sank das Ansehen der Mongolen in den Provinzen sehr bedeutend, und man konnte ziemlich leicht eine Umwälzung vorhersagen. Auch gab es der Räuber sehr viele, welche von den Soldaten nicht unterdrückt werden konnten. Das Militär wurde überdieß sehr schlecht bezahlt, und der Kaiser verwunderte sich dennoch über einen Soldaten, welchen er in Lumpen antraf; da er sich nach dem Grund dieses elenden Zustandes erkundigte, erhielt er zur Antwort, daß viele Jahre nun schon verstrichen seyen, seitdem die Regimenter Montirung erhalten. Dieß ging daher dem guten Regenten sehr zu Herzen. Aijulipalipata wünschte all den Uebeln durch Aufrechthaltung der Gesetze abzuhelfen; allein dazu hatten seine Landsleute, welche die höchsten Stellen bekleideten, keinen genugsamen Einfluß. Er hatte sich Mühe gegeben sehr tüchtige Minister anzustellen, und selbst einem Feind, der sich, als er noch Kronprinz war, sehr wüthend wider ihn gezeigt, seine Ehrenstellen gelassen, weil er glaubte daß er ein tüchtiger Mann sey. Eines Tages wollte er einen Schauspieler zum Präsidenten des Ceremonialtribunals erheben, der ganze Hof lehnte sich aber dagegen auf; daher gab Jintsong nach; denn er wünschte allen zu gefallen. — Hoschila, der Sohn des verstorbenen Kaisers, welcher ursprünglich zum Nachfolger bestimmt war, zeigte sehr wenig Achtung für seine Verwandten. Stolz und anmaßend suchte er am Hofe zu herrschen, und gab daher Anlaß zu sehr viel Streit und Eifersucht. Um den Frieden im Schlosse herzustellen, ernannte ihn der Kaiser zum Statthalter von Junnan, der entferntesten Provinz des Reichs. Als aber der ans Hofleben gewöhnte Prinz sich dorthin zu verfügen in Begriff war, sprachen seine Anhänger über die Härte, mit der er behandelt worden, und ermunterten ihn seine Würde und Unabhängigkeit trotz des kaiserlichen Befehls zu behaupten. Aus diesem Streit wäre vielleicht eine schreckliche Empörung entstanden, hätten nicht einige dem Kaiser sehr ergebene Officiere die Rädelsführer sogleich ergriffen und dergestalt dem Unwesen ein Ende gemacht. Der Fürst wurde nachher verbannt, und Schutepala, der einzige Sohn des Kai=

sers, zum Nachfolger bestimmt; dieser folgte seinen Vater unter dem Namen Jngtsong (1320).

Die Dauer der Regierungen war so kurz daß nichts recht im Lande gedeihen konnte. Obgleich daher Aijulipalipata einen großen Ruhm wegen seiner Verdienste hinterließ, und selbst als Vermittler des Volkes mit dem Himmel auf einem sehr hohen Standpunkte sich befand — denn auf sein Gebet war einst der Regen nach langer Dürre aufs Land herabgestürzt — so ehrten seine eigenen Landsleute ihn dennoch nicht, und dem Nachfolger Jngtsong mißgönnte man den Thron.

Ein sehr mächtiger tatarischer Minister hatte sich sehr viele Rechte angemaßt, und manche Schandthaten mit großer Gleichgültigkeit begangen. Sein Name war Timutier; am Hofe fürchtete man Niemand mehr; in den Provinzen hörte man von ihm mit Schrecken. Wehe dem Unglücklichen, der ihm etwas anhaben wollte; sein Untergang war gewiß. Lange hauste daher dieser Große nach Gefallen, bis endlich alle Censoren zusammentraten und ihn als einen Landesverräther anklagten. Der Kaiser, erstaunt über die Verbrechen welche ihm zur Last gelegt wurden, entsetzte ihn sogleich seiner Aemter, erhielt aber bald darnach eine ernste Vorstellung von Seiten der Staatsdiener, ihn zum Tode zu verurtheilen. Der Minister hatte jedoch eine treue Freundin in der Kaiserin, welche ihren Gemahl mit Thränen anflehte, den Liebling nicht seinen Feinden aufzuopfern. Der Kaiser grämte sich daher daß er nicht zur Entscheidung kommen konnte; er ärgerte sich über die Gräuel, welche unter seinen Augen betrieben worden, und zog sich dadurch eine Krankheit zu, an der er auch starb.

Der Kronprinz, anstatt sich um die Thronfolge zu kümmern, war erst Tag und Nacht am Bette seines Vaters, und verweilte nachher weinend bei seinem Sarge. Die großen Ausgaben des Begräbnisses vermied er und beschenkte dagegen reichlich die Armen, damit sie ihren Wohlthäter noch lange im Gedächtniß halten möchten. Ein solcher Vater war auch wohl der allgemeinen Trauer werth; denn das ganze Leben des Jntsong war eine Kette von Liebesdiensten. Unter einer solchen Regierung nur hatte ein Bösewicht wie Timutier emporkommen können. — Daher

wagte er es auch, als der junge Kaiser Schutepala in Gram und Kummer versunken war, durch das Ansehen der Kaiserin gestärkt, sich wieder zur Präsidentenstelle des Rathes zu ernennen. In der ersten Sitzung verdammte er seine vorzüglichsten Feinde, die ihn wegen seiner Schandthaten angeklagt, zum Tode und ließ sie augenblicklich hinrichten. Solch ein gewalsames Verfahren setzte den ganzen Hof in Schrecken; mit Furcht und Zittern hörte man wieder den Namen des Gewaltigen, und die ganze Verwaltung schien wieder seinen Händen übergeben. Schutepala jedoch ermannte sich, trotz der Vorliebe seiner Mutter für diesen Günstling; er entfernte ihn von seinem vorzüglichsten Geschäft und ernannte Peitschéu zum ersten Staatsrath. Diese Erniederung konnte Timutier kaum ertragen. Er sann daher auf Rache und den Untergang des neuen Ministers. Es traf sich gerade daß der neue Geschäftsmann einige Zeit lang vom Hofe abwesend seyen mußte; daher benutzte der Verdrängte die Gelegenheit, um sich wieder beim Fürsten einzuschmeicheln. Zu diesem Zweck wünschte er den Kaiser zu besuchen. Als er aber bei der Pforte angelangt war, verweigerte man ihm auf den ausdrücklichen Befehl des Oberherrn den Eingang. Tief gekränkt über diese Erniederung kehrte er nach seiner Wohnung zurück, warf sich auf sein Bett und starb bald darauf vor Groll, zur großen Freude des ganzen Hofes und tiefen Trauer der Kaiserin. Nun war man bedacht die Schlachtopfer des Verstorbenen aus dem Gefängnisse zu befreien und zugleich die Mitschuldigen festzusetzen. Das erste that man sehr bald; als aber eine Menge Großer als seine Helfershelfer entdeckt wurde, fand man es für nöthig die Maßregeln hinsichtlich ihrer Bestrafung noch zu verschieben. Unterdessen bildete sich eine Verschwörung, meist aus Anhängern des verabscheuten Ministers bestehend. Um sich von der Strafe ihrer Verbrechen zu befreien, schickten sie schnell einen Abgesandten zu Jesun-Timur, dem Enkel des Hupilai, der sich damals in der Tatarei befand, um ihm die Krone anzubieten. Sobald der Bote sein Zelt erreichte und ihm diese Nachricht überbrachte, wurde der Jüngling vor Unwillen fast wüthend, und sandte sogleich von diesem Vorhaben Nachricht nach der Hauptstadt.

Es war gerade Sommer, und der Kaiser wollte sich, wie gewöhnlich, nach der Tatarei zurückziehen, um dort die Kühle

zu genießen. Als er sich auf den Weg begab, hatte er sehr starke Ahnung eines kommenden Unglückes, und verbrachte eine ganze Nacht in höchster Unruhe. Die Verschwornen, welche sich in seinen Umgebungen befanden, — denn sie waren hohe Standespersonen, — fürchteten daß der ganze Anschlag auf die Enthronung des Prinzen entdeckt sey. Die Priester welche die Unruhe ihres Oberherrn sehr bald bemerkten, wollten fasten und abergläubische Gebräuche verrichten, um, wie sie vorgaben, dem kommenden Unglücke zuvorzukommen; auch wollten sie das Volk durch eine allgemeine Amnestie versöhnen. Da bemerkte der Minister daß sie etwas im Schilde führten, und gab ihnen daher einen sehr derben Verweis. „Nun ist es Zeit, riefen die Verschwornen aus, als sie davon hörten; wir wollen nicht länger warten, wir müssen endlich unsern Plan ausführen." Im Dunkel der Nacht drangen sie daher mit ihren Meuchelmördern erst ins Zelt des Ministers, dann in das des Monarchen, der in die Liebe seiner Umgebung großes Zutrauen setzend ohne starke Bewachung schlief. Beide waren in wenigen Minuten Leichen, und die schwarze That war verübt, ohne daß man im Lager die geringste Spur davon gehabt hätte.

So starb Schutepala (1323), ein Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigt hatte. Er gab das Gesetzbuch heraus, welches man noch unter dem Namen des mongolischen kennt. Unter seiner kurzen Regierung wurden zwei Aufstände, durch Priester der Vernunft und des Buddha verursacht, schnell gedämpft. — Der Kaiser glich seinem Vater in Sanftmuth und inniger Liebe für seine Unterthanen; hätte er länger gelebt, so möchte man in ihm einen andern Titus gefunden haben.

Jesun-Timur, den die Chinesen Taiting nennen, kam schnell nach der Hauptstadt, nachdem er von dem Morde seines Verwandten gehört. Er war erst nicht gesonnen mit Strenge wider die Thäter zu verfahren, allein ein Minister versicherte ihm daß, wenn er dieß nicht thäte, er als Mitschuldiger betrachtet werden würde. Nun ergriff er sehr ernste Maßregeln. Einige der Verschwornen wurden an demselben Orte, wo der Mord begangen worden, hingerichtet, andere des Landes verwiesen, und die übrigen starben durch die schmählichsten Todesstrafen. Nachdem daher hinlängliche Rache genommen war, bestürmte man den

neuen Monarchen mit Beschreibungen des Elendes, welches im Lande statthatte. Dieß scheint auch sehr groß gewesen zu seyn; Pest, Dürre und Heuschrecken wetteiferten in der Verheerung des Reiches. Alles war voll Jammer und Verderben. Einer der Censoren, welcher sich berufen fühlte die Ursachen anzugeben welche zu diesem traurigen Zustand Anlaß gegeben, klagte die Buddhisten und Taoisten an, die durch ihre vielen Opfer den Himmel erzürnten. Einer der Gründe für diese Unfälle war auch die Perlenfischerei, die man in dem Meere von Canton trieb; denn sehr viele Leute verloren dadurch ihr Leben; der Ertrag wurde theuer verkauft und gab zu vieler Verschwendung Anlaß. — Eines der fürchterlichsten Erdbeben, welches je in der Geschichte erwähnt wird, fand unter dieser Regierung statt. Ganze Strecken Landes wurden versenkt. Finsterniß bedeckte am hellen Tage das Erdreich, und fürchterlich lange Spalten, durch welche ein Schwefeldampf hervorbrach, zeigten sich längs der Ebenen. So fürchtete man die Ankunft schrecklicher Dinge. Was aber noch viel mehr den Hof in Erstaunen setzte, war die Entwendung eines der silbernen Tafeln aus der kaiserlichen Walhalla, welche für ganz heilig angesehen werden.

Taiting lebte daher in beständiger Angst und Qual, ohne im Stande zu seyn, etwas zur Erleichterung der Nation beizutragen. Er war aber kein Fürst von unternehmendem Geiste, und obgleich ein tapferer Krieger, wenig in Staatsgeschäften bewandert, so daß er oft sehr große Mißgriffe that. Er tröstete sich jedoch mit dem Hofleben, mit Festen, rauschenden Freuden, und all den Vergnügungen, welche der Sinnlichkeit so sehr schmeicheln.

Die Lamas zogen nun zu Hunderten durch das chinesische Land. In Tibet, ihrer Heimath, wartete ihrer nichts als Armuth; daher gingen sie nach der fruchtbaren Nachbarschaft, um sich von dem chinesischen Aberglauben zu nähren. Die Mongolen empfanden immer mehr Ehrfurcht für diese eingefleischten Götzen; daher erlaubten sie ihnen große Freiheiten. Mit kaiserlichen Päßen versehen durchstrichen sie auf Pferden, wie eine Schaar Reiter, das ganze Reich. Wohin sie auch immer kamen, quartierten sie sich bei Bauer und Bürger ein, und lebten in den schönsten Häusern und bei der besten Bewirthung. Die Männer sandten sie

aus den Wohnungen weg, und lebten guter Dinge, zum großen Scandal der gemeinen Leute, mit den Weibern. So ungern Jesun Timur die Thaten dieser Heiligen rügen wollte, so wurde er dennoch genöthigt zu befehlen, daß niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß vom Hofe die Gränze überschreiten sollte. Das Uebel aber hatte schon zu weit um sich gegriffen, um durch bloße Verordnungen beseitigt zu werden, und so lange die Mongolen im Lande blieben, lebten diese Blutigel herrlich und in Freuden vom Marke der Einwohner und untergruben die Macht ihrer Verehrer.

Schnell gingen die Regierungstage des Jesun Timur vorüber, und auch er sank frühzeitig in das Grab (1328).

Nach seinem Tode war die Nachfolge zweifelhaft, denn es gab Prinzen, welche viel gegründetere Ansprüche auf den Thron hatten als der verstorbene Kaiser. Seine Gemahlin jedoch erklärte ihren Sohn, der sich in einem Lustschlosse in der Tatarei aufhielt, zum Thronerben. Unterdessen nahm Jen Timur, einer der Großen, die Partei der Söhne des berühmten Kaisers Haischan. Als der Rath zusammenberufen worden, zog er seinen Degen, und erklärte denjenigen niederhauen zu wollen, welcher sich seiner Wahl widersetzte. Da die Garden auf seiner Seite waren, schwieg die ganze Versammlung, und schnell wurde sein Vorhaben zur Erniederung aller Anhänger ihres vorigen Oberherrn ausgeführt. Die Minister, nach dem Gefängnisse geführt, bereuten nur zu spät, daß sie, sich auf ihre gerechte Sache verlassend, keinen Trabanten zu ihrer eigenen Beschützung herbeigerufen. Die Verschworenen, welche den Jen Timur ermorden wollten, fanden alle ihren Tod durch das Beil des Scharfrichters.

Der eine Bruder, Tutimur, langte indessen in der Hauptstadt an; allein ihm hatte Jen Timur nicht die Krone bestimmt. Der junge Prinz, äußerst demüthig, schlug gleichfalls das Anerbieten, als Kaiser zu regieren, aus, und zeigte große Enthaltsamkeit, als ihm die Ersten des Landes das Scepter aufdrängen wollten. Eilboten folgten Eilboten, um den Bruder Hoschila, den rechtmäßigen Regenten, nach der Residenz einzuladen. Dieser war jedoch argwöhnisch; er traute seinem Blutsverwandten nicht den Edelmuth zu, daß er ihm freiwillig ohne selbstsüchtige Absichten eine Krone schenken werde. Daher näherte er sich der

Hauptstadt in langsamen Märschen, und weder Briefe noch Bittschriften konnten seinen vorsichtigen Gang ändern. Der Sohn des Jesun Timur hatte nun in der Tatarei ein bedeutendes Heer versammelt, um durch das Schwert seine Ansprüche auf den Thron gültig zu machen. Es kam zu verschiedenen Schlachten, in welchen Mongole gegen Mongole focht, denn die Chinesen hatten keine Partei genommen. Der Streit war so heftig, als ob das Leben der Nation von der Kaiserwürde abgehangen. Tausende von Leichen lagen auf den Schlachtfeldern, und noch war der Streit nicht entschieden. Endlich flüchtete sich der junge Monarch in eine Festung; dort wurde er belagert. Aengstlich den Ausgang der Dinge abwartend, stahl ein Diener das Siegel des Reiches und mit diesem eilte er in das Lager der Belagerer. Hocherfreut über eine solche Gabe, drangen die Soldaten in die Stadtthore ein und metzelten alles was sie in den Straßen fanden, ohne Unterschied des Ranges und Geschlechtes nieder. In diesem Tumult scheint auch der junge Gegenkaiser umgekommen zu seyn; denn man konnte nachher nicht die geringste Spur von ihm finden.

Nun kam Hoschila, von den Chinesen Mingtsong genannt, nach Peking, wo er mit den höchsten Freudenbezeugungen empfangen wurde. Dort überreichte ihm sein großmüthiger Bruder die Reichskleinodien, und Jen Timur erkannte und huldigte ihm als seinem Oberherrn. Anstatt aber diesen treuen, sich selbst aufopfernden Freunden die erwarteten Ehrenstellen zu geben, betrug sich der junge Fürst sehr gleichgültig gegen sie, und beide gaben ihr Mißfallen deutlich zu erkennen. Der Abend des Krönungstages sollte in einem prunkvollen Schmause enden. Tausende waren schon im geräumigen Palaste versammelt, um Ohr, Auge und Gaumen zu ergötzen; die Feierlichkeiten hatten ihren Anfang genommen, die Musik tönte herrlich durch die geräumigen Säle, als plötzlich der Monarch Uebelkeiten empfand. Nachdem er vom Gastmahle aufgestanden, ging er in sein Cabinet, legte sich nieder und war in wenigen Stunden eine Leiche. Der Argwohn der Vergiftung fiel natürlich auf den beleidigten Jen Timur, man hatte aber keine Beweise und konnte daher den Tod des Hoschila auch seiner plötzlichen Freude Schuld geben. Seine demüthige Erklärung, daß er ganz dem Rathe seiner erfahrenen Minister

folgen wollte, hatte in den Cabinetsräthen die größte Hoffnung erregt, daß sie nun das Steuerruder selbst führen würden; diese Erwartung jedoch wurde vereitelt.

Tu Timur, der Bruder, erstieg nun natürlich den Thron (von den Chinesen wurde er Wentsong genannt), dem er vorher entsagt hatte. Jen Timur, sein Vertrauter, wurde zur höchsten Ministerstelle ernannt und leitete hinfort die ganze Regierung. Als man bald, seiner überdrüssig, eine Verschwörung gegen ihn anzettelte, bestrafte der Kaiser die Mitschuldigen mit dem Tode und stärkte dergestalt das Ansehen seines Führers.

Eine der ersten Verordnungen des Fürsten war die Sammlung der Gesetze, Sitten, Gebräuche und geschichtlichen Fragmente der Mongolen, um, wie er sagte, danach seinen Lebenswandel zu bilden. Da las der Jüngling nun von den großen Thaten des Tschinggis und Kublai und fand sich zur Nachahmung angeregt. Allein in seinem Herzen kämpfte Sinnenlust, Liebe zum Vergnügen, zum Spiele und zur Tändelei; daher blieb es bei guten Vorsätzen. Nicht zufrieden mit dem was seine Landsleute von der Juen-Dynastie geschrieben, wünschte er auch die historischen Archive der Geschichtschreiber des Hofes zu öffnen, und verfiel daher mit den Mandarinen in Streit. Nie soll der Regent die Beurtheilungen, welche von den Weisen der Nation über die Glieder seiner eigenen Dynastie geschrieben, lesen, denn dieß ist nur der Nachkommenschaft vorbehalten. Ueber die Vorzeit mag er sich nach Belieben unterrichten, doch nicht seine Kenntnisse aus den Büchern der Zeitgenossen ziehen, welche Gewohnheit mit der tiefsten Verschwiegenheit besiegelt. Diese Gründe schienen den Untersucher zu befriedigen. Er wünschte nun etwas Rühmlicheres zu unternehmen, anstatt sich immer mit Büchern und dem Urtheil von Schriftstellern zu beschäftigen. Zu diesem Ende beschloß er in der Nähe seines vorigen Aufenthaltes einen herrlichen Tempel zu erbauen, damit dem Buddha die gebührende Ehre gebracht werde. Das Land welches hiezu gebraucht werden sollte, war sehr ausgedehnt, allein noch nicht groß genug für das Prachtgebäude. Daher wünschte man noch viele Häuser niederzureißen, nm dem Götzen eine stattliche Wohnung zu gründen. Als aber ein Censor der Kongfutsianischen Schule davon hörte, machte er die ernstesten Gegenvorstellungen und erklärte,

daß er nie zugeben wolle daß das Volk der Abgötterei wegen leiden solle, und daß es ein Mißbrauch der so viel gepriesenen Güte des Buddha sey, den Armen ihr Land zu entreißen. Einer solchen Ermahnung mußte Tu Timur natürlich Gehör geben, und daher unterblieb auch der Bau.

Das Gemüth des Tu Timur war von der Vergöttlichung des Dalai Lama erfüllt; daher berief er einen Awatar nach Hofe, dem er die höchste Ehre darbrachte. Es ist ganz unerklärbar, wie diese elenden Menschen, deren Stumpfsinn und Aberglaube alle Gränzen übersteigt, dennoch so vielen Einfluß auf das kräftige Mongolengeschlecht ausgeübt haben, und bis zum jetzigen Augenblicke noch ausüben. Die chinesischen Großen, welchen er befahl, nie ohne die Kniee zu beugen mit dem Großlama zu sprechen, fühlten sich sehr gekränkt; um sie daher zu versöhnen, gab er dem Kongfutse und seiner Mutter einen ehrenvolleren Rang.

Die Morschheit der Grundfesten des Mongolen-Thrones wurde nun mehr und mehr sichtbar. Durch Ausschließung der vornehmen Chinesen von Regierungssachen hatten sie sich die einflußreichsten Männer abwendig gemacht. Das militärische Gouvernement gefiel auch nicht den friedliebenden Leuten; die Erpressungen der Soldaten und kleinern Fürsten, welche durchs ganze Land zerstreut waren, brachten gleichfalls das Volk gegen ihre Herrscher auf. Daher war es dem Statthalter von Sse-tschuen ein Leichtes, sich unabhängig zu erklären und sich in seiner Herrschaft auch zu behaupten. In Junnan entstanden sehr langwierige und heftige Empörungen, welche durch die Eingebornen unterstützt wurden. Einer der Generale ging selbst zu den Rebellen über, und obgleich diese nachher aufs Haupt geschlagen wurden, war die Flamme dennoch nicht erstickt. — So blieb es denn eine Zeit lang ungewiß, wie lange die Mongolen der Chinesen Meister bleiben sollten.

Wie gewöhnlich, traf auch unter der Regierung des Tu Timur das Land viel Unheil. Der Kaiser war selbst nicht in seinem Palaste sicher, und eine Verschwörung hätte ihn beinahe seines Lebens beraubt. Daher starb er, müde der Ueppigkeit und der Freuden des Hofes, bald nach einem großen Erdbeben, und ließ das Land in einem sehr traurigen Zustande zurück.

Die große Frage, wer nun regieren sollte, war sehr schwer zu bestimmen; denn die Kaiserin stimmte nicht mit dem gewaltigen Jen Timur überein. Dieser Minister hatte sich alle Macht angemaßt und lebte in solcher Ueppigkeit und Schwelgerei, daß man selbst an einem Hofe, wo Sinnenlust das einzige Vergnügen, darüber erstaunt war. Zu seinen großen Gastmählern schlachtete man oft 15 — 17 Pferde: denn ihr Fleisch war den Tataren ein Leckerbissen; alle andern Mundbedürfnisse wurden in gleicher Menge herbeigeschafft. Der Wollust ganz ergeben, brachte er die meiste Zeit im Harem zu; in diesem hatte er nicht weniger als 40 Prinzessinnen des Geblütes, von Zeit zu Zeit gewählt, um seiner Lust zu fröhnen. Ein solcher Sardanapal konnte nicht lange leben; daher starb er gerade in dem Augenblicke, wo er ohne Zweifel das Schwert zur Bestimmung eines Nachfolgers gezogen haben würde. Das Land konnte wirklich froh seyn den Ruhestörer im Grabe zu sehen, auf den überdieß der Verdacht fiel die zwei vorhergehenden Kaiser vergiftet zu haben.

Sobald nun wieder Einigkeit im Cabinet stattfand, schlug die Regentin den 13jährigen Knaben Tohoan Timur zum Kaiser vor. Aus politischen Gründen hatte dieser Knabe schon früh sehr viel zu leiden. Er wurde erst nach einer Insel in der Nähe von Korea gesandt, denn man bezweifelte seine Aechtheit. Nachher verwies man ihn nach Kuangsi; in dieser Provinz befand er sich, als ein Bote die ganz nnerwartete Kunde brachte, daß er über das chinesische Reich regieren solle (1333). Ihn nennt die Geschichte Schunti, der letzte Kaiser dieses Stammes.

Man wählte nun die besten Minister, um dem unerfahrnen Jüngling mit Rath und That beizustehen, und wo möglich eine kräftige Verwaltung zu errichten. Allein der Anfang sowohl als das Ende der Regierung war traurig. Verschiedene Große, unter diesen zwei Brüder der Kaiserin, sahen mit Mißvergnügen, daß ein schwacher Knabe Herr über sie seyn sollte, daher waren sie bereit den Palast zu bestürmen nnd Schunti umzubringen. Nachdem der Plan gereift, erschienen sie plötzlich mit einem Haufen verwegener Trabanten am Schloßthore, wurden aber von den ihrem Herrn treu gebliebenen Garden sehr heftig empfangen und mit großem Verlust zurückgeschlagen. Die Häupter selbst wurden gefangen genommen und sogleich aufgespießt oder

enthauptet. Einer derselben drang in den Palast; er wurde aber dort von Gemach zu Gemach verfolgt, bis er endlich ins Zimmer seiner Schwester, der Kaiserin, kam und sich hinter ihr Staatsgewand verstecken wollte. Allein die Verfolger fragten nichts nach der Majestät der Beschützerin; sie hieben den Treulosen in ihrer Gegenwart nieder, und das Blut des Bruders färbte ihr Kleid. Als sie sich über die grausame Scene beklagen wollte, wurde sie selbst hinweggeschleppt und augenblicklich hingerichtet. Dieß war die erste Scene der tragischen Verwaltung von Tohoan Timur.

Viel schrecklicher waren die Folgen der Hungersnoth, die in den südlichen Provinzen des Reiches wüthete, und man sagt, daß 13 Millionen Menschen durch sie ihr Leben verloren. Ein Gleiches findet man nicht leicht in der Geschichte eines Staates. Einer der Mandarine sandte zu gleicher Zeit einen Bericht über den Blutregen ein, welcher in seinem Bezirke gefallen, und bald darauf kam die Nachricht von einem fürchterlichen Erdbeben, wodurch ein Berg hinweggerückt und ein See an seine Stelle gekommen. Furcht und Entsetzen füllte nun jede Brust; allein Tohoan Timur blieb ruhig und vergnügte sich mit einem großen Trosse von Untergebenen auf der Jagd.

Bisher hatten die Unglücksfälle in einer großen Entfernung vom Hofe stattgefunden; nun aber sollte die Hand des Allerhöchsten die kaiserliche Hauptstadt selbst treffen. Ein fürchterliches Erdbeben warf die kaiserliche Walhalla um, ein Umstand, welcher alle Höflinge mit Entsetzen erfüllte. Der Kaiser hatte sich nach der Tatarei begeben, wo ihn ein gräßlicher Hagel in seinem Zelte ereilte und ihn zittern machte. Solche Andeutungen füllten die Herzen der ganzen Nation mit der Ueberzeugung, daß das Haus der Mongolen seinem Untergange nahe sey. Die Räuber gingen nun so ruchlos zu Werke, daß eine Anzahl Bösewichter selbst das Silberblech von den Täfelchen, auf welchen die Namen der verstorbenen Kaiser geschrieben waren, abrollten.

Tohoan Timur war überdieß unglücklich in allen seinen Unternehmungen; was er anfing, mißlang, und brachte ihm Schaden und Schande. Die Censoren tadelten ihn sehr laut, worüber er sehr erzürnt war, denn er verdiente oft durchaus

nicht jenes Mißvergnügen und solche beißende Bemerkungen. Seine Mutter beredete ihn daher, diese unruhigen Tadler zu verbannen und Leute an ihre Stelle zu setzen, welche ihrem Monarchen nicht herbe Wahrheiten, sondern Schmeicheleien sagen würden. Als aber die Mandarine, welche ihrer Freimüthigkeit wegen ins Exil gingen, den Hof verließen, trauerte das ganze Volk um die Vaterlandsfreunde; man betrachtete sie als Märtyrer der heiligen Sache, und verkündigte in hohen Lobpreisungen den großen und unerschütterlichen Muth der Unbestechlichen.

Um den Becher des Unglücks zu füllen, hatte der unerfahrne Fürst mit sehr bösen und halsstarrigen Ministern zu kämpfen. Bei seinem Regierungsantritte war ein anderer Pejen der erste Staatsmann im Lande; dieser schaltete aber nach Belieben und richtete sehr viel Schaden an. Sein Benehmen war so stolz, daß seine eigenen Blutsverwandten als seine Ankläger auftraten. Man mußte ihn aber mit List gefangen nehmen, denn er hatte viele Anhänger und war überdieß ein tollkühner Mann. Die Beschuldigungen waren der schwärzesten Art; er selbst zitterte bei dem Gedanken zur Rechenschaft gezogen zu werden. Dießmal aber begnügte man sich ihn nach Honan zu verbannen. Seine Ankläger saßen nun als Präsidenten im Cabinet, fanden aber bald so viele Schwierigkeiten und solchen Neid, daß einer nach dem andern sich zurückzog. Dadurch wurde die Ausführung der Pläne der Verwaltung sehr gehindert, bis endlich ein anderer Mann an die Spitze gestellt wurde, welcher nicht nur mit Rechtlichkeit, sondern auch mit Unerschrockenheit alle großartigen Pläne in Ausführung brachte und sich nie durch Schwierigkeiten irre machen ließ. Er stellte sich nachher an die Spitze des Heeres, focht tapfer für das Reich, und starb endlich, als man seiner am meisten bedurfte. Hätte man zehn solcher Staatsmänner gehabt, so würde die Mongolenherrschaft noch nicht zu Grunde gegangen seyn.

Früher lebte ein gewisser Hama als Major Domus im Palast. Dieser kannte sehr wohl den Hang des Kaisers zur Sinnlichkeit; daher führte er einen in Vergnügungen erfinderischen Lama in den Palast; dieser brachte schöne Frauen mit sich, welche durch üppigen Tanz das wollüstige Herz des Tohoan Timur bezauberten.

Man hatte noch überdieß ein Fahrzeug gemacht, welches alle Geräthschaften, und selbst eine künstliche Maschine, wie man sie noch nie gesehen, enthielt, um dem schlaffen Fürsten Ergötzung zu gewähren. Wenn daher unangenehme Nachrichten von den Provinzen einliefen, begab sich der Kaiser zu den Genossen seiner Freuden und brachte Tage im Schwelgen und Wohlleben durch, ohne sich sehr viel um Staatsangelegenheiten zu bekümmern. Hama jedoch, der Urheber solcher Bacchanalien, hatte sehr wenig Achtung für seinen leichtgläubigen Herrn; nachdem er ihn verführt und entnervt, erklärte er, daß er unwürdig sey die Regierung zu führen, und schlug den Kronprinzen als Nachfolger beim Leben seines Vaters vor. Dieser junge Mann, der Pflicht eines Sohnes ganz uneingedenk, lebte nur dem Ehrgeize und haschte mit unwürdiger und elender Begierde nach der Krone. Hama war sein Freund und ermahnte ihn, wacker für seine angeblichen Rechte zu streiten. Solcher Aufmunterung bedurfte es jedoch nicht; der Prinz versprach das goldene Zeitalter wieder einzuführen, die Macht der Mongolen zu erweitern und das Land wieder in Flor zu bringen. Tohoan Timur, welcher noch in der Blüthe seiner Jahre war, konnte sich zur Abdankung nicht verstehen; so entstand ein Bürgerkrieg. Der Thronerbe floh aus der Residenz und sammelte ein Heer, während der Verfechter der kaiserlichen Rechte, Polo Timur, mit einer rüstigen Schaar die Aufrührer schlug und nachher selbst Minister wurde. Er jagte die Lamas und alles Gesindel aus der Nähe des Palastes hinweg und verbot selbst die Ausübung ihrer abergläubischen Gebräuche. Er war ein Mann, der Kraft genug besaß Mißbräuche abzuschaffen, es aber nicht verstand eine bessere Ordnung einzuführen. Gegen die Kaiserin handelte er sehr gewaltsam, und da ihr Sohn sich von selbst nicht nach der Hauptstadt bringen ließ, so zwang er sie, eigenhändig einen Brief zu schreiben um ihn nach der Residenz zu bescheiden. Der Jüngling achtete jedoch nicht der Mahnung; er zog nur noch mehr Truppen an sich, um sich tapfer wider den Feind zu wehren. Vereitelte Pläne machten Polo Timur mürrisch; er ließ sich oft durch wilde Leidenschaften verleiten seine Untergebenen im Jähzorn zu tödten, und betrug sich als ein wüthender Mensch, der keine andern Rücksichten als seinen eigenen Willen kannte. Die Kaiserin suchte

unterdessen ihn für sich zu gewinnen und gab ihm eine Anzahl junger Mädchen, in deren Armen er Erholung von seinem bösen Temperamente fand. Allein er hatte sich schon zu verhaßt gemacht; daher sann man auf sein Verderben. Nachdem er eines Tages mit großem Prunk die Straßen der Hauptstadt durchzogen und endlich dem Palaste sich genähert hatte, wurde er an der Pforte getödtet. Da man Niemand hatte, der seine Stelle bekleiden konnte, entstand ein Interregnum, während dessen sich der Thronerbe wieder in den Besitz aller Macht setzte. Er wurde nachher zum Generalissimus des ganzen Reiches ernannt, und wollte dann durchaus Kaiser werden. Die Chinesen aber hatten dafür gesorgt, daß bei seinem Machtraube die Mongolen kein Stück ihres Landes inne haben sollten; und so war dieses gottlose Betragen des unnatürlichen Sohnes ohne Vortheil für ihn selbst.

Bei solcher allgemeinen Zerrüttung des ganzen Wesens war es durchaus nicht zu verwundern, daß die schon lange schwer unterdrückte und geplagte große Nation diese Zeit benützen würde, um das drückende Joch der Fremden abzuschütteln. Der Ruhm der Tapferkeit der Mongolen war schon längst verschollen; man sah in ihnen nicht mehr die Helden, sondern die Barbaren und Unterdrücker; Haß und Verachtung gegen sie erfüllten das Herz aller Chinesen. Dabei sahen sie mit Freuden, daß die Tyrannen unter sich selbst uneins waren, und einer den andern mit großen Heeren bekriegte. Während daher in der Tatarei sowohl als selbst in einigen Theilen China's ein Heer wider das andere stand, und die bravsten Mongolen in den gegenseitigen Fehden ihr Leben einbüßten, entstanden bedeutende Rotten im Süden. Kuangtong, Fokien und das fruchtbare Tschekiang waren die ersten Provinzen, welche die Fahne der Empörung aufsteckten. Ihnen folgte ein Seeräuber Fokiens, unter dessen Flaggen einmal 10,000 Fahrzeuge standen; auch er erklärte sich für das Vaterland und hatte unumschränkte Macht auf dem Meere. Nachher kam die Gesellschaft der Seeblumen, welche sich auch mit aller Macht den Mongoleu widersetzte, und durch ihre ausgedehnten Verzweigungen und Rotten dem großen Heere der Mongolen Verderben und Untergang brachten.

Dieß war noch nicht genug. Es erschienen auch Gegenkaiser, welche sich große Macht anmaßten. Der eine, der sich

den Titel Song beilegte, durchzog den ganzen Norden, und obgleich in verschiedenen Treffen geschlagen, erhielt er dennoch die Oberhand, und würde wahrscheinlich ein eigenes Reich in Honan gestiftet haben, hätte der Tod ihn nicht von dieser Erde abgerufen. Allein schon waren die Chinesen bis in die Tatarei vorgedrungen und hatten selbst die herrlichen Lustschlösser des Kaisers dort zerstört, ohne daß die Mongolen, trotz ihrer großen Armee, etwas zur Gegenwehr unternehmen konnten. Nichts ging Tohoan Timur so sehr zu Herzen, als der Verlust dieser Sommerresidenz. Er verlor nun allen Muth; um sich jedoch über seinen Schaden zu trösten, gab er den letzten Heller der Schatzkammer her, um die Prachtgebäude wieder aufzuführen. Als er den nächsten Besuch dort machte, hatte er schon Land und Leute verloren; er mußte nun auch diesen geliebten Ort den Chinesen einräumen, welche augenblicklich davon Besitz nahmen.

Es gab auch einen Kaiser der Han-Dynastie, welcher in den mittleren Provinzen China's recht nach Belieben hauste, den Tataren große Städte wegnahm und sich schon im Besitze des ganzen Landes glaubte. Außer den obengenannten fand man noch viele andere Rädelsführer und Hauptleute, welche für sich selbst handelten, oft sehr heftig mit einander stritten und ihr Blut für Privatinteresse verspritzten. Dieß gab den Mongolen wieder Gelegenheit, sich der verlornen Festungen zu bemächtigen und die Feinde wie eine Heerde Schafe vor sich herzutreiben. Kaum hatten sie aber den Rücken ihnen zugekehrt, so gewannen die Parteihäupter wieder Muth und jagten ihrerseits die Besatzungen aus den festen Plätzen. Es würde äußerst langweilig seyn, diese einzelnen Unternehmungen durchzugehen, und es wird hier genug seyn zu bemerken daß Schantong, Hukwang, Schansi und beinahe alle übrigen Provinzen in Aufruhr waren. Es war ein Volkskrieg wider die Unterdrücker; es war die Sache einer ganzen Nation, der Kampf von stolzen Chinesen mit gehässigen Barbaren. Sieg der Mongolen war unter solchen Umständen unmöglich; denn eine Nation die sich treu blieb, ist selten überwunden worden.

Noch aber stand ein tüchtiger Mongolengeneral, Toto, im Felde. So viel Taktik vermochte, suchte er der vielköpfigen Hydra die Spitze zu bieten. Seine erfolgreichen Schlachten machten

ihn gefürchtet, und lange durfte sich kein Empörer in seine Nähe wagen. Allein dieses Glück war es gerade, welches ihm viele Neider erweckte; am Hofe schwärzte man ihn, der den Thron tapfer vertheidigte, als einen verächtlichen Verräther an. Da er nun nicht Unmögliches verrichten konnte, wurde er mit großer Schande seines Amtes entlassen; denn der Minister Hama haßte ihn als einen Nebenbuhler. Weinend über sein Vaterland, zog sich der verdienstvolle Feldherr in die Stille zurück.

Unter allen Anführern der chinesischen Patrioten war Tschu-juentschang der berühmteste; ihn nennt die Geschichte den Gründer der folgenden Ming-Dynastie. Von seinem Leben und Wirken wollen wir nachher reden. Hier bemerken wir nur daß er durch Güte und Leutseligkeit alle Herzen gewann, mehr durch schonende Liebe und die Anhänglichkeit des Volkes vermochte, als durch große Heere, und sich in seinem ganzen Thun und Treiben als einen der größten Chinesen zeigte. Ihm glückte es endlich die meisten Parteien zu vereinigen; denn er war von Gott gesandt, um ein großes Volk von der Sklaverei zu erlösen; daher hatte ihn der Herr mit großen Talenten ausgerüstet. Nach vielen Schlachten und Siegen näherte sich endlich die chinesische Armee der Hauptstadt der Mongolen (November 1368). Tohoan Timur war voll Furcht und Schrecken; anstatt Anstalten zur Vertheidigung zu treffen, begab er sich augenblicklich nach seinen Lustschlössern in der Tatarei. Dort aber war auch kein Bleiben für ihn; nachdem er die heimathlichen Steppen besucht, starb er, von Niemand beweint, ohne Land und Leute (1370).

Von Hupilai an gerechnet waren die Mongolen 89 Jahre im Besitz des chinesischen Thrones. Für das Land konnten sie wenig thun; denn das Volk wirkte allen ihren Maßregeln entgegen; doch führten sie nicht dieselbe Sklaverei wie in Rußland ein, trotz ihrer Herrschsucht und dem Geist der Unterdrückung, welcher ihnen eigen war. Schnell hatten sie China erobert; schnell verloren sie es auch; sie verschwanden, wie Gewitterwolken, und ließen kaum eine Spur hinter sich. Natürlich konnten sie nicht eine Bildung befördern, welche ihnen selbst nicht eigen war. Aber sie lernten sehr viel von den Fremden, und machten sich auch so viel wie möglich die chinesische Literatur eigen. Das Durcheinanderschmelzen der Völker, welches sie so gut wie Napoleon verstanden,

hatte dennoch etwas Gutes; die Chinesen mußten sehen daß auch andere Nationen Bildung hatten, und daß sie nicht die einzigen seyen, welche auf Cultur stolz seyn konnten. Die Söhne der Han lernten daher bedeutend von den gebildeten Fremden des Westens, wurden mehr nachsichtig gegen Ausländer und verbesserten ihre Astronomie, Kriegskunst und Staatsverwaltung. Das Volk, welches nun tief gefühlt hatte daß seiner im jenem verweichlichten Zustande nichts als Sklaverei warte, wurde männlicher, um sich in Zukunft vertheidigen zu können. Wie im Jahr 1813 in Deutschland der Druck der Franzosen die herrlichsten Früchte der Vaterlandsliebe hervorbrachte, so auch in China das Joch der Mongolen.

Die Fürsten waren der chinesischen Philosophie keineswegs abhold; einige unterstützten Gelehrte bedeutend, und es lebten unter dieser Regierung verschiedene berühmte Gelehrte, welche über Geschichte, Philosophie und Gesetzgebung viel schrieben. Die Mongolen selbst suchten sich durch Uebersetzung chinesischer Werke zu belehren, waren aber nicht im Stande davon großen Nutzen zu ziehen, und erhielten keine bedeutende eigene Literatur. Der Geist welcher die rohesten germanischen Stämme beseelte, wird nicht in diesen östlichen Theilen Asiens vorgefunden, das menschliche Gemüth erschlafft sehr bald nach den geringsten Anstrengungen, und fällt wieder in seine natürliche Schlafsucht zurück. Daher ward dieses Volk von der Cultur der Chinesen kaum berührt, und als die Mongolen aus China vertrieben wurden, unterschieden sie sich sehr wenig von ihren Landsleuten, welche ihre Steppen nie verlassen hatten.

Das größte Unglück welches die Mongolenherrschaft betraf, war die Kürze der Regierung ihrer Kaiser, und die Ueppigkeit des Hoflebens. Den entnervenden Einfluß einer solchen Lebensweise fühlten alle ihre Prinzen, und es ist nicht zu verwundern daß sie im Harem Thatkraft, Geistesstärke, Muth und Klugheit verloren, und kaum noch verstanden über einen Haufen von Weibern zu regieren.

Während jedoch die östlichen Stämme des großen Tatarenvolkes in die Steppen wieder vertrieben wurden und Schande und Fluch ernteten, erhob sich im Westen ihr Verwandter Tamerlan, um auch, wie Tschinggis, der Schrecken der Welt zu werden.

Dieser Eroberer hatte viel höhere Bildung genossen als sein Vorgänger, seine Ideen waren umfassender, das System seiner Eroberung bleibender; dennoch konnte er nicht die Grundvesten zu seinem mächtigen Reiche legen, woran er mit Herz und Seele gearbeitet. Anstatt des elenden Schamanismus, hatten seine Unterthanen die Grundsätze des Muhammedanismus von den Ueberwundenen angenommen; sie waren eifrige Bekenner der neuen Religion, bereit mit Feuer und Schwert ihren Glauben geltend zu machen.

Tamerlan wurde in der Schule der Widerwärtigkeiten gebildet, und seine ersten Lebensjahre sowohl als sein Regierungsantritt waren mit Gefahren umringt. Nachdem er aber eine Schaar Getreuer versammelt, und als Nachfolger des Tschinggis die Kriege angefangen, kämpfte Niemand erfolgreicher. Persien wurde seinem Scepter unterworfen, und Zagetai huldigte seiner Tapferkeit; denn dieß war der Thron, welchen er bestieg. Seine Einfälle erstreckten sich östlich bis nach Turkestan und westlich nach Rußland und Georgien. Unersättlich in seiner Eroberungsbegierde eilte er nun nach Hindostan, dem Land des Reichthums und der Weichlichkeit. Obgleich Tausende seiner Horden in dem Schnee und der Kälte Afghanistans ihren Tod fanden, erreichte er dennoch Delhi; er trat die Macht der Muhammedaner nieder, während er den Götzendienern Tod und Verderben drohte. Von diesem südlichen Zuge zurückgekehrt, eilte er nun nach dem Westen, um Syrien mit dem Schwerte zu verheeren, Aegypten als Lohn zu empfangen und den stolzen Bayazet zu züchtigen. Klein-Asien seufzte unter der Geißel eines der grausamsten Krieger, der je die Welt mit Schrecken erfüllt. Tamerlan fühlte selbst daß das Blut so vieler Gläubigen, welches er ungeachtet seiner Anhänglichkeit an den Islamismus vergossen, eine Sühne fordre. Als er daher zu Samarkand die Hochzeit seiner Enkel mit der größten Pracht gefeiert, brach er plötzlich auf, um die Götzendiener China's mit unerbittlicher Strenge zum Gehorsam gegen den Propheten zu bringen. Eine ungeheure Armee war sehr bald in Bewegung; der rasche Marsch, die wüthende Begierde, Tod oder Glauben dem himmlischen Reiche aufzuzwingen, beflügelte die Bewegung dieser Massen, und bald standen sie an den Gränzen des großen Landes. Hongwu hatte gerade damals alle Tataren

aus dem Lande gejagt und die Macht der Chinesen für immer begründet. Diese Schmach wollte daher Tamerlan rächen und zugleich seinen Ruhm als Eroberer des ausgedehntesten Reiches begründen. Doch der Engel des Todes nahte ihm und rückte den Eroberer, wie den Geringsten der Sterblichen, aus dieser Welt hinweg. Der Wütherich betrat niemals den Boden China's, obgleich der arabische Schriftsteller Alhacen eine ausführliche Beschreibung seiner Kriegesthaten in China, ein Gewebe von Erdichtung, hinterlassen hat. Die Welle, welche die Ming-Dynastie verschlungen haben würde, brach, ohne Verderben gebracht zu haben, an den fernen Gränzen des Landes, und China blieb noch frei. — Die Denkmäler der Thatkraft dieses Tyrannen waren Haufen von Ruinen der schönsten und berühmtesten Städte, und die Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, in welcher er als Sophist seine grausamen Züge zu entschuldigen sucht. Mit ihm endigte die Eroberungslust seiner Landsleute, und sie sind nun schon Jahrhunderte die Vasallen des chinesischen Reiches*).

Während der Mongolenherrschaft in China enden die merkwürdigen Kreuzzüge, welche den Untergang des byzantinischen Reiches einige Jahrhunderte aufhielten, und das Eindringen der Muselman in Europa's Gefilde eine Zeitlang unmöglich machten. Aber das Reich der Ottomanen wurde stark und gewaltig, und Orchan betrat schon europäischen Boden, um den ersten Grundstein zur türkischen Macht zu legen. — Unter den griechischen Kaisern herrschte Zwietracht; Bürgerkrieg schwächte die letzten

*) In den chinesischen Hülfsquellen zur Bearbeitung dieser Geschichte entdecken wir große Flachheit und ein Bestreben, die tatarischen Kaiser unter den unvortheilhaftesten Farben darzustellen, die Unglücksfälle zu vergrößern, und sie der Nachkommenschaft verhaßt zu machen. Dagegen gibt Marco Polo's Erzählung (nach Marsden's vortrefflicher Ausgabe) sehr große Aufschlüsse über die Geschichte jener Zeit; er stellt vorzüglich seinen Gönner Hupilai auf eine beneidenswerthe Höhe. Die Berichte der Mönche Plano Carpini und vorzüglich die des Rubruquis sind sehr naiv und gehaltreich; die Geschichte des armenischen Königs Haithon ist zu gedrängt. Die gleichzeitigen Geschichten der Tartaren von De Guignes und von andern Schriftstellern weichen oft bedeutend von der chinesischen Erzählung ab, sind aber wahrer in allem was das Ausland betrifft, manchmal jedoch im Irrthum über chinesische Angelegenheiten.

Kräfte des Staates, welcher erst sehr kurze Zeit vorher den Händen der Lateiner entrissen worden war. Der Papst, welcher nun sehr mächtig war und in alle Verhältnisse des Lebens einwirkte, konnte dem sehr bedrängten christlichen Lande keine Hülfe verschaffen. Denn in Italien herrschte, wie gewöhnlich, Zwietracht, obgleich der Geist der Einwohner aufgeweckt und Venedig, Genua und Pisa die Herrschaft der See gegen einander zu behaupten suchten. Die sicilianische Vesper befreite jene Insel für immer von der lästigen Oberrherschaft der Franzosen. Während Rußland noch unter dem Joche der Mongolen in Barbarei blieb, und Polen sich allmählich zu einem christlichen Wahlreiche gestaltete, entwickelten sich langsam die nordischen Staaten. Der Hansabund hob und beschützte den Handel und die Städte Europa's rangen erfolgreich um republicanische Freiheiten. Dazu trug die Abwesenheit der Edelleute in den Kreuzzügen sehr bedeutend bei, und gerade dieser Umstand gedieh zum großen Wohl des Gemeinwesens. Deutschland erhielt in Rudolph von Habsburg einen tüchtigen Kaiser. Allein Adolph von Nassau und Albrecht I. waren ihm sehr unähnlich, und Heinrich der VII. verwickelte sich in unaufhörliche Fehden, so daß die Bildung des Volkes auf dem platten Lande durchaus keinen Fortgang hatte. Nicht viel Erfreuliches bieten die Verwaltungen Ludwigs von Bayern, Friedrichs von Oesterreich und Karl IV., obgleich dabei noch der Trost bleibt daß dieß das goldene Zeitalter der Städte war, und in ihren Mauern wahres Bürgerglück herrschte. Frankreich hatte tüchtige Regenten in den drei Philippen und erhielt sich auch unter Karl V; es wurde jedoch später durch Parteisucht geschwächt und ein Raub der Engländer. Während im Osten sich die muhammedanische Macht immer fürchterlicher zeigte, vertheidigten im Westen die Spanier ihre Freiheit und verrichteten die größten Heldenthaten, welche in der Geschichte erzählt werden. Auch Portugal erhielt seine Selbstständigkeit, und anstatt sich an Spanien anzuschließen, behauptete es seine Unabhängigkeit. Wie verschieden sind die Schicksale der westlichen Völker, über welche dieselbe Hand des mächtigen und allweisen Gottes waltet; wie viel mannichfaltiger seine Segnungen und Gnadenbezeugungen, welche mit dem Christenthume selbst in der verdorbensten Form verbunden sind!

Fünfte Periode.

Von der Vertreibung der Mongolen bis auf unsere Tage (1368 bis 1845).

Neue Geschichte.

I. Abschnitt.

Ming-Dynastie.

(1368 — 1644.)

Erstes Capitel.

(1368—1398.)

Der Gründer der Ming-Dynastie ist ein so merkwürdiger Mann daß die berühmtesten Helden unter seinem Volke und wenige Stammväter anderer Herrscherlinien ihm gleichkommen. Er stellte praktisch den Jao und Schun dar, insoweit es jene Zeiten erlaubten, und wird mit Recht von Einheimischen und Fremden bewundert. Wir wollen daher länger bei ihm verweilen und uns aller der Hülfsmittel und vorzüglich einer romantischen Lebensbeschreibung dieses berühmten Mannes bedienen, um sein Thun und Treiben ins gehörige Licht zu setzen.

1. Geburt und Jugend. Kein Held kann in China geboren werden, er sey denn wunderbar empfangen. Daher erzählt man daß der Abt eines Klosters während einer Entzückung im Rathe der Götter zugegengewesen, wo man sich gerade über den elenden Zustand des chinesischen Reiches unterhielt. Nach langen Berathschlagungen war man endlich entschlossen, unter dem Bilde der Sonne und des Mondes (dieß ist eine Anspielung auf den Namen der Ming-Dynastie, welcher durch Nebeneinanderstellen der Charaktere für Sonne und Mond geschrieben wird) einen großen Weisen geboren werden zu lassen, und zwar in dem Kloster des träumenden Abtes, und dieß in sehr kurzer Zeit. Nachdem der Priester zu sich selbst gekommen, harrte er manchen Tag

auf die Erfüllung dieser Erscheinung, allein vergebens. Endlich an einem Wintertage langte ein Trödler mit seinem hochschwangern Weibe im Tempel an; da die Familie nicht im Stande war weiter zu reisen, mußte man sie einstweilen bei sich behalten. Der fette Abt hatte nicht die entfernste Idee daß er nun die Verwirklichung seiner Phantasie sehen werde, und schien daher nicht zufrieden, dieß Gesindel aufnehmen zu müssen. Die Angst der Gebärerin jedoch, um das Kind zur Welt zu bringen, bewog ihn, ihr eine Pille von wunderbarer Kraft, wie man sie in China häufig hat, zu geben; nachdem sie diese genommen, kam unter dem Gesange der Vögel, himmlischer Musik und einem prächtigen Hof um die Sonne, das wunderbare Kind zur Welt. So arm waren die Eltern daß sie sich nicht einmal einen Lumpen zur Bedeckung seines Leibes verschaffen konnten. Traurig wanderte daher der Vater am Ufer des Flusses umher, als er plötzlich ein Stück rother Seide heranschwimmen sah, wovon er dem Säugling ein Wams verfertigte. Umstände nöthigten diese arme Familie, etwas länger als sie früher wohl gewünscht hätte, in der Gegend zu bleiben, und Tschujuentschang, dieß ist der Name des künftigen Kaisers (von Einigen Tschujuenlong genannt), wurde in seiner Kindheit mit den Kuhjungen aufs Feld gesandt, und bekleidete nachher selbst diesen ehrenvollen Posten. Allein man sah sehr bald das Genie des Knaben sogar in der Gesellschaft der Hirtenjungen; denn er ließ die Kühe in einer Reihe ordentlich marschiren, als ob er ein Regiment Soldaten commandirte. Dieß gefiel den Buben sehr wohl, und sie fühlten solche Ergebenheit für ihn daß vier derselben in der Zukunft durch Leiden und Freuden ihn begleiteten, bis sie in der Folge, zu Generalen ernannt, sehr viel zur Eroberung des Landes beitrugen. Eines Tages waren die Burschen beisammen, und tanzten fröhlich und jubelnd um den wackeren Tschujuentschang herum, als es diesem plötzlich einfiel daß er sie herrlich bewirthen müsse; aber woher das Nöthige dazu nehmen? Da kam zufälligerweise eines der Kälber blökend ihm nahe, welches er sogleich ergriff und schlachtete. Nachdem das Fleisch gebraten und gekocht den Buben recht gut geschmeckt hatte, ernannten sie alle ihren Gastherrn zu ihrem Capitän. Allein der Herr der Kühe vermißte sehr bald sein Thier und wußte nicht, wo er dasselbe finden könnte. Endlich

entdeckte er den Schwanz des Kalbs zwischen einem Felsen; da er sich jedoch nicht überreden konnte daß ein böses Thier es gefressen, und vermuthete daß ihm Tschujuentschang einen Streich gespielt, so jagte er den unbändigen Knaben hinweg.

Dieser war nun äußerst betrübt und wußte nicht, wohin er gehen sollte um seinen Hunger zu stillen. Da fiel ihm der alte Abt ein, welcher ihn in seiner Kindheit gekannt und ihm große Liebe erzeigt hatte; er ging daher nach dem Tempel, um sich als Lehrling einschreiben zu lassen. So diente er nun mit geschornem Kopfe, in einen gelblichen groben Kittel gekleidet, in der Küche der Priester, und verrichtete mit großer Treue die Arbeiten eines Küchenjungen. Solange sein Wohlthäter lebte, ging alles seinen guten Gang; denn dieser erinnerte sich noch seines Traumes, und obgleich er sehr an der Erfüllung zweifelte — denn der Junge schien ihm ein Taugenichts zu seyn — so zeigte er sich dennoch als seinen Gönner. Sobald er aber gestorben, gab es für den jungen Bettelmönch Tag und Nacht weder Rast noch Ruhe, und die Vorgesetzten machten sich eine Freude daraus ihm das Leben recht sauer zu machen. Da seufzte nun der arme Tschujuentschang recht bitterlich; allein wohin sollte er sich wenden, um seinen Peinigern zu entkommen, selbst nur um einen dürftigen Lebensunterhalt zu erwerben? Eines Tages wurde er nach einem Sumpf gesandt, um dort Gesträucher als Brennholz zu sammeln. Er konnte damit nicht schnell fertig werden und sank tief in den Schlamm, so daß er sich fast für verloren glaubte. Da kamen plötzlich einige Feen, wie der Bursche glaubte, ihm zu Hülfe; diese zogen ihn nicht nur aus dem Koth, sondern halfen ihm eine ganze Masse Brennholz, zum großen Erstaunen der Priester welche ihn schon längst todt geglaubt, nach Hause tragen. Am folgenden Morgen jedoch besann sich der arme Junge; da er wohl einsah daß es auf sein Leben abgesehen sey, so ververließ er das Kloster und ging zu einem nahen Verwandten. Dieser aber war ein armer Mann, der von der Arbeit seiner Hände lebte; Tschujuentschang mußte sehr viel arbeiten, um auch nur ein armseliges Unterkommen zu finden. Hier ging er jedoch ein ganzes Jahr zur Schule während der wenigen Stunden der Muße die er hatte, und lernte ein wenig Lesen und Schreiben, den einzigen Unterricht, welchen er je genoß. In seinem Elende

unterstützte ihn oft ein treues Mädchen, welches, wenn er Hunger litt, ihm Kuchen und andere Leckereien gab, die dem aufwachsenden Jünglinge trefflich zu statten kamen. Sie ist es, welche er sich nachher zur Frau erwählte, und die mit größerem Heldenmuth, als selbst Katharine die erste zeigte, in Freud und Leid ihm zur Seite stand. So wuchs unser Held unter mancherlei Nahrungssorgen und in äußerster Dürftigkeit auf. Niemand bemerkte in ihm etwas Außerordentliches; er war ein gewöhnlicher Mensch, der nur einen einzigen Bewunderer hatte — dieß war das liebe Mädchen. Seine ganze Gelehrsamkeit bestand in der Kenntniß einiger hundert Schriftzeichen; trotz dieser geringen Kenntniß machte der spätere Kaiser in seiner Jugend oft Verse, die wirklich von den Kennern bewundert wurden; dieß war der Umfang seiner ganzen Kunst.

2. Hongwu's Emporkommen. Wahrscheinlich würde der Jüngling mit all den Keimen der höchsten Menschenwürde ungekannt in einem Dorfe gestorben seyn, hätte nicht ein ganz gewöhnlicher Vorfall ihn in die weite Welt gebracht. Der Garten des Oheims hatte sehr reichliche Früchte getragen; daher sandte er unseren Helden nach der nächsten Stadt mit einem Schubkarren voll Pflaumen, um sie dort zu verkaufen. Auf dem Wege gerieth Hongwu in eine Schlägerei und überwand seinen Gegner — ein Umstand, welcher seine Rückkehr beinahe unmöglich machte. Es war nun schon beinahe Abend geworden; noch hatte er nicht die Stadt erreicht, da fand Hongwu in einer Herberge eine Anzahl lustiger Gesellen, die ihm versicherten daß ein Priester der Vernunft ihnen das Versprechen gegeben, den künftigen Kaiser China's bei sich einkehren zu sehen; nachdem sie aber den ganzen Tag gewartet, hätte er sich noch nicht eingefunden. Hongwu bekümmerte sich sehr wenig um diese Bemerkung; denn er war sehr müde und legte sich bald schlafen. Plötzlich hörte man den Ausruf: Feuer! Feuer! Bestürzt liefen die Jungen nach dem Orte, von wo der Schein kam, und sahen dann das Angesicht des schlafenden Hongwu umstrahlt. Auf solche Erscheinung hatten sich diese Tölpel nicht gefaßt gemacht, und ihr Erstaunen war daher nur um so größer. Am folgenden Morgen ging Hongwu ungestört hinweg; denn ihm lag es am Herzen, die Pflaumen zu verkaufen, nicht über die Zukunft zu grübeln. Diese

aber brachte er sehr gut an, und nun zum erstenmale in seinem Leben sah sich der künftige Herrscher des größten Reiches im Besitze von etwa einem Thaler. Nach Hause gehen konnte er nicht; denn dort würde man ihn tüchtig geprügelt haben; so wollte er nun einmal recht das Leben genießen, und sich mit seinem Gelde einige schöne Tage verschaffen. Da kam er endlich mit einigen Faustkämpfern in Berührung und schloß sich an ihre Gesellschaft an; denn er war stark und geschmeidig vom Körperbau. Allein eine Patrouille von Soldaten war über den Lärm dieser Lümmel sehr unzufrieden und wollte sie daher alle nach der Wache mitnehmen, als sie plötzlich davonliefen; nachdem sie sich in einem Tempel versammelt und dort ewige Treue einander geschworen, brannten sie dieß Gebäude zur Befestigung ihres Eides nieder. Hongwu zeigte sich in allen diesen Unternehmungen als der erste und verwegenste; daher wurde er bald der Führer einer Räuberbande. Wir lesen auch von ihm daß er in ein Regiment der chinesischen Patrioten eintrat, wo er selbst zum Officier ernannt wurde. Doch gefiel ihm das strenge Leben nicht, und daher kehrte er wieder nach seiner Heimath zurück. Auf dem Wege gesellten sich eine Menge Faulenzer zu ihm; denn er hatte ein einnehmendes Wesen, und nun kam er mit einer ziemlichen großen Gesellschaft bei seinem Oheim wieder an. Dieser hatte durch den Mord eines Schergen sein Leben verwirkt und war daher nirgends sicher. Mit Freuden empfing er den wilden Neffen und in Folge seiner Vorstellungen ernannte ihn die Bande zu ihrem Könige.

Von diesem Zeitpunkte an war Hongwu von einem andern Geiste beseelt. Er wollte nun der Welt zeigen daß der selbst gewählte König auch vollkommen Unterstützung erhalten sollte; daher warf er sich zum Vertheidiger des Volkes auf. Groß waren die Leiden der Nation, unerträglich die Unterdrückungen; es war daher etwas sehr Leichtes, als Freund des Vaterlandes einen großen Anhang zu finden. Der neue König, auf die Vorstellung seines Neffen, erklärte daher daß der Kampf zum Untergange der ganzen mongolischen Macht angefangen habe. Um es nicht bei bloßen Worten bewenden zu lassen, bedrohte man alle diejenigen welche zu dieser Bande gehörten, mit Todesstrafe, wenn sie sich des Eigenthums der Chinesen bemächtigten. Durch einen

plötzlichen Ueberfall der nun schlummernden Tataren gelang es diesen Freibeutern, ansehnliche Schätze zu sammeln; mit diesen kauften sie schöne Waffen und Rüstungen, so daß sie besser aussahen, als selbst die kaiserliche Armee. Ihr großes Glück rief Tausende von Räubern herbei, die Bande ward ein Heer, und überall begrüßte man die Sieger mit Herzensfreude. Als sie vor eine Festung kamen, forderten sie den General im Namen der chinesischen Nation zur Uebergabe auf. Kaum sah der Commandant in der Ferne die blitzenden Helme der Patrioten sich nähern, als auch er ihnen das Anerbieten übersandte selbst Dienst unter ihren Fahnen zu nehmen. Die Stadt war nun ihrer; immer zahlreicher wurden ihre Anhänger, immer mächtiger der große Haufe, so daß die mongolische weiberhafte Regierung nicht umhin konnte sehr kräftige Maßregeln zu nehmen. Ein Heer wurde daher auf die Beine gebracht, und maß seine Kraft mit den Rebellen. Die Schlacht war hartnäckig; wo immer der Kampf am heftigsten, fand man auch die rothe Fahne des Hongwu, der Verderben in dem Mittelpunkte sowohl als auf den Flügeln verbreitete. Die bisher unüberwindlich geglaubten Tyrannen wichen endlich; da schlug auch dem jungen Helden das Herz; seine heißesten Wünsche hatten nie einen solchen Erfolg erwartet. Lange konnte man sich jedoch nicht der Freude überlassen; denn eine stärkere Armee war schon im Anrücken, und umringte durch künstliche Bewegungen in kurzer Zeit das Häuflein Patrioten. Hongwu war erst bestürzt; dann aber faßte er wieder Muth, als ein Priester der Vernunft ihm den glücklichen Ausgang verkündigte. Seine tapfere Schaar auf einen Punkt zusammenraffend, griff er die Horden einzeln an, und hieb Regiment nach Regiment nieder, ohne daß die ausgebreiteten Linien einander hätten Hülfe leisten können. Dieß war der größte Triumph, den Hongwu bisher erhalten hatte, und von diesem Augenblicke an betrachtete man ihn als den Retter des Vaterlandes. Dazu trug sehr viel seine schonende Liebe bei; er sprach mit den Seinigen freundlich und leutselig, und behandelte jeden Chinesen als Bundesgenossen. Seine Armee war ein Muster der Zucht, und wohin sich seine Streiter auch nur wendeten, wurden die Thore zu seinem Empfange geöffnet.

Im vollen Laufe des Sieges starb sein Oheim; anstatt ihm zu folgen, schlug er seinen Vetter als Befehlshaber vor. Durch

schnöde Behandlung und die Untüchtigkeit seiner Verwandten wurde Hongwu endlich wider seinen Willen genöthigt, sich selbst an die Spitze seiner Getreuen zu stellen. Weder Mahnungen jedoch, noch die herzlichsten Bitten von Seiten seiner Soldaten vermochten ihn, den kaiserlichen Titel anzunehmen; denn er wünschte nur für die gute Sache zu streiten, nicht den Namen eines Rädelsführers zu haben. Rauhheit und Unbändigkeit waren charakteristisch im Jüngling, Demuth und Menschenliebe im Mann.

Die großen Verwüstungen durch die Ueberschwemmung des gelben Flusses und die beschwerliche Ueberfahrt des Tributs brachten die Mongolen endlich auf den Gedanken, eine Strecke lang für diesen Strom ein anderes Bett zu graben. An diesem ungeheuren Unternehmen arbeiteten Myriaden von Menschen, die leider sehr schlecht bezahlt waren und der nothdürftigsten Nahrung entbehrten. Diese Menge ergriff nun auch das Schwert gegen die hartherzigen Vögte und gesellte sich zu Tausenden dem Heere des Hongwu bei. Wie viele seiner Soldaten daher auch auf dem Schlachtfelde den Tod fanden oder nach verschiedenen Orten zerstreut wurden, so gab es noch Recruten ohne Zahl, welche, den Händen der Mongolen an den Ufern des Flusses entlaufen, vor Begierde brannten sich an ihnen zu rächen. Hongwu empfing sie alle mit Herzlichkeit; so formte sich eine unwiderstehliche Armee, die nicht eher ruhte, bis sie siegreich die Hauptstadt China's erreicht. In einem Falle jedoch wäre seine Güte beinahe schlecht belohnt worden. Ein tatarischer Officier, dem er als Gefangenen das Leben geschenkt, trat, wie er sagte, aus Dankbarkeit in seinen Dienst. Obgleich ihn seine Umgebungen sehr ernstlich ermahnten, so wollte dennoch der Held keinen Argwohn in seiner Brust hegen; denn der Ueberläufer schwur ihm heilige Treue. Nach einigen Monaten war Hongwu eines Tages so ermüdet, daß er augenblicklich beim Eintreten in sein Zelt aufs Lager fiel und einschlief. Diesen Augenblick benutzte der Undankbare und schlich, mit einem Dolche bewaffnet, nach dem Lager hin. Glücklicherweise bemerkte ihn die Schildwache; aber er entwischte der Hand des Soldaten, ließ jedoch das Messer zurück zur Beurkundung seiner Schandthat. Beim nächsten Treffen erblickte man den Ueberläufer in den Reihen seiner Landsleute; ein chinesischer General ging stracks auf ihn los, hob ihn

mit der Lanze aus dem Sattel und machte das Roß so scheu, daß es sehr schnell davon lief und den Elenden eine ganze Strecke lang in dem Steigbügel verwickelt mit sich schleppte, bis er endlich durch die schweren Stöße, mit Beulen bedeckt, seinen Geist aufgab.

Die Macht der Mongolen in den nördlichen Provinzen anzugreifen hatte Hongwu noch nicht die Kraft. Er wünschte sich daher im Süden festzusetzen, und von dort aus seine weitern Züge zu unternehmen. Um dieß thun zu können, mußte er über den Jangtse gehen, aber woher sollte er die Boote nehmen? Traurig verweilte er daher eine ziemliche Zeit an dem mit Rohr bewachsenen Ufer, als plötzlich eine Flotte sich ihm näherte. Dieß waren Fahrzeuge der Kaufleute, welche seinen Ruhm vernommen, und gerade vorbeifuhren und seine große Verlegenheit vernahmen. Noch ehe er das jenseitige Ufer erreicht, hatte eine Anzahl von abgeordneten Aeltesten ihm herzlich Glück zu seinem Unternehmen gewünscht und ihm die Eroberung des ganzen Reiches verbürgt. Ihr Ausspruch war der eines Orakels und wurde sehr fleißig von seinen Anhängern verbreitet. Als er daher einige Meilen von Nanking landete, empfing man ihn mit großen Ehrenbezeugungen; der Kampf um diese Stadt war leicht, die Mongolen wurden schnell herausgetrieben, und Hongwu, mit großer Weisheit und sehr richtigem Urtheile, machte sie zu seiner Residenz; denn sie war der Mittelpunkt des ganzen Reiches. Noch zeugen dort von seinem frühern Daseyn die ungeheuer hohen Mauern, deren Steine mit seiner Inschrift beschrieben, sein ausgedehntes Mausoleum, und die Lustgärten und Haine in der Umgegend. Von diesem Orte aus leitete er alle Züge mit ziemlicher Genauigkeit, machte die Pläne zur Austreibung der Tataren und handelte als einer der größten Fürsten, dessen die Geschichte erwähnt, mit weit umfassendem Plan und unerschütterlicher Beharrlichkeit. Um die Vortrefflichkeit seiner Auswahl der Residenz beurtheilen zu können, muß man zu Nanking gewesen seyn. Die Stadt liegt an den Ufern des majestätischen Jangtse und steht daher mit allen Theilen des Landes durch Canäle und Flüsse in Verbindung. Der Besitz war jedoch nicht so leicht zu behaupten, und Hongwu hatte erst eine sehr fürchterliche Seeschlacht auf dem Strom zu schlagen, ehe er in Sicher-

heit war. Diese ist von den Chinesen äußerst gut beschrieben worden und scheint das größte Flußtreffen gewesen zu seyn, dessen die Geschichte erwähnt. Hongwu, obgleich kein Matrose, blieb siegreich; denn das chinesische Volk und die Fischer, welche alle die ungeschickten und hartherzigen Matrosen haßten, fochten auf seiner Seite.

An den Küsten war schon seit langer Zeit ein Seeräuber herumgefahren, und seine Macht bestand aus 3000, oder wie andere sagen 10,000 Booten und Junken. Er war daher ein Seekönig und schaltete auch sehr unabhängig. Die Tataren, welche nie dem flüssigen Elemente trauten, konnten ihm nichts anhaben, und so zog er von Norden nach Süden und umgekehrt, um alle ihre Vorräthe aufzufangen. Dieß gab ihm sehr große Macht; als er aber von dem Glücke des Hongwu hörte, beschloß er dem Helden seine Huldigung darzubringen und ihn als Oberherrn anzuerkennen. Er schrieb daher einen sehr bescheidenen Brief und erhielt die Ehre, sein Lehnsmann genannt zu werden. Obgleich er in der Folge seine Versprechungen nicht erfüllte, so freute sich dennoch Hongwu, einen so kräftigen Bundesgenossen gefunden zu haben. Um aber die Verbindung mit der Küste immer offen zu halten, zog der Krieger nach Tschekiang und eroberte sehr schnell die an dem Meere gelegenen Bezirke, so daß er nun in sehr kurzer Zeit eine Seemacht unter seinem Befehl hatte. Nicht lange nachher setzte er sich auch in den Besitz der großen Provinzen Hukuang und Kiangsi, so daß sehr fruchtbare und reiche Landstrecken in sehr wenigen Jahren, nicht etwa durch Gewalt der Waffen, sondern freiwillig seine Herrschaft anerkannten.

Nun glaubte man, daß es hohe Zeit sey auch etwas im Norden des Jangtse zu unternehmen; denn die Schaaren, welche dem jungen Eroberer folgten, waren zahlreich genug um die schwierigsten Feldzüge durchzumachen. Man zog daher nach Hoainan und erhielt auch dort die Oberhand.

Hongwu verhehlte nie seine geringe Geburt; daher gab es auch unter seinen eigenen Leuten Menschen, die des Küchenjungen spotteten. Dieß mußte er nun ruhig anhören; aber er war zu gütig und leutselig um die Tadler zu strafen. Einen Beweis wollte er jedoch geben, daß er über alle solche Kleinigkeiten er-

haben sey und seine Eltern, obgleich nur Taglöhner und Trödler, dennoch ehre. Daher machte er eine Wallfahrt zu ihrem Grabe, welches wie die Bauern sagten, mit Beihülfe der Feen erbaut war, und verrichtete dort nach chinesischer Sitte ein feierliches Gebet. Nachher verordnete er den Bau eines der herrlichsten Mausoleen mit einer Inschrift, die seinen geringen Ursprung andeutete, damit auch die Nachwelt wissen möchte, daß er auf seine Geburt nicht stolz seyn konnte. Bei dieser Gelegenheit ging Hongwu, nachsinnend über sein thatenreiches Leben und die vielen Hindernisse, welche sich ihm in den Weg gestellt, in der Umgegend spazieren. Keiner der Trabanten war ihm gefolgt; als er sich dem Gebüsche in der Nachbarschaft näherte, sprang ein Leopard auf ihn los. In demselben Augenblick begegnete ihm ein alter Bonze, welcher dem wilden Thiere wie einem Hunde gebot; er hieß den Leopard sogleich sich niederlegen und nahm den erstaunten Wanderer mit sich nach dem Tempel. Hier fand er andere Priester, die ihn freundlich bewirtheten und ihm nachher ein Buch zur Unterzeichnung einer gewissen Summe Geldes, mit welcher der Tempel wieder erbaut werden möchte, darreichten. Erst war er erzürnt über diese Niedrigkeit; als er aber die Rolle öffnete, da bemerkte er die Namen eines jeglichen der Ahnen der verschiedenen Dynastien. Dieß fiel ihm auf; er dachte erst, es wäre ein Gaukelspiel; allein da waren Rang und Titel in großen Buchstaben lesbar; er setzte nun auch seinen eigenen dazu und von diesem Augenblick an glaubte er sich zum Throne berufen. Ob dieß nun das Werk der Phantasie, eines Traumes, oder ob es von seinen Kriegern veranstaltet war, die darauf bestanden, daß er sich zum Kaiser erklären sollte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel aber ist gewiß, daß es einen tiefen unverlöschlichen Eindruck auf das Gemüth des Hongwu machte. Später baute er dort einen prächtigen Tempel und wollte auch eine große Stadt anlegen; aber ungeachtet der bedeutenden Ausgaben glückte dieß nicht; denn die Leute fanden keine Nahrungszweige und mußten schnell den Platz verlassen um anderwärts ihr Brod zu erwerben.

Der ausgezeichnetste Feldherr, welchen Hongwu hatte, war Suta, ein Mann, der die außerordentlichsten Züge unternahm, und sich weder durch natürliche noch durch künstliche Hindernisse

in seiner Laufbahn abschrecken ließ. Hongwu hielt es für besser, nachdem seine Macht gegründet war, ruhig in der Hauptstadt zu bleiben, um Mund= und Kriegsbedürfnisse und neue Streiter dem Heere zuzusenden, anstatt selbst sich an die Spitze der Armee zu stellen. Daher litten die Soldaten nie, hatten immer das zum Krieg Nöthige und einen solchen Ueberfluß an Lebensmitteln, daß ihnen das Plündern nie in den Sinn kam. Andere Offiziere wetteiferten miteinander, die gefährlichsten Unternehmungen mit Gleichgültigkeit zu betrachten, und hielten es für Zurücksetzung wenn man ihnen nicht erlaubte den größten Gefahren entgegenzugehen. So fand man auch sehr viel Talent unter den Kriegern, und Hongwu war selbst erstaunt, eine solche Menge ganz vorzüglicher Helden vor sich zu sehen. Nach einem glücklich vollbrachten Feldzuge hatten sie sich alle im Audienzsaale versammelt; vergebens aber suchte das forschende Auge des Hongwu die wohlbekannten Gesichtszüge vieler Gefährten; sie waren auf dem Schlachtfelde geblieben und ihre Seele nach dem Orte ihrer ewigen Bestimmung gegangen. Thränen traten in die Augen des edlen Fürsten; aber schnell erholte er sich und sprach mit großer Rührung: „sie sind fürs Vaterland gestorben, haben für das Vaterland ihr Blut verspritzt; uns aber bleibt die heilige Pflicht ihre hinterlassenen Verwandten zu versorgen." Sogleich machte man Anstalt ihre Eltern, Frauen und Kinder reichlich zu beschenken und sie lebenslänglich zu unterstützen. Auch der gemeine Soldat genoß der liebreichen Fürsorge des väterlichen Hongwu und Niemand war deßhalb ohne Verpflegung.

Mit einer Armee, die dem Wohlthäter so treu ergeben wie diese, konnte man wohl etwas Entscheidendes unternehmen. Im Rathe wurde es daher beschlossen die südlichen Provinzen dem Scepter des Hongwu zu unterwerfen, und die dazu bestimmten Heeresabtheilungen zogen sogleich nach dem Orte ihrer Bestimmung und waren sehr glücklich in allen ihren Zügen. Das ganze Volk betrachtete die Soldaten als Freunde und widerstand mit vereinter Macht den wenigen mongolischen Besatzungen, welche noch zurückgeblieben waren. Es war daher leicht, Stadt nach Stadt zu erobern und sie den Bürgern selbst anzuvertrauen, so daß die chinesische Armee nicht durch Besatzungen geschwächt wurde. Nach einem so glücklichen Erfolge entschloß sich endlich

Hongwu, den Norden zu besuchen. Die Vorbereitungen zu diesem schweren Feldzuge waren die größten die man noch gemacht; das Heer wurde prächtig ausgerüstet, die Streiter im voraus bezahlt, und die Masse zog nun mit stolzem Schritte der Hauptstadt zu. Auf dem Wege wurde Hongwu von einem Nachkommen des Kongfutse begrüßt, welchen er mit großen Ehrenbezeugungen empfing, um dem ganzen Heere seine Anhänglichkeit an China's Weisen darzulegen. Die Thore wurden überall geöffnet und der Widerstand der Mongolen beschränkte sich auf unbedeutende Scharmützel. Lange hatte Hongwu wider den Han-Prinzen, welcher mit ihm um die Krone stritt, kämpfen müssen, und im Kriege mit andern Rädelsführern viel Blut vergossen; nun aber konnte er seine Macht auf einen einzigen Punkt zusammenfassen und fürchterlich traf sein Schwert die Tataren. Von Furcht und Entsetzen ergriffen, nahmen sie die Flucht um nur ihr Leben zu retten. Das ganze Land wurde von seinen Bedrückern gesäubert, so daß man auch nicht eine Spur mehr von ihnen fand. Selbst dann aber wollte Hongwu nicht den Titel eines Kaisers annehmen, und ließ von seinen Fahnen die Inschriften, welche die Soldaten ohne sein Mitwissen gemacht, auswischen; denn noch hielt er sich des Thrones nicht für würdig. Sein Marsch nach Peking glich einem Triumphzuge. Schantong hatte sich schon seiner Verwaltung unterworfen und die andern Provinzen verweigerten nicht länger ihre Huldigung. Zu Tongtschéu angelangt, war er nur noch wenige Meilen von der Residenz entfernt. Da schlug ihm das Herz, er fand sich am Endziel aller seiner Bemühungen; die Thore wurden ohne Schwertstreich ihm geöffnet und der vormalige Küchenjunge nahte nun dem Throne. Sein Einzug war herrlich und wurde noch mehr durch den Jubel des Volkes erhöht.

3. Hongwu auf dem Throne. Mit den Nebenbuhlern hatte der Kaiser einen sehr schweren Kampf gehabt; schmerzlich waren seinem Herzen die Ereignisse, welche Chinesen gegen Chinesen in Anzug brachten. Nun aber war die Ruhe wieder hergestellt und die tapfersten Gegner und Mitbewerber des Scepters ruhten entweder im Grabe, oder lebten schadlos ohne Anhang als Privatpersonen. Aber noch war die mongolische Macht stark und überwiegend, obgleich ihr Fürst sich schon nach den Steppen

geflüchtet. Die Gränzstädte waren noch in den Händen der Tataren, die nun wegen ihrer Vertreibung voll Wuth das Land beständig beunruhigten und auf ihren langen Streifereien sich an den Chinesen auf die schrecklichste Weise rächten. Ein großes Heer beständig in der Nähe der ausgedehnten Wüste zu unterhalten war dem erschöpften Lande nicht angemessen und der Staatskunst des Monarchen zuwider. Er rief daher seine Helden zusammen, die schon auf ihren Lorbeeren zu ruhen gedachten, und der Kampf wider die letzten Ueberbleibsel der mongolischen Macht begann auf eine großartige Weise.

Der erste Schritt zu diesem großartigen Unternehmen war die Eroberung der Provinz Schensi. Dort hatte sich ein tapferer Herr die unumschränkte Macht über das ganze Land angemaßt, und betrachtete sich selbst als rechtmäßigen Gebieter. Um ihn zu bekriegen, zog Suta mit einem starken Heere nach dem Nordwesten, und da er in allen Schlachten glücklich gewesen, konnte der Herzog den Helden, welche die Mongolen wie eine Heerde Schafe vor sich hergetrieben, mit seinen Soldaten sehr wenig Widerstand bieten. Seine wenigen Regimenter wurden in sehr kurzer Zeit vernichtet, die Festungen erobert und der Herr selbst in die größte Enge getrieben. Die Mongolen, wie früher die Chinesen, suchten den Tod; aber auch die Landeskinder, welche zu ihren Fahnen geschworen, entleibten sich lieber, als daß sie sich dem neuen Regenten unterworfen hätten. Dasselbe Loos, welches früher die Chinesen getroffen, ward nun auch den Mongolen als gerechte Vergeltung zu Theil. Da aber die Einwohner ihre bittern Feinde waren, so schlugen die Bauern sie auf ihrem Rückzuge, wo sie nur dieselben fanden, ohne Erbarmen todt, so daß Tausende auf der Flucht ihr Leben verloren und ihr Zurückweichen viel gräßlichere Folgen, als selbst der Verlust einer Schlacht hatte. Durch diesen Erfolg ermuthigt, zogen die chinesischen Generale selbst aus den Thoren des großen Walles und lieferten den Tataren nach vielen Jahrhunderten zum erstenmal in ihren eigenen heimischen Steppen ein entscheidendes Treffen. Die Reiterei der Nomaden war hier den Chinesen, welche nun in ein Heldenvolk verwandelt waren, von durchaus keinem Nutzen; ihre Regimenter, welche weit von einander standen, wurden von den Söhnen des Han über den Haufen gewor-

fen und der General selbst gefangen genommen. Diese Niederlage raubte den wilden Kriegern eine geraume Zeitlang die Lust sich mit den Chinesen wieder einzulassen. Der verdienstvolle Suta ging unterdessen nach der Hauptstadt; dort empfing ihn Hongwu als einen Waffenbruder und bewies ihm die höchsten Ehrenbezeugungen, welche je einem Unterthan zu Theil geworden waren. Allein dieser Graubart achtete sehr wenig die Freuden eines ruhigen Lebens; seine Heimath war das Lager; sein Lorbeer eine mit Sieg gekrönte Armee; sein Adel die Liebe der Soldaten.

Wenige Jahre verstrichen nun, während welcher das Schwert in der Scheide ruhte. Die Tataren vergaßen unterdessen den Schrecken, welcher im ersten Treffen ihre Brust erfüllt; von Hunger und Noth getrieben, fielen sie wieder ins chinesische Land ein. Aber kaum hatten sie eine solche Vergeltung wie sie ihnen zu Theil ward, erwartet. Die Chinesen nämlich, ohne sich um ihre vereinzelten Haufen zu kümmern, brachen plötzlich nach der Wüste auf, um dort das mongolische Hauptlager anzufallen. Eine solche kühne That hatte man durchaus nicht von den früher als feige Memmen verachteten Chinesen erwartet; daher war man auch nicht darauf gefaßt, den Feind zu empfangen. Die Garden des Chan, anstatt sich verzweifelt zu wehren, flohen in sehr großer Unordnung, während mehrere Prinzessinnen und der Enkel des Monarchen selbst den Siegern in die Hände fielen. Der Name des letztern war Matilipula; er war ein stattlicher Knabe und zeigte genugsam, daß das Blut des Tschingis noch in seinen Adern fließe. Als diese hohen Personen nun im Triumph nach Peking gebracht wurden, riethen die Minister dem Kaiser, den Jüngling, wie einige der früheren chinesischen Monarchen es gethan, dem Schatten seiner Ahnen aufzuopfern, um die Schande, welche den letzten Fürsten der Song angethan worden, ein- für allemal zu rächen. Aber wie erstaunt war die Reichsversammlung, als Hongwu diese Aufforderung aus Gründen der Menschenliebe mit Abscheu von sich wies. Anstatt den Prinzen hinzurichten, ließ ihm der Monarch eine gute Erziehung geben; nachdem er die entschiedensten Beweise der kaiserlichen Huld empfangen, wurde er wieder nach den Steppen zurückgesandt. Obgleich ihm von rechtswegen der Thron angehörte,

so konnte er dennoch seinen Wunsch nicht erhalten, und starb im Privatstande von Niemand gekannt. Die großmüthige Handlung des Hongwu machte jedoch einen sehr tiefen Eindruck auf die Mongolen, und ganze Schwärme unterwarfen sich freiwillig der chinesischen Oberherrschaft. Sie sowohl als die Gefangenen erhielten Strecken Landes um sie zu bebauen und sich ehrlich zu ernähren. Da sie sich aber nach dem Nomadenleben in den Steppen sehnten, und überdieß von der Wärme des Klima litten, verpflanzte sie Hongwu nach den Gränzen, wo sie eine Colonie tüchtiger Bauern bildeten. Die erbeuteten Schätze wollte er durchaus nicht zu seinem eigenen Nutzen verwenden, sondern beschenkte damit ganz uneigennützig das Land, damit die Lasten der Nation durch diesen Beitrag erleichtert werden möchten.

Suta blieb nicht lange in der Residenz; des Hoflebens müde folgte er dem Chan der Mongolen bis ferne in die Wüste. Dann wandte er sich nach dem an Tibet gränzenden Turfan, wo die Bergbewohner noch wacker ihrem alten Herrn treu geblieben waren. In einer Stadt fand er ganze Haufen von Erschlagenen unbegraben, die Leichname von wilden Thieren zerfetzt; denn die grausamen Mongolen hatten die Einwohner wegen ihrer Anhänglichkeit an die chinesische Regierung bestrafen wollen; daher richteten sie dieß fürchterliche Blutbad an, um Andere in der Folge von ähnlichen Schritten zurückzuhalten. Diese Gräuelscenen machten einen großen Eindruck auf den Greis. Entrüstet über solches Treiben sprach er hochherzige Worte zu seinen Waffengefährten und ging dann fröhlichen Muthes ans Werk, um den Schaden gut zu machen und die Thäter zu bestrafen. In diesen bergartigen dürren Gegenden, wo eine kleine Schaar von Jägern oft das ganze Heer der Angreifenden vernichtet, handelte Suta mit der äußersten Klugheit, so daß die entlegensten Thäler Hongwu als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannten und die Streifereien in der Nachbarschaft unterblieben. Der Kaiser war bei seiner Zurückkehr nach Nanking noch mehr über den tapfern Cameraden erfreut, und die Herzlichkeit des Empfanges sowohl, als die hohen Titel, womit der Oberfeldherr beehrt wurde, füllten sein Herz mit inniger Wonne.

Nun glaubte man, daß es hohe Zeit sey, die lange vom chinesischen Reiche geschiedene Provinz Ssetschuen wieder mit ihm

zu vereinen. Drei Heere brachen zu diesem Ende auf, um dieß Land der Monarchie einzuverleiben. Der Herzog von Sse-tschuen aber, welcher seine Oberherrlichkeit und Unabhängigkeit höher als sein Leben achtete, wollte den Hongwu nicht als Lehnsherrn anerkennen. Den Jangtse hatte er mit Ketten versperrt um das Vordringen der kaiserlichen Flotte zu verhindern. Er selbst focht tapfer für sein Land auf diesem Flusse und ließ sich jeden Schritt mit dem Schwerte streitig machen. Die Unterthanen waren von demselben Geiste beseelt; mit einer Tapferkeit, die der der Schweizer gleichkam, vertheidigten sie die Pässe ihres gebirgigen Landes, und richteten ganze Regimenter der Gegner zu Grunde. Nach ungeheuren Verlusten suchte man endlich durch Bestechung den Sieg davonzutragen, und silberne und goldene Kugeln trafen, wo eiserne und bleierne zurückgeprallt waren. Theils durch Güte, theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen, verleitete man das Volk zur Uebergabe; der Fürst sah sich von allen verlassen und die chinsischen Mandarine bemächtigten sich sehr bald der Stellen zur Verwaltung des Landes. Hongwu hatte sehr viel Geld für dieses Unternehmen aufgeopfert; dieß aber gab er freiwillig, während die Ströme des Blutes seine Seele empörten. Wie fröhlich war er daher, als er seine Soldaten und Generale von dem Zuge zurückkommen sah. Bei der Audienz beschenkte der Monarch jeden der Anführer mit 2300 Taels und einer Menge Seide in Gegenwart aller Höflinge, die höchst erstaunt über die große Herablassung ihres Herrn waren.

Die Einwohner Liaotongs, meistens aus Chinesen bestehend, waren äußerst bemüht sich mit dem himmlischen Reiche zu verbrüdern, obgleich die Macht der Tataren noch sehr bedeutend war. Dessenungeachtet bot der Gouverneur seine Unterwürfigkeit dem Hongwu an; als dieß aber ruchtbar wurde, erschlug man ihn als einen Verräther. Da sandte der Kaiser eine zahlreiche Flotte von den Küsten Schantongs, nebst einem Landheere von Norden in das Land und suchte durch Weisheit und Milde die Herzen sich zu verbinden. Die mongolischen Officiere konnten seiner Milde nichts entgegensetzen und räumten daher das Land in großer Eile, so daß diese fruchtbare Strecke, die Vormauer des nordöstlichen China, auch dem Hongwu anheimfiel.

Während der Held Suta sich im Westen aufhielt, hatten die Tataren unter ihrem neuen und unternehmenden Fürsten wieder frischen Muth geschöpft. Noth und Elend vermehrten die Schaaren und alle fanden sich zur Vertheidigung ihrer frühern Rechte ein. Da Sieg oder Tod das Losungswort war, hatte der Sieger erst sehr viel mit ihnen zu thun, ehe er sie zum Weichen bringen konnte; ja er zog sogar in einigen Treffen den Kürzern. Allein 400,000 Soldaten waren seinem Befehle anvertraut; mit diesen konnte er sich gut herumtummeln, und was seinen Kriegern an verzweifelnder Tapferkeit abging, ersetzte er durch Feldherrntalent, so daß der Feind wieder genöthigt wurde nach den Steppen zu fliehen um dort des Hungertodes zu sterben. Zu gleicher Zeit zog ein anderer General in das Sandgebiet der Tataren. Diese flohen bei seiner Ankunft, und er hielt es für rathsam ihnen nachzusetzen. Nachdem das Heer jedoch viele Tage lang in der Wüste umhergeirrt, sah man keinen Feind; von Durst und Hunger gequält, suchten die Chinesen endlich ihren Rückweg. Allein keine Spur davon war zu finden; Tausende fielen erschöpft auf dem Wege nieder; die ganze Armee war in Gefahr vernichtet zu werden. Glücklicherweise entdeckte der Hufschlag eines Pferdes eine Quelle; und siehe, das Heer konnte sich wieder recht laben und guten Muthes seyn. Endlich entdeckten die Soldaten wieder die Thürme der großen Mauer, und ihre Freude war dann größer als die, welche der Anblick des Kremel den Franzosen (1812) gewährte. Durch dieses fürchterliche Beispiel noch nicht abgeschreckt, wagte ein anderer Anführer sich in des Feindes Land; er trieb die Horden vor sich her und sich des Sieges gewiß glaubend ging er weiter ins Innere. Dort ermannte sich die mongolische Reiterei, nachdem seine Soldaten durch Hunger und Mangel allen Muth verloren, und war im Begriff auf ihn herzustürzen. In diesem verzweiflungsvollen Augenblick stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Die Tataren erblickten die unzählbare Schaar in der Ferne, und sie zu stark glaubend, ritten sie in großer Eile davon. Würden sie nur einen Angriff gemacht haben, so hätten die ermüdeten Soldaten sich nicht einen Augenblick halten können, und ihr Sieg über die vor Hunger sterbenden Massen wäre vollkommen gewesen. Nun zogen sie sich sehr schnell aus ihrer mißlichen Lage und

nahmen eine sichere Stellung ein. Als der Kaiser von dem Elende seiner Krieger hörte, sandte er jedem einen Pelz um sich der gräßlichen Kälte zu erwehren, und sich im warmen Zelte des großmüthigen Gebers zu erinnern. Solche Handlungen machten den Regenten den Soldaten sehr theuer. — Dem Suta war noch ein Feldzug in die Tatarei aufbehalten, welchen er auch glücklich beendigte. Der Rädelsführer in allen Unruhen war nun gestorben, sogar ein Prinz ward von Suta zum Gefangenen gemacht, und so begab sich der glücklichste der Feldherren endlich zur Ruhe. Hongwu hatte ihn schon längst in den Fürstenstand erhoben, und der Greis freute sich daß er seine Tage mit solcher Ehre beschließen konnte. Nachdem er ganz China als Kämpfer durchzogen und in hundert Schlachten Sieger gewesen, selbst bis zu den Gränzen Birma's und Tibets vorgedrungen, legte er sein müdes Haupt nieder und starb zum großen Leidwesen des Hongwu. Er ist der größte chinesische Feldherr den wir kennen, und verdient einen sehr hohen Rang selbst unter den Generalen mehr gebildeter Nationen. Der Kaiser pflegte ihn mit Recht seine Hand und seinen Fuß zu nennen.

Nicht lange nachher wurde das Elend in der Tatarei durch einen sehr erfolgreichen Feldzug beendigt. Die Gemahlin des Kronprinzen nebst vielen andern Prinzessinnen wurden gefangen genommen und nach der chinesischen Residenz gebracht. Furcht und Schrecken füllte die Brust des Volkes; viele Mongolen ergaben sich willig den Chinesen, um nur ihr Leben zu fristen; die stolzen Eroberer wurden nun die Sklaven ihrer früheren Unterthanen. Dieß geschah einige Jahe vor dem Tode des großen Kaisers, nach langen verheerenden Kriegen, die kaum ihres Gleichen in den Annalen der chinesischen Geschichte finden werden.

Die entfernteste Provinz des Reiches, Junnan, war noch immer unabhängig geblieben. Da rieth ein weiser Doctor dem Kaiser, ihn dort hinzusenden, damit er die Einwohner zum Gehorsam ermahne und den Regenten seinem Lehensherrn unterwürfig mache. Dieser Vorschlag stimmte so ganz mit den Ideen des Hongwu überein, daß er sogar dem Lehrer noch besondere Befehle gab, wie man alles zuwege bringen könne. Dort angelangt, fing der gelehrte Herr zu predigen an, worüber die Regierung sehr unzufrieden war; da er nicht abließ das Volk

zur Unterwerfung zu ermahnen, schlug man ihm den Kopf ab. Darüber war der edle Monarch sehr entrüstet; er sandte ein starkes Heer dorthin, um das Volk zu zwingen ihn als seinen rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen. Da man nun wirklich sah daß es dem Herrscher Ernst sey, so kamen die Aeltesten des Volkes der Armee entgegen; sie streuten Weihrauch den kommenden Kriegern, um alle Feindseligkeiten abzuwenden. Die Besitznehmung ging daher sehr schnell vorwärts, und in wenigen Monaten war die Macht der Chinesen bis zu den Gränzen Birma's und Cochinchina's wiederhergestellt. — Dieser Sieg war desto herrlicher, als die große Entfernung des Landes jede starke Unternehmung beinahe unmöglich machte, und die Bedürfnisse des Heeres, die man über hohe Berge zu bringen hatte, sehr leicht abgeschnitten werden konnten.

So war das Reich nun wieder in sehr wenigen Jahren erobert, und mit viel größerer Schnelligkeit als es die Mongolen gethan. Diese strengten sich zum letztenmale an das Verlorne wieder in Besitz zu nehmen, und hatten in Liaotong den ganzen Kern ihres Heeres von allen Orten der Steppen zusammengezogen. Dieß sah sehr gefährlich aus; jedoch Hongwu hatte des Blutes genug; daher suchte er durch Güte zu erlangen, was dem Schwerte sehr wahrscheinlich würde versagt worden seyn. Freilich kam es erst zu einer großen Schlacht, wo die Mongolen den letzten Tropfen Blutes verspritzten, um nur ein Land, wie das reiche Liaotong, zu behalten, wo sie ihr Vieh weiden konnten. Allein dieß war vergeblich; der Herr der Welt hatte unwiderruflich geboten daß ihrem Reiche ein Ende gemacht werden sollte. Daher wichen ihre Horden, ergaben sich theilweise den Chinesen, und wurden zu nützlichen und tüchtigen Unterthanen in ihr Land aufgenommen. Der Kaiser gab ihnen selbst Vieh, tröstete sie unter den fürchterlichen Unglücksfällen welche sie erlitten, und versorgte sie auch mit Lebensmitteln. Solche Gnadenbezeugungen wirkten viel kräftiger als Strafen; das alte Geschlecht, eingedenk der Großmuth des Monarchen, diente treu und zufrieden unter seinen Fahnen. Ein Aufstand in Kueitschéu, worin die Bergbewohner sich hervorthaten, wurde sehr bald durch Lehrer gedämpft die dorthin gesandt wurden, um die barbarischen Leute zu unterrichten, und so genoß das ausgedehnte Land einen beständigen Frieden.

4. Hongwu als Staatsmann. Man denke sich ein Reich, welches beinahe ein Jahrhundert lang von Barbaren beherrscht, ganz in Unordnung gerathen, erschöpft und geplündert von allen Seiten, nichts als Verwirrung dem Beobachter darbot. Jahrelange blutige Kriege wurden geführt, um den Feind über die Gränzen zu jagen und die vielen Nebenbuhler danieder zu schlagen. Die Felder wurden von den Hufen der Rosse zertreten, der Landmann entweder zum Räuber oder Soldaten gemacht; Handel und Gewerbe lagen danieder. Die Behörden welche den Mongolen gedient, waren natürlich den nunmehr befreiten Chinesen sehr verhaßt; sie wurden daher vertrieben oder starben kämpfend für ihre Herren. So fehlte es dann auch an Obrigkeiten, um der Gerechtigkeitspflege obzuliegen, und alle bürgerliche Ordnung war ihrer Auflösung nahe. In diesem Zustande fand Hongwu sein Vaterland. Während er nun alles wieder in Ordnung bringen mußte, hatte er zugleich sehr bedeutende Kriege zu führen. Von der Größe einer solchen Aufgabe kann man sich durchaus keinen Begriff machen, und doch wurde sie treu, weise und den Bedürfnissen gemäß vollendet. Dieß war ein viel größeres Werk, als die Eroberung China's selbst, und erforderte ungeheure Anstrengungen. Von den nähern Umständen, wie alles zu Stande kam, hat uns die chinesische Geschichte nichts aufbewahrt. Als Erörterung stehen lange Reden im Style des Kongfutse da, die, obgleich wohlklingend, dennoch gar nichts sagen. So wissen wir weiter nichts, als daß am Ende der Lebenstage unseres Helden das ganze Land wieder auf den alten Fuß gestellt war. Hongwu war äußerst bemüht dem Jao und Schun nachzuahmen, obgleich er selbst viel größer war, als diese Alten, und durch seinen gesunden Menschenverstand viel mehr vermochte als die größten Spitzfindigkeiten der Schule ihm gelehrt haben könnten. Als ihr Schüler arbeitete er daher Tag und Nacht, um einigermaßen ihrem Fleiße gleichzukommen. Er wollte in keinem schönen Palaste leben; denn diese berühmten Stammväter hatten nie dergleichen Gebäude zu ihrer Wohnung, noch wünschte er andere Kleider zu tragen, als die welche etwa 1500 Jahre vorher Mode waren. Als er bei der Eroberung Pekings in einem Thurm ein prächtiges Maschinenwerk entdeckte, ließ er es, nachdem er dasselbe genau besehen, sogleich vernichten; denn es konnte

ja keinen Nutzen bringen, und weder Jao noch Schun hatten je etwas davon gewußt. Die köstlichsten und künstlichsten Gefäße verschmolz er, um mit dem Klumpen Silber und Gold die Armee zu bezahlen. Nur für das Nützliche, nicht für das Schöne und Erhabene hatte Hongwu Sinn. Von seinem Finanzsystem, welches der Kaiser ohne Zweifel von Grund aus verstand, hat man uns keinen Bericht hinterlassen. Er war nie ohne Geld, befriedigte stets seine Soldaten, baute selbst eine Flotte, und bezahlte immer mit baarer Münze, nicht mit Papiergeld, wie es die Mongolen thaten. Wie dieß möglich war, können wir jetzt nicht verstehen. Es war gewiß für ihn eine gute Schule gewesen, erst mit Hunger und Noth zu kämpfen, um so Sparsamkeit und Geschicklichkeit in Geldangelegenheiten zu erlernen. Ungeachtet all der kriegerischen Unternehmungen waren durch die zauberische Handlungsweise dieses großen Mannes die Koffer gefüllt, und das Land von keinen bedeutenden Abgaben gedrückt.

Obgleich die Erziehung des Hongwu äußerst dürftig gewesen, so besaß er große natürliche Talente in der Redekunst, wiewohl nicht ausgebildet. Es machte ihm daher das größte Vergnügen eine große Menge Leute herbeizurufen, dann eine Kanzel zu besteigen und, wie ein Prediger, sie zur Tugend und Nachahmung der Alten zu ermahnen. Er that dieß oft und bei allen feierlichen Gelegenheiten, und erhielt das Lob, daß kein Monarch seit der Tschéu-Dynastie sich so viel um das moralische Wohl des Volkes bekümmert.

Von den buddhistischen Begriffen behielt der Monarch sehr wenig bei, obgleich er in seiner Jugend alle Gebete auswendig gelernt hatte. Das einzigemal, wo er eine Neigung zu dieser Secte zeigte, war bei Gelegenheit des Baues eines prächtigen Tempels an derselben Stelle, wo er als Jüngling mit einer Menge lockerer Bursche das Gebäude verbrannt hatte. Er errichtete auch ein sehr schönes Local in der Nähe des Ortes, wo man ihm die Liste der Beiträge aller Stifter der ersten Dynastien überreichte. — So sparsam er übrigens in seiner ganzen Haushaltung war, verwendete er dennoch sehr bedeutende Summen auf Mausoleen. Diese erbaute er zu Ehren der berühmtesten Kaiser aller Geschlechter, und war oft selbst bei Opfern zugegen. Da bemerkte man, daß er sich so ehrerbietig,

wie ein alter Priester betrug, was den Chinesen, die ein solches Betragen leidenschaftlich lieben, auch sehr gefiel. Den Kongfutse ehrte er über alle Maßen, und lud einen seiner Nachkömmlinge aufs dringendste ein sich bei ihm niederzulassen. Dieser verschob seine Ankunft eine geraume Zeit, und fiel dadurch in Ungnade; doch sicherte ihm der Monarch nachher in der Hauptstadt einen sehr bedeutenden Lebensunterhalt zu. Akademien und Schulen blühten wieder unter seiner pflegenden Hand, und die alte Gelehrsamkeit kam so ganz wieder ins Geleise zurück, in welchem sie unter der Han-Dynastie schon früher gewesen. Dieß war nun ein wahres Aufleben des chinesischen Geistes, welcher in dem neuen Fürsten seine unerschütterliche Stütze fand. Die Zeiten der Barbarei waren vorbei, und den Gelehrten wurden wieder Ehrenämter und Gehalt zu Theil. Die einflußreichsten Männer wurden deßwegen die Vertheidiger der neuen Regierung und empfahlen ihren Gönner der Nation als einen der berühmtesten Weisen.

Hongwu befaßte sich nie mit Gesetzgebung, sondern ließ einstweilen die vorhandenen Verordnungen in Kraft. Er war aber sehr gelinde, und es kostete viele Mühe ihn zur Unterschreibung eines Todesurtheils zu bereden. Nur Hauptverbrecher, und diese in geringer Zahl, wurden erdrosselt. Während seiner Regierung ereignete sich ein außerordentlicher Fall, welchen er nicht entscheiden wollte. Ein Sohn hatte sein eigenes Kind einem Götzen geopfert um die Genesung seiner Mutter zu befördern. Kindliche Liebe und herzlose Grausamkeit waren hier miteinander vermengt; da der erstern jedoch nach der Volksmeinung alles Lob gebührt, konnte man dieses Vergehen nicht streng bestrafen. — Einen Schleichhändler, welchen man zum Tode verurtheilt hatte, setzte der gütige Fürst wieder in Freiheit und schalt seine Mandarine wegen ihrer Härte. Dagegen war er überaus streng, wenn man im geringsten einen Civilbeamten eines Unterschleifs überweisen konnte, und bestrafte ihn sehr hart. Glücklicherweise jedoch hatte er höchst selten Ursache dazu; denn er war ungemein glücklich in der Wahl seiner Diener, die gerade für das Amt, worin er sie angestellt, tüchtig waren.

Seine beste Stütze fand er in dem treuen Weibe, das er aus reiner Liebe geheirathet. Selbst wenn man ihn an ihren niedrigen Stand erinnerte und vortreffliche Schönen seiner Wahl

übergab, hielt er noch stärker an der alten Frau fest. Sie war seine Rathgeberin, seine beständige Gefährtin, seine Trösterin, sein Minister und Staatsrath. Und doch maßte sie sich nie große Ehren an, sondern blieb immer gehorsam und dienstfertig, als ob sie die Hütte ihrer Geburt nie verlassen. Daher gab sie auch nie Anstoß, und das Gute welches sie verrichtete, war rein und hehr, ohne Neid und Rachsucht. Sie starb aber vor ihrem Gemahl, und Hongwu konnte nie den Schmerz vergessen, welchen der Tod dieses edlen Weibes ihm verursachte. Sehr wenige Frauen können ihr gleich gestellt werden. Sie war dieselbe im Lager, wie im Cabinette, immer die schützende Fee, auf alle Unfälle bereit.

Während der letzten Lebensjahre hielt Hongwu einen prächtigen Hof, um seine Kriegsgefährten für alle ausgestandenen Leiden zu belohnen. Dort kamen sie täglich im Audienzsaale zusammen; da erinnerten sie sich der Gefahren welche sie bestanden, und wie sie mit unerschütterlichem Muth gekämpft und endlich ihren geliebten Häuptling auf dem Throne sehen. Dieß war dann eine rechte Herzensfreude, wenn der arme Küchenjunge, der oft nicht einen Teller Reis zur Stillung seines Hungers gehabt, ihnen ein reiches Gastmahl geben konnte. Allein allmählich verminderte sich ihre Zahl, und bald erblickte der Kaiser nur noch wenige von seinen alten ergrauten Bekannten. Dieß ging ihm sehr zu Herzen, und auch er sank ins Grab, im 71sten Jahre seines Lebens, nachdem er mehr als dreißig Jahre als Kaiser regiert, bewundert von seinen Zeitgenossen und geehrt von der Nachwelt.

Seines Gleichen können wir nur in dem englischen Alfred wiederfinden, obgleich die Umstände ganz verschiedener Art waren. Kein chinesischer Fürst kann dem Hongwu zur Seite gestellt werden. Wenn wir nun solche außerordentliche Männer unter ganz besonderen Umständen erscheinen sehen, und eine Thatkraft wahrnehmen die übermenschlich scheint, so sollen wir uns immer erinnern daß der Herr der Welt seine Diener ausrüstet, die mit Eifer und Weisheit sein Werk vollenden, und einer Nation wieder aus ihrem Elende emporhelfen sollen. Ueber dreißig Jahre saß er auf dem Thron, unermüdet in seinem Bestreben. Er enthielt sich selbst oft des Schlafes, um das sehr geliebte Volk wohl zu regieren und so viel als möglich alle Lasten fernzuhalten.

Wie viel größer war er als sein Zeitgenosse Tamerlan, der ihm schon früher den Tod geschworen, allein seine Drohungen nicht in Ausführung bringen konnte.

Während dieser wichtigen Ereignisse in China hob sich die Macht der Türken, um wieder durch das Schwert der Tataren niedergeschmettert zu werden. Die Schweizer fochten edel für Freiheit und Recht. Deutschland gewann nichts unter Karl IV. und dem elenden Wenzeslaus. In Frankreich erhielten die Engländer mehr und mehr Einfluß, während die Unruhen in der spanischen Halbinsel dem Fortgang der christlichen Waffen ein Ziel setzten. Italien gab Beispiele der höchsten Kunst und der niederträchtigsten Cabalen, so wie nie ein Volk sie gezeigt. Der byzantinische Staat flehte vergeblich den Westen Europa's um Hülfe an, denn der Enthusiasmus für die Kreuzzüge war schon erloschen, und die streitenden Parteien waren zu sehr auf ihren eigenen gegenseitigen Untergang bedacht, als daß sie sich um ferne Unternehmungen hätten kümmern können.

Kienwen.

(1399 — 1402.)

Hongwu, welchem man nach seinem Tode den Namen Taitsu beilegte, hatte schon früh seinen vierten Sohn, welcher sehr große Anlagen verrathen, zum Thronfolger bestimmt. Ihn unterrichtete er in allen Regierungssachen, und bemühte sich aufs äußerste, seinen Geist zur Regierung eines ausgebreiteten Landes zu bilden. Allein der Tod rief ihn zu früh hinweg, und alle die herrlichen Eigenschaften, welche man an dem Jünglinge erblickte, wurden ein Raub des Grabes. Nun wurde dessen Sohn zum Kronprinzen ernannt; dieser war jedoch seinem Vater sehr unähnlich; daher trug Hongwu Bedenken den Enkel in der Würde zu bestätigen. Sein ältestes Kind, der Prinz von Jen, hatte schon lange seine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen; da er so sehr seinem Ahnen ähnelte, und einen rüstigen Geist mit außerordentlicher Klugheit verband, schien er gerade der Mann zu seyn welcher für einen so hohen Stand, wie der eines Herrschers von China, die nöthigen Eigenschaften hatte. Daher besprach sich Hongwu mit einen sehr gelehrten Mann, ob es nicht rathsam sey seine frühere Wahl zu widerrufen, und den tüchtigsten

der Prinzen zum Nachfolger zu ernennen. Dieser gelehrte Herr hörte schweigend seinen Gebieter an, that aber nachher einen Fußfall, und ersuchte ihn ernstlich, um des Beispiels willen und um den Zerrüttungen in Zukunft vorzubeugen, einen solchen Schritt zu unterlassen. Der Kaiser, höchst erstaunt über den Ernst des Höflings, gewährte ihm die Bitte, vergaß es aber nie daß man seinen Wünschen so entgegengewirkt. Nachher als man das Urtheil dieses Doctors und eines seiner Mitgenossen bei der Erhebung eines Mitglieds der Akademie bezweifelte, wurde der letztere zum Tode verurtheilt, mit grausamer Härte, auf eine der Weise des Hongwu so unähnliche Art; der erstere wurde schwer bestraft. Unterdessen hatte der Monarch den Fürsten von Jen zum Haupte des ganzen kaiserlichen Hauses ernannt, und ihm sehr ernstlich die Oberaufsicht und Pflege der übrigen Prinzen anbefohlen. Da der Kaiser eine große Menge von Kindern hatte, war er sehr bemüht sie zu versorgen, und beschenkte sie mit Herrschaften in verschiedenen Theilen des Reiches, dergestalt wieder die elende Ararchie der Lehensregierungen einführend.

Sobald Hongwu sein Ende herannahen sah, besprach er sich ernstlich mit seinen Ministern, sie zur Unterstützung des jungen Thronerben ermahnend. Nachdem er sein Haus bestellt, entschlief er (1398), uneingedenk des Samens der Zwietracht, von ihm selbst gesäet, welcher seinem eigenen Hause so bittere Früchte brachte.

Man möchte glauben daß ein Volk, durch Kriege so erschöpft, wie die Chinesen, die mehr unter dieser Geißel gelitten, als die Deutschen im dreißigjährigen Kriege, endlich des Kampfes satt geworden wären. Allein dieß war nicht der Fall; anstatt sich nun ruhig zu verhalten, nachdem der Erzfeind aus dem Lande gejagt war, fingen sie an, in ihren eigenen Eingeweiden zu wühlen und das elende Schauspiel eines Bürgerkrieges der Welt zu gewähren.

Alle Fürsten befanden sich bei dem Tode ihres Vaters in den Provinzen, wohin sie der Monarch zur Dämpfung aller Unruhen gesandt.

Kienwen fertigte sogleich nach dem Ableben des Ahnen seine Befehle an alle seine Oheime ab, um sich in Zukunft darnach zu

verhalten. Keiner derselben wollte jedoch den Befehl des unbärtigen Knaben beobachten, und alle verwarfen einstimmig des neuen Kaisers Vorstellungen. Tief betrübt berief dieser seinerseits den Rath zusammen, um sich über die fortan zu nehmenden Schritte zu verstehen; da riethen ihm die Minister, die Gewalt seiner Verwandten allmählich zu vernichten. Dazu mußte man aber erst Gelegenheit suchen und die Herzoge der Verbrechen überführen, um sie verurtheilen zu können. Man fing mit dem schwächsten an; dieser wurde auch ohne den Schein des Rechts zum gemeinen Bürger herabgesetzt. Zu einem andern sandte man zwei verschmitzte Mandarine, welche die ganze Aufsicht über den Prinzen führen und darüber genauen Bericht abstatten sollten. Der Fürst, welcher sehr bald die Absicht der Spione entdeckte, ließ sie in einem Anfall von Entrüstung sogleich zum Tode verurtheilen. Kaum hörte man davon am Hofe, so wurde auch über ihn das Urtheil, nämlich der Verlust seines hohen Adels, ausgesprochen. Ein dritter hatte einen Mandarin getödtet. Man machte ihm den Proceß, welcher ebenfalls mit seiner Erniederung endigte. Ein vierter hörte von dem Vorhaben, welches man zu seinem Verderben im Schilde führte; daher zündete er voll Verzweiflung seinen Palast an, und sprang selbst ins Feuer; er wollte lieber verbrennen als sich mit seinem tyrannischen Neffen aussöhnen. Da blieb nun noch ein fünfter übrig, welchen Kienwen nach der Hauptstadt einlud. Dort dichtete man dem unschuldigen Fürsten ein Verbrechen an, und setzte ihn hernach ins Gefängniß, aus welchem er nie entkam. So war denn die ganze Nachkommenschaft des Hongwu vertilgt oder ihrem Untergange nahe.

Schweigend hörte der Jen-Prinz von all diesen Vorfällen, und schauderte, wenn er an das Loos dachte, welches wahrscheinlich seiner wartete. Aber er war schon genugsam vorbereitet, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nachdem nun das ganze Volk über den Tod der Söhne ihres geliebten Monarchen in tiefer Trauer war, ließ er einen Aufruf an die Nation ergehen, in welchem er seinen persönlichen Schmerz über das erlittene Unrecht ausdrückte. Er wollte nichts weiter als durch die Waffen sich rächen, nicht etwa um sich seinem Neffen zu widersetzen, sondern um die treulosen Minister zu bestrafen; da stand er nun als Rächer des beleidigten Kaiserhauses vor dem Angesichte der Nation;

schnell versammelte sich eine bedeutende Schaar tapferer Krieger, die schon lange wider die Tataren gedient und daher ihr Handwerk wohl verstanden. Auch stellten sich verschiedene Mandarine ihm zur Seite, so daß das Heer unter seinen Fahnen sehr leicht den Kaiserlichen die Spitze bieten konnte. In seinem abenteuerlichen Zuge fielen außerordentliche Ereignisse vor, die beinahe unglaublich wären, würden sie nicht durch Augenzeugen bestätigt seyn.

Ein sehr bedeutendes Heer des Kaisers war inner- und außerhalb der Mauern einer Festung versammelt. An einem der Festtage trank die Besatzung eine gute Quantität Branntwein und war im tiefen Schlafe begraben, als die Jen-Truppen leise zum Angriff herbeikamen. Schnell in die Stadt eindringend mordeten sie die Betrunkenen mit unerhörter Grausamkeit; allein diese, des Schwertes Schärfe fühlend, rafften sich bald auf und fielen nun ihrerseits über die Feinde her, so daß nur wenige von ihnen entkamen. Da stand nun der Jen-Prinz trauernd da und weinte über den Verlust der bravsten Krieger; jedoch gab er aber die Hoffnung nicht auf seine Sache zu verfechten. Dazu fand sich sehr bald Gelegenheit; ein General, welcher bei der Recognoscirung sich zu weit gewagt, wurde sogleich im Rücken überfallen. Obgleich er sich mit seiner zahlreichen Armee sehr tapfer wehrte, blieben dennoch die Anführer auf dem Kampfplatze, und die Soldaten wurden beinahe alle zu Gefangenen gemacht. Nun ging Jen in seinem siegreichen Laufe weiter fort, bis er sich dem Kaiser furchtbar machte. Da schrieb er einen demüthigen Brief, in welchem er gänzlichen Gehorsam versprach, sobald man zwei Minister, welchen er alle Schuld an dem Unheil gab, hingerichtet hätte. Dieß war eine sehr harte Forderung, denn sie waren treue Staatsdiener, die viel für das Land gethan. Kienwen entließ sie jedoch aller Aemter; sie zogen sich ins Privatleben zurück, von wo aus aber dennoch sie alle Staatssachen so ziemlich ordneten.

Diese Nachgiebigkeit wollte den Jen noch nicht zufriedenstellen, und so ging er in seinen Forderungen viel weiter. Anstatt aber dießmal eine Antwort zu geben, ließ der Kaiser 600,000 Mann ins Feld ziehen. Mit diesen kam es nun zu einem Kampfe, der so hartnäckig geführt wurde, daß das Jen-Heer in

Gefahr war, gänzlich aufgerieben zu werden. — Allein der Jen-Fürst selbst stellte sich in der dringendsten Noth an die Spitze seiner Truppen und drang in die Mitte des Lagers durch, von wo der Feind, von Schrecken ergriffen, sich endlich langsam zurückzog. Dadurch aber war die Anzahl der Streiter so zusammengeschmolzen daß es lange Zeit erforderte, um wieder eine andere Armee auf die Beine zu bringen. Mit dieser belagerte der Jen-Prinz drei Monate lang eine sehr bedeutende Festung, aber ganz vergebens; denn die Besatzung wehrte sich mit Löwenmuth. Der Befehlshaber war ein vorzüglicher Mann und sann auf den Tod des Unruhestifters selbst. Obgleich der Kaiser sehr strenge Befehle zur Erhaltung des Lebens seines Oheims im Kriegsgetümmel gegeben, so wollte er sich persönlich von dieser Obliegenheit befreien. Er lud daher verrätherrisch den Jen-Prinzen zu einer Unterredung wegen der Uebergabe unter ein Thor der Stadt ein. Der Fürst kam dorthin mit einem schwachen Gefolge, und während man sich über diese wichtigen Angelegenheiten unterhielt, warf ein Soldat, nach gegebenem Zeichen, ein schweres Stück Eisen nieder, welches das Pferd des Jen daniederschlug. Er selbst raffte sich schnell auf und jagte sogleich auf einem andern Rosse davon, sich schämend über seinen Unverstand daß er sich so leicht in die Falle hatte locken lassen. Die Belagerer schäumten nun vor Wuth, und wollten durch einen allgemeinen Sturm der Besatzung die Treulosigkeit vergelten. Man arbeitete daher Tag und Nacht, um alles in Bereitschaft zu bringen. Endlich kam der Tag, an welchem fürchterliche Rache genommen werden sollte; allein da erblickte man auf den Wällen ringsherum Bildnisse des Hongwu. Wie konnte man daher Pfeile nach ihnen abschießen? dieß wäre zu entehrend gewesen; daher mußte die angreifende Partei von diesem Vorhaben einstweilen abstehen. Da hielt Jen es kaum der Mühe werth sich so lange aufhalten zu lassen; er zog daher nach Liaotong, wo sein Heer gänzlich geschlagen wurde und seine besten Officiere auf der Walstatt blieben. Als die Nachricht von diesem Siege, dem einzigen welchen man bis jetzt erhalten, den Kaiser erreichte, waren die Freudenbezeugungen ganz außerordentlich; die entlassenen Minister wurden mit sehr großen Ehrenbezeigungen zurückgeholt und in alle Ehrenstellen wieder eingesetzt. Kienwen war fröhlich und guter

Dinge, und glaubte alle Gefahr gänzlich vorüber. Plötzlich traf die Kunde ein, daß die kaiserlichen Truppen eine gänzliche Niederlage erlitten; nun wurde der Kaiser aufs äußerste bestürzt, und sandte nicht allein die Minister hinweg, sondern zog alle ihre Güter ein. Der Sieger richtete nun einen äußerst höflichen Brief an seinen Neffen, in welchem er mit den demüthigsten Ausdrücken das Unglück beklagte, welches ihn zum Feinde der Feinde des Vaterlandes machte, und bat den Kaiser diese für immer von ihm zu entfernen, sonst würde er den Ruin seiner Familie bereiten. Mittlerweile brachen die Truppen in sein Gebiet ein, als man noch mit den Unterhandlungen beschäftigt war, und so zog der Prinz von Jen wieder das Schwert, welches er nie wieder einsteckte, bis er Nanking erreicht hatte.

Seine Herrschsucht machte ihm natürlich Lust das Land für sich selbst zu erobern und, während er dem kaiserlichen Neffen mit sehr schönen Worten schmeichelte, immer größere Forderungen zu machen, welche am Ende nicht befriedigt werden konnten. Seiner guten Sache gewiß, forderte er den Commandanten einer Festung auf sich zu ergeben. Dieser erwiederte daß er sich gern dazu verstehen wollte, sobald er Herr der Residenz seyn werde, jetzt aber es durchaus nicht thun könne. Ein anderer bemerkte daß, ehe er sich einem fremden Herrn unterwerfe, er erst ihn die Pflichten der kindlichen Liebe erfüllen sehen müßte, damit er als Beispiel für seine Unterthanen gelten könne. Solche Bemerkungen verwundeten die Seele des ehrgeizigen Jen, und verursachten ihm manche kummervolle Stunde. Allein seine Aufmerksamkeit wurde bald auf andere Gegenstände hingeleitet. — Man hatte dem Heere eine große Zufuhr gesandt; diese schnitt er ab und erhielt dadurch eine sehr reiche Beute. Dann fiel er wie ein Löwe über den tapfersten kaiserlichen General her und machte ihn zum Gefangenen; er behandelte ihn aber mit sehr großer Ehrfurcht als einen Helden und gewann daher seine Liebe und Hochachtung.

Nachdem nun diese Armee, die letzte Hoffnung des Kaisers, vernichtet war, graute es dem Monarchen den Krieg noch weiter fortzuführen. Da bemerkte aber ein Diener daß es ja etwas sehr leichtes seyn würde dem Prinzen in den Rücken zu fallen, und so alle seine großen Erwartungen zu vereiteln. Stracks wurde daher ein Heer zusammengebracht; allein der Rathgeber

war nicht tüchtig genug um einen großen Plan auszuführen; daher mißglückte dieß Unternehmen gänzlich.

Anstatt sich mit solchen kleinlichen Leuten einzulassen, schritt der Jen-Prinz sehr rasch in seinen Unternehmungen fort, und zur großen Bewunderung der Kaiserlichen setzte er im Angesicht einer ganzen Armee über den gelben Fluß. Nun fanden seine Krieger sehr wenig Widerstand; da auch das Glück sein Heer sehr bedeutend mehrte, ging er mit mächtigen Schritten auf die Hauptstadt los. Da sandte der erschütterte und furchtsame Monarch die Schwester des Jen-Prinzen, um ihm die Hälfte des Reiches zu seiner Befriedigung anzubieten. Die Zusammenkunft der lange getrennten Geschwister war äußerst rührend. Jen erkundigte sich auf die herzlichste Weise nach seinen Brüdern und allen Anverwandten, und vergoß viele Thränen über das Unglück welches sie alle betroffen. Nachdem sie sich lange recht innig unterhalten, wünschte die Prinzessin von ihrem Bruder eine entscheidende Antwort zu erhalten; allein Jen sagte bescheiden, daß er nicht gekommen sey um Land zu erobern, sondern die Schuldigen zu bestrafen, und daher nicht umkehren könne. Was sollte man zu dieser heuchlerischen Bemerkung sagen. Rastlos näherte sich nun der Jen-Prinz den Ufern des Jangtse, voll von Begierde, die Hauptstadt in Besitz zu nehmen. Da sandte man nach dem Westen, um eine Flotte zur Bedeckung Nankings zu erhalten. Die Verwalter des Landes waren jedoch Schwachköpfe, und noch ehe der Befehl die Boote erreichte, war Jen schon am andern Ufer. Dort begegneten ihm die Gesandten des Neffen, welche ihr Haupt an den Fußboden stoßend einige Worte von der Theilung des Reiches murmelten. Allein Jen nahm keine Notiz davon; er schickte seine Brüder, die noch lebenden Prinzen, welche um Frieden bittend gekommen waren, auch hinweg und zog nach den Thoren der Residenz; zwei derselben wurden ihm bald überliefert.

Nun war der unglückliche Kienwen rathlos; er lief in dem Palaste umher, um sich zu befragen wie er sich aus diesem Unglücke herausziehen könnte. Die zwei Minister, welchen man Schuld an diesem Unglücke gab, hatten sich schon längst unter verschiedenen Vorwänden zurückgezogen und versprochen ihrem Herrn sehr bald bedeutende Hülfe zuzuführen. Diesesaber waren

eitle Worte ohne Sinn und Gehalt; sie hatten sich bloß entfernt um ihr Leben zu fristen.

Der Kaiser war schon im Begriff die Flucht zu ergreifen und sich in den westlichen Provinzen tapfer zu vertheidigen, als ein Doctor der Akademie ihn durch einen Betrug zu andern Maßregeln nöthigte. Er sprach von dem letzten Willen des Großvaters, den dieser ihm anvertraut um in der höchsten Noth davon Gebrauch zu machen, und zeigte ihm bald darauf einen metallenen Kasten, in welchem das Vermächtniß enthalten. Da er die Gestalt eines Sarges hatte, war Kienwen über den Anblick so erschrocken, daß er sogleich Befehl gab seinen Palast in Brand zu stecken. Als die Kaiserin das Feuer sah, sprang sie hinein um sich von den Sorgen des Lebens zu befreien und einer fürchterlichen Ewigkeit entgegenzugehen. Kienwen öffnete den Kasten, und siehe da! er fand die Kleidung eines Bonzen mit der Anweisung ins Kloster zu gehen. — Der Monarch zauderte nicht lange diesem Wunsche Gehör zu geben, und da sich eine Scheere unter den Kleidungsstücken vorfand, schnitt der geschäftige Doctor sogleich seinem Herrn die Haare ab. Sobald dieß ruchtbar geworden, erschienen 21 Große, welche denselben Wunsch äußerten, sich in einen Tempel zurückzuziehen; nun war ein wirklicher Wettstreit, wer zuerst die Haare verlieren und den gelben Talar anlegen sollte. Solchermaßen verkleidet, ging dieses Häuflein zum Thore Nankings hinaus, um sich nach einem in dem Testamente angedeuteten Kloster zu begeben. Am Ufer des Jangtse fanden sie sehr bald einen Nachen; ein Priester lenkte denselben, welcher vorgab, daß er in einem Traume den Befehl erhalten den Kaiser zu seiner künftigen Heimath zu bringen. Er nahm ihn daher sehr freundlich und ehrerbietig auf, während die übrigen Proselyten sich auf verschiedene Wege begaben, um kein Aufsehen zu erregen, und so wurden sie alle Klosterbrüder. Der Verabredung gemäß sollte der Kaiser nach Junnan gehen, um dort im Palaste des Gouverneurs, eines sehr treuen Freundes, sein Leben zu beschließen. Nach reifer Ueberlegung fand man diesen Plan unthunlich, und so lebte denn die hohe Gesellschaft zerstreut, von Kräutern und Reis, ohne sich über diese Lebensart im geringsten zu beklagen.

Der Prinz von Jen kam endlich in der Hauptstadt an; da er fest glaubte, daß sein Neffe gestorben, warf er sich vor die

Gebeine der Kaiserin nieder, welche er als die Gemahlin des Kienweu betrachtete, und schien dort in Thränen und Zerknirschung zu vergehen. Allein diese Rührung des Heuchlers war von kurzer Dauer; schnell machte er einen Befehl bekannt, daß ein Jeder welcher die Verräther kenne, davon Nachricht geben solle, wofür er die reichste Belohnung erwarten könnte. Jen fing mit der Verurtheilung der zwei Minister an welche ihm so viele Unruhen verursacht, und ermordete ihre Familien bis zum neunten Grade. Die Versprechung großer Belohnungen ermuthigte die herzlosesten und verworfensten Schurken die ehrlichsten Leute zu verklagen, und so wurde das Land sehr bald mit Argwohn und Verfolgung erfüllt. Viele Mandarine kamen selbst um sich anzuklagen, andere wurden von ihren besten Freunden dem Richter überliefert und schrecklich bestraft. Die Verschnittenen und Weiber im Harem, welche dem Kienwen innigst ergeben waren, wurden mit fürchterlicher Wuth behandelt, und der Name des Prinzen von Jen deßwegen mit ewiger Schande gebrandmarkt.

Unter den Ministern des Kienwen waren sehr tüchtige Leute, in den Staatsgeschäften wohl bewandert; diese suchte Jen an sich zu ziehen. Einer derselben, ein Doctor und Staatsmann, wurde ernstlich eingeladen unter der neuen Regierung einen Dienst anzunehmen. Da aber alle Anlockungen ohne Erfolg blieben, und der Mandarin den Jen-Prinzen wegen seines Länderraubes tadelte, ließ der Sieger seinen Mund bis zu den Ohren aufschneiden und ihn nachher unter schrecklichen Martern hinrichten. Ein anderer berühmter Mann wollte gleichfalls seine Anhänglichkeit an den vorigen Fürsten bewahren; ihm wurden Ohren und Nase abgeschnitten und dann siedendes Oel über seinen Körper gegossen. Dieß war der Anfang einer Regierung welche einzig in ihrer Art ist. So lange Jen ein Privatmann war, zeigte er sich mäßig und bescheiden; als er aber den Gipfel der Macht erreicht, wurde er ein Tyrann. Im Besitze des Reiches zeigte er sich kriegerisch und prachtliebend, und nichts anderes als große Unternehmungen konnten ihn befriedigen.

So waren nun beinahe vier Jahre im Bürgerkrieg verstrichen, und die Nation, die wider einander Krieg führte, hatte weder einen Zweck noch Nutzen bei diesen Unruhen. Wie wenig hatten die Chinesen durch das Joch der Mongolen gelernt, und

wie schlecht kannten sie den köstlichen Werth des Friedens. Die Idee, der Selbstsucht eines Herrschers sein Leben aufzuopfern, ist so außerordentlicher Art, daß es wunderbar ist, wie noch Menschen zu finden sind welche für solche Chimäre ihr Blut verspritzen. Und dennoch lehrt die Geschichte aller Zeiten, daß die Mordlust Vieler immer eine hinlängliche Triebfeder ist um zu solchen Unternehmungen anzutreiben.

Jonglo, in der Walhalla Taitsong.
(1403 — 1424.)

Man nennt diesen Regenten gewöhnlich Jonglo, nach dem Titel seiner Regierungsjahre. Nachdem er sich im Besitze einer unumschränkten Macht befand, belohnte er seine Soldaten und Officiere aufs reichlichste, um ihnen zu zeigen, daß er ein Prinz sey welcher Tapferkeit und Anhänglichkeit zu würdigen wisse. Nachdem das Heer ihm seine Ergebenheit dargelegt, that er den Machtspruch zur Verlegung der Hauptstadt. Das schöne Nanking mit seinen herrlichen Umgebungen und seinem mächtigen Flusse, worauf sein Vater so viel verwendet um es in eine Prachtstadt zu verwandeln, gefiel ihm nicht; Jonglo mußte einen andern Ort suchen, wo er nicht beständig an die Entthronung des Neffen erinnert wurde; er mußte sich einen eigenen Wirkungkreis verschaffen; denn er hatte ganz eigene Ansichten und wollte sich der Welt als selbständig zeigen. Daher zog er nach dem fernen Norden und gründete oder erneuerte die Hauptstadt der Mongolen, Peking, in einer dürren und elenden Gegend ohne Hülfsquellen in sich selbst, noch ärmer als die Umgebungen von Madrid. Dort baute er nun Paläste, schuf eine neue Verwaltung, und ließ es sich äußerst angelegen seyn Uneinigkeit unter die Tataren zu säen. Diese hatten sich lange ruhig verhalten und, sonderbar genug, während des chinesischen Bürgerkrieges nichts unternommen. Sobald nun der Kaiser in jenen Gegenden angelangt war, sandte er einigen Fürsten reiche Geschenke und die Investitur zu, wodurch die andern so erbittert wurden, daß sie die Mitgenossen, welche durch chinesisches Geld bereichert waren, als Parteigänger angriffen, und sich untereinander wüthend bekriegten. Die Gränzen blieben daher ruhig, und Jonglo freute sich, daß seine List ihm so gelungen.

Der ferne Süden beschäftigte sogleich die Aufmerksamkeit des Monarchen, dessen thätiger Geist immer Gelegenheit suchte neue Abenteuer herbeizuführen. In Annam, oder wie es gewöhnlich genannt wird, in Cochinchina, hatte eine Reihe unabhängiger Fürsten nach den Einfällen der Mongolen ruhig regiert. Die letzten Herrscher dieses Stammes wurden so stolz, daß sie sich den Titel Kaiser beilegten nnd sich selbst über die chinesische Majestät erhöhten. Dieß wäre nun genugsame Ursache bei dem stolzen Jonglo gewesen ihnen den Krieg anzukündigen; allein bald gab es noch viel wichtigere Gründe, welche seine Einmischung in die Augelegenheiten des Landes herbeiriefen. Eines Tages als der ganze Hof im höchsten Schmuck sich um den stolzen Kaiser herumgereiht, erschien ein vertriebener König jenes Landes mit allen Insignien seiner Würde als Flehender vor dem Kaiser, um den mächtigen Monarchen zum Rächer des ihm angethanen Unrechts aufzufordern. Dieß war so ganz den Wünschen des Kaisers gemäß, daß er den Bittenden mit der größten Herablassung empfing und ihn mit allem Nöthigen versorgte, damit er als König in der Residenz leben könnte. Um aber seinen hohen Sinn zu beweisen, sandte er einen der Censoren nach Annam, um dem Länderräuber zu befehlen alles augenblicklich herauszugeben. Dieser Mandarin, erfüllt von der Wichtigkeit seines Auftrags, befahl ihm stolz dem Kaiser augenblicklichen Gehorsam zu leisten. Anstatt ihm zu widersprechen, antwortete der unrechtmäßige Besitzer des Königreichs, daß er wirklich Unrecht gethan und Reue fühle, und daher bereit sey als ein gehorsamer Vasall des großmächtigen Kaisers sogleich das Land dem vertriebenen Fürsten zu überliefern. Dieß war ein herrliches Bekenntniß für Jonglo; allein es war zu frei, um ganz wahr zu seyn. Der Kaiser schickte 3000 Mann mit dem Könige, die ihn ins Vaterland zurückbegleiten sollten. Sobald dieser an den Gränzen angelangt war, ließ er anfragen, ob er nun sogleich das Reich wieder in Besitz nehmen könnte. Die Antwort war, daß man ihn zu einer Unterredung erwarte und die Reichsinsignien in Bereitschaft halte, um sie dem rechtmäßigen Besitzer zuzustellen. Der König machte sich daher alsbald fröhlich und guten Muthes mit seinen Soldaten auf den Weg; kaum war er aber in den Bergschluchten angelangt, fiel der Länderräuber wüthend über ihn her und

vernichtete das ganze Heer. Er selbst jedoch entfloh und begab sich stracks zu seinem gastfreundlichen Oberherrn. Die Nachricht von der Niederlage seiner Truppen, und der heuchlerischen Treulosigkeit des frevelhaften Gebieters empörte ihn aufs höchste, und er befahl sogleich eine ungeheure, dem großen Reiche angemessene Armee zu versammeln. Dieß geschah; denn der kriegerische Geist war unter den Chinesen noch nicht erstorben. Nach vielen Mühseligkeiten und Verlusten kam es endlich zu einer Hauptschlacht, in welcher die Cochinchinesen eine gänzliche Niederlage erlitten. Der Verräther wurde mit seinem ganzen Anhange gefangen genommen und nach der Hauptstadt gesandt. Anstatt ihn aber niederzumetzeln, wie es die Gewohnheit in Peking ist, und sich an den Zuckungen des Schlachtopfers zu weiden, behandelte Jonglo ihn mit großer Milde; er setzte ihn bloß gefangen und ließ seine Mitgenossen selbst frei herumgehen.

Cochinchina war schon damals ein sehr bedeutendes Königreich, das 23 Millionen Einwohner und überdieß noch über 2 Millionen wilde Bergstämme zählte. Der jährliche Ertrag der Länder war ungefähr 136 Millionen Schi Reis, jeden zu 150 Pfunden gerechnet. Cochinchina besaß eine ziemlich bedeutende Schifffahrt, so daß etwa 800 Junken das Meer befuhren. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß verschiedene Länder Indiens vor der Ankunft der Portugiesen in einem viel blühendern Zustande waren als selbst jetzt, wo langer Friede und freier Verkehr diesen Ländern geworden.

Der Ruhm des Jonglo wurde sehr bald nach Indien verbreitet, und der Radscha von Malacca sandte einen Gesandten, um dem großen Kaiser seine Huldigung darzubringen. Auch von Bengalen brachte man ihm Tribut und beschenkte den mächtigen Monarchen mit bisher noch nie gesehenen Thieren und andern Seltenheiten. Man sagt auch, daß der König von Atschin einige seiner Edeln nach Peking gesandt und die Kostbarkeiten seines Landes dem Herrscher angeboten habe, damit er ihn als Lehnsmann unter seine Fürsten aufnehmen möchte. Diesem Verlangen gab Jonglo gern seine Zustimmung, und seine Prachtliebe wie auch sein Stolz wuchsen mit jedem Tage. Daß sein Ruhm zu den entferntesten Theilen der Welt vorgedrungen sey, machte ihm die lebhafteste Freude, und er feierte hochherzig die Tage, in

welchen er, von Vasallen umringt, auf die ganze Welt als sein Eigenthum herabsehen werde.

Diese Freuden wurden aber sehr bald getrübt, und der glückliche Herrscher fand, was Menschen so schwer lernen, daß Erdengenuß nur eitler Tand sey. Die Bewohner von Cochinchina nämlich, des chinesischen Einflusses müde, empörten sich wieder, und es kostete unendliche Mühe, diesem Uebel ein Ende zu machen. Da kam man endlich auf den Gedanken die Rebellen zu hohen Aemtern zu erheben, um sie dergestalt dem chinesischen Herrn ergeben zu machen. Allein diese undankbaren Menschen bestärkten die Unterthanen nur noch mehr in ihrem Hasse gegen die Fremden, und so verlor Jonglo nun beinahe allen Einfluß. So war denn der hart erworbene Ruhm wieder zu nichte gemacht, und das Land blieb nach wie vor unabhängig.

Die meiste Aufmerksamkeit richtete der Kaiser auf die Tatarei; denn von dorther fürchtete er den gefährlichsten Feind. Um die Gränzen wider die Mongolen sicher zu stellen, wünschte der Monarch sie weiter in die Steppen hinein zu vertreiben. Die dem Reiche nützlichsten Häuptlinge wurden in chinesischen Dienst genommen und reichlich für ihre Anhänglichkeit belohnt. War nun ein Chan widerspänstig geworden, so sandte man die Alliirten gegen ihre Landsleute, verwickelte sie in einen langen Krieg und ließ Mongolen gegen Mongolen für die Sicherheit des Reiches kämpfen. Aber Jonglo selbst wollte sich auch den Wüstenbewohnern als unüberwindlichen Fürsten zeigen; daher zog er mit sehr großem Gepränge und einem unzählbaren Heere in die Steppen. Die Nomaden flohen natürlich mit großer Eile; dieß wurde deßhalb als ein herrlicher Sieg betrachtet und der Kaiser von allen Seiten als Held begrüßt. — Ein andermal sandte er einen General, der aber geschlagen wurde. Nun rief der Monarch die tapfersten seiner Waffengefährten zusammen, und mit diesen fing er den Feldzug auf sehr großartige Weise an. Die Tataren konnten seinen geübten Truppen keinen Widerstand bieten und unterwarfen sich daher auf die demüthigste Weise, indem sie den beleidigten Oberherrn ernstlich um Vergebung baten. Viele Chane drängten sich dann nach dem Lager und wurden als Mitglieder eines großen Bundes theilweise in den Sold China's aufgenommen. Um den künftigen Thronerben der wilden Nation

mit den Gefahren eines Feldzuges gegen die Tataren bekannt zu machen, nahm er ihn mit sich, und zog durch diese wasserleeren Einöden als ob er sich auf einem Spaziergange befände. Während andere Kaiser im Harem ihr ganzes Vergnügen suchten, fand Jonglo es in den hohen Sandebenen Asiens; er fing dort Kriege an als ob er auf eine Jagdpartie zu gehen gesonnen wäre. Die Anstrengungen aber waren so erschöpfend, daß sein robuster Körper endlich erlag und nach allen Siegen das Leiden einer schleichenden Krankheit empfand. Er hatte schon die Gränzen China's erreicht, als der bleiche Tod ihm den Besuch abstattete (1425). Das ganze Heer legte sogleich Trauer an, und der Erbprinz ging weinend und klagend vor dem Sarge her, bis er endlich in Peking angelangt. So endete das Leben dieses Herrschers; schnell flogen die Jahre vorbei, während welcher er den Thron besaß, den er mit so vielem unschuldigen Blute bespritzt bestiegen hatte.

Jonglo wollte auch als Beschützer der Wissenschaften glänzen; daher zeigte er sich sehr sorgfältig in der Ernennung von Gelehrten, welche die Classiker erklären mußten. Er war es, der das große Gesetzbuch der Dynastie, welches aus 1100 Theilen (!) bestand, herausgab, und über alle Gegenstände der Verfassung und Verwaltung die genauesten Verordnungen hinterließ. Er erneuerte das Verbot gegen Mönche, vor ihrem vierzigsten Jahre in den geistlichen unehelichen Stand zu treten, da viele Jünglinge, der Trägheit ergeben, die Tonsur angenommen hatten und als Bonzen lebten.

In seiner Familie erlebte Jonglo auch sehr vielen Gram. Wie sein Vater, gab er den Kindern Herrschaften und führte dergestalt das Lehnsystem ein, welches schon früher solche gefährliche Folgen gehabt. Einer der Söhne hielt sich in Junnan auf, war aber sehr unzufrieden, daß er so weit vom Hofe entfernt sein Leben zubringen sollte. Daher faßte er den Entschluß, seinem Vater nachzuahmen und sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Er hatte schon eine große Menge von Waffen im Palaste versammelt und im Geheimen alle Vorbereitungen zur Empörung getroffen, als ein Spion den ganzen Vorgang entdeckte. Der Prinz wurde ergriffen und in Ketten nach Peking gebracht. Dort, von seinem eigenen Vater zum Tode verurtheilt, sollte er schon

zum Richtplatze geführt werden. Da aber flehte die ganze Familie den Monarchen inständig, Gnade für Recht dem Frevler widerfahren zu lassen. Lange blieb der Kaiser unentschlossen; denn sein Herz war so hart wie Stein; endlich aber wurde es von den Thränen der Prinzessinnen erweicht, und der Elende wurde zu lebenslänglicher Verbannung aus der Hauptstadt verurtheilt.

Kienwen irrte noch immer als Bettelmönch umher. Lange hatte er sich in Junnan aufgehalten, nachher aber zog er nach den Provinzen des Innern, und ließ selbst Hoffnung blicken den verlornen Thron wieder zu erringen. Es dauerte lange, ehe Jonglo es glauben wollte daß sein Neffe noch am Leben sey; als er aber dessen versichert worden war, gab er den geheimen Dienern Befehl den irrenden Priester sorgfältig zu bewachen; er ließ es aber nie laut werden daß er selbst an das Leben des Kienwen glaubte. So lebte denn der kaiserliche Abenteurer auf eine sehr romantische Weise und brachte seine Zeit mit Träumen zu.

Von dem Charakter des Jonglo kann man nicht viel Empfehlendes sagen. Große Härte, zugleich aber Standhaftigkeit, ein gränzenloser Ehrgeiz und ungeheurer Fleiß in allen Zweigen der Verwaltung erblicken wir bei ihm; herzlos, aber huldreich und freigebig gegen seine Kriegsgefährten, unternehmend und zugleich sehr beschränkt in seinen Ansichten, stellte der Monarch Tugenden und Laster beinahe im Gleichgewichte dar. Fand man an ihm viel Lobenswürdiges, so gab es auch des Tadelhaften sehr vieles. Die Majestät des Reiches jedoch behauptete er standhaft und war immer ernstlich bemüht, den Grund zu der Größe seines Hauses zu legen. Wir können ihn vielleicht mit dem englischen Heinrich IV. vergleichen.

Während dieses Vierteljahrhunderts war Europa auch nicht stehen geblieben. Dort entwickelten sich allmählich die großen Ereignisse, durch welche der kleinste Erdtheil das Uebergewicht über alle übrigen erhielt und seine Weltmacht begründete. Ausgedehnter und dauerhafter für das Heil der Menschheit, als die Eroberungen der Engländer in Frankreich, wirkten die Flammen, welche auf dem Scheiterhaufen zu Kostnitz den Leib des Huß verzehrten. China hatte keine Märtyrer, denn es hatte keinen Glauben, und konnte sich nicht auf den Flügeln desselben zur

Geisterwelt und zu dem Throne Gottes emporschwingen. Abgestumpft und gleichgültig, lebten seine Schaaren mit dem Irdischen zufrieden, sich nicht bekümmernd um die Ewigkeit. Aber wenn der Geist zu jener Welt sich hinbewegt, und alle fleischlichen Bande gelöst sind, — wie werden die Empfindungen der Besitzer dieser zwei entgegengesetzten Grundsätze seyn? Die eine Seele kann nur Beruhigung in der Genugthuung des Heilandes finden, die andere ist ohne Sinn fürs Göttliche verstockt und verwildert; beide haben aber den Schritt ins Jenseits zu thun, wie verschieden auch ihr endliches Loos seyn mag *).

Zweites Capitel.

Honghi, W. N. Jintsong.

(1425.)

Niemand bestritt das Recht dieses Thronerben; daher wurde er völlig in den Besitz seiner Macht gesetzt, und fing sogleich an aufs wohlthätigste zu regieren. Den Kronprinzen, welchen er bald ernannt hatte, beschied er nach Nanking, um dort als Reichsverwalter des südlichen China ihm die Lasten der Regierung zu erleichtern. Honghi bemühte sich zugleich ernstlich das den Anhängern des Kienwen angethane Unrecht wieder gut zu machen und sie aus den Gefängnissen zu befreien. Er hatte noch verschiedene andere sehr wichtige Verfügungen zum Besten der

*) Eine sehr ausführliche pragmatische Beschreibung der Regierungen aller Kaiser der Ming-Linie findet man in dem Ming-Schu, einem Werk in 68 Theilen, in welchen alle Denkwürdigkeiten jener Zeit aufbewahrt sind. Es ist das vollkommenste geschichtliche Werk, welches man jemals in China gesehen; es handelt ausführlich über bürgerliche Einrichtungen, über die Ereignisse, die merkwürdigen Männer und Frauen, über Handel und Industrie und alle andern Gegenstände des religiösen, staatlichen und bürgerlichen Lebens in besondern Abschnitten.

Wir haben überdieß ein sehr unterhaltendes Werk über das Leben des Hongwu, und ein anderes über die Usurpation des Jonglo; beide sind höchst lesenswürdig. Unsere früheren Hülfsquellen sind zu mangelhaft, so daß wir keinen Gebrauch mehr davon gemacht haben.

Mandarine gemacht, als der Tod ihn aus diesem Leben abrief und den Regenten, nachdem er kaum zehn Monate zur Herrschaft gelangt war, in jene Welt hinüberführte.

Siuente, W. N. Siuentsong.

(1426 — 1435.)

Schon frühe hatte der Vater Verordnungen getroffen daß die Thronbesteigung festgesetzt werde und nicht länger der Willkür der Fürsten des Geblütes überlassen bleiben sollte. Als Kronprinz war Siuente schon berühmt genug wegen seiner Landesverwaltung; denn während der kurzen Zeit wo er sich zu Nanking befand, gab er die außerordentlichsten Proben der Nachsicht und fürstlichen Weisheit, so daß er damals schon als Herrscher hochgefeiert wurde. Er war ein sehr ruhiger Jüngling, ganz unähnlich seinen Ahnen, und erbte einen Thron, welcher wenig außerordentliche Anstrengungen erforderte.

Sobald er den Tod seines Vaters erfahren, eilte er nach Peking, legte dort die gewöhnliche Trauer an und nannte seinen Vater den Wohlwollenden. Nun wurde der Leichnam prächtig bestattet und in den Gräbern der Ahnen beigesetzt.

Der neue Kaiser fing ernst und rüstig seine Regierung an, wurde aber in seinen wohlwollenden Absichten nicht unterstützt. Die Glieder seiner eigenen Familie, welche ihn für einen Schwachkopf hielten, glaubten nach Belieben schalten und walten zu können, und sich ganz wie unabhängig zu betragen. — Einer der Oheime besprach sich daher mit einem erfahrnen General, wie man den regierenden Fürsten entthronen und ihm selbst zur Regierung verhelfen könne. Der Krieger hörte diese Vorschläge ruhig an, und sobald er den Inhalt der Verschwörung vernommen, sandte er einen Eilboten an den Kaiser, um einen wahren Bericht über den ganzen Vorgang abzustatten. Man war nun versichert daß sich Siuente schwach und unentschieden betragen werde, und daher durch seinen Wankelmuth den Rebellen neue Kraft geben werde. Wie erstaunt war jedoch der Hof, als ein Botschafter sogleich abgesandt und die größten Zurüstungen ins Werk gesetzt wurden, um dem Aufkommen einer so gefährlichen Meuterei zuvorzukommen. Der Gesandte langte im Lager des abtrünnigen Fürsten an, und seinen Brief, den der Kaiser ge=

schrieben, überliefernd, erwartete er demüthig eine Antwort. Der Aufrüher saß majestätisch in der Mitte seiner Soldaten, las das Schreiben mit der größten Gleichgültigkeit, kehrte sich dann zu dem Abgeordneten und befahl ihm seinem Herrn zu melden: daß er hinreichende Anstalten zu seiner eigenen Vertheidigung gemacht, und im Stande seyn werde seine Ansprüche auf das Reich zu behaupten. Als er nach der Residenz zurückgekommen, wünschte der Monarch eine Erzählung von allem, was vorgefallen war, zu hören; sein Diener antwortete jedoch nur in allgemeinen Ausdrücken, daß der Oheim sich zu seinen Forderungen nicht habe verstehen wollen. Der Kaiser, welcher ahnte daß diese Zusammenkunft nicht die erfreulichste gewesen, bestellte einen Spion, um den Gesandten zu beobachten. Sobald dieser nach Hause gekommen und sich über alle Angelegenheiten erkundigt, sprach er frei über die höhnische Weise, mit welcher der Aufrührer ihn empfangen, und erzählte die Schmachreden, die er über seinen Verwandten ausgestoßen. Das ganze Gespräch wurde dem Oberherrn, ohne Zweifel mit Uebertreibungen, hinterbracht, und der Kaiser erklärte darauf augenblicklich daß er sich selbst an die Spitze des Herres stellen wollte, um den Aufruhr im Keim zu ersticken. Der Rath war erstaunt über diese Entschlossenheit, und suchte Siuente jenen Schritt zu widerrathen; allein er blieb standhaft und gab augenblicklich Befehl daß das Heer, welches nur auf seinen Wink gewartet, sich in Bewegung setzen sollte. In Eilmärschen erreichte er den Sitz der Empörung, schloß den Oheim in seinem eigenen Schlosse ein und legte seine Bedingung vor, die einzige, unter welcher er ihm Gnade widerfahren lassen wollte — nämlich gänzliche Ergebung. Der treulose Fürst war von seiner Bestürzung, das Heer des Neffen vor den Thoren seiner Residenz wie durch Zauber dahin getrieben zu sehen, noch nicht zurückgekommen, als die meisten Officiere hervortraten und erklärten daß sie lieber ihr Leben im Kampfe aufopfern, als sich zur ewigen Gefangenschaft dem Kaiser übergeben wollten. Im Glücke hatte zwar ihr Herr sehr viel geprahlt; er hatte sich gebrüstet, wie er das ganze Reich durch einen Schwertschlag nehmen wollte; in der Stunde der Noth aber fing er an zu zittern und betheuerte daß er bereit sey sich mit dem erzürnten Kaiser auszusöhnen. Ohne auf die Gegenvorstellungen seiner Anhänger,

die er ins Verderben gestürzt, zu achten, ging er selbst mit seiner ganzen Familie im Trauergewande nach dem Lager des Siuente. Der junge Monarch empfing den Bittenden sehr liebreich, behandelte ihn aber als Staatsgefangenen, und er selbst mit Weibern und Kindern wurde in Peking ins Gefängniß gesetzt, so daß er in der Folge keinen Schaden mehr anrichten konnte. Hätte Kienwen, mit gleicher Entschlossenheit gehandelt, so würde Jonglo nie den Thron bestiegen haben.

Cochinchina hatte nach wie vor seine Unruhen. Die Mandarine, welche die Chinesen dort zurückgelassen, maßten sich große Rechte an, und das Volk war daher über ihr willkürliches Verfahren empört und kündigte seinen Bedrückern den Krieg an. Siuente, welcher so ungern Blut vergoß, war daher genöthigt das Schwert zu ergreifen; eine Armee von 80,000 Mann machte einen Einfall in Cochinchina. Wo die Heereshaufen in Massen die Bewohner von Annam bekriegten, trugen sie den Sieg davon; wenn sie aber im Gebirge verwickelt oder durch einen Hinterhalt plötzlich überfallen wurden, überlieferten sich die Chinesen hoffnungslos den Händen ihrer Feinde oder entflohen mit großer Bestürzung, wo sie denn gewöhnlich durch das Schwert fielen. Ein kleines Werk, welches die Vorfälle dieses Krieges in sehr naiver Sprache erzählt, meldet daß eine Heldin, die beinahe gleichzeitig mit der Jungfrau von Orleans sich an die Spitze ihrer Landsleute stellte, und mit ganz ungewöhnlicher Tapferkeit die Sache des Volkes vertheidigte. Die Chinesen schrieben ihr Zauberkraft zu; denn es war im Unwetter oder in finsterer Nacht, daß sie ihr Heer zu überrumpeln pflegte; bei der bloßen Erwähnung ihres Namens wurden sie in Furcht und Schrecken gejagt. So lange sie ihren Landsleuten treu blieb, ward ihren Schaaren Sieg, und sobald man im Schlachtgetümmel die schöne Amazone erblickte, wurde das Volk zur verzweifelndsten Gegenwehr aufgemuntert. Unglücklicherweise verliebte sich das Mädchen in einen chinesischen Officier mit aller der Wärme, welche ihr im Kriegsgetümmel eigen war. Ihm zu gefallen, und seine Hand zu erwerben, lieferte sie eine Festung mit all ihren Verwandten in die Hände der Feinde des Vaterlandes, und wurde zum Lohn solcher Treulosigkeit von ihrem Ehemann als Sklavin behandelt.

Nach den äußersten Anstrengungen war das Ergebniß daß man das Land durchaus nicht mit Gewalt der Waffen erobern oder das Volk zur Unterwerfung bringen könne. Man nahm daher im Cabinet die Zuflucht zur Ernennung eines Fürsten aus dem alten Stamme, der natürlich auf Seite der Chinesen war. Nachdem er aber angelangt, wurde er von dem Volksregenten ermordet, und selbst nach dem Tode des letzteren konnte die Partei des rechtmäßigen Fürsten doch nicht festen Fuß fassen. — So gab man denn zu Peking in Verzweiflung die Angelegenheiten Annams auf, und es wäre sehr weise gewesen, wenn man diesen Entschluß schon früher gefaßt haben würde. Dieß war aber die einzige fremde Politik, in welche sich Siuente einmischte; denn er wünschte ruhig zu leben, nnd hatte das Vergnügen alle seine Nachbarn, selbst die Mongolen, in Frieden zu sehen.

Die Doctoren des Nordens hatten sich eine geraume Zeit über die Anmaßung der südlichen Gelehrten beschwert, welche alle Ehrenstellen der Akademie an sich zogen. Nach langem, sehr erbittert geführtem Streit wurde es daher bestimmt daß jeder Theil eine gewisse Anzahl von Gliedern liefern sollte, diese Uebereinkunft stillte die Klagen der früher benachtheiligten Partei.

Eine Königin hatte dem Monarchen einen Sohn geboren. Da aber die Kaiserin unfruchtbar blieb, so wünschte er die erstere zu diesem Rang zu erheben. Gegen diese Vorstellung empörte sich der ganze Hof, und selbst die Kaiserin-Mutter. Was konnte daher der friedfertige Siuente anders thun, als seinen Gram dem treuen Weibe selbst zu klagen? Diese hörte den Gemahl ruhig an; von allem Ehrgeiz weit entfernt, versicherte sie ihm daß sie den wärmsten Antheil an seinen Leiden nehme, und bereitwillig der Nebenbuhlerin ihre Würde übergeben wolle, damit den Wünschen ihres Gatten Genugthuung geschehe. Erstaunt über solchen Edelsinn und solch hingebende Liebe, billigten die Minister gern die Vorstellung, und so wurde auch das Kind, sobald die Mutter Kaiserin geworden, zum Thronerben erklärt. Siuente hatte jedoch nicht Zeit genug ihn zu erziehen; denn schon in der Blüthe seiner Jahre starb er ganz unerwartet.

Seine Regierung war Friede und Einigkeit. Er sprach sehr wenig, dachte aber sehr viel; er war arbeitsam und fleißig, und zufrieden mit der damaligen Gestalt der Dinge. Die Geschichte

spricht nicht von seiner Verwaltung des Landes, in welcher er ohne Zweifel die größten Verdienste hatte.

Tschingtong und Tienschun, W. N. Jingtsong.
(Regierungszeit des ersteren von 1436 — 1449.)

Der Tod des vorigen Kaisers war ganz unerwartet, und erfüllte den Hof mit tiefster Trauer. Da trat die Kaiserin mit ihrem achtjährigen Sohn an der Seite in die Rathsversammlung, und erklärte sich in Gegenwart der erprobtesten Minister als Regentin während der Minderjährigkeit ihres Kindes. Weil aber die Regierung schon in außerordentlich gutem Geleise war, fand man sehr wenig Schwierigkeiten in Handhabung der Verwaltung. So ging alles ruhig seinen Gang fort, bis die Nachricht von einem Aufruhr den Hof erreichte. Da aber der Rädelsführer sich schon zurückgezogen und, den Zorn der Monarchin fürchtend, sich in unzugänglichen Bergschluchten aufhielt, hätte man den schadlosen Rebellen in Ruhe lassen sollen. Allein die Räthe erklärten daß man während einer Weiberregierung das Emporkommen aller Unzufriedenheit mit starkem Arm vernichten müsse, und durchaus nicht dem Volke die schwache Seite zeigen dürfe. So wurde denn ein großes Heer nach jener entfernten Gegend abgefertigt; allein der Befehlshaber war zu furchtsam und wollte sich durchaus nicht in die Wälder des Alpenlandes wagen. Sein Lieutenant jedoch brannte vor Begierde die Waffen der Chinesen berühmt zu machen; daher passirte er den goldenen Sandfluß (so nennt man hier den Jangtse) und fand sich im Angesicht der Feinde. Diese griff er auch tapfer an und schlug sie mit sehr großem Verlust zurück. Anstatt aber den Sieg zu verfolgen, was die Schwäche seiner Armee unmöglich machte, drang er weiter in unwegsame Gegenden vor, auf die Unterstützung des Befehlshabers rechnend. Dieser aber, von kleinlichem Neide beseelt, versagte ihm die Hülfe, und so wurde der Held mit seiner kleinen Schaar in der Mitte von Bergen vernichtet. Von diesem Vorfall fertigte der General einen ihm äußerst günstigen Bericht ab, worin er alle Schuld auf den unglücklichen Anführer wegen seines Ungehorsams schob, und seine eigene Vorsicht als die höchste Tugend anpries. Der Hof war aber damit nicht zufrieden und machte ihm sehr derbe Vorwürfe. Der Heerführer, darüber sehr

betrübt, nahm Gift und starb augenblicklich. — So wurde dann aus dem Feldzuge nichts, bis der nun sehr mächtige Verschnittene Wangtschin nicht weniger als 150,000 Mann nach jener Provinz abfertigte. Die Befehle, welche der Führer bei dieser Expedition erhalten, waren so bestimmt daß er kämpfen mußte, ob er wollte oder nicht. Er fand die Rebellen hinter Spitzpfählen verschanzt. Er zögerte sie anzugreifen; da sich aber ein Wind erhob, setzte er ihr Lager in Feuer; so verloren sie alle ihre Habseligkeiten und zogen sich mit großer Schnelligkeit in das Gebiet von Birma zurück. Dieser Verlust hatte die Aufrührer so entmuthigt daß sie sich willig der Regierung unterwarfen. Noch aber lebte der Rädelsführer; der Minister zu Peking, der sich einen großen Namen machen wollte, erklärte daß er weder ruhen noch rasten wollte, bis er diesen Verführer ins Verderben gestürzt. Daher drang eine Armee in Birma ein; der König dieses Landes, sich in Gefahr glaubend, verletzte die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft und lieferte den Rebellen seinen Feinden aus. Aber dieser wollte die Schmach nicht überleben, und beging Selbstmord. Man schnitt daher seinen Kopf ab und schickte denselben zur Befriedigung des Verschnittenen nach Peking.

Der arme Kienwen hatte nun etwa vierzig Jaher lang das Land als Bonze durchirrt, und sich in den meisten Tempeln und Wallfahrtsörtern aufgehalten, ohne daß je ein einziger seiner früheren Unterthanen seine Stimme erhoben, um ihn zur Wiedereroberung des Reiches zu ermahnen. Dieß ging nun dem Herzen des Greises sehr nahe; er schrieb während seines Kummers ein rührendes Gedicht, worin er seine Abenteuer in sehr lebhaften Farben schilderte und von seinem Elende pathetisch sprach, während seine Verwandten im Besitze des ihm gehörigen Landes sich befanden. Diese Verse wurd n so vielfach abgeschrieben und gelesen, daß die Obrigkeit endlich sich genöthigt sah den Verfasser gefangen zu nehmen. Da trat aber einer seiner vertrautesten Freunde vor den Gerichtsstuhl; um den vertriebenen Fürsten zu retten, gab er sich für den Dichter und entthronten Kaiser aus. Seine Aussage jedoch stimmte nicht mit der Zeitrechnung überein; daher wurde der rechte Kienwen wieder ergriffen und zu einem Geständniß genöthigt. Die Kaiserin war aber zu klug und menschlich, als daß sie den unglücklichen Prinzen

mit Härte hätte behandeln können. Er wurde daher nach der Hauptstadt gebracht; dort lebte im Palast ein alter Verschnittener, dessen Sorge der Kaiser als Knabe anvertraut war. Allein Alter und Jammer hatten sehr tiefe Furchen auf dem Gesichte des Abenteurers eingegraben, so daß ihn der alte Diener nicht mehr erkannte. Nun würde man ihn wahrscheinlich als einen Betrüger hingerichtet haben, hätte der Eunuche sich nicht eines Males auf seinem Fuße erinnert, das man auch wirklich dort fand. Man bereitete nun in der Stille dem Greise einen angenehmen Platz, wo er sorgenfrei die wenigen Jahre seines wechselnden Lebens zubrachte. Seine Gefährthen wollte man erst hinrichten; man sah jedoch bald die Thorheit einer solchen Grausamkeit ein, und entließ sie alle in der Stille.

Die Verschnittenen hatten jetzt unglücklicherweise wieder im Palast sehr große Macht erhalten. Unter diesen war ein gewisser Wangtschin, ein äußerst liebenswürdiger Mann, welcher alle Menschen und selbst seine Feinde so einzunehmen verstand, daß Niemand, nachdem er einmal sich mit ihm unterhalten, ihm etwas anhaben wollte. Dieser Höfling hielt den kaiserlichen Knaben, welcher ihn ehrte und liebte und selbst ihn Vater nannte, in seiner Gewalt, und nahm so ziemlich alle Geschäfte der Reichsverwaltung auf sich. Die alten Minister waren darüber wohl sehr unzufrieden; doch der schlaue Wangtschin brachte sie zur Einsicht daß sie schon zu alt seyen um sich länger mit Regierungssachen zu befassen; daher erhielten sie ihre ehrenvollen Abschiede. — Die Kaiserin aber konnte den anmaßenden Schranzen nicht leiden, und erklärte ihn in einer öffentlichen Unterredung des Todes würdig. Man konnte ihm jedoch nichts anhaben, und so erhielt er nur noch größere Macht. Endlich starb die Regentin (1443) und Jingtsong fing nun selbst zu regieren an. Wangtschin war jetzt der Inbegriff der ganzen Verwaltung, und zeigte auch durch Geist und Thatkraft daß er ein Land zu regieren sehr wohl verstände. Es war nun eine Regierung der Verschnittenen, und selbst im Feldzuge nach Junnan wurden zwei derselben als Beobachter dem General beigesellt. Damals fand ein fürchterliches Ungewitter statt, und der Blitz schlug im kaiserlichen Palast ein, so daß dieser ganz daniederbrannte. Auch ereigneten sich Erdbeben und andere Unglücksfälle böser Vorbedeutung,

welche die Staatsmänner die Zukunft mit Furcht und Schrecken betrachten ließen.

In der Mongolei hatte der Krieg aufgehört und der alte Chan sank ruhig in das Grab. Sein Sohn Jesien dagegen war ein ehrgeiziger Jüngling, welcher beständig an Tschinggis und Hupilai dachte, und es nie verschmerzen konnte, daß seine Familie den Thron verloren hatte. An Wiedereroberung war jedoch nicht zu denken; daher suchte der Fürst wenigstens eine kaiserliche Prinzessin zu heirathen, um sich wieder mit dem Geblüte von China's Herrschern zu verbrüdern. Diesem Vorschlag gab Wangtschin willig Gehör, sprach aber nichts von dieser Sache mit dem Kaiser, da er ihn jetzt noch sehr ungeneigt zu einer solchen Verbindung glaubte. Kraft des Versprechens des Ministers aber sandte der Tatar ein großes Gefolge mit reichen Geschenken nach Peking, um seine Braut abzuholen. Da schlug ihm Jingtsong, höchst erstaunt über den ganzen Vorgang der Sache, die Heirath ab, und die Mongolen kehrten mit Ingrimm nach ihren Steppen zurück.

Sobald die Boten bei dem Zelte des Jesien angelangt waren, erklärte der Chan die Schmach für unerträglich und ließ sogleich seine ganze rüstige junge Mannschaft aufsitzen. Wangtschin hatte dieß aber vorhergesehen; und so begab er sich schnell, nachdem er Kunde von diesem Zuge erhalten, zu seinem Zögling. Er konnte ihn leicht bereden, daß der Ruhm seines Hauses verlange sich an die Spitze des Heeres zu stellen, um den Feind zu überzeugen, daß der Muth des Hongwu noch nicht erloschen sey. Freilich hatte ein Feldzug für den jungen Monarchen etwas sehr Romantisches; daher freute er sich als General zu handeln, nachdem eine halbe Million seiner Unterthanen sich versammelt, um seinen Winken zu gehorchen. Eine größere Armee hatte die chinesische Regierung sehr selten ins Feld gesandt; daher ließ sie der Verschnittene zur Heerschau vor seinem Gebieter vorbeipassiren, um ihm eine hohe Idee seiner Macht beizubringen. Man drängte sich nun durch die Thore der Mauer, welche China von der Tatarei scheidet und befand sich bald in den Steppen. Unglücklicherweise hatte Wangtschin nicht daran gedacht eine solche Menschenmasse mit Lebensmitteln zu versorgen; daher standen alle bestürzt, als man wahrnahm, daß der Proviant nur noch auf wenige

Tage hinreichen werde. Die armen Soldaten, die sich mit Gras und Kräutern, welche sie auf dem Wege fanden, zufrieden stellen mußten, wurden daher bald siech und erschöpft. Da suchten Astrologen und andere Leute, welche noch einigen Einfluß auf den Günstling besaßen, ihn durch die Ankündigung ungünstiger Zeichen zum Rückzuge zu bewegen; allein vergebens. Noch zog man vorwärts, bis Tausende von Leichen den Marsch des unglücklichen Heeres ankündigten. Nun wurde endlich der Marsch nach der Heimath befohlen; allein noch wollte der Verschnittene der Welt darthun, daß er sich nicht vor dem Feinde, welchen man bisher noch nie gesehen, im geringsten fürchte. Nachdem man in einer elenden Stellung Halt gemacht, langte ein Gesandter des Chan an, welchen dieser abgeschickt hatte um das chinesische Heer auszukundschaften. Er machte daher zum Schein Friedensvorstellungen, und kehrte mit Adlersschnelle zu seinem Herrn zurück um ihn von dem Gesehenen zu benachrichtigen. Nicht einmal einen Tropfen Wasser konnte man in dieser dürren Landstrecke finden; während die ermatteten lechzenden Krieger danach gruben, kamen schon die rüstigen tatarischen Reiter an und warfen das ganze Heer in einem Augenblick über den Haufen. Diese ungeheure Menge ergriff nun die Flucht ohne Plan und Ziel; allein Jingtsoug wollte nicht ihrem Beispiele folgen. Einige Mongolen fanden ihn, das Gesicht gegen Süden gekehrt, unerschrocken unter Gemetzel und Tod — denn man gab keine Gnade — wurden aber, obgleich wilde Barbaren von der Majestät des Fürsten so gerührt, daß sie ihn als einen Gefangenen zu Jesien brachten. Sobald der Chan den Monarchen erkannt, berief er seine Räthe um sogleich die nöthigen Maßregeln wegen Jingtsong zu nehmen. Die älteren Officiere bestanden darauf ihn der Rache des erlittenen Elends der Mongolenfamilie aufzuopfern, während die biedern Häuptlinge anriethen, daß man jetzt eine Gelegenheit gefunden habe die Chinesen durch Großmuth zu besiegen. Das Beste, was man unter solchen Umständen thun könne, wäre, den Gefangenen ohne Lösegeld mit prächtigem Geleite nach China zu bringen. Jesien jedoch hatte einen eigenen Plan ersonnen. Er sandte sogleich nach Peking die Kunde; die Kaiserin und die Damen des Palastes sammelten die kostbarsten und beliebtesten Kleinodien, beluden damit acht Maulthiere und sandten diese

Gaben als Lösegeld dem Chan. Dieser freute sich über den Fang; er ging mit seinem Gefangenen, ohne weitere Rücksicht zu nehmen, vor eine Festung, und befahl ihm sie zur Uebergabe aufzufordern. Der Commandant aber, der das Loos seines Oberherrn erfahren, versicherte ihm von den Wällen, daß er die ihm von jenem anvertraute Stadt auch für ihn bewahren wollte. Vor einer andern Festung gelang der Versuch nicht besser, und so mußte denn der arme Kaiser seinem Ueberwinder nach den Steppen folgen. Dort kam der unbeständige Jesien wieder auf den Gedanken seinen Gefangenen zu ermorden. Allein ein plötzliches Unwetter, und der Tod seines eigenen Pferdes, welches vom Blitz erschlagen wurde, hinderten ihn in der Ausführung des mörderischen Planes.

Auf der Wahlstatt hatte ein erzürnter Officier den Wangtschin gesucht und ihn mit seinem Säbel durchbohrt; sein Anhang hatte ein gleiches Loos. Doch in der Hauptstadt, wo man noch nichts von dem Vorfalle gehört, berietheu sich die Minister über die Strafe, welche der Frevler leiden sollte; man kam darin überein, daß die größten Peinigungen noch zu barmherzig für den Verführer ihres Monarchen wären. Bei der Einziehung seiner Güter fand man goldene Teller und Schüsseln mit Edelgesteinen besetzt, zehn Kisten mit Gold und Silber und 10,000 Pferde im Stalle. Und wozu diese Schätze? Die Räthe selbst fielen über einen seiner Anhänger her, welchen der Prinz Regent zur Besitznahme seines Eigenthums bestimmt hatte, und schlugen ihn im Rathssaale todt; den übrigen Schmarotzern wurde Verderben und Elend. Noch war man nicht von dem Schrecken der Niederlage zurückgekommen, als schon ein zweiter tatarischer Unterhändler, von Jesien abgesandt, vor den Ministern erschien. Gebt meinem Herrn 100 Taels Gold, 200 Taels Silber und 200 Stücke der besten Seide, sprach er, und er wird Jingtsong sogleich die Freiheit wiedergeben. Dieß war ein sehr geringer Preis für den Kaiser China's; daher bezweifelte der Hof die Aufrichtigkeit des Barbaren.

Interregnum.

Kingtai, W. N. Kingti.

(1450 — 1457.)

Der Sohn des Jingtsong war noch zu jung; daher erhob man seinen Bruder Kingtai zum Thron, um während seiner Regierung das Land zu verwalten. Dieser Jüngling schlug das Anerbieten lange ab; da jedoch die Noth des Staates einen kräftigen Fürsten erforderte, willigte er endlich ein. Die erste Probe seiner Macht, als er die Angelegenheiten des Wantgschin anordnen wollte, ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß das Ministerium bereit sey die Oberherrschaft selbst zu übernehmen und ihm nur den Namen zu lassen. Der Vorschlag zur Aushebung einer großen Armee fand aber weit bessern Beifall; denn der unruhige Jesien, nachdem er lange auf das geforderte Lösegeld gewartet, und glaubte, daß der Hof seiner spottete, rückte nun mit einer mächtigen Armee in die Provinz Tschili ein. Es war ihm auch gelungen einige Festungen wegzunehmen und dergestalt sich im Rücken zu sichern. Da stand er nun plötzlich vor den Thoren Pekings, und man sah sich genöthigt zwei Gesandte an ihn abzusenden. Da aber keiner der hohen Mandarine zu einem solchen Unternehmen den Muth hatte, wurden zwei Beamte von geringerem Range an Jesien geschickt. Sie fanden den Kaiser in einem Zelte uud den Chan mit einem Verwandten in voller Rüstung ihm zur Seite. Er schnaubte sie sogleich mit großer Härte an, und verwies dem chinesischen Hofe die Geringachtung, mit der man ihn durch die Absendung von untergeordneten Officieren behandelte. Man hatte daher nichts von seiner Güte zu erwarten, und der ganze Hof war in der äußersten Bestürzung über den Ausgang dieses Feldzuges. Unter den vielen Schwächlingen fand sich jedoch ein Mann, welcher ernst und entschieden das Vaterland vertheidigte. Gleich am Anfange hatte er schon einen Boten nach Liaotong gesandt, um den dortigen Statthalter aufzufordern, mit seinen auserlesensten Truppen zum Entsatze der Residenz zu erscheinen. Diese erschienen endlich, als man noch

mit Verhandlungen über die Bedingungen des Friedens beschäftigt war. Nun kam es zu mehreren Gefechten, in welchen die Mongolen den Kürzern zogen, und endlich genöthigt waren mit Furcht und Schrecken sich nach den Steppen zurückzuziehen. Hier traf der Chan den Kaiser im Zelte, ganz unbesorgt über die vorgefallenen Ereignisse; um ihm eine Probe von Hochachtung, selbst im Unglück, zu geben, ließ er ein Pferd schlachten und vertheilen. Da schmauste nun Jingtsong auf tatarische Art, vergaß aber nicht, eine Dame, die Gemahlin eines Häuptlings, auf seine Seite zu bringen. Unglücklicherweise aber lebte im Lager des Jesien ein Verschnittener, welcher alle Ränke deren er fähig war gebrauchte, um das Verderben seines gefangenen Herrn zu beschleunigen. Der Fürst jedoch entdeckte die Cabalen, und da der Hofschranze dringend verlangte nach der Residenz zurückzukehren, gab ihm der Prinz einen Brief mit, in welchem er den Commandanten einer Festung ersuchte den Verräther in Ketten nach der Hauptstadt zu senden. Der Verschnittene war auf dieses nicht gefaßt. Er ging daher, erfüllt von seiner hohen Bestimmung, nach der angedeuteten Stadt und wurde dort freundlich empfangen; bald darauf aber legte man ihn in Fesseln, und er wurde als ein Staatsverbrecher zu Peking hingerichtet. Jesien war über dieses Verfahren so entrüstet, daß er sogleich den Krieg ankündigte. Da aber beide Parteien erschöpft waren und Niemand Blut vergießen wollte, so schickte man sich gegenseitige Gesandtschaften und ließ es bei Unterhandlungen über die Rückkehr des Jingtsong bewenden.

Kingtai hatte bisher den hohen Rath walten lassen; er glaubte sich aber endlich berechtigt, seine Klagen über die wankende Politik des Ministeriums öffentlich auszusprechen. Dadurch wurden die Staatsmänner äußerst beleidigt; um ihn bitter zu kränken, verordneten sie daß, sobald Jingtsong aus der Tatarei zurückgekehrt sey, er auch wieder nach wie vor regieren solle.

In Folge dieses Ausspruches verfügten sich zwei gewandte Officiere nach dem Lager der Tataren. Dort fanden sie den Kaiser in einem Filzzelte und in so trauriger Lage, daß sie bittere Thränen weinten und in ihrem Vorhaben, ihn aus der Verlegenheit zu retten, noch mehr bestärkt wurden. Der Muth des Gefangenen war auch schon gesunken; vergeblich hatte er gehofft; Verspre-

chungen sowohl als Wünsche blieben alle unerfüllt. Aber Jesien zeigte sich nun viel williger seinen Gefangenen freizulassen, und unterhandelte auf welche Weise er empfangen und abgeholt werden sollte. Darüber waren die Meinungen sehr verschieden. Endlich wurde einer der chinesischen Minister selbst nach der Steppe geschickt, um dieses wichtige Geschäft zu verhandeln. Dieser war ein beredter Mann, sprach ganz nach dem Herzen des Chan — denn er kannte seine Schwachheiten — und bewirkte die augenblickliche Befreiung des Jingtsong. Nachdem man prächtige Gastmahle bei seinem Abschiede angestellt, begleiteten den Kaiser 500 mongolische Reiter bis an die Gränzen, und der Freund des Chan, der ihm immer treu geblieben, nahm rührenden Abschied. Allein beim Eintritt in sein eigenes Land war Jingtsong erstaunt, überall bei den Mandarinen große Lauheit zu verspüren. Obgleich das Volk bei der Ankunft des lange vermißten Monarchen jubelte, war die Regierung äußerst gleichgültig, und handelte als ob der Kaiser noch Tausende von Meilen entfernt wäre. Ehe das Departement die Ceremonien noch festgesetzt hatte wie er empfangen werden sollte, war der Monarch schon an den Thoren der Hauptstadt. Dort verbat er sich alle Ehrenbezeugungen und versicherte dem ganzen Haufen von Hofschranzen, daß er unwürdig sey den durch ihn entehrten Thron wieder zu besteigen. In dieser Demuth beharrte er; und als er seinen Bruder sah und die ersten Augenblicke der Entzückung des Wiedersehens vorbei waren, machte er dieselbe Erklärung. So lebte er nun ruhig und zufrieden in einem abgelegenen Palaste und bekümmerte sich nicht weiter um Staatssachen.

Kingtai war nun ernstlich darauf bedacht seinen Sohn zum Kronprinzen zu erklären; er bedauerte sehr, daß weder der Hof noch das Volk dazu ihre Einstimmung geben wollten. Einige der Großen behandelte der Kaiser mit störrischer Härte, was eine Verbindung zu seiner Entthronung ihrerseits bewirkte. Nachdem sie den Willen der Kaiserin-Mutter zur Wiedereinsetzung des Jingtsong sich verschafft, gingen sie um Mitternacht nach seinem Schlosse und kündigten ihm den Befehl zu seiner Erhebung an. Jingtsong war sehr gerührt, und versicherte, daß er einem solchen Aufrufe folgen müsse. Mit einer Anzahl von Garden eilte man nun nach dem Palaste, wo Kingtai in tiefem Schlafe be-

graben lag, denn er war schon eine geranme Zeit krank gewesen. Da er aber bemerkte, daß die Uebermacht auf der Seite seines Bruders sey, blieb es bei seiner Entschließung, willig abzudanken, und diese Umwälzung wurde ganz ohne Blutvergießen zu Stande gebracht.

Tienschun — die zweite Thronerhebung des Jingtsong.

(1458 — 1465.)

Kingtai, welcher ungeachtet seiner großen Bescheidenheit nach der obersten Gewalt sehr begierig war, war ein Mann von sehr großen Gaben, der aber nie weder Gelegenheit fand noch Lust hatte davon Proben zu geben. Den Thron, welchen er erst mit solchem Widerwillen bestiegen, wollte er durchaus nicht aufgeben; da der Ausspruch seiner Mutter sehr dagegen war, so grämte er sich zu Tode und verließ nie das Bett, auf welches ihn eine geringe Unpäßlichkeit geworfen.

So war denn nun aller Anstoß aus dem Wege geräumt, und das ganze Reich huldigte dem Jingtsong ohne den geringsten Widerspruch. Aber der schwer geprüfte Kaiser war ein sehr schwacher Monarch, welcher sich ohne genaue Prüfung ganz den Cabalen hingab. Noch an demselben Tage wo er wieder frei athmete, und die Mandarinen in ehrfurchtsvoller Stellung um sich her stehen sah, ließ er sich verleiten den verdienstvollsten Mann, General Jukien, welcher eigenhändig das Reich während der trübsten und unglücklichsten Zeit vertheidigte, zum Tode zu verurtheilen. Als seine Mutter dieß erfuhr, machte sie dem Sohne die bittersten Vorwürfe; allein das Urtheil war schon in Ausführung gebracht, die Güter eingezogen und das Haupt des Unschuldigen und Verdienstvollen durch das Beil des Henkers gefallen. Zu spät bereute der Monarch seinen Freunden Gehör gegeben zu haben. Mit diesem Manne wurden auch einige Verschnittene hingerichtet, welche die Partei für die Ernennung eines Sohnes des Kingtai als Thronerben ergriffen.

Während der achtjährigen Regierung des Jingtsong fiel wenig Bedeutendes vor. Er selbst liebte Stille und Eingezogenheit und konnte nie vergessen, daß er einmal ein Gefangener gewesen sey. Die Minister regierten, und der Kaiser hatte

die Ehre, sich alle vortrefflichen Verfügungen als seine eigenen zu=
zueignen.

Seine Freunde, welche ihm zum Thron verholfen, waren sehr ernstlich bedacht sich höhere Würden anzumaßen; ein General ging selbst so weit, sich durch einen Wahrsager bereden zu lassen, daß er zum Kaiser bestimmt sey. In Verbindung mit seinem Sohn und einigen Creaturen suchte er nun sich einen Anhang zu verschaffen. Diese Verschwörung wurde jedoch bei Zeiten entdeckt, und der Günstling hatte sein Verbrechen schwer zu büßen. Dieß schreckte jedoch durchaus nicht einen Verschnittenen ab, dieselben ehrgeizigen Absichten zu hegen. Auch ihm hatte ein Wahrsager vorhergesagt, daß seine Familie einst den Thron besteigen werde; da man ihm selbst weis machte, daß früher das Haus eines Eunuchen das Scepter geführt, wurde er noch mehr in seinem Vorhaben gestärkt. Um allem das Ansehen der Gesetzlichkeit zu geben, waren diese Hofschranzen übereingekommen, daß man Jingtsong wegen seiner Unfähigkeit wieder absetzen und seinen unmündigen Sohn zum Nachfolger erklären sollte. Während der Regentschaft glaubten sie dann Gelegenheit zu haben sich alles Ansehen zu verschaffen. Der Plan war gut, allein die Ausführung mißglückte. Ein alter General, welcher im Palast commandirte, witterte ein großes Uebel und hatte daher die Wachen verdoppelt. Als nun die Rädelsführer mit ihrem Anhange den Thoren nahten, wurden sie tapfer empfangen, und selbst als sie diese in Brand steckten, konnte noch nichts gegen die Person des Kaisers unternommen werden. Sie wurden bald sehr eingeengt und sanken endlich unter der sie angreifenden Macht. Dadurch verlor sich die Begierde, sich des Thrones zu bemächtigen.

Jingtsong war sehr wenig durch diese Unfälle gerührt. Er ging seinen gewöhnlichen Weg, ohne je das Spiel der Leidenschaften zu seyn. Dieselbe Unerschrockenheit oder lieber Gleichgültigkeit, welche ihm früher die Bewunderung der Mongolen auf dem Schlachtfelde zugezogen, nahm man auch nun in seinem ganzen Betragen wahr. Nur in der Todesstunde zeigte er Rührung, Muth und Besonnenheit. Er machte alle Anordnungen zur Wegräumung des Erbfolge=Streites mit ziemlicher Weisheit, bestimmte selbst die Zeit der Heirath des Kronprinzen, that sei=

nen Willen in Betreff der Königin und der übrigen Prinzessinnen kund, und nachdem er den Wunsch ausgedrückt, daß Niemand seinethalben nach seinem Tode auf seinem Grabe hingerichtet werden sollte, verließ sein Geist ruhig diese Welt (1465). — In ihm erblickte man deutlich die Erschlaffung des Geistes des Hongwu und die Ausartung des Ming-Geschlechtes. Gewöhnlich betrachtete man ihn als einen sehr gutherzigen Menschen, und sein Betragen gegen den einzigen noch lebenden Sohn des Kienwen war gewiß sehr edel. Die Verfassung des Landes war während seiner Regierung in so guten Gang gebracht worden, daß man maschinenmäßig fortgehen konnte, ohne die geringste Schwierigkeit zu finden.

Tschinghoa, W. N. Hientsong.

(1466 — 1488.)

Sobald Jingtsong die Augen zugedrückt, ließ es sich Tschinghoa angelegen seyn seine Befehle zu erfüllen. Man hatte anfangs erwartet, daß die Trauer des den Vater herzlich ehrenden Sohnes von längerer Dauer seyn werde; allein dieser ließ sich während dieser Zeit in eine Liebschaft ein, und kaum war die Zeit, welche der Kaiser für seine Heirath bestimmt, verflossen, als er auch schon das theure Mädchen als seine Gattin zur Kaiserin erklärte. Gegen diese Maßregel erhoben sich die vorzüglichsten Großen, und so wurde der Fürst genöthigt die vom Vater bestimmte Dame zur Herrscherin auszurufen. Damit man ihn aber nicht des Ungehorsams zeihe, und um seine Neigung für die selbst erwählte Gattin zu beschönigen, wälzte er die Schuld auf einen Eunuchen, der sein Gehülfe bei diesem Umgange gewesen war, und behielt das treue Weib im Palast.

Nachdem der Parteihaß gegen den verdienstvollen General Jukien nun schon längst verschwunden, betrachtete es Tschinghoa als eine heilige Pflicht ihm wieder zu allen Ehrenstellen zu verhelfen; der Todte wurde nun im Hades nach dem ausdrücklichen Befehl des Monarchen canonisirt und bleibend zum General ernannt, während seine noch lebende Familie sehr große Beweise der Huld des Tschinghoa erhielt.

Kongfutse wurde endlich zum Kaiser gemacht, und man befahl, daß seinem Bilde dieselbe Ehre bewiesen werden sollte,

als ob der Monarch selbst zugegen wäre. Wenn ein Officier vor der Halle des Weisen entweder im Tragstuhle oder zu Pferde vorüberkam, mußte er absteigen und zu Fuße gehen. Dieß zeigte die große Achtung, die man gegen den Philosophen der Vorzeit hegte; aber dennoch machten die Censoren dem Kaiser den Vorwurf, daß er den Ketzereien und Ketzern zu große Vorrechte erlaubte, und dadurch ein Erdbeben, welches großen Schaden that, herbeigeführt habe. Der junge Prinz war über diesen Tadel tief betroffen; er gebot daher den Richtern den Censor zu verurtheilen. Diese Behörde aber erkannte ihn als unschuldig, und so sollte ihn ein Verschnittener zum Tode verdammen. Allein der Höfling war zu ehrlich um eine solche ungerechte Sache zu unternehmen, und erklärte seinem Gönner, daß er unter keinen Umständen je eine so ungerechte That verrichten werde. Nie hatte der Kaiser geglaubt, daß ein Verschnittener, mit dem er überdieß in vertrautem Umgange lebte, eine solche Dreistigkeit zeigen werde. Er wollte ihn daher mit Drohungen zu diesem Schritt bewegen, fand aber nichts als hartnäckigen Widerstand, und mußte ihn endlich mit dem Tadler, dessen Sache er verfochten, frei setzen.

Obgleich die Regierung des Landes in dem alten Geleise fortgeführt wurde, konnte Tschinghoa dennoch nicht umhin zu bemerken, daß sehr viele Große ihm abgeneigt seyen und ihr Mögliches thaten, um ihm heimlich Schaden zuzufügen. Da fiel er auf denselben Gedanken, den sein Vorfahre Jonglo schon in Ausführung gebracht, und ließ eine Inquisition errichten. Damit es nicht an Ränken und Chicanen fehlte, wurde ein Verschnittener zum Präsidenten dieses Gerichts gemacht; dieser, um sicher zu gehen, zog verschiedene Priester, welche die Zauberei verstanden, an sich, um durch ihre Künste ihm die Schuldigen bekannt zu machen. Diese Behörden hatten die unumschränkteste Gewalt; sie konnten alle Provinzen durchziehen, und ohne weitere Umstände Personen, welche sie im Verdacht hielten, zum Tode verurtheilen. Ihren geheimen Nachspürungen durfte Niemand entgegenstreben, und wehe dem Staatsdiener, welcher sich die Mitglieder zu Feinden machte. Unschuld half natürlich nichts; aber Geld vermochte sehr viel, so daß Reichthum den höchsten Werth hatte; allein der Besitzer war immer in Gefahr, jeden Augenblick

als Verräther ins Gefängniß geworfen zu werden. Man zitterte daher im ganzen Reiche — und in der That war dieß ein Schreckensregiment, so daß sich Niemand mehr sicher glaubte. Das Elend wurde endlich so groß, daß ein Censor, nach vielen vergeblichen Versuchen seiner Genossen, es endlich wagte eine treue Darstellung aller der gräßlichen Schandthaten zu liefern, welche der Verschnittene im Namen des Kaisers begangen. Sehr ungern gab Tschinghoa dieser Anklage Gehör; allein das Land war schon voll des Geschreies, und der Hof verabscheute den arglistigen Bösewicht. So wurde dieser ganze geheime Rath dem Urtheil des Gerichts übergeben, und Niemand entkam der reichlich verdienten Todesstrafe.

Während dieser Regierung entspann sich ein Krieg mit einem Stamme, welcher an den Quellen des gelben Flusses in Tsinghai lebte. Der Kaiser wollte dem Ungehorsam des Völkchens durch einen verheerenden Krieg wehren, und ließ daher eine ziemliche Macht ins Land rücken. Diese Truppen wurden aber in den engen Thälern dieses Alpenlandes eingeengt und mehreremal aufs Haupt geschlagen. Große Verstärkungen waren daher nöthig, um den Feldzug rühmlich zu beendigen; das chinesische Heer, des Kampfes müde, bestach die Soldaten des Rebellen, so daß sie in großen Haufen herüberkamen und die geheimen Bewegungen ihres Herrn dem Feinde verriethen. Der Fürst sah sich daher genöthigt sich in seine Residenz, eine Bergveste, zurückzuziehen, und dort ruhig den Feind in einer unzugänglichen Stellung zu erwarten. Da er sehr bedeutende Vorräthe hatte, und überdieß eine wackere Garnison ihm zur Seite stand, hoffte er sich Jahre lang zu halten, und endlich den Feind zu ermüden. Allein Verrätherei hatte auch diese Stadt erreicht; die Soldaten liefen in Haufen weg, und die Festung wurde bald den Chinesen in die Hände gespielt. Der Held flüchtete sich nun in eine Höhle, vor welcher man ein großes Feuer anzündete und so den Flüchtling nöthigte sich auf Gnade und Ungnade dem Feinde zu ergeben. Er wurde sogleich im Triumph nach Peking gesandt, wo er sehr wahrscheinlich den Lohn seiner Abtrünnigkeit empfing.

Im jetzigen Hamil oder Hami, welches ein Lehen der Ming war, fanden auch sehr viele Streitigkeiten statt, und hätte Tschinghoa einen kriegerischen Geist gehabt, so würde er tief in die

Steppe gezogen seyn, um die Herrschaft der Chinesen noch vollkommener zu begründen; glücklicherweise aber wollte der Monarch lieber im Palaste schwelgen, als sich den großen Gefahren und der rauhen Witterung jener Gegenden aussetzen. Die Tataren konnten daher mit einander Streit führen soviel sie wollten, und nachher sich ruhig verhalten, sobald sie des Zankens müde waren.

Der erschlaffte Geist des Volkes ließ diese Regierung ohne große Begebenheiten dahin schleichen. Der Prinz selbst liebte Ruhe und Vergnügen. Um die Gelehrten zu beschäftigen und sie von Staatssachen abzuziehen, ließ er sie viele Bücher zusammentragen, und aus allen den alten Schriften der Vorzeit sehr zahlreiche Sammlungen machen, welche man bis zu diesem Augenblick aufbewahrt hat. Tschinghoa erreichte kein hohes Alter; er starb nach einer 22jährigen Regierung, aus Gram über den Verlust seiner Gattin, welche er durchaus nicht überleben wollte.

Die Gestaltung der Dinge in Europa während dieser Zeit war außerordentlicher Art. Es schien, als ob der ganze Westen in Geburtsschmerzen sey, so daß die stattfindenden Vorbereitungen auf einen hohen Ausgang deuteten; der so lange gefesselte Geist schien endlich die Ketten der Finsterniß zersprengen zu wollen. Der Herr der Welt gab hiezu auch die Mittel an die Hand, unter welchen die Erfindung der Buchdruckerkunst den Vorrang erhält. Wie man so lange eine solche Hülfe zur Veredlung des menschlichen Geistes unbeachtet habe lassen können, ist ganz unerklärlich. Gebrauchten die ältesten Völker doch Siegel und fielen dennoch nie auf den Gedanken, daß man statt eines einzigen Buchstabens wohl auch zehn oder mehr auf dieselbe Weise abdrucken könne. Selbst die schlauen Griechen konnten einen so einfachen Proceß nicht zur Vervielfältigung ihrer Schriften anwenden. Sobald es aber dem allweisen Gott gefiel, siehe! da wurde die Welt durch solch einfaches Verfahren für immer von dem eindrigenden Barbarismus gerettet.

Aber es schien, als ob der Osten von der Macht der Barbaren zertreten werden, und das Licht nach dem fernen Westen vordringen sollte. Die mohammedanische Macht, die das byzantinische Reich sich unterwarf, und den letzten Zufluchtsort der Christenheit, Konstantinopel, einnahm, wurde auf der spanischen

Halbinsel immer mehr und mehr beengt, und endlich auch aus Granada vertrieben. So wunderbar ist die Hand des waltenden Gottes. Hätte Menschenweisheit es geboten, so würde die Rettung des tief gesunkenen menschlichen Geistes von Italien hergekommen seyn, denn dort blühten Künste und Wissenschaften; allein der Herrscher des Weltalls gebot, daß im rauhen Deutschland jene Wohlthat des menschlichen Geschlechts hervorsprießen sollte. China blieb nach wie vor unberührt, erstarrt in alten Formen und Gewohnheiten, ohne das geringste Zeichen der regen Kraft des geistigen Lebens.

Hongtschi, W. N. Hiaotsong.

(1488 — 1506.)

Dieser neue Monarch glaubte seiner Regierung einen großen Namen zu machen, und verurtheilte daher die von dem Censor angeklagten Priester, welchen er die Schuld des Erdbebens aufgebürdet. Dessenungeachtet war der Jüngling dem Aberglauben der Bonzen ergeben, so daß ihm die Räthe oft sehr derbe Vorstellungen zu machen hatten, damit er den Himmel ehren und den Götzen nicht so große Ehre beweisen möge. Hongtschi jedoch kehrte sich sehr wenig daran; denn die Lehren des Kongfutse gaben dem unsterblichen Geist durchaus keine Befriedigung, und daher mußte er sich mit Narren beschäftigen, die wenigstens ein Jenseits anerkannten. Der Kaiser, anstatt sich um Staatsgeschäfte zu bekümmern, hatte mit den Priestern lange Unterredungen, die ihm sehr viel von Unsterblichkeit und Ewigkeit vorschwatzten, jedoch sich selbst nicht am Leben behalten konnten. Die Anhänger des Kongfutse kamen dann mit herben Verweisen dazwischen und verleiteten dem Kaiser den Genuß. Allein er war einmal von schwärmerischer Gesinnung und kümmerte sich daher wenig um die Gegenvorstellungen, wenn er nur seinem Hange nachgehen konnte. Als aber zwei große Sternschnuppen in der Nachbarschaft der Hauptstadt niederfielen, gerieth der ganze Hof in Entsetzen; da konnte der Kaiser doch nicht umhin öffentlich die Frage vorzulegen, was an seinem Betragen Anstößliches sey um ein solches Vorzeichen nöthig zu machen. Da erschien eine sehr scharf tadelnde Vorstellung, welche das Unglück des Landes in den Ministern suchte. Während nämlich die verdienst-

vollsten Männer entweder in sehr geringem Stande lebten, oder gar keine Aemter bekleideten, waren die Günstlinge ohne Verstand und Willenskraft am Ruder. Hongtschi las dieß Papier, hielt es für sehr gut, und machte einige Veränderungen in der Verwaltung, um das Volk durch seine Aufrichtigkeit zu befriedigen.

Ein Denkmal seines Aberglaubens wurde vor den Thoren der Hauptstadt errichtet. Man hatte ihn nämlich zu überführen gesucht daß ein hohes Alter nur durch den Bau einer Pagode versichert werden könnte; daher baute er einen Thurm dieser Art zur großen Freude der Bonzen. Aber da wurden die Censoren aufs äußerste empört, und nun schonten sie nicht länger ihren Herrn. Einer derselben bemerkte daß ein Gebäude der Art nie etwas zur Verlängerung unserer Tage beitragen könne, daß aber das Geld, welches der Kaiser darauf verwendete, den armen Einwohnern abgepreßt werden müßte, und daher sehr großen Schaden verursache, ja selbst den Armen durch Vergrößerung ihrer Noth das Leben raube. Allein Hongtschi ließ sich durchaus nicht irre machen und zeigte dieselbe Anhänglichkeit an den buddhistischen Wahn, als er vorher gethan. Sein Gemüth war mit Ideen von Seelenwanderung angefüllt, und er sah nichts Erfreuliches in diesem Leben, es sey denn daß es sich auf eine glänzende Ewigkeit stützte.

Träumend flossen die Jahre hin; um Regierungsgeschäfte kümmerte sich dieser Monarch sehr wenig; die Verwaltung war überdieß in einem so guten Zustande, daß sie wenig seiner Sorgfalt bedurfte. — Der Streit mit Hamil wurde nun sehr ernster Art; die chinesischen Soldaten erschienen endlich als Schiedsrichter, ohne jedoch die Schwierigkeiten zu beseitigen. Hongtschi war rücksichtlich der Entscheidung dieser Sache gleichgültig; er zeigte übrigens auch außerdem daß er alle Einmischung in fremde Angelegenheiten verabscheue.

Es ergab sich bei einer Zählung des Volkes daß man 14,280,000 Hufen Landes bearbeite, auf welchen 53 Millionen Menschen lebten, und die Einnahme der Regierung sich auf 266,900,000 Scheffel Reis belief — ein sehr bedeutendes Einkommen für den Staat.

Hongtschi starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er ernstlich die Minister ermahnt, seinem 15jährigen Sohn bei der

Thronbesteigung mit Rath und That an die Hand zu gehen, wozu sich alle sogleich verstanden. Als Mensch und Regent war er einer jener gleichgültigen Personen, die weder große Thaten verrichten, noch von Leidenschaften verführt sich leicht hintergehen lassen, oder ungezügelt dem Trieb der wüsten Neigungen folgen.

Tschingta, W. N. Wutsong.

(1506 — 1521.)

Die Schwachheit asiatischer und vorzüglich muhammedanischer Höfe zeigt sich nie stärker, als in der Bestellung von Verschnittenen. Wie niedrig muß das moralische Gefühl der Weiber seyn, wenn ihre Wollust zu stark ist, um sich durch ihr eigenes Geschlecht in Banden halten zu lassen, oder wenn alles weibliche Ehrgefühl so weit erloschen ist daß keine Aufseherin unter den Frauen selbst gefunden werden könnte. Allein der Umstand selbst, welcher eine immerwährende Wache nöthig macht, spricht sehr gegen das feinere Gefühl der Damen im Palast. Allein daß Männer müssen entnervt werden, um beständig im Harem auf das Betragen der Gemahlinnen des Fürsten Acht zu geben, gibt ein elendes Bild von dem Zustande der Gesellschaft, und wie groß auch ein Volk anders seyn möge, der Beweis seiner Barbarei wird dadurch deutlich an den Tag gelegt. Wenn aber diese Verschnittenen zu Erziehern der Prinzen gemacht werden, mit ihnen den vertrautesten Umgang pflegen, oder selbst zu Ehrenposten erhoben werden, und durch den beständigen Umgang mit hohen Personen im Stande sind, was ihnen gefällt ihren Ohren einzuraunen, dann geht die ganze Verwaltung ihrem Verderben entgegen.

Der Knabe Tschingta war kaum auf den Thron gekommen, als er sich der Gefährten seiner Jugend erinnerte, und es unmöglich fand ohne sie zu leben, oder etwas zu unternehmen, welches nicht ihre völlige Beistimmung hätte. Es waren acht Verschnittene, die sich als geheimen Rath ihm empfohlen. Sie hatten sich fest verbunden, den Geist des jungen Monarchen so abzustumpfen daß ihnen als seinen Stellvertretern die ganze Obermacht anvertraut werde. In diesem gottlosen Begehren waren sie auch glücklich, so daß der arme Kaiser nun ganz ihre Puppe war. Der Jüngling war von der Weisheit seiner Leiter so eingenommen daß er an sich selbst verzagte und einen unter der

Zahl der Verschnittenen mit den höchsten Würden bekleidete. Dieser Hofschranze ist unter dem Namen Liéukin in der chinesischen Geschichte verwünscht.

Während Tschingta sich recht glücklich im Kreise seiner Schmeichler fühlte, erschien plötzlich ein Komet am Himmel. Bald nachher schlug das Ungewitter im innersten Palast ein. Solche Ereignisse erregten das Gemüth des Monarchen aufs äußerste; er berief daher den Rath der Alten, um sich über die Ursache dieser Unglücksfälle zu erkundigen. Diese Staatsdiener ließen natürlich sein einseitiges Betragen und die große Liebe für die Eunuchen als Grund der himmlischen Strafen gelten und füllten die kaiserliche Brust mit Furcht und Entsetzen. Kaum hatte aber Liéukin von dem derben Verweis gehört, welchen sein Zögling erhalten, als er plötzlich auf Mittel dachte die freimüthigen Tadler zu verderben. Nicht allein sie, sondern ihr ganzer Anhang, mit Einschluß einiger Prinzen des Geblütes sollten als warnendes Beispiel fallen. An der Spitze des Blutgerichtes stand Liéukin; es erforderte sehr wenig Anstrengung die betreffenden Personen verschiedener Verbrechen zu überführen. Sie wurden alle ihrer Aemter entsetzt, und waren sehr froh daß sie ihr Leben davon trugen. Da der Anschlag einmal geglückt war, so fanden die Hofschranzen bald wieder neue Gelegenheit die Absetzungen zu vermehren und selbst einige Mandarine ins Gefängniß zu werfen. So wurde nun großer Schrecken durchs Land erregt, und Jedermann bewies diesen mächtigen Großen die höchste Ehrerbietung; nur die Doctoren der Akademie wollten ihre Kniee vor Liéukin nicht beugen, eine Ehre, die sie nur ihrem Oberherrn und seinen Kindern bewiesen. Um jedoch die Stolzen zu demüthigen, versetzte der schlaue Liéukin diese gelehrten Herren in andere Stellen, welche sie verpflichteten ihn in dieser Stellung täglich anzureden. Unter den Verdächtigen war auch ein ehrenfester Staatsdiener, welcher schon lange im Gefängniß saß, und sehr fürchtete daß er nicht mit dem Leben davon kommen werde. Er hatte ja den Kaiser ersucht, die verwegenen Verderber aus seiner Nähe zu entfernen, und daher den Liéukin mit unverlöschlichem Haß erfüllt. Als der Redliche nun trostlos in seinem Kerker saß, besuchte ihn ein talentvoller Freund, welcher ihre gegenseitige Unterredung sogleich poetisch beschrieb und das Gedicht dem

mächtigen Verschnittenen überreichte. Liéukin las es, er selbst hatte Geschmack und wollte für einen Freund der Musen gelten. Bei der Durchlesung verschwanden nun die Runzeln von seiner Stirn; er erkundigte sich näher nach dem Gefangenen, erbat sich die Freundschaft des Dichters und setzte seinen Genossen frei, unter der Bedingung daß beide sich mit seinem Anhange verbinden sollten. Aber härter erging es den übrigen, die keinen solchen Fürbitter hatten; sie wurden alle verurtheilt, und, als letzte Instanz knieeten 300 derselben vor dem Palaste mit einer Bittschrift nieder. Ein solch kühnes Unternehmen könnte leicht das Auge des jungen Prinzen auf sich gezogen haben; daher war Liéukin ganz entrüstet, und wollte nicht länger solch unruhige Geister leiden. Er schloß sie daher ein und ließ sie beinahe Hungers sterben.

Leute solcher Art konnten nicht lange friedlich zusammenleben, und die Eunuchen zerfielen sehr schnell untereinander. Einer derselben sollte vom Hofe entfernt werden; denn Liéukin fürchtete seine gefährlichen Pläne. Da er dieß aber auf einem rechtlichen Wege nicht bewirken konnte, erlangte er seinen Zweck durch Ränke. — Der zu vertreibende Höfling aber wollte sich dieß nicht gefallen lassen, daher ergriff er den Liéukin im Zorn und würde ihn wahrscheinlich erdrosselt haben, hätten die Beistehenden den Wüthenden nicht schnell entfernt. Der Kaiser gab sich nun sehr viel Mühe, um beide wieder mit einander zu versöhnen; da mußten sie in seiner Gegenwart zusammen essen, und sich die Hand ewiger Bruderschaft reichen. Der beleidigte Diener vergaß aber die Schmach nie, und arbeitete nun mit ganzer Kraft an dem Untergang seines Genossen.

Um sich sehr verdienstlich zu machen, hatte Liéukin Astrologen und Wahrsager nach der Hauptstadt berufen, die ihm die Zukunft schnell und richtig auslegen sollten. Seine Nachforschungen beschränkten sich vorzüglich auf seine Neffen, denn er hoffte noch einst einen derselben auf dem Thron zu sehen. Die Gaukler, welche dieses schon erriethen, gaben ihm daher die dunkle Hoffnung daß solches Loos durch die Sterne angedeutet sey, und erhielten für diesen Dienst eine Stelle beim astronomischen Tribunal. Die schlechte Regierung der Günstlinge hatte bedeutende Unruhen im Lande zur Folge, und der Feind des Liéukin, den er vorher vom

Hofe entfernen wollte, wurde mit dem Auftrage nach der Provinz gesandt, sich dort nach der Ursache der Empörung zu erkundigen. Hier sammelte er daher eine große Menge von Anklagen, und nachdem er Beweise von der Abgefeimtheit des Liéukin erhalten, eilte er nach der Residenz zurück. Es war aber schon Nacht, als er den Palast erreichte, wo der schwache Kaiser zu seinem Empfang schon am Thore wartete. Niemand war zugegen; während einer Unterredung von drei Stunden schwärzte er den Charakter des Liéukin dergestalt an daß er fest glaubte, der Günstling würde am nächsten Morgen gestürzt werden. Darin aber täuschte er sich; denn sich wegwendend, verbot ihm der Monarch etwas zum Nachtheil seines Lieblings zu sprechen. Darauf kehrte sich der Verschnittene wehmüthig zum Kaiser und rief mit weinender Stimme aus: ich sehe Ew. Majestät zum letztenmale; denn jener ist ein Verräther, welcher nach der Krone strebt. Dieß Wort drang dem Jüngling tief in die Seele; schnell ersuchte er den Liéukin zu ihm zukommen, und verstärkte, ungeachtet der äußersten Verehrung, seine Wache. Am folgenden Morgen ließ er sein Schloß durchsuchen. Dort aber fand man eine ziemliche Anzahl von Waffen, und die ungeheure, unglaubliche Summe von 250 Millionen Unzen Silber, 240,000 Stück Geldes und andere Kleinodien von hohem Werth. — Eine solche Beute, die wir indeß von dem Geschichtschreiber sehr vergrößert glauben, hatte dieser Mann während einer so kurzen Verwaltung gemacht. Er wurde nun sehr bald vor seine Richter gebracht, spottete aber ihrer als seiner eigenen Creaturen, die ihn, ihren Herrn und Gönner, wohl nicht des Hochverraths überzeugen könnten. Da fing selbst der Kaiser zu fürchten an, und man glaubte daß seine treu ergebenen Trabanten ihn vielleicht noch aus dem Gefängniß befreien würden. — Der Befehl zu seiner Enthauptung wurde daher augenblicklich ausgefertigt, ehe das Gerücht seiner Verhaftung noch allgemein bekannt geworden war.

Die Verwaltung der Verschnittenen ist immer gehässig; daher entstanden sehr bald Empörungen in verschiedenen Theilen des Reiches, welche dem Throne sehr gefährlich wurden. In den Ebenen der Provinz Tschili, wo der Kaiser seinen Hof hielt, war der Pöbel von der Schwäche der Regierung durch wiederholte Aufstände so überzeugt daß sich zahlreiche Rotten stattliche

Pferde verschafften, und mit diesen das Land als Ritter der guten Sache, zur Vertreibung der Verschnittenen, durchzogen. Oeffneten die Städte ihnen die Thore, so kamen die Bürger mit einer Geldbuße davon; denjenigen Mandarinen, welche sich ihrem Trosse beigesellten, wurde das Leben geschenkt. Zeigten die Einwohner und Obrigkeiten aber den geringsten Widerstand, so verfuhr man auf die scheußlichste Weise, mordete, raubte und brannte nach Herzenslust, die fruchtbarsten Gegenden in Einöden verwandelnd. Daher ging Schrecken und Bestürzung vor der Heeresmacht dieser Wüthriche her; der Kaiser selbst fand sich in seinem Palaste nicht länger sicher. Da wurde denn endlich eine Armee zusammengerafft, und ein stolzer General lieferte dem Rädelsführer eine Schlacht. Die Kaiserlichen wurden in diesem Treffen gänzlich geschlagen; denn der übermüthige, den Feind verachtende Feldherr hatte keine angemessenen Maßregeln genommen. Um die Hauptstadt aus den Händen der verwegenen Räuber zu retten, war man genöthigt eine Armee von Liaotong herbeizurufen. Die Truppen dieser Gegend sind immer für die tapfersten von ganz China gehalten worden. Da aber die Landstreicher für ihr Bestehen fochten, waren die Schlachten sehr blutig, bis sie endlich aus allen ihren Wohnsitzen vertrieben, von Provinz zu Provinz herumirrend, sich der Boote auf dem Jangtse bemächtigten und Seeräuber wurden. Hier thaten sie dem Handel sehr großen Schaden, und in sehr kurzer Zeit sah man den prächtigen Strom, welcher immer von Fahrzeugen wimmelt, ganz verlassen von Schiffen und Junken; Mangel und Elend nöthigten endlich die Freibeuter sich an einem Ort zur Berathschlagung über ihre künftigen Unternehmungen zu versammeln. Da entstand an der Mündung des großen Flusses wo sie zusammengekommen waren, ein fürchterlicher Sturm, der die meisten nöthigte ans Land zu gehen. Dort wurden sie von den Soldaten, die ihrer am Ufer warteten, erschlagen, während der größte Theil ihrer Flotte, entweder von Stürmen ins große Meer getrieben, unterging, oder auf den Sandbänken scheiterte. Dieß war das Ende dieser ausgebreiteten Räuberbande, welche so viele Jahre lang die Geißel der Provinzen gewesen.

Ein Prinz des Geblüts, der ein Ländchen in Schensi hatte, wurde durch einen Gelehrten aufgefordert, den Umtrieben der

Verschnittenen zu steuern, und sich durch seine Vaterlandsliebe einen bleibenden Namen zu erwerben. Durch die Beispiele der Alten dazu aufgefordert, warb der Fürst eine Menge Streiter, mit welchen er in kurzer Zeit sehr große Landstrecken seiner Botmäßigkeit unterwarf. Er erschien als Befreier des Vaterlandes von einem sehr drückenden und schändlichen Joch, und wurde daher von vielen Behörden aufs freundlichste empfangen. Als der Kaiser von den Fortschritten seines Verwandten hörte, erbleichte er und gab schon alles für verloren. Verschiedene Regimenter, welche man gegen den Empörer geschickt, waren schon zu ihm übergegangen; aber noch bestand ein kleines Heer unter einem General, welcher schon früh die Aufforderung von dem Fürsten erhalten sich unter seine Fahnen zu stellen. Er näherte sich daher dem Rebellen; der Fürst, welcher glaubte daß der Heerführer gekommen um ihm zu huldigen, konnte nicht die Zeit einer persönlichen Unterredung ruhig in seinem Lager abwarten, sondern bestieg sein Roß, und begab sich mit einen sehr kleinen Gefolge zu jenem Feldherrn. Dieser empfing den Gebieter mit der größten Ehrerbietung, gab aber zugleich Befehl ihn zu umringen; so fiel er mit seinen Getreuen, tapfer für sein Leben fechtend. Nur eine sehr geringe Anzahl der Empörer wurde gefangen genommen, um zu Peking, im Angesichte des Hofes, geviertheilt zu werden.

In Ssetschuen warfen sich drei Häupter zugleich auf, um das Land, wie sie vorgaben, von den Verschnittenen zu reinigen. Der Kampf mit ihren Schaaren war äußerst blutig, und die Rebellen behaupteten sich troß der Uebermacht. Selbst als schon einmal die Kaiserlichen eine Schlacht gewonnen und das Weib des Rädelsführers gefangen genommen, ermannte sich dieser wieder, fiel wie ein Tiger über die Feinde her, und ruhte nicht eher bis er den Nachtrab zerstreut und seine geliebte Gattin ihren Händen entrissen hatte. Nachdem der Staat sich jedoch erholt, und eine stärkere Armee in diese Provinz gesandt werden konnte, ging ein sehr entschlossener General dorthin, um den Frieden wieder herzustellen. Anstatt aber sich mit den Rebellen herumzuschlagen, bestach er die Häupter, welche ihren Anführer in seine Hände lieferten; in weniger als einem Monat huldigte das ganze Land dem chinesischen Kaiser.

Die Streitigkeiten mit Hamil dauerten während dieser Regierung fort, und die Chinesen konnten nicht umhin sich darein zu mischen. Dieß war Ursache zu großen Ausgaben und schmerzlichen Erniederungen.

Allein viel wichtiger war die Unzufriedenheit eines der kaiserlichen Verwandten, welcher mit ziemlicher Macht bekleidet einen großen Anhang in Kiangsi hatte. Dort lebte er wie ein unabhängiger Herzog und kümmerte sich sehr wenig um kaiserliches Ansehen. Als diese Nachricht dem Monarchen hinterbracht wurde, beschloß er hinterlistig zu Werke zu gehen, um den Fürsten dergestalt in seine Gewalt zu bekommen. Er gebot daher den hohen Behörden jener Provinz ihm an seinem Geburtstage Glück zu wünschen, und nachdem die ganze Schaar im Palaste versammelt wäre, ihn sogleich gefangen zu nehmen. Der Abgeordnete, welcher mit der Ausführung des Befehls beauftragt war, veranstaltete deßhalb eine prächtige Versammlung; allein der Fürst ahnte Verrath, und besetzte daher das Gebäude mit seinen Trabanten. — Nun schritt der Gouverneur, welcher nichts Arges vermuthete, stolz einher, um dem Fürsten Glück zu wünschen. Dieser, ohne seine Worte anzuhören, fragte ihn, ob er seinem Anhang kraft eines Befehls der Kaiserin-Mutter folgen und den Monarchen entthronen wolle. Der Statthalter bestürzt über eine solche Aufforderung, drückte seinen Wunsch aus dieses Edict zu sehen. Diese Bitte wurde ihm nicht gewährt; da sagte er, da es nicht am Himmel zwei Sonnen gibt, kann ich nicht zweien Herren dienen. Seinem Entschlusse stimmten alle die Uebrigen bei; der Richter tadelte den anmaßenden Fürsten, in Gegenwart aller Großen, in den bittersten Vorwürfen. Beide wurden hingerichtet, und das Volk schluchzte laut über den Tod solcher getreuen Diener. — Bald erfuhr auch der Kaiser daß am Hofe verschiedene Große sich mit dem Prinzen verbunden hätten, und unter diesen selbst die von ihm so geliebten und hochgeehrten Verschnittenen. Nachdem der ganze Anhang in Verhaft genommen, wurden ihre Güter eingezogen und einige ins Gefängniß geworfen, andere verbannt; nur ein einziger konnte sich von der Strafe loskaufen.

Unterdessen rückten die kaiserlichen Heere an, um den Fürsten zu vertreiben. Er dagegen nahm eine Stadt mit Sturm ein,

wurde aber, als er schon innerhalb der Mauern war, von den Einwohnern so heftig angefallen daß nur sehr wenige seiner Truppen mit dem Leben davon kamen. Nun sollte sein Loos auf dem Pojang-See entschieden werden. Dort eilte die Flotte ihm entgegen; der Prinz, einen kühnen Angriff machend, wurde von allen Seiten plötzlich überfallen. Seine Weiber, welche ihren Untergang vor sich sahen, warfen sich verzweiflungsvoll ins Wasser und ertranken, während der Fürst selbst lebendig gefangen genommen mit vielen seiner Anhänger in der Residenz den Tod erlitt. So war denn auch wieder diesem Aufruhr glücklich ein Ende gemacht.

Der Kaiser, welcher genugsam die Treulosigkeit der Verschnittenen eingesehen, wünschte nun einen andern Günstling um sich zu haben, denn ohne einen solchen konnte er nicht leben; er wählte zu diesem Zweck einen geringen Officier, Kiangping. Dieser wurde zum großen Aerger des Hofes sehr bald zu hohen Ehrenstellen erhoben und mit wichtigen Aufträgen beehrt. Der Kaiser war träger Natur, und ließ sich Regierungssachen sehr wenig angelegen seyn; Kiangping aber wollte seinem Geist eine regere Richtung geben; er schlug daher vor, mit ihm eine Reise in die Tatarei zu machen. Sobald die Höflinge davon hörten, wurden sie alle mit Schrecken erfüllt, denn sie erinnerten sich noch des Zuges des Jingtsong und klagten Kiangping als einen Verräther an. Dieser kümmerte sich aber sehr wenig um die Hofschranzen, und so ging die Reise ruhig ihren Gang. Als Tschingti nun endlich die Steppe erreicht und die große Mauer passirt, gab er sich gänzlich den Freuden der Jagd hin; er lebte recht fröhlich unter einem Zelte, die verweichlichende Wollust des Harems ganz vergessend. Schnell aber versammelten die Mongolen ihre Reiterei, um den Kaiser aufzufangen; da mußte dieser sich schon zur Flucht bequemen. Nun machte der Hof dem Günstling die bittersten Vorwürfe; dieser aber hatte im nächsten Jahre wieder einen ähnlichen Plan entworfen. Dießmal aber begleitete den Monarchen ein sehr zahlreiches Heer, um seine Ankunft zu verherrlichen. Da zogen sich die Mongolen natürlich zurück, fielen aber in einiger Entfernung ins chinesische Land ein, und lachten des kaiserlichen Jägers. Nachdem man sich nun mit ungeheurem Kostenaufwande genugsam vergnügt, kehrte die Menge von Trabanten

wieder nach der Hauptstadt zurück. Der Kaiser fand sich bei diesen Ausflügen so wohl, und war so erfreut, ohne Sorgen die frische Luft einzuathmen, daß er nun auf Anrathen des Kiangping den Plan faßte, auch die Provinzen zu bereisen, und sich durch eine Fahrt auf dem Jangtse zu ergötzen. Als dieß den Ministern bekannt gemacht wurde, erschienen sie gemeinschaftlich mit einer Bittschrift, in der sie von einem solchen Vornehmen, als dem Staate und der Person des Kaisers gefährlich, mit den stärksten Ausdrücken abriethen; denn bisher war man nur gewohnt den Monarchen und Herrn des Reiches wie einen Gefangenen im Palaste zu sehen. Wenn er nun sich nur unterstünde die Hauptstadt zu verlassen, so würden sogleich Empörungen und Umwälzungen geschehen, deren Folgen man noch nicht berechnen könnte. Diese Vorstellung war in so herben Ausdrücken abgefaßt, daß der Kaiser einige der Bittsteller fünf Tage vor seinem Palaste knieen ließ, während andere ins Gefängniß geworfen wurden. Aber am folgenden Tage schon bereute er diesen Schritt, und suchte durch eine allgemeine Amnestie alles wieder gut zu machen. Die Unruhen jedoch, welche in Kiangsi herrschten, bewogen Tschingta nach Nanking zu gehen. Dort hielt er sich eine geraume Zeit auf. Nachdem jedoch seinen Truppen Sieg geworden, kehrte er im Triumph nach Peking zurück, um noch die wenigen Tage seines Bestehens dort zu leben. Er starb, von Niemand betrauert, ohne einen Sohn hinterlassen oder einen Thronerben ernannt zu haben. In mancher Hinsicht glich Tschingta seinem Vorgänger; er hatte viele Begierden, aber keine Leidenschaften, und war ohne Leitung oder Verführung weder des Guten noch Bösen fähig; er war nur merkwürdig wegen seiner außerordentlichen Unempfindlichkeit.

Unter seiner Regierung fand ein Ereigniß statt, welches dauernde Folgen für China hatte. Anstatt sich immer mit den Alten zu begnügen, sahen die Portugiesen schon frühe die irrigen Ansichten ihrer Vorfahren rücksichtlich der Erdbeschreibung ein. Sie umsegelten das Cap der guten Hoffnung und kamen an den westlichen Küsten Indiens an. Dort suchten sie ihre Herrschaft zu befestigen; da sie von den Gewürzinseln sehr viel gehört, strebten sie weiter vorzudringen, und erreichten endlich die Meerenge von Malakka. Vor der Stadt gleichen Namens sahen sie

eine große Menge Fahrzeuge geankert; sehr begierig ihren Handel auszudehnen, und den Muhammedanern Abbruch zu thun, fielen sie die Festung wacker an und eroberten dieselbe nach langer Gegenwehr. Einmal im Besitze dieser Stadt, hörten sie natürlich sehr viel von Katai, von welchem man seit der Reise des Marco Polo nichts mehr vernommen hatte. Einige chinesische Junken kamen selbst nach dem Hafen; nun entschloß sich ein Abenteurer, Raphael Perestello (1516), nach diesem wunderbaren Lande seine Reise anzutreten. Er langte dort in einer Junke an, erkundigte sich nach allen Umständen, und nachdem er sehr wohl von allen commerciellen Vortheilen unterrichtet war, kam er wieder in Malakka an. Groß war die Freude des Gouverneurs, als er von dem längst vergessenen Lande, welches man im Besitz der Feen glaubte, endlich etwas erfuhr. Unternehmungsgeist war damals jener Nation so eigen, wie es jetzt Schlafsucht ist; daher rüsteten sie sogleich vier Schiffe und vier kleine Fahrzeuge aus, um jene wundervollen Gegenden zu besuchen. Diese langten bei der Insel Schangschan, westlich von Makao, an. Die chinesischen Schriftsteller gedenken des fürchterlichen Knalles ihrer Kanonen, und des furchteinjagenden Aussehens dieser Barbaren. Sie sprechen von ihren rothen Haaren (ein Vorwurf, der sehr wenig auf die Portugiesen anwendbar ist), ihren großen Füßen, ihrem störrischen Betragen, und nennen sie Falang oder Franken. Der Schrecken der Mandarine war außerordentlich; das gute Betragen und noch mehr die reichen Geschenke, verschafften den Seeleuten sehr bald eine Ruhestätte auf jener Insel. Der Anführer Andrade, ein sehr verständiger Mann, ging unterdessen nach Canton, und sandte von dort einen Gesandten, Pires, um am Hofe alle Schwierigkeiten hinwegzuräumen und seiner Nation eine Niederlassung zu verschaffen. Allein lange vor ihm hatte schon der Radschah von Malakka sich wegen des Verlustes seines Landes beim Kaiser beklagt; dieser verlangte beim ersten Anblicke des portugiesischen Gesandten daß diesem Fürsten erst sein Land zurückgegeben werde, ehe man an Unterhandlungen mit dem Lehnsherrn denken könnte. So zog denn Pires, nachdem er sich großen Demüthigungen unterworfen, nach Canton zurück. Dort angelangt, hatten schon die Feindseligkeiten mit seinen Landsleuten ihren Anfang genommen. Die chinesischen Behörden, uneingedenk des

Völkerrechts, beraubten ihn aller seiner Habe und ermordeten ihn mit seinem ganzen Gefolge. Dieß war der Anfang einer Verbindung, deren Folgen sich bis auf diesen Tag ausdehnen.

Andrade hatte unterdessen seinen Handel mit den geldsüchtigen Chinesen angefangen. Dieß war sehr gut geglückt; allein ein Anfall der damals sehr zahlreichen Seeräuber auf die portugiesische Flotte nöthigte den ehrenfesten Befehlshaber von Canton nach Schangschan zu gehen. Um zu zeigen, daß Ehrlichkeit der Grundsatz sey nach welchem seine Nation handle, machte er kurz vor seiner Abreise bekannt, daß Jedermann, welcher Forderungen zu machen habe, jetzt Beweise davon bringen solle. Allein sein Bruder, welcher mit einigen Fahrzeugen angekommen war, zeigte eine ganz andere Gesinnung. Habsüchtig und grausam, verachtete er die Anmaßungen der Chinesen, baute ein Fort, übte unumschränkte Gewalt aus, und ließ selbst einen Matrosen aufhängen. Die chinesische Regierung war nun schon sehr eifersüchtig geworden; daher suchte sie sich dieser Fremdlinge zu entledigen. Zu diesem Behuf erschien der Admiral; mit großer Gewandtheit beraubte er die Fremden aller Lebensmittel, und nöthigte sie nachher mit einem günstigen Winde die Küste zu verlassen; denn vor Hunger zu sterben war Niemand gesonnen.

Ehe jedoch dieser traurige Ausgang stattfand, segelte ein anderer unternehmender Geist, Mascarenhas, mit einigen Liéu-Kiéu-Junken, die nach Schangschan des Handels wegen gekommen, nach der Küste Fokiens. Dort ließ er sich in der Gegend von Tsiuentschéu nieder, und ein blühender Handel war die Folge. Gleich darnach erreichten ihre Schiffe auch Ningpo, und legten sehr bald eine Niederlassung zu Tschusan an, so daß die Kaufleute nach ihrer Vertreibung von Schangschan sich in jenen Gegenden festsetzten. Ihr Einfluß, welchen sie dort ausübten, ihre mächtige Begierde sich zu bereichern, die höhere Geisteskraft welche sie den Chinesen zeigten, und das schlechte Betragen der Masse, welche aus Verbrechern bestand, machten sie bald verhaßt und bereitete ihnen den Untergang. Wäre es aber nicht so gewesen, so würde dennoch der Neid der Chinesen nie Leuten dieser Art einen bleibenden Wohnort gestattet haben; denn sie verachteten höhere Cultur und Regsamkeit der menschlichen Seele und zitterten vor ihrer Macht.

Kiatsing, W. N. Schitsong.

(1522 — 1566.)

Die Mutter des jungen Prinzen fürchtete die Macht des Kiangping, daher beeilte sie sich den Kronprinzen nach der Hauptstadt zu berufen und ihn sogleich den Thron besteigen zu lassen. Anstatt sich aber darüber zu freuen, drückte Kiatsing nur seinen herben Schmerz über das Absterben seines Vorgängers aus, und schien die herrlichsten Eigenschaften an den Tag zu legen. Man machte sich daher große Erwartungen; das Volk jubelte, als solch ein edler Jüngling das Scepter ergriff. Unter der Leitung seiner Günstlinge wünschte er der Welt einen Beweis zu geben, daß der Bedrücker der Nation, Kiangping, nun seiner gerechten Strafe nicht entgehen sollte. Er wurde daher sogleich gefangen gesetzt; Jedermann zitterte aber den Mächtigen zu verklagen, bis endlich ein kaiserlicher Machtspruch ihn zum Tode verurtheilte. Er wurde auf öffentlicher Straße enthauptet und sein Leichnam dem Pöbel preisgegeben. Die großen Schätze, welche er in seiner Gier zusammengescharrt hatte, waren für ihn nun auf immer verloren, und er hatte zu keinem guten Zweck gelebt. In seinem Schlosse fand man 70 Kisten mit Gold, 2200 mit Silber, eine Menge mit Edelsteinen und andern Kostbarkeiten, das Ergebniß des Raubes und der Habsucht. Dadurch wurde des Monarchen Schatz so ziemlich bereichert, und hätte er als weiser Fürst gehandelt, so würde man geraume Zeit den Unterthanen keine Lasten aufgelegt haben; dazu aber verstand sich Kiatsing nicht.

Während der ganzen Regierung dieses Fürsten füllten Unruhen das unglückliche Land. Die ersten waren unbedeutend und fingen in Cochinchina an. Dort hatte, wie schon mehreremale vorher, eine ländersüchtige Familie den rechtmäßigen König von dem Throne verjagt. Dieser, von der ganzen Welt verlassen, wendete sich nun an China, um von dortaus unterstützt zu werden. Lange aber weigerte sich das Cabinet diesen Bitten Gehör zu geben; denn früher hatte man einen tüchtigen Verlust dort erlitten, und wünschte nicht wieder dieselbe Erfahrung zu machen. Endlich war man aber genöthigt, nach vielen Schreiben, Befehlen und Drohungen, mit einem Heere ins Feld zu ziehen,

und wurde auch in den Stand gesetzt den rechtmäßigen Fürsten wieder auf den Thron zu setzen. Diese Freude dauerte jedoch nicht lange; das Volk war mit seinem Herrscher unzufrieden, und wo seine Liebe den Thron nicht stützt, da wankt das Scepter. Die Lehnsherrschaft dieses Landes kam daher dem Staate sehr theuer; man erntete von den kostspieligsten Feldzügen auch nicht den geringsten Gewinn.

Ein viel gefährlicherer Feind war jedoch der Tataren-Fürst Jenta; ein unruhiger Kopf, welcher die Eroberung China's beabsichtigte. Der Krieg entspann sich in der jetzigen Provinz Kansu. Der Tataren-Fürst, welcher schon früher so viele Händel in Hami gehabt, erschien auch dort, um sich durch Raub zu bereichern. Nach dem Berichte der chinesischen Generale wurde er gänzlich geschlagen, entkam aber mit einer sehr bedeutenden Beute. Hungersnoth trieb ihn zu einem zweiten Streifzuge; die Ungestraftheit, mit welcher er die Räubereien unternehmen konnte, gab ihm frischen Muth. Dadurch wurden auch die Ortos-Tataren, die in der Nähe des gelben Flusses lebten, ermuntert gleiche Besuche in China abzustatten, wodurch der Landbau ganz vernichtet, und die Gränzländer in Einöden verwandelt wurden. Da wünschte nun ein Statthalter eine Militär-Colonie zu errichten; er hatte selbst mehrere Regimenter zu diesem Zwecke zusammenberufen; gerade sollte das Signal zum Marsche gegeben werden, als diese Streiter in Aufruhr ausbrachen, ihren Anführer erschlugen und sich nun für frei erklärten, mit dem festen Entschlusse sich nie nach jenen öden Gegenden zu begeben. Daraus entstand eine Empörung, die um so hartnäckiger fortdauerte, je mehr die Rädelsführer in allen Kriegsangelegenheiten erfahren waren. Um jede Rückkehr zum frühern Gehorsam zu verhindern, ging ein Haufe der Unzufriedenen nach dem Palaste des Gouverneurs und brannte das große Gebäude nieder. Nun fingen sie an überall um sich her zu sengen und zu brennen, und bald wurde ihr Name viel fürchterlicher, als der der wildesten Mongolenhorden. Man mußte ihnen daher sehr große Versprechungen machen, und als ein anderer Statthalter sie wieder zum Gehorsam zurückgebracht hatte, ging ein großer Theil dieser Widerspänstigen nach den Steppen, um dort als Vormauer wider die Einfälle der Nomaden zu dienen.

Der Tataren-Chan Jenta erhielt von allen diesen Vorfällen die genauesten Nachrichten. Noch ehe es sich der Hof versah, war er schon in Schensi und schleppte von dort etwa 200,000 gefangene Chinesen hinweg, welche man mit sehr großen Summen loskaufen mußte. Dadurch bereichert, dachte er nun auf neue Pläne. Noch ehe der Frühling angebrochen war, stand er mit einer ziemlichen Armee in der Nähe Pekings. Da fing nun der Hof zu zittern an, und was konnte man in dieser Noth unternehmen? Glücklicherweise näherte sich ein anderes Heer von Osten; Jenta, der fürchtete im Rücken angefallen zu werden, zog sich langsam zurück, verwüstete jedoch die ganze Umgegend; die Spuren seines Besuches waren viele Jahre nach diesem Vorfalle noch sichtbar. Von diesem Augenblicke an fing der Kaiser zu fürchten an, daß er vielleicht von seinem Throne vertrieben werden möchte. Dieß machte auf ihn einen bleibenden Eindruck; anstatt sich aber zu Tode zu grämen, suchte er durch Gleichgültigkeit, Dichtkunst und Mysticismus sich seine Zeit zu vertreiben. — Jenta versäumte aber nicht wiederzukommen; er hatte sogar die Dreistigkeit, den Kiatsing zu ersuchen ihn als Vasallen aufzunehmen. Nachher erbat er sich auch die Freiheit jährlich an den Gränzen einen großen Pferdemarkt zu halten. Das chinesische Cabinet, welches immer den größten Argwohn über solche Gesuche hegte, wollte durchaus dem Bittenden nichts zugestehen. Daher kam er mit großem Zorn und 200,000 Lanzen wieder, um das ganze Reich in Furcht und Schrecken zu setzen. So verstrich denn die Regierungszeit in Jammer und Noth, und die armen Einwohner der nördlichen Provinzen waren aufs äußerste gequält. Nun ging man endlich einen Vertrag ein, welcher bedeutend durch die gute Behandlung eines tatarischen Prinzen von Seiten des Kaisers befördert wurde. Das Land war aber erschöpft; die Geißel des Krieges hatte den Unterthanen alles Zutrauen in die Macht der Regierung geraubt; der gemeine Mann glaubte nun, daß der Kaiser nicht länger im Stande sey seine Bürger zu beschützen.

Hatten die nördlichen Provinzen so viel zu leiden, so erlagen die Gegenden am Seegestade beinahe ganz den Feindseligkeiten der Fremden.

Seit dem großen Unternehmen des Hupilai zur Unterjochung der Bewohner Japans hatten jene Inseln immer einen Verkehr

mit der chinesischen Küste und dem Hofe unterhalten. Die Fürsten gingen sogar so weit, sich förmlich als Lehnsleute des großen Kaisers anzuerkennen; sie sandten oft Botschafter, um den chinesischen Monarchen von ihrem Zustande zu unterrichten. Es ist merkwürdig, daß die ersten Unterhändler dieser Nation Bonzen waren; diese Menschen stehen in Japan im Rufe der Heiligkeit, und man erwartet von ihrer allen irdischen Dingen entsagenden Einsicht sehr große Ergebnisse.

Beinahe gleichzeitig mit der Ankunft der Portugiesen hatten sich auch die Japanesen in großer Menge nach der Provinz Tsche-kiang verfügt, um dort Handel zu treiben, welcher sehr bald von großer Bedeutung wurde. Die Regierung bekümmerte sich sehr wenig darum; denn Handel ist schon ein- für allemal am Hofe verschrieen; man sendete Günstlinge nach den Hafenstädten, damit sie sich dort bereichern und durch eine bedeutende Zolleinnahme ein großes Vermögen aufhäufen. Damals lebte ein Verschnittener zu Ningpo, welcher die Aufsicht über die Japanesen hatte, und sich sehr willkürliche Eingriffe in die Handlungsgeschäfte dieser Fremden erlaubte. Da sie nun dieß nicht länger ertragen konnten, so sandten die Kaufleute eine Gesandtschaft dorthin (1523), um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Der Gesandte wurde aber mit großem Uebermuthe empfangen; nachdem er aufs schmählichste behandelt worden, ging er wieder an Bord seines Schiffes, um sogleich die fürchterlichste Rache zu nehmen. Er mit seiner Schiffsmannschaft fiel über die Einwohner der Küste her und beging sehr große Grausamkeiten. So entstanden nun Feindseligkeiten, welche wegen der großen Vortheile des Verkehrs wieder beigelegt wurden. Im Jahre 1539 war der Handel sehr bedeutend, und die Junken kamen mit sehr reichen Ladungen von Japan. Einige chinesische Kaufleute verweigerten den japanischen Händlern die Bezahlung der Schulden; diese begaben sich daher auf ihre Fahrzeuge und fingen ihr gottloses Werk als Seeräuber an. Da die Chinesen keinen Widerstand leisten konnten, und die Mandarine vor ihnen zitterten und bebten, wurden die Japanesen immer dreister und nahmen verschiedene Städte der Küste, wie Tschapu und selbst Ningpo, hinweg. Gerade wie die Engländer etwa drei Jahrhunderte später, fuhren sie nach Schanghai, eroberten das prächtige Su-

tschéu, erfochten einen Sieg zu Tschinkiangfu, wo sie jedoch einen ungeheuren Verlust erlitten, und belagerten endlich Nanking. Von dort entfernte man sie vermittelst einer Summe Geldes und schrieb nachher an den Kaiser, daß die Tapferkeit seiner Soldaten dieß bewirkt habe.

Da nun der Staat in der größten Noth und der ganze Jangtse in den Händen der Feinde war, erbarmte sich ein Weib, die Fürstin einer Schaar von eingebornen Miaotse, der chinesischen fliehenden Soldaten. Sie zog schnell mit einer Auswahl der Bergbewohner, ihrer Unterthanen, nach Schanghai und lieferte dort eine Schlacht, welche sie auch gewann. Dann focht sie tapfer zu Tschinkiangfu, und flößte den Feinden solchen Schrecken ein daß sie nie wieder in jenen Gegenden zu landen wagten. So that daher ein armes Weib viel mehr als die tapfersten Krieger des himmlischen Reiches. Sie war überdieß noch ein junges Mädchen von seltener Schönheit und der erhabensten Keuschheit, so daß sie von den chinesischen Officieren mit der höchsten Achtung behandelt wurde.

Die Japanesen begaben sich nun nach Fokien und Kuangtong, wo sie dieselben Unthaten verrichteten, und sich noch überdieß mit den Seeräubern verbanden, so daß beide den Handel ganz vernichteten. Der König jener Inseln nahm jedoch keinen Theil an diesen Angelegenheiten, und ließ seine Unterthanen an den chinesischen Küsten nach Belieben schalten und walten. Da kein Heer im Stande war das Eindringen der Japanesen zu verhindern, so baute man sehr ausgedehnte Wälle, zwischen welche sich die Chinesen mit ihrer Habe flüchteten und sich zu vertheidigen suchten. Der Hof sann nie darauf wie man eine mächtige Flotte ausrüsten, oder wie man durch Nachgiebigkeit diese Kaufleute zufrieden stellen könnte. Der Grundsatz, daß man Fremde als Barbaren mit der äußersten Verachtung behandeln müßte, schien in der Residenz allgemein geltend zu seyn.

Unter dieser Regierung suchten die Portugiesen durch eine förmliche Gesandtschaft von Lissabon sich mit dem chinesischen Hofe zu verständigen. Kiatsing hatte gerade den Thron bestiegen, als ein gewisser Mello Coutinho mit sechs Schiffen zu Schangschan landete. Sie blieben dort ganz unbesorgt, fingen an mit den

Mandarinen sich über ihr Vorhaben, nach der Hauptstadt zu gehen, zu besprechen, und glaubten durchaus keinen Grund zur Furcht zu haben. Allein plötzlich überfiel man die Fremden, tödtete die Mannschaft in den Schiffen, und bemächtigte sich nachher dieser, zur großen Freude der Regierung. Viele Jahre nachher hörte man erst das Nähere über diesen Vorfall; denn nicht ein einziger Matrose war mit dem Leben davon gekommen.

Unterdessen hatten sich die Portugiesen in der Nähe von Ningpo festgesetzt, und wie in allen ihren indischen Niederlassungen sich mit den eingebornen Weibern verheirathet. Die Fruchtbarkeit solcher Ehen ist unglaublich, so daß in sehr kurzer Zeit ihre Nachkommen eine eigene Colonie bildeten. Da entdeckte man nun auch den Weg nach Japan; und weil bald ein sehr vortheilhafter Handel von Ningpo aus dorthin getrieben werden konnte, erwarben sich die neuen Colonisten mit vieler Ruhe und Gemächlichkeit ein sehr bedeutendes Vermögen. Unter ihnen waren auch Abenteurer, welche das ganze chinesische Reich durchstreiften und viele Unthaten begingen, wodurch sie in sehr große Gefahren kamen. Einige dieser Erzählungen, welche man von dem Herumschweifen solcher Gesellen aufbewahrt, kommen den Fabeln sehr nahe, zeigen aber zu gleicher Zeit, daß die Chinesen damals den Fremden viel größere Freiheiten als heutzutage erlaubten, und daß die Portugiesen in diesem Land einen gleichen Unternehmungsgeist, wie die Spanier in Amerika, besaßen. Nachdem sie sich nun ein Fort gebaut und zu Tschusan große Waarenlager angelegt hatten, entstand ein Streit über einige Schuldner, welcher bald in Thätlichkeit ausartete. Die Chinesen wollten nicht nachgeben und beschuldigten ihre Gäste großer Verbrechen; die Portugiesen, welche bei weitem die stärkere Partei waren, lachten der Drohungen. Aber sie wurden während einer finstern Nacht überfallen, ihre Häuser verbrannt, und nicht allein sie selbst, sondern auch alle ihre chinesischen Verwandten und Bekannten niedergemetzelt. Die Schiffe wurden auf der Rhede verbrannt, und auch bei dieser Gelegenheit entkam Niemand. Dieser Vorfall jedoch ist eine bloße Sage; man findet weder in der chinesischen Geschichte, noch in den Erzählungen der Seefahrer jener Nation eine gegründete Nachricht (1545). Der Tod von 12,000 chinesischen Christen, 800 Portugiesen und die Verbrennung von 35

Schiffen und Junken, deren man Meldung macht, scheint übertrieben zu seyn.

Gleichzeitig war die Vertreibung der Kaufleute des Westens von Tsiuentschéu in Fokien; auch von diesem Unheil hat man keine bestimmte Kunde. Inzwischen langten die Seeleute auf einer öden Insel an der Mündung des Cantonflusses an (1535). Dort fanden sie einige Fischer und einen Tempel, welcher der Seegöttin Matupu geweiht war; dieß Gebäude nannte man kurzweg Makok, woraus Makao gemacht wurde. Dieser Name blieb nachher dieser Halbinsel. Da die Nation keinen andern Zufluchtsort hatte, so wollten die Matrosen auch nicht von hier hinwegziehen. Erst gaben sie vor daß sie ihre nassen Güter trocknen müßten; dann aber bauten sie Hütten, endlich einige steinerne Häuser und brachten auch Kanonen ans Land. Nun wurden Mandarine dorthin gesandt, um diese ungebetenen Gäste wegzutreiben. Da sie aber Geschütz hatten und die Officiere sich vor den Schüssen fürchteten, wovon sie eine schauerliche Beschreibung machen, so nahmen sie lieber Bestechung an als daß sie, ihren Befehlen gemäß, sich auf Feindseligkeiten einließen. Von diesem Augenblick an erstand ein System von gegenseitigem Lügen und Betrügen, welches die Portugiesen im Besitz des neuen Wohnortes ließ und zugleich der chinesischen Obrigkeit Gelegenheit gab, sich als Ueberwinder dieser Barbaren große Ehrenstellen vom Kaiser zu erbitten. — Jede andere Handlungsweise, welche man in der Folge versuchte, mißglückte; so blieb es beim gegenseitigen Bestechen und Betrügen.

Wenn man nun fragt: was that Kiatsing bei allen diesen Ereignissen? so ist die Antwort: er lebte ruhig im Palast, beschäftigte sich mit den Verschnittenen, studirte die Mährchen des Buddhaismus, und wollte durchaus ein Heiliger des Rationalismus werden, damit er ewig hier leben möchte. Da gebrach es auch nicht an weisen Lehrern und Rathgebern, welche die Seele ihres Zöglings sehr beunruhigten; sie sagten ihm, daß wenn er sich nicht ganz und gar den Mysterien weihte, er dennoch sehr wenig Nutzen von ihren Lehren ziehen könnte. Diese Vorstellung beunruhigte das kaiserliche Gemüth ungemein; daher machte er den Ministern den Vorschlag, gänzlich allen Regierungssorgen

zu entsagen und sich ins Kloster zurückzuziehen, um nach Herzens=lust über das Elixier des Lebens zu grübeln. Allein die Staats=diener waren zu fest, um solchen Tand zuzulassen; sie sprachen sich sehr derb bei der Erscheinung eines Kometen über das un=würdige Betragen ihres Oberherrn aus. Dieser war aber zu gutmüthig sie wegen ihres groben Ernstes zu strafen, und zu=gleich zu sinnlich um sich zu ändern und eine andere Laufbahn zu betreten. Die Vorwürfe welche man ihm machte, vergaß er sehr bald beim Lesen der Dichter, welche er leidenschaftlich liebte, und war in der Folge gegen alle Eindrücke so ziemlich gestählt. Solchergestalt verlebte er 45 Jahre. Als er sich seinem Tode näherte (1566), bekannte er daß er sich durch eitlen Wahn habe verleiten lassen, und ersuchte seine Minister dieses Bekenntniß nach seinem Tode zu veröffentlichen. Wozu konnte aber eine solche späte Reue dienen, und wer konnte das Unglück vergüten, welches das Volk wegen seiner sorglosen Regierung so viele Jahre er=duldet?

Longking, W. N. Motsong.

(1567 — 1572.)

Dieser junge Prinz, ein Sohn des vorigen Monarchen, be=freite gleich bei seiner Thronbesteigung alle Gefangenen, welche sein Vater wegen des Tadels seiner Regierung in den Kerker geworfen. Da gab es nun manche freundliche Stimme, welche den gütigen Regenten in dem höchsten Ausdruck der Achtung und des Dankes lobte; die Nation schien einer fröhlichen Zukunft entgegenzugehen. Der Censor, welcher seinen Ahnen durch seine freie Rede über Verschnittene und Kebsweiber so tief beleidigt und lange im Gefängnisse geschmachtet, wurde nicht allein los=gelassen, sondern auch als ein ehrenfester Mann zu sehr hohen Ehrenstellen erhoben; denn er kannte kein Ansehen der Person, und wirkte durch Gewandtheit den schreiendsten Uebeln entgegen.

Die Tataren machten nun neue Einfälle. Longking, ein sehr verständiger Jüngling, anstatt sie noch weiter zu reizen, bewilligte den Pferdemarkt, empfing die Huldigung des furchtbaren Jenta, und bewirkte daher durch kluge Behandlung, was sonst die läng=sten Feldzüge und das schrecklichste Blutvergießen nicht zu Stande bringen konnten.

Longking war in all seinem Wirken wohlthätig, immer bereit Leiden zu lindern und um sich her Glückseligkeit zu verbreiten, ein rechter Vater des Volkes, und ein vortrefflicher Oberherr. Doch der Allerhöchste wollte ihn nicht länger in dem Besitz der Alleinherrschaft lassen; er starb sehr früh (1572), und ein zehnjähriger Sohn wurde sein Nachfolger. Der Verlust für China war unersetzlich, und noch lange nachher erinnerte man sich des großmüthigen trefflichen Kaisers, der für des Vaterlandes Wohl so kurze Zeit gelebt.

Wenn wir einen Rückblick auf die Geschichte Europa's während der Regierung dieser neun Kaiser werfen, so erstaunen wir über die Umwälzung, die dort zu Stande gebracht wurde, deren Gleichen die neue Geschichte noch nie gesehen, und wie die größte Epoche der Weltgeschichte durch scheinbar sehr kleine Ereignisse herbeigeführt wurde. Wer hätte in der ersten Anwendung des Compasses das Uebergewicht der Westländer über alle Erdtheile prophezeien können? Wer hätte die unendlichen Folgen der Erfindung der Buchdruckkunst auch nur einigermaßen ahnen können? Wer endlich dem zerstörenden Schießpulver eine die ganze Erde revolutionirende Kraft beilegen können? Was war der Aufschwung, welchen der lange in Ketten gebundene menschliche Geist durch die Reformation erhielt? Erweckt zum himmlischen Streben aus dem langen Schlummer von Formen und Aberglauben, wieder seinen Gott und Heiland suchend, empfand der Mensch seinen göttlichen Ursprung und wurde belehrt nach dem himmlischen Vaterlande hinzupilgern. Größer ward nun seine Kraft in weltlichen Dingen; Thatkraft sowohl als irdische Macht wurden den Reingläubigen von dem Gotte der ewigen Weisheit anvertraut.

Während aber das Licht durch die finstern Wolken einer noch finstern Nacht im Westen durchbrach, verbreitete sich wieder, nach dem unwiderruflichen Befehle des Allmächtigen, der roheste Barbarismus über die Fluren des byzantinischen Kaiserthums. Im Westen dagegen war alles Kraft und Leben, und die letzten Spuren des Muhammedanismus wurden sehr bald in Spanien vertilgt. Von dort und dem kleinen Portugal verbreitete sich die unerlöschliche Sucht alle unbekannten Länder der Erde dem Scepter beider Kronen zu unterwerfen, und groß waren die Folgen eines solchen abenteuerlichen Unternehmens, im Vergleich mit welchem Alexanders

Zug bis zum Indus noch unbedeutend erscheint. — Dieß war die Zeit der Entwicklung der Manneskraft Europa's, welche sich immer weiter ausdehnte, bis auch die germanischen Völkerstämme daran den reichsten Antheil nahmen und bald die mächtigste Menschenrace der Erde wurden. Wunderbar ist das Walten Gottes, mächtig das Eingreifen der Vorsehung; alles wird auf einen Punkt, die Verherrlichung des Heilandes, hingeführt, in welcher das Endziel des Weltalls seinen Aufschluß findet *).

Drittes Capitel.

Wanli, W. N. Schintsong.

(1573 — 1619.)

Noch hatte man keine Anstalten zur Krönung gemacht, als Jenta, sich der frühern Verträge erfreuend, eine Anzahl auserlesener Rosse dem Longking übersandte. Dieser aber hatte schon die Reise zur Ewigkeit gemacht und bedurfte nicht mehr der weltlichen Güter. Man hatte bald darauf wieder Händel mit den Tataren. Jenta warf sich zum Schiedsrichter auf und legte dem Häuptling, welcher einen Einfall in China gemacht, eine sehr bedeutende Buße an Pferden und Schafen auf, wodurch der Räuber in Zukunft von ähnlichen Zügen zurückgehalten wurde. Nicht lange nachher wollte man wieder einige Pferde-Jahrmärkte an den Gränzen von Schensi zum Besten der Mongolen veranstalten, aber das chinesische Ministerium wies in den derbsten Ausdrücken ein solches Ansuchen von sich. Nun wollten die Nomaden sich selbst Recht verschaffen; sie machten daher sehr große Streifereien nach China, und erhielten bald was ihren Bitten versagt worden — einen Pferdemarkt, wo sich schnell ein sehr bedeutender Verkehr entspann. Dieß alles gelang, ungeachtet der Erpressungen der chinesischen Mandarine.

*) In der obigen Erzählung haben wir die schon vorher angeführten Quellen benutzt und zugleich von den Reisebeschreibungen der ersten portugiesischen Seefahrer Gebrauch gemacht.

Der junge Prinz, welcher der Kaiserin anvertraut worden war, wählte sich selbst einen Lehrer und Rathgeber unter den Ministern. Mit diesem las er fleißig die Classiker und die Geschichte; anstatt sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten, erkundigte er sich über die großen Ereignisse, welche in seinem Lande vorgefallen. Wie einst einer der Song-Kaiser, wollte auch er allen Luxus abschaffen, und legte auf Perlen einen viel geringern Werth, als auf Reiskörnchen. — Als er jedoch zum erstenmal vor dem Volk erschien, war es mit sehr großer Pracht und Würde, und die ehrwürdige Haltung des Knaben zog die Verwunderung der ganzen versammelten Menge auf sich. Dieß alles hatte er seinem alten Lehrer, welchen er auch seinen Minister nannte, zu verdanken; denn dieser unterließ nicht seinen Zögling auf recht chinesische Weise zu formen. Für diese Mühe wurde er jedoch angeklagt daß er sich zu große Macht angemaßt und die Stellen wie ein unabhängiger Fürst weggegeben habe. Da aber der Censor keine Beweise bringen konnte, so wurde der Jüngling über den boshaften Tadler so erzürnt, daß er ihn zum Tode verurtheilt haben würde, hätte nicht der beleidigte Staatsmann selbst für ihn ein gutes Wort abgelegt und seinen Feind um Gnade gebeten. Endlich starb der Alte, lebenssatt; sein Zögling, welcher ihm den größten Dank schuldig war, bestattete ihn prächtig zur Erde, und gab ihm einen hohen Titel, welchen er fortwährend im Hades tragen sollte. Man hatte schon den alten Diener ganz vergessen, als plötzlich einige neidische Personen ihn anschwärzten und den Kaiser endlich bewogen ihn noch im Grabe aller seiner Titel zu berauben. Wanli zögerte sehr lange, ehe er eine solche Unthat erlauben wollte; allein unter den Feinden des Ministers waren auch junge Damen; die Vorstellungen dieser Schönen waren dem Wanli unwiderleglich. So wurde denn das Urtheil über den verdienstvollen Mann ausgesprochen, als er schon lange weit über alle menschliche Belohnung oder Bestrafung erhaben war.

Ernstlichere Angelegenheiten jedoch nahmen sehr bald die Aufmerksamkeit des Wanli in Anspruch.

Im Lande herrschte Hungersnoth und Sterblichkeit in solchem Grade daß Tausende täglich begraben werden mußten, und die volkreichsten Gegenden sehr bald in Einöden verwandelt wurden. Da sprach die Kaiserin-Mutter zu ihrem Sohne: du mußt die

Bonzen und Rationalisten ihre Ceremonien verrichten lassen, und das Uebel wird von selbst aufhören. Allein der Sohn haßte den Aberglauben beider Secten; anstatt diesem Rathe zu folgen, erließ er ein sehr strenges Edict und schärfte noch mit sehr großer Strenge alle frühern Verbote gegen diese beiden Parteien. Als es an Geld mangelte und der Druck des gemeinen Volkes unerträglich war, mußten die Bonzen das Geld aus ihrem eigenen Schatze vorstrecken, damit den Leidenden Hülfe geleistet werden konnte.

Der Monarch erhielt damals jährlich 45 Millionen Taels in seinen Schatz, eine sehr bedeutende Summe, aber durch Unterschleife und Betrug war dieses Einkommen um mehrere Millionen verringert worden, obgleich der Ertrag viel bedeutender als vorher war. Diese Summen Geldes waren bald nöthig; denn es hatte sich eine fürchterliche Empörung entsponnen, welche den nördlichen Provinzen den Untergang drohte.

Ein Mongole, Namens Popai, welcher von seinen Landsleuten mit dem Tode bedroht worden war, lief hinweg, begab sich zu den Chinesen an der Gränze, wurde von einem Officier herrlich bewirthet, in den Dienst genommen und endlich selbst zum Mandarin gemacht. Er war ein sehr tüchtiger Mann und besaß das ganze Vertrauen seines Gönners. Als einige Horden von Tataren einen Einfall in China machten, beriethen sich die Officiere über die nöthigen Maßregeln zur Vertreibung dieser Nomaden. Da meinte Popai daß dieß sehr leicht durch Officiere niedern Rangs gethan werden könnte; daher fertigte man einige Subalternen dahin ab, unter welchen sich auch sein eigner Sohn befand. Nach langem Umherziehen erlitten die unerfahrnen Mandarine endlich eine Niederlage. Darüber wurde der Gouverneur so erzürnt daß er die Anführer prügeln ließ und die fürchterlichsten Drohungen ausstieß. Diese Behandlung empörte die Officiere; sie riefen ihre Truppen zur Hülfe, brannten den Palast des Statthalters nieder, erklärten sich als Rebellen und machten dem Kaiser den Thron streitig. Die Verbreitung dieser Unzufriedenheit war so allgemein daß es schien als ob man schon vorher eine Verschwörung angezettelt hätte, und diesen Augenblick benutzte um das Feuer auflodern zu lassen. Popai nahm den Oberbefehl der Truppen und eroberte in sehr kurzer Zeit die festen Städte längs des gelben Flusses. Mehrere Mandarine

eilten zu dem Feinde, um in seinen Reihen gegen die Regierung zu fechten. Die Tataren, angelockt von dem großen Raube welchen man jetzt machen könnte, kamen in großen Schaaren nach China um an diesen Fehden Theil zu nehmen.

Wanli erhielt sehr bald die Kunde, und war äußerst bestürzt, als man ihm den Verlust so vieler Festungen hinterbrachte. Er war aber ein entschlossener Herr, und ließ daher augenblicklich ein sehr starkes Heer dahin ziehen. Anstatt sich mit Kleinigkeiten zufriedenzustellen, belagerte der Anführer die Rebellen augenblicklich in einer starken Festung. Hier machten sie aber die ungeheuersten Anstrengungen zur Gegenwehr, so daß der chinesische General an einem glücklichen Ausgang beinahe verzweifelte, zumal da ein bedeutendes Heer Tataren zum Entsatze der Stadt herbeieilte. Dieses wurde aber unterwegs geschlagen, und als die Nomaden endlich die Mauern erreichten, konnten sie dennoch nicht in die Stadt kommen, und mußten mit dem Verluste vieler Pferde und Kamele die Flucht ergreifen. Nun aber beschloß der chinesische Heerführer den nahe vorbeifließenden Fluß in die Wallgräben zu leiten, damit durch die Gewalt des Wassers die Mauern untergraben werden und niederfallen möchten; dadurch wollte er seinen Soldaten eine Bresche verschaffen, durch welche sie eindringen könnten. Man ging daher hurtig zu Werk; allein als die Arbeiter noch damit beschäftigt waren, erhielten die Belagerten Nachricht davon, machten einen großen Ausfall und tödteten viele derselben. Doch mußten sie unverrichteter Sache zurückkehren, und gaben sich nun für verloren. Die Rebellen fingen an zu verzagen; denn ihre ganze Hoffnung war vernichtet, und schon sahen sie die erbitterten Kaiserlichen in ihrer Nähe bereit schreckliche Rache zu üben. Aber noch einmal wurden sie von diesem Schrecken befreit; der Damm war nämlich durch das heftige Andringen des Wassers vernichtet und ein großer Theil des chinesischen Lagers stand unter Wasser. Dieß machte die Mandarine nun bedächtiger; als alle in gehöriger Ordnung waren, ließ man das Wasser bei den Wällen vorbeirauschen. In wenigen Tagen waren sie schon untergraben und fielen mit schrecklichem Krachen nieder. Da wollte nun der Sohn des Popai einen besondern Frieden machen; er hieb de Köpfe der Häuptlinge ab und sandte sie ins Lager der Chinesen. Doch seine

Gnadenfrist war vorüber. Die Soldaten stürzten wild in die Stadt ein, und setzten die Häuser in Brand. Der Treulose, sein Verderben vor Augen sehend, stürzte sich ins Feuer. Einer der Krieger, welcher ihn als Rädelsführer erkannte, zog ihn aber schnell heraus. — Der Geist jedoch war schon aus dem Körper entflohen, daher mußte man sich mit der Enthauptung des Leichnams begnügen. So endete diese Empörung, die in der Hauptstadt den größten Schrecken verbreitet hatte. Wanli, ein Mann von Verstand und umfassendem Geist, sah die Gefahr und gebrauchte die rechten Mittel um dem Uebel abzuhelfen. Sonderbar war es daß sich anfangs alle Städte ergaben, sobald sie die Rebellen nur zu Gesicht bekamen. Der einzige Ort, wo man auf einen wirklichen Widerstand gefaßt war, wurde von einem Frauenzimmer vertheidigt. Ihr Mann, der Commandant war eine feige Memme; daher stellte sie sich an die Spitze ihrer Soldaten, ermunterte sie zu tapferer Gegenwehr und setzte sich selbst den größten Gefahren aus. So verzweifelt war ihre Vertheidigung, daß das Mongolen-Heer unter den tüchtigsten Feldherren nach einer zweimonatlichen Belagerung unverrichteter Sache abziehen mußte. Dieß geschah zu einer Zeit, wo alle chinesischen Officiere wegen der Uebergabe verhandelten und gänzlich den Muth verloren hatten.

Die Japanesen, ein wackeres Volk, durch den Verkehr mit den Europäern zur höchsten Geistesthätigkeit aufgeweckt, verließen in großen Schaaren ihre Heimath und suchten entweder als Schiffer oder Ansiedler in den fernen Ländern des südlichen Asiens ihren Unterhalt. Von ihren Entschlüssen und Unternehmungen erzählt man wunderbare Dinge, allein ihre Tapferkeit ward so allgemein anerkannt daß viele kleine Fürsten sie in Dienst nahmen, um als Leibgarden bei ihnen zu bleiben. Auf dem Meere hatten sie sich großen Ruhm erworben; allein bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts hatte der Staat an solchen Unternehmungen durchaus keinen Antheil genommen. Nun aber wollte ein General, der aus der niedrigsten Menschenclasse herstammte, Thaten der Tapferkeit verrichten; denn nur dergestalt war es ihm möglich sich im Ansehen zu erhalten. Dieser Anführer, welcher unter dem Namen Ki bekannt ist, war früher ein Sklave und dann ein Fischhändler. Seine außerordentliche Geistesgegen-

wart, als er im Schlafe von einem Officier überfallen wurde, verschaffte ihm die Achtung des japanischen Generals; daher wurde er mit sehr großen Ehrenstellen beschenkt und endlich selbst Anführer der Truppen. Zur Trägheit war er nicht geboren; da er einst von der Insel Tuimatao, welche von dem Gebiete Korea's nur durch eine sehr schmale Meerenge geschieden ist, jenes Land anschaute, beschloß er hinüberzugehen, um jenes Reich mit Krieg zu überziehen. Dazu wurde er auch einestheils durch die Schwäche des Wüstlings, welcher auf Korea's Thron saß, angemahnt. Die Vorbereitungen zu diesem ungerechten Feldzuge waren großartig, und die armen Einwohner waren nicht im geringsten darauf vorbereitet; daher wurde das Reich auch sehr schnell unter die Botmäßigkeit des Ki gebracht, der, stolz auf seine Eroberungen, sich den Namen Taiko beilegte, und als Taikosama (die letztere Sylbe bedeutet: unser Herr) in der Weltgeschichte bekannt ist.

Lipen, der König von Korea, welcher seine mißliche Lage wohl fühlte, floh feige von Stadt zu Stadt, denn er war ganz rathlos und nur im Harem ein Held. Bis an die nördlichen Gränzen seines Reiches vertrieben, forderte er endlich den Kaiser von China auf ihn wieder in den Besitz des Landes zu setzen, und versprach das Land seinem Lehnsherrn als eine Provinz zu schenken. So wurde denn im chinesischen Rathe sogleich beschlossen diese Sache ernstlich aufzunehmen; ein rüstiges Heer zog über Liaotong nach der Halbinsel. Die Beschwerden, welche die Soldaten auf ihrem Marsche über die Gebirge zu erdulden hatten, glichen den Mühseligkeiten des Hannibal auf seinem Zuge über die Alpen, allein sie kamen endlich doch in den Ebenen an. Erst umstrickten sie die Japanesen mit List, dann umringten sie dieselben, und obgleich mit großer Wuth zurückgeschlagen, behielten sie dennoch endlich das Feld und brachten den Feinden eine große Niederlage bei. Die Generale der Insulaner hatten jedoch erklärt, daß sie ganz und gar nicht gesonnen seyen sich mit den Chinesen zu schlagen; einige derselben waren schnell nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt um sich der Gefahr zu entziehen. Die zurückgebliebenen Japanesen sahen sich endlich so in die Enge getrieben, daß sie verzweifelt wie Löwen fochten; da die sieggewohnten Chinesen sie in einer vortheilhaften Stellung angriffen, schlu-

gen die Bedrängten nicht allein die Feinde zurück, sondern vernichteten den Vortrab gänzlich. Nun brachten sie ihr ganzes Heer nach der Hauptstadt Korea's, wo Getreide und Lebensmittel in großem Ueberflusse vorhanden waren. Man erwartete eine lange Gegenwehr, und der chinesische General gab sich schon für verloren, als plötzlich der Anführer seine ganze Meinung änderte, Korea zu räumen versprach, und überdieß die vortheilhaftesten Bedingungen für die Bewohner Korea's einging. Dieses Betragen scheint unerklärbar zu seyn; vielleicht aber wollte Taikosama seinen Thron befestigen und lieber im Vaterland mächtig regieren, als in einer fremden Gegend als Glücksritter umherstreifen. Er bewarb sich daher, sonderbar genug, um die Investitur als Gebieter seiner Inseln, und als der Kaiser ihm diese gegeben, wollte er als König des Reichs sogleich den Frieden abschließen.

Zu diesem Zweck sandte Wanli einen seiner Großen ab, einen sehr wollüstigen Mann, welcher bei seiner Ankunft auf der ersten japanischen Insel eine Liebschaft anfing, die nicht sehr zu seiner Ehre gereichte. Er hatte nämlich die Gattin des Gouverneurs als Beischläferin begehrt; ihr Gemahl fühlte sich über einen solchen Antrag so beleidigt, daß er sogleich dem Gesandten den Tod schwur. Schon kamen die Meuchelmörder in der Wohnung des Botschafters an, als dessen Dienerschaft sich wacker wehrte, und so ihrem Herrn Zeit verschaffte, mit dem Leben zu entkommen. Dadurch wurden die Unterhandlungen sehr bedeutend verschoben, man erwartete nun mit großer Sehnsucht einen Prinzen des kaiserlichen Hauses als Bevollmächtigten, um allen Streit sogleich beizulegen. Unterdessen hatte aber der König von Korea den stolzen Taikosama mit großer Geringschätzung behandelt; während dieser daher die Friedensbedingungen niederschrieb, nahm er sogleich eine Menge Städte Korea's weg, um sich an dem Fürsten zu rächen, und schickte dann seine Klagen an den chinesischen Hof. Der Kaiser ward bald dieser Streitigkeiten müde; allein er konnte sich nicht länger gleichgültig betragen; er fürchtete, daß die Japanesen zu Lande so mächtig wie zur See werden möchten. Da Gewalt jedoch nichts vermochte, wollte Wanli seine Absichten durch List erreichen. Sein General bat den Heerführer der Japanesen um eine Zusammenkunft, wo der erstere jedoch nicht selbst zugegen war, sondern durch einen ge-

meinen Soldaten seine Stelle vertreten ließ. Als man nun herrlich schmauste, gab man das verabredete Zeichen; eine Kanone wurde abgefeuert, und die Meuchelmörder stürzten auf die Japanesen her. Ihr Befehlshaber war jedoch ein großer Mann, der Gefahren gering achtete. Er setzte sich sogleich aufs Pferd, ließ seine Reiter in keilförmiger Ordnung das chinesische Bataillon durchbrechen, und nachdem er fürchterlich eingehauen, und die sich sicher glaubenden, aber getäuschten Chinesen gemordet, kam er wieder in seinem Lager an. Da schrieb ihm der Chinese, daß dieß nur ein Mißverständniß gewesen; der Insulaner erwiederte, er sey davon so fest überzeugt, daß er ihm die Haube eines alten Weibes zum Andenken sende. Alle spätern Unternehmungen, den Japanesen eine Niederlage beizubringen, blieben erfolglos; Korea würde trotz der chinesischen Hülfe dem Scepter der Japanesen gehuldigt haben, wäre der Urheber des Krieges, Taikosama, nicht plötzlich gestorben (1598) und das ganze Heer von dort zurückgerufen worden. Von jenem Augenblicke an betrat nie ein Japanese mehr den Boden der Halbinsel, und Korea besteht nun 247 Jahre ohne fremde Einmischung, das einzige Land der Erde, von welchem man dieß sagen kann.

In Japan dagegen fand eine Umwälzung statt, die nicht ihres Gleichen in der Weltgeschichte hat. Kein Volk hatte so schnell die Vortheile welche der Verkehr mit den Europäern darbrachte, sich zugeeignet. Mit gleicher Begierde gingen die Japanesen auf abenteuerliche Reisen, und besuchten jeden Hafen des südlichen Asiens. Sie behaupteten sich rühmlich in allen Kriegen und erfochten Sieg auf Sieg; sie vermietheten sich, wie die Schweizer, als Garden, und erwarben sich unter Muhammedanern und Heiden einen großen Namen. Die Religion der westlichen Völker zog sie ebenfalls an; Tausende gingen daher zum Katholicismus, der Religion der Portugiesen, über und zeigten sich in allen Dingen damit einverstanden. Die Regierung war frei im Denken wie im Handeln; denn beide gingen Hand in Hand, und jeder Unterthan konnte dahin gehen wo es ihm am besten gefiel, und einen Gottesdienst annehmen der ihm der beste zu seyn schien. Kein Staat in Asien befolgte gleiche Grundsätze. Es beeiferten sich in Japan die kleinern Fürsten wer es dem Kaiser, ihrem Lehnsherrn, in Verbreitung der Freiheit zuvorthun sollte. Viele der

Grundsätze, welche man damals zur Grundlage des Fortbestehens des Landes legte, sind später in Europa allgemein geltend gemacht worden. — Welche Erwartungen konnte man daher für die Zukunft hegen, und wie wahrscheinlich war es, daß diese Inseln mächtiger als je Holländer und Malayen auf den indischen Archipel einwirken würden. Solches war jedoch nicht der Wille des Herrn der Welt, dessen Weisheit jene entfernten Länder mit undurchdringlichem Schleier umhüllte, den jetzt seine Hand weggenommen hat. — Alle die Seeräuber wurden von den Küsten China's hinweggerufen, und der Tod auf das Wegsegeln von der Küste des Vaterlandes gesetzt, eine Verordnung die noch heutigen Tages in voller Kraft ist. Aller Verkehr mit den Fremden wurde den neugierigen Einwohnern untersagt und diese nur in sehr geringer Zahl in einem unbedeutenden Hafen zugelassen. Der Katholicismus wurde ausgerottet, das Heidenthum mit Macht ausgebreitet, die weltliche Gewalt den Nachfolgern des Taikosama ganz anvertraut, und der frühere Fürst der Dairi in einen Tempel eingesperrt, um dort als eine lebendige Puppe seine Tage hinzubringen. Ströme von Blut flossen, ehe diese neue Ordnung der Dinge eingeführt werden konnte; allein die Tyrannei erhielt den Sieg; wie wunderlich und widernatürlich das System auch seyn mag, es besteht bis auf den jetzigen Tag ungefährdet. Das Außerordentliche in dieser Sache ist, daß die freigesinnten Schiffer und Kaufleute sowohl, als die Fürsten Japans sich in diese Lage fügten, und daß die spanische Monarchie sowohl als die Portugiesen es sich gefallen ließen in den von ihnen heilig gehaltenen Dingen verhöhnt zu werden, während die Holländer, die damals mächtig um sich griffen, zufrieden waren nur als Gefangene behandelt und in ihren Gewinnsten geschmälert zu werden. — So ist denn Japan nun ein verschlossenes Land, welches diese gräuliche Umwälzung dem Stolze und Uebermuthe der Portugiesen und dem tief eingreifenden, sich allem widersetzenden Katholicismus zu verdanken hat.

Für China war dieß eine Veränderung welche die heilsamsten Folgen hatte. Der Friede war nun für immer zwischen beiden Reichen gegründet. Anstatt ihre Junken in den Hafenstädten des Nordens zu empfangen, fuhren die Chinesen selbst nach Nangasaki und trieben, wie die Holländer, dort Handel. Kein feind-

liches Geschwader, keine unüberwindliche Armee nahte sich von Osten China's Gränzen; der Oberherr von Japan lebte als ob er gar nicht da wäre; die Investitur und der Tribut wurden vergessen, und die Insulaner rühmten sich, daß sie unter allen benachbarten Nationen die einzigen seyen welche ihre Unabhängigkeit behauptet. Nur einmal versagten sie den Chinesen den Zugang, als sie von den Mantschuren überwunden worden waren; denn sie behaupteten, daß den Feigen kein Verkehr mit einer tapfern Nation gestattet werden müßte.

Die Freude über den Tod des Taikosama war so groß, daß der Kaiser nicht wußte wie er seine Zufriedenheit ausdrücken sollte. Man ließ nun dem Volke bekannt machen, daß die chinesischen Generale große Siege erfochten und den Feind auf allen Seiten, zu Lande sowohl wie zur See, geschlagen hätten. Um den Schein eines Sieges zu geben, wurden die Gefangenen, unter welchen auch einige Verwandte des Taikosama waren, zu Peking unter den schmählichsten Martern hingerichtet. Nun glaubte Wanli sich in Sicherheit, allein im Nordwesten erhob sich eine Gewitterwolke, welche mit zerschmetternder Macht sich allmählich über China herwälzte, und mit krachendem Donner endlich den Thron der Ming-Dynastie vernichtete.

Im Vorhergehenden haben wir hinlänglich über die Niutschi und Kitan gesprochen. Beide Stämme verloren sich wie die Mongolen in den ungeheuren Steppen des Nordens, oder wurden mit den einheimischen Chinesen so verschmolzen, daß sie ihre Nationalität gänzlich einbüßten. Die ersteren vereinigten sich natürlich mit andern Nomaden, nahmen andere Namen an und erschienen dann zuweilen an den Gränzen China's. Die Bewohner der nordöstlichen Tatarei, jetzt unter dem Namen Mantschurei bekannt, zogen das Jägerleben dem der Hirten vor, und durcheilten die ungeheuren Wälder um Zobel und andere Pelzthiere zu fangen, und an dem Fuße der Gebirge die berühmte, für die Medicin wichtige Schinsengwurzel zu sammeln. Dafür tauschten sie an der chinesischen Gränze sich Kleidung und andere Erzeugnisse jenes Landes ein. Dadurch bereicherten sich nun die südlichern Stämme, welche noch überdieß Pferde zu Markte brachten, ganz bedeutend, während die nördlichen am Flusse Seghalien (Amur) nur dürftig in jenem kalten Klima ihren Unterhalt fanden und überdieß sehr

roh und unwissend blieben. Beide jedoch behielten den Namen Niutschi bei, der auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung hindeutete; sie lebten aber immer in feindlicher Berührung, denn die südlichen Brüder bildeten sich sehr viel auf ihre Verfeinerung ein, welche sie von den Chinesen erhielten, und behandelten daher ihre Verwandten mit Verachtung und Härte, was ihnen durch die wilde Grausamkeit der rohern Stämme oft vergolten wurde. Die Chinesen bekümmerten sich anfangs sehr wenig um diese Wüstenbewohner. Als aber ihr Handel wuchs, sandte man habsüchtige Mandarine als Zolleinnehmer nach den Märkten, und erpreßte große Summen Geldes, was einen ausgedehnten Schleichhandel mit allen seinen Uebeln zur Folge hatte. Dadurch entstanden nun häufige Streitigkeiten, welche die Handelssperre und sehr unangenehme Ereignisse herbeiführten; da aber der Verkehr beider Völker unabläßig nothwendig geworden, so wurden die Hindernisse dieser Art bald aus dem Wege geräumt. Der alte Hongwu hatte überdieß die Niutschi so gänzlich geschlagen, daß ein ganzes Jahrhundert beinahe verstrich ehe sie sich erholen konnten; daher brachten einige Stamm-Häuptlinge ihren Tribut und nannten sich Vasallen des Reiches. Sie geriethen aber zu wiederholtenmalen in Streit und suchten einander nicht nur zu besiegen sondern auszutilgen, so daß die Chinesen sehr oft als Friedensvermittler erschienen und selbst mit den Waffen in der Hand den erbitterten Häuptlingen geboten sich ruhig zu verhalten. Zu gleicher Zeit aber wollte man nie erlauben daß sich alle Familien unter einen einzigen Fürsten begaben, wodurch dieser zu mächtig geworden wäre, sondern suchte eine gewisse Eifersucht, durch reiche Geschenke auf der einen Seite und Herabsetzung und Geringschätzung auf der andern, unter den verschiedenen Stämmen zu erhalten.

Das Volk selbst war zu roh, um die Politik des himmlischen Reiches zu begreifen, und viele der Anführer und reichsten Tataren bewarben sich ernstlich um die Gunst des Kaisers. Was man von den weitern Fortschritten ihrer Macht, der größten die je in Asien entstanden, aufgezeichnet hat, wurde von den Chinesen geschrieben, denn die Nation selbst hatte noch keine Schriftzeichen für ihre Sprache. Erst später, als die Mantschuren – der Name welchen sie nachher annahmen — die Fertigkeit der chinesischen Schreiber bewunderten, ließ ein

Fürst von den Grundzügen der mongolischen, der syrischen Estranghelo entnommenen Schrift ein syllabarisches Zeichensystem bereiten. In ihrem ganzen Betragen zeigten diese Leute überdieß, daß sie Cultur zu würdigen verstanden und sich gern jede Erfindung zu eigen machten.

Wie gewöhnlich hatte man einen Verschnittenen nach den Gränzen gesandt (1608), um dort als Zolleinnehmer sich von dem Handel der Mantschuren zu bereichern. Diese kamen dorthin mit sehr stattlichen Pferden und den Bälgen von schwarzen Füchsen, aus welchen dieser Beamte die besten für seinen eigenen Gebrauch wegnahm und davon den Hofschranzen ein Geschenk machte. Als daher diese Kaufleute sich ernstlich beim Statthalter über diese ungerechte Handlung beschwerten, verwies sie dieser nach Peking und schrieb selbst einen vorzüglichen Aufsatz, welcher die Anmaßungen der Mandarine in sehr grellen Farben schilderte. Aber wie konnte ein solcher Ankläger Gehör finden, da die mächtigsten Behörden von den schönen Rossen, den vortrefflichen Pelzen und der stärkenden Schinseng besaßen, welche der freigebige Beschuldigte so reichlich gespendet. Da nun Bittschriften nichts halfen und der Zolleinnehmer es immer ärger machte, griffen die Mantschuren zu den Waffen und verbreiteten durch ihre außerordentlichen Angriffe und niegesehene Tapferkeit allgemeinen Schrecken in ganz Liaotong. Selbst in Peking fing man zu zittern an, denn man war auf einen Anfall nicht vorbereitet. Anstatt aber große Anstalten zur Vertheidigung zu machen, schenkte der bieder gesinnte Wanli den Tataren eine bedeutende Summe Geldes. Sie zogen sich darauf wieder innerhalb ihrer Gränzen zurück, und kamen nach wie vor zum Jahrmarkte, um sich von den pfiffigen Chinesen betrügen zu lassen.

Theils um die Gränzen zu sichern, theils um Tataren durch Tataren zu bekämpfen, hatte man den Mantschuren die Anlegung bedeutender Colonien in einer Berggegend nahe der Gränze erlaubt. Dort lebte das Volk ruhig als Ackerbauer, und zahlte den Chinesen seine Abgaben mit völliger Zufriedenheit. Zwischen diesem Lande und China hatte man mehrere Festungen erbaut, so daß das Reich von dieser Seite so ziemlich gesichert zu seyn schien. Allein die Mandarine, welche jenes Völkchen nicht im Besitz seiner Güter lassen wollten, ohne davon selbst Nutzen zu

ziehen, begaben sich dorthin, um Mittel zu ihrer Bereicherung zu finden. Die Einwohner, die so etwas vermutheten, betrugen sich störrisch und widersetzten sich diesen Eingriffen in ihre Rechte. Dafür sollten sie aber büßen; zu diesem Ende faßte die chinesische Obrigkeit den Entschluß, diese Ansiedlungen nach dem Innern von Liaotong zu versetzen. Mitten im Winter erschienen die Polizeibeamten, rissen die Hütten der Barbaren nieder, zerschlugen ihre Hausgeräthe und zwangen sie, ungeachtet ihrer Hartnäckigkeit, ihre Geburtsorte zu verlassen. Allein die junge Mannschaft war entschlossen einer so harten Maßregel keinen Gehorsam zu leisten. Anstatt daher den übermüthigen Eroberern zu folgen, gingen sie in die Wüsteneien zu ihren Landsleuten, während etwa 6000 Greise, Kinder und Weiber diese bösen Gesellen nach Liaotong begleiteten, und dort vor Hunger und Mangel starben. Damit noch nicht zufrieden, zerstörte ein chinesischer Bevollmächtigter die Gränzstädte der Mantschuren und ertheilte ihnen den Befehl sich weiter ins Innere zurückzuziehen. Noch aber war das Volk zu sehr mit einander entzweit um kräftige Maßregeln zur Gegenwehr zu nehmen; daher gingen sie in die Wälder und zogen sich ganz vor den Verfolgungen zurück.

Unterdessen versagte der chinesische Statthalter einem Häuptling eine Braut, für welche er die heftigste Neigung fühlte; da sich der Fürst einer solchen Gewaltthat mit ganzer Kraft widersetzte, nahm man ihn verrätherischer Weise gefangen und ließ ihn dann durch einen Meuchelmörder umbringen. Diese grausame That empörte die Barbaren; der Sohn des Verstorbenen wurde zum Anführer der Horden gewählt, welche an China Rache nehmen wollten, und dieser schwur, daß er 200,000 Chinesen den Manen seiner Familie aufopfern wollte. Mit solchen Drohungen war es den Tataren ernst. Ihre Gewohnheiten und selbst das Gesetz bestanden darauf daß, wenn einer der Häuptlinge mit Tod abging, eine große Anzahl ihrer Dienerschaft am Grabe des Fürsten grausam geschlachtet werden sollte, um ihm in jener Welt zu dienen. Daher wurden mit wüthender Blutgierigkeit die Unschuldigen wie Thiere niedergestoßen und die Leichname der Ermordeten auf den Straßen längs der Gränze, zur Warnung für die Chinesen, hingeworfen. Dieser Prinz wurde der Stammvater der jetzigen Dynastie, welche den Thron von China beinahe zwei Jahrhunderte besitzt.

Unter seiner Anführung näherte sich eine bedeutende Schaar Tataren der Stadt, wo sie gewöhnlich ihren Jahrmarkt hielten. Sie eilten mit ihren Rossen vor die Mauern, wurden aber von dem Commandanten mit solcher Kraft empfangen, daß sie sich eiligst zurückzogen, nachdem die Laufgräben mit Leichen angefüllt waren. Ein Verräther aber brachte die Feinde innerhalb der Mauern. Nachdem der Commandant getödtet worden war, fielen die Mantschuren über die chinesischen Soldaten her und hieben die ganze Besatzung nieder (1618). Nun verbreiteten sie sich über die Ebene, so daß die Chinesen in Furcht gejagt wurden und der Kaiser nach Makao sandte, um von dort ein Corps Portugiesen und Eingeborne herbeizurufen und die kaiserliche Armee auf europäischem Fuße zu exerciren. Der Staat wäre vielleicht glücklich und erfolgreich in allen seinen Unternehmungen zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit wider die Barbaren gewesen, hätte Wanli diese Fremden mit ihren Kanonen und Gewehren nicht zurückgeschickt, gerade als sie die Hauptstadt erreicht hatten, da die augenblickliche Gefahr verschwunden war.

Endlich erwachte Wanli aus seinem langen Schlummer; ein neuer Statthalter wurde nach Liaotong abgefertigt, und der frühere Beamte, welchem man Schuld an allen diesen Unruhen gab, wurde sehr hart bestraft. Schon waren zwei Mandarine zu den Tataren übergegangen; man ergriff sie aber und verurtheilte sie zum Tode. Der neue Machthaber war jedoch entschlossen die Gränzländer in eine Wüste zu verwandeln, um dergestalt den Mantschuren jeden Einfall unmöglich zu machen. Nachher wollte er selbst einen Beweis seiner Tapferkeit ablegen, und fiel daher mit einem sehr bedeutenden Heere in vier verschiedenen Abtheilungen in die Mantschurei ein. Anstatt aber Menschen zu finden, fand er sich bald von undurchdringlichen Wäldern umringt. Es gab weder Brücken noch Wege und der Marsch der Armee war daher nicht allein sehr langsam, sondern den größten Mühseligkeiten ausgesetzt. Viele Tage lang hatte man nicht einen einzigen Barbaren gesehen; darum dachte der Gouverneur, daß die Nomaden sich aus Furcht weiter im Norden zerstreut hätten. Er war daher, ungeachtet der Todtenstille welche um ihn her herrschte, mit seinem Zuge sehr zufrieden. In dieser Sicherheit fielen die Mantschuren plötzlich über eine Division her, umringten

sie von allen Seiten und vernichteten sie gänzlich, ohne daß ihre Waffengenossen, welche in der Nähe standen, zu Hülfe kommen konnten. Man schrieb diese Niederlage der Eile des Generals zu, welcher, ohne das weitere Vorrücken des andern Regiments abzuwarten, zu weit in die Wälder vorgedrungen, und daher seinem Untergange entgegengegangen. Von diesem Augenblick an war man von Furcht vor diesen Tataren-Horden durchdrungen und wollte mit ihnen Frieden machen; allein die Mantschuren, der Treulosigkeit der chinesischen Behörden eingedenk, schlugen alle Unterhandlungen ab und vernichteten einen Theil des Heeres nach dem andern. Gerade als in Deutschland der unglückliche dreißigjährige Krieg anfing (1618), erschienen zum erstenmale die Mantschuren als mächtige Sieger. Ungleich den Hunnen, Türken, Kitan, Niutschi und Mongolen, welche von Zeit zu Zeit sich großer Landesstrecken bemächtigt, war dieser Stamm ein sehr kleines Häuflein, noch ganz unerfahren im Kriege, ohne sich früherer Siege zur Belebung des Muthes erinnern zu können, und selbst von den übrigen Tataren gering geachtet. Der Name der Mantschuren war ganz unbekannt; als einzelne Horden hatten sie bisher in geringer Zahl, oft in Fehden mit einander verwickelt, in den Wäldern und Steppen gelebt, und sich sehr wenig um den Ackerbau bekümmert. Sie liebten die Jagd, waren sehr gute Pfeilschützen und vortreffliche Reiter, konnten auch die größte Entbehrung ohne Murren ertragen und ungefährdet im kalten Winter einen Zug unternehmen; denn dieß hatten sie am Amur-Flusse auf ihren langen Jagden gelernt. Dieß sind ihre Vorzüge; dagegen wußten sie nichts von der Kriegskunst, fochten beinahe immer ohne Plan, und verstanden nie ihre Siege zu benutzen. Feuergewehre hatten sie noch nicht gesehen, und die Stärke ihres Heeres bestand in den Bogen, welche sie ganz vortrefflich handhaben konnten, und in den schnellen Bewegungen ihrer behenden Cavallerie. Wie aber ein an Zahl und Ordnung weit überlegenes chinesisches Heer, welches hinlänglich mit Geschütz versehen war, überwältigt und von bloßen Horden aufgelöst werden konnte, ist bis jetzt noch ein Räthsel. Nach reifer Untersuchung aller Umstände dieses Krieges gelangen wir endlich zu dem Resultate, daß die Mantschuren in kürzerer Zeit und mit viel geringeren Mitteln erfolgreicher fochten als je ein anderer

Tataren-Stamm, und daß ihre Eroberungen größer und dauernder waren als die irgend einer andern Nation, mit Einschluß der Perser und Römer. Wie dieß geschah, und wie eine solche außerordentliche Begebenheit, wie die Unterwerfung von ganz China stattfand, ohne daß sich Europa im geringsten darum bekümmerte, wird die folgende Erzählung lehren.

Unter der Regierung des Wanli haben wir jedoch nur zu bemerken, daß, nachdem das wackere Heer des neuen Statthalters geschlagen worden war, die feindliche Reiterei sich plötzlich zurückzog, ohne davon nur eine Ursache anzugeben. Da fielen die Mantschuren plötzlich in Liaotong ein; der Gouverneur jedoch vertheidigte die Hauptstadt tapfer, während sie alle Städte bis zu den Gränzen Korea's hinwegnahmen. Dort angekommen, berathschlagten sie was nun zu thun sey; die klügsten Häupter faßten den Entschluß für sich dieß Land zu erobern. Während sie noch nicht entschieden waren welche Richtung sie mit ihren Reisigen nehmen sollten, hörten sie, daß ein anderer Stamm ungestört bis zu den Wällen Pekings vorgedrungen sey (1620). Nie hatten sie dieß für möglich gehalten, und obgleich der Zug eine bloße Streiferei war, so belebte doch dieser Umstand ihren Muth, und nun richteten sie ihren festen Blick auf China, welches sie schon als ihr Eigenthum betrachteten. Ihre Landsleute hätten sich jedoch nicht ungestraft den Thoren Pekings genähert, wäre nicht die Gemahlin des Wanli gerade gestorben, was eine solche anhaltende Trauer in der Brust des Kaisers verursachte, daß er bald darauf vor bloßem Gram und durch den Gedanken an den Trotz der Mantschuren gepeinigt seinen Geist aufgab.

Von den Unruhen, welche unter dieser Regierung in Ssetschuen vorfielen, erwähnen wir nur, daß der eingeborne Prinz, welcher für sein Ländchen gegen die Chinesen focht, sich tapfer vertheidigte, und da er endlich keinen Ausweg vor sich sah, sich selbst und seine ganze Familie entleibte. Nun wurde dieser Strich Landes zu China geschlagen und das Reich bedeutend nach Westen ausgedehnt. Mit den Ureinwohnern von Kueitschéu wurden die Mandarine jedoch nicht so schnell fertig, denn sie kamen von ihren Bergen herab und richteten großes Unheil unter den friedlichen Einwohnern an. Nachdem nun ein großes Heer in die Gebirge eingedrungen, fochten die Barbaren mit der Entschlossen-

heit der Tyroler, und die Chinesen wurden in jedem Treffen besiegt. Da bestach der General ihre Feldherren, zog sich bald zurück, wurde zum Friedensschluß aufgefordert, und kündigte mit vielen Betheurungen seiner Aufrichtigkeit den Eingebornen im Namen seines Herrn an, daß es ihnen von ganzem Herzen vergeben sey. Nun verhielten sich beide Theile ruhig und kein anderes wichtiges Ereigniß trübte das gute Einverständniß der Regierung.

Es ist ein merkwürdiger Umstand daß die gleichgültigen Chinesen, die alles Fremde mit Verachtung ansehen, unter der Regierung des Jonglo (1420) die Lust bekamen einmal fremde Länder unter der Leitung ihres Kaisers zu besuchen. Der Befehl, welchen dieser Monarch seinem Abgesandten gab, lautete, daß er alle Länder des Westens bereisen und davon die Kunde dem himmlischen Reiche bringen sollte. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der unternehmende Geist, welcher diesen Auftrag erhielt, nie seine Bestimmung erreichte. Später ging ein Mandarin unter der Regierung des Siuente mit einem sehr zahlreichen Gefolge nach Bengalen, um über Religion, Völker und Producte die nöthigen Kenntnisse zu sammeln. Er wurde sehr wohl empfangen und ging selbst zur See nach Arabien, dem Lande des falschen Propheten. Die Beschreibungen welche er uns hinterlassen, sind aber äußerst dürftig, kurz und voll von Namen. — Sobald aber die Fremden des fernen Westens die Ufer China's erreicht hatten und viel über ihr Geburtsland sagen konnten, verschwand auf einmal die Begierde nach fremdem Wissen, und die Portugiesen sahen sich vergeblich nach Leuten um welche den Vorzug ihrer Kenntnisse zu schätzen wußten. Die Anzahl der Colonisten hatte sich jedoch zu Makao bedeutend gemehrt; da dort ein Gouverneur war, welcher seine Untergebenen nach den Gesetzen seines Vaterlandes behandelte, wurde der Statthalter zu Canton so eifersüchtig, daß er den Häuptling und die portugiesischen Richter in herrischer Sprache vor sich forderte. Zwei Abgeordnete wurden daher nach jener Stadt von Canton aus abgefertigt und erschienen als Bittsteller vor dem Machthaber. Er schalt sie ihres Leichtsinnes, ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die chinesischen Gesetze wegen, und entließ sie mit den fürchterlichsten Drohungen, daß er sie alle sogleich von der Halbinsel wegtreiben wollte. Anstatt nun harte Worte

mit Trotz zu erwiedern, verbeugten sich die Portugiesen, versprachen unbedingten Gehorsam, und bevor sie den Palast des Statthalters verließen, hatten sie so reiche Geschenke gespendet daß man ihrer Unwissenheit vergab, und sie nun jährlich einen Pacht von 500 Unzen an die chinesische Regierung in Anerkennung ihrer Lehnherrschaft dort bezahlten. So versammelten sich nun eine Menge Fremde und Chinesen an der neuen Niederlassung, und es entstand ein sehr bedeutender Handel; viele der Producte welche die Portugiesen nach Japan verfuhren, mußten zu Canton angekauft werden. Die Mandarine wurden aber sehr bald auf die großen Häuser welche die Barbaren erbauten, neidisch; daher wurden Gebäude der Art aufs strengste verboten. Wollte daher Jemand ein Haus aufführen, so hatte er erst die Freiheit von der Obrigkeit zu erkaufen, und nichts ging ohne Erpressungen von statten.

Die Kaufleute jedoch entschädigten sich für alle Verluste durch den Handel in Canton. Jedes Jahr gingen sie nach jener Stadt und brachten den Mandarinen köstliche Geschenke; wenn sie abzogen, wurden dieselben Abgaben an die chinesischen Behörden entrichtet. Dafür aber bezahlten sie nur sechs Procent Zoll, genossen große Freiheiten und schmuggelten überdieß den größten Theil ihrer Güter. Gegenseitiger Gewinn knüpft Nationen an einander, und es ist unmöglich sie von einander zu scheiden. Was auch immer als Störung vorfallen möge, ist sehr bald beseitigt, und die Dinge gehen schnell wieder ihren gewöhnlichen Gang, selbst wenn die Hindernisse unüberwindlich scheinen. Man muß die Blüthe Makao's in die Regierungsjahre des Wanli legen, während welcher noch kein Fremdling das gute Vernehmen der Portugiesen störte, oder eine rüstigere Nation sie aus diesem Markte vertrieb.

Allein es war nicht nur der Hang nach Geld, welcher dieß Volk beseelte; sie wollten auch Eroberungen für den Papst machen und der Jungfrau Anbeter verschaffen. Schon frühe hatte der ausgezeichnete Franz Xavier, ein Mann von eisernem Muth, mit unauslöschlichem Eifer für die Ausbreitung von Roms Aberglauben beseelt, in lichthellen Augenblicken ein wahrer Verehrer des Heilandes, den Entschluß gefaßt den Chinesen die Ceremonien des westlichen Clerus bekannt zu machen. Er schlug daher eine

Gesandtschaft nach Peking vor, und beredete eines seiner Beichtkinder dazu, das Geld hiefür vorzuschießen. Schon war er im Begriff die Reise anzutreten, schon war das Schiff in Bereitschaft, als plötzlich der Gouverneur von Malakka diese Unternehmung verbot und sich selbst das Geld zum Behufe des Staates zueignete. Da stand nun Xavier trostlos da, nicht wissend was er anfangen sollte; er begab sich dann 1552 nach Schangtschuen, wo damals noch die bedeutendste Niederlassung seiner Landsleute war, und verlangte sehr ernstlich nach dem Festlande überzugehen; allein selbst nicht die Fischerleute durften so etwas wagen — man zitterte überall vor dem Gedanken einen Barbaren ins himmlische Reich hereinzubringen. Leute wie Xavier jedoch erhalten nur noch größern Muth, je größere Schwierigkeiten sich darbieten, und so vermochte er endlich einen Kaufmann, durch Bezahlung einer bedeutenden Summe Geldes, ihn mit herüber zu nehmen. Groß war die Freude über das Gelingen seines Vorhabens; jedoch der Tod holte ihn ab, noch ehe er seinen Wunsch erreicht. Der Aberglaube, der sich gern christlich nennen möchte, und wirklich heidnisch ist, machte aus seinem Grabe einen Wallfahrtsort, und sprach von seinem nicht verwesenden Leichnam, ihn unter die Heiligen versetzend.

Gerade in demselben Jahre fand ein Dominicaner, ein Spanier von Geburt, seinen Weg nach China, wurde aber wieder von dort vertrieben. Einige Jahre später verbanden sich vier Capucinermönche auf Leben und Tod, das Kreuz in dem himmlischen Reiche aufzupflanzen; sie begaben sich daher nach Fokien. Doch ehe sie diese Provinz erreichen konnten, litten sie Schiffbruch und kamen in einem sehr elenden Zustande in China an. Gern wären sie dort geblieben, allein die Mandarine setzten sie an Bord einer Junke und sandten sie, unter sehr vielen Höflichkeitsbezeugungen, nach Manila.

Der Papst, welcher immer ernstlich bemüht ist alle Länder der Erde seiner geistlichen Herrschaft zu unterwerfen, sandte auch einen Vicar, Namens Valigano, nach Japan, welcher sich einige Zeit zu Makao aufhielt. Dieß war ein sehr ernster Mann, voll Eifer für die Kirche, der die Welt dem Kreuze zu unterwerfen wünschte. Wenn er aber von Makao aus nach jenen dürren Felsen

hinblickte, welche diese Niederlassung umringen, pflegte er auszurufen: o Fels, wann wirst du dich öffnen? Er ließ es jedoch nicht bei frommen Wünschen und wiederholten Messen bewenden, sondern ging sogleich ans Werk, und suchte einige tüchtige Männer aus seinen Begleitern für die chinesische Mission aus. Seine Wahl fiel auf drei, von denen einer, Ricci, ein Jesuit, sich bleibenden Ruhm erworben hat. Diese Leute machten es sich zur Pflicht, erst die Sprache zu erlernen; nachdem sie darin wohlbewandert waren, sandte der Senat von Makao sie als Gesandte nach Canton, um dort den Magistrat anzuflehen, der Colonie nicht ihre Privilegien zu nehmen. Da betrugen sie sich, wie die Jesuiten es gewöhnlich thun, sehr klug; unter andern machten sie dem Gouverneur ein Prisma und einen Pendel zum Geschenk. Da sie sehr gescheidte Leute waren, so erlaubte ihnen der Statthalter zu Canton zu bleiben. Nachher zogen sie sich weiter ins Innere zurück, und während einer von ihnen in der Nähe Cantons den Portugiesen die Messe las, verkleidete sich Ricci und sein Gefährte als Buddha-Priester. Bald aber starb ihr Gönner, und so ersuchte man sie daß sie, wie die heidnischen Bonzen, Messen lesen und ein Todtenopfer halten sollten. Einem solchen Ansuchen konnten sie natürlich kein Gehör geben, und so erhielten sie Befehl sogleich aus China fortzuziehen. Ricci, welcher nun die Leitung des Ganzen übernahm, war nicht der Mann um sich durch geringe Hindernisse abschrecken zu lassen. Er hatte sehr wohl gelernt wie man mit den Mandarinen verfahren müsse; anstatt daher ihren Befehlen zu gehorchen, zog er ein stattliches Kleid eines gelehrten Doctors an und begab sich in die nächste Provinz Kiangsi. Nach manchen Gefahren und der Vereitlung mancher seiner Pläne siegte er durch List und Geschenke und durch sein großes Talent, so daß er endlich zu Nanking ankam. Schon hatten andere Jesuiten und Mönche verschiedener Orden seine Stelle im Süden eingenommen. In jener zweiten Hauptstadt des Reiches schmeichelte er sich sehr bald bei dem Statthalter ein, deckte die großen Mängel der chinesischen Astronomie auf, erwarb sich großes Zutrauen wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, und vermochte seinen Gönner dahin daß er ein ernstes Schreiben an den Hof ergehen ließ, um die vorzüglichen Kenntnisse des Barbaren in der Astronomie zu rühmen. Die Hauptstadt zu besuchen war

das erste Streben des Ricci, denn dort hoffte er einen Eindruck auf den Kaiser zu machen. In Gesellschaft eines Mandarins, der ihm sehr geneigt war, ging er daher mit einem gewissen Cataneo nach Peking. Allein man wollte ihn dort nicht bleiben lassen, und so mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

Der Papst, welcher von diesem außerordentlichen Manne gehört, ließ sogleich neue Missionäre nach China gehen, und sandte so reiche Geschenke dahin daß Ricci freudig unternahm sich als Tributträger zu Wanli zu begeben. Kaum war er in Peking angekommen, als ihn einer der Verschnittenen besuchte; da ihm alle Sachen sehr gefielen, so wollte er das Ganze hinwegnehmen und für sich selbst behalten. Hier machte Ricci außerordentliche Anstrengungen um mit dem Kaiser bekannt zu werden; er schenkte ihm schöne Uhren und andere Kostbarkeiten, unter andern auch Landkarten, und überdieß eine Abbildung des Erlösers sowohl als der Jungfrau, mit einem Kästchen von Reliquien. Wanli wußte erst nicht, was er mit diesen außerordentlichen Dingen machen sollte. Für die Uhr erbaute er einen Thurm; nach der Weltkarte guckte er mit seinen Gelehrten hin, und als er China nicht in der Mitte aller Länder, von vier Meeren umgeben, abgebildet sah, so bezweifelte er sehr die Richtigkeit der geographischen Kenntnisse dieses Mannes. Er wurde noch mehr in seinem Mißtrauen bestärkt, als er Amerika auf der andern Halbkugel erblickte. Die Alten hatten nie dieses Theils der Erde erwähnt; daher mußte sein Bestehen eine bloße Erdichtung der Barbaren seyn, welche sie den gescheidten Chinesen aufdringen wollten. Allein warum sollte man sich um die entlegenen Länder dieser Fremden bekümmern und sich über ihre Beschaffenheit streiten, es ist ja dem himmlischen Reiche gleichgültig ob diese Gegenden wirklich vorhanden sind oder nicht.

Nachdem nun Wanli lange wie ein Kind sich mit seinen Geschenken gefreut, befahl er endlich dem Tribunal, seinen Bericht über diesen Fremden abzustatten. Dieser lautete folgendermaßen:

Wir haben keine Verbindung mit dem Westen, wo man weder unsere Gesetze noch unsere Grundsätze befolgt. Die Bilder vom Herrn des Himmels und einer Jungfrau, die uns Li Matéu (Ricci) angeboten, sind von keinem Werth; die Knochen welche er zum Geschenke machen will, gehören, wie er sagt, den Unsterb-

lichen an (Feen?); allein er bedenkt nicht daß, wenn diese gen Himmel gehen, sie auch ihre Gebeine mit sich nehmen. Wir sind daher zu dem Entschluß gekommen daß man sich mit diesen Neuerungen nicht aufhalten, und ihn sowohl als seine Geschenke zurückschicken müsse.

Ricci hatte aber schon zu großen Einfluß in der Hauptstadt als daß er sich durch diesen Befehl hätte irre machen lassen sollen. Selbst einer der Minister am Hofe, welcher zum erstenmal von der Unsterblichkeit der Seele hörte, bekannte sich zum neuen Glauben, nahm die Missionäre in Schutz und machte ihnen große Geschenke. Da nun die Jesuiten die Oberhand hatten und sich in alles schicken, an alles anschmiegen konnten, gewannen sie viele für ihren Glauben, unter andern auch die Tochter jenes Ministers, die bei den Katholiken einen großen Ruhm unter dem Namen Candida genießt. Sie baute Kirchen, unterhielt sich mit den Priestern, war rechtgläubig und freigebig, und stärkte den Muth der kleinen Schaar sehr bedeutend. So geschah es denn daß in sehr kurzer Zeit 90 Kirchen gestiftet und überdieß noch 45 Bethäuser errichtet wurden. Man stiftete Bruderschaften, der Jungfrau Maria geweiht, und unter allen Schlacken fand man einen Verein, der wöchentlich am Freitage sich versammelte, um über die Leiden des Heilandes nachzudenken. Die Gelehrten welche dem Papstthum huldigten, hatten sich Ignatius zum Patron erwählt, dessen Ordensregeln sie aufs festeste aufrechthielten. Die Seele des Ganzen war die unermüdete Candida, eine Frau, wie China nie wieder eine gesehen. Sie bezahlte den Druck der Scholastiker, der Lebensbeschreibungen der Martyrer und Mährchen, welche der unermüdete Ricci ins Chinesische übersetzte. Sie durchreiste selbst in Gesellschaft ihres Sohnes die Provinzen, um neue Kirchen zu errichten; sie nahm die Findlinge auf, ließ sie auf ihre eigenen Kosten ernähren, und lehrte die Blinden, welche sich in China mit Wahrsagungen beschäftigten, die Grundzüge des Papstthums, um es in allen Straßen und in allen Ecken bekannt zu machen. Sie war eine Dame von vorzüglicher Schönheit und dabei männlichen Charakters, sehr hoch von Wanli geehrt, welcher ihr ein prächtiges Kleid zum Geschenk machte. Anstatt dieß aber zu gebrauchen, vermachte sie ein Stück davon einem Altar, den übrigen gestickten Theil verkaufte sie, um den Ertrag den Armen zu geben.

Ricci, mit einem großen Geiste begabt, empfing die unzählbaren Besuche von Leuten aller Art mit der größten Höflichkeit und so einnehmendem Betragen, daß Jedermann wie bezaubert den fremden Priester verließ. — Allein die Anzahl seiner Bekehrten erregte auch ziemlich Neid; man schwärzte ihn in dem Palaste als einen sehr gefährlichen Menschen an; die heidnischen Priester verlangten daß er die Regierung des Himmels seinem Gotte überlassen möchte, während sie sich um die irdische hinreichend bekümmern wollten. Wären seine Feinde nicht in Ungnade gefallen, so würde dieser feurige Missionär genöthigt worden seyn die Hauptstadt zu verlassen. Allein man verklagte sie bei Hofe, und sie selbst waren genöthigt ins Gefängniß zu wandern. Bald aber brachte man dem schwachen Wanli den Argwohn bei daß sich Cataneo, der gerade zu Makao war, zum Kaiser aufwerfen wollte. Sogleich wurde eine Sperre der Colonie befohlen, und ein General erhielt den Befehl die Festungswerke zu erstürmen. Dieser Held aber blieb lange unentschlossen; nachher sah man die Albernheit dieses Gerüchts ein und unterließ alle feindlichen Angriffe.

Ricci hatte ein Haus zu Peking gekauft und dort eine Kirche errichtet, die dem heiligen Joseph geweiht war. Hier schrieb er nun seine verschiedenartigen Bücher, welche die Bewunderung der Welt erregten. Nachdem er alles für den Romanismus aufgeopfert, und mit Leib und Seele die Herrschaft des Papstes und seiner Kirche verfochten, starb er (1610). Er war einer der größten Männer, welche je nach China gesandt wurden. Der Kaiser selbst war über seinen Tod gerührt, und die Stadt Peking betrauerte den Tod eines Fremden. Der Schutzherr war nun im Grabe, und die zahlreichen Missionäre sahen sich durch ein Edict des Tribunals der Gebräuche bald von ihren Kirchen vertrieben und genöthigt nach Canton zu wandern. Wenn man bedenkt, wie viel diese Leute erduldeten, um die Chinesen eine Menge Gebete vom Rosenkranz herplappern zu lassen und ihre Götzen mit Bildern des Westens zu vertauschen; um ihre polytheistischen Ideen durch tausend Heilige nur noch mehr zu erweitern, um in einem dunklen Jenseits das Fegfeuer und die Seelenmessen in starken Farben hervorzuheben, den Erlöser aber mit seiner versöhnenden und schuldtilgenden Gotteskraft gerade im Hinter-

grund erscheinen zu lassen, dann ist man wirklich beschämt über die Lauigkeit der Diener des wahren Gottesdienstes, welche so wenig für ihre heiligen Zwecke erdulden können. Welch ein Anblick, wenn Ricci Jesum den Gekreuzigten gepredigt hätte, welche Bekehrte, welches Christenthum hätte er durch sein Blut begründet! Wie wäre es andererseits mit China gegangen, wenn das Papstthum den Sieg davon getragen hätte, und zu Peking sowohl als in allen andern großen Städten, wie zu Goa eine Inquisition errichtet worden wäre. — Solche Gedanken führen uns jedoch von unserer Geschichte ab.

Die Missionäre hatten die schon obenerwähnten Portugiesen zur Bildung des chinesischen Heeres sehr ernstlich angetrieben. Die chinesischen Bewohner von Makao dagegen setzten eine große Ehre drein, dem chinesischen Reiche einen solchen Dienst zu leisten. Daher betrieb ihr Gesandter Texeira am chinesischen Hofe diese Sache sehr eifrig. Nachher kam ein Jesuit nach Makao, um die Ankunft dieser Hülfstruppen zu beschleunigen, und so zogen denn 200 Portugiesen und 200 Schwarze, ein jeder einen Diener hinter sich habend, nach Canton, in stattlich glänzender Rüstung. Als sie dort angekommen, gaben sie eine öffentliche Probe von ihrer Fertigkeit im Exercitium, und gefielen den Chinesen ungemein in ihren Waffenübungen. Nun schifften sie sich auf Booten ein und wurden während der ganzen Wasserfahrt von den Behörden in der Gegend des Flusses sehr ehrerbietig empfangen und herrlich bewirthet. Die Soldaten waren darüber äußerst erfreut und führten ein herrliches Leben. — Ueber den Meiling-Paß gab man ihnen Pferde, und nachdem sie Kiangsi betreten, erreichten sie glücklich Peking auf dem großen Canal. Dort kamen alle großen Herren zu ihnen, um ihre reiche, blitzende Rüstung zu bewundern und dann wieder über die schnellen Wendungen ihrer kleinen Armee zu erstaunen. Allein während sie dort ein Gegenstand allgemeiner Achtung waren, bemühten sich die Kaufleute von Canton ernstlich ihren Fortschritt zu hemmen. Sie sagten sehr natürlich, die Portugiesen haben es auf weitern Verkehr mit China abgesehen; erhalten sie Eingang zu Peking, so verlieren wir unsern Erwerb. Daher spendeten sie den geldsüchtigen Mandarinen sehr große Summen, und da man zu Canton den Weg den Soldaten nicht verschließen konnte, so erreichte sehr bald ein

Abgeordneter Peking. Dort fand er schnell Behörden, die ihm in jeder Hinsicht zu willfahren bereit waren; die Handelsleute bezahlten alle Unkosten, welche sie durch Erpressungen von den Portugiesen wieder erhielten, und der Kaiser durch Verschnittene dazu beredet, gab endlich Befehl daß die fremden Krieger wieder mit allen möglichen Ehrenbezeugungen entlassen werden sollten. Die Tataren hatten sich damals gerade in die Steppen zurückgezogen, und Wanli war von der Furcht befreit. Hätte er diese Leute bei sich behalten, so würde vielleicht jetzt noch ein Chinese auf dem Throne sitzen. Von diesem Augenblick an jedoch erkannte man das Uebergewicht des Westens an.

Wanli liebte seine Mutter aufs innigste und unterwarf sich ihr in jeder Hinsicht. Als sie starb, war er ganz trostlos, und befahl allen Mandarinen daß sie 24 Tage lang Trauer anlegen sollten; er verbrannte alle ihre Kleider und ihr ganzes Hausgeräth, damit Niemand von geringerem Range davon Gebrauch machen könnte. Als der Leichnam zum Begräbniß ausgestellt wurde, streute er Edelsteine und Perlen darauf, und diese wurden mit dem prächtigen Sarge in die Erde gesenkt. Darauf verrichtete er die Ceremonien, die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind, und stellte dann den Sarg unter einen Thron, wo sich die Bewohner des Harems versammelten. Dort brachte man Opfer den Schatten im Todtenreiche, und die Mandarine der Hauptstadt sowohl als ihre Frauen, jedoch Männer von Frauen gesondert, mußten dieselben Gebräuche verrichten, welche man den Götzen erster Classe erweist. Nachher verfügten sich die ersteren nach ihren Amtszimmern, wo sie drei Tage lang fasteten, und nichts als dünne und schlechte Speisen aßen, was man in China fasten nennt. Sieben Tage lang wurde es den Schlächtern untersagt Thiere zu tödten und Fleisch zu verkaufen, während man das Volk ermahnte seine Trauer öffentlich in den Rathshäusern an den Tage zu legen. Die Bonzen lasen unterdessen Seelenmessen und läuteten die Glocken; die fremden Prinzen und Gesandtschaften am Hofe eilten zu dem Sarge, um nach ihrer Weise ihre Ehrfurcht der entseelten Kaiserin zu bezeigen, während in den Provinzen dieselben Ceremonien wiederholt wurden. Die Astrologen mußten den glücklichen Augenblick bestimmen, wo man die Leiche zu Grabe bringen sollte. Eine ganze Armee wurde zur Begleitung

bestimmt. Vorher aber verbrannte man sehr schön verfertigte Figuren von Papier, welche Häuser, Paläste und Küchengeräthe aller Art sehr täuschend darstellten. Dann fing der große Zug an, von Myriaden begleitet; vor dem Sarg streute man auf dem ganzen Wege gelbe Erde hin; viele hundertmale hielt die Procession an, um die gewöhnlichen Förmlichkeiten zu beobachten; nach drei Tagen endlich erreichten die Mandarine des Mausoleum. Dort schlachtete man einen Stier und brachte dann ein Trankopfer dar, um den Geist der Abgeschiedenen zu versöhnen. In der Hauptstadt war unterdessen Wanli beschäftigt noch größere Feierlichkeiten in der Walhalla zu begehen, und dort sämmtlichen Manen seine Verehrung zu bezeigen. Bei dieser Gelegenheit entließ er aus den Gefängnissen alle Verbrecher, die nicht den Tod verwirkt und füllte jegliche Brust mit Freude und Wonne. — Der Schatz eines kleinen Königreiches würde kaum zureichend gewesen seyn, um nur anzuschaffen was man hier ohne Zweck verbrannte.

In seinem Palaste herrschte Wanli sehr beschränkt, ein Spiel der Verschnittenen und Weiber. Bei der Wahl seines Thronerben entstanden viele Streitigkeiten, und der Mann, welcher es wagte darüber satyrisch zu schreiben, wurde erst enthauptet und in Stücken gehauen, nachher aber für unschuldig erklärt. Großes Aufsehen erregte das Vordringen eines Bauernjungen mit einem starken Knüttel bis zum Gemache des Kaisers. Darüber wurden viele Untersuchungen angestellt, als ob das Wohl des Staates dadurch gefährdet wäre; endlich ergab es sich daß dieß Verfahren seine Ursachen in den Ränken der Verschnittenen habe, was man wohl hätte vorhersagen können. Anstatt aber mit diesen Sachen sich nicht zu befassen, hegte der Kaiser immer großes Vergnügen für Intriguen, und war nie glüklicher als wenn er sich in einem Labyrinthe von solchen Spielereien befand. Seine Regierung, welche für den westlichen Beobachter von viel größerer Bedeutung als die irgend eines seiner Vorgänger ist, strich dahin ohne Werth und Gehalt. Dennoch besaß dieser Mann ziemlich viel Talent, herrschte über ein blühendes Reich und wählte sehr zweckmäßige Mittel um allen Gebrechen abzuhelfen, wenn die Verschnittenen ihm erlaubten seine eigenen Kräfte zu benutzen. Auch war Wanli den Gelehrten sehr hold,

liebte die Literatur und besprach sich oft über wissenschaftliche Sachen. Sobald er aber wieder ins Harem zurückging, schien er für die Welt und das Reich verloren, und kam immer von dort entnervt und geschwächt zurück; dennoch aber konnte er diesen elenden Ort nicht meiden.

Taitschang, W. N. Kuangtsong.

(1621.)

Dieser Mann war tief über den Tod seiner Mutter und seines Vaters betrübt, welcher sie bald nach einander hinraffte, als man ihm die Krone anbot. Sein Betragen als Kronprinz hatte ihm alle Herzen gewonnen, und daher hoffte man auf eine sehr glückliche Regierung. Um seine Verehrer zu überzeugen was er vermöge, arbeitete Taitschang unaufhörlich, untersuchte alle Sachen eigenhändig, und erfüllte seine Berufsgeschäfte mit außerordentlichem Eifer. Darüber fiel der Kaiser aber in eine heftige Krankheit, von der er, wie ihn die Aerzte versicherten, sehr bald geheilt werden könnte. Um dieß jedoch zu beschleunigen, gab ihm ein Doctor den Trank der Unsterblichkeit, welchen der Monarch auch willig hinunterschlürfte, und nachdem er sich dessenungeachtet sehr übel befand, zum zweitenmale nahm. Dieß war hinreichend für seine schon äußerst zerrüttete Gesundheit; sobald er den Trank gekostet, gab er seinen Geist auf, nachdem er nur einen Monat regiert hatte. Die Erwartungen des ganzen Reiches wurden daher in einem Augenblick vereitelt. Man hielt natürlich den Doctor und die kaiserliche Prinzessin, welche die Arznei bereitet, in Verdacht den Kaiser vergiftet zu haben. Man konnte jedoch keine Beweise finden, und so mußte man sich mit bloßen Muthmaßungen zufriedenstellen.

Die Mutter des Prinzen, welche schon früher ihren Sohn auf den Thron zu heben bedacht, und durch Taitschangs Glück äußerst betrübt worden war, suchte nun wieder seine Ansprüche geltend zu machen. Die Großen jedoch hörten die Rede des Weibes gleichgültig an und erklärten daß nur der Sohn des Verstorbenen, ein unerfahrner Jüngling, diese hohe Würde bekleiden sollte. Da sie keinen Anhang hatte, so ließ sie sich diese Wahl gefallen. Als aber dem jungen Mann der Beschluß bekannt wurde, konnte er kaum ein Wort vor Erstaunen und Furcht

vorbringen, und betheuerte feierlich daß er nie und unter keinen Umständen so etwas zulassen wollte, denn er fühle sich nicht zur Kaiserwürde berufen. Da beschworen ihn die Großen und versicherten daß sie im Weigerungsfalle den Untergang seiner Familie und des ganzen Reiches vor Augen sähen, und ihn daher ernstlich ersuchten sich der Myriaden seiner Unterthanen anzunehmen. Noch war der Prinz nicht entschlossen, als alle Mandarine sich vor ihm niederwarfen und mit einer Stimme ausriefen: es lebe der Kaiser! Länger sich zu sträuben war unmöglich, und daher bestieg er den Thron.

Tienki, W. N. Hitsong.

(1621 — 1627.)

Nun war wieder ein schwacher Knabe auf dem Thron, während einer Zeit wo ein Alfred kaum das Reich hätte aufrecht halten können. Glücklicherweise fand Tienki so viel in auswärtigen Angelegenheiten zu thun, daß die Vergnügungen des Harems kaum die geringste Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, und der Jüngling beständig zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Unter so kritischen Umständen war kein Minister der sich kräftig der Regierung annahm, noch ein einziger tapferer General welcher an der Spitze der chinesischen Heere das Vaterland hätte vertheidigen können. Die innere Verwaltung des Landes war durch die Nachlässigkeit der Mandarine und der Vorfahren des Tienki ganz zerrüttet worden, und eine kräftige Hand wäre nothwendig gewesen, um mit Macht einzugreifen, und wieder herzustellen was durch Unordnung verloren gegangen war. Dessenungeachtet war China noch stark genug um jedem Feinde die Spitze zu bieten, um mit seinen Millionen die andrängenden Tataren zurückzuschlagen und die inneren Empörungen zu stillen. Unglücklicherweise aber bekümmerte sich Niemand um diese Angelegenheiten, und das Hauptaugenmerk der Regierung war auf Ausflüchte gerichtet, um sich für die Gegenwart sicher zu stellen und sich nicht um die Zukunft zu bekümmern. Was konnte man unter solchen Umständen erwarten?

In Ssetschuen lebte einer der kleinen Fürsten, dessen Ländchen dem Reiche einverleibt worden war. Er besaß aber großes Ansehen unter seinen Unterthanen, war überdieß ein sehr strenger

Herr und hatte seine Freude an der Heerschau und der Anwerbung vieler Soldaten, worin ihn seine Brüder bedeutend unterstützten. Nun traf es sich daß er nach der Hauptstadt dieser Provinz mit seiner Armee ging, um einige Geschäfte dort zu verrichten. Nachdem er seine Pflicht gethan, verweigerte der Statthalter ihm seinen Sold; daher ermordete er diesen Mann. Nun konnte er wohl keine Gnade mehr hoffen, und zog allsogleich nach andern Städten, um diese zu brandschatzen und sein Ansehen auf dem platten Lande zu befestigen. Endlich wagte er sich auch vor die Thore von Tschingtu, wo ihn der Commandant mit großer Tapferkeit empfing. Allein die Rebellen waren von großem Muthe beseelt; daher wagten sie es zweimal die Stadt mit Sturm einzunehmen. Erst als ihre Leichen die Gräben füllten und das Wasser ihr Lager überschwemmte, zogen sie sich zurück, um den Schaden gut zu machen. Allein dadurch noch nicht zurückgeschreckt, suchten sie auf alle mögliche Weise eine Menge starker Belagerungsmaschinen zu verfertigen; und plötzlich kamen diese aus einem Walde hervor, von vielen hundert Ochsen auf steinernen Walzen gezogen. Sobald der Commandant dieser großen Vorbereitungen ansichtig wurde, gab er sogleich zu einem Ausfall Befehl; da fielen seine Truppen über das Hornvieh her, welches sie in kurzer Zeit hinwegscheuchten, so daß die schweren Maschinen ohne Zweck da standen. Nun versuchten die Belagerer andere Mittel um den Feind zu überwinden, wurden aber oft getäuscht, ohne jedoch zum Weichen gebracht zu werden. Da dachte der Mandarin daß man durch List etwas ausrichten könnte; er beredete einen Officier der Rebellen in die Stadt zu kommen. Dort angelangt, trafen sie eine so treffliche Verabredung daß, noch ehe es Mitternacht wurde, das ganze Lager des Feindes in Flammen stand und dieser nun genöthigt war sich in großer Eile zurückzuziehen. Niemand that sich in diesem Kriege so sehr hervor, als eine Dame, welche von einem kriegerischen Geschlechte herstammte. Schon waren zwei ihrer Brüder dem Heere nach Liaotong gefolgt und auf dem Schlachtfelde geblieben; der dritte war verwundet worden, und sie selbst führte nun das vierte Regiment zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Als sie von der Empörung hörte, vereinigte sie sich sogleich mit der Armee des Statthalters, und vertheidigte sich edel und standhaft, zur großen

Bewunderung der chinesischen Generale. Ohne sie wäre es wohl unmöglich gewesen den Aufrührern zu widerstehen; allein die Feigsten fühlten sich zum Kampfe angefeuert, als sie ein Weib an der Spitze der Truppen sahen, welche es den graubärtigsten Soldaten an Tapferkeit zuvorthat. So war es dann den Kaiserlichen möglich, die Flüchtlinge in Engpässe zwischen den Gebirgen einzuzwängen. Dort aber fand noch eine fürchterliche Schlacht statt, in welcher sich die Rebellen bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigten und beinahe gänzlich aufgerieben wurden.

Kurz nachher verbreitete sich diese Empörung in andere Gegenden und überschwemmte gleichfalls Kueitschéu. — Dort kamen aber die siegreichen Krieger von Ssetschuen den bedrängten Bürgern der Provincialstadt zu Hülfe; die Aufrührer mußten schnell fliehen und den hungrigen Belagerten ihre reichen Vorräthe zurücklassen. Nach diesen Begebenheiten sandte man einen ausführlichen Bericht über den vollständigen Sieg der chinesischen Generale an den Kaiser. Zu Peking hatte man durchaus nichts gethan um die Rebellen zum Gehorsam zu bringen; daher war man desto mehr erfreut daß dieß ohne Beihülfe der Staatscasse geschehen war. Zu gleicher Zeit erfuhr man aber mit Erstaunen daß nicht allein in den zwei obengenannten Provinzen, sondern auch in Junnan die Flamme der Empörung wieder hell aufgelodert sey. So waren die Befehlshaber wieder genöthigt einen langen sehr mühsamen Feldzug anzufangen. Die Aufrührer hatten sich indessen mehrerer Bergvesten bemächtigt und sich in den Pässen so verschanzt daß sie über die Drohungen der Statthalter ruhig lachten. Da rieth ein tapferer Mandarin daß man das ganze Geschlecht der Widerspänstigen ausrotten müsse; und wirklich tödtete man mit schadenfroher Blutgier die Gefangenen. Dieß war aber Oel ins Feuer gegossen; der Kampf wurde daher nur noch heftiger, die Mandarine mußten endlich nachgeben, und es wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Allein das Feuer war nicht gedämpft, sondern glimmte unter der Asche noch fort.

In Schantong hatte sich seit undenklichen Zeiten eine geheime Gesellschaft unter dem Namen der weißen Wasserlilie gebildet. Dieser geheime Bund besteht bis auf den heutigen Tag und ist vorzüglich in jener Provinz, dem Vaterlande des Kongfutse, am mächtigsten. Der Zweck ist, sich vor den Unterdrückungen

der Regierung zu schützen; allein da die größte Anzahl der Mitglieder aus sehr liederlichen Menschen besteht, beunruhigen sie sehr die gutgesinnten Bürger, rauben und stehlen, und brandschatzen die Leute. Da ihre Anzahl damals ziemlich groß war, so kündigten sie dem Tienki öffentlich Krieg an, bemächtigten sich mehrerer Städte, schlugen ein bedeutendes Heer, und erklärten nun daß sie die rechtmäßigen Besitzer des Landes seyen. Ihre Zahl wuchs sehr rasch, denn alles Gesindel erklärte sich für Patrioten, und nun versammelte sich der ganze Haufe in einer Stadt, um dort die Gesetze für ihr Reich herauszugeben und vom Raube zu prassen. Diesen Augenblick benutzte der sehr gescheidte Statthalter, sie einzuschließen. Da sie nun von allen Seiten belagert waren und durchaus keine Ausflucht hatten, versprach er den Rädelsführern vollkommene Vergebung und überdieß eine hohe Mandarinstelle, wenn sie ihren Hauptmann ausliefern wollten. Diese gaben einer solchen Vorstellung Gehör. Unter großer Freude wurde nun der wüthendste Aufrührer ins kaiserliche Lager gebracht, worauf Tausende sogleich die Fahnen verließen und der ganze Haufe sich wie eine Abendwolke zerstreute. Dieß war das Ende einer Empörung, welche die Hauptstadt selbst in Furcht und Schrecken setzte.

Drohender jedoch war das Gewitter im Osten, wo von Liaotong aus das Heer der Mantschuren immer fürchterlicher die Gränzen des Landes bedrängte. Schon hatte der glückliche Häuptling im Jahre 1618 den Titel eines Kaisers angenommen, und seiner Regierung in Nachahmung der chinesischen den Titel Tienming (Beschluß des Himmels) beigelegt. Stolz auf ihre Stärke und Tapferkeit, glaubten die Tataren weder Treue noch Glauben gegen den chinesischen Hof halten zu müssen. Zu gleicher Zeit suchten sie sich die Sitten des gemeinen Volkes so viel wie möglich anzueignen, und sich in demselben Grade bei diesem beliebt zu machen, als sie es mit den Parteien, die in Macht und Ansehen waren, und vorzüglich mit der hohen Regierung verdarben.

Der junge Kaiser wollte nun seine Weisheit an den Tag legen, und fertigte einen sehr berühmten Staatsgelehrten nach dem Schauplatze des Krieges ab. Dieser Mann hatte die Taktik aus Büchern studirt und konnte darüber mit der Geläufigkeit eines Mack zur großen Verwunderung aller Minister schwatzen.

Sobald die Tataren von der Ankunft dieses Großen gehört und zugleich die Vorbereitungen bemerkt hatten die er machte um die Gränzen gegen ihre Einfälle zu beschützen, wollten sie ihm zuvorkommen. Tienming rückte daher mit einem sehr starken Heere in Liaotong ein. Sie fanden aber überall Städte mit Wällen und bedeutende Festungen, so daß sie wenig mit Bogen und Pfeilen ausrichten konnten, und ihre rüstigen Rosse sich vergebens vor diesen Hindernissen bäumten. Da fiel es dem Häuptling ein die Armee in drei Reihen zu theilen; die erstere trug dicke hölzerne Schilde, mit Häuten bedeckt, welche die Kugeln der schlechten Schießgewehre der Chinesen nicht durchbohren konnten. Hinter ihnen kamen die Lanzknechte mit Piken, und da die erstern eine feste Schutzmauer bildeten, so konnte der Nachtrab sehr guten Gebrauch von seinen Pfeilen machen. Schnell und entschieden war der Angriff, und die erstaunten Chinesen bemühten sich vergeblich die Angreifenden durch einen Kugelregen abzutreiben. Sobald die Soldaten merkten daß jene unter den Mauern angelangt und nun die Sturmleitern angelegt, flohen sie in großer Bestürzung und überließen die Veste den erbitterten Feinden. Diese hieben jeden, welchen sie mit den Waffen in der Hand fanden, nieder. Dadurch verbreiteten sie natürlich sehr großen Schrecken, und die Chinesen öffneten ihnen von selbst die Thore, ohne den fürchterlichen Anfall abzuwarten. So kamen diese Horden auch vor die Hauptstadt dieser Gegend. Hier commandirte der berühmte Statthalter selbst, und hatte alles nach den besten Plänen der Taktik geordnet. Plötzlich erhuben nun die Tataren ihre Stimme, die Wälle und alle übrigen Hindernisse nicht achtend, und warfen den Feind mit unwiderstehlicher Gewalt über den Haufen. Da stand nun der gelehrte Gouverneur betroffen da und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte; und weil Niemand mehr auf seine Befehle achtete, beging er Selbstmord. Voll Freude ob dieses Sieges stürzten die Tataren schnell durch die Straßen, mit Tigerwuth die unschuldigen Einwohner mordend. Das chinesische Militär jedoch hatte Zeit genug zu entfliehen, und nun wurden die Eingebornen gänzlich der Wildheit dieser Barbaren überlassen. Sie setzten sich sehr bald in den Besitz aller Güter, deren sie habhaft werden konnten. Dann kündigten sie den zahlreichen Kaufleuten an daß sie alle an einem gewissen

Tage nach ihrer Heimath zurückziehen könnten. Sie versammelten sich daher außerhalb der Stadt, und wollten mit Hab und Gut sich schnell davon machen, als plötzlich die Reiterei der Mantschuren sie umringte, und das Volk ohne Barmherzigkeit niedermetzelte. Dann bemächtigten sie sich aller ihrer Waaren und feierten den unmenschlichen Triumph durch Schwelgereien. Der ärmste Soldat hatte nun Geld genug um sich eine stattliche Unifom zu kaufen, und so verwandelte sich der mit Pelzen bekleidete Pöbel in sehr stattliche Cavaliere, die durch eine schön gewählte Mütze, den Schnitt ihrer Jacken und den ganzen Anzug die Aufmerksamkeit der Chinesen erregten. Als daher ihnen der Antrag gemacht wurde sich durch Nachahmung der neuen Tracht den Ueberwindern anzuschließen, ließen sich viele das Haupt scheeren, und trugen den Tatarenzopf, wodurch sie sich als Unterthanen der Sieger ankündigten.

Nach diesen Eroberungen dachte man nicht weiter an China. Der Ruhm dieser Thaten verbreitete sich schnell; die Stämme des Innern, davon unterrichtet, eilten mit ihren Schaaren den Brüdern zu Hülfe. Die Nomaden lebten vom Marke des Landes und ließen sich die Producte jener Gegend sehr wohl schmecken. In der Fülle des Glückes starb aber ihr Kaiser Tienming (1625), welcher in der Walhalla den Namen Taitsukaohoangti erhielt.

Da sein Geschlecht so berühmt geworden ist, so müssen wir hier noch etwas erwähnen. Man kann wohl nicht erwarten daß eine Linie von Herrschern ohne etwas Wunderbares ins Daseyn gerufen werden konnte, und daher müssen wir zuerst damit anfangen.

In der langen Gebirgskette, die sich von den Gränzen Korea's nach der Mantschurei hinaufzieht und den Namen Tschangpeschan, (lange weiße Bergkette) trägt, lebten drei himmlische Mädchen. Diese badeten sich eines Tages in dem nahen See, und siehe! da kam unerwartet eine Elster und ließ eine Frucht in den Schooß der einen Schönen fallen. Davon wurde diese sogleich schwanger und gebar einen Sohn, welcher von seiner Geburt an sprechen konnte, und schon beim ersten Anblick als ein außerordentliches Kind erschien. Die älteste Schwester, welche sich sehr des kleinen Neffen freute, sprach: dieser Knabe ist gesandt, um unter unsern

Stämmen wieder Friede und Einigkeit herzustellen, nenne ihn daher Aisin Gioro. — Diesen Rath befolgte die Mutter; sie erzog den Kleinen mit großer Zärtlichkeit; aber kaum hatte er das Knabenalter erreicht, so starb sie in einer Eishöhle. Nun hatte der Junge Niemand, an den er sich anschließen konnte; er bestieg daher einen Nachen und segelte einen Bergstrom herab. Dort wurde er von einigen der streitenden Häuptlinge gesehen, die ihn sogleich für einen Heiligen erklärten, der gekommen um ihrem gegenseitigen Kampf ein Ende zu machen. Da er sehr großes Ansehen besaß, so schlossen sich die Tataren ihm an, und er wurde in kurzer Zeit ein mächtiger Prinz und gründete eine Dynastie. — Man kann sich leicht ein Bild von den Mantschuren jener Zeit machen, wenn man die Lebensart der Solo und anderer Stämme, welche noch jetzt in jenen nördlichen Gegenden leben, betrachtet. Diese sind wilde Jäger, die an den Ufern des Amur-Stromes während des Sommers herumstreifen und sich im Winter nach dem Süden begeben. Tapferkeit und Zufriedenheit unter Hunger, Kälte und Beschwerden aller Art sind charakteristisch in ihrem ganzen Wesen; allein sie sind wild und rauh und wenig für ein arbeitsames Leben geschickt. Lieber erdulden sie das größte Elend, als daß sie ruhig das Feld bebauen und in Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod essen. Solche Barbaren sind im Stande große Eroberungen zu machen, können aber nichts zum Flor der von ihnen erworbenen Länder beitragen.

Der Jüngling hinterließ sein Land seinem Sohne, und so dauerte diese Herrscherlinie mehrere Jahrhunderte fort, bis die Feinde seines Hauses immer zahlreicher wurden und endlich auf seinen Untergang bestanden. Diesen Plan führten sie auch aus, und von allen Brüdern des letzten Häuptlings blieb nur ein einziger Knabe am Leben, und auch dieser mußte in die Wildniß fliehen um sein Leben zu retten. Aber dort auch jagten ihm seine Widersacher nach, und hatten ihn beinahe erreicht, als eine Elster sich auf sein Haupt setzte; da dachten sie es sey ein Baumstamm, und ritten schnell davon. Der Nachkomme dieses Flüchtlings wurde der Stammvater der jetzt in China regierenden Familie, und nahm fürchterliche Rache an den Feinden seines Vaters. Es war der obengenannte Tienming, welcher durch seine Siege sich so berühmt machte, und die östlichen Stämme alle seinen

Fahnen unterwarf. Die Wüste hatte kaum von den Siegen ihrer Söhne gehört, als selbst von den Gränzen Sibiriens die Barbaren herbeiströmten; denn es war ja viel gemächlicher auf den fetten Feldern China's zu leben, als auf den heimathlichen Eisgebirgen. Sie würden ohne Zweifel sehr schnell das ganze nordöstliche China besetzt haben, hätten die chinesischen Mandarine nicht durch Bestechungen und Ermahnungen die mongolischen Stämme zu einem Einfalle in ihr Land bewogen, als die Krieger in weiter Ferne dem himmlischen Reiche Schlachten lieferten. Diese List erbitterte Tienming (Abkaifulinga im Mantschu) aufs höchste und so schwur er für immer den Ming-Herrschern Feindschaft. „Wir," sagte er in seiner Kriegserklärung, „traten keinen Grashalm nieder, noch bemächtigten wir uns einer daumbreiten Strecke Landes; doch diese Ming fingen mit uns Feindschaft an. Allein ich war bereit den Frieden zu halten und ein Bündniß auf einer Steintafel einzugraben, daß keiner unserer gegenseitigen Unterthanen dasselbe übertreten möchte, und wer diesem nicht gehorchen würde, sollte dem Zorn des Himmels anheimfallen. Ungeachtet dieser feierlichen Versicherung sandten die Ming nur den feindlichen Stämmen Hülfe. Wenn ich die Unterthanen der Ming auf meinem Gebiete fand, so tödtete ich sie in Folge unseres Bundes. Dafür ermordeten die Ming meinen Gesandten und zwölf meiner eigenen Leute an den Gränzen. Ich habe mich zu beklagen, daß die Ming mich nöthigten meine Tochter einem mongolischen Fürsten zum Weibe zu geben. Die Ming wollten meine Bauern an den Gränzen nicht ihre Ernte holen lassen. Die Prinzen China's gaben meinen Feinden Gehör und schrieben mir einen sehr entehrenden Brief. Sie halfen einem feindlichen Stamm, den der Himmel verlassen, und nie beschützt haben würde; denn unsere Sache war gerecht. Mit der Hülfe des Himmels will ich mir nun Recht verschaffen und diese Ming meiner Herrschaft unterwerfen."

Die schon erwähnten Siege waren die Folge dieses Entschlusses, und Mukden (Schingking im Chinesischen), in der Gegend des alten Liaojang, wurde nun zur Hauptstadt der neuen Dynastie erklärt, und die Mantschuren gaben sich alle Mühe gesitteter zu werden, und die Herzen der Chinesen nach so vielen Grausamkeiten wieder durch Güte sich zu verbinden.

Unterdessen sah der Kaiser seinen Fehler ein, einen gelehrten Statthalter zum General seiner östlichen Provinzen gemacht zu haben. Daher ernannte er einen sehr praktischen Mann, der noch überdieß sehr streng auf die Ehre seines Vaterlandes hielt, und nie zugeben wollte daß der Feind die Oberhand behielt. Man war hoch erfreut daß der siegreiche Tatarenfürst endlich durch den Tod von aller weltlichen Herrlichkeit hinweggenommen war. Als daher dieser chinesische Große hörte, daß Tientsong (Surechan im Tatarischen) dem Vater in der Regierung gefolgt, und friedfertig gesinnt sey, so ordnete er eine Gesandtschaft an ihn ab, um im Namen seines Herrn sein Beileid über den Tod seines Vaters zu bezeugen. Diese Mandarine brachten nach ihrer Gewohnheit das Opfer den Manen dar, und bewiesen sich sehr ehrerbietig. Als sie dahin zogen, gab ihnen Tientsong einen Brief mit, worin er herzlich dankte für die Ehrenbezeugungen; er sandte zugleich neun seiner wackersten Officiere, um auf gleiche Weise seine Hochachtung an den Tag zu legen. Er ermahnte überdieß Tienki zur Bewahrung des Friedens und versicherte, daß er seinerseits es an nichts fehlen lassen wolle um ihn in diesen Gesinnngen zu bestärken. Allein er wünschte durchaus nicht durch entehrende Benennungen herabgesetzt zu werden, und daher bat er ein Schreiben höflicher Art sich zur Antwort aus.

Als der hochmüthige Statthalter den Brief des Barbaren las, hielt er den Inhalt nicht für ehrerbietig genug, um ihn seinem Kaiser zu schicken; er sandte ihn daher nicht nach Peking, denn die Majestät des himmlischen Reiches würde dadurch verletzt werden; China herrscht ja über die ganze Welt, und kann von fremden Fürsten, als von Vasallen, nur Bittschriften erhalten. Tientsong jedoch wartete sehr lange; da er endlich keine Antwort erhielt, verlor er die Geduld und verfaßte folgendes Schreiben: „Der lange Krieg zwischen unsern beiden Nationen hat seine Ursache in dem unerträglichen Hochmuthe der Mandarine. Sie glauben sich weit erhaben über alle Sterblichen, und bilden sich ein, daß ihr Monarch dem Himmel gleich stehe, während sie andere Fürsten, denen der Himmel die Verwaltung von Nationen anvertraut hat, mit der größten Verachtung behandeln. Doch der Himmel, ohne sich um die Größe oder Kleinheit der Reiche zu bekümmern, merkt nur auf die Gerechtigkeit ihrer Sache;

daher wird er auch unserer Angelegenheiten sich annehmen und uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um aber unsere Beschwerden deutlich zu machen, will ich sie hier wiederholen." — Hier folgen nun die schon oben erwähnten Beschwerden. Der Chan aber schließt mit folgenden Bedingungen: „Könige regieren hier an Himmels Statt, und daher kommt allen der Titel Sohn des Himmels (Tientse) rechtmäßig zu; deßhalb verlange ich diesen auch, und will nicht leiden, daß der Kaiser sich höhere und stolze Ehrentitel anmaßt. Schließen wir den Frieden ab, so bezahlt China an uns 50,000 Unzen Gold, 500,000 Unzen Silber, 500,000 Stück Seide und 5,000,000 Stück Baumwollenzeug; wir dagegen 10 Perlen, 2 schwarze Zobel, 10 Füchse, 200 gewöhnliche Zobelpelze, und 1000 Pfund Ginseng. Jährlich dagegen muß man uns 10,000 Unzen Gold, 30,000 Unzen Silber, 100,000 Stücke Seide, 300,000 Stücke Baumwollenzeuge geben, wofür wir an China 10 Perlen, 1000 Pfund Ginseng und 400 Zobelfelle bezahlen werden. Dieser Vorschlag gefiel dem Statthalter durchaus nicht; da aber die Furcht eines Anfalles ihm lebhaft vor Augen stand, so beförderte er dieses Schreiben nach Peking, und der Hof wollte eben darüber die nöthigen Berathungen anstellen, als der Kaiser Tienki starb.

Unterdessen hatte der berüchtigte Philipp II, König von Spanien, Besitz von Portugal genommen, und daher sandte man einen Mönch von Manila, um der Stadt Makao die Vereinigung mit diesem großen Reiche anzubieten. Dazu mußten sich die Einwohner natürlich bequemen; aber die Chinesen kümmerten sich nicht weiter darum; denn beide waren ja Barbaren, und es war ihnen gleich, wer die Oberherrschaft hatte. Allein die Herrschsucht des grausamen Königs gab zu einem Gerüchte Anlaß, daß er sein Auge auch auf China gerichtet habe, und daraus entstand das schon oben erwähnte Gerücht, daß sich Cataneo des Landes bemächtigen wollte. Die Chinesen nahmen wie gewöhnlich Zuflucht zu dem immer helfenden Hülfsmittel, zur Abschneidung aller Lebensmittel, und dieß machte die verhungerten Portugiesen sehr demüthig. Nun fing man sehr viel zu schreiben an; die Folge war, daß man beiderseits übereinkam, daß solche Sperre den Wohlstand beider Parteien hindere; darum ließ man es eine Zeitlang bei einer bloßen Wache bewenden. Als aber eines

Sonntags die Portugiesen zur Kirche gegangen und beinahe ihre ganze Anzahl vor dem Crucifixe auf den Knieen lag, zog ein muhammedanischer Officier plötzlich mit einer Abtheilung Soldaten nach der Grünen Insel, einer Strecke Landes, kaum eine Viertelmeile im Umfange, ganz in der Nähe der Stadt, im Innern des Hafens. Dort hatten die Jesuiten einige Anlagen; diese eroberte der Held ohne große Anstrengung. Als nun die Bürger von dem Platze ihrer Andacht nach Hause eilten, sahen sie den Unfall; sie ermannten sich aber plötzlich, trieben die Chinesen hinweg und fingen einen langen Papierkrieg an. In diesem Streite erhielt der chinesische Magistrat den Sieg, denn er errichtete eine Tafel auf jener Insel, worin er den Vorbeigehenden verkündigte, daß dieser Landstrich dem himmlischen Reiche und keinem andern angehöre; dagegen blieben die Jesuiten im Besitz und Nutzgebrauch, und noch bis zu diesem Augenblick dauert diese Uebereinkunft fort.

Die Portugiesen jedoch waren jetzt nicht länger die einzige seefahrende Nation, welche solche lange Reisen unternahmen; denn ein viel kräftigeres Volk aus germanischem Stamme war ihnen auf dem Fuße gefolgt. Die Holländer, welche den Besitz der Halbinsel Makao für unablässig nothwendig für ihren Handel hielten, kamen (1622) mit einer Flotte vor die Stadt. Plötzlich setzten sie 800 Mann ans Land, die auch schnell bis an die Thore vordrangen, dann aber schrecklich von den Bürgern und noch schrecklicher von den Sklaven empfangen wurden. Von allen Seiten angegriffen, konnten die Feinde, welche überdieß äußerst bestürzt waren, sich unmöglich wehren, und flohen daher nach ihren Schiffen. Viele wurden jedoch gefangen genommen und zur lebenslänglichen Sklaverei verurtheilt; sie mußten einen langen Wall, der sich bis auf diesen Tag längs der Landseite der Stadt hinzieht, zur Strafe erbauen. Später aber, in dem Jahre wo Tienki starb (1627), erschien ein anderer Admiral der Holländer auf der Rhede; er war fest entschlossen seinen großartigen Plan zur Eroberung der Stadt auszuführen; aber sein eigenes Schiff wurde in Brand gesteckt, und es überfiel ihn überdieß eine Furcht, daß von Seiten der Spanier sehr bald Hülfe anlangen werde. Daher lichtete er die Anker, ließ seine gefangenen Landsleute im Stich und fuhr nach Fokien.

So wurden die Portugiesen von ihrer Furcht befreit. Dagegen litten die Colonisten wegen der Stockung ihres Handels mit Japan, wodurch große Armuth herbeigeführt wurde. Was auch der Senat thun mochte, war durchaus von keiner Folge; die Japanesen wollten durchaus nichts mit römischen Katholiken und Portugiesen zu thun haben. Schon 1596, als die große Gallione der Spanier von Acapulco in Mexico nach Manila zurückkehrte, wurde sie in einen japanischen Hafen gelockt. Da man dieß Fahrzeug nicht wieder weggehen lassen wollte, so nahm ein Spanier, um ihnen Schrecken einzujagen, eine Karte und zeigte den erstaunten Japanesen die großen Länderstrecken welche sein König besaß. Wie erhielt er diese Besitzung? fragten die Asiaten; die Antwort des Europäers war unwahr; er sagte: wir senden erst Priester, welche das Volk für uns gewinnen, und nachher unsere Truppen, welche die eingebornen Christen an sich ziehen, so daß der Sieg leicht und gewiß ist. — Wie falsch auch das Gesagte war, so wurde es dennoch dem Taikosama hinterbracht, der, als er von den Priestern, welche sich dort im Schiffe befanden, hörte, sogleich einen fürchterlichen Eid schwur, daß Niemand mit dem Leben davon kommen sollte. Er gab daher sogleich Befehl, daß 23 Spanier zu Nangasaki gekreuzigt werden und eine gleiche Anzahl katholischer Japanesen denselben Tod leiden sollte. Dieses Urtheil wurde sogleich mit der größten Strenge in Ausführung gebracht, und bis auf den heutigen Tag sieht man eine Abbildung dieser Leiden in der Franciscanerkirche zu Makao. Ein Abgeordneter von Manila forderte die Zurückerstattung des Schiffes; allein diese Beute war zu gut als daß sie ein Abenteurer wie Taikosama je aufgeben wollte; daher sandte er den Bittsteller mit Drohungen hinweg.

Nach dem Tode dieses Länderräubers jedoch blühten den Christen herrlichere Tage, und obgleich man versuchte die Portugiesen wegzutreiben, die damals jährlich 2 — 3000 Kisten Silber und mehrere hundert Tonnen Goldes von dort wegführten, und die Spanier, und nachher die Engländer und Holländer an ihre Stelle zu setzen, so war dieß dennoch nicht thunlich. Unglücklicherweise geriethen die Matrosen einer japanesischen Junke zu Makao in Meuterei, und der Gouverneur der Portugiesen, um diese zu entfernen, schoß auf diese Aufrührer, wodurch mehrere ihr Leben

verloren. Bei der Ankunft der Flotte in Japan wurde der Befehlshaber, welcher das Schießen befohlen, sogleich zur Rechenschaft gezogen. Die Japanesen erstiegen das Schiff, und nachdem die Mannschaft getödtet war, wurde es im Hafen verbrannt. Allein auch dieser grausamen Erniederung unterwarfen sich die Kaufleute von Makao, und obgleich die Verfolgung nun sehr heftig gegen die Katholiken wüthete und Tausende dergestalt ihr Leben verloren, während die Missionäre und Priester an den Ecken der Straßen gekreuzigt und in den Krater eines feuerspeienden Berges geworfen wurden, gingen die portugiesischen Schiffe dennoch nach Nangasaki; allein schon war der Gewinn sehr gesunken, denn die Holländer, ihre erklärten Feinde, suchten alles Mögliche ins Werk zu setzen, um ihren Credit und Einfluß zu schmälern. Die Landung von Priestern war streng verboten worden; ein japanesischer Commissionär wurde nach Makao gesendet, um alle Einschiffungen zu beobachten. Fehlte dann ein einziger von der vermeldeten Mannschaft, so verlangte das japanesische Gesetz, daß alle Matrosen dieß mit dem Tode büßen sollten.

Die Christen hatten die Sache des rechtmäßigen Oberherrn wider die Anmaßungen des Gongin vertheidigt, und da dieser die Uebermacht erhielt, schwur er den Anhängern des Papstes den Tod. Seine Nachfolger sowohl als er selbst hielten ihr Wort, und die heroische Standhaftigkeit der Leidenden sowohl als die ungeheuren Ströme von Christenblut, die da flossen, sind ohne Beispiel in der ganzen Geschichte.

Dieß war jedoch nicht die einzige Gefahr, welche dieser Colonie drohte. Die Zwistigkeiten, welche zu Makao selbst unter den Colonisten stattfanden, waren viel ärgerer Art. Der Gouverneur, ein unbeugsamer Mann, welcher dem Senate durchaus nicht nachgeben wollte, und sich große Eingriffe in die Rechte der Einwohner erlaubte, wurde in einem Auflaufe ermordet, wofür die Regierung von Goa schreckliche Rache nahm, während die Mandarine sich um nichts kümmerten.

Die Holländer sahen mit gierigen Blicken nach China hin, und schickten schon im Jahre 1604 einige Schiffe, um einen regelmäßigen Handel anzufangen. Allein der Anschlag wurde vereitelt und das Unternehmen unterblieb bis zur Statthalterschaft von Piet Koen. Dieser, wie schon oben erwähnt, sandte Admiral

Keizerzoon mit einer Flotte nach Makao; da seine Landmacht dort gänzlich geschlagen worden war, eilte er nach den Pescadoren oder Ponghu-Inseln, welche zwischen Formosa und dem Festlande China's liegen. Die Schiffe, welchen man den Handel untersagt, machten nun mehrere Anfälle auf die Küste und beraubten die Junken, während die Chinesen den Holländern sehr viel Schaden durch Brander auf der neuen Niederlassung zufügten. Sie waren entschlossen sie in einer solchen wichtigen Niederlassung nicht ruhig zu lassen, und nachdem die Mandarine alle Mittel erschöpft, Lebensmittel und Verkehr den Holländern gänzlich abgeschnitten und sie in die hülfloseste Lage versetzt hatten, schenkten sie ihnen endlich die Insel Taiwan (Formosa), die nie dem chinesischen Reiche angehörte. Dort trafen die Seefahrer schon die Japanesen an, welche bedeutenden Verkehr mit den Eingebornen trieben; allein durch Gewalt und Versprechungen vermochten sie diese Ansiedler ihnen die Oberherrschaft zu überlassen, während die schwachen Eingebornen sich willig den Fremden übergaben. Mehrere Festungen wurden sogleich längs der Küste angelegt, die Junken von Amoy und Tsiuentschéu brachten Seide und Zeuge verschiedener Art dorthin, und so entstand ein sehr bedeutender Handel. Da auch die Fahrt nach Japan nun offen stand, so konnte man mit den wohlfeil gekauften chinesischen Producten dort sehr großen Gewinn machen, und dieß war die Ursache der hohen Werthschätzung dieser entfernten Insel. — Auch ein solches Ereigniß machte keinen Eindruck auf den chinesischen Hof, und nicht ein Wort erwähnt die Geschichte von dieser Besitzung; ein Beweis, daß viele der wichtigsten Ereignisse in den Jahrbüchern mit Stillschweigen übergangen werden.

Dieß sind die Begebenheiten während der siebenjährigen Regierung des Tienki, woran der Kaiser selbst sehr wenig Antheil nahm. Er war zu schwach um sich mit Regierungsgeschäften zu befassen, und überließ daher die Verwaltung den Händen der Minister, unter denen nicht ein einziger seinen Namen der Nachwelt hinterlassen. Dagegen war der Monarch ein sehr leutseliger Mann, den Strafen abgeneigt und das Wohl des Landes beherzigend. Von dem Zustande des Volkes jener Zeit melden uns die Geschichtschreiber gar nichts, so viel aber scheint gewiß zu seyn, daß die meisten Provinzen sich in sehr hohem Flor befan-

den, und daß man auf eine gewaltige Umwälzung unter dem Nachfolger des Tienki nicht gefaßt war.

Tsongtsching, W. N. Hoaitsong.

(1628 — 1643.)

Die chinesischen Geschichtschreiber, welche von dieser Periode uns eine Beschreibung gegeben, ewähnen nur des Krieges und vergessen gänzlich die innere Verwaltung des Landes. Da wir nun einige europäische Augenzeugen haben, und unter diesen zwei Deutsche, können wir auf sicherem Wege wandeln und die unerhörten Ereignisse in gedrängter Kürze geben.

Der Kampf in den südwestlichen Provinzen zwischen der Regierung und dem mißvergnügten Volke war keineswegs geendet. Der Chinese hatte die Schwäche seiner Unterdrücker, der Mandarine, gesehen, und war natürlich bemüht sich ihrem Joche zu entziehen. Hungersnoth entstand durch Mißwachs, und das Eigenthum war unsicher: dieses, sowie die schlechte Verwaltung, machte das Volk zu jeder Frevelthat fähig. Es gab überdieß unruhige Köpfe genug, welche sich an die Spitze der erzürnten Bauern stellten, und oft mit Heeren von 100,000 Mann die Provinzen durchzogen. Wenn aber das Land zu sehr ausgesogen war, oder die Schaaren, andern Rädelsführern Gehör gebend, sich auflösten, verschwand dieser verderbenbringende Haufe plötzlich, und das Land hatte eine Zeitlang Frieden. Die hohe Regierung war hinreichend mit den Tataren beschäftigt; sie konnte sich nicht um die westlichen Provinzen bekümmern, und die Statthalter hatten weder Vollmacht noch war ihr Heer stark genug, um mit Gewalt der Waffen die Rebellen zurückzutreiben.

Es ist unmöglich alle die Namen der Räuberhauptleute zu erwähnen. Einer der berüchtigsten war Litsetsching, ein Mensch von niederm Stande, welcher sich sehr großes Ansehen gab und behauptete, daß er für die höchsten Stellen des Reiches geboren sey. Er besaß große Ueberredungskraft, belohnte seine Anhänger mit der ungeheuren Beute welche er überall erpreßte, war grausam um sich gefürchtet zu machen, und freigebig um das niedrigste Gesindel an sich zu fesseln. In seiner Heimath Schensi hatte er fürchterlich gehaust, und Umstände nöthigten ihn schnell nach der Provinz Ssetschuen zu ziehen. Dort fand er Häuptlinge,

die weder in Raubsucht noch in Ruchlosigkeit ihm nachstanden; durch ihr Beispiel zu neuen Grausamkeiten aufgemuntert, machte er einen Anfall auf die berühmte Stadt Siangjang. Dorthin waren seine Anhänger vorher verkleidet gegangen; als sie ihren Hauptmann den Wällen nahe kommen sahen, öffneten sie sogleich die Thore. Hier fand der Räuber eine reiche Beute, Geld und Waffen in Menge, und noch dazu Soldaten die zu seiner Fahne übergingen. Als er seine Plünderungslust gesättigt, marschirte der unbändige Haufe aus den Thoren und bald loderte die ganze Stadt in Flammen auf. Kurz darauf fiel ein anderer Ort ihm in die Hände. Das Glück machte ihn natürlich hochmüthig; seine Gefährten begaben sich nach Hause, nachdem sie sich bereichert hatten. Sobald dieß die Mandarine gehört, fielen sie über ihn unverhofft her und schlugen das kleine Heer gänzlich, so daß er sich selbst eiligst ins Gebirge zurückziehen mußte, um sein Leben zu retten.

Allein Hunger und Elend anderer Art trieben eine große Anzahl der Bewohner von ihren Feldern und Dörfern weg, und da sie den Litsetsching sehr wohl als den freigebigsten der Rädelsführer kannten, so gesellte sich bald ein ungeheurer Haufe tollkühner Menschen zu ihm. Weil er das Volk sehr gütig behandelte, dagegen gegen die Mandarine mit unerhörter Strenge verfuhr, so trat er nun unter dem trügerischen Namen eines Volksfreundes auf, und deutete selbst seinen Wunsch zur Besteigung des Thrones an. Es fanden sich Schmeichler genug welche ihm Hoffnung darauf machten; in dem Wahne, der Krone des Reiches würdig zu seyn, schlug er die kaiserliche Besatzung einer großen Stadt, und marschirte nach der Einnahme mehrerer Festungen zur Belagerung der Provincialstadt Kaifongfu an dem Ufer des gelben Flusses. Der Commandant dieser Festung war ein kaiserlicher Prinz; als er das zahlreiche Heer des Rebellen in den Ebenen jenes berühmten Ortes sich lagern sah, wurde sein Muth zur tapfersten Gegenwehr angespornt, und er lachte der Drohungen des übermüthigen Feindes. So oft er einen Ausfall machte, versprach er den Bogenschützen sehr bedeutende Summen. Diese machten sich auch um ihr Vaterland sehr verdient, denn Hunderte der Aufrührer wurden todt auf die Erde hingestreckt, und die Pfeile, von behender Hand geschossen, trafen mit außerordentlicher

Sicherheit. Selbst Litsetsching, der sich zu sehr ins Getümmel gewagt, wurde im Gesichte stark verwundet und die Rebellen alle in Furcht gejagt. Dennoch wollten sie nicht weichen, sonder schlossen die volkreiche Stadt von allen Seiten ein, so daß die Lebensmittel bald anfingen zu mangeln. Im Gefechte hatte sich der Prinz sehr groß gezeigt, allein im Augenblick der äußersten Hungersnoth sank ihm der Muth. Schon schlichen Hunderte leichenähnlich auf der Straße umher, kaum noch im Stande sich über die mit Gras bewachsenen Steige hinzuschleppen, um auf den Misthaufen etwas herauszuscharren. Bald starben Tausende vor Hunger, denn man hatte selbst nicht mehr Häute genug, die man hätte weichen können, um den leeren Magen zu sättigen. Aber noch immer wollte der Fürst nicht an Uebergabe denken; selbst als man Menschenfleisch auf dem öffentlichen Markte verkaufte, wurde sein Herz nicht gerührt; besser den schmählichsten Tod zu sterben als sich den Rebellen zu überliefern, war sein Losungswort, und bis zum letzten Blutstropfen zu streiten, sein fester Entschluß. Den Armen warf man die Leichen der Verstorbenen hin, welche sie mit wolfähnlichem Heißhunger zerfleischten; die Gesunden konnten wohl noch Gras genug ausrupfen, um dadurch ihr Leben zu fristen. Ein europäischer Missionär, der dort zugegen war, verglich das gränzenlose Elend mit der Belagerung von Jerusalem. Noch aber nahte keine Hülfe, und die chinesischen Generale, welche es wagten zum Entsatze herbeizueilen, wurde von den großen Schaaren der Rebellen sehr bald zurückgedrängt. Weichen will ich nicht, sprach der Prinz, als schon alles Eßbare verzehrt war; durchstechet den Damm, welcher die Stadt — die in den Niederungen gelegen — vor den Ueberschwemmungen des gelben Flusses beschützt, und laßt uns unsere Feinde ersäufen. Der Entschluß war kaum gefaßt, als die Arbeiter voll Verzweiflung ans Werk gingen. Die Chinesen arbeiteten wie Ameisen, und schon nach zwei Tagen strömte das Wasser des mächtigen Flusses herein. Doch die Rebellen verloren nur etwa 6000 Mann und ihr ganzes Gepäck. Unglücklicherweise riß der zweite Damm, welcher Kaifongfu unmittelbar beschützte; nun drängte sich die wogende Fluth nach den Mauern zu; dort standen die zitternden Bürger auf den Zinnen der Wälle. Diese stürzten an mehreren Orten ein, und nun wurde

bald die ganze Stadt 20 Fuß hoch unter Wasser gesetzt. Das Unglück kam so plötzlich daß sich die meisten Einwohner, die ohnehin sehr geschwächt waren, nicht retten konnten, und 200,000 derselben ertranken in weniger als einer Viertelstunde. Belagerer sowohl als Belagerte standen eine Zeitlang bestürzt da und unternahmen nichts; denn sie waren beiderseits von diesem Schlage betäubt. Was kann ich länger in einer Festung ohne Einwohner und Soldaten thun, sprach der Fürst, und schiffte sich sogleich auf einem Boote ein, um den Händen der Feinde zu entkommen. Diese wagten es endlich in die Oeden des Kirchhofes — denn Kaifongfu war nichts anderes — sich hineinzuschleichen, und leiteten auch das Wasser wieder ab. Allein alle Beute war verschwunden, die Arbeit so vieler Monate vernichtet, und der Fluch, dieß Unheil angerichtet zu haben, ruhte nun auf ihm allein.

Andere Häuptlinge, die das Glück des Litsetsching beneideten, warfen sich nun auf und suchten mit großer Hartnäckigkeit ihre Sache zu vertheidigen. Li gab aber nicht zu daß ihm Jemand den Ruhm rauben sollte, welchen er sich durch so viele blutige Thaten erworben. Unter den Mitwerbern war ein gewisser Abenteurer, welcher sich seiner vermeinten kriegerischen Talente wegen den Namen Tsaotsao, eines der größten chinesischen Feldherren, welcher die Han-Familie vom Throne stieß, beilegte. Darüber wurde Li sehr neidisch, und ließ ihn daher in seinem großen Lager durch Meuchelmörder umbringen.

Um Schrecken vor sich her zu verbreiten und die Bewohner zur Unterwerfung zu bewegen, ließ Li alle Einwohner der Städte, welche ihre Schlüssel ihm nicht überlieferten, niedermetzeln. Auch ertränkte er die armen Leute im Jangtse, welche seine wilden Gesellen nicht augenblicklich mit Lebensmitteln und allen andern Bedürfnissen versahen; so kam er endlich als der viel Gefürchtete vor die Hauptstadt der Provinz Schensi. Sigan war ein bedeutender Ort und hatte eine sehr starke Besatzung. Li versprach den Bürgern Gnade und gütige Behandlung, wenn sie sich augenblicklich übergeben würden; dazu verstanden sie sich auch sogleich; da aber die Mandarine sich widersetzten, wurden diese bald überwältigt und fürchterliche Rache an ihnen, wegen ihrer Treue, genommen. Drei Tage wurde Sigan geplündert, den Einwohnern aber kein Schaden zugefügt; denn dieß war bei Lebensstrafe

verboten. Die Schätze der Regierung, welche man dort vorfand, wurden sogleich unter die Rebellen vertheilt. Die meisten Städte dieser Gegend folgten sehr bald dem Beispiele Sigans; allein zwei vertheidigten sich hartnäckig. Da sandte der Wütherich seine Trabanten mit Geld an die Mandarine; diese wiesen es aber mit Hohn von sich, und verdoppelten nur noch ihre Vorbereitungen zur kräftigen Gegenwehr. Mehr als 10,000 Aufrührer blieben vor den Mauern; endlich aber wichen die Getreuen den beständigen Anfällen und büßten mit dem Tode ihre Anhänglichkeit am Kaiser.

Nach dieser günstigen Wendung des Krieges hielt Litsetsching eine Berathung mit seinen Officieren. Seht! sagte er, ich besitze schon drei Theile des Reiches, und mein Minister berichtet daß meine Infanterie 400,000 und meine Cavallerie 600,000 stark sey. Da stimmten alle überein daß ein so mächtiger General nach Peking vorrücken und, nachdem er den Titel des Kaisers angenommen, auch dessen Würde in der hochberühmten Hauptstadt beibehalten müsse. „Nach Peking!" war daher der allgemeine Ausruf; „laßt uns die tapfersten unserer Cameraden zu diesem Zuge erwählen, und uns sogleich auf die Reise begeben!"

Am Hofe regierten damals die Verschnittenen, welche die Schätze der Krone sich zueigneten, dem jungen Monarchen keinen Einfluß in Regierungssachen verstatteten, und überdieß mit der größten Willkür in allen Dingen verfuhren. Tsongtsching wußte selbst nichts von der drohenden Gefahr; allein sein Minister Likientai war von allem unterrichtet. Schnell gebot er den berühmtesten Officieren sich um ihn her zu versammeln und die vorzüglichsten Regimenter an sich zu ziehen. Ein talentvoller deutscher Jesuit, Schall von Köln, befand sich gerade zu Peking. Er hatte sich durch das Gießen von Kanonen einen großen Namen erworben, und seine Dienste wurden nun in Anspruch genommen. — So rückte denn der unkriegerische Cabinetsminister mit diesem auserlesenen Heere vor, um sein Vaterland Schensi zu beschirmen. Allein seine Krieger erhielten keinen Sold; auch war ihm Li schon zuvorgekommen, hatte den größten Theil des Landes erobert und die Güter des reichen Statthalters eingezogen. Dieser sah sich dadurch in die äußerste Noth versetzt, denn er hoffte die Aus-

gaben des Krieges von seinen eigenen Gütern zu bestreiten, da die kaiserlichen Cassen durch die Verschwendung der Verschnittenen ganz erschöpft waren und die Soldaten schon lange kein Geld erhalten hatten.

Der Feind wurde unerwartet durch die Belagerung zweier Festungen eine Zeitlang aufgehalten. Die erste mußte er mit Sturm einnehmen; die Chinesen fochten mit solcher Wuth daß die Laufgräben mit den Leichen der Stürmenden erst gefüllt wurden, und diese über die Leichenhaufen der Ihrigen erst die Wälle ersteigen konnten. Aber sobald sie eingedrungen, ging Tod und Verderben vor ihnen her; die ganze Besatzung wurde niedergemetzelt, und die Stadt ging plötzlich in Flammen auf. Endlich betraten sie das Gebiet der Provinz, wo der Kaiser seinen Hof zu halten pflegt. Die erste Stadt, welche einem Verschnittenen anvertraut war, ging sehr bald über, und andere Plätze waren im Begriff diesem Beispiel nachzuahmen. Nun erst rief der schwache Tsongtsching seinen Rath zusammen, um zu erfragen wie man unter so mißlichen Umständen den Feind zurückschlagen könnte. Die weisesten in dieser Versammlung riethen, der Kaiser solle seinen Sohn als Regenten zurücklassen und sich inzwischen mit dem ganzen Hofe nach Nanking zurückziehen, bis der Sturm vorüber sey. Dagegen behaupteten andere daß diese Feigheit der Ruin des Landes seyn würde, und daß es viel besser sey mit Gut und Blut das Reich zu vertheidigen. Dieser Meinung stimmten die Häuptlinge bei, und der Entschluß wurde nun gefaßt, die Armee, welche man gegen die Mantschuren gesandt, die unter dem Befehl des berühmten Wusankuei stand, zurückzurufen um die Hauptstadt zu vertheidigen. Inzwischen wurden die Thore der Wachsamkeit den Verschnittenen anvertraut — ein Umstand, welcher wohl schließen lassen möchte daß der Generalstab zu Peking aus Weibern bestand.

Noch hatte man 150,000 Mann zur Vertheidigung der Stadt; daher wagte es Litsetsching nicht dieses Heer anzugreifen. Die erste Stadt, welche er in der Nähe Pekings eroberte, war von einem zahlreichen Heer besetzt. Der Gouverneur ging auf den Wällen spazieren, um das Heer der Rebellen in Augenschein zu nehmen, als ein Haufe von Bürgern und Soldaten ihn plötz-

lich umringte und darauf bestand die Festung augenblicklich den Belagerern zu überliefern, damit den Einwohnern nicht das fürchterliche Loos anderer Städte zu Theil werde. Der Befehlshaber sah sich bald von dieser Menge überwältigt und schnitt sich den Hals ab, anstatt zum Besten des Ortes zu capituliren. Dieser unerwartete Fall erfüllte das Herz des Rädelsführers mit hohem Muth; er machte einen Versuch durch Streifereien den Hof zu beunruhigen, was ihm auch über Erwarten wohl gelang. Darauf stand er nicht länger an sogleich vor die Wälle Pekings zu rücken. Dort aber waren 150,000 Mann in Schlachtordnung aufgestellt, und man erwartete nun ein entscheidendes Treffen, worin die kaiserliche Armee für Thron und Habe den letzten Blutstropfen vergießen würde. Immer näher und näher kamen nun die Aufrührer, schon waren die Schwerter der Krieger zum Anfalle gewetzt, schon sollte plötzlich ein blutiger Kampf seinen Anfang nehmen, als auf einmal, wie vom Schlage getroffen, diese zahlreiche Armee die Waffen niederwarf und einstimmig zu den Rebellen überging. War es Verrätherei, Feigheit oder Muthlosigkeit, — denn die Soldaten waren schlecht mit Proviant versehen, und hatten Mangel an Nahrung und Kleidung der Verschnittenen wegen zu ertragen, — wir wissen es nicht. Nur ein einziger General entschloß sich mit einer schwachen Besatzung die Stadt zu vertheidigen, bis die Befehlshaber von den Gränzen der Mantschurei mit ihren Heeren herbeieilen konnten.

Der Stolz des Litsetsching war nun gränzenlos. Nahe an den Thoren hatte er ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, dorthin beschied er zwei kaiserliche Prinzen und nahm sie gefangen. Auch ein Eunuche stand ihm zur Seite; er sprach stolz zu diesem Schranzen: gehe hin und berede den Monarchen daß er dem Thron entsage. Dieser eilte mit der Botschaft nach dem Palaste, wo er den Kaiser auf dem berühmten goldenen Berge fand, wo er sich wie gewöhnlich vergnügte. Von der drohenden Gefahr wußte er nichts; auch kümmerte ihn nicht das Leiden des Volkes und der Uebergang des Heeres. Als er aber vernahm daß man ihm den Thron abfordere, gerieth er vor Wuth außer sich; er betrachtete dieß als eine bloße List des Rebellen, und wollte dem Abgeordneten sogleich den Kopf abschlagen. Doch die unvermeidliche Todesstrafe, welche die zwei Verwandten seines Hauses treffen

würde, im Fall er das Blut des Boten vergießen sollte, hielt Tsongtsching von dieser blutigen That ab.

Als man noch im Harem unterhandelte, übergab einer der treulosen Verschnittenen dem Feinde eines der Thore. Diese Nachricht wurde dem kleinmüthigen Monarchen sogleich hinterbracht, der ohne Zeitverlust die getreusten Diener zusammenrief und ihnen befahl seine Kinder den Verwandten ihrer Mütter zu übergeben, damit diese die Prinzen und Prinzessinnen verbergen möchten. Ehe dieß jedoch ausgeführt war, hatte der Kaiser mit seinen Hofleuten sich mit Wein betrunken; als er die Kaiserin erblickte, vergoß er Thränen und sagte: alles ist für uns verloren! mehr konnte er nicht sagen. Die Stimme der Herrscherin wurde vom Schluchzen erstickt; unter dem Weinen aller Anwesenden verließ sie den Saal. Noch einmal umarmte sie die drei jungen Prinzen und entließ sie dann, damit sie in Sicherheit außerhalb des Palastes gebracht werden möchten. — Dann begab sie sich an einen einsamen Ort und erhenkte sich. Der Kaiser beschied nun seine Tochter, die 15 Jahre alt war, zu sich und rief aus: warum bist du doch von einem so unglücklichen Vater wie ich erzeugt? Er verdeckte dann die Augen mit der linken Hand und suchte dem Kinde einen Todesstoß zu geben. Dieß unschuldige Geschöpf jedoch wehrte den Stoß mit den Händen ab und fiel scheinbar todt zu Boden. Dann gab er Befehl daß alle seine Weiber sich selbst ums Leben bringen sollten, um nicht den viehischen Lüsten der Aufrührer preisgegeben zu werden. Nachdem dieß geschehen, ging er selbst in die Stadt, um sich wo möglich noch zu retten. Zwei Thore jedoch waren schon im Besitz des Feindes; er glaubte daher die Flucht unmöglich. Nach dem Harem zurückgekehrt, läutete er selbst die Glocke um die Höflinge noch einmal zusammenzurufen; allein Niemand kam. Tsongtschin glaubte sich nun von der ganzen Welt verlassen, und eilte nach dem beliebten goldenen Berg. Noch faßte er zum letztenmal den Pinsel und schrieb folgende Worte nieder: Ich bin nun 17 Jahre auf dem Throne gesessen, und meine aufrührerischen Soldaten haben mich in meiner eigenen Hauptstadt mit Schimpf behandelt, was ich als ein Urtheil des Himmels ansehe. Allein ich bin nicht der einzige Schuldige; alle Großen in meinem Dienste sind viel strafbarer, da sie mir die Wahrheit verhehlt

haben. Wie kann ich nun die Dreistigkeit haben zu meinen Voreltern in den Hades zu gehen? Ihr, die ihr mich zu diesem elenden Zustande gebracht, mögt meinen Leichnam in Stücke hauen; allein habt Mitleiden mit meinen Unterthanen! — Die Tinte war noch nicht trocken, als der Kaiser sich an seinem eignen Gürtel erhenkte (1644). Nur ein Verschnittener war Zeuge der fürchterlichen That; um wenigstens die Entehrung seinem Herrn zu ersparen, kleidete er sich selbst in kaiserlichen Ornat, verwischte alle Spuren der hohen Würde seines früheren Gebieters, und erhenkte sich neben ihm. Schrecklich war der Anblick, welcher sich einem der Großen des Hofes bei seinem Eintritte darbot. Die Prinzessin, welche der hartherzige Vater mit dem Degen durchstoßen, wälzte sich in ihrem Blute. Er eilte daher sie zu retten; sie aber antwortete daß ihr Vater ihr befohlen habe zu sterben. In diesem Augenblicke war Zaudern durchaus nicht am rechten Orte. Er raffte daher das Mädchen auf, brachte sie in Sicherheit und heilte ihre Wunde, so daß sie sich später verheirathete und Kinder bekam. — Selten wird man in irgend einer Geschichte so viel Kleinmuth, Grausamkeit, Verzweiflung und Elend erblicken. — Tsongtsching ist einer der geringsten unter den geringen Fürsten. Nur auf sein eigenes Wohl bedacht, nur seiner eigenen Muße lebend, war er nur in der Gesellschaft der jämmerlichen Eunuchen glücklich. Wie anders würde er selbst bei großer Charakterschwäche gehandelt haben, wenn er Gott gefürchtet und unsern Heiland gekannt hätte!

Noch an demselben Tage hielt Litsetsching, welcher von diesen Ereignissen nichts wußte, seinen feierlichen Einzug. Vergebens bemühte sich der einzige treugebliebene General, Likuotsching, die Straßen der Stadt gegen den Andrang der Feinde zu behaupten. Er wurde endlich überwältigt und zum Gefangenen gemacht. Litsetsching bewunderte seine Tapferkeit aufs höchste und ersuchte ihn unter seine Fahnen zu treten. Dazu verstand sich der Held unter der Bedingung daß die Leichname der Souveräne ein geziemendes Begräbniß erhielten und das Leben der drei noch lebenden Prinzen geschont würde. Dazu verstand sich der Rebelle sehr gern; die Feierlichkeiten des Begräbnisses wurden mit der höchsten Würde begangen; am Grabe sah man Likuotsching, vom Gefühle des Jammers überwältigt, Ströme von Thränen ver-

gießen. Als er vernommen daß der Kronprinz in Sicherheit sey, gab er sich selbst den Tod. — Litsetsching hielt sich nun für den unumschränkten Herrn und ermordete alle Verwandten der Ming-Familie. Nachdem er den Palast geplündert, schleifte er die Gebäude, um keine Spuren der kaiserlichen Familie zurückzulassen.

Dem Prinzen Wusankuei wurde eine treue Erzählung von allen diesen außerordentlichen Ereignissen hinterbracht. Er glaubte sich zu schwach dem Rebellen Widerstand bieten zu können, und kam daher zu dem unglückseligen Entschluß die Mantschuren zu Hülfe zu rufen, oder mit andern Worten, den Tiger in den Schafstall zu lassen, damit der Wolf herausgetrieben werde. Ehe wir aber darüber sprechen, wollen wir etwas Näheres über den Tatarenkrieg berichten.

Der Brief des Mantschufürsten, dessen wir vorher erwähnt, wurde von dem hochmüthigen Statthalter nie beantwortet. Zwar hatte er sich nach Hofe begeben, allein dort schien man die Forderungen für zu übertrieben zu achten, und sie waren wirklich eine Brandschatzung, welche der Hof zu jener Zeit nicht erschwingen konnte. Ueberdieß lag es klar am Tage daß man mit einer solchen großen Summe Geldes, wie die Mantschuren verlangten, ein sehr großes Heer auf die Beine bringen und dergestalt den Stolz der Barbaren demüthigen konnte. Bei der gänzlichen Abwesenheit aller Thatkraft warb man aber weder eine Armee noch befriedigte man den Tataren, und so brach der erzürnte Fürst plötzlich ins chinesische Reich ein und nahm eine Menge Städte hinweg.

Man hatte früher einige Kanonen, die Adam Schall gegossen, nach den Gränzen gebracht und sie dort zum großen Schrecken der Mantschuren abgefeuert, die sogleich alle davon liefen. Allein nachher gewöhnten sie sich an den Knall und nahmen selbst einige Stücke hinweg, welche sie dann selbst wider die Feinde gebrauchten. Aber in Peking hegte man dessenungeachtet noch die Hoffnung daß der bloße Anblick dieser todbringenden Maschinen die Tataren verscheuchen werde. Man wurde in diesem Glauben noch bestärkt, da das Platzen einer Kanone, mit der man den ersten Versuch machte, einen Europäer und mehrere Chinesen tödtete. Daher schloß man, daß das Geschütz

welches den Freunden so gefährlich sey, für die Feinde noch viel verderblicher seyn müßte, und dabei ließ es Tsongtsching bewenden. Was man von dem Cabinet jener Zeit zu denken habe, läßt sich sehr schwer angeben, so viel ist gewiß daß man weder Staat noch Volk beachtete.

Die Mantschuren waren unterdessen nicht ruhig geblieben. Im Verein mit den östlichen mongolischen Stämmen führten sie die strengste Mannszucht ein; das wilde Heer erhielt eine Disciplin; es wurde in acht Standarten getheilt und erhielt die schärfsten Befehle, sich schonend gegen das unterwürfige Volk zu betragen. Wer einen Unterthan tödtete, sollte dieß Verbrechen mit dem Tode büßen; andere Uebertretungen, wie zum Beispiel Nothzüchtigung und gewaltsamer Raub wurden eben so schwer bestraft. Stille auf den Märschen und beim Angriffe, und ganz unbedingter Gehorsam wurde jedem Soldaten zur heiligsten Pflicht gemacht. Im Augenblick, wo das Waldhorn ertönte, saß das Heer auf; jede Bewegung wurde auf gleiche Weise angedeutet; man hörte den Schall des Horns, und fragte nicht wohin der Weg ging, sondern folgte unbedingt mit der höchsten Schnelligkeit. — Die größten Unternehmungen wurden ohne das Mitwissen der Generale begonnen; denn nur der Fürst und sein Stab hatten das Recht etwas über den Krieg zu beschließen. — In Europa sind solche Anordnungen zur allgemeinen Regel geworden; die Horden Asiens und die Heere China's kannten jedoch dieselben nicht, und von diesem Umstande entstand das Uebergewicht der Mantschuren. Geschwindigkeit war der Hauptgrundsatz bei allen ihren Unternehmungen, und hierin bestand die Stärke der Nation. Gewohnheit brachte in ihnen den Gedanken hervor daß sie unüberwindlich seyen, und diese Ueberzeugung beseelte sie mit unwiderstehlichem Muth. Dabei hatten sie kein Gepäck, ihre an Strapazen gewöhnten Pferde trugen alle ihre Bedürfnisse, und wenn sie durch Wüsteneien zu ziehen hatten, verlegten sie sich nach altväterlicher Weise auf die Jagd, und fristeten so ihr Leben in Länderstrecken, wo andere Heere gewiß ihren Tod gefunden haben würden.

Tsongti (W. N. Taitsong — der Titel seiner Regierung in Mantschu Wesiksonerdemung) wartete noch eine Zeitlang, ehe er mit dem Heere über die chinesischen Gränzen ging. Nachdem er

aber den Entschluß gefaßt, erließ er ein Manifest, worin er nochmals alle seine Beschwerden darlegte; auch die Verachtung die ihm widerfahren erwähnte er, und drohte endlich jedem Officier und chinesischen Bürger mit dem Tode, wenn er sich nicht augenblicklich nach der ergangenen Aufforderung ergebe. Schnell machte er sich dann auf den Weg, nahm einige Städte hinweg und stand schon vor dem Verlauf zweier Monate in der Nähe von Peking (1629). Nun erwachte der Hof von seinem langen Schlummer; selbst die Verschnittenen behaupteten, daß etwas Großes unternommen werden müsse; daher klagten sie den stolzen Statthalter als Verräther an, und warfen ihm vor daß er mit den Tataren im Einverständniß wäre. Von solchen Sachen hatte dieser Gouverneur nie geträumt; vielmehr war es der Uebermuth und die Verachtung, welche er den Barbaren gezeigt, was ihn so verhaßt gemacht hatte. Der Kaiser glaubte jedoch seiner Lebensgefährtin und schloß den Angeklagten in einem Gefängnisse ein; es ergab sich nun, daß er den Brief welchen die Mantschuren ihm geschrieben, nie eingehändigt. Der Beschuldigte seinerseits zeigte daß der erste Minister, dem er das Schreiben überreicht, dasselbe nicht eingesandt habe. Die wirkliche Ursache war daß man den Inhalt zu schmählich fand um es zu veröffentlichen, und daher die Mittheilung am Hofe unterdrückte. Diese Verschwiegenheit mußte dieser Große mit dem Tode bezahlen. Er wurde auf öffentlichem Markte enthauptet, nachdem er neun Monate im Kerker geschmachtet.

Die Mantschuren wagten sich nun kühn an die Thore der Hauptstadt, wo die Chinesen jedoch stark genug waren sehr großen Widerstand zu leisten; und so wurden jene genöthigt sich schnell zurückzuziehen, und für diesesmal die Begierde, sich in den Besitz der Hauptstadt zu setzen, aufzugeben.

Tsongti sah sehr bald ein, daß das Land nicht mit der Gewalt der Waffen seinem Scepter unterworfen werden könnte. Er fing daher an sich ganz im Sinne des Reiches zu bilden. Zu diesem Zweck wurde sein Hofstaat aufs herrlichste mit den geplünderten Schätzen ausgestattet; die Prinzen des Geblütes drängten sich um den mächtigen Verwandten herum und trugen zum Unterschiede einen gelben Gürtel, welcher bis auf diesen Tag von ihnen beibehalten wird. Die entfernteren Brüder dagegen ban-

den ein röthliches Band um den Bauch, und kündigten dadurch ihre Beziehung zum kaiserlichen Hause an. Die Regierung wurde überdieß auf chinesischen Fuß gestellt und alles aufs prächtigste vorbereitet, während alle Glieder des fürstlichen Hauses sowohl als die Tataren die chinesische Sprache erlernten.

Nun erließ der Prinz mehrere Aufrufe an die Chinesen, zu ihm überzugehen. Viele thaten dieß; denn das Waffenglück blieb den Tataren, und eine Stadt nach der andern fiel ihnen in die Hände. Allein die höhern Officiere weigerten sich dieß Anerbieten anzunehmen, und man sah einige wenige Beispiele von Heldenmuth. Als aber die Besatzungen durch Hungersnoth und schlechte Behandlung zur Verzweiflung gebracht worden waren, gingen sie endlich zu dem Feinde über, und unter diesen waren auch einige Generale. Lange hatte einer derselben heftig und entschieden die schmeichelnden Versprechungen von sich gewiesen, allein sein bester Officier verließ ihn, und da gab er es zu, daß tatarische Prinzen mit ihm in einem Zelte Unterhandlungen anfangen sollten. Nicht allein die Stadt worüber er Commandant war, wurde den Mantschuren überliefert, sondern noch eine zweite ihnen durch Verrätherei in die Hände gespielt. Er selbst nahm Dienste im Lager der Nomaden. Als nun Tsongti von seinem Feldzuge nach Hause ging, begrüßte ihn eine Menge Mandarine mit geschornen Häuptern, die sich als seine Unterthanen ankündigten. Nur einer wollte seinem undankbaren Kaiser getreu bleiben; er wurde aber gefangen und in ein Kloster gesteckt, wo er sein Leben endete. Der gute Erfolg aller kriegerischen Unternehmungen erweckte in dem Herzen des Prinzen das Verlangen das ganze Land zu erobern, wozu das Beispiel der Kitan und Kin ihm die größte Hoffnung gab. Er selbst war ein Mann, weit über seine Zeitgenossen erhaben, nicht allein tapfer, sondern staatsklug, und mit wirklicher Liebe für das chinesische Volk beseelt. Daher suchte er sich ihre Bildung anzueignen, sprach sehr oft über Friede und Volksglück, und beeiferte sich dem Lande große Wohlthaten widerfahren zu lassen und das Kriegsunglück zu mildern. Wäre er mit Europäern in Berührung gekommen, so würde er vorzüglichen Gebrauch von ihrer Taktik gemacht haben.

In Schantong beeiferte man sich ein großes, tapferes Heer dem Angreifenden entgegenzuschicken. Dieß war hohe Zeit; denn

zwei chinesische Armeen waren geschlagen und beinahe aufgerieben worden. In diesem wichtigen Zeitpunkt suchte ein General die Herzen der Krieger zu gewinnen; eine große, sehr stattliche Truppenzahl war versammelt und setzte sich langsam in Bewegung. Der Schatzmeister, welcher wohl wußte daß ohne Sold nichts geschehen würde brachte endlich das nöthige Geld auf und schickte es dem Anführer. Der Anblick einer so großen Summe rührte das Innerste seines ganzen Wesens; er packte das Silber heimlich zusammen und machte sich davon. Lange warteten die Gemeinen und Officiere auf ihre Bezahlung; man zögerte von Tag zu Tag; endlich kündigten alle Krieger dem Kaiser den Gehorsam auf und erklärten sich unabhängig. Die Verschnittenen wälzten die ganze Schuld auf den Statthalter; er wurde nach Peking geladen und unter den feierlichsten Unschuldsbezeugungen enthauptet. Sein Nachfolger ging unkluger Weise ins Lager der Rebellen, um sie zur Rückkehr zum Gehorsam zu bereden. Dazu wollten sie sich durchaus nicht verstehen, weil die Officiere ihnen sonst den Tod geschworen. Daher behielten sie diesen Großen als Gefangenen und ermordeten ihn nachher mit großer Grausamkeit. Aber schreckliche Vergeltung wurde ihnen in der Folge. Neue Heere, die von den westlichen Provinzen gekommen, erschienen auf dem Kampfplatz. Eingeengt von allen Seiten begaben sich die Aufrührer, nachdem sie sehr großen Verlust erlitten, nach der Seeküste, wo ihre Barken in großer Anzahl lagen. Ihr Nachtrab wurde aber ereilt und von den erbitterten Mandarinen in Stücke gehauen. Nur ein Rädelsführer, den man lebendig ergriffen, wurde zur Warnung ähnlicher unruhiger Köpfe hingerichtet. Der größte Theil der Rebellen sah sehr bald daß das Meer frei war; sie unterwarfen sich daher dem Tsongti; dieser fertigte augenblicklich drei Hordenführer zu ihrem Empfange ab. Sie wurden daher mit großen Ehrenbezeugungen in den Dienst genommen und Tsongti hoffte, daß in kurzer Zeit viel zahlreichere Schaaren zu ihm kommen würden.

Zu gleicher Zeit schrieb dieser Prinz einen sehr freundlichen Brief an den Kaiser, so ziemlich im Style Napoleons, ihn herzlich ersuchend doch recht bald den Frieden abzuschließen. Als ich neulich, bemerkte er, zum Feldzug gegen die Mongolen auszog, mußte ich das chinesische Gebiet betreten. Um aber meine

Aufrichtigkeit in den künftigen Friedensunterhandlungen darzulegen, opferte ich in der Gegenwart mehrerer Mandarine ein weißes Pferd. Auf diese Vorstellung gab der Hof natürlich keine Antwort; denn mit Frieden im Munde und Krieg im Herzen würde die Abschließung eines Vertrages die schädlichsten Folgen für das Reich gehabt haben. Dagegen fertigte der Kaiser einen Befehl aus, daß er gerade im Begriffe sey die Mantschuren als Rebellen zu vernichten, und daher alle Fremden und vorzüglich die Chinesen aufrufe wieder zum Gehorsam zurückzukehren. Tsongti las dieses Schreiben mit Verwunderung und machte den letzten Friedensvorschlag. Dann rückten seine Heere nach Schansi und schlugen die Chinesen in mehreren Schlachten, während der chinesische Feldherr sich brüstete, daß er einen vollkommenen Sieg erhalten. Auch dieser Bericht fiel Tsongti in die Hände. Dieser widerlegte ihn in einem öffentlichen Schreiben und beurkundete seine Tapferkeit durch die Aufforderung, 1000 Chinesen sollten mit 100 Mantschuren einen Kampf bestehen. Nachdem er viele Städte im Nordwesten eingenommen, kehrte er wieder zurück (1635). Nun umringten ihn seine treuherzigen Vasallen und forderten ihn aufs feierlichste auf den Kaisertitel für immer anzunehmen. Tsongti hatte darauf schon lange gewartet; er gewährte daher gern diese Bitte und nahm den Titel an, unter welchem wir ihn genannt haben (früher hieß er Tsongtien). Die Fürsten schrieben auch an den König von Korea, um ihn zu einer ähnlichen Huldigung aufzufordern, erhielten aber keine Antwort. Die Dynastie sollte nun den Namen Taitsing (Große Reinheit — wie Ming — ausgezeichnet oder klar) tragen und in der Folge die Verwaltung des chinesischen Reichs übernehmen. Tsongti machte seinen Getreuen sehr große Versprechungen, erhob viele in den Adelsstand und machte allgemein bekannt, daß man chinesische Sitten und Cultur annehmen sollte.

Sobald der Prinz Wusankuei den Oberbefehl der Truppen übernahm, zeigte sich große Thätigkeit und Ausdauer im chinesischen Heer. Er besaß das Vertrauen seiner Soldaten, ward vom Volke sehr geliebt, und zeigte großes Talent als Feldherr. Allein die schon erwähnte Armee des Ministers, auf die sein ganzes Vertrauen beruhte, zerstreute sich wieder. Der General stand nun in Gefahr, im Rücken von den Räubern und an der

Fronte von den Mantschuren angegriffen zu werden, und hatte zu gleicher Zeit die Gewißheit, weder Mundbedürfnisse noch Geld von der nun vernichteten Regierung zu erhalten. Da faßte er den verzweifelten Entschluß, das Vaterland durch die Hand der Tataren zu retten; er machte ihnen die wenigen Kleinodien, die er noch übrig hatte, zum Geschenk. Allein die Mantschuren, welche sich eines solchen Glückes nicht versehen hatten, konnten nur siebentausend Mann ins Feld bringen; sie sandten jedoch ihre Waldhornbläser herum, und diese brachten in sehr kurzer Zeit ganze Horden zusammen (1644), die nun als ein unwiderstehlicher Strom das ganze Land überschwemmten.

Unglücklicherweise war der Vater des Prinzen in der Hauptstadt; durch diesen ließ Litsetsching dem Wusankuei die dringendsten Vorstellungen machen, sich ihm zu unterwerfen und dann gemeinschaftlich die Tataren zu überwältigen (1644). Allein des Feldherrn Herz glühte vor Begierde den Mörder seines Oberherrn und Verwandten zu vernichten; daher antwortete er seinem Vater, daß er nie die Waffen niederlegen wollte, bis er den Wütherich vertilgt. Dieß Schreiben hatte noch nicht die Hauptstadt erreicht, als der muthige Wusankuei dem Vortrab der Rebellen begegnete. Ueber diese fielen seine Soldaten wie Tiger her, und in kurzer Zeit vernichteten sie das ganze Heer. Aber nun machte sich Litsetsching mit seinen Garden, sechzigtausend Mann an der Zahl, auf, die lange vom Raube gelebt, und im Sieg allein Rettung finden konnten. Sie umringten das kleine Gefolge des Wusankuei, und obgleich die Getreuen mit verzweifelter Tapferkeit einhieben, so schlossen dennoch die Rebellen ihre beiden Flügel ein und waren im Begriff das Häuflein gänzlich zu vernichten. In diesem wichtigen Augenblick aber eilten die 7000 tatarischen Reiter herbei und griffen die Aufrührer im Rücken an. Die Bedrängten schöpften wieder Athem und rafften nun ihre geschwächten Kräfte zusammen, alles vor sich ohne Unterschied niedermachend. An diesem Tage bedeckten 30,000 Leichen der Räuber das Schlachtfeld.

Obgleich Litsetsching die Tapfersten seiner Horden verlor, erhielt er dennoch in sehr kurzer Zeit einen neuen Zufluß von Dieben und Banditen; mit diesen stellte er sich vor die Mauern von Peking in 18 Divisionen, um Wusankuei zu empfangen.

Dieser zögerte nicht lange, sondern stand schon am folgenden Morgen mit seinen muthigen Truppen im Angesichte des Tyrannen. Der Angriff wurde sogleich gemacht; ihr Ungestüm war unwiderstehlich, und nachdem der Rädelsführer vergebens sich bemüht mit neuer Kraft die aufs äußerste gebrachten Soldaten zurückzuschlagen, erlag er dennoch endlich und gab das Signal zum Rückzuge in die Hauptstadt. Hier versammelte der Räuberhauptmann die zurückgebliebenen Mandarine und ließ sich von ihnen als Kaiser huldigen. Dann trieb er den Wusankuei zur Verzweiflung, indem er dessen Vater enthauptete. Als dieser aber den erbleichten Kopf auf den Wällen Pekings hängen sah, sprach er mit großem Nachdruck von Schmerz überwältigt: Ich will deinem Andenken die nöthigen Opfer bringen. Mit ungeheurer Anstrengung wollte er nun einen Sturm auf die Mauern beginnen; allein Litsetsching erbebte, noch ehe der Anschlag zur Ausführung gebracht war. Er befahl daher seinen Banden, des Nachts heimlich die Thore anzuzünden, nachdem sie herausgegangen; er selbst lud die großen Schätze, die er im Palast erbeutet hatte, auf Kameele und Karren, und machte sich damit heimlich davon. Dieser Zug war einige Meilen lang, und Wusankuei, anstatt in die Stadt einzurücken, jagte den Räubern nach. Als er die lange Reihe von Wagen erblickte, verbot er den Soldaten etwas anzurühren, bis seine Rache gestillt. — Nun eilte er vorwärts, die einzelnen Haufen niedermachend, welche zur Bewachung der Schätze aufgestellt waren, und opferte so den Manen seines Ahnen 6000 Mann.

Allein Litsetsching war keine feige Memme; obgleich er nun den Lohn so vieler Grausamkeiten und Schandthaten verloren, wollte er dennoch nicht der Gewalt weichen. Die Besatzungen in den verschiedenen Städten Tschili's wurden daher an einem Punkte versammelt, und als er 60,000 Mann unter seinem Befehle hatte, glaubte er gewiß im Stande zu seyn dem Wusankuei die Spitze zu bieten. Die Tataren hatten unterdessen dem Aufrufe gehorcht und waren in bedeutenden Schaaren zusammengekommen, so daß der chinesische Feldherr am Tage der Schlacht 60,000 Mann aufmarschiren ließ. Mit einer solchen Zahl dachte er stracks die Vagabunden überwältigen zu können und rüstete sich zum Angriff. Allein die Räuber standen wie Mauern, und

wenn die Mantschuren und Mongolen im Galopp herankamen, und erwarteten daß wie gewöhnlich die Chinesen sich zerstreuen würden, so fanden sie, daß sie mit einem Pfeilregen empfangen wurden und nicht einen einzigen Räuber zum Weichen bringen konnten. Ein solches Heer würde nie die Barbaren über die Gränze gelassen haben, allein hier focht Chinese gegen Chinese, und die Nomaden freuten sich, daß sie sich gegenseitig aufrieben. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag; 40,000 Leichen bedeckten den Wahlplatz. Wusankuei war vor Erstaunen außer sich, daß der Kampf ihm so theuer zu stehen komme; endlich trennte die Nacht die Streiter. Der Prinz zitterte bei dem Gedanken, die Schlacht wieder zu erneuern, und Litsetsching hatte dazu auch keine Lust. Der letztere ging daher ungehindert nach Schansi zurück, und die Hauptstadt war vor den Feinden des Innern gesichert.

Nun aber standen 60,000 Tataren da und die nächste Frage war, was mit ihnen zu thun sey. Wusankuei, welcher früher ihre Hülfe so sehnlich gewünscht, sah bald ein, daß sie lästige Gesellschafter waren. Daher beschied er die Oberhäupter in sein Zelt und redete sie mit freundlicher Miene an: Waffengefährten, ich bin bereit euch euren Lohn in Gold, Silber und schönen Mädchen zu geben, kommt mit mir nach Peking, dort will ich mein Versprechen erfüllen. Sie aber sahen wohl ein, daß dieß das Losungswort zu ihrer Entlassung seyn würde; da sie sich jedoch auf chinesischem Boden viel besser als in ihren Wäldern befanden, erwiederten sie einmüthig, daß sie nie an eine Rückkehr denken könnten, so lange das Land noch durch Räuberhorden geplagt sey; daher wollten sie einen Theil ihres Heeres zurücklassen um Peking zu bewachen, und mit dem andern nach Schantong ziehen um dort wieder Ruhe herzustellen.

Nach langen Berathschlagungen kam man endlich zu dem Entschluß, daß das große Heer sich in drei Divisionen theilen sollte. Die stärkste sollte mit Hülfe der Chinesen unter Wusankuei den Räuber Litsetsching vernichten; die zweite nach Schantong marschiren und die dritte endlich Peking besetzen. Die letztere bestand aus Mantschuren, ohne einen chinesischen Officier bei sich zu haben.

Das Merkwürdigste ist die Einigkeit, welche in allen diesen Unternehmungen herrschte. Der Mantschurenfürst war schon

gestorben; da so viele sich um die Krone bewarben, so war man einstweilen zufrieden, mehrere Oberhäupter und Verwandte des kaiserlichen Hauses zu Regenten zu ernennen. Damit aller Eifersucht ein Ende gemacht werde, erhielten sie abwechselnd die höchste Gewalt. Wie aber bei einer so getheilten Macht dennoch Einheit im Kriege herrschen konnte, ist ein wirkliches Wunder. Noch waren diese Horden kaum einen Monat im Felde, als sich die Nothwendigkeit unter Einem Herrscher zu dienen an den Tag legte. Auf ihrem Marsche nach Peking erwählten sie daher den noch nicht volljährigen Neffen ihres verstorbenen Fürsten zu seinem Nachfolger. Die Ursache eines solchen außerordentlichen Entschlusses in einem Augenblicke wo alles von der Kraftäußerung eines gewaltigen unbeugsamen Dictators abhing, muß man in der Eifersucht der Häupter untereinander suchen; denn jeder beneidete den andern um die Stelle, und alle hofften unter dem Scepter eines Kindes ihre Unabhängigkeit und zugleich bedeutenden Einfluß sich zu verschaffen.

Der Weg nach Peking glich einem Triumphzuge. Das Volk fühlte sich zum höchsten Dank für die erhaltene Rettung verpflichtet und sah in diesen Fremden nur die Beschützer des Vaterlandes. Als sie die Thore der Hauptstadt erreichten, kamen ihnen die Mandarine im vollen Ornat entgegen um sie als Vertheidiger des Thrones zu begrüßen. Alles jubelte und jauchzte; die Mantschuren zogen als stolze Sieger die Straßen der Stadt entlang, den neuen Kaiser auf einem Brette tragend. Der Knabe, welchen sie erwählt, schien ein geistreiches Kind zu seyn, und hielt eine Rede bei seiner Thronbesteigung, in welcher er sein gutes Glück allein den getreuen Verwandten und Fürsten zuschrieb und das Geschenk eines großen Reiches durch Tapferkeit und Entschlossenheit zu behaupten versprach. Die Rede ist voll geistreicher Bemerkungen, und macht dem Verfasser, welcher sie ihm in den Mund legte, große Ehre.

Die Chinesen waren aber über diese große Veränderung ganz betroffen. Wer hätte glauben können, daß die Retter des Staates eine solche untreue Rolle spielen würden? Als sie in der Hauptstadt waren, ließen sie von allen Thoren die chinesische Wache wegziehen, damit ihre eigenen Soldaten dieselben besetzten. Selbst der Einzug des Räubers hatte nicht so viel Entsetzen erregt, als

die Willkür, mit welcher Barbaren das Reich in Besitz nahmen. Da aber ihr Heer sehr zahlreich war, regte sich Niemand um ihnen die Gewalt streitig zu machen. Sklaven sind überdieß gleichgültig hinsichtlich der Person welche die Ketten schmiedet; ist und bleibt es ja immer Sklaverei, wer auch der Herr sey.

Die Mandarine zu Nanking, noch ehe sie von diesem Vorfall Kunde hatten, waren gleich, nachdem die Nachricht von dem Tode des Tsongtsching zu ihnen gelangt, zur neuen Kaiserwahl geschritten, und setzten Schitsutschang, einen Prinzen von Geblüt, auf den Thron (1644), welcher seiner Regierung den Namen Hongkuang beilegte.

Nun gab es drei Kaiser, und nach der chinesischen Regel sollte es deren nur einen geben; denn es ist nur eine Sonne am Himmel. Zwei, obgleich Länderräuber, behaupteten ihre Ansprüche mit dem Schwerte, und drohten Tod und Verderben jedem der sie ihnen streitig machen wollte, während der rechtmäßige Fürst sich lange weigerte eine solche Ehre anzunehmen. Mit den Gefahren einer so hohen Würde wohl bekannt, das Schwankende des Thrones wohl fühlend und dabei sich seiner Schwäche bewußt, war es nicht zu verwundern, daß der Scepter nichts Anziehendes besaß, und daß er den Hirtenstab vorzog.

Unterdessen hatte Litsetsching wieder genugsame Kräfte zusammengerafft, und da Wusankuei über die Verrätherei der Tataren sehr betrübt war, wollte er sich als ein wahrer Vaterlandsfreund mit ihm verbinden, um die Tataren gänzlich zu überwinden. Der Fürst war eine Zeitlang noch unentschieden; denn obgleich ihm die Mantschuren den Titel eines Königs beigelegt, so wollte er sich dennoch nicht von Barbaren, die seine Landsleute sich mit dem Schwerte unterwarfen, dergestalt behandeln lassen, und betrachtete den Ehrennamen mehr als einen Schandfleck. Allein dann rief er sich alle die Grausamkeiten des Räubers ins Gedächtniß zurück, wie er seinen Vater enthauptet und die Ursache des Todes seiner kaiserlichen Verwandten war, und Rache siegte über den Tatarenhaß. Schon hatte sich Litsetsching vorgenommen als Befreier seines Vaterlandes nach Peking zu marschiren, um einen bleibenden Ruhm durch Vernichtung der Tataren-Macht zu begründen; allein als er den Wusankuei als einen Löwen vom

langen Schlummer aufwachen sah, und den Feind nun wieder in seiner fürchterlichen Verzweiflung erblickte, fing er einen schnellen Rückzug an und sammelte wieder in seiner Vaterstadt ein Heer, welches seine frühern an Zahl bei weitem übertraf. Der General hatte geglaubt nach so vielen Siegen den Räuber durch einen derben Schlag zerschmettern zu können; allein wie erstaunt war er, als er ihn kühn entgegenkommen sah, um sich wieder mit seinem bisher glücklichen Gegner zu messen. Die Schlacht war blutig genug; allein der Widerstand nicht bedeutend, und nach Beendigung derselben zerstreuten sich die Banditen, um nie wieder dem Wütherich zu folgen; denn anstatt der bisherigen Beute fanden sie in seinem Gefolge nur Tod und Elend. Noch hatte er das Glück zwei Städte hinwegzunehmen; allein da die Zahl seiner Genossen jeden Tag sich verringerte, konnte er sich nicht länger in den Ebenen halten und verbarg sich daher in den Gebirgen Hukuangs. Schon waren ihm aber die Kaiserlichen auf dem Fuße nachgeeilt, und da er aus einer Bergschlucht herausging um seinen Truppen Lebensmittel zu verschaffen, schlug ihn ein Feldherr aufs Haupt. Litsetsching jedoch blieb unbeschädigt, und nachdem er mehrere Tage lang Hunger erduldet, war es ihm nicht möglich sich länger zu halten. Er fiel daher über ein volkreiches Dorf her und wünschte sein altes Handwerk wieder anzufangen, als die Einwohner ihn plötzlich umringten, die Ueberbleibsel der Räuber sogleich fesselten und dem scheinbaren Hauptmann den Kopf abschlugen, um ihn dem chinesischen Generale zum Geschenk zu bringen. Noch trof das Blut von dem Haupte, als die Bauern es dem Feldherrn überbrachten; es war der Kopf des Wütherichs Litsetsching, welcher nun endlich seinen Lohn erhalten und vor dem Richter der Welt stand um sein Urtheil zu empfangen. Sein Sohn versuchte zwar die zerstreuten Räuber zu versammeln; allein ihr Eifer war verwischt, und kleinmüthig verkrochen sie sich in Felsenritzen um dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen.

Der Kaiser zu Nanking kümmerte sich sehr wenig um diese Ereignisse; Vergnügen war der Luftkreis, in welchem er zu leben wünschte; jede Anstrengung schien ihm unnöthig; ruhig und fröhlich zu regieren war der Hauptgrundsatz seiner Philosophie. Die einzige Störung, worüber sich dieser Sybarite zu beklagen

hatte, waren die beständigen Cabalen des Hofes. Anstatt an die Vertheidigung des Vaterlandes zu denken, suchten die Mandarine einander aus ihren Stellen zu vertreiben und die Gegner beim Kaiser anzuschwärzen; so war denn ein beständiger Krieg im Palast, und der Unfall oder der Erfolg eines einzigen Verschnittenen beschäftigte die ganze Hauptstadt.

Die hungrigen Tataren kamen jetzt zu Myriaden aus den Steppen um in der Beute sich zu theilen, und die Heere zählten nun Hunderttausende von Streitern. Zwar hatte man erwartet, daß diese Barbaren sogleich das Land mit ihren Horden überschwemmen würden, allein das Gegentheil war der Fall.

Verschiedene Missionäre waren in Peking zurückgeblieben; der vorzüglichste unter diesen war der oft erwähnte Adam Schall, ein Jesuit mit gründlichen Staatskenntnissen, einem umfassenden Geist und mit einer Seele begabt, die durch Geduld und Ausdauer nie ihren Zweck aus den Augen verlor, und muthig dahin arbeitete, bis das Ziel erreicht war. Diese Eigenschaften würden natürlich ihrem Besitzer sehr wenig genützt haben, hätten die Mantschuren, welche den Fremden sehr hold sind, nicht ein großes Interesse an ihren Arbeiten sowohl als an ihrer Denkungsart genommen. Da Schall schon früher Kanonen gegossen, so wurde er bald mit den wilden Kriegern bekannt und kam selbst in Berührung mit dem Hofe. Seine Einsicht und Weisheit ward von den vier Regenten sehr hoch geschätzt; ja sie erhoben ihn zum Lehrer des jungen Kaisers, und die ersten Unternehmungen zur Unterwerfung des Reichs wurden von diesem Ausländer geleitet. Daher müssen wir uns nicht wundern, daß die Maßregeln so untatarisch waren, und daß das ganze Betragen europäische Politik verrieth. Schall aber erschien nur als die leitende Hand; denn er wußte wohl, welchen Neid er sich dadurch zuziehen würde; allein er handelte im Stillen, und war ohne den Titel zu führen einer der kräftigsten Minister, welche China je gehabt.

Anstatt ein starkes Heer nach Nanking abzufertigen und mit kühner Hand das neue Kaiserthum über den Haufen zu werfen, begnügten sich die vier mantschurischen Regenten alles auf chinesischen Fuß einzurichten. Die ganze Verwaltung blieb wie vorher; den einflußreichen Staatsmännern schmeichelte man, den Generalen und andern Officieren gab man ihre Befehlshaber=

stellen zurück, das ganze Volk behandelte man nach chinesischer Sitte. Kaum aber sahen daher diese Barbaren ihren Ruhm einigermaßen begründet, so sandten sie einen verschmitzten Mandarin nach Nanking, der einen vortrefflichen Brief dem Minister des Kaisers überreichte und ihn aufforderte, das Reich dem rechtmäßigen Besitzer zu übergeben, wozu sich die Mantschuren ohne Widerspruch berufen fühlten. Nach Lesung dieses Documents glaubte die Regierung zu Nanking auf ähnliche Weise dem Briefsteller zu antworten, und suchte zu zeigen, daß die Tataren wie ihre Vorfahren mit dem Geschenke einer gewissen Summe Geldes sich zufrieden stellen und das Land räumen müßten. Sobald dieser Brief Peking erreicht, schrie der Kriegsrath zu den Waffen, und nun marschirten die Tataren in großer Ordnung nach den Provinzen ab und erhielten erst einen Sieg, der ihnen jedoch sehr theuer zu stehen kam; sie nahmen auch eine Stadt ein, vor welcher Tausende ihr Leben verloren.

Zu Nanking war man noch nicht recht entschieden, was man anfangen sollte, als plötzlich das Gerücht entstand, daß der Thronerbe des verstorbenen Kaisers noch am Leben sey. Man führte wirklich einen Knaben gleichen Alters, welcher ihm sehr ähnelte, in den Palast ein, und nun fing man an das Nähere zu erfragen. Da aber kam es auf, daß ein Betrüger das Kind dazu verleitet, und dieses aus Armuth seine Einwilligung gegeben. Obgleich die Verschnittenen von der Unächtheit des Knaben völlig überzeugt waren, so glaubten dennoch viele Große an jenes Gerücht, und erklärten sich zum Besten dieses vermeinten Prinzen. Dieß gab nun wieder Gelegenheit zu sehr großem Parteigeist und darüber vergaß man endlich den Tatarenkrieg.

Der chinesische General, welcher den gelben Fluß vertheidigte, hatte als eine Vorsichtsmaßregel ein sehr großes Heer an dem entgegengesetzten Ufer aufstellen lassen, welches aber meistentheils aus Bauern bestand. Als nun die Mantschuren in der Mitte des Flusses angelangt, erblickten sie die zahlreichen Feinde, welche in Schlachtordnung stehend ihrer warteten. Umkehren war jedoch unmöglich und daher wagten sie es das Ufer zu besteigen. Siehe, da ergriff Zittern die armen Chinesen, und die Landwehr riß in der Flucht die Soldaten mit sich hinweg, so

daß sich der sonst so tapfere General genöthigt sah davonzulaufen. Er hatte kaum Zeit genug Jangtschéu zu erreichen und die Thore zu verschließen. Als er nun in der Nacht eine Heerschau hielt, und die kleine Anzahl von Kriegsgefährten entdeckte, ging es ihm sehr zu Herzen; keine Rettung vor sich sehend und ohne Gott in der Welt lebend, gab er sich selbst den Todesstoß. Die Mantschuren waren schon am zweiten Tage im Besitze dieser Stadt, welche, am nördlichen Ufer des Jangtse gelegen, durch den großen Canal die Verbindung des nördlichen China mit dem südlichen unterhält und von sehr großer Wichtigkeit ist. Dort feierten sie ihren unerwarteten Sieg durch eine glänzende Erleuchtung, und schifften sich bald darauf nach Tschinkiangfu über. Vor dieser Stadt lag ein chinesisches Geschwader, und der Admiral hätte sehr leicht den Uebergang streitig machen können, wäre er nicht eine feigherzige Memme gewesen. Denn sobald er der Feinde ansichtig geworden, lichtete er die Anker und fuhr mit vollen Segeln auf dem reißenden Fluß nach der Meeresmündung. — Schnell wurde ein Bote nach Nanking gesandt, um dem Kaiser diese schlechte Kunde zu hinterbringen. Er fand den Monarchen bei einem Saufgelage, wo er sich mit einigen Verschnittenen ergötzte. Er war aber zu betrunken um die Sprache des Unheil verkündenden Botschafters zu verstehen, daher mußte man bis zum Morgen warten, wo der Kaiser vom Rausche erwacht war, ehe die Mittheilung stattfinden konnte. Schitsutschang war davon sehr wenig gerührt, er sattelte sein Pferd und ritt zum Thore hinaus, Land und Stadt dem Feinde überlassend.

Er war kaum einige Meilen von Nanking entfernt, als auch schon die schnellen Tataren vor den Thoren der zweiten Hauptstadt standen und den Ort zur Uebergabe aufforderten. Da erschien sogleich ein vornehmer Herr mit einem großen Gefolge und überreichte die Schlüssel der Stadt, während er im Namen der Bürger erklärte daß sie fortan Unterthanen der Mantschuren zu seyn wünschten. Der Fürst, welcher den Oberbefehl führte, empfing die Chinesen mit großer Herablassung, erhob den Redner in den Grafenstand, und befahl daß alle Mandarine ihre Aemter beibehalten sollten. Dieß verursachte außerordentlich große Zufriedenheit, und man wurde kaum gewahr daß ein Feind in die

Stadt gekommen. Als der Staatsrath versammelt war, erklärte ein Diener der Ming-Familie daß der oben erwähnte Knabe der rechtmäßige Thronerbe und Schitsutschang ein Rebell sey, den man nicht am Leben lassen müsse. Er wurde daher selbst mit einem starken Gefolge abgesandt, um seinen frühern Herrn zu ereilen. Diesen fand er am Ufer des Flusses, gerade als er im Begriff war in ein Boot zu steigen. Er rief ihm daher zu zurückzukommen, und als man seinen Ermahnungen kein Gehör geben wollte, schoß er einen Pfeil in den Hals eines der Begleiter. Da forderte dieser den Kaiser auf, doch nicht zu feigherzig zu seyn und den Rebellen lebendig in die Hände zu fallen, ergriff seinen Gebieter und stürzte sich mit ihm in den Jangtse. — Dieß war das Ende des elenden Fürsten.

Die wenigen Großen welche dem alten Kaiserhause noch treu blieben, erwählten den Prinzen Lugan zum Nachfolger. Dieser Fürst hatte nicht allein ein natürliches Recht auf die Krone kraft seiner Geburt, sondern besaß auch die Liebe des Volkes und die Anhänglichkeit der Fürsten des Geblüts. Als sein Verwandter, der Prinz von Tang, ihm die Nachricht hinterbrachte daß er zum Herrscher berufen sey, weigerte er erst standhaft eine solche Bürde auf sich zu nehmen. Jahrelang hatte er zur Zufriedenheit der ganzen Nation in Tschekiang regiert, Tausende huldigten seinem Scepter, er selbst fand sich glücklich unter Unterthanen, die ihn als einen Vater liebten; allein nun sollte er sich allen den Unfällen preisgeben, welche ihn als Vertheidiger des Vaterlandes gegen Feinde, die im Herzen des Reiches sich befanden, natürlich betreffen mußten. Zaudern half aber nichts; denn schon hatten die Tataren viele große Städte ohne Schwertschlag eingenommen, und waren in der Nähe der Provincialstadt zu Hutschéufu gelagert. Diese Festung flehte um Hülfe; da diese aber nicht erschien, ging auch sie verloren. So standen nun die zahlreichen Schwadronen der Nomaden in wenigen Tagen vor den Thoren von Hangtschéu. Man hatte eine lange Belagerung und die wüthendste Vertheidigung erwartet; doch dem Prinzen schlug das Herz; denn er dachte daß großer Widerstand zum Verderben seiner Unterthanen gereichen würde. Daher ging er auf die Mauern, flehte die Feinde um Erbarmen, und nachdem er dieß gethan, öffnete er die Thore. Die Mantschuren waren

grausam genug den guten Prinzen sogleich zu ermorden und sich dann aller Schätze zu bemächtigen. Von einem so leichten Siege hatten sie nicht einmal geträumt.

Bisher hatten die Tataren nur gegen die Regierung gefochten und das Volk nicht beschädigt. Nun aber, voll hoher Gedanken über ihren Erfolg und die Vortheile, welche sie nachher auf dem südlichen Ufer des Tsientang errungen, verlegten sie das Hauptquartier nach Schaohing. Dort berathschlagten sie sich, was nun anzufangen sey; denn schon hatten die Neuigkeiten eines anderen Sieges in Kiangsi in ihnen die Ueberzeugung hervorgebracht daß sie in sehr kurzer Zeit Herren des ganzen Reiches seyn würden. Allein den Chinesen war nicht zu trauen, und sie hatten zu wiederholtemalen Beispiele ihrer Treulosigkeit gehabt, vor welcher sie sich in Zukunft sicher zu stellen wünschten. Es wurde daher einmüthig beschlossen daß jeder Chinese, welcher ihre Oberherrschaft anerkannte, den Kopf scheeren und nach der Gewohnheit ihrer Ueberwinder einen Zopf tragen sollte. Das Volk welches mit großer Vorliebe an alten Gebräuchen hängt, war über diesen Befehl sehr entrüstet; es wußte aber wohl daß man mit den Tataren nicht scherzen konnte, und da Todesstrafe auf Ungehorsam gesetzt war, diese auch ihr Wort halten würden. — Daher versammelten sich die Einwohner wie Ein Mann und erklärten daß sie sich nie zur Unterwürfigkeit verstehen würden. Die Mantschuren dagegen lachten ihrer Drohungen und zogen aus, sie wie gewöhnlich zu vernichten. Da ritten sie auf ihren Rossen stracks an und wollten die Chinesen über den Haufen werfen; diese aber standen wie Felsen und erschlugen bei den wiederholten Angriffen beinahe die Hälfte der Feinde. Als dieß die Barbaren sahen, liefen sie schnell hinweg, wurden aber von den wüthenden Patrioten verfolgt und sämmtlich, weil sie über den reißenden Tsientang nicht schwimmen konnten, am Ufer erschlagen oder in den Fluthen ersäuft, so daß das ganze Heer, welches Hangtschéu erobert, umkam. In dieser merkwürdigen Schlacht hatte kein Mandarin befehligt, sondern bloße Verwalter und Gutsbesitzer waren die Anführer und die Waffen Dreschflegel, Heugabeln und Piken. So wahr ist es daß in allen Ländern ein Volk, welches Herz und Hand der Vertheidigung des Vaterlandes weiht, unüberwindlich ist.

Nun müssen wir wieder etwas in der Geschichte zurückgehen. Beim Beginne der Unruhen hatte sich eine Menge von Seeräubern an den Küsten Fokiens und Kuangtongs versammelt, welche unter der Botmäßigkeit eines sehr wilden Piraten standen. Die kaiserlichen Fahrzeuge versuchten zwar den Sieg zu erringen, allein die Räuber schlugen sie in allen Schlachten zurück und behaupteten nun die Uebermacht des Meeres ganz ungestört. Unter diesen verworfenen Menschen waren zwei Brüder — der älteste trug den Namen Tschingtschilong — welche bei ihren Genossen in hohen Ehren standen; denn sie waren die Söhne eines Mandarin, lebten jedoch früher in sehr ärmlichen Umständen, und zeichneten sich nachher sowohl durch ihren Muth als durch ihre schöne Gestalt aus. Da nun der Anführer gestorben, erwählte man beide an seiner Statt; der älteste aber erhielt den Oberbefehl. In dieser Stellung verübte er viel größere Räubereien als alle seine Vorgänger, und so sammelte er bedeutende Reichthümer und wurde sehr mächtig. Ihn mit dem Schwerte zur Unterwerfung zu bringen hielt man für ganz unmöglich, und der Gouverneur der Provinz Fokien entschloß sich daher den Tschingtschilong auf die Seite der Regierung zu bringen. Zu diesem Zweck sandte er einen geheimen Agenten, welcher durch große Versprechungen ihn vermochte, sich dem kaiserlichen Dienste zu weihen und fortan mit seinen wilden Gesellen unter der Flagge des Autokraten zu kämpfen. Er wurde nun zum Admiral ernannt und erhielt zweimal die Vollmacht das Meer von Seeräubern zu säubern, bei welcher Gelegenheit er sich sehr hervorthat und seine alten Gesellen, welche auf ihn sehr erzürnt waren, in den Grund bohrte. Als sein Ansehen aufs höchste gestiegen, ereignete sich der Umsturz der Ming-Dynastie, und sein Geschwader wurde daher nach dem Jangtse gesandt um die Ueberfahrt der Tataren zu verhindern. Bei diesen Gelegenheiten bewies sich Tschingtschilong als Verräther; anstatt sie in ihrer siegreichen Laufbahn aufzuhalten, was ihm sehr leicht möglich gewesen, denn sie verstanden nicht den kleinsten Nachen zu lenken, lief er mit allen seinen Junken davon, und stellte sich beim Tangprinzen ein. Dieser Mann war von seinen Verwandten wegen seines schlechten Betragens in die Acht erklärt worden, und als man bei einer neuen Thronbesteigung eine allgemeine Amnestie bekannt machte,

wurde er auch ein Theilhaber dieser Gnade. Er setzte sich in Fokien nieder, begabt jedoch mit einem unruhigen Geist, zog er nach dem Kriegsschauplatz; kaum sah er aber die Tataren in großer Menge herannahen, so kehrte er wieder nach Fokien zurück und ließ sich beim Tode des Luganprinzen zum Kaiser ausrufen, während sein Vetter, der Prinz von Lu, dasselbe that. Anstatt nun nach dem Siege der Bauern mit vereinten Kräften wider die Tataren zu streiten, waren diese beiden Fürsten mit einander entzweit.

Der Tangprinz hatte eine sehr tapfere Volksmenge unter seinem Befehle, welche der Tataren Joch bitter haßte und dabei den Tschingtschilong, den Beherrscher der Meere. Dieser seinerseits hatte den Entschluß gefaßt den kaiserlichen Thron zu besteigen; da dieß mißglückt war, so schlug er vor daß sein Sohn, ein stattlicher Jüngling, von dem kinderlosen Tangfürsten an Kindesstatt angenommen werden sollte, um nachher als ein Prinz der Ming-Linie sich berühmt zu machen. Allein dieß wurde ihm abgeschlagen, und so wandte sich der treulose Tschingtschilong an den Lu-Fürsten, um ihm seinen vollkommenen Beistand zu versprechen. Es kam daher ein Botschafter von jenem nach Futschéu, der Hauptstadt von Fokien, um sich über den Feldzug zu besprechen, aber zum Schein mit dem Tangfürsten Unterhandlungen zu pflegen. Der letztere wußte von dem Plane nichts, behandelte ihn aber mit großer Geringachtung, und in einem Anfall von Eifersucht ermordete er ihn. Als dieß Tschingtschilong hörte, gab er 1000 Unzen Silber zur prächtigen Leichenbestattung her, und schwur bei dem Grabe des Gesandten, seinen Freund, wie er den Gesandten nannte, fürchterlich zu rächen. — Schnell segelte er daher mit einer Flotte nach dem Tsientang, um dort den Lu-Prinzen wider die Tataren zu unterstützen. Diese hatten nach ihrer gänzlichen Niederlage wieder neue Kräfte gesammelt; gestärkt in ihrer Macht, wollten sie es wieder wagen auf das südliche Ufer herüberzugehen. Dort aber stand Tschingtschilong; er schlug ihre Angriffe zu Wasser zurück, und zeigte sich entschlossen den Uebergang bis zum letzten Blutstropfen streitig zu machen. Die Mantschuren waren daher trotz ihres zahlreichen Heeres genöthigt, abzuziehen und einen seichten Ort weiter oben zu suchen, wo sie durchwaten konnten. Nachdem dieß geschehen,

standen sie plötzlich vor den Thoren der Hauptstadt des Lu-Prinzen, welchen sein Verwandter Tang zur Beilegung aller Streitigkeiten als seinen Sohn adoptirte. Der unglückliche Kaiser suchte sich nun durch die Flucht zu retten, und fand eine Freistatt auf der Insel Tschusan.

Die Mantschuren fanden von diesem Augenblick an keinen Widerstand; schnell griffen sie eine Stadt nach der andern an; nirgends wehrte man sich; nur wenige Mandarine zogen den Tod der Uebergabe vor; die übrigen sandten Bittschriften ein und baten um Gnade. So war denn die ganze Provinz Tschekiang in wenigen Monaten den Tataren unterworfen, und als sie hinsandten um sich zu erkundigen ob die zwei Engpässe, welche diese Provinz von Fokien schied, besetzt wären, fanden sie dort nicht einen einzigen Soldaten. So drängten sie sich auch durch diese sehr gefährlichen Stellen hindurch, welche von einer Handvoll Leute hätten vertheidigt werden können, und breiteten sich plötzlich in Fokien aus. Der arme Tangprinz, der sonst ein vorzüglicher, einnehmender und kräftiger Mann war, hatte sich auf einen solchen Ueberfall nicht vorbereitet, und nahm daher die Flucht. Die tapfere und schnelle Reiterei der Mantschuren erreichte ihn jedoch sehr bald; er sah sich schon von ihren Lanzen umringt, als er den Entschluß faßte nicht lebendig in ihre Hände zu fallen und sich in einen Brunnen stürzte. — So starb einer der tugendhaftesten und kräftigsten Nachkommen des Ming-Hauses. Nur seine schöne Gemahlin wurde lebendig ergriffen und zu Futschéu, der Hauptstadt Fokiens, öffentlich enthauptet. Der einzige Widerstand, den die Tataren noch erfuhren, war vor einer Stadt in Kiangsi. Dort aber wurden sie mit solcher Wuth zurückgeschlagen daß sie sich so schnell als möglich zurückzogen, und nicht wieder einen Angriff machten, bis schweres Geschütz angekommen war. Dieses hatten ihnen die zu Peking lebenden Europäer gegossen, und ihnen manches andere von Kriegskunst gezeigt, ohne welche der Angriff auf Wälle und Mauern ohne Zweifel fehlgeschlagen hätte. Als sie wieder zurückgekehrt waren, beschossen sie die Stadt so fürchterlich daß sie bald einen Sturm wagen konnten; da sie endlich hereindrangen, ließen sie die Besatzung sowohl als die Einwohner über die Klinge springen. Das Blutvergießen und das Elend, muthwillig herbeigeführt, empörte alle Herzen.

Allein der Feind war zu mächtig, und der Verlust von Tausenden wurde nie gefühlt; denn von der Wüste her kamen Myriaden von hungrigen Tataren, die nur zu begierig waren Leib und Leben daran zu wagen um in den Besitz eines Theils der Beute zu gelangen.

Derselbe Fürst der Mantschuren welcher die Provinz Fokien unterworfen, kam auch nach dem Meeresgestade, wo er gerne über Tschingtschilong hergefallen wäre; allein dieser blieb auf seiner Flotte und kehrte sich sehr wenig an die Drohungen. Die Tataren sahen auch sehr wohl ein daß sie ohne Fahrzeuge gegen den Admiral nichts ausrichten könnten, und selbst wenn sie jene gehabt, doch nicht im Stande wären ihn zu umringen. Der Tataren-General sandte daher einen sehr verschmitzten Mann zu der Flotte, der dem Befehlshaber im Namen der neuen Regierung den Rang eines Statthalters und Obergenerals versprach, wenn er unter mantschurischer Flagge Dienst nehmen wollte. Tschingtschilong fühlte sich so sehr durch dieses Anerbieten geschmeichelt daß er es endlich annahm. Einige Monate waren verflossen, und er war sehr stolz auf seine großen Würden, als er eine Einladung vom Prinzen erhielt und dieser zufolge ans Land stieg. Er wurde mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und als der erste Große des Landes behandelt. Allein wie er hinwegzugehen wünschte, versicherte ihn der Fürst daß er eine dringende Einladung nach Peking zu kommen erhalten habe, und daß er ihn begleiten müsse. Obgleich der Admiral vorschützte daß er sehr wichtige Geschäfte auf der Flotte zu verrichten habe, half ihm dieß nichts; er war in einer Schlinge gefangen und trat daher seinen Weg nach der Hauptstadt an. So wurde auch dieser fürchterliche Gegner aus dem Wege geräumt (1646).

Der Bruder des Tangfürsten hatte sich auf einem Boote nach Canton geflüchtet. Als man dort die Nachricht vom Tode des Kaisers vernommen, war man gleich zur Wahl eines Nachfolgers geschritten. Aber da waren drei Fürsten welche sich darum stritten, und ihre Geburt gab ihnen gleiches Recht. Anstatt daher dem Feinde muthig entgegenzugehen, zankte man sich um ein Reich, welches im Besitze der Tataren war und das erst erobert werden mußte. Als nun der obige Sprößling des Ming-Hauses von Fokien anlangte, waren alle drei willig ihm die Krone zu

verleihen, er nahm sie auch augenblicklich an und erklärte sich zum Alleinherrscher aller Chinesen. Kaum war dieß bekannt geworden, so trat eine Menge der geflüchteten Großen zusammen um den Großenkel des Kaisers Wanli zum Nachfolger zu ernennen; bald wurde er von einem Theil des noch übrig gebliebenen Heeres als rechtmäßiger Erbe anerkannt. — Dieser nahm den Titel Kuei an und lieferte seinen Gegnern eine Schlacht, in welcher er einen vollständigen Sieg davontrug, aber auch das Heer des Nebenbuhlers, dessen Erhaltung von der größten Wichtigkeit war, sehr mitnahm. Die Tataren hatten nur diesen Augenblick abgewartet; plötzlich erschienen ihre Schaaren um den Unglücklichen zu ereilen, der es wagte, im Augenblick als er von Feinden umringt war, einen Bürgerkrieg zu führen. Der Führer des feindlichen Heeres war ein Chinese, welcher sich beinahe ohne Schwertstreich der reichen Handelsstadt Canton bemächtigte. Der unglückliche Kuei-Prinz, welcher so tapfer gegen seine eigenen Landsleute gefochten, bot den Mantschuren keinen Widerstand, sondern floh unter der Leitung einiger Verschnittenen, der beständigen Gesellschafter der Schwächlinge, von Stadt zu Stadt. Endlich kam er in der Hauptstadt von Kuangsi — Kueilin an, wo ein tüchtiger Mandarin ihn begrüßte und sogleich einen Palast baute. Kaum hatten die Tataren davon gehört, so waren sie mit ihrer gewöhnlichen Geschwindigkeit auch vor den Thoren jener Festung. Bald mußten sie aber erfahren daß ein Mann und nicht ein Verschnittener ihnen Widerstand leistete und sie mit großem Verlust zurückschlug. Da wagten sie es zum zweitenmal zurückzukommen; schon war der Kuei-Fürst geflohen, schon hatten die Bewohner des platten Landes sich für die Mantschuren erklärt, als der chinesische General ihr ganzes Heer vernichtete. Der Ueberwinder Cantons hatte kaum davon gehört, als er seine Soldaten zusammenrief, die lange ohne Sold geblieben waren, und sie ermahnte nicht länger unter den Fahnen der treulosen Tataren zu dienen. Das ganze Heer rief einstimmig aus: Es lebe unser Kaiser; jeder Soldat schnitt sich den Zopf, das Zeichen der Sklaverei, ab, und warf das Haar mit der größten Verachtung den Winden zu. Dann ließ er einen Aufruf an alle Statthalter ergehen, sie ernstlich ermahnend den Feinden des Vaterlandes nicht länger Gehorsam zu leisten, und als Helden für ihren

Herd zu streiten. Diese Aufforderung hatte den glücklichsten Erfolg; verschiedene Provinzen erklärten sich wieder frei und die Tataren waren genöthigt einen großer Theil des Landes im Süden des Jangtse zu verlassen.

Der Sohn des Tschingtschilong, Tschingtschingkong, hatte lange auf die Zurückkunft seines Vaters gewartet, nicht wissend daß er in die Löwengrube gegangen. Da er aber nicht erschien, so fing er endlich wieder sein altes Seeräuberhandwerk an und zerstreute die Junken der Mandarine. Dann gab er vor im Dienste des Kuei-Prinzen zu seyn, und eroberte die Küste jener Provinz, während ein Bonze mit einem Haufen Bauern die Tataren aus Fokien hinausschlug. Diese kamen jedoch in größerer Anzahl wieder und belagerten ihn in Kienning. Hier wehrte sich der Priester bis zum letzten Blutstropfen; zuletzt gab er alles als verloren auf und suchte den Tod.

Die zwei Generale, welche das chinesische Heer befehligten, zogen nach Kiangsi; denn auch im Norden des Jangtse hatte sich eine ganze Provinz für den Kuei-Prinzen erklärt. Dort fochten sie wie Löwen, handelten aber nicht mit großer Klugheit; sie lieferten Schlachten wo die Menge der Feinde ihr Heer erdrückte. Sie mußten sich daher auf die Flucht begeben, anstatt die Tataren aus Nanking zu vertreiben, wie es ihr Wunsch gewesen. Der Sieger Cantons, welcher vor Gram sich betrunken hatte und von seinem Diener auf ein Pferd gelegt worden war, fiel beim Uebergange in einen reißenden Bach, wo er ertrank und sein Leichnam hinweggespült wurde. Dieß war das letzte Heer, welches für China's Freiheit focht. Aber dieser letzte heiße Kampf (1648) macht der Nation Ehre, und wäre der Krieg mit mehr Taktik verfolgt worden, so wären die Tataren aus allen ihren Eroberungen sehr bald vertrieben worden.

Der Krieg fing gleichzeitig mit dem dreißigjährigen an und endete auch eben um dieselbe Zeit; ein merkwürdiger Umstand.

Dieser Krieg unterbrach die Arbeiten der Missionäre sehr bedeutend, und die letzten Fürsten der Ming-Familie hatten sich gegen sie sehr unfreundlich bewiesen. Die Folge davon war daß die meisten Jesuiten nach dem Süden China's flohen, wo sie während der Unruhen ruhig ihre Arbeiten verrichten konnten. Die letzten Vertheidiger des Vaterlandes glaubten eine Stütze in

ihrer Freundschrift zu finden. Daher bewiesen sie sich nicht nur freundlich, sondern empfingen selbst die Taufe von den Händen der Missionäre. So lesen wir unter den Namen der Bekehrten Lukas Tschin, Pan Achilles, Thomas Ki und andere, welche entweder als Generale oder als Statthalter sich Ruhm erworben. Ein deutscher Jesuit taufte selbst die Kaiserin, welcher er den Namen Helena gab. Diese schrieb 1650 einen sehr demüthigen Brief an Papst Alexander VII., welchen sie einen heiligen Vater, einen sehr mächtigen Prinzen, einen Doctor der katholischen Kirche und einen Statthalter Christi auf Erden nennt, und ihm dabei Land und Leute zu Füßen legt. Dieß war gewiß ein sehr großer Sieg für Leute welche die Herrlichkeit des Papstes in der Welt zum Hauptziele hatten. Am Schlusse dieses Briefes sagt die Prinzessin: „Ich ersuche Eure Heiligkeit, mir eine volle Vergebung der Sünden bis zum Ende zu verstatten und andere heilige Jesuiten zu senden, um das Evangelium zu predigen. Zu diesem Ende senden wir Michel Boym (ein polnischer Jesuit), um mündlich unsere Wünsche vorzutragen, und sobald wieder Friede im Reiche hergestellt seyn wird, werden wir unsere Gelübde vor den Altären der Apostel Petrus und Paulus ablegen."

Der Hofstaat dieser Kaiserin bestand aus christlichen Damen, welche unter der geistlichen Direction der Jesuiten sehr große Fortschritte in Heiligkeit, das heißt im Fasten, Hersagen von Gebeten gemacht hatten, und überdieß die Geistlichkeit mit der größten Unterwürfigkeit ehrten. Auch waren die Jesuiten überzeugt daß der Kaiser, der schon heimlich ein Christ war, sich bald öffentlich als solchen erklären werde. Hätte es daher dem Herrn der Welt gefallen diese Herrscherlinie im Besitze des Landes zu lassen und die Wünsche der Bekehrten zu erfüllen, so würde man nun ohne Zweifel in allen Straßen und an allen Ecken Cantons Marienbilder und Kreuze gesehen haben. Allein der erwartete Beistand von Seiten der Fremden erfolgte nicht; die Ming-Fürsten verloren den Thron, und die chinesischen Heiligen sind noch im Besitz der Tempel und Nischen in den Straßen, wo Lichter und Kerzen, Weihrauch und Lampen ihnen unbewußt zur Ehre brennen.

Für die Portugiesen zu Makao waren die letzten Jahre der Ming-Dynastie eine Zeit von Leiden eigner Art. Je schwächer das Reich wurde, desto größer die Eifersucht der Mandarine

gegen die Fremden; denn vor diesen fürchteten sie im Süden sich weit mehr, als vor allen den Schwärmen von Tataren, die ja noch sehr ferne waren. Daher verordneten sie daß die Kaufleute nicht länger nach Canton kommen, sondern die Waaren von chinesischen Kaufleuten nach Makao gebracht und dort von ihnen zu festgesetzten Preisen verkauft werden sollten. Dieß geschah durch eine Handelsgesellschaft, welche aber solchen Bedrückungen ausgesetzt war und von der Obrigkeit ihres Landes solche Plackereien zu erfahren hatte daß sie sehr bald so hohe Auflagen den Europäern machte, daß diese nicht länger ihr Gewerbe fortführen konnten. In der Folge brachten die Bürger Makao's ihre Klagen vor den Thron. Da machten die Mandarine von Canton zu dieser Bittschrift folgende Bemerkung: Makao war früher ein unbedeutender Ort, ist nun aber eine Stadt und hat viele Vesten und zahlreiche so wohl als vermessene Einwohner. Wir wollen uns daher erkundigen, um zu erfahren, wieviel Reis und Branntwein für sie nöthig ist, und sie ganz und gar vom Handel ausschließen. Dazu gab der Kaiser seine Zustimmung; allein der Krieg kam dazwischen, der Verkehr wurde in einen Schleichhandel verwandelt, und die Portugiesen machten sehr großen Gewinn. — Man hat hier oft versucht einen Handel abzuschaffen, der für beide Parteien nöthig geworden; allein das Resultat lehrt daß dadurch der Verkehr nur vergrößert wird, und Niemand als die öffentlichen Einkünfte dadurch leiden.

In Japan hatten die Sachen einen noch viel mißlicheren Gang genommen. Die Kaufleute von Makao waren großen Erpressungen unterworfen; da aber der Handel hundert Procent Profit brachte, wollten sie ihn nicht aufgeben. Die Schulden, welche einige Kaufleute dort gemacht, mußten von der Gesammtheit bezahlt werden. Der Senat zu Makao wollte aber durchaus nicht diese Last tragen. Da standen die Bürger gemeinschaftlich auf, ergriffen die Senatoren und nöthigten sie mit Gewalt das Ihrige zur Bezahlung der Schuld beizutragen.

Den Spaniern von Manila hatte man nun allen Zugang nach Japan verboten; als eine Gesandtschaft ankam um dieses Uebel abzuwenden, wollte der Hof diesen Botschafter nicht empfangen. Ungeachtet dieses Verbots erschienen im folgenden Jahre verschiedene Kauffahrteischiffe dieser Nation. Die Behörden

bewachten sie sehr streng während ihrer Anwesenheit in dem Hafen von Nangasaki, und als sie hinwegsegeln wollten, gab man ihnen zu verstehen daß, wenn sie wieder kämen, sie alle verbrannt werden sollten. Die Portugiesen von Makao dagegen wurden auf die kleine von Menschenhänden gemachte Insel Desima verwiesen (1635) und nicht allein kein Priester zugelassen, sondern ein Jeder, welcher auf japanischem Boden landete, mußte auf dem Kreuze trampeln, um dadurch das Christenthum, oder besser das Papstthum öffentlich zu verhöhnen, und im Angesichte der Eingebornen seine Abtrünnigkeit an den Tag zu legen. Die Kinder, welche sie dort gezeugt, wurden unverzüglich nach Makao zurückgesandt.

Der grausame Ije Mitsu hatte nun Jedo's Thron bestiegen. Er wollte der Welt zeigen, daß er den Ruhm der Nachwelt verdiene und nie den Fremden im Lande den geringsten Einfluß erlaube. Ungeachtet der wüthendsten Verfolgungen, welche in all ihrer Fürchterlichkeit fortdauerten, waren noch viele Anhänger des Katholicismus im Lande. Ob sie eine Verschwörung zu ihrer eigenen Beschützung eingingen, oder von Leiden und Mord erschreckt sich alle wie Einen Mann vereinigten, haben wir nie erfahren können. Allein 38,000 Christen, die durch die Marter ihrer Glaubensgenossen zur Verzweiflung gebracht waren, flüchteten sich in die Festung Simabara, die ganz unzugänglich war. Dort vertheidigten sie sich bis zum letzten Blutstropfen, und 80,000 Mann konnten diesen Ort trotz der ungeheuersten Anstrengungen nicht einnehmen. Da bat der Kaiser um die Hülfe der Holländer, diese erschienen mit ihren Schiffen und schossen eine Bresche in den Wall, und die Krieger strömten nun mit unwiderstehlichem Ungestüm in die Stadt. Dort fanden sie verzweifelte Vertheidiger; alle Straßen waren blokirt, jedes Haus eine Veste, Weiber und Kinder Helden. Allein als Tausende der Angreifenden erschlagen waren, wurden andere Tausende wieder als Schlachtopfer hingesandt, und die Stadt war erst im Besitze des Kaisers, als der letzte christliche Streiter vom mörderischen Schwerte durchbohrt war. Vergebens suchten die Bonzen unter den Trümmern der Häuser neue Gegenstände für die Folter; nicht ein einziger hatte die Schmach überlebt, und von diesem Augenblick an hörten die Anhänger der Katholiken ganz auf.

Die Portugiesen, wie man sagte, waren in dieser Verschwörung verwickelt; daher gab der Kaiser ihnen Befehl sogleich von dannen zu ziehen, und im Fall es einer wagte wieder zu kommen, so würde er als Feind behandelt werden. Das hieß den Colonisten zu Makao das Brod wegnehmen; daher entschlossen sich vier der vornehmsten Bürger nach Nangasaki zu gehen, um dort das Herz des Kaisers durch Unterwürfigkeit zu erweichen. Sie kamen im Sommer 1640 an und wurden sogleich vorgefordert, um das Edict ihrer Ausschließung anzuhören. Man fragte sie dann, ob sie davon gewußt: da die Abgeordneten dieß bejahten, wurden sie der Widerspänstigkeit wegen zum Tode verurtheilt. Auf ihr Grab schrieb man folgende Inschrift: So lange die Sonne die Erde erwärmt, soll kein Christ nach Japan kommen. Selbst wenn der König von Spanien oder der Gott der Christen (verstand man darunter einen Schutzheiligen?) oder Buddha (Saka) dieses Gesetz übertrete, werden sie ihren Kopf verlieren. — Ihr Schiff wurde verbrannt, und die Matrosen auf einem holländischen Fahrzeuge nach Hause gesandt. — Als Portugal endlich frei wurde, versuchte es ein anderer Gesandter den Handel wieder zu eröffnen (1646). Man gab ihm aber kein Gehör, und er wurde unverrichteter Sache nach Makao gesendet, ohne jedoch die Strenge der japanischen Gesetze zu erfahren. — Von diesem Augenblick wurden die Portugiesen auf den Handel nach dem Süden des Archipels beschränkt, und da sie mit andern Seemächten zu kämpfen hatten, die ihnen den Gewinn streitig machten, verfielen die Bürger der Stadt in große Armuth.

Die Engländer hatten sehr ernstlich getrachtet den Handel mit China zu eröffnen; allein Bestechungen und Versprechungen schlugen auf gleiche Weise fehl. Zwei Schiffe wurden unter den ernsten Empfehlungen der Königin Elisabeth nach China gesandt (1596), gingen aber auf ihrer Hinreise unter. Als die Engländer sich auf Bantam in Java festgesetzt, schrieben die Verwalter der Compagnie nach Hause: „Der chinesische Handel, welcher wahrscheinlich sich auf Formosa zurückziehen wird, gleicht einem Meere, welches alle Manufacturen Europa's verschlingen und noch überdieß die Producte Indiens erfordern wird. Auch werden die Chinesen sehr viel Tuch nöthig haben, womit wir sie sehr leicht

versehen können, so daß der Handel von der äußersten Wichtigkeit seyn wird." Die Schreiber ahnten damals nicht, welche Vortheile ihr Vaterland von diesem Handel ziehen, wie die Blätter eines Strauches viele Schiffe beschäftigen würden, wie der Mohnsaft durch seine betäubende und reizende Wirkung einen Krieg hervorbringen, und wie endlich dieß mächtige Reich durch ihre Nachkommen in Berührung mit dem Westen kommen würde. In den spätern Mittheilungen machten die Kaufleute in Indien große Hoffnungen, daß der Handel in wollenen Tüchern sehr bald die Tracht der Seide abschaffen würde. Sie waren voll hoher Erwartungen, gründeten jedoch ihre Hoffnungen auf die Voraussetzung, daß die Chinesen schnell ihre Sitten verändern und anstatt der Pelze Tuch tragen würden. In dieser Erwartung fingen die Engländer an von Japan aus ihre Angelegenheiten zu führen, und erhielten durch die Vermittlung eines Schiffscapitäns die Erlaubniß zwei Schiffe jährlich nach China zu senden. Die höhern Behörden der Provinzen bekamen aber wahrscheinlich nicht Geld genug, und so wurde dieser Vertrag wieder verworfen. König Jakob I. hatte selbst an den Kaiser geschrieben. Niemand aber wollte oder konnte dieß Schreiben übersetzen, und die Chinesen sagten, daß wenn sie so etwas unternähmen, es ihnen den Kopf kosten würde. Drei Kaufleute wagten es jedoch, bei der Regierung um Handelsfreiheit anzuhalten; sie machten große Versprechungen, erhielten auch bedeutende Summen Geldes, konnten aber dennoch nichts zu Stande bringen. Endlich versuchte es unter der Regierung Carl I. ein Capitän, Weddell, den Handel anzufangen, nachdem der portugiesische Statthalter zu Goa es zugestanden, daß die Engländer zu Makao die Erlaubniß zu handeln erhalten sollten. Dort jedoch bedeuteten die Portugiesen den Engländern, daß der Argwohn der Chinesen so groß sey, daß sie ihrerseits nichts zur Förderung des Handels thun könnten. So sandte man daher ein sehr geräumiges Boot nach Canton, auf dem sich 50 Mann befanden. Sie erreichten aber nicht die Stadt, sondern wurden vom Admiral der chinesischen Flotte angehalten und wieder nach Makao zurückgesandt; denn wie die Mandarine sagten, sie würden selbst die Erlaubniß zum Handel bewirken. Allein dergleichen Verheißungen waren nur Lügen, die man gebrauchte um den Aufenthalt der Fremden zu

erschweren und ihre Geduld endlich zu erschöpfen. Hätte man etwas vorsätzlich gethan, so würde man nie besser wie in diesem Falle das Ziel erreicht haben. Weddell, welchen man sehr sparsam und mit schlechten Mundbedürfnissen versehen hatte, segelte mit allen Schiffen den Strom hinauf, um nach Canton zu gehen. Noch aber blieb er an der Mündung vor Anker, um den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten. In der Nacht aber hatten die Mandarine in ein beinahe zerstörtes Fort 27 Kanonen gebracht, und fingen am folgenden Morgen auf die englischen Schiffe zu schießen an, jedoch ohne Erfolg. Da wurden auch die Engländer begierig ihre Tapferkeit zu zeigen, gaben den Chinesen eine volle Lage aus dem Geschütz und landeten dann, um Besitz von der Festung zu nehmen. Die erschrockenen Chinesen flohen nach allen Richtungen, nirgends sich sicher glaubend.

Da der Statthalter sah, daß man durchaus nichts auf dem Wege des Kampfes erlangen könnte, so lud er die zwei Waarenaufseher nach Canton ein, wo diese sogleich Güter einzukaufen anfingen und den Zoll im voraus bezahlten. Allein zu gleicher Zeit ließen die Chinesen Brander den Strom herabgleiten um die Schiffe zu verbrennen und behandelten die zwei englischen Kaufleute als Gefangene. Diese, um sich vom Hungertode zu befreien, suchten ihre eigene Wohnung in Brand zu stecken; da ihre Wachen dieß bemerkten, gaben sie ihnen mehr Freiheit. Weddell, welcher keine Nachricht von diesen Sachen hatte, und eigentlich nicht wußte was mit den Kaufleuten geworden, fing an Städte und Dörfer am Gestade des Flusses in Brand zu stecken und sehr viele Gewaltthätigkeiten zu begehen. Als er noch nichts von seinen Freunden hörte, schlug er die kaiserliche Flotte, die gekommen war um ihn anzugreifen, verbrannte fünf Kriegsjunken und verbreitete Furcht und Schrecken. So fand man es denn nöthig, diese Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, die Engländer zu befriedigen und den Frieden zwischen beiden Parteien herzustellen. Die Mandarine wollten jedoch den Schaden nicht umsonst erleiden, daher entschädigten sie sich durch Erpressungen von den Portugiesen und der Gesellschaft von Kaufleuten, welche mit den Fremden handelten, so daß sie wie gewöhnlich dadurch am Ende gewannen. Nun nahmen die Portugiesen auch zwei Junken hinweg, die mit englischen

Waaren beladen waren; dieß gab natürlich Anlaß zur Thätlichkeit von der andern Seite. So wurde wenig aus dem Handel, und der Eindruck, welchen diese Abenteurer zurückließen, wirkte sehr nachtheilig auf die weitern Unternehmungen ihrer Landsleute. Als nachher im Jahre 1644 ein anderes Schiff ankam, waren die Zölle so drückend, daß wenig Gewinn zu erlangen war. Ueberdieß waren die Portugiesen durch den Verlust des Handels von Japan und Manila so arm geworden, daß sie nicht im Stande waren ein einziges Schiff zu laden. Der Handel zu Canton war auch durch den Krieg unterbrochen und es war unmöglich, dort Waaren für die Einfuhr anzukaufen.

So weit denn die Geschichte der Ming-Familie. Die Fürsten waren nicht so schlecht um einen so schnellen Umsturz herbeizu rufen, wie er wirklich erfolgte. Vergleicht man sie mit ihren Vorfahren, so scheint dieß die tugendhafteste Dynastie gewesen zu seyn, die je auf dem Thron saß. Unter ihnen fanden sich verschiedene ausgezeichnete Kaiser, und wenn nicht große Männer aus diesem Hause hervorgingen, so sah man auch keine Nerone und Caligula in dieser Dynastie. Ihre Macht war sehr groß, und nie stand das Reich, welches bis zum letzten Augenblicke nicht verstückelt worden war, im Ganzen genommen, in solcher Blüthe. Daher wollen wir lieber ihren Untergang beweinen als darüber frohlocken. Der Wurm, welcher an dem Herzen aller orientalischen Höfe nagt, vernichtete auch hier die Kraftäußerung; wir meinen den Harem und die Verschnittenen. Wie man aber nach so vielen traurigen Erfahrungen in dieselbe Gewohnheit verfallen kann, ist ganz unerklärbar.

Für Gelehrsamkeit thaten diese Fürsten sehr viel; und dennoch ist es außerordentlich, daß während des Auflebens der Wissenschaften im Westen China nicht einen einzigen gründlichen und originellen Mann in seinem eigenen Lande hervorbrachte. Was man that, war, den Vorfahren alle Ehre zu erweisen und ihren Grundsätzen unbedingt zu folgen. Die Sammlungen dieser Herrscherlinie sind die vollständigsten und werden von keiner andern Dynastie übertroffen. Ein Denkmal dieser Art besteht zu Ningpo; es ist eine große Bibliothek über alle Gegenstände, welche die Gelehrten berührt, und wunderlich in der Anordnung. Der Einfluß der Dynastie selbst war negativ, und die Erinnerung

an die Tyrannei der Tataren schien die Unterthanen für eine lange Zeit sehr stark an ihre chinesischen Oberherren angeschlossen zu haben. Aber das Reich hatte keine Blüthenzeit wie der Westen, erfreute sich keiner Fortschritte im gesellschaftlichen Leben, in Sitten und Religion, sondern hing starr am alten Kongfutse und Buddha. Daher blieb der menschliche Geist eingezwängt, tief erniedrigt und befleckt wegen des entehrenden Götzendienstes. Die geistreichste Nation Asiens konnte nicht einmal den Grundsatz der trägen Malayen erfassen, daß nur ein einziger Gott und Weltbeherrscher sey. Bei der Predigt des Papstthums hielt das Volk fest an dem Materiellen; es war nicht im Stande sich zu jener Lichtwelt emporzuschwingen, um vor dem Thron des Erlösers der Welt zu weilen. Ohne Reinheit der Religion kann sich jedoch nie eine Nation zur wirklichen Höhe von Cultur des Geistes erheben; daher wartet dieß Reich noch bis auf diesen Tag der Verkündigung des Evangeliums, um sich aus dem Abgrund der Versunkenheit zu retten.

Doch müssen wir tief bedauern daß, obgleich man im Westen das Gesetz der Liebe kannte, dennoch ein dreißigjähriger Krieg in Deutschland geführt werden mußte um der Wahrheit des Glaubens Freiheit zuzusichern, während in Frankreich der entehrendste Bürgerkrieg in der Unterdrückung der Protestanten endete. Aberglauben und Wahn standen jedoch in zu großer Gefahr, um durch Reinheit, Liebe und Licht überwunden zu werden, daß es in Portugal und Spanien einer Inquisiton bedurfte um die Clerisei des Papstes in Ansehen zu erhalten, und eine große, unermüdete Gesellschaft von Jesuiten erfordert wurde um die größten Ungereimtheiten der Welt als nöthig zur Seligkeit aufzudringen. Es war um diese Zeit, daß endlich der Norden Europa's sich hervorthat, um das Uebergewicht zu erhalten; denn der Süden hatte frech den Richter der Welt durch Beibehaltung der römischen Grundsätze gehöhnt; deßhalb ward Dunkelheit und Schwäche sein Theil. — Die stolze Armada wurde an Englands Küsten vernichtet, in Holland siegte das schwächste und kleinste Volk über den größten Herrn und das geübteste Heer. Selbst das unbedeutende, beinahe unbekannte Schweden widerstand kühn der Macht Oesterreichs. Die Colonien in andern Welttheilen wurden bald die Beute der aufgeklärten

Nationen, und sie erhielten sehr schnell die Uebermacht zur See. So bedeutend war der Wechsel. — Zugleich erbebte die Christenheit vor den Türken, die man mit großer Saumseligkeit hatte nach Europa kommen lassen. Aber der Fortgang der menschlichen Gesellschaft im Ganzen genommen war rasch, und das Glück der großen Anzahl des Volkes wurde ungeachtet des beständigen Blutvergießens begründet. — Aus dem Kampfe des englischen Volkes sah man nachher einen herrlichen Erfolg hervorgehen, obgleich Gräuelscenen dieser Umwälzung vorangingen. Immer waltend ist die Hand der ewigen Liebe, und das Erbarmen des Erlösers fließt unablässig von seinem ewigen Thron auf die leidende Menschheit herab. Von dieser Seite beurtheilen wir die Geschichte; denn jede andere Vorstellung, die nicht in der Entwicklung seines Reiches auf Erden ihren Grund hat, ist unwahr *).

*) Die Quellen sind die oben gemeldeten. Aus den Berichten der Missionäre haben wir sehr reichlich und vollständig geschöpft. Die Engländer erzählen selbst den Anfang ihres Verkehrs mit den Chinesen; diese aber sprechen von ihren fürchterlichen Kanonen und der unzähmbaren Wildheit dieser Fremden. Im Chinese Repository findet man bedeutende Beiträge.

Neue Geschichte.

II. Abschnitt.

Taitsing-Dynastie.

1644 bis auf unsere Zeit.

Erstes Capitel.

Schuntschi, W. N. Schitsutschang-Hoangti.

(1644 — 1661.)

Im Süden, wo die Kriegstrompete durch alle Thäler und Berge hallte, schienen die überbleibenden Fürsten der Ming-Familie nun die zuversichtliche Hoffnung zu hegen, daß sie gewiß den Sieg davontragen würden. Wie leicht es auch gewesen seyn möchte das Land mit einem Schwertstreiche einzunehmen, und wie schnell die Mantschuren es auch scheinbar erobert, so war der Geist der chinesischen Nation noch keineswegs erstorben. Unüberwindlich schien das Volk zu seyn, sobald die Tataren nach heimischer Sitte fürchterlich und barbarisch hausten, denn in jedem Chinesen begegneten sie einem Feind. Noch loderte die Vaterlandsliebe iu den südwestlichen Provinzen, als zu gleicher Zeit im Nordwesten der entschiedenste Widerstand, welchen die Tataren je noch gefunden hatten, sich in Schensi zeigte. Die alten Räubergesellen des Li waren noch nicht todt; sie freuten sich nun als Patrioten aufzutreten und das chinesische Panier auf den durch Tataren befleckten Boden zu pflanzen (1649). Nur 3000 Mantschuren hüteten die Hauptstadt dieser Provinz; sie waren zu schwach um das Wegnehmen der Städte zu verhindern, so daß in kurzer Zeit das ganze Land wieder den Chinesen huldigte, allein es war ein sehr buntes und unordentliches Heer, welches dieses be virkt hatte, da es keinen Widerstand fand; und so glaubte dieser Pöbel die größten Heldenthaten verrichtet zu haben. Der Befehlshaber der Provincialstadt war ein Graubart, grau-

sam und tapfer. Da er nun diese zahlreiche Armee herannahen sah, wünschte er alle chinesischen Einwohner jener Stadt zu ermorden. Für die Erhaltung ihres Lebens verwendete sich mit Erfolg der menschliche Statthalter, und die Tataren versuchten einstweilen einen Ausfall mit ihren vorzüglichsten Truppen, welcher aber sogleich zurückgeschlagen wurde. Die Belagerer kamen bis zu den Thoren und trieben die beinahe für unüberwindlich gehaltenen Mantschuren wie eine Heerde Schafe vor sich her. Nun kam der unbarmherzige Commandant wieder auf seinen frühern Plan, Männer, Weiber und Kinder in der Stadt niederzuhauen; der erschrockene Statthalter glaubte durch Bewaffnung der Bürger zur Vertheidigung der Stadt ein Hülfsmittel gefunden zu haben, um dem Elende zu entgehen. Mit allerhand Waffen versehen marschirte dieser Haufe zum Thor hinaus, und griff eine Menge von Bettlern und Vagabunden an, die sehr schnell die Flucht nahmen. Auf einen so glücklichen Erfolg hatte man früher nicht die geringste Hoffnung gehabt, denn die Tataren selbst hatten eine Niederlage erlitten. So kamen die Einwohner stolz nach ihrer Stadt zurück und die Mantschuren verloren alle Lust sie anzutasten. Daß es ihnen nie in den Sinn kam diese Bedrücker aus ihren Mauern herauszujagen, ist unerklärbar. Inzwischen erhielt der Hof Kunde von dem Verluste der ihm in jener Gegend drohte, und sandte ein zahlreiches Heer sogleich dorthin um das Verlorne wieder zu gewinnen. Die Aufrührer erhielten kaum davon Kunde, als sie, die Schnelligkeit der tatarischen Reiterei aus Erfahrung wohl kennend, ausrissen und sich nach allen Richtungen verbreiteten. Bei der Ankunft der kaiserlichen Truppen war nicht ein einziger Mann zu finden; nun begnügte sich der General mit der Bestrafung der Städte, welche diesen liederlichen Pöbel in seine Thore eingelassen.

Kurze Zeit nachher sandte die Regentschaft einen Botschafter mit einem sehr zahlreichen Gefolge, um eine Braut von dem mächtigsten Mongolen-Fürsten für den jungen Kaiser zu holen. Die jungen Herren, welche zu diesem Zweck abgesandt waren, passirten durch eine Stadt; da sie ein schönes Mädchen erblickten, welches nach dem Hause ihres Bräutigams nach chinesischer Sitte in einem Tragsessel gebracht wurde, ergriff einer der ausschweifenden Mantschuren die Schöne und that ihr Gewalt an. Der

Vater, davon unterrichtet, begab sich weinend und heulend über die angethane Schmach nach dem Quartier des Gesandten. Dieser betrachtete die Entehrung als einen Bubenstreich und lachte der Thränen. Der Vater ging zurück, kam aber sehr bald wieder, ihn ernstlich um die Bestrafung des frechen Thäters zu bitten. Wieder mit Gelächter abgewiesen, rannte er schnell durch die Stadt, schrie den Mitbürgern seinen Schimpf zu und der chinesische Commandant, welcher sich vergebens für den Unglücklichen verwendet, stellte sich sogleich an die Spitze des entrüsteten Pöbels und ermordete alle Mantschuren ohne Schonung. Nur der Gesandte entkam; er stürzte sich über die Mauer und fand zufälligerweise ein Pferd dort, auf welchem er davon eilte. Unterdessen hatte der chinesische Anführer die kleine Schaar der Städter um sich her versammelt und ihnen seinen unverlöschlichen Haß gegen die Barbaren angekündigt. Er ließ daher einen allgemeinen Aufruf ergehen, um seine Landsleute zum Widerstand gegen solche verworfene Menschen aufzufordern; kaum war dieses Schreiben bekannt gemacht, als auch schon 100,000 Chinesen unter den Fahnen des Commandanten versammelt waren, dem sie den Namen eines Han-Prinzen und eines Wiederherstellers der Nation gaben. Dieser schien wirklich zu großen Thaten geboren zu seyn; um aber erfolgreich für die Nation zu kämpfen, sandte er an den Mongolen-Fürsten, welchen der Kaiser zum Schwiegervater hatte machen wollen, und flehte ihn um seine Hülfe an. Dieser Chan, der mächtigste der Mongolen, war nun bereit sogleich über die Mantschuren herzufallen und ihnen den Besitz China's streitig zu machen. Es ist unerklärbar, daß der letzte chinesische Kaiser nie daran dachte diese Nomaden zu Hülfe zu rufen und durch einen Anfall im Rücken der Mantschuren Pläne zu vereiteln.

Von allen diesen Vorfällen erhielt man zu Peking Kunde und sah sehr bald die große Gefahr, welche das Bestehen des Reiches bedrohte. Nach der Mongolei sandte man die reichsten Geschenke, erhielt von dem Chane die Braut und widerrieth ihm das chinesische Bündniß. Gegen den Han-Fürsten sandte man ein auserlesenes Heer. Die Chinesen hatten Pulverwagen als Proviant-Karren in eine lange Reihe aufgestellt; als die Mantschuren ankamen, machten sie eine verstellte Flucht. Kaum aber hatten die Mantschuren mit Plündern der Wagen sich be-

schäftigt, wurden diese durch eine Zündlinie in die Luft gesprengt und der Han-Held hieb auf den Feind ein und erschlug an jenem merkwürdigen Tage 13,000 Mann. Einem andern Mantschuren-Heere ging es nicht besser. Der Regent entschloß sich deßhalb selbst ins Feld zu ziehen; anstatt nach Tatarenweise sogleich wacker anzugreifen, zögerte und ermüdete er die Chinesen, bis sich diese in eine Festung warfen. Dieß war gerade der Wunsch der Mantschuren gewesen. Sie sperrten daher den Ort ab und umgaben ihn mit einem sehr großen Laufgraben. Darauf versammelte der Oberbefehlshaber seine braven Officiere, sprach vom Hungertode und dem unvermeidlichen Verderben wenn man nicht wacker kämpfte, und stürzte sich dann mit seinen Getreuen auf die verhaßten Fremden. Unwiderstehlich war sein Angriff; die Mantschuren geriethen in Unordnung, wichen auf allen Seiten und waren schon im Begriff zu fliehen. Da spannte ein gemeiner Soldat den Bogen und schoß den Hanfürsten durchs Herz. Schnell verbreitete sich die Nachricht daß der Held gefallen sey. Von diesem Augenblick an dachte Niemand mehr an ein Kämpfen für Freiheit und Recht; Jeder ging nach Hause, und die Tataren bekümmerten sich nicht länger um die Aufrührer. So war dieses Unternehmen durch einen einzigen Pfeilschuß beendigt.

In Ssetschuen hatte man immer eine ziemliche Unabhängigkeit behauptet. Sobald daher die Nachricht von dem Falle des Reiches einlief, so waren viele Bewerber um die Obergewalt bereit, diese für sich mit dem Schwerte zu erkaufen. Alle aber erlagen der Uebermacht eines gewissen Tschanghientschong, ein Ungeheuer in Grausamkeit. Dieser Rädelsführer hatte die blutgierigsten Räuber durch sein leutseliges und freigebiges Betragen an sich gezogen; mit ihrer Hülfe nahm er Besitz von den meisten Städten dieser ausgebreiteten Provinz. Dann zog er auch vor die Hauptstadt, wo der Statthalter sich so entschieden wehrte, daß wenig Hoffnung für die Eroberung dieses Ortes dem wilden Krieger übrig blieb. Um sich aber zu rächen, verbrannte Tschang die umherliegenden Oerter, und zog dann triumphirend in der Umgegend umher, nachdem er die unerhörtesten Grausamkeiten verübt. Darüber ergrimmt machte daher der Statthalter mit den Bürgergarden einen Ausfall, durchbrach die dichtgedrängten

Glieder der Rebellen, Tod und Verderben um sich her verbreitend. Nun wichen die Mörder; Tausende der Cameraden bedeckten den Boden; allein im Augenblicke des Sieges wurde der Gouverneur erschossen. Seine Soldaten wollten nun nicht länger Widerstand leisten, und flohen nach allen Richtungen. Der Wütherich zog bald darauf siegend zu Tschingtu ein und wollte alle Einwohner niedermetzeln, Davon rieth ihm aber sein bester General ab; so begnügte er sich einstweilen mit einer allgemeinen Plünderung, welche auf die fürchterlichste Weise vollführt wurde.

Tschanghientschong schien nur im menschlichen Blute eine Befriedigung zu finden, nur in Grausamkeiten unerhörter Art das Gelüst seines Herzens zu erfüllen, und nur den einzigen Gedanken zu hegen die möglichst zahlreiche Anzahl seiner Mitgeschöpfe durch die schrecklichste Marter aus der Welt zu räumen. Nachdem er sich zum Könige gemacht und einen Haufen verruchter Buben zu Ministern berufen, kamen die Gelehrten, um ihm ihre Aufwartung zu machen und zugleich Vorschläge zur bessern Regierung mitzutheilen. Der Tyrann, welcher ein sehr unwissender Mensch war, haßte kenntnißreiche Männer, rügte ihre Einmischung in Geschäfte des Staates, und beschloß ihr Verderben. Er machte daher bekannt, daß alle in Wissenschaften erfahrnen Leute nach der Provincialstadt kommen sollten, damit er sich aus ihrer Mitte tüchtige Rathgeber und Behörden erwähle. In Folge dieses Aufrufes versammelten sich mehr als dreißigtausend Bewerber. Eine solche Menge Leute hatte man natürlich nicht erwartet, jedoch war ein sehr langes Gebäude im Stande sie alle zu fassen. Dort kamen sie nun zusammen um ein Examen zu halten; dieß sollte nun auf die feierlichste Weise eröffnet werden. Inzwischen hatten die mit Blut besudelten Trabanten die Halle umringt, und fingen auf ein gegebenes Zeichen an die erstaunten Schlachtopfer zu morden. Nicht ein einziger entkam mit seinem Leben, das Schlachten und Niedermetzeln war schrecklich; allein dem Tschanghientschong hüpfte das Herz vor Freuden und er erklärte in einem öffentlichen Schreiben, daß er das Land von Unruhestiftern befreit, wofür ihm die Nation Dank wissen sollte.

Ein kaiserlicher Prinz war ihm bei der Belagerung der Hauptstadt in die Hände gefallen, und er verurtheilte ihn sogleich zur Todesstrafe. Dieser Sprößling des Minghauses hatte 3000

Verschnittene, welche der Wütherich zu seinem Dienst bestimmte. Es fanden sich aber unter dieser Zahl von müßigen Hofschranzen viele, die durch Cabalen glänzen wollten; dieß kam dem Tyrannen zu Ohren. Da einer ihm nicht die gehörigen Titel geben wollte, schickte er sogleich nach dem Verwegenen, rief dann alle seine Mitgenossen zusammen und ermordete sie an einem Tage. Nachher nahm er Anstoß an den Bonzen und an dem Götzendienst, welcher ihm närrisch zu seyn schien. Deßhalb sprach er zu den zahlreichen Priestern: ihr müßt ein großes Fest geben; keiner unter euch darf abwesend seyn; bereitet alles prächtig; ich selbst will es mit der größten Ehrfurcht begehen. Dieser Befehl wurde buchstäblich ausgeführt. Da kamen alle Mönche in schönen gelben Gewändern, hielten Processionen mit Wachskerzen, lasen auch vor dem Buddha die Messe, und sagten viele Gebete am Rosenkranze her. Sobald man aber das Signal gab, wurde Jeder ergriffen und ermordet, und Tausende fanden den Tod. Nehmt ein Heer, sagte der Wütherich zu dem blutgierigsten Generale, durchzieht alle Städte, und laßt nicht einen Priester oder Mönch am Leben, sie sind alle Taugenichtse, welche das Volk verführen, unsere Regierung muß rein und ohne Aberglauben seyn. Sein Diener war ein chinesischer Marat und führte das Verlangen seines Herrn so treulich aus, daß innerhalb weniger Wochen die ganze Clerisei der Provinz, ungefähr 30,000 an der Zahl, ihren Tod fand, und das Heidenthum vernichtet zu seyn schien. Die Missionäre dachten daher daß dieser Unmensch entweder ein Jude oder Muhammedaner gewesen sey.

Wie ein solches Ungeheuer über die Soldaten seine Macht behaupten konnte, erzählen uns die Geschichtschreiber nicht. Soviel wissen wir aber daß er den Werkzeugen seiner Grausamkeit große Geschenke machte. Einmal hatte sich ein gemeiner Soldat sehr hervorgethan; der Tyrann warf ihm seinen eigenen Gürtel als Belohnung zu. Der Gemeine hob ihn auf, besah ihn eine Zeitlang und spottete der geringen Gabe. Tschanghientschong hörte davon, ließ sein Regiment entwaffnen, und dann von den übrigen Truppen niederhauen. Jeder zitterte daher vor ihm, und als die Mantschuren an den Gränzen erschienen, ging sein eigner General, welcher den wichtigsten Paß besetzt hielt, zu ihnen über. Diese Nachricht wurde dem Tyrannen gebracht, als er ge-

rade auf Vernichtung der Tataren dachte. Es war ihm aber sehr schmerzlich ein solches Beispiel vor sich zu sehen, und er entschloß sich daher die fürchterlichsten Strafen an den Weibern, Kindern und Verwandten jener Ueberläufer auszuüben. Da die meisten von ihnen aus der Hauptstadt waren, ließ er das ganze Volk zusammenholen und stellte allen vor daß sie den Tod verwirkt und nun augenblicklich sterben müßten. Da erhoben die Weiber ein fürchterliches Geheul; sie warfen sich nieder, baten um ihr Leben und um das ihrer Kinder, deren viele noch Säuglinge waren, und die sie krampfhaft an ihr Herz drückten. Zum erstenmal war Tschanghientschong gerührt, unwillkürliche Thränen kamen in seine Augen, und er war im Begriff eine allgemeine Amnestie zu erklären. Aber die Tigernatur des Wilden kehrte zurück; er schämte sich seiner Weichherzigkeit; mit abgewandtem Gesichte rief er aus: Soldaten, thut euer Werk! — Die Henker fielen sogleich auf die Menge und hieben Jeden, der ihnen vorkam, nieder. Aber bald konnten sie vor Ermüdung das Schwert nicht mehr führen. Da ergriffen sie die Leute zu Hunderten und warfen sie in den reißenden Jangtse, sich an dem Nothgeschrei der Ertrinkenden ergötzend. Dieses Unwesen dauerte mehrere Tage; allein endlich waren die Unmenschen vom Blute gesättigt; die schönsten Mädchen, die blühendsten Jungfrauen hatten mit den alten Weibern und Männern am Pilgerstabe ein gleiches Loos erlitten; die Straßen der großen Stadt waren ganz öde, selbst ein Bettler und Aussätziger war kaum zu finden; das Werk des Verderbens war vollbracht.

Tschanghientschong war ein Wollüstling, und die schönsten Mädchen wurden seinen Begierden übergeben. So hatte er denn vier Gemahlinnen, diese eine große Menge Dienerinnen, die außerlesensten und vollkommensten Dirnen, welche man im ganzen Lande finden konnte. Seine Officiere und Soldaten ahmten sehr natürlich einem solchen Beispiel nach, und die Marketenderinnen dieser Lotterbuben waren zahlreicher als das Heer selbst, und bildeten einen unabsehbaren Troß. Tschang hatte seine Wuth hinreichend gezeigt und unzählbare Häuser und Thürme der Erde gleich gemacht, denn er wollte der Nachwelt zeigen, wie fürchterlich seine Rache sey. Die einzelnen Haufen der Verzweifelten, welche wider ihn aufstanden um ihr Leben theuer zu verkaufen,

hatte er auch überwältigt. Nun blieb ihm nichts mehr in Sse-tschuen zu thun übrig; schon stellte sich nach solchen gräulichen Verwüsturgen Hungersnoth ein, als er den Tataren, welche im vollen Anzuge waren, entgegenzugehen beschloß. Er versammelte daher seine Officiere, versicherte ihnen daß Frauensleute im Gefolge seyen welche dem Heere sehr hinderlich wären, und da jetzt der Zeitpunkt gekommen das Reich von den Tataren zu befreien, fordere er sie als Waffengenossen auf mit ihren Weibern gerade wie er selbst zu verfahren, denn durch diese müßten nicht Heldenthaten verhindert werden. Am folgenden Morgen kamen seine eigenen Schönen hervor und wurden im Angesichte des Heeres aufgestellt, damit jeder das Opfer sehen möchte, welches der Hauptanführer der guten Sache zu bringen wünschte. Alle Augen waren auf die Mädchen gerichtet; sie waren herrlich anzuschauen, jugendlich glänzten sie mit aller Frische jener Provinz. Getreue Trabanten, sprach dann der Wütherich, thut euer Werk. Diese Unmenschen fielen dann wie hungrige Wölfe über die Frauen her, und in wenigen Augenblicken waren sie alle Leichen. Officiere und Soldaten wetteiferten hernach dem großen Schlächter gleichzukommen, und lange dauerte das Würgen des weiblichen Geschlechts. Nach solcher Gräuelthat, die man höllisch nennen muß, setzte sich diese Armee, die schon auf 200,000 angewachsen war, in Bewegung. Sobald die Tataren davon hörten, beschleunigten sie auch ihren Marsch, und bald erreichte die leichte Cavallerie das Heer der Mörder. Sobald die Schildwachen den Feind entdeckten, brachten sie die Nachricht dem Tschang. Dieser glaubte die Mantschuren noch viele Meilen von sich entfernt und schenkte daher den Soldaten keinen Glauben. Da trat plötzlich ein andrer ins Zelt, und behauptete daß er den Vortrab gesehen. Du lügst, sprach Tschang, doch will ich selbst hingehen und recognosciren. — Er warf sich daher stracks aufs Pferd ohne einen Panzer anzuziehen, und ritt ohne Furcht zum Lager heraus. Da erblickte ihn ein Officier, welcher zu den Tataren übergegangen, erkannte den Unmenschen, spannte den Bogen und schoß ihn durchs Herz. Der Wütherich verschied augenblicklich, und so war die Welt von dieser Geißel befreit. Einen größeren Tyrannen kennt die Geschichte nicht. Seine Heere schieden entweder von einander, oder begaben sich nach Junnan, so daß das ausgedehnte Ssetschuen dem Schuntschi auch zufiel. Denn obgleich

es eine Wüste war, so segneten die wenigen Einwohner dennoch die Befreier, welche sie der drohendsten Gefahr entrissen.

Tausend und aber tausend Nomaden hatten sich aus den Wüsten hervorgedrängt, um unter den Mantschufahnen zu dienen; die Zahl der Mongolen war viel größer, als selbst die der Kaiserlichen. So konnte man die häufigen und oft sehr bedeutenden Verluste bald wieder gut machen. Allein wenn die Empörungen so schnell wie in den letzten Jahren aufeinander folgten, so mußten die Mantschuren trotz der Siege eine baldige Erschöpfung voraussehen und natürlich das Land in sehr kurzer Zeit verlieren, denn es war unmöglich aus den Steppen dieselbe Anzahl von Soldaten jedes Jahr dem Kriegsgott aufzuopfern. Sie entschlossen sich daher alle Güter mit den Chinesen zu theilen, sie an allen Siegen und Stellen Antheil nehmen zu lassen, und mit entschiedener Vorliebe sie als Brüder zu behandeln. Sogleich wurden drei sehr angesehene Chinesen, welche schon früh zum Schuntschi übergegangen, nach dem Süden abgefertigt, um dort als Vicekönige zu regieren. Der eine war ein Nachkomme des Kongfutse und zog mit einem sehr zahlreichen Heere durch Hukuang nach Kuangsi; der arme Kaiser dort (der Tschéu-Prinz), welchem die Jesuiten schon den christlichen Namen Konstantin beigelegt, war ganz rathlos und flüchtete sich von einer Stadt zur andern, während er einige seiner Diener im Verdachte des Verraths ins Gefängniß setzte. Tapfer und unerschrocken focht sein General, unüberwindlich schien der Minister in Hülfsmitteln zu seyn; allein beide mußten der Uebermacht weichen und wurden gefangen genommen. Der Abkömmling des Weisen behandelte sie mit großer Schonung und sprach von ihrer Treue, von ihrem Heldenmuthe mit vielen Lobeserhebungen, doch konnte er sie nicht überreden das Haupt zu scheeren und unter den Tataren Dienst zu nehmen. Sie gingen sogar so weit, dem Sprößling des Weisen seine Treulosigkeit vorzuwerfen. Da sie nun auch keine Bonzen zu werden wünschten, so wurden sie endlich in den Kerker geführt und nachher ihrer Beständigkeit wegen enthauptet.

Ein anderes Heer der Tataren marschirte nach Canton (1637). Diese Stadt hofften sie wie vorher sehr leicht in die Hände zu bekommen; aber dießmal war der Seeheld Tschingtschingkong mit seiner Flotte dorthin gekommen, und feuerte wacker auf die

Tataren, welche keine Fahrzeuge hatten, und sich auf den unzählbaren Flüssen und Canälen der Stadt von allen Seiten dem größten Verderben ausgesetzt sahen. In der Stadt waren auch einige Europäer, unter andern ein holländischer Bombardier, der sich dort verheirathet hatte. Dieser Mann vertheidigte eigenhändig die Mauern, wo die Tataren einen Sturm wagten; da er das Geschütz mit großer Genauigkeit richtete, schoß er ganze Glieder nieder. Die Belagerung hatte schon acht Monate lang gedauert, der Verlust der Mantschuren war so bedeutend daß sie schon dreimal in Begriff waren aufzubrechen, und ihre ganze Macht im Süden China's würde vor den Thoren Cantons gescheitert haben; denn so lange der Holländer lebte, konnte man nicht in die Stadt kommen. Da gelang es dem kaiserlichen Anführer einige Mandarine zu bestechen; sie öffneten heimlich die Thore, die Wilden drangen unwiderstehlich vor, während die Besatzung in tiefem Schlafe begraben lag. Noch ehe der General erwachte, war die Stadt im Besitze des Feindes, seine bravsten Soldaten ein Raub des Todes, und das arme Volk den schrecklichsten Plünderungen ausgesetzt. Diese dauerten sechs Tage ohne Unterbrechung; während dieser Zeit wurde kein Stein auf dem andern gelassen, und was nicht geraubt werden konnte, wurde zerstört. In dieser Schreckenszeit verloren mehr als 100,000 Menschen ihr Leben, denn die Mantschuren wollten ihre Rache sättigen; dieser Schlag war sehr hart für die Angelegenheiten der Chinesen, und von diesem Augenblick an verloren sie allen Muth weiter ihre Freiheit mit dem Schwerte zu behaupten.

Der Kuei-Fürst sah sich endlich in keiner Stadt sicher. Daher floh er von einem Orte nach dem andern, während ihn sein ganzes Gefolge verließ. Da dachte er sich nach Junnan zu verfügen, wo die Generale des grausamen Rebellen von Ssetschuen in seinem Namen die Regierung verwalteten; allein dieß war zum bloßen Schein; denn diese Officiere hatten sich alle Macht angemaßt. Da er nun einen sehr vertrauten Diener zum Feinde übergehen sah und mit dem größten Abscheu erfuhr daß dieser seinem besten Freund das Haupt abgeschlagen, um sich durch diesen Meuchelmord die Gunst der Tataren zu versichern, da entfiel dem Fürsten der Muth. In China glaubte er nun nicht mehr eine Freistätte zu finden, sondern flüchtete sich nach manchen

Gefahren ins birmanische Reich (1651). Dort empfing ihn der Fürst mit herzlicher Freundlichkeit, bewirthete ihn herrlich und beherbergte ihn sieben Jahre.

Prinz Wusankuei, den wir schon vorher kennen gelernt haben, verhielt sich während aller dieser Unruhen ganz ruhig. Wäre er im rechten Augenblick zu Felde gezogen, und hätte er die Tataren angegriffen, als der ganze Norden China's in Waffen gegen sie stand, so würde der Sieg den Chinesen zu Theil geworden seyn. Nach seinen früheren ungeheuren Anstrengungen erwartete man von einem solchen General sehr große Dinge. Allein eine Schlafsucht schien über ihn gekommen zu seyn, und in dem kritischen Zeitpunkte verläugnete er seine Abkunft und sein Vaterland. Als nun die Rebellen in Junnan ihr Land den Tataren freiwillig übergaben, sandten diese Wusankuei zum Lohne seiner Gleichgültigkeit nach jener Provinz als Statthalter. Dort hatte er sich eine kurze Zeit aufgehalten, als die Unruhen in Kueitschéu ausbrachen, und der Kuei-Prinz vom Volke zum Kaiser ernannt wurde. Kaum hatte diesen die willkommene Nachricht zu Ava erreicht, so nahm er die wenigen Kleinodien welche er und sein kleiner Hof besaß, verwandelte sie in Geld und warb damit Truppen an, um den Thron seiner Väter wieder zu erobern. Das Häuflein, aus einigen Tausenden bestehend, mit welchen ein mächtiges Reich erobert werden sollte, näherte sich nun den Gränzen Junnans. Dort empfing sie Niemand mit Jubel, überall herrschte die größte Stille; allein der Kuei-Prinz schmeichelte sich daß Wusankuei das Uebergewicht ihm verleihen werde; denn er war ja sein naher Verwandter und mußte für den letzten Sprößling Achtung und Liebe fühlen. Es ging ihm auch der Statthalter freundlich entgegen; anstatt ihm aber Hülfe zu verleihen, nahm ihn der niederträchtige Wusankuei gefangen, und erdrosselte den unglücklichen Thronwerber und seinen Sohn, um sich die Gunst der Tataren zu erwerben. Die meisten der wenigen Getreuen wollten jedoch nicht in den Dienst der Mantschuren treten und nahmen zum gräßlichen Selbstmorde ihre Zuflucht (1658). Was aus den Christen geworden ist welche am Hofe lebten, und was das Ende der Kaiserin Helena gewesen, erzählt die Geschichte nicht. So viel ist jedoch gewiß daß alle Spuren verwischt worden sind, und daß selbst der Name des Kreuzes nicht mehr bekannt ist.

Von allen zahlreichen Feinden war nur noch der Seeadmiral Tschingtschingkong übrig. Er wollte den Tod seines Vaters rächen, und da er die Liebe seiner Landsleute in Fokien im höchsten Grade besaß, so war es ihm etwas sehr Leichtes seine Flotte zu bemannen. Mit dieser ging er nach Haitschin, griff die Tataren mit Verzweiflung an, eroberte die Stadt und wollte nun auch Tschangtschéu einnehmen. Aber seine Krieger verloren sich in den nahe liegenden Dörfern, denn Plündern war ihr Handwerk; unterdessen kamen die Mantschuren herbei, so daß der Admiral mit genauer Noth zu seiner Flotte zurückkam. Er hatte aber solche entschiedene Beweise seiner Tapferkeit gegeben, daß die Mantschuren die chinesischen Seeräuber nicht länger verachteten. Seine Freunde, die entschlossen waren sich nicht den verhaßten Ueberwindern zu unterwerfen, und lieber ihren Kopf wegen ihrer Widerspänstigkeit zu verlieren als ihr Haar abzuscheeren, begaben sich daher in großer Anzahl nach den Inseln des indischen Archipelagus, wo sie sehr blühende Colonien gründeten, die bis auf diesen Tag diesem Volke eine Ehre machen. Andere eilten nach Formosa, wo sie unter der Obhut der Holländer ziemlich frei von der Plackerei der Tataren lebten.

Nach allen diesen Unfällen war jedoch der Muth des Tschingtschingkong, oder wie er häufiger genannt wird, Kokfing, noch nicht gedämpft. Nachdem er alle seine Officiere versammelt, welche sehr wohl einsahen daß man verzweifelt kämpfen müßte, versicherte er sie daß er ein sehr großes Unternehmen im Schilde führe, daß sie ihm aber auf Leben und Tod folgen müßten. Dazu waren alle mit Freuden bereit, und nun segelte die Flotte den Jangtsekiang hinauf, nahm erst die Insel Tsongming in Besitz, und ankerte innerhalb sehr kurzer Zeit vor den Mauern Nankings. Der alte Tatar jener Stadt war auf einen solchen Besuch nicht vorbereitet; da er aber die chinesischen Soldaten sehr gering achtete, denn er hatte sie früher wie Schafe vor sich hergetrieben, so machte er auch keine beträchtlichen Anstalten um ihren Anfall zurückzuschlagen. Die zahlreichen Chinesen in der Stadt dagegen verursachten ihm größere Besorgniß, und er wünschte alle jungen Männer, welche die Waffen tragen konnten, seinem Argwohne zu opfern, in welchem blutgierigen Vorhaben ihn jedoch der Statthalter, ein ehrenfester Mann, störte. Da nun

Kokſing lange weilte ohne etwas Entſcheidendes zu unternehmen, denn er erwartete einen allgemeinen Aufſtand in der Stadt ſelbſt, ſchrieb dieß der Tataren-General ſeiner Feigherzigkeit zu, und ſandte etwa ein Tauſend ſeiner beſten Truppen zur Stadt hinaus um den Chineſen Hohn zu ſprechen. Freudig ſprengten dieſe Ritter zum Thore hinaus und gingen ſtracks auf das chineſiſche Hauptquartier los. Als ſie aber eine ziemliche Strecke gezogen, ſahen ſie hinter ſich den Staub ſich erheben, und ſiehe da, die chineſiſche Cavallerie hatte ihnen den Rückzug abgeſchnitten. Schnell wendeten ſie ſich wieder um und hieben wacker auf die Feinde ein, hoffend daß ſie ſich wie gewöhnlich durch die Flucht retten würden. Sie irrten ſich aber; die Chineſen ſtanden wie Mauern, und richteten ein ſolches Gemetzel an daß nur ſehr wenige von den Mantſchuren ſich in die Thore retten konnten. Dieſer Sieg belebte die chineſiſche Partei in Nanking; denn man war dort der Barbaren Herrſchaft müde, und Kokſing kündigte ſeinen wackeren Krieger an daß er nach ſeinem Geburtstage einen allgemeinen Sturm wagen werde. Freudig ſchaarten die Soldaten ſich um den hochgeachteten Heerführer und feierten mit jubelnder Freude den Jahrestag. Wenige blieben nüchtern; das ganze Lager war im tiefen Schlummer begraben, als der Tataren-Commandant mit ſeiner ganzen Macht in möglichſter Stille heranſchlich. — Auf ein gegebenes Signal wurde der Angriff auf allen Seiten gemacht und die Siegträumenden auf eine fürchterliche Weiſe erweckt. Am folgenden Morgen zogen die Tataren langſam nach Nanking zurück, ſich ihrer Heldenthat freuend. Kokſing aber blickte mit Thränen die Erſchlagenen an, ſah jedoch, als er eine Heerſchau ſeiner entmuthigten Soldaten hielt, kein anderes Mittel zur Rettung vor ſich, als ſo ſchnell wie möglich mit ſeiner Flotte aus dem Jangtſe zu laufen. Da die Mantſchuren keine Boote hatten, konnten ſie ihm nicht folgen. Noch einmal plünderte Kokſing die Küſte Fokiens, nahm zweitauſend Tataren gefangen, ſchnitt ihnen aus Wuth die Naſen und Ohren ab, und ſandte ſie dann wieder nach ihrem Lager zurück. Der General ſuchte den Kaiſer zur fürchterlichen Rache zu entflammen und ſchickte die verſtümmelten Krieger nach Peking. Dort aber verdammte ſie ein Kriegsrath. Eure Feigheit ſagte man, war an eurer Entehrung Schuld; nie ſolltet ihr dem Feinde

lebendig in die Hande gefallen seyn; da ihr jedoch nicht fürs Vaterland sterben wolltet, sprechen wir über euch das Todesurtheil aus; und alle wurden sogleich erdrosselt.

Gerade um diese Zeit hörte Kokſing von dem Tode des Kueifürsten. Er hatte daher keinen Oberherrn mehr, unter dessen Fahnen er fechten konnte; alle seine Unternehmungen auf dem Festlande China's waren fehlgeschlagen, und daher entschloß er sich von Formosa Besitz zu nehmen.

Endlich im Jahre 1651 sahen sich die Mantschuren im vollen Besitze von ganz China. Kein Tschinggis, kein Kublai, kein Hongwu stand an ihrer Spitze. Die Feldzüge wurden von Generalen unternommen, deren Namen man selbst vergessen hat. Und dennoch war nichts planmäßiger und den Umständen angemessener. Fürchterlich im Kampfe, wüthend in Anfällen, raubsüchtig und unbarmherzig bei Eroberungen, und nie die Tatarennatur verläugnend, waren dennoch die Mantschuren nach der Unterwerfung des Volkes ohne Anmaßung und Stolz, und bewiesen sich den leidenden Söhnen der Han als Freunde. Bald vergaß man daß sie das Land erobert; alle Regierungsgeschäfte wurden nach wie vor betrieben, und der gemeine Mann fühlte den Druck der Fremden nicht. Daher erstarb sehr bald alle Vaterlandsliebe in der Brust des Volkes, und man kam allgemein überein daß die eigenen Fürsten es nicht besser machen könnten, um so mehr, da die eingebornen Mandarinen viel zahlreicher waren als die tatarischen.

Sehr natürlich fragt man nun, wer begann und vollendete das große Werk? Der einzige Name welchen wir nennen können, ist der des Amawang, eines Oheims des Kaisers und einer der vier Regenten, welcher von den Chinesen Tsetschingwang genannt wird. Dieß war ein unermüdeter Mann, von allgemeinem Ansehen, welchem Niemand im Rathe widersprach, und der ganz als ein unabhängiger Herr handelte. Schuntschi fühlte seinen Werth noch mehr, da er so bescheiden war, und es niemals blicken ließ daß er den Scepter führe. Nach seinem Tode wollte sein Bruder dieselbe Stelle einnehmen; allein dieser war ein Schwachkopf, und anstatt sich höflichst um die Gunst des Mitregenten zu bewerben, forderte er die Stelle, als ob sie ihm rechtmäßig zukomme. Da wurde man denn einig, den Schuntschi mündig zu erklären,

und entließ die Regentschaft. Man erwartete nun außerordentliche Beweise von der Weisheit des jungen Kaisers; denn schon war er wegen seiner richtigen Ansichten im Rathe sehr berühmt. Als Probe führte man das Examen der höchsten Gelehrten des Landes an, welches nach chinesischer Sitte mit großer Pracht gehalten wurde. Dort waren Tausende zugegen, die neue Regierung wünschte dem vorzüglichsten und tieffsinnigsten Weisen die höchste Ehre zu bezeigen; allein die Priester bewiesen sich parteiisch und nahmen Bestechungen. Der Monarch wurde von allem sehr genau unterrichtet und verurtheilte sogleich die Schuldigen zum Tode. Der hohe Werth in welchen man die vaterländische Lieratur hielt, und die Unparteilichkeit mit welcher man die Doctorate zu vertheilen versprach, trug sehr viel zur Befestigung der tatarischen Macht bei.

Der junge Fürst war jedoch den Weibern zu hold um sich viel um die Regierung zu bekümmern. Das Vergnügen liebend, und sehr großes Vertrauen in seinen Minister stellend, hielt er seine Verwaltung für unnöthig. — In einem Lande, wo die größten Schönheiten des Reiches dem Oberherrn angeboten werden, ist das Eingreifen in fremde eheliche Verhältnisse etwas Unerhörtes. Schuntschi, der gutmüthig dem Vater Schall zuhörte, seine Gelehrsamkeit bewunderte und sich auch mit ihm über Staatsangelegenheiten unterhielt, befolgte gern was ihm gesagt wurde, konnte jedoch seine Begierden nicht im Zügel halten. Als er eines Tages die Frau des Leibgardenofficiers der Mantschuren sah, wurde er sogleich von heftiger Liebe ergriffen und konnte weder schlafen noch essen, ehe er den Gegenstand seiner Lust besaß. Der Ehemann war über diese Liebschaft sehr traurig, denn er schätzte seine Gattin und machte ihr daher die bittersten Vorwürfe. Dieses hinterbrachte die Treulose dem Kaiser, welcher den Officier vor sich rufen ließ, ihm eine Ohrfeige gab und ihn seines Amtes entsetzte. Betrübt ging der Arme nach Hause und starb bald nachher vor Gram. Nun wurde das freche Weib in den Harem genommen, zur Königin ernannt und mit allem versehen, was ihre Wünsche nur haben wollten. Sie gebar auch einen Sohn von Schuntschi, den sie doch sehr bald verlor. Alles war nun Glückseligkeit am Hofe, der Monarch wich nie von ihrer Seite, jeder Augenblick der Abwesenheit wurde ihm zu langen

Stunden. Der Tod jedoch kehrte sich sehr wenig an diese Tändeleien, und rief sie, die so viel Leid ihrem Manne verursacht hatte, von dieser Welt ab. Untröstlich stand der Fürst am Grabe, aber er konnte sie nicht wieder aufwecken, und so mußte er sich einstweilen zufrieden geben den Sarg und Leichnam mit Perlen und Juwelen zu bestreuen. Allein bald gingen die Ueberreste der Geliebten in Verwesung über; um ihren Geist zu versöhnen und ihr in jener Welt treue Diener zu verschaffen, wurden dreißig Mantschuren mit barbarischer Gleichgültigkeit am Grabe geschlachtet. Der Kaiser selbst schien seines Verstandes beraubt zu seyn, er wünschte Bonze zu werden, und Tag und Nacht Seelenmessen für die Ruhe der Abgeschiedenen zu lesen. Schalls Vorstellungen wurden nicht länger gehört; Schuntschi hatte nur Einen Gedanken, dem Gegenstand seiner Zärtlichkeit in jener Welt zu folgen, und dieser wurde auch bald erfüllt; denn die Pocken bemächtigten sich seiner und schleppten ihn sehr bald ins Grab. In einem lichthellen Augenblick bereute er die Fehler welche er begangen, die Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit rücksichtlich der guten Lehren seiner Eltern, die Verschwendung von Geld für elende Dinge, und die Habgier mit welcher er große Summen seinen Dienern abpreßte. Allein eine späte Reue dieser Art kann nur von geringer Bedeutung seyn. — Er ging zur Ewigkeit hinüber, unbetrauert und ungeachtet in seinem 24sten Jahre.

Schall, welchen der Kaiser nie anders als Mafa (ehrwürdiger Vater) nannte, erzählt uns sehr viel von der Gutmüthigkeit des Monarchen. Im Winter, als der Missionär nicht warm genug gekleidet war, zog der Kaiser seinen eigenen Pelz aus und reichte ihn seinem Lehrer dar. Andere, sagte er, dienen mir aus selbstsüchtigen Absichten, allein obgleich Mafa weiß daß ich ihn liebe, so ersucht er mich dennoch um keine Gnadenbezeugungen, und wenn ich sie ihm anbiete, so schlägt er sie ab. — Zwei seiner Mitarbeiter waren in Ssetschuen als verdächtige Personen ergriffen worden; als sie aber Peking erreichten, empfing sie der Kaiser als Brüder seines Lehrers mit herzlicher Freundschaft. Oft sprach er mit dem Monarchen über das Papstthum, und zeigte ihm auch eine mit Bildern versehene Geschichte des Lebens unsers Erlösers, wovor er auf seine Kniee niederfiel. Von dem Augenblick seiner Leidenschaft für die verführerische Schöne fing auch

der Hang zum Götzendienste wieder an die Oberhand zu bekommen; am Sterbebette jedoch vergab er sanftmüthig dem dreisten Ermahner, und beide schieden in Friede und Freundschaft.

Allen Fremden wollte Schuntschi wohl. Die Portugiesen wurden (1650) aufgefordert, die Oberherrschaft der neuen Dynastie anzuerkennen, dazu verstanden sie sich willig; denn schlechter konnten die Sachen nicht werden, als sie nun seit einem Jahrzehnt gewesen. Sie nahmen jedoch eine Menge Geschenke mit sich, so daß ihre Ankunft hoch gefeiert wurde und sie eine gute Aufnahme fanden. Andererseits hatten die Russen den größten Theil Sibiriens erobert. Es war wirklich ein Glücksfund, obgleich die Kälte des Klima eine reiche Ausbeute für diese Unternehmungen unmöglich machte. Der Czar hielt es daher für nöthig eine Gesandtschaft nach Peking zu senden. Diese weigerte sich das Kopfstoßen zu vollziehen, so daß man ihr keine Audienz gestatten wollte. Durch diese Ceremonie spricht man den Glauben aus daß der Kaiser der Vertreter des Himmels auf Erden sey; mit dieser Ueberzeugung ehrt man ihn höher als alle Götzen des Landes, sobald man neunmal den Kopf auf den Boden niederschlägt. Selbst die rauhen Russen wollten damit nichts zu thun haben, und erhielten dennoch die Freiheit jährlich eine Caravane nach Peking zu senden, wobei sie großen Gewinn von ihren Pelzwerken zogen.

Den Holländern war es nun ernstlich zu thun mit der neuen Dynastie in friedliche Berührungen zu kommen. Daher sandten sie schon 1654 eine Gesandtschaft nach Peking, die jedoch erst sieben Monate lang die Chicanen der Mandarine zu Canton erdulden mußte, ehe die Fremden das Vergnügen hatten das Drachengesicht des Kaisers anschauen zu dürfen. Allein was konnte die Geduld der Holländer ermüden, zumal da ein großer Handel der Gegenstand ihres Bemühens war? — Auf der Landreise nach Peking fanden sie sehr viele Spuren des verderblichen Krieges und das ganze Land mit Trümmern wie besäet. Im ganzen genommen benahmen sich die tatarischen Behörden mit großer Freundlichkeit, gaben ihnen sehr herrliche Festmahle, und schienen sich außerordentlich für die Fremden zu interessiren. Selbst die Gemahlin des Gouverneurs von Nanking dachte es nicht unter ihrer Würde sich frei mit den Gästen zu unterhalten. Zu

Peking angelangt, hatten sie an den dasigen Jesuiten sehr große Feinde, welche sie als Rebellen der rechtgläubigen Spanier, als Gegner der Portugiesen und Katholiken in Japan, und als verstockte Ketzer sehr haßten. Man hat auch noch einen Brief von ihnen, in welchen sie es sich zur Pflicht machten ihr Ansuchen auf alle mögliche Weise zu hintertreiben.

Ohne diese Entgegenwirkung jedoch waren die antinationalen Chinesen und unwissenden Tataren bereit genug ihren Plan zu vereiteln. Ihr Fortschritt in diplomatischer Kunst fing von den ersten Grundsätzen der reinen Vernunft an; denn sie mußten beweisen daß ein Volk wie die Holländer wirklich bestehe, und zweitens daß sie irgend wo ein Ländchen hätten, wo sie sich aufzuhalten pflegten, ohne das ganze Leben als Seeräuber zuzubringen. Ob nun gleich im kaiserlichen Rathe kein Fichte war, welcher mit unwiderlegbaren philosophischen Gründen es hätte darlegen können daß eine solche Nation nie bestand, so blieb dennoch der Kaiser sehr lange seiner Meinung. Die Weltkarte mußte dann wieder hervorgeholt werden, um diese Zweifel wegzuräumen; aber dann hatten ja die Barbaren selbst diese gemacht, und wie leicht war es, so ein Land hinzumalen und zu sagen, dieß ist das unsrige. Nachdem nun die Gesandten dachten daß sie alle Einwürfe beseitigt hatten, so wurde wieder eine andere Frage an sie gerichtet, nämlich wie lange sie unter dem Wasser leben könnten, denn die Chinesen betrachteten sie als eine Art menschlicher Seehunde. Glücklicherweise machte man keine Probe von ihrer Wassernatur, denn sonst würde es wirklich mit ihnen sehr übel gegangen seyn; man nahm ihr Wort für entscheidend an; denn was auch andere von ihnen sagen mochten, so wußten sie ja viel besser, wie es mit ihnen stände. Endlich wurde es im Cabinette des Schuntschi festgesetzt daß die Holländer durch ihre Natur gezwungen wären einige Zeit auf dem Lande zu leben, daß sie aber in der That dieselbe Race mit den Engländern seyen. Als diese einige Jahre vorher angekommen und unter Weddell so großen Schaden angerichtet, so wurden sie als Feinde des Reiches erklärt und sollten auch mit ihren Verwandten dafür in Zukunft leiden. Mit dem dialektischen Unterschied zwischen Engländern und Holländern wurde man aber bald fertig; endlich sollte die schwergeprüfte Gesandtschaft vorgelassen werden. Aber

nun wurde die Frage aufgeworfen: wer König des Reiches sey, auf dessen Befehl sie so weit hieher gekommen. Freilich hatte sie der Gouverneur von Batavia gesandt; allein wer hatte ihn dazu berechtigt? Hier war nun ein Räthsel zu lösen. Man antwortete: die Republik; allein dieß war den Chinesen ein Unsinn; denn der Chinese hat nur eine Vorstellung, die des Despotismus eines Einzigen; so war es daher eine Lüge, von Volksherrschaft zu sprechen die unmöglich war; daß Menschen wie Fische leben konnten das erlaubte man; allein daß eine Nation sich selbst regieren könnte, war außer dem Kreise der menschlichen Möglichkeit. So gab man denn wieder den Gedanken auf etwas zu verdeutlichen welches unmöglich sey, und sprach daher von dem Statthalter; aber der Statthalter wessen? der Nation; also zugleich Diener und Knecht. Ueber diese Widersprüche verloren die chinesischen Minister den Muth weiter zu fragen, und erklärten daher alles für barbarischen Obscurantismus. Dieß war nun die rechte Weise solche schwierige Sätze ins Reine zu bringen, und nun wurde den Gesandten angekündigt, daß sie eine Audienz haben sollten. Zu dieser wurden sie schon früh um drei Uhr eingeladen und nach langem Warten im Freien, gerade wie ein Haufe von Dienern, endlich mit den andern Tribut bringenden Ministern vorgelassen. Bald erschien ein Soldat mit einer Peitsche, mit welcher er mehreremal knallte. Der Befehl, den Kopf auf den Boden zu stoßen und niederzuknieen, wurde nun gegeben und mit großer Genauigkeit, wie von den bestexercirten Soldaten, vom ganzen Hofe verrichtet. Kurz war die Audienz, nicht ein einziges Wort war an die Holländer gerichtet worden; nur wenn sie herausgingen, blickte der junge Kaiser nach ihnen hin und ersuchte sie, die Kleidung welche sie bei dieser Gelegenheit getragen, ihm zu übersenden. Dieß ist die einzige Notiz, welche der Monarch von diesen Fremden nahm. Schall selbst, der sich mit ihnen in deutscher Sprache unterhalten, hat den Bericht über sie abgestattet, und wenn er sie nicht verleumdet hat, so gereicht es dem alten Manne sehr zur Ehre.

Während der Zeit ihrer Anwesenheit zu Peking speisten die Holländer in Gesellschaft der andern Gesandten. Was ihnen am meisten auffiel, war die Rohheit der Mantschuren, welche das Fleisch mit ihren eigenen Händen zerlegten, und selbst die

höchsten Minister trugen keine Scheu die Ueberbleibsel in ihrer Tasche davonzutragen, was dann der kaiserlichen Großmuth Ehre anthun hieß. Um aber doch dem Volke zu zeigen daß die viel verkannte Republik dennoch Schätze besitze, speisten die Gesandten mit großer Pracht und ließen sich nicht mit der bloßen kaiserlichen Kost zufrieden stellen. Das ärgste bei dieser war immer, daß man den Kopf an die Erde stoßen mußte, ehe man sie aß; sobald nur die Knochen von Schuntschi's Teller anlangten, mußte diese Ceremonie, der hohen Ehre wegen, verrichtet werden!

Nach Harren, Warten, Bestechungen und Geschenken war das Resultat die Erlaubniß, einmal in acht Jahren zu Canton Handel zu treiben und nach Peking Tribut zu bringen; diese Erlaubniß wurde einer Nation gegeben, die schon eine bedeutende Flotte an der chinesischen Küste unterhielt und im Angesicht des ganzen Reiches von einer großen Insel Besitz genommen. Dieser Umstand wurde nie erwähnt, und in keiner der politischen Unterredungen der Name Formosa's ausgesprochen. Schuntschi, sehr großmüthig, machte dem Gouverneur von Batavia, Moratsuiker, 300 Unzen Silber und mehrere Stücke Seide zum Geschenk. Dagegen kostete die Gesandtschaft 98,831 Gulden, und nachdem alles dieses Geld verwendet worden, waren die Holländer froh so schnell als möglich sich von Canton zu entfernen; denn dort hatte man ihren vorzüglichsten Dolmetscher ermordet, und sie liefen große Gefahr, daß etwas weit Schlimmeres ihnen widerfahren würde.

Gleichzeitig mit ihnen war ein Botschafter des Großmoguls zugegen. Sein Herr glaubte noch immer eine sehr intime Beziehung mit China aufrecht zu halten; denn die Bekanntschaft rührte von den Zeiten der Ueberwindung seines Stammvolkes her. Dieser Indier war prächtig gekleidet und hatte die herrlichsten Rosse nach der Hauptstadt gebracht, die so prächtig mit goldenen und silbernen Zierrathen behangen waren, daß selbst die stolzen Mantschuren darüber verwundert waren. Die Pracht, welche er überdieß zeigte, stimmte sehr wohl mit den Gerüchten überein, welche man von den ungeheuren Reichthümern jenes Fürsten in ganz Asien verbreitete. Die eigentliche Absicht der Gesandtschaft wurde nie bekannt, und man begnügte sich mit

elenden und leeren Ceremonien, ohne auch nur ein Wort über den wahren Gegenstand verlauten zu lassen.

Außerdem befanden sich auch die Abgeordneten des Lama von Tibet dort. Dieser Priester wünschte wieder die Rechte zu erhalten, die er während der Mongolenherrschaft besessen. Schon hatte er Tausende von Bettelmönchen in Bereitschaft, welche das Land sogleich überströmen sollten, um, wie vorher, das Mark des Landes auszusaugen. Ueberdieß war dieser lebende Götze von der weltlichen Macht in seinem eigenen Reiche äußerst bedrängt, und hoffte daher, daß ihm die mächtigen Mantschuren wegen seiner Heiligkeit beistehen würden. Seine Hoffnung gründete er nicht allein auf die Leichtgläubigkeit des regierenden Fürsten, als auf die kräftige Fürsprache der Mongolen, der getreuen Aliirten der Mantschuren. Wirklich ging alles viel ersprießlicher von statten als es die Geschäftsträger hätten erwarten können. Man wollte sich in Peking den Mongolen verpflichten, und nichts war dazu so behülflich als diese Taugenichtse zu ehren, reichlich zu beschenken und ihren Vorstellungen Gehör zu geben. Der Einfluß der Schamanen wurde auch bald am Hofe gefühlt. Sie erbauten prächtige Tempel und Capellen, und wurden die Seelsorger des Hofes, vorzüglich der Frauen. Bis auf diesen Augenblick besitzen sie große Gewalt und handeln sehr oft mit großer Willkür, ohne daß Jemand wagen würde ihnen etwas vorzuwerfen.

Am meisten wurden die Abgeordneten der Sutaden (so nennt sie der Holländer), eines großen und mächtigen Mongolenstammes, geehrt. Sie waren Nachbarn, hatten die Kraft zu schaden, und um sie ganz unschädlich zu machen, häufte man auf sie die Schätze des Orients und sandte sie mit vielen Wagen, reich beladen mit Seide, nach der Heimath zurück. Dieß gefiel diesen Leuten ungemein und sie wurden in der Folge von ganzem Herzen Vasallen eines so freigebigen Kaisers. Der stinkende Schafpelz verwandelte sich bald in schwarzen Fuchs oder Zobel, herrlich mit Seide überzogen, worin die Häupter dieser sonst armen Wüstenbewohner sehr stolz einhergingen.

Der russische Gesandte hatte Mühe genug von der Hauptstadt hinwegzukommen; denn er hatte durch seine Hartnäckigkeit dem Kaiser keine göttliche Ehre zu erweisen, den Hof sehr beleidigt. Obgleich aber der Zorn wüthete, so bewunderte man

dennoch im Geheimen die Offenheit des Mannes, welcher, obgleich in einer fremden Stadt, viele Myriaden Li von der Heimath entfernt, dennoch in einer gerechten Sache fest und unerschütterlich blieb. Er gewann scheinbar nichts, allein man achtete von diesem Augenblick an eine Nation, die sich keines Vortheils wegen in ihrem Repräsentanten erniedrigen wollte *).

Zweites Capite.

Kanghi, W. N. Schingtsujinhoangti.

(1662 — 1722.)

Als Schuntschi seinem Ende nahte und Jeder am Hofe den Ornat der Bonzen für eine kurze Zeit angenommen, standen die Räthe und Verwandten trostlos am Bette ihres Herrn. Dieser hatte keine ächten Kinder und was sollte aus dem Reiche werden, wenn sich drei verschiedene Stämme und Gebrüder um die Nachfolge stritten? Als man noch niedergeschlagen in die dunkle Zukunft hinblickte, da wurde die Aufmerksamkeit des sterbenden Vaters auf seinen jüngsten Sohn gezogen, der etwa acht Jahre alt war. Er legte ihm einige Fragen vor, die der Junge mit sehr großer Fertigkeit beantwortete. Der Kaiser warf nun einen zärtlichen Blick auf den Prinzen, erklärte ihn zu seinem Nachfolger, und die Großen stimmten dieser Wahl bei. Nun konnte der Vater sein Haupt zufrieden niederlegen und ohne Zittern für das Wohl des Staates den Geist aufgeben.

Eine Regentschaft wurde sogleich ernannt und vier Prinzen wieder an die Spitze der Regierung gestellt. Zwei derselben, Soni und Paturu, gingen sehr eigenmächtig zu Werke und kehr=

*) Als Hülfsquellen erwähnen wir die Tonghoalu, eine Sammlung von Berichten über diese Dynastie im Manuscript; ein sehr vollständiges Werk. — Die Berichte der Jesuiten und de Mailla's Histoire Générale de la Chine 11. Theil, nebst der Beschreibung der holländischen Gesandtschaft von Neuhoff, sind die besten Werke, welche man über das Obige lesen kann.

ten sich nicht viel an Gesetze und Gebräuche; selbst wenn sie Kaiser gewesen wären, hätten sie nie mit größerer Willkür das Land regieren können. Dennoch aber lebten sie friedlich mit einander und beschränkten nicht ihren gegenseitigen Willen; denn sonst würde einer den andern ohne Zweifel zu Grunde gerichtet haben.

Die Geschichte hatte hinreichend gelehrt, daß die Verschnittenen weder als Generale noch als Minister handeln konnten, und der einzige Gebrauch, zu welchem man sie benützen konnte, war die Bewachung der Frauen. Nun fürchteten die Regenten ein Weiberregiment unter der Kaiserin-Mutter, welches die Eunuchen ohne Zweifel herzlich wünschten; wäre die Kaiserin eine Zenobia gewesen, so hätte sie dennoch nicht ohne diese Diener das Reich verwalten können. Daher nahmen die Regenten 1000 Pfund Eisen, gossen daraus eine Tafel, und auf dieser wurde es eingegraben als ein Fundamentalgesetz, daß die Verschnittenen nie zur Verwaltung von Aemtern von den Mantschuren gebraucht werden sollten. Diese Tafel wurde am Eingange des Harems aufgestellt, daß jeder sie lesen und sich dieses unumstößlichen Grundsatzes erinnern möchte. Obgleich in der Folge Schwärme dieser Hofschranzen die kaiserliche Wohnung anfüllten, so wurde Niemand zu Ehrenstellen erhoben, und ihr Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte blieb ein unsichtbarer und geheimer.

Die neue Regierung hatte das Schwert in die Scheide gesteckt und sah mit Stolz auf die ausgedehnten Eroberungen, welche in so kurzer Zeit gemacht worden waren. Nach so großen Anstrengungen und dem großen Verlust bei den Tataren sowohl als bei den Chinesen ruhte das Volk und war dem Kriege äußerst abhold; daher hörte man weder von Empörungen noch Aufständen, und die Bauern erholten sich von ihren langen Leiden.

In der Mitte dieses Friedens langte die Nachricht an, daß Kofsing, der Fürchterliche, wieder an der Küste gelandet und die größten Grausamkeiten begangen. Wie vorher verstümmelte er die Soldaten die er gefangen genommen und sandte sie dann wieder nach ihren Garnisonen zurück. Die Weise mit welcher dieser Seeräuber handelte, zeigte, daß er sich der Verzweiflung preisgegeben, und durch Verheerung mit Feuer und Schwert und dem Abschlachten der Unschuldigen sich für die von den Tataren erfahrne Schmach rächen wollte. Das ganze

Meeresgestade war nun seinen Einfällen ausgesetzt, und man konnte schwer vorher erforschen, auf welcher Stelle am nächsten Tage sich seine wüthenden Gesellen zeigen würden. Ueberdieß war die Vaterlandsliebe der Bewohner Fokiens noch nicht in ihrer Brust erloschen, und es war sehr wahrscheinlich, daß das unruhige Thun und Treiben des Seeräubers sehr bald einen Aufruhr gegen die Mantschuren herbeiführen würde.

Die vier Regenten hielten daher eine Rathsversammlung um sich zu verständigen, wie man diesem Unwesen ein Ende machen könnte. Lange blieben die Mitglieder des Cabinets stille sitzen, keiner wollte entweder etwas sagen oder man wußte nicht wie man dem Uebel entgegen arbeiten konnte. Daß Männer wie diese, nie auf den Gedanken verfielen, das einzige Mittel, die Ausrüstung einer Flotte, anzuwenden, erscheint uns räthselhaft. Warum verwendeten sie nicht eine Million Unzen Silber um Schiffe anzukaufen, sie unter den Befehl von Europäern zu stellen, mit guten Kanonen zu versehen und die Seeräuber in den Grund zu bohren? Allein der Rath war anderer Meinung und der Präsident erklärte, daß das beste Mittel zur Vertreibung der Piraten sey, die ganze Küste 30 Li landeinwärts in der Gegend des Meeres in eine Wüste zu verwandeln, um ihnen alle Zufuhr und Verbindung mit den Einwohnern abzuschneiden; mit anderen Worten das Haus niederzubrennen um es gegen die Angriffe von Räubern zu beschützen. Dieser grasse, grausame Vorschlag erregte erst Erstaunen, dann Abscheu. Man wußte sehr wohl, daß Millionen betriebsamer Einwohner das Küstenland bebauten, und Tausende von Fischerkähnen das Meer durchkreuzten, während die schönsten und größten Handelsstädte entweder am Seegestade oder in dessen Nähe gelegen waren. Was mit diesen Myriaden thun, welche man ihrer Habe beraubte, deren Wohnstätte man niederbrannte und zum Bettelstabe brachte? darnach wurde nie gefragt, und man war nur über die Schwierigkeit des Unternehmens nicht einverstanden. In der zweiten Sitzung erklärten sich die übrigen Räthe zum Besten dieser Maßregel als der einzigen erfolgreichen welche ihnen beifiel, und nun wurde der Befehl zur Wegführung der Küstenbewohner gegeben. Keine Feder kann beschreiben, welches Elend diese Anordnung verursachte, und wie Tausende dieser Unglücklichen ohne Obdach einen langsamen Hungertod starben. Ueberall

war Heulen, Weinen und Geschrei; man zitterte vor den Folgen, allein bei den Regenten war kein Erbarmen; man wünschte die Piraten zu vertilgen, und zu diesem Ende war es nöthig die Bürger des Landes zu verderben. Endlich suchte man das Uebel durch Bestechungen abzuwenden; die Soldaten welche den Befehl dazu erhielten, anstatt mit Feuer Städte und Dörfer in eine Einöde zu verwandeln, erhielten eine Summe Geldes, brannten verschiedene Hütten nieder und marschirten dann weg, um zu berichten daß sie gethan wie ihnen befohlen. Die ganze Macht der Mantschuren würde jedoch nicht im Stande gewesen seyn das Edict zur Ausführung zu bringen. China's Küstenbewohner sind so zahlreich wie die Ameisen und, wenn aufs äußerste getrieben, fürchterlich in ihrer Rache. — Aus allen den Trübsalen welche man dergestalt auf China gebracht, erntete der Hof keinen Vortheil; der Feind wurde nicht vom Festland entfernt, und die Chinesen sahen mit Ingrimm, daß man ihnen diese Plackereien ohne Zweck zufügte, und ein Vergnügen fand sie unglücklich zu machen. Der Name der Regenten wurde daher sehr verschrieen und erweckte in dem jungen Kanghi das Verlangen selbst zu regieren. Darin wurde er noch mehr durch den Tod des Soni (1666) bestärkt, und da die Regenten in üblem Rufe standen, war es dem nun 14jährigen Knaben etwas Leichtes, sich volljährig erklären zu lassen, um so mehr, da er viele Beispiele seiner Klugheit und seines frühzeitigen Verstandes gegeben.

Kaum hatte Kanghi sich auf den Thron geschwungen und durch eine wundervolle Anrede alle die Anwesenden entzückt, so wurde ihm eine ganze Liste von Anklagen wider die Regenten eingehändigt. Freilich hatten sie sehr willkürlich gehaust, und die Klagen waren keineswegs ungegründet, aber dennoch bedeutend vergrößert. Paturu wurde der größten Verbrechen angeklagt; er mit seinem dritten Sohn wurde zur gräßlichsten Todesstrafe — in Stücke geschnitten zu werden — verurtheilt, die sieben übrigen Kinder zur Enthauptung. Kanghi unterschrieb diesen Beschluß, linderte aber die Strafe selbst zur Erdrosselung, zog alle Güter dieses reichen Großen ein und kündigte der Welt an, daß er sehr wohl im Stande sey, die Höchsten im Lande durch seine kaiserliche Gewalt zu stürzen. Dieß war die erste Handlung des Prinzen, welcher überdieß den Christen und seinen Lehrern

Verbiest und Schall Gerechtigkeit widerfahren ließ, und im Gegensatz der Regierung sich ernst und streng für seine eigene Meinung ohne Rücksicht auf frühere Entscheidungen erklärte.

Aber nun zeigten sich Gewitterwolken im Süden, welche das ganze Gebäude, von den Tataren mit solcher Mühe aufgeführt, durch krachenden Donner und feurige Blitze vernichten zu wollen schienen. — Nachdem Wusankuei so treulos an seinen Verwandten gehandelt, und daher hoffte daß die Tataren ihm großen Lohn verleihen würden, fand er sich in seinen Erwartungen betrogen; denn der Hof war der Meinung daß er, nachdem er die Mantschuren ins Land gerufen, auch das Seinige zur Erhaltung ihrer Macht beitragen müsse. Es war also Pflicht dem Empörer zu widerstehen und dem bösen Handel ein Ende zu machen; ob Blut an seinen Händen war oder nicht, darum bekümmerte er sich nicht. Der Prinz kam daher zu dem Resultat, ein gutes Heer im Sold zu halten, sich damit in der Zeit der Noth zu wehren und durch den Besitz desselben den Mantschuren immer Ehrfurcht einzuflößen. Von seiner wohlgeordneten Armee, bei der er sich früh und spät befand um die Achtung der Soldaten zu gewinnen, hörte man sehr bald zu Peking. Man konnte wohl nicht sogleich daraus Argwohn schöpfen, lud aber den alten Mann nach der Hauptstadt ein, um dort seinem neuen Lehnsherrn Kanghi die gewöhnliche Huldigung darzubringen. Inzwischen hatte sein ältester Sohn, welcher als Geisel zu Peking zurückgeblieben war, von der Unzufriedenheit des Kaisers gehört, und gab daher seinem Vater Nachricht, durchaus nicht die Hauptstadt zu besuchen, weil ihm dort sehr große Gefahr drohe. Auf die vielen Einladungen erwiederte jedoch Wusankuei, daß er schon zu alt sey um eine solche Reise zu unternehmen. Aber der Monarch, welcher wegen der Weigerung nur noch größern Argwohn schöpfte, sandte heimlich zwei vertraute Diener nach Junnan, um dem Statthalter in den stärksten Farben die Folgen seines Ungehorsams vorzustellen. Wusankuei hörte ihnen ruhig zu, brach aber bald in Zorn aus, sagend: ist dieß der Lohn, welchen mir die Mantschuren angedeihen lassen? habe ich sie nicht ins Land gebracht und ist dieß die Weise mit welcher sie einen alten Diener in die Schlinge ziehen wollen? Geht hin, sagt eurem Herrn, daß ich seinem

Willen gehorsame und ihm mit 80,000 Mann einen Besuch abstatten werde. Das Wort war kaum aus seinem Munde, als auch schon der Befehl zum Marsche der Armee gegeben wurde, und die Hofschranzen selbst waren Augenzeugen von der Hurtigkeit des schon am Stabe gebückten Statthalters.

Sein Sohn zu Peking, welcher die Mantschuren verabscheute, erhielt am ersten von dieser Begebenheit Nachricht. Seinen Vater mit aller Macht in diesem gewagten Unternehmen zu unterstützen war seine erste Sorge. In seinem Bereiche lag der Hof der Barbaren; diesen wollte er zu Grunde richten und dann wieder die vaterländischen Fahnen auf die Mauern Pekings stecken. Er war ein Jüngling von großer Geisteskraft, von kindlicher Liebe entflammt, der gern Leib und Leben für China wagte, und darum auch Tag und Nacht beschäftigt eine Verschwörung in Peking anzuzetteln und den tatarischen Großen einen gewissen Untergang zu bereiten. Hiezu schien ihm Niemand mehr geeignet als die Sklaven, welche die Mantschuren in großer Menge während des Krieges zusammengebracht, sie mit großer Härte behandelt, und wie Vieh an einander verhandelt hatten. Natürlich waren Leute dieser Art zu jeder That bereit, welche ihnen Freiheit und Besserung ihrer Umstände versprach; überdieß wollten sie an ihren grausamen Herren Rache nehmen. Viele Tausende kamen daher überein, blutige Wiedervergeltung den Tataren widerfahren zu lassen; jeder wollte seinen Mann in einer festgesetzten Nacht tödten, während ein ziemlich rüstiger Haufe bereit stand, über die Wache am Palaste herzufallen und den Monarchen sowohl als die kaiserliche Familie entweder zu ermorden oder gefangen zu nehmen. Obgleich zehntausend Menschen um dieses schreckliche Geheimniß wußten, verrieth es Niemand; denn die Erbitterung gegen die Unterdrücker war zu groß. Schon war der Tag angebrochen, schon hatte sich der Abend genähert, schon deckte die Nacht mit ihren Fittigen die Erde; einige wenige Stunden später, wenn alle Mantschuren im Schlafe begraben lagen, sollte die fürchterliche That vollführt werden. Der Sohn des Wusankuei jauchzte daß nun der Augenblick gekommen sey, wo er etwas zur Ausführung bringen könne, wofür die Nachwelt ihm Dank sagen und sein Name in der Geschichte glänzen werde. Während er mit diesen hohen Erwartungen sich zufrieden stellte, schlich sich

der Sklave eines Staatsministers nach dem Gemache seines Herrn. Den ganzen Tag hatte er mit Weinen zugebracht, allein Niemand fragte nach der Ursache. Etwa um neun Uhr warf er sich schluchzend vor das Bett des ermüdeten Hofraths nieder. Dieser hatte seine Leute immer liebreich behandelt, daher waren sie ihm auf Leben und Tod ergeben; nun aber erheischte es ihre Pflicht daß sie dem Wohlthäter den Dolchstoß geben sollten. Nachdem der Sklave vor zu großer Rührung nicht länger weinen konnte, fragte ihn endlich der Staatsmann um die Ursache seines Leidens. Da verrieth jener die ganze Verschwörung, und setzte noch hinzu daß die Stunde zur Ausführung schon herannahe. Der Große, voll Erstaunen, schwang sich sogleich aufs Pferd und ritt mit seinem Knechte nach dem Palaste. Dort wollten ihn die Garden nicht durchlassen, denn es war schon sehr spät. Allein der Minister bestand darauf, drohte ihnen mit großen Strafen und wurde endlich eingelassen. Es war ihm etwas Leichtes das kaiserliche Zimmer zu erreichen, denn der Monarch schlief ohne Wache sorglos und ohne Furcht. Als er seinen Diener mit dem Sklaven unangemeldet hereintreten sah, stand er sogleich auf, hörte ruhig die Erzählung des Leibeigenen an, fragte dann den Staatsmann was er ihm zu thun rathe, und kaum war eine halbe Viertelstunde vorüber, als die Wachen schon verdoppelt, die Befehle zur Gefangennehmung der Verschworenen gegeben und die acht Fahnen der Mantschuren unter den Waffen waren. Jedermann war über den rüstigen Jüngling erstaunt; denn er zeigte nicht die geringste Bestürzung, und handelte mit derselben Besonnenheit, als ob er auf der Parade gewesen. Am folgenden Morgen wurde das Todesurtheil über die Schuldigen ausgesprochen. Der Kaiser war milde und wünschte durchaus nicht der That eines Einzigen einen nationalen Anstrich zu geben. Daher wurden nur der Sohn des Wusankuei mit wenigen Genossen zum Tode verurtheilt; hinsichtlich der übrigen drückte man die Augen zu, und ließ ihnen Gelegenheit sich durch die Flucht zu retten.

Kaum war dieß Feuer gedämpft, als auch schon die Nachricht vom Abfalle der südlichen Provinzen zu Peking ankam. Die chinesischen Mandarine freuten sich innigst daß es noch einen Helden in ihrer Mitte gab, und sobald sie von den Entschlusse des Wusankuei hörten, schnitten sie sich den Zopf ab und riefen

den alten Helden zum Kaiser aus. So war in wenigen Wochen der größte Theil des südlichen China verloren gegangen, Courier folgte auf Courier, um den siegreichen Einzug der chinesischen Truppen in die Provincialstädte zu melden und den Abfall des ganzen Volkes von den Tataren zu beschreiben.

Am ganzen Hofe blieb nur Einer ungerührt; dieß war der Jüngling Kanghi, welcher nun beinahe sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte; alle übrigen Staatsmänner gaben die Mantschuren-Herrschaft als hoffnungslos auf. Als man noch zauderte und sich berathschlagte, wie man Truppen nach den rebellischen Provinzen senden sollte, lief die Nachricht ein daß die Mongolen im Norden einig geworden wären das Mantschuren-Reich über den Haufen zu werfen. Dieß war ein Schlag, welcher alle nachherigen Unternehmungen gegen die Chinesen lähmte, nur Kanghi blieb kaltblütig, und nahm von diesem Augenblick an die ganze Kriegsverwaltung selbst in die Hände, ohne sich mit seinen Ministern zu berathen. Wie man mit Recht an Karl dem XII. seine unerschrockene Tapferkeit unter den größten Gefahren rühmt, so muß man an Kanghi die Staatsklugheit bewundern.

Die Mongolen hatten sehr häufig Gesandtschaften nach Peking abgeordnet, und ihre Botschafter berichteten daß die Besatzungen gering seyen und die Hauptstadt auf den ersten Schwertschlag sich ergeben würde. Diese Versicherung wurde so oft wiederholt daß der mächtigste Mongolenfürst, Satschar, endlich auf den Gedanken gerieth, die Macht seiner Vorfahren auf den Ruinen des Mantschuren-Reiches wiederherzustellen. Diese Ansicht theilte er den andern Häuptern mit, und alle die am chinesischen Hofe gewesen, waren gewiß daß dieß etwas sehr Leichtes sey. So machte man einen sehr großen Bund zu diesem Ende, und harrte der Zeit in welcher man unversehens über die Tataren herfallen könnte. Das Unternehmen war großartig, die zu machende Beute unermeßlich, und die verhungerten Mongolen hatten nichts anderes in ihren Steppen zu thun als sich nach Raub umzusehen. Satschar galt daher als Vaterlandsfreund, dem sie auf Leben und Tod in allen Gefahren zu folgen bereit waren.

Wie heimlich man auch zu Werke gegangen, so war Kanghi dennoch von dem ganzen Anschlage aufs beste unterrichtet. Noch fehlten einige Monate, ehe es zum Ausbruch kommen sollte, denn

die Horden mußten von den entferntesten Plätzen der Wüste zusammengerufen werden, als der Kaiser schon heimlich ein sehr bedeutendes Herr mit der größten Stille in die Wüste von Liaotong aus einmarschiren ließ. Satschar war auf solche Entschlossenheit nicht gefaßt, wagte jedoch mit den Mantschuren eine Schlacht. Diese hatten ihr Heer durch einen Theil der Besatzung von Peking vermehrt und erhielten einen vollständigen Sieg über die Unruhestifter. Satschar selbst mit seiner ganzen Familie wurde gefangen und bekannte seine verwegenen Entschlüsse. Kanghi schrieb dann an die Häuptlinge aller Horden, die sich mit den Aufrührern verbunden, zeigte wie er von ihrem Vorhaben sehr wohl wisse, ihnen zugleich eine allgemeine Amnestie ankündigend mit der Warnung daß, wenn so etwas wieder geschähe, er die fürchterlichste Rache nehmen würde. Damit war diese Empörung beendet, und die Mongolen zitterten in den entferntesten Steppen vor der Hand eines so rüstigen Kaisers.

Mit Wusankuei hatten sich der Vicekönig von Canton und Fokien, und der Sohn des Koksing verbunden; dieser war kurze Zeit vorher gestorben, Tschingtschingwai hatte sich gleich für den letzten Sprößling des Minghauses erklärt. Hätten diese drei ernstlich ihre Streitkräfte vereinigt, so würden die Tataren sehr bald aus China vertrieben worden seyn. Alle drei aber waren Kleingeister, welche sich mit Nebensachen aufhielten, während die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und ihre eigene Freiheit verloren gingen.

Der König von Formosa und der Statthalter von Fokien geriethen sehr bald in sehr ernsten Streit über ihren Vorrang. Da sich dieß nicht durch Briefe festsetzen ließ, so begegneten sich die Flotten beider, welche zum Anfall auf die Tataren bestimmt waren, und das Heer von Fokien erlitt in drei entschiedenen Treffen eine gänzliche Niederlage. Dadurch wurde beider Seemacht vernichtet, denn der Verlust der Sieger war auch sehr bedeutend, und Niemand unternahm etwas gegen den gemeinschaftlichen Feind. Endlich hörte der Vicekönig vom Anmarsche der Tataren, die er sehr leicht in den Engpässen hätte aufhalten können; allein nicht ein einziger Soldat war unter Waffen. Da die Mantschuren nun immer näher und näher kamen, befahl er allen seinen Untergebenen sich den Zopf wieder wachsen zu lassen, und

er selbst unterzog sich der Tonsur. Als nun der Feind nach Futschéu gekommen, erklärte er seine Unterwürfigkeit und wurde wieder von dem General in seine alten Ehrenstellen eingesetzt. Zugleich aber ließ man eine bedeutende Besatzung in der Hauptstadt; der Anführer derselben theilte die oberste Macht mit dem Statthalter, dem der Befehl über die Truppen gänzlich entzogen wurde. Zu spät bereute der ehrgeizige Herr daß er sich durch eitlen Wahn wieder in die Hände der Tataren habe ziehen lassen, allein es war schon zu spät.

Gleichzeitig mit diesem Ereignisse hatte der Statthalter von Canton ein sehr bedeutendes Heer dem Wusankuei zur Hülfe geschickt. Da nun die Armee siegreich war, so stritt er sich mit dem neuen Herrscher über die Ehrenstelle, welche er an seinem Hofe bekleiden sollte. Der unkluge Wusankuei bot ihm dieselben Aemter an welche er unter den Tataren bekleidet, worüber der Statthalter sehr entrüstet war. Nach langen Unterhandlungen, während deren er nicht den geringsten Schritt zur Behauptung seiner Würde that, entschloß sich der wankelmüthige Herr wieder zu den Tataren überzugehen. Ohne auch nur zu warten bis sie ihm einen Besuch abstatteten, schrieb er nach Peking daß er bitter seine Abtrünnigkeit bereue und den Hof um Vergebung bitte. Diese wurde ihm auch sogleich zugestanden; er empfing den Tataren-General mit langem Zopfe zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit, erhielt Vergessenheit seiner begangenen Fehler, wurde aber durch eine starke Mantschuren-Besatzung fortan in seiner Macht äußerst beschränkt. — Drei Helden waren daher schon vom Schauplatz abgetreten, und es blieb nun noch der einzige Wusankuei übrig.

Sein Heer war so beträchtlich daß es Kanghi für nothwendig hielt durchaus keine Schlacht zu wagen, sondern nur vertheidigungsweise zu verfahren. So zog sich der Krieg bedeutend in die Länge, bis der alte Heerführer hörte daß ihn alle seine Verbündeten verlassen. Diese Nachricht ging ihm durch Mark und Bein; denn solche Treulosigkeit hatte er nicht von seinen Landsleuten erwartet. Nun aber sah er sich genöthigt langsam zurückzumarschiren, in welchem Vorhaben ihn die Mantschuren nicht störten. Als er aber wieder in Junnan angekommen und alle seine Träume der Obermacht vereitelt sah, verzehrte Kummer

das Herz des Greisen. Er fiel auf das Siechbett, und seine Tage schwanden dahin unter Schmerzen der Erinnerung der Vergangenheit. Er war alt und wohlbetagt, und als er sein Ende herannahen sah, rief er alle Großen zusammen, stellte ihnen seinen Sohn, welcher noch ein Kind war, zum Nachfolger vor, und als sie alle den Eid der Treue geschworen, gab er seinen Geist auf. Der Charakter dieses Mannes ist außerordentlicher Art. Zu gewisser Zeit besaß er eine nie zu ermüdende Thatenkraft; dann rührte er sich nicht viele Jahre lang, und plötzlich erschien er wieder als der Verfechter der vaterländischen Freiheit. Er war abwechselnd Freund und Feind der Tataren, treu und treulos seinen Landsleuten, stark und schwach, gerade wie seine Laune es wollte. Mit ihm starb die letzte Hoffnung der Chinesen.

In Ssetschuen war die Macht der Chinesen noch sehr bedeutend. Da dieß ein gebirgiges Land ist, wagten die Mantschuren keine Hauptschlacht, und die Patrioten blieben im Besitz der stärksten Festungen. Nun aber hörte man vom Tode des Fürsten, und die Armee der Insurgenten zerstreute sich in sehr kurzer Zeit. Die Mantschuren marschirten daher gerade auf Junnan los und belagerten die Hauptstadt. Lange hielt sich der junge Prinz und seine Officiere fochten mit Verzweiflung. Ohne Zweifel würde die tatarische Armee vor den Mauern aufgerieben worden seyn durch Seuchen und Mangel, wenn der junge Wusankuei nicht den Muth verloren hätte. In einem Anfalle von Schwermuth erklärte er daß alle Anstrengungen vergeblich seyen und nur größeres Elend über die Nation brächten. Daher erhängte er sich in seinem eigenen Zimmer, und da man bisher nur zur Erhaltung seiner eigenen Macht gestritten, so capitulirten die Mandarine augenblicklich nach seinem Tode. Die Rache, welche die Tataren an dieser unglücklichen Stadt nahmen, war fürchterlich. Alle Glieder der Familie des Wusankuei wurden mit seinen eigenen Gebeinen nach Peking gebracht. Der freundliche und leutselige Kanghi war durch den Erfolg seiner Waffen in einen Tyrannen verwandelt worden. Die Verwandten des Prinzen wurden ohne Ausnahme aufs schmählichste hingerichtet, und damit nicht zufrieden, ließ der Kaiser seine Knochen zu Asche verbrennen und streute diese den vier Winden zu, um sie in jede Richtung zu tragen. — Dieß war unedel und tatarisch.

Der Vicekönig von Canton hatte sich unterdessen in allen seinen Ehrenstellen befestigt. Er war ein großer Freund der Europäer und trieb einen bedeutenden Handel mit den Spaniern und andern Nationen, wodurch er sich nicht nur bereicherte, sondern auch ziemlich an Macht und Einfluß gewann. Kanghi verbot ihm diesen Verkehr, nicht weil er mit den Fremden nicht zufrieden war, sondern weil er wegen seines Dieners Argwohn schöpfte. Dieser kümmerte sich aber darum nicht, und unterhielt ungeachtet des tatarischen Gegengewichts eine große Anzahl von Truppen. Nun brach ein Aufstand in Kuangsi unter den Bergbewohnern aus, und Kanghi befahl ihm, mit seinem ganzen Heere über die Abtrünnigen herzufallen. Er aber zögerte und sandte endlich nur ein kleines Corps dorthin, während er selbst nach Canton zurückkehrte. Dieß ist Staatsverrath, rief Kanghi aus, ein solcher Mann darf nicht länger unter mir die Provinz verwalten. Sogleich fertigte er zwei seiner getreuesten Hofleute mit der seidenen Schnur ab; gebt diese, sprach er, dem Statthalter, und sagt ihm daß er in eurer Gegenwart davon Gebrauch machen solle. Die Abgesandten waren sehr verschmitzte Diener und richteten es so ein daß sie Abends sehr spät Canton erreichten. Um Mitternacht gingen sie zum Mantschuren-General, welchen sie mit dem Auftrage ihres Herrn bekannt machten. Dieser hatte schon den Palast des Statthalters, ehe der Tag noch graute, mit seinen Tataren besetzt. Behende stiegen nun die Boten zu dem Schlafgemache des Großen hinauf und weckten ihn aus dem Schlummer. Kaum hatte er seine Augen geöffnet, so hielten sie ihm den kaiserlichen Befehl vor. Er las denselben mit der größten Ruhe, zog dann seine Staatskleider an und erhängte sich im Audienzsaale, ohne auch nur eine Klage laut werden zu lassen. Dieß war der Mantschuren-Lohn für seine Anhänglichkeit und Treue, als noch kein einflußreicher Mann ihren Fahnen sich geweiht. Dem Kanghi gereicht diese That zur ewigen Schande. Allein er war nicht der einzige welcher mit seinem Leben büßte. Nicht weniger als ein hundert Officiere wurden von denselben Botschaftern hingerichtet, weil sie eine Vorliebe für ihren verstorbenen Herrn gezeigt. Mit Blut befleckt kehrten sie nun nach Hause zurück, um den Hof durch ihre Schandthat in Entzücken zu setzen.

Viel tragischer erging es jedoch dem Prinzen von Fokien, der ein sehr beschränkter Mann war. Nachdem er seinen Entschluß den Tataren immer treu zu bleiben bekannt gemacht, warfen ihm die Mandarine welche man vom Hofe aus ihm beigesellt, beständig vor, daß er früher untreu gewesen. Darüber wurde er mürrisch und oft sehr unzufrieden mit seinen Umgebungen, welche es denn auch durch schmähliche Strafen zu entgelten hatten. Kanghi, der ihm vergeben, traute ihm nicht und daher berief er ihn nach dem Hofe. Es war nicht mehr die Zeit eine solche Aufforderung zu verweigern. Dort angekommen, wurde er sogleich gefangen genommen, ohne weiters in Stücke gehauen und sein Fleisch den Hunden zur Speise gegeben. Als Kanghi dieß Todesurtheil unterschrieb (1681), war er nicht länger der großen Verdienste eingedenk, welche dieser Staatsmann erworben. Alles mußte vor seiner Eifersucht fallen und er schonte kein Menschenleben, dessen Vernichtung er zur Erhaltung seiner Macht nöthig glaubte. Der Jüngling welcher groß im Unglück gewesen, war sehr nichtswürdig im Glück.

Als Wusankuei starb, war ein großes Erdbeben zu Peking, welches wie man glaubt etwa 400,000 Menschen das Leben kostete. Die Stöße dauerten drei Monate lang zu verschiedenen Zeiten fort, so daß ein großer Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Dasselbe Unglück traf auch Tongtschéu, einen Ort am Ende des großen Canals, wo beinahe 30,000 Einwohner umkamen. Kanghi zeigte sich hier als Mensch; er zog mit seinem ganzen Heere von Mantschuren aus den Stadtmauern, hielt sich eine geraume Zeit im freien Felde auf und behandelte mit väterlicher Liebe und Fürsorge die leidenden Unterthanen. Bei solchen Gelegenheiten hatte das Geld für ihn keinen Werth, und er war Tag und Nacht beschäftigt entweder die Leichname zu begraben oder den Hungernden Speise zu verschaffen. Kaum hatte er sich wieder in sein Schloß begeben, als dieses niederbrannte und alle Kleinodien des Reiches ein Raub der Flammen wurden. Diese Prüfungen drückten seinen Geist sehr danieder. Als er einmal auf die Jagd ging, kam er unversehens beim Grabe des letzten Ming-Kaisers an. Er fühlte hier die Vergänglichkeit und Eitelkeit aller menschlichen Dinge im höchsten Grade und warf sich schluchzend vor das Mausoleum

mit dem Ausruf nieder: „wir Mantschuren bereiteten dir nicht den Tod.“ Dergleichen Regungen gingen aber schnell vorüber, und die Tataren-Natur behauptete sehr bald wieder ihre Rechte.

Kanghi hatte so ziemlich die Geschichte China's studirt. Er wußte gar wohl daß das Volk sehr leicht im Zügel zu halten sey, und der große Erfolg seiner Bemühungen gab ihm die größten Hoffnungen, daß keine bedeutende Rebellion mehr ausbrechen werde, die nicht durch einige Regimenter Mantschuren sehr bald unterdrückt werden könnte. Dagegen herrschte im Norden ein Feind, welcher dem Lande fortwährend fürchterlich gewesen war, und dessen Raubsucht durch die Eroberungen der Mantschuren äußerst geschärft worden war. Seine ganze Aufmerksamkeit auf jenes Land zu verwenden war nun der Hauptzweck des thätigen Kaisers. Dazu wurde er nicht allein durch die letzte Verschwörung aufgefordert, sondern auch durch häufige Räubereien veranlaßt. Uebrigens schienen dem Kanghi einige Häuptlinge zu mächtig; ein Chan hatte die Russen zu Hülfe gerufen, was überdieß sehr gefährliche Folgen haben konnte. Kanghi kam daher zu dem Entschlusse sie alle zu seinen Lehnsleuten zu machen, sie durch Geschenke und Heirathen fest an China zu knüpfen und überdieß sein Ansehen so zu vergrößern, daß ein bloßes Wort genug sey um den Widerspänstigsten zur Pflicht zurückzubringen. Das Unternehmen war großartig wie alle die Thaten dieses Kaisers, und die Schwierigkeiten schienen beinahe unüberwindlich.

Im Westen der Steppe hatten die Kalmüken (Eleuten, wie sie sich selbst nennen) ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ueber sie herrschten verschiedene Brüder ziemlich friedlich, bis einer derselben an den Hof nach Tibet gesandt wurde, um dort eine gewisse Stufe der Heiligkeit zu erreichen. Er war ein sehr ehrgeiziger Jüngling und hoffte selbst einmal Dalai Lama zu werden, um die höchste Achtung welche man Sterblichen zollte zu empfangen und sich zugleich der ungeheuren Schätze Lassa's zu bemächtigen. Ob es Eifersucht oder ein Anfall von Zorn gewesen, welcher ihn bewog einen Brudermord zu begehen, konnte nie ausgemacht werden. Seit diesem Augenblick aber verließ er die heilige Stadt, kehrte zu seiner Horde zurück und erhielt nach langen Cabalen den Rang eines Fürsten oder Kaldan. Die Anzahl seiner Untergebenen war sehr groß; alle hatten viel zu

gewinnen und nichts zu verlieren; um sich daher berühmt zu machen, bestand der Kaldan darauf, mit ihnen auf Abenteuer auszugehen. Dazu waren seine Leute auch bereit und willig; denn außer ihren Heerden besaßen sie nur ihre Waffen und sie waren lüstern nach Beute. Der Fürst wußte wohl daß unter den Nomaden sehr wenig zu plündern sey, denn diese waren sehr arm; daher richtete er seine Hauptabsicht auf China. Eingedenk jedoch der Niederlage welche die Mongolen erlitten, wollte er sich nicht in die Gefahr stürzen, sondern gab vor daß er mit den Stämmen in Kokonor sehr ernstliche Streitigkeiten zu schlichten habe; er machte daher verschiedene Züge in jene Gegenden um den Anschein zu geben daß er entschlossen sey sich dort niederzulassen. Sein Volk blendete er durch seine Heiligkeit; denn er war ja selbst zu Lassa unterrichtet worden und hatte verschiedene Stufen des höhern Lebens schon erlangt, und es fehlte äußerst wenig um selbst durch seine Herzensreinheit Dalai Lama zu werden. Um nähere Kunde über China einzuziehen sandte er mehrere Gesandte und Spione aus, welche jedoch nicht mit Beglaubigungsbriefen versehen waren, so daß er ihre Mission leicht verläugnen konnte. Diese Boten waren gewöhnlich sehr listige Mohammedaner, welche außerordentliche Erzählungen von ihren Abenteuern machten und dadurch selbst die verschmitzten Chinesen überlisteten.

Kanghi war ein scharfer Beobachter; da er schon früher sehr großen Gewinn von den Kundschaftern geerntet, welche unter den Mongolen verbreitet waren, so achtete er es der Mühe werth dasselbe System auch bei den Kalmüken in Anwendung zu bringen. Seine Spione berichteten auch sehr bald, daß der Kaldan durch List und Herrschsucht sich außerordentlich gefürchtet gemacht habe, daß er aber außerdem nicht große Anhänglichkeit unter seinen Leuten finde und, da überdieß das Heer über so ausgebreitete Steppen verbreitet, seine ganze Kraft in den Ebenen versplitert sey. Damit war aber der Kaiser nicht zufrieden, er wünschte eine mehr gegründete Kenntniß von seinem Gegner zu haben und sandte daher eine herrliche Gesandtschaft mit Beute beladen nach dem Hauptquartier des Kaldan ab um alles über seine Umstände auszuforschen. Dieser ergründete die Absicht des Monarchen sehr bald und empfing den Minister mit den höchsten Ehrenbezeugungen. Feste folgten auf Feste, alles was der menschliche

Verstand an Beweisen der Hochachtung erfinden konnte, wurde auch hier gezeigt. Die Botschafter sahen sich beständig mit Ehrengarden umringt, alle ihre Wünsche wurden augenblicklich befriedigt; allein man ließ sie nicht das Land auskundschaften. Nachdem sie eine geraume Zeit dort verlebt und sich sehr viel Mühe gegeben um den Kaldan zu ergründen, kehrten die Chinesen unwissend und unbekannt mit den Umständen der listigen Kalmüken nach Peking zurück.

Kanghi war sehr unzufrieden mit dieser mißlungenen Sendung; um einen mächtigen Feind dem Kaldan in den Wüsten entgegenzustellen, bewog er die kleinen Fürsten der Kalkas-Mongolen ein Schutz- und Trutzbündniß unter einander zu schließen, das Kanghi nicht allein höchlich rühmte, sondern auch mit Muth und Kraft zu vertheidigen versprach. Der Kaldan hatte kaum die Nachricht vernommen, als er auch schon Zwietracht zu säen sich bemühte und den Mongolen zu verstehen gab, daß sie als ein freies Volk, welches einst über China geherrscht, sich einen Herrn gegeben hätten. Er ließ es dabei nicht an Geschenken und Versprechungen fehlen, so daß die Gesandtschaft, welche Kanghi kurz vorher an die Fürsten entsendet, sehr bald vergessen wurde. Er knüpfte dagegen ein Bündniß mit einigen der Häuptlinge an; da dieß die Eifersucht der Alliirten erregte, so fielen ihn zwei der Fürsten wild an und tödteten selbst seinen Bruder. Dieß war es gerade was der Kaldan gewünscht hatte. Mit seinem wackern Heere vorrrückend, sprach er laut von der Rache welche er zu nehmen im Begriffe stand. Er knüpfte im Geheimen einen Bund mit den Russen an und fiel mit Tigerwuth über die feindlichen Kalkas her. Diese, anstatt sich vereint zu vertheidigen und den kühnen Feind zurückzuschlagen, suchten ihre eigene Rettung in der Flucht mit Zurücklassung ihrer Heerden und aller übrigen Lebensbedürfnisse. Innerhalb sehr kurzer Zeit wimmelten die Gränzen China's von diesen Flüchtlingen, welche ganz verhungert das kaiserliche Gebiet erreichten. Zu solchem Unwesen konnte Kanghi natürlich nicht schweigen. Er versuchte sowohl durch Gesandtschaften als durch ein zahlreiches Heer das Herz des Kaldan zu erweichen. Dieser dagegen klagte über die schändliche Behandlung seiner Unterthanen welche als Kaufleute das chinesische Gebiet besuchten, und versicherte dem

Kaiser, daß die Kalkas ihn zuerst angefallen hätten. Nun machte Kanghi sehr große Waffenrüstungen, während er sich anstellte als ob er nichts als den Frieden bezwecke. Zahlreiche Armeen, durch die Kalkas verstärkt, zogen durch die Steppen; sie stießen auf des Kaldan muthiges Heer und der Vortrab wurde gänzlich von den Kalmüken geschlagen. An diesem Tage erprobte sich die überwiegende Macht des ungestümen Angriffs dieser Nomaden, welche alle Glieder durchbrachen und triumphirend das ganze Gepäck als Beute davontrugen, nachdem sie selbst am Anfange zurückgeschlagen worden waren und zuerst alles verloren hatten. Diese Nachricht wurde sehr bald nach Peking gebracht; Kanghi sah die ganze Gefahr mit seinem Herrscherblicke; er wollte aber seinen Umgebungen keine Furcht einflößen und kündigte den Hofleuten an daß er gesonnen sey, sich mit der Jagd in den Steppen während des Sommers zu belustigen. Eine große Armee in Begleitung der vorzüglichsten Minister brach daher mit ihrem Herrn auf um sich in der Kühle der Steppe zu erholen. Nicht lange nachher wurde der Kaiser unwohl, mußte anhalten und wieder nach China zurückkehren. Unterdessen war eine bedeutende Armee unter dem Befehl seines Oheims vorgerückt und traf auf die Kalmüken der Steppen. Eine sehr blutige Schlacht war die Folge, in welcher die Chinesen wie gewöhnlich den Sieg sich zueigneten. Der Heerführer aber, ein Prinz, war gefallen und sein Körper wurde zu Asche verbrannt, um mit großer Pracht und Beileidsbezeugung nach der Hauptstadt gebracht zu werden. Die Verwandten des Prinzen gingen in der ärmlichsten Kleidung mit fliegenden Haaren der Asche des Verstorbenen entgegen und verrichteten dann mit großem Geheul die gebräuchlichen Ceremonien. Kanghi sandte überdieß zwei seiner Söhne der Urne entgegen. Diese fielen auf öffentlicher Straße nieder, mit inbrünstiger Andacht die Ueberbleibsel des Getödteten verehrend, und als der Zug nun vollends zu Peking angelangt, waren die Beweise der Hochachtung nur noch ausgezeichneter, und Kanghi selbst wünschte daran Theil zu nehmen; denn es war seine Meinung, daß man den tapfern Vertheidigern des Vaterlandes nie zu hohe Ehre erweisen könnte.

Nach dieser Schlacht wurde eine andere geliefert, worüber Kanghi sehr unzufrieden war; denn seine Generale hatten den

Feind nicht vernichtet, wie er ihnen befohlen. Dieß war ohne Zweifel eine Niederlage, für welche jedoch in den chinesischen Bülletins sich kein Name vorfindet. Die Anführer wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und wären vielleicht mit dem Tode bestraft worden, wenn nicht der Kaiser selbst andern Sinnes geworden und die Strafe in eine sehr bedeutende Geldbuße verwandelt hätte. Ueber den Schaden selbst welchen seine Waffen erlitten, herrschte jedoch tiefes Stillschweigen; nun fing der Autokrat an seine Macht zur Unterwerfung der Kalmüken auf dem gewöhnlichen Wege zu bezweifeln. Erfinderisch und thätig nahm er bald zu andern Maßregeln seine Zuflucht; da aber die Ausführung aufs folgende Jahr verschoben werden mußte, so schickte der Monarch dem Kaldan, der einen sehr demüthigen Brief an ihn geschrieben, eine geringe Summe Geldes, welche dieser auch annahm.

Nachdem alles vorbereitet, berief Kanghi einen Reichstag der Kalkas-Fürsten in der Steppe. Wurde jemals Pracht an den Tag gelegt, so war es bei dieser Gelegenheit. Eine sehr zahlreiche Armee, entweder vom Kaiser selbst geführt oder von seinen Edeln befehligt, zog mit außerordentlichem Prunke aus Peking nach der Wüste. Dort hatte ein französischer Jesuit, Gerbillon, den Ort des Lagers abgemessen; nun wurden die unzählbaren Zelte sehr bald aufgesteckt, unter welchen das gelbe kaiserliche prangte. Kanghi selbst zeichnete sich durch große Einfachheit aus, vergnügte seine Kalkas-Gäste mit Lustspielen, Pferderennen und Ringen, bewies den Priestern welche in großer Anzahl herbeigekommen die größte Achtung, und bewirthete die Fürsten aufs herrlichste. Die drei Chane und der große Lama hatten zuerst eine Unterredung mit dem Monarchen; nachdem er durch liebreiches Betragen und Schmeicheleien ihre Herzen gewonnen, fand die allgemeine Huldigung der Kalkas-Fürsten statt. Bei dieser Gelegenheit wurden nur die heiligen Lamas vom Kniebeugen und Kopfstoßen ausgeschlossen; die Fürsten dagegen verrichteten treulich die Ceremonie ihrer Unterwerfung und wurden nun als Vasallen des Reiches betrachtet. Hernach folgte ein herrliches Fest, wobei alle Lehnsleute zugegen waren und Kanghi selbst durch seine Freundlichkeit alle Herzen entzückte. Einige Tage darauf machten auch die Prinzessinnen ihre Aufwar-

tung und unter diesen verschiedene Nonnen. Die Vasallen warfen sich auf ihre Knie nieder um den großen Kaiser und Lehnsherrn zu ehren; als Kanghi durch sie hinschritt, fühlte er seinen hohen Beruf; er wäre mehr als Mensch gewesen, hätte er nicht seine Erhabenheit blicken lassen, als die Nachkommen der Verwüster der Welt und der Eroberer China's sich vor ihm als bloße Sklaven in den Staub bückten. Das Reich war gesichert so lange diese Horden treu blieben, und das Uebergewicht welches man auf diese Weise erhalten, schien ein dauerndes zu seyn.

Nach Peking zurückgekehrt, suchte Kanghi auf alle mögliche Weise den Kaldan diplomatisch zu umstricken. Er hielt ihm vor, welche Wohlthaten er vom Kaiser genossen, wie selbst die Ueberläufer von ihm wären zurückgesendet worden, wie er Freundschaft und Frieden zu erhalten gesucht habe, und wie endlich seine Bemühungen fehlgeschlagen. — Die Stunde wo der Kaiser das Schwert zu gebrauchen wünschte, hatte noch nicht geschlagen, daher wartete er des Augenblickes wo er ihm statt liebreicher Reden eine Antwort aus dem Schlunde der Kanonen senden möchte. Der Kaldan seinerseits war auch nicht müßig; mit verstellter Heuchelei unterwarf er sich demüthigst, suchte aber Uneinigkeit unter den Mongolen auszustreuen, und stiftete selbst Ketzereien, um sich einen mächtigen Anhang zu verschaffen. Ein anderer ehrgeiziger Geist trat nun auch noch auf die Bühne; dieß war der Kalmüken-Häuptling Siwang Raptan, welcher es dem Kaldan an List noch zuvorthat.

Beinahe waren die Hülfsheere hinreichend vorbereitet und der Zorn des Kanghi sollte hervorbrechen, als die große Gemüthsbewegung ihm ein Fieber verursachte. Dieß war hartnäckiger Art und wollte keinem chinesischen Heilmittel weichen. Darauf heilten ihn drei Jesuiten mit der Fieberrinde gegen das Anrathen der größten chinesischen Doctoren. Allein das Uebel kehrte wieder, die Schmerzen und die Unbehaglichkeit wurden unerträglich, die Fremden boten wieder ihre Hülfsmittel an und wurden zurückgewiesen. Drei chinesische Aerzte hielten es fürs beste, von allen Arzneimitteln abzustehen und der Natur ihren freien Lauf zu lassen um die Richtung der Krankheit zu erforschen. Aber immer heftiger wurde der Paroxysmus; der Kaiser erließ endlich eine allgemeine Aufforderung an alle Städte, daß man die er-

probten Heilmittel wider das Fieber ihm zuschicken möchte; eine Anzahl Kranke, welche mit diesem Uebel behaftet waren, wurden nach dem Palaste gebracht, an welchen die Medicin erst probirt werden sollte. Da fand sich denn ein großer Haufe Charlatane uud Quacksalber ein, welche alle ihre hohe Kunst rühmten; keiner konnte jedoch einem einzigen der zahlreichen Kranken zur Gesundheit verhelfen. So kam nun die Reihe wieder an die Jesuiten; sie gaben ihr Heilmittel den ärgsten Patienten und diese wurden sehr bald hergestellt. Das war ein Triumph für sie, und dieß um so mehr da die vier ersten Staatsdiener selbst Augenzeugen der Genesung gewesen. Nun priesen sie dem Kanghi die Arznei an; allein der Erbprinz widerrieth den Versuch mit den ernstesten Gegenvorstellungen, und daher wankte der Monarch. Um aber noch einen Versuch anzustellen, ließ er seine vier Großen die das Mittel gelobt, die Rinde nehmen. Zwölf Stunden verstrichen und ihnen widerfuhr nichts Uebles; da glaubte denn auch Kanghi, daß er es wagen dürfe dasselbe Mittel zu sich zu nehmen. Er that es mit zitternder Hand, rührte selbst das Pulver in etwas Wein ein, trank es, und wurde augenblicklich gesund. Der Triumph der Europäer war vollkommen; in einem Edicte schrieb der Kaiser ihnen die Erhaltung seines Lebens zu und bewies im Angesichte des ganzen Hofes den Missionären die größte Ehre. Nachher schenkte er den Jesuiten selbst ein Haus, welches ehedem einem vornehmen mantschurischen Edelmanne angehört hatte, und gab selbst das Geld zur Erbauung einer Kirche her. Kanghi wollte, daß alle Religionsparteien ihre Tempel in der Nähe des Palastes haben sollten; daher machte er Schenkungen an die Lamas, Buddhisten, Taoisten und später seine Nachfolger an die griechische Kirche, und konnte natürlich den ausgezeichneten Katholiken eine solche Gnade nicht versagen.

Nachdem nun alle Vorbereitungen gemacht, befahl endlich der Kaiser die Armee in Bewegung zu setzen (1696). Es hatte ungeheure Anstrengungen erfordert, die Menschenmassen welche der Kaiser für nöthig hielt, zusammenzubringen. Die Mongolen als Hülfstruppen, die Jäger aus der fernen Mantschurei von Amur, die sämmtlichen tatarischen Regimenter der Hauptstadt und eine große Menge der Chinesen sollten in drei Abtheilungen in die

Steppe vordringen, um den Kaldan zu überwinden. Gerbillon gibt die ganze Truppenzahl auf 168,730 an, nicht eingerechnet die Sklaven und Diener der Soldaten, welche wie in indischen Feldzügen die Heere begleiten und vielleicht dreimal so stark an Zahl sind. Es ist aber sehr wahrscheinlich daß diese ungeheure Masse, wie gewöhnlich in China, nur die Namen sind, welche man auf die Listen geschrieben, und daß vielleicht nicht ein Fünftheil in der Wirklichkeit bestand. Dieß ist so ganz dem Style der Chinesen gemäß, und wird allgemein jetzt noch gethan.

Dieß war vielleicht die größte Armee, die China je in die Tartarei gesandt; allein Kanghi wollte seinen Namen verewigen, und schreckliche Rache an den Kalmüken nehmen; daher ließ er es an nichts fehlen, um einen tiefen Eindruck auf seine Unterthanen sowohl als auf seine Lehensleute, die Mongolen, zu machen. Erst opferte er dem Himmel, und sprach von seinen gerechten Sachen in einem langen Gebete, verklagte den Kaldan als einen Treulosen, und flehte um Rache. Dann ging er in die Walhalla, wo er von seinen Vorvätern Abschied nahm, und nun begann der lange Zug durch die Straßen von Peking, welcher die ganze Hauptstadt in Bewegung und Verwunderung setzte. Ungeachtet der ziemlich guten Ordnung wurden die Wagen bald vernichtet durch die große Massen, welche dahin zogen, und man verzweifelte an der Raschheit des Marsches, wie ihn sich Kanghi vorgestellt hatte. Man mußte zu verschiedenenmalen Halt machen, und verlor deßhalb viele Zeit. Für Brunnen und Quellen am Wege war gesorgt, und obgleich es schon Frühjahr war, so fiel dennoch zuweilen während der Nacht Schnee, so daß die Heere sehr leicht ihren Durst löschen konnten. Dagegen wurden die Wege sehr schlecht, und es kostete ungeheure Anstrengungen, um auch nur drei bis vier Meilen des Tages zurückzulegen. Ueberdieß starben Pferde und Kamele aus Mangel an Futter, und selbst das Heer, welches kaum sechs Wochen marschirt hatte, erhielt sehr spärlich seine Mundbedürfnisse. Kanghi fühlte diese Unfälle sehr tief, allein zurückgehen konnte er nun einmal nicht, und daher suchte er durch Heiterkeit die Sorgen seiner Soldaten zu verscheuchen. Drei Europäer wichen ihm nie von der Seite, und in den Augenblicken der Muße pflegte der Monarch ein mathematisches Problem zu lösen, oder über die

Anordnungen der Armee des Westens sich zu unterhalten. Dann ging er auch, sobald man in die Nähe eines Flusses gekommen, auf den Fischfang und vertrieb dergestalt seine Zeit auf die angenehmste Weise. Zugleich aber suchte er den Kaldan zum Frieden zu bewegen. Dieser war seinerseits immer höflich, und zeigte seine äußerste Bereitwilligkeit die Unterhandlungen fortzusetzen, betrachtete aber die chinesischen Gesandten für nichts anderes als Spione, und behandelte sie mit großer Härte. Schon vor diesem Feldzuge hatte er einen berühmten Minister unverhofft auf seiner Reise überfallen und ihn mit seinem ganzen Gefolge ermorden lassen. Später sperrte er einen andern Botschafter in einem sehr engen Thale ein und sandte ihn nachher unverrichteter Sache, halbverhungert auf die schmählichste Weise zu seinem Herrn zurück. Einer der mongolischen Häuptlinge kam nun ins Lager des Kanghi, erzählte ihm, wie er den Kaldan gesehen, der ihn ernstlich ersucht zu ihm überzugehen, und ihn versichert daß über 30,000 Russen ihm zur Hülfe kommen würden, um damit nach Peking zu marschiren, das Land zu erobern und unter sich zu vertheilen. Der Kaiser hörte diesem Gespräche sehr ruhig zu und schickte nun einen geheimen Boten ab, um dem Kaldan eine Prinzessin zur Gattin anzubieten, wenn er sich willig in den Frieden fügen wollte. Dazu kamen nachher auch Geschenke und endlich eine Einladung in sein Lager zu kommen, wo man sich freundlich über alle Bedingungen unterreden könnte. Zu allen diesen Anerbietungen gab der Kalmüke seine Zustimmung, zauderte jedoch von Tag zu Tage. Wäre er ein kluger General gewesen, so würde er den Kaiser sehr weit in die Wüste gelockt und so ohne Schwertschlag ihn durch Hunger vernichtet haben. Anstatt dessen hielt er sich am Flusse Kerlon auf. Dort fiel unerwartet der Vortrab der Kaiserlichen über ihn her, erschlug, wie der General dieses Vortrabs berichtete, etwa 2000 Mann, und jagte das ganze kalmükische Heer in die Flucht. Man erbeutete eine sehr große Anzahl Vieh, welches den verhungerten Mantschuren sehr zu statten kam, denn sie hatten lange nichts weiter als ein wenig Reis erhalten, und nun konnten sie sich einmal wieder mit einem Hammelbraten ergötzen.

Als die Nachricht dieses Sieges den Kaiser erreichte, war er ganz außer sich vor Freuden. So etwas hatte er nie erwar=

tet; es war so unverhofft, so erquickend nach den frühern herben Leiden. Der Monarch machte die Kunde mit eigenem Munde bekannt, und opferte im Angesicht des ganzen Heeres dem Himmel, um ihm für den verliehenen Sieg zu danken. Somit wurde nun schnell der Rückzug angetreten; man eilte mit außerordentlicher Schnelle der großen Mauer zu, und der Soldat, welcher ihre Thürme in der Ferne erblickte, hüpfte vor Freuden; denn Tausende seiner Cameraden waren vor Hunger gestorben und bedeckten mit ihren Gebeinen die Wildniß. Man empfing den Kaiser im Triumph, denn es war sehr lange her, seitdem man den Landesvater an der Spitze des Heeres gesehen. In Peking herrschte sehr große Freude; Kanghi war sehr beliebt, und das Wohl des Landes lag ihm am Herzen.

So endigte denn ein Feldzug, der ungeheure Anstrengungen und Kosten erforderte, und dennoch in seinen Folgen sehr unbedeutend war. Wie alles in China durch Proclamation vor sich geht, so fertigte auch bei dieser Gelegenheit der Kaiser eine ernste Warnung an die Stämme in Kokonor ab, sich durch keine Ueberredungen des Kaldan verleiten zu lassen, zu seiner Partei überzugehen. Nach den amtlichen Berichten war der Fürst vernichtet, und ein großer Theil seiner Unterthanen, welchen man eine Strecke Landes angewiesen, lehnspflichtig geworden; allein in der Wirklichkeit schienen dieselben Cabalen noch in der Wüste vorzuwalten, welchen der mächtige Kaiser schon seit vielen Jahren vorgebeugt. Zwar zogen sie sich weiter nach dem Westen zurück und der Dalai Lama selbst sowohl als der König von Tibet wurden darein verwickelt. Das Betragen des Kaldan selbst, wie es die Chinesen beschreiben, war unerklärbar. Kaum von seiner Niederlage erholt, suchte er wieder Intriguen mit Weibern und entführte die Gemahlin eines Häuptlings, wodurch denn wieder eine blutige Fehde entstand. Bald darauf irrte er wie ein Glücksritter an den fremden Höfen herum, überall um Beistand flehend und nirgends den geringsten erhaltend. Aber dennoch blieb er mächtig und wurde allgemein gefürchtet. Dieß war die Erzählung, welche die Kundschafter dem Kaiser Kanghi gaben; in der Wirklichkeit war der Kaldan, welcher dem ganzen chinesischen Reiche Trotz bot, kein Abenteurer, sondern ein verschlagener, herrschsüchtiger Mann, welcher von seinen Unterthanen wenn

nicht geliebt, dennoch gefürchtet wurde. Von seiner Thatkraft gab er solche entscheidende Beweise daß Kanghi, welcher ihn scheinbar verachtete, in seinem Herzen von seinem Unternehmungsgeiste die gefährlichsten Kriege für seine Dynastie fürchtete.

Daher hatte der Kaiser auch keine Ruhe in der Hauptstadt. Alles ekelte ihn an, denn der Kaldan war Tag und Nacht in seinem Gemüthe. Er ging daher wieder im folgenden Jahre nach der Wüste; dießmal aber als Jäger, denn ein tapferer General, welcher früher den Sieg über die Kalmüken erhalten, vertheidigte die Gränzen. Die große Absicht dieser Reise schien zu seyn, sich unter den Mongolen beliebt zu machen; daher versammelte er überall das Volk, sprach mit den Fürsten aufs liebreichste, empfing ihre geringen Geschenke und gab ihnen dann reichlich Seide, Baumwollenzeuge und Geld. Selbst Käse und Butter, welche ihm die Weiber darboten, wollte er nicht abschlagen. Für Jeden hatte er ein freundliches Wort, eine Ermahnung, einen Zuspruch, und lange nachher erinnerte man sich des gütigen Monarchen. Die Jagd selbst wurde auf die großartigste Art angestellt; die Hülfsjäger bildeten ein Heer; eine große Strecke Landes umringend, trieben sie das Wild auf einen engen Raum zusammen, wo dann der Monarch es mit eigenen Händen erlegte. Wiewohl rastlos im Thun und Treiben, fand Kanghi dennoch Zeit für Unterhandlung mit den Europäern, Gerbillon wich ihm nie von der Seite, und Mathematik war der Hauptgegenstand seines Studiums.

So verlebte er denn zwei Jahreszeiten in den Steppen, und machte sich mit allen Sachen, welche für ihn etwas Anzügliches und Nützliches hatten, bekannt. Die Richtung seines Verstandes war nicht theoretisch, er wünschte zu wissen, wie die Steppenbewohner lebten, wie man ihren Bedürfnissen am besten zuvorkommen, auf welche Art ihre Anhänglichkeit an China für immer versichert werden könnte, und wie man auf künstliche diplomatische Weise das Volk umstricken möchte, um es ganz dem Willen der Mantschuren zu unterwerfen. Dieß System studirte er fleißig, und legte dadurch den Grund zur künftigen Beherrschung der Mongolen, welche bis auf diesen Tag fortdauert. Wenn man nun bedenkt, daß diese wilden Stämme früher immer mit China im Kriege verwickelt waren, daß weder die

große Mauer noch die zahlreichsten Heere ihre Streifereien verhindern konnten, so muß man wirklich die Klugheit des Kanghi bewundern, welcher durch bloße Politik bewirkte, was den besten physischen Mitteln unmöglich war. Von dem Augenblick an, wo er seinen Einfluß ausübte, beschränkten sich die Horden auf die ihnen angewiesenen Weideplätze. Viehdiebstahl war eine sehr große Seltenheit, und geschah so etwas, so wurde es sogleich bestraft. Die ganze Wüste hindurch herrschte Sicherheit des Lebens und Eigenthums, so daß die Karawanen nach allen Gegenden hin ungestört zogen, und ein reicher Kaufmann mit vielen Gütern, selbst wenn er mit seinen Dienern allein war, nie über Räubereien zu klagen hatte. Wenn man bedenkt, wie ernstlich sich die Türken bemühten um in Arabien etwas Aehnliches zu thun, und wie ungeachtet alles Aufwandes und großer Menschenverluste die Beduinen selbst die Pilgrime nicht schonten, so wird man den chinesischen Kaiser noch mehr bewundern, welcher solches unter sehr nachtheiligen Umständen, auf dreimal so großen Steppen, zur Ausführung brachte.

Dagegen verloren die Mongolen ihre Völkereigenthümlichkeit. Viele ihrer Stämme traten in den Dienst der Mantschuren und wurden als einheimische Soldaten behandelt. Die ausgezeichnetsten ihrer Edeln erhielten Aemter zu Peking und in den Provinzen, und unter ihnen waren selbst berühmte Statthalter. Auch wurden Schulen für die Kinder der Großen errichtet. Den Fürsten gab man kaiserliche Prinzessinnen mit einer kleinen Aussteuer zu Gattinnen, um sich des Volkes zu versichern. Man machte es den Chanen zur Pflicht, jährlich Tribut nach der Hauptstadt zu bringen, und beschenkte sie dann reichlich um ihrer Treue gewiß zu seyn. Dafür aber mußten sie auch dem Kaiser unbedingt Gehorsam leisten; und wagte es Jemand dem Monarchen auch nur im geringsten zu widersprechen, so wurde er sogleich abgesetzt. Am freundlichsten bewies man sich gegen die Lamas, welchen man prächtige Tempel errichtete, große Summen Geldes schenkte und als die Klerisei des Hofes wie große Herren bewirthete. Dafür aber mußten sie die Mongolen im Gewissenszwang halten, und ihnen so große Ehrfurcht vor dem chinesischen Monarchen wie vor dem Dalai Lama einflößen. — Unbemerkt sank das ganze Geschlecht der kriegerischen Mongolen unter ihrem Ein=

fluß; von Jägern wurden sie Schäfer, Sklaven des elenden Aberglaubens, Vasallen China's, zufrieden mit ihrem Loose, und nie mehr lüstern nach den verbotenen Ländern des Südens.

Wir wollen nun im möglichster Kürze das Ende dieses Krieges erzählen. Kanghi hatte die Fürsten Turkestans wider den Kaldan aufgehetzt, und ihnen befohlen ihn lebendig oder todt seinen Händen zu überliefern. Verschiedene dieser Häuptlinge haßten den ehrgeizigen Eroberer, dessen Macht sich über Bochara und Samarkand erstreckte, und der den türkischen Stämmen viele Städte und Ländereien weggenommen hatte. Aber es war nicht so leicht ihn zu tödten; denn er hatte ein bedeutendes Heer und war von allen Stämmen gefürchtet, so daß selbst gedungene Meuchelmörder in seiner Gegenwart zitterten. Die Versprechung reicher Belohnungen hatte daher wenig Einfluß auf die Begs in Turkestan. Ueberdieß war das Ansehen des Kaldan zu Lassa sehr wohl begründet, und der Dalai Lama, das heißt der Gewissensherrscher aller Mongolen, der treue Freund des Intriganten. Allein dieser starb endlich, und Kanghi befahl daß er nicht ohne seine ausdrückliche Erlaubniß wiedergeboren werden sollte. Allein plötzlich erschien ein Knabe, welcher vorgab daß der Geist des Vorgängers in seinem Körper sich aufhalte, und schnell erkannte man ihn als den immer lebenden Buddha an. Der Monarch war jedoch mit dieser Taschenspielerei nicht zufrieden; von dem Augenblick an sprach er sich nicht nur mit großer Härte über die Lamas aus, sondern ließ auch verschiedene, die mit dem Kaldan in Bündniß gestanden hatten, gefangen nehmen. Es wurde dem Kaiser klar daß, ohne die Oberhand in Tibet zu haben, man weder Mongolen noch Kalmüken regieren könne; daher machte er einen ernsten Anfang zur Unterjochung jenes Landes. Mit einer elenden Hierarchie, mit einem schwachen König und einer Nation, welche ganz von Priestern beherrscht wurde, ließ sich dieß sehr leicht thun, und Kanghi fragte nicht, welche Mittel angewandt werden müßten, wenn er nur seinen Zweck erreichte.

Während er mit Jagen und ähnlichen Dingen beschäftigt war, langte endlich die Nachricht an daß der Sohn des Kaldan gefangen genommen wäre. Bald erschien der Knabe auch in seinem Lager, und Kanghi hatte eine sehr lange Unterredung mit ihm, während welcher er sich überzeugte daß der Geist des

Vaters im Knaben herrsche, und daß es ein sehr großes Glück sey seiner habhaft geworden zu seyn. Das Kind aber zeigte nicht die geringste Spur von Furcht, sondern hörte ruhig alle Drohungen an. Als der junge Fürst das Zelt des Monarchen verließ, fielen alle Kalmüken, welche zu den Kaiserlichen übergegangen, auf ihre Kniee, um dem Gefangenen durch Thränen auch im Unglück die gebührende Ehre zu erweisen. Die Truppen der Mantschuren trieben indessen den Kaldan sehr in die Enge. Dieser erfuhr endlich daß alles hier auf Erden Eitelkeit sey und man sich auf nichts mit Sicherheit verlassen könnte. Alle seine Bemühungen, prächtig und glücklich zu leben, waren vergeblich gewesen; getäuscht und ohne bessere Hoffnung als die, welche die Welt den Menschen darbietet, verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Zu dieser gesellte sich eine Krankheit, an deren Folgen der unruhige Häuptling sehr bald starb. Man verbrannte nun seinen Leichnam (1697), und sandte dann einen Bericht von diesem Vorfalle an Kanghi. Es schien ihm beinahe unglaublich daß der Feind endlich diese Erde verlassen habe, allein sobald ihm seine eigenen Kundschafter darüber berichtet, war er vor Freuden außer sich. Da verlangte der Kaiser von Tsiwang Raptan, dem Mitregenten des Kaldan wie wir vermuthen, ihm die von der Brandstätte übrig gebliebenen Gebeine zu übersenden und zugleich auch die Tochter des Feindes zu überliefern; denn der Hof wollte, wie es bei Wusankuei der Fall war, die Knochen zu Pulver gerieben, nach allen vier Winden gestreut und die beiden Kinder sowohl als die Officiere im Angesichte der ganzen Armee hinrichten. Raptan antwortete auf diesen Antrag frei und edel daß er mit den Gebeinen des Todten keinen Krieg führe, und nie die Kinder der Gebrechen der Väter wegen bestrafen, noch das schöne Geschlecht der Rache der Feinde aufopfern wollte. — Diese Antwort mißfiel dem Kaiser; er beängstigte daher Raptan so gewaltig daß dieser ganz gegen seine Grundsätze sich genöthigt fand, die Ueberreste des Kaldan sowohl als die Prinzessin nach Peking zu senden. Zwei Jahre waren aber schon verflossen; der Haß des Kanghi war mit der Zeit erloschen; das Alter erinnerte ihn an seine Schwäche; er vergab dem Feinde, und anstatt den Prinzen und seine Schwester in Stücke zu zerhauen, verheirathete er beide, und sie lebten lange in Treue und Ehren am Hofe.

Diese gütige Behandlung macht dem Autokraten viel größere Ehre, als wenn er seine Rache durch Blut gesättigt hätte. Die Kalmüken waren nun des Krieges müde; Raptan hielt sich noch lange, allein ein Theil des jetzigen Sungarien kam schon damals unter chinesische Botmäßigkeit und die Kalmüken verloren beinahe ihren ganzen Einfluß im mittleren Asien. Sie waren fanatische Verehrer der Lamas, daher natürliche Feinde der Muhammedaner. Als Schutzherren Tibets und Vertheidiger Lassa's und seiner vielen Tempel betrachteten sie sich als die Häupter aller Schamanen, und verlangten auch die Unterwerfung, zu welcher ihr hoher Stand sie berechtigte. Aus diesem Standpunkt betrachtete sie der scharfsinnige Kanghi, daher gründete er eine unumschränkte Macht in Tibet, legte einen Beschlag auf das lebendige Denkmal des Aberglaubens zu Lassa, und zernichtete dergestalt das Ansehen seiner Feinde.

Nach einer so ruhmwürdigen Regierung, wo so viele glänzende Thaten von den Händen des Oberherrn selbst verrichtet wurden, glaubte man daß Kanghi den Gipfel menschlichen Glückes erreicht habe. Allein während er selbst sich seiner Siege freute, machte ihm das Betragen des Erbprinzen die größte Sorge. Dieser hatte in seinem ältern Bruder einen sehr entschiedenen Gegner gefunden, welcher nichts unterließ um ihn anzuschwärzen, damit er selbst den Thron einst besitzen möchte. Kanghi hatte schon eine geraume Zeit die Regierung verwaltet, und der Kronprinz war vielleicht lüstern nach dem Besitz unumschränkter Macht, welche er schon verschiedenemale während der Abwesenheit des Vaters in den Steppen verwaltet. Ausdrücke der Ungeduld daß er so lange warten sollte, waren dem unbedachtsamen Jünglinge vielleicht entschlüpft. Dabei hatte er auch wie die meisten Fürsten einen Wahrsager in seinem Dienst, welcher ihn versicherte daß er nie das Scepter führen würde, wenn er nicht an einem gewissen Tage die Krönung erhalten könnte. Nun wurde flugs eine Bildsäule mit vielen abergläubischen Ceremonien in der Mantschurei begraben, um dadurch, wie man meinte, das Leben des Kanghi zu verkürzen. — Dieß waren die Anklagen, welche der Bruder vorbrachte. Man untersuchte sehr viel, konnte aber nichts beweisen. Der Thronerbe war unterdessen aller seiner Ehren entsetzt worden und wurde als ein

gemeiner Gefangener behandelt. Sein Zauberer wurde in Stücke zerhauen, und alle Anhänger sehr hart und ungerecht bestraft. Die Partei des Gegners triumphirte, und schon machten sich seine Creaturen große Hoffnungen auf die Aemter, welche sie ohne Zweifel erhalten würden, als Gefühle der Zärtlichkeit plötzlich in der Brust des Monarchen erwachten. Er hatte seinen Sohn innig geliebt und ihn deßhalb zum Nachfolger ernannt. Bei genauer Durchsicht der Beschuldigungen war es erwiesen daß das meiste das Werk des Argwohns sey, daß Eifersucht die Vergehen erdichtet, und daß der Ungehorsam, welchen man dem Prinzen zur Last legte, noch sehr zweifelhaft sey. Er rief daher seine Minister vor sich, welche zur Absetzung des Erbprinzen das meiste beigetragen. Freudig sprach er sich über seine Unschuld aus, und wünschte daß seine Diener ihr voriges Urtheil widerrufen und auf Wiedereinsetzung des geliebten Kindes antragen möchten. Dieß erfolgte jedoch nicht; die Minister blieben stumm, beharrten auf ihren früheren Erklärungen und wurden daher abgesetzt, während der Verleumder seines Bruders mit lebenslänglicher Gefangenschaft bestraft wurde. Aber der unschuldige Jüngling genoß nicht lange die Ehre das väterliche Vertrauen zu besitzen; ohne daß man die Ursache angeben konnte, wurde er wieder zum gemeinen Range eines Prinzen erniedrigt, und sank sehr bald in Vergessenheit, aus der er auch nie mehr hervorgezogen wurde, bis er endlich das Blutgerüst bestieg. — Auf Kanghi's Gemüth lastete tiefe Schwermuth; er konnte die Familienscenen nicht vergessen, und plagte sich mit traurigen Gedanken so viel daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Endlich verfiel er in eine sehr schwere Krankheit. Ein Minister, welcher das Wohl des Landes sich sehr zu Herzen nahm, sandte seinen Sohn hin, um den Kaiser zur Ernennung eines Thronerben zu bewegen. Kanghi nahm den Vorschlag sehr übel auf, denn der Tod war ihm schrecklich und daran selbst indirect erinnert zu werden fiel ihm sehr schwer. Er vergab jedoch dem jungen Mann, welcher ihm das Papier überreichte, weil er den Befehl des Vaters ausgeführt hatte; der Minister büßte aber sein Leben ein. So wurde der Becher der Freude getrübt, und Kanghi erkannte daß alles eitel Tand und Täuschung hier auf Erden sey.

Ungleich allen Vorgängern, hatte Kanghi zu wiederholtenmalen die Provinzen des Südens besucht. Dieß waren nicht Reisen zum bloßen Vergnügen, sondern mit sehr vielem Geschäftseifer gepaart. Kanghi untersuchte alles, sprach mit den gemeinsten Leuten, ließ alle Mandarine vor sich kommen, und fragte sie einzeln über ihre Verwaltung. Dabei verrieth er oft sehr viel Witz, brachte die Tyrannen in große Verlegenheit, sprach mit außerordentlicher Fertigkeit über alle Gegenstände der Verwaltung, und nahm von Jedermann Bittschriften an. Das Volk ehrte daher den mächtigen, herablassenden Monarchen. Denkmäler seiner Güte hinterließ er auch zuweilen. Auf der Goldinsel im Jangtse, wohin er überfuhr, und wo er sich eine Zeitlang aufhielt, verschönerte er den Tempel, welcher ganz romantisch aussieht, und errichtete eine Bibliothek, die an Pracht und Schönheit in ganz China nicht ihres Gleichen hat. Dieß geschah nur, um den Buddhisten zu gefallen. Allein als er in Tschuekiang sich befand und von der christlichen Kirche in der Hauptstadt hörte, gab er eine ansehnliche Summe Geldes her, und bat um die Gebete der Gemeinde. Der Priester selbst begleitete in einem Boote den Fürsten, welcher ihn sehr liebreich empfing, aber wegen Altersschwäche sehr bald nach seiner Wohnung zurückkehrte. In seinem ganzen Betragen zeigte er den Weltmann, dessen Absicht es war, alle Herzen zu bezaubern und den Ruhm zu haben daß er sich auch um den geringsten seiner Unterthanen bekümmere. Einst kam ein Bauer zu ihm und fragte: wo ist der Kaiser? Das bin ich, antwortete er; nun sagte der Landmann, laß mich dich recht angucken, denn ich habe in meinem ganzen Leben noch nie einen solchen Menschen gesehen.— Es war des Fürsten Wunsch, zu vielen Anekdoten Anlaß zu geben; die folgende ist vielleicht nicht ganz wahr. Kanghi hatte gehört daß in Nanking ein sehr reicher Mandarin sey und wünschte, sein großes Vermögen um etwas zu verringern. Er rief ihn daher zu sich und bat ihn, sein Pferd beim Zügel zu nehmen und ihn in den in der Nachbarschaft gelegenen Parken und Hainen herumzuführen. Der Officier that dieß sehr gern und erhielt zur Belohnung eine Unze Silber. Nachdem er diese zu sich gesteckt, sagte der Kaiser, nun muß ich dir denselben Dienst erweisen. Erschrocken rief der Mandarin aus: wie kann

dieß seyn? und warf sich dem Monarchen zu Füßen. Dieß half aber nichts, und so nahm Kanghi den Zügel, neben ihm herreitend, und zeigte ihm alle die Merkwürdigkeiten der Umgegend. Stumm und ehrfurchtsvoll hörte der Mandarin das Gespräch an, und beide langten bald darauf an der Stelle an, von wo aus sie weggegangen waren. Da sprach der Kaiser: ich gebe dir eine Unze für den Dienst welchen du mir geleistet hast; nun bin ich aber 20,000mal größer als du, und daher hoffe ich, daß meine Belohnung meinem Range angemessen sey. Zaudern half nichts; der reiche Beamte sträubte sich zwar, allein die 20,000 Unzen wurden dennoch ehrlich bezahlt.

Kanghi besuchte dort das Grabmal des Hongwu, welchen er unter allen Kaisern am meisten bewunderte. Das Grabmal ließ er verschönern und schrieb eine herrliche Lobrede, welche man bis auf diesen Tag aufbehalten hat. Er erkannte die Würde des großen Stifters der Ming-Dynastie und spiegelte sich in seinem Leben; daher war sein Gefühl lebhaft, sein Ausdruck erhaben, als er vor den Gebeinen des erhabenen Fürsten niederkniete, um nach chinesischer Sitte sein Herz dort ungestört auszuschütten. Selbst wenn man noch jetzt die langen Hallen jenes Mausoleums durchwandelt, und dort die Inschrift liest, kann man nicht ungerührt bleiben bei den originellen Lobeserhebungen, welche ein Held dem andern mit Wahrheit zollt.

Als Kanghi älter wurde, gab er diese Reisen auf; denn er sagte daß es seinen Unterthanen zu viel kostete, ihn mit seinem großen Gefolge zu empfangen. Er hatte aber einen Entschluß gefaßt, welchen er auch sehr bald vollführte. Er selbst war durch Hülfe der Missionäre äußerst wohl in der Mathematik unterwiesen worden, und verstand sehr gut seine Quadranten zu gebrauchen. Wenn er nun die Breite und Länge eines Ortes bestimmen konnte, freute er sich wie ein Kind, und machte das Ergebniß seiner Arbeiten sogleich bekannt. Dieß brachte ihn dann auf den Gedanken, eine Messung seines ganzen ausgedehnten Landes anzufangen. Er berathschlagte sich darüber mit den Missionären; diese waren nur zu bereitwillig ihm allen möglichen Dienst zu erweisen. So wurde denn dieses große und prächtige Werk 1708 begonnen und im Jahre 1715 beendigt. Wenn man bedenkt mit welchen Schwierigkeiten diese Missionäre zu kämpfen

hatten, wie ihnen überall Bigotterie den Weg versperrte, wie die Chinesen mit äußerstem Argwohn auf ihre Arbeiten hinsahen, so kann man nicht genug ihren Fleiß bewundern, welcher in sieben Jahren das größte Werk dieser Art vollendete, das je von Sterblichen unternommen wurde. Noch jetzt kennt man die Karten nicht allein von China, sondern gleichfalls von der Mongolei, der Mantschurei und Kokonor, welche ungeachtet der mangelhaften Instrumente bis auf den heutigen Tag die Bewunderung der größten Mathematiker wegen ihrer Genauigkeit erregen. Diese Arbeiten jedoch als wahr anzuerkennen, obgleich sie bedeutend von den einmal angenommenen Ideen der Alten abweichen, kann man wirklich Seelengröße des Kaisers nennen; ja Kanghi gestand seine eigenen Mißbegriffe, welche er rücksichtlich verschiedener Punkte der Erdbeschreibung lange genährt hätte.

Die letzten Tage des Monarchen flossen in Ruhe dahin; er selbst haßte das Getümmel des Hofes und Lagers, und sehnte sich mehr und mehr nach Frieden. Die Kaiserin-Mutter hatte er mit sehr großen Ehrenbezeugungen begraben lassen, und das Zeugniß einiger Europäer welche dabei zugegen waren, bewährt die unglaubliche Pracht und den ungeheuren Aufwand. Im Jahre 1721 feierte Kanghi das 60ste Jahr seiner Regierung; im folgenden Herbste ging der rüstige Greis noch auf die Jagd. Er hatte sich einige Tage recht belustigt, als ein kalter Nordwind unerwartet auf ihn blies und das Blut in seinen Adern erstarren machte. Man gebrauchte alle möglichen Mittel es wieder in Bewegung zu bringen; alles war vergebens, die eisige Hand des Todes hatte den Greis erfaßt; er gab sehr bald seinen Geist auf.

Kanghi war in seinem Aeußern von männlicher Schönheit ganz entblößt. Seine Augen waren klein, seine Nase platt, um den Mund spielte Gutmüthigkeit, das Gesicht jedoch war durch Pockennarben verunstaltet. In seiner Kleidung war er gewöhnlich sehr einfach, an festlichen Tagen aber verschwenderisch. Dem Weine sehr ergeben, ließ er die süßschmeckendsten und berauschendsten aus Europa kommen; war er betrunken, so wurde er wüthend; im gemeinen Leben zeigte er jedoch die größte Mäßigkeit, und war mit sehr wenigem schon zufrieden. Einfach war sein Bett, welches aus bloßen Fellen bestand; die Stube

welche er bewohnte, zeigte keine Pracht, sondern war nur mit Teppichen belegt und ohne Hausrath; dort fand man den Kaiser stundenlang mit niedergeschlagenen Beinen anf einem niedrigen Schemel sitzen. Dagegen enthielten seine Prachtzimmer alles was Kunst hervorbringen und Gold verschaffen konnte. Er hatte die reichste Sammlung von Uhren und den kostspieligsten Kunstwerken, einen ungeheuren Vorrath von Porcellan aller Art, dabei sehr schöne Gemälde, Seidenzeuge ohne Zahl, Kleidungsstücke die er nicht in einem Jahrtausend hätte alle tragen können, und Kostbarkeiten, wie sie nur der Hof zu Peking darbieten kann. Sein Harem war mit den berühmtesten Schönen seiner Zeit angefüllt, und so oft er nach Jehol ging, weihte er ihnen den ganzen Tag ohne Unterbrechung. Da lebte er mit den Weibern als ein zweiter Sardanapal, spielte und schäkerte mit ihnen, fuhr auf einem kleinen Boote umher, wo sie dann ruderten, und war immer in ihrer Umgebung. Vater Ripa, welcher ihn sehr oft dorthin begleitete, beobachtete die entnervende Lebensweise, und wunderte sich, wie ein Mann wie Kanghi so etwas ertragen könnte. Aber kaum hatte er seine Weiber reichlich beschenkt und den ganzen Harem mit Frohsinn umhüllt, als seine Manneskraft wieder plötzlich hervorbrach. Man sah dann Kanghi Morgens sehr früh das Pferd besteigen, denn er war ein vortrefflicher Reiter. Schnell eilte er auf die Jagd und Jeder der ihn erblickte, glaubte einen Nimrod vor sich zu sehen, der weiter nichts verstand als Thiere zu erschießen. Auf einmal wurde das Zelt aufgeschlagen, man sah ihn umringt von Ministern und Generälen, er war ganz in Staatsgeschäften versunken, hatte durchaus keinen Sinn für etwas Anderes, und schien nur zum Regieren geboren zu seyn. Die Herren verließen ihn, und schnell kamen zwei oder drei Missionäre an ihre Stelle. Kanghi fing nun zu studiren an, als ob er ein Schulknabe wäre, lernte die mathematischen Wissenschaften gründlich, ließ sich eine Beschreibung der neuesten Erfindungen geben, sprach dann über Philosophie und zuweilen auch über Religion, wandte sich an seine Lehrer, um ihm Aufschlüsse über verschiedene Zweifel und Schwierigkeiten zu geben, ersuchte sie so viel als möglich Wissenswerthes entweder ins Chinesische oder Mantschurische zu übersetzen, und verabschiedete dann die Missionäre, welche wie ein

Schatten ihm folgten, voll Bewunderung über seine große Lern-begierde. Dann sah man ihn unerwartet unter den chinesischen Doctoren. Er hörte ihren Vorlesungen zu, besprach sich über die Literatur und Geschichte, welche er gründlich erlernt hatte, legte ihnen verfängliche Fragen vor, und zeigte sich oft unwissend um ihren Geist zu wecken. Einst war eine bedeutende Anzahl Gelehrter zum Doctorate befördert worden. Dieß ist in China eine sehr hohe Würde. Kanghi wunderte sich darüber, examinirte sie selbst, fand in ihnen bloße Pedanten ohne Geist und setzte sie wieder ab. Damit aber nicht zufrieden, lieferte er selbst die Beweise von der Richtigkeit seiner Ansichten, welche seine Gründlichkeit sehr wohl beurkundeten. Wenn man ihn in der Akademie sah, so war er ein vollkommener Stubengelehrter. Allein plötzlich traf man ihn unter den Musikanten an; er hatte einige sehr gute Meister aus Europa kommen lassen. Da war er ganz Ohr und versuchte selbst auf den Saiten-Instrumenten seine Kunst zu zeigen, worin er es aber nicht weit brachte. Die Holländer hatten einst einen Jüngling aus Java nach der Hauptstadt gebracht, dieser Jüngling spielte mit vorzüglicher Anmuth. Stundenlang hörte ihm Kanghi zu; es war als ob er vergessen hätte Kaiser zu seyn, und nur die süßen Töne der Schalmei mit Hirtenliebe lernen wollte. — Denselben Mann sah man vielleicht noch an demselben Tage beschäftigt, um ein großes Wörterbuch für die Mantschuren zusammenzutragen, die Alten über die Bedeutung von Wörtern zu befragen, und die Uebersetzung der vorzüglichsten chinesischen Werke anzuordnen. Dabei ließ er es weder an Kosten noch an Mühe fehlen; denn er wollte seiner Nation eine Literatur geben, welche sie noch nie besessen. Freilich schrieb man dieß seiner Vor-liebe für die Tataren zu, allein dieser Monarch that mehr für die chinesische Sprache als irgend einer seiner Vorgänger. Er hatte ein großes Wörterbuch verfertigen lassen, welches bis zu diesem Augenblick der größte nationale Schatz dieser Art ist. Sehr zahlreich sind die Ausgaben der vorzüglichsten Werke der Sprache, die er alle mit ausführlichen Commentaren versehen ließ. Er sammelte die Quintessenz der chinesischen Literatur, errichtete eine große Bibliothek wie man sie noch nie zu Peking gesehen, schrieb selbst, obgleich nicht unter seinem eigenen Namen, und gab eine Menge Predigten heraus, welche noch jetzt Muster des

Styles und der Beredsamkeit sind. Diese aber trug er selbst in der Versammlung seiner Großen vor und ließ sie drucken. Für das Volk schrieb er Lebensregeln, bekannt unter dem Namen heiliges Edict, welche noch jetzt der Menge mit den Zusätzen seines Nachfolgers vorgelesen werden. Unsere größten Gelehrten haben wohl schwerlich mehr für ihre Sprache gethan, als Kanghi fürs Chinesische und Mantschurische. Allein diese Arbeiten waren sehr unbedeutend in Vergleich mit den statistischen Werken welche er zur Vollkommenheit brachte. Es gab keinen Zweig der Verwaltung, in welchem er nicht durchaus bewandert war, und worüber nicht die besten Aufsätze herausgegeben wurden. Die geschichtlichen und geographischen Bücher sind einzig in ihrer Art, wie sie China noch nie gesehen. Ueber die Messung des Landes und die Karten haben wir schon gesprochen, diese allein können uns von der Größe des Genies überzeugen, welches an der Spitze der Verwaltung stand. — Man fragt nun: wer weckte diesen Geist? oder war es angeborner Trieb, welcher so außerordentliche Geistesproducte hervorbrachte? Und hier müssen wir bemerken, daß kein chinesischer Monarch Europäer so schätzte und so beständig mit ihnen umging als Kanghi; daß Leute welche Talente erster Art besaßen, seine gewöhnlichen Gefährten waren; daß diese die großen Eigenschaften des Beschützers hervorriefen und lenkten. Kanghi, wie mancher seiner Vorfahren, würde sich in den Spitzfindigkeiten der chinesischen Metaphysik verloren haben, denn er hielt sehr viel auf den Iking, das außerordentlichste Buch, das je Philosophie hervorgebracht, hätten die Missionäre ihm nicht etwas Höheres zur Betrachtung gegeben.

Wie hoch auch immer der Kaiser das Vortreffliche in den Wissenschaften des Westens ehrte wie sehr er auch das Streben der Gelehrten pries, wie zahlreich auch die Sammlungen von Kunstsachen, wie geschäftig er auch war Talente an sich zu ziehen, so that er dieß doch nur seinetwegen, nicht für das Volk, ja nicht einmal für den Hof. Während er Tag und Nacht studirte, blieben seine Diener unwissend, gafften die Vorzüge des Meisters an, priesen sie als etwas ungewöhnliches, und behielten ihre Vorurtheile gegen fremdes Wissen bei. Nur ein Mann in dem ganzen Reiche würdigte die Vorzüge des Occidents; mit seinem Tode war auch jedes edle Streben erstickt und dieselbe Finsterniß

schwebte über der Nation. Wie ganz anders war Peter, der Zeitgenosse des Kanghi, und wie wohlthätig die Folgen seiner großen Unternehmungen. Dennoch muß man gestehen, daß man in der ganzen chinesischen Geschichte kaum einen Fürsten antrifft, welcher dem Kanghi gleichkommt. Bei seiner Thronbesteigung war er mit größern Gefahren als selbst Karl XII. umringt. Unter einem Schwachkopfe würde das neu errichtete Gebäude der Mantschuren zusammengestürzt seyn, und das große China einen andern Einfall der Barbaren des Nordens zu erleiden gehabt haben. Mit Recht nennt man daher diesen Fürsten den Begründer der mantschurischen Macht, den eigentlichen Stifter der Regierung, denn er war es, welcher der Verfassung Form gab. Kanghi's kriegerisches Talent war bedeutend; an der Spitze seines Heeres schien er die Toga abgelegt zu haben, um die Rüstung mit größerer Würde zu tragen. Er ahmte den Soldaten in allem nach, ertrug die Beschwerden des Feldzuges wie der gemeinste Troßbube, und enthielt sich selbst der Speise und des Trankes, wenn er das Heer an Mangel leiden sah. Ein ungeschickter Heerführer würde die Armee wahrscheinlich in den Steppen verloren haben; Kanghi sah freilich das Uebel zu spät, verbesserte jedoch seinen Fehler durch einen schnellen Rückzug, denn sonst würde es seinen Kriegern wie den Franzosen in Rußland ergangen seyn. Sein eigener Charakter war ein Gemisch von tatarischer Wildheit und Grausamkeit, von Milde und Herablassung, von Härte, Entsagung, Wollust und Trinklust. Er besaß große und herrliche Eigenschaften, zeigte aber auch häßliche Laster wie man sie nur bei den unvollkommensten Menschen finden kann. Wenn man sich aber darüber wundert, so denke man nur an Peter und andere große Regenten Europa's welche ähnliche Blößen bei all ihrer Geistesstärke verriethen. Kanghi bekümmerte sich sehr wenig um das Jenseits, hörte ruhig an, wie die Priester den Katholicismus ihm auslegten, sah mit Mitleiden auf die Schamanen herab, bekannte sich jedoch eigentlich zu keiner Religion, denn er lebte nur für diese Welt, und obgleich an Unsterblichkeit der Seele glaubend, hielt er es nicht der Mühe werth etwas zu ihrem ewigen Glücke beizutragen. Wie viele Weltkinder, war er oft sehr streng in der Beobachtung der Ceremonien, brachte dem Himmel seine Opfer dar, kniete vor

den Götzen nieder, und erschien in heidnischen Processionen wie es die Etikette verlangte. Während der letzten Jahre seines Lebens erhielten die Weiber, welche seiner im Alter pflegten, einen großen Einfluß über ihn. Daher suchten sie ihn mit den Lamas in Verbindung zu bringen, um sich durch ihre Seelenwanderung zu trösten; denn dadurch, versicherten sie ihn, würde er sein Leben noch auf Erden verlängern. Ob Kanghi ihnen Gehör gab oder ohne Religion aus diesem Leben schied, können wir nicht bestimmen. In jener Welt werden wir Aufschlüsse über viele Räthsel erhalten, welche hier immer unerklärbar bleiben müssen.

Die Jesuiten, wie wir schon oft erwähnt, hatten sehr großen Einfluß am Hofe unter der Regierung des Schuntschi erhalten. Es waren würdige Männer, welche die höchsten Stellen bekleideten, und zu Adam Schall, welcher alt und wohl betagt war, gesellte sich nun noch Verbiest, ein ausgezeichneter Mann ohne die Einfalt seines Vorgängers. Natürlich machte die große Ehre welche sie genossen, ihnen sehr viele Feinde, und als der Kaiser seine Augen geschlossen, durften diese öffentlich hervortreten. Sie klagten daher die Jesuiten und im allgemeinen die Katholiken an, daß sie Ideen hegten welche den Ruin des Reiches herbeiführen müßten, ihre Kirchen in Festungen verwandelten und überdieß einen Staat unter sich selbst bildeten. Die Anklagen wurden sehr bald als wahr betrachtet; Adam Schall, Präsident des astrologisch-astronomischen Bureau, wurde sogleich ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt. Das Papstthum wurde unter sehr schweren Strafen im ganzen Reiche verboten, und eine entsetzliche Verfolgung fand statt. Spott und Hohn wurde auf die Priester gehäuft und die empfindlichsten Strafen über sie ausgesprochen. Viele litten geduldig als christliche Martyrer und ertrugen den Spott um des Kreuzes willen. Nachher wurden alle Lehrer nach Peking geführt um dort verurtheilt zu werden. Schall war erst zum Strange verdammt worden; nachher dachten aber die Regenten, daß diese Strafe für einen solchen Erzverführer zu gering sey; daher verurtheilte man ihn in Stücke zerhauen zu werden, die fürchterlichste Todesstrafe welche man in China kennt; denn ein Glied nach dem andern wird dem Verbrecher langsam abgeschnitten. Aber als die Regenten diesen Ausspruch bestätigen wollten, fühlte man ein Erdbeben,

und so standen sie von diesem Vorhaben ab. Die übrigen Missionäre wurden indessen nach Canton entlassen, mit dem scharfen Verbote, nie wieder zurückzukehren; während Schall nach wie vor im Gefängnisse blieb. Da fragten die Regenten die Kaiserin-Mutter, ob sie auf die Verurtheilung des Greises ihr Siegel drücken wollte; sie antwortete, daß dieß nie geschehen könnte, da er ihrem Gemahl solche außerordentliche Dienste geleistet. Diese Erklärung rettete dem alten Manne das Leben.

Ein portugiesischer Priester, Semedo, welcher von seinen Leiden in China eine Erzählung gab, rührte dadurch das Herz der Studenten zu Coimbra in solchem Grade, daß viele mit ihrem Blute ihre Namen unterschrieben um den Chinesen in der Zukunft zu predigen. Die Folge dieser grausamen Behandlung war daher daß eine größere Anzahl von Missionären aus allen Ländern herbeiströmte.

Schon als Knabe richtete Kanghi seinen Blick auf die Europäer; aber er fand noch nicht die Gelegenheit mit ihnen näher bekannt zu werden. Endlich gab ihm der neue Präsident des mathematischen Tribunals, ein bitterer Feind der Christen, dazu Gelegenheit. Dieser Mann hatte schon lange gesucht seine Weisheit in den Wissenschaften des chinesischen Alterthums darzuthun, und machte daher den Vorschlag die Astronomie wieder auf den alten Fuß zu setzen. Dazu verstanden sich denn die Behörden der Hauptstadt sehr willig, denn man konnte nichts Besseres thun als den Alten folgen, und so fiel ihr Beschluß günstig aus. Kanghi las ihre Bemerkungen, ohne auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln daß, was sie sagten, ein bloßes Geschwätz sey; daher rief er den Präsidenten und Verbiest vor sich. Der letztere hatte Schalls Stelle eingenommen, welcher vor Elend und Alter gestorben war. In Gegenwart aller seiner Räthe ließ der junge Kaiser nun beide die Länge des Schattens am Mittage bestimmen, was der Chinese nicht thun konnte, und der Deutsche sehr richtig bestimmte. Dann ließ er beide die Berechnungen von Eklipsen machen, in welchen sich der Vorsteher sehr unbehülflich zeigte, während der Missionär mit der größten Leichtigkeit eine klare Darstellung den Räthen vorlegte. Kanghi schwieg eine Zeitlang, damit die letzteren alles gründlich untersuchen möchten, dann sprach er: „Meine Herren!

ihr seht nun selbst, daß ihr in eurem Urtheile geirrt habt, und daß dieser Jangtsienkoang ein Betrüger ist." Er wurde nun als als ein Schurke vom Gerichte zum Tode verurtheilt, eine Strafe, die Kanghi zur Einziehung der Güter und lebenslänglicher Verbannung milderte, und Verbiest wurde ungeachtet der bigotten Großen Präsident des astronomischen Tribunals (1669). Von diesem Augenblick an studirte der Kaiser die Wissenschaften des Westens; Verbiest war sein erster Lehrer; er erlernte Geometrie und Astronomie und führte seine Studien bis zum letzten Tage seines Lebens durch.

Verbiest war gerade der Mann, welcher der chinesischen Verschmitztheit gefiel. Im Aeußern war er sehr ernst, trug zur Tödtung des Fleisches ein härenes Wams auf dem bloßen Leibe, aß sehr wenig, und war Tag und Nacht zum Dienste des kaiserlichen Jünglings bereit. Einstmals mußte er eine Menge Kanonen gießen, was er von Grund aus verstand. Die Chinesen sind gewohnt, den Feldstücken Namen zu geben, und verbinden mit der Einweihung viele abergläubische Gebräuche. Verbiest wollte ihnen in dieser Hinsicht nicht nachgeben, sondern holte Crucifix und Kerzen, warf sich zur Erde nieder und machte seine Verbeugungen, während er den Feuerschlünden Namen von Heiligen beilegte und die Chinesen glauben machte, daß er ihre gewöhnlichen Ceremonien verrichtet habe. Mit diesem Geniestreich rühmte er sich, und man kann aus dieser einzigen Handlung den Mann kennen lernen. Mit seiner Erhebung hörte die Verfolgung der Christen auf; selbst Schall wurde wieder in seine frühern Ehrenstellen im Hades wieder eingesetzt und den Missionären der Zutritt in das Reich verstattet.

Verbiest war eine lange Zeit des Kaisers Schatten, sein Lehrer, sein Rathgeber, sein Gefährte, in dessen Umgange der Monarch sich wirklich glücklich fühlte. Sein Unterricht gedieh dahin, daß er selbst ein Werk über Mathematik schreiben konnte, in welcher er seine Kinder unterrichtete. Der Ruhm des Missionärs, der Leiter des weisesten Monarchen zu seyn, war natürlich sehr groß, und er wurde selbst von stolzen und sich selbst genügenden Mandarinen als ein Orakel befragt. Dabei vergaß er aber nie seinen Beruf; und während er in wülstiger Mandarinenkleidung einherschritt, trug er eine Kette um seineu Leib, weil er

diese als das wahre Ordenszeichen eines Streiters Christi betrachtete. Sein Kanonengießen hatte seinen Ruf noch vermehrt, denn durch Hülfe dieser Arbeit ward ja bewirkt, daß Kanghi die Soldaten des Wusankuei schlug und sie aus dem nördlichen China heraustrieb. In der Folge machte er auch trefflichen Gebrauch von Mörsern und schweren Stücken, die zur Eroberung fester Plätze sehr viel beitrugen. Die Chinesen glaubten sich schon verloren, als sie hörten daß der Kaiser mit solchen geschickten Männern im Bunde stehe, welche das Feuer aus tausend Schlünden sprühen konnten. Dennoch umgab Kanghi den Priester mit Spionen, aus bloßem Mißtrauen, und schickte selbst einen tatarischen Jüngling nach dem Hause der Missionäre um alles auszuforschen. Da dieser nun mit Stockschlägen bedroht worden, und dennoch nichts Böses von den Europäern sagen wollte, gab der Kaiser endlich zu, daß sie unsträflich in ihrem Wandel seyen. Verbiest war jedoch mit so unzähligen Arbeiten beschäftigt, daß er nie Muße fand sich eitlem Tand hinzugeben. Dem Kaiser nöthigte er das Bekenntniß ab, daß es einen Gott gebe, und daß alle heidnischen Religionen Lügen wären. Unter den Prinzen bekehrte er einige, dem Hofe aber flößte er Ehrfurcht vor dem Papstthum ein. Er arbeitete ohne Unterlaß, fastete und kasteite sich, und brachte sich dergestalt sehr bald aufs Siechbett. Nach einem langen nutzreichen Leben erlag sein Körper der Erschöpfung, und der graue Tod nahte auch ihm. Da schrieb er noch an seinen Gebieter, daß er nach China gekommen sey, einzig und allein der Religion wegen, um aus dem größten Monarchen der Erde ihren Beschützer zu machen. Des Kaisers Schwiegervater kam selbst zum Sarge hin, um die Lobeserhebung des Kanghi dort auszusprechen, und Mandarine gingen zur Bahre um die unter den Chinesen abgöttische Verehrung der Leiche zu erzeigen. Der Leichenzug war großartig; in der Procession wechselte das Crucifix, das Bildniß der Jungfrau, mit dem Gemälde des Michael und der kaiserlichen Inschrift der Lobeserhebungen seines Lehrers ab. Am Grabe verrichteten Officiere dieselben abergläubischen Ceremonien, welche man den abgeschiedenen Geistern darbringt. Ein prächtiges Grabmal wurde auf Kosten des Kaisers errichtet, der sehr betroffen war über den Tod des Verstorbenen und beständig Fragen über den Zustand

der Abgeschiedenen in jener Welt an die Missionäre richtete. Verbiest's Voreltern wurden im Hades zu Ehrenstellen erhoben, und er selbst erhielt einen Namen in der chinesischen Geschichte. Dieß war einer der Helden des Papstthums, groß in mancher Hinsicht, sehr klein in anderer, tüchtig und thätig und alles erduldend, um dem Papste Menschen, der Maria Anbeter zu gewinnen; für diese Zwecke wünschte er oft den Märtyrer-Tod zu sterben.

Bisher hatten sehr wenige französische Jesuiten ihren Weg nach China gefunden. Der Minister Louvois, welcher den Ruhm seines Königs verbreiten und dabei den Einfluß Frankreichs ausdehnen wollte, faßte den Entschluß, sieben vortreffliche Mathematiker dieses Ordens nach China zu senden. Diese gingen erst nach Siam, wo der König ihnen eine stattliche Summe anwies, und kamen endlich in einer chinesischen Junke zu Ningpo an. Dort mußten sie freilich sich verstecken; sobald aber der Kaiser von ihrer Ankunft gehört, ließ er sie zu sich kommen, und zwei derselben, Gerbillon und Bouret, ersetzten die Stelle des Verstorbenen, und waren vielleicht dem Fürsten als Gefährten viel lieber, als der strenge und ernste Verbiest. Mit ihnen unternahm er eine Reise nach der Mantschurei, wo Regen und Unwetter sie oft in die größte Noth versetzte. Oft nach einer sehr mühsamen Tagreise rief der Kaiser sie zu sich, um ihm in der stillen Nacht die Namen der Gestirne zu erklären und etwas über den Bau des Weltalls zu sagen. Am Hofe selbst waren die Arbeiten welche sie zu besorgen hatten, äußerst ermüdend, und ihnen wurde oft Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt. Es war eine Ehre, im Dienste des Kaisers zu seyn, seinen Winken zu gehorchen, zu dulden und zu schweigen, um seine Gunst beizubehalten. Bouret wurde nachher mit einer Sendung nach Frankreich beehrt, der ersten, welche je von einem chinesischen Kaiser nach Europa abgefertigt worden war; Gerbillon war einer der Unterhändler, welcher den Frieden mit Rußland zu Stande brachte. Der Erstere kehrte mit reichen Geschenken für die Kirche sowohl als Kanghi von Ludwig **XIV.** zurück, und die besten Instrumente jener Zeit, so schön wie sie ein Pariser machen konnte, wurden in der Sternwarte zu Peking aufgestellt. Dabei befleißigten sich die Jesuiten herrliche Kirchen aufzurichten, und die zu Peking innerhalb des Palastes war von vorzüglich schöner Bauart, durch einen

italienischen Architekten errichtet und von zwei vorzüglichen Malern verziert. Natürlich bewunderten die Chinesen und noch mehr die Mantschuren den Tempel der Fremden, wo in den anziehendsten Gestalten die Heiligen prangten. Dabei hatte Kanghi selbst eine Inschrift verfaßt, welche die Eigenschaften des höchsten Wesens darlegte. Die Pracht, wodurch man die Herzen der Heiden für den Himmel zu gewinnen suchte, erweckte aber sehr großen Neid und die Mandarine beklagten sich darüber. Der Kaiser dagegen nahm seine Lehrer in Schutz, und so blieben die Sticheleien der Uebelgesinnten ohne Erfolg. Um ihnen mehr Einfluß zu verschaffen, sandte er selbst die Missionäre um Reis zu vertheilen, und dadurch den verhungerten Landleuten das Leben zu fristen. Ueberall wo der Fürst ihnen eine Wohlthat erweisen konnte, that er dieß mit sehr großer Bereitwilligkeit, um der Welt zu zeigen wie großes Vertrauen er den Fremden schenkte. Seine Anhänglichkeit wurde noch gestärkt, als er von einer sehr schweren Krankheit durch den Gebrauch der Mittel, welche die Jesuiten ihm boten, genas. Man sah die Priester bei sehr feierlichen Gelegenheiten an seiner Seite stehen, und auf den Reisen oft mit ihm im Gespräch begriffen, zur großen Verwunderung der Mandarine, die doch nicht ausfindig machen konnten, was die Barbaren dem gelehrten Oberherrn mittheilen könnten. War es daher ein Wunder, wenn 70 Jesuiten im Lande Eingang fanden, wenn überall Kirchen aufblühten, und Bekehrte sich den Fremden aufdrängten. Vater Ripa jedoch bemerkt daß diese Bekehrungen in viel größerer Anzahl durch eingeborne Katechisten, als durch die Missionäre selbst, die als Mandarine stattlich lebten, gemacht wurden. Man taufte die Kinder, welche die Chinesen ausgesetzt, man that dasselbe mit den Leuten in Todesnoth; ja einige Missionäre rühmten sich 2000 neue Christen durch das Bundsiegel dem Romanismus geweiht zu haben. Einige wenige Personen am Hofe wurden treue Katholiken, unter ihnen der Oheim des Kaisers, Prinz Sosan, ein beständiger Beschützer und Vertheidiger ihrer Grundsätze. Zu Canton hatten die verschiedenen Orden sieben Kirchen, allein die Anzahl der Gläubigen war im Vergleich mit den Anstrengungen der Heidenboten dort sehr gering; denn die Einwohner dieser Stadt haben immer sehr große Feindschaft wider das Christenthum gezeigt.

Allein alles in dieser Welt hat seine Schattenseiten; auch der blühende Zustand des Papstthums in diesem entfernten Lande wurde sehr oft getrübt. Der Beschützer Kanghi selbst, in seinen Homilien, wenn er über Ketzereien handelt, warnt das Volk, dem Romanismus doch ja nicht anzuhangen; denn, sagt er, wir gebrauchen die Lehrer als Mathematiker und aus keiner anderen Rücksicht; nicht etwa der Religion willen.

Die erste Verfolgung entstand in Tschekiang, wo der Lieutenant-Gouverneur den Christen sehr unhold war. Er erneuerte daher die frühern Edicte wider diesen Glauben, ließ die Kirchen wieder in Tempel welche den Götzen geweiht waren, verwandeln, gab die Häuser der Bekehrten dem Pöbel preis, und behandelte den alten Missionär, einen Sicilianer, mit sehr großer Frechheit. Der schon obenerwähnte Prinz Sosan machte dem Mandarin Vorstellungen; allein dieser berief sich auf die früheren Verordnungen, und wollte in seinem Thun consequent bleiben. Da kamen endlich die Missionäre zum Kaiser und baten ihn flehentlich dem Uebel zu steuern; er aber antwortete kurz, daß ihr Gott mächtig genug sey sich selbst Recht zu verschaffen, und daß es viel besser sey sich nicht so viel um die Sachen einer zukünftigen Welt zu bekümmern. Eine solche Sprache hatten die getreuen Diener des Monarchen nicht erwartet; anstatt aber stille zu schweigen, blieben sie gebückt und weinend vor dem Thore des kaiserlichen Palastes liegen, mit Thränen ihren Schutzherrn überhäufend. Was konnte Kanghi unter solchen Umständen thun? er war selbst gerührt, dachte daß sie es mit der Religion ernstlich meinten, und versprach an den Gouverneur selbst zu schreiben. Dann hieß er sie eine Bittschrift an das Tribunal der Formen und Gebräuche schreiben, corrigirte die Eingabe selbst sah aber nachher mit sehr großem Unwillen daß das Gesuch von den Tribunalen verworfen wurde. Endlich gewann man einige Mitglieder, vielleicht durch Bestechung, und nun fiel der Ausspruch günstig aus. Freilich wurde das Aufbauen neuer Kirchen untersagt und verschiedene andere Einschränkungen gemacht, allein die Missionäre konnten wieder ungehindert ihr Werk treiben. Kanghi fügte aber noch hinzu, sie müßten sich so betragen daß sie den Mandarinen keinen Anstoß geben; komme ihm etwas wieder zu Ohren, so würde er selbst ihnen die gegönnte Freiheit wieder

nehmen müssen. Im Ganzen scheint es daß der Kaiser mit Furcht die große Gewalt der fremden Lehrer sah und sich freute eine Gelegenheit zu haben, um ihnen zu zeigen wie abhängig sie von ihm wären. Es gibt kein Land, wohin sich die Jesuiten begaben, wo die Erfolge nicht ähnlicher Art waren. Ueberall gaben sie Anstoß durch ihre Herrschsucht, überall brachten sie die Obrigkeiten wider sich in Harnisch, und selbst die bigotten Spanier und Portugiesen mußten ihrem weit umsichgreifenden Egoismus mit Gewalt Einhalt thun. — Welche Erfolge hätte man erwarten können, wenn sie das reine Evangelium in Einfalt verkündigt, und von der Liebe des Heilandes durchdrungen nur ihm allein zu Ehren gelebt hätten.

Im Anfange seiner Regierung hatte Kanghi sich sehr hohe Begriffe von den Fremden des Westens gemacht. Er gab daher die Erlaubniß, nach allen Häfen hin Handel zu treiben, um dadurch sein ausgedehntes Reich zu bereichern. Seine nähere Bekanntschaft mit den Jesuiten flößte ihm nachher Furcht und Argwohn ein, und er erklärte dann öffentlich daß eine feindliche Berührung zwischen seinem Lande und den Königreichen des Westens unvermeidlich sey. Taokuang, sein Großenkel, gedachte dieser Vorhersagung, als das englische Geschwader in der chinesischen See erschien, und bemerkte daß sein Urgroßvater vollkommen Recht gehabt habe. — In den letzten Regierungsjahren des Monarchen, wo er auf sein früheres Thun und Treiben einen Blick warf, trat ein chinesischer Admiral vor, um so viel als möglich die Furcht und das Entsetzen vor den Europäern der kaiserlichen Brust einzuschärfen. Gelegenheit hiezu gab die Anwesenheit von neun Schiffen in den Gewässern Cantons; als er diese erblickte, gab er sein Vaterland verloren Er verfaßte daher eine Beschreibung von seinen frühern Reisen, wie er die meisten Länder Indiens besucht und dort die Herrschsucht der Europäer in der Besitznehmung großer Strecken Landes deutlich gesehen habe. — Da sie nun überall als Tiger und Wölfe handelten, so wäre zu befürchten daß ihre Handelsleute in China sehr bald in mächtige Fürsten verwandelt würden. Um diesem Uebel vorzubeugen, würde es ersprießlich seyn die Schiffe erst zu entwaffnen, eines nach dem andern in den Hafen gehen zu lassen und nie alle zugleich, und die Matrosen während ihrer

Anwesenheit streng zu bewachen. So wie die Europäer früher Manila nahmen, wollten sie sich auch Japans bemächtigen. Jetzt durchziehen sie unser Land, bauen Kirchen, versammeln das Volk, machen Karten und scheinen Maßregeln zu nehmen, sich hier für immer zu setzen. Dieß Papier wurde den Tribunalen zur Untersuchung gegeben (1717). Die Feindschaft war damals schon so groß, daß man gierig nach dieser Gelegenheit haschte, um die frühern Edicte wider die Katholiken zu erneuern. Alle Bittschriften und ernste Vorstellungen, welche man an Kanghi richtete, blieben ohne Erfolg; er entschuldigte sich daß dieß Verbot nur die Europäer beträfe, welche nie Erlaubniß im Lande zu bleiben erhalten hätten; sie dagegen hätten einen Eid abgelegt nie nach ihrer Heimath zurückzukehren, daher müßten sie sich nicht weiter um diese Sachen bekümmern. So viele Dienste, die Arbeit einer langen Reihe von Jahren, solche große Anstrengungen waren daher ohne Erfolg, und die Sachen waren beim Tode des Monarchen gerade in demselben Zustande, wie beim Anfange seiner Regierung. Die Missionäre lernten daher daß man sein Vertrauen nicht auf Fürsten setzen sollte, sondern nur dem lebendigen Gott alles anheimstellen müßte. In ihrer höchsten Noth nahmen sie zur Messe ihre Zuflucht, und versuchten nun die Fürbitte der Jungfrau!

Dieser Schlag, welcher sie traf, war jedoch nicht so empfindlich wie die Verfolgung, die sie sich unter einander bereiteten. Die ersten Schwierigkeiten fingen mit der portugiesischen Regierung an. Der König jenes Landes behauptete daß ohne seine Erlaubniß kein Heidenbote nach China gehen, und seine eigenen Bischöfe die Aufsicht über sie alle behalten sollten. Dieß war gewiß eine sehr alberne Anmaßung, welche jedoch die traurigsten Folgen für viele neue Ankömmlinge hatte, welche nicht auf dem Wege Lissabons in China anlangten. Nun kam auch noch der Papst dazu, der sein Recht über alle Kirchen sehr natürlich behauptete, und daher Stellvertreter sandte, unter denen wir auch einen bekehrten Chinesen finden. Hätte sich nun der Bischof mit geistlichen Dingen zufrieden gehalten, so wäre alles ruhig seinen Gang gegangen, allein dem irdischen Gemüthe sind irdische Vortheile von Bedeutung, und die Erlangung derselben gibt oft zu sehr blutigen Fehden Anlaß.

Ricci, welchen man den Vater der Mission nennen kann, hatte bei seinem Streben, Bekehrte zu gewinnen, große Schwierigkeiten gefunden, sie von dem Dienst ihrer Voreltern zurückzubringen und in den Gelehrten die Verehrung des Kongfutse zu ersticken. Da aber der Romanismus meist aus Ceremonien besteht, und selbst das geistige und hehre Christenthum materialisirt, so übersah man diese geringen Abweichungen. Sein Nachfolger Longobardi jedoch erklärte die obigen Gebräuche als abgöttisch und heidnisch, und da man diese Sache zur Entscheidung nach Rom verwies, erklärte der Papst daß man dieß den Bekehrten als bloße bürgerliche Einrichtungen gestatten sollte. Solches entsprach dem Wunsche der Jesuiten, welche sehr fürchteten daß, wenn man den Chinesen diese Lieblingsideen nehme, sie lieber ins Heidenthum zurückfallen würden, als daß sie die tiefeingeprägte Hochachtung für ihre verstorbenen Ahnen aufgäben.

Andere Missionäre betrachteten diese Erlaubniß von einer ganz andern Seite und erklärten alle diese Gewohnheiten als abgöttisch und verwerflich. Unter diesen zeichnete sich ein Doctor der Sorbonne, Maigrot, aus, während der spanische Dominicaner Navarette mit großer Wuth die Jesuiten beschimpfte, und ihnen alle Schuld der Gleichgültigkeit und des schlaffen Heidenchristenthums gab. In diesem Unternehmen wurde er sehr stark von seinen Brüdern unterstützt, und der Papst — der unfehlbare — mußte natürlich kräftig dazwischentreten; allein die Jesuiten, obgleich seine gehorsamsten und eifrigsten Diener, waren stärker als der heilige Vater. Sie wandten sich erst an Kanghi und verlangten von ihm eine Erklärung, welche ihren Ideen gemäß war; da diese mit den chinesischen Grundsätzen übereinstimmte, versicherte sie der Kaiser daß sie vollkommen Recht hätten. Dieß war nun ein Triumph, von dessen Folgen selbst der Papst keinen Begriff hatte.

Inzwischen schickte er einen Legaten, Namens Tournon, nach China (1705), welcher die portugiesischen Behörden gleich anfangs beleidigte; denn er kam nicht den vom Könige ihm befohlenen Weg und ohne seine Erlaubniß; dennoch sollte er als Patriarch den Oberbefehl über alle Missionen erhalten, was dem souveränen Ansehen des Bischofes von Goa geradenwegs entgegen war. Ueberdieß hatten die Portugiesen die Ansichten der Jesuiten ver-

fochten, welchen er entgegenzuarbeiten kam, und daher verzog sich seine Abreise nach Peking. Endlich ließ sich Kanghi bewegen, ihm eine Audienz zu verstatten, und schrieb: dieser Tolo (Tournon) ist ein Mann, welcher die Tugend übt; wir wollen ihn daher nach Hofe kommen lassen, denn er wünscht sich mit unsern Gesetzen bekannt zu machen, und da er kein Tributbringer ist, muß er sich chinesisch kleiden und in dieser Tracht bei uns erscheinen. Man sandte ihm nun verschiedene Jesuiten und auch einen Großen entgegen, und so langte er endlich in der Hauptstadt an. Dort verlebte er ein ganzes Jahr, und hatte verschiedene Unterredungen mit dem Kaiser, wo er jedoch den Kürzern zog, denn die Jesuiten waren die Dolmetscher. Der Monarch hatte sich schon dazu verstanden, einen Nuntius am Hofe zu empfangen, diesen als Herrscher aller Missionäre zu betrachten, und überdieß mit dem Papste in genaue Verbindung zu treten. Schon war ein Priester erwählt, der Clemens VII. zu Rom Geschenke überbringen, zugleich ihm die Versicherung der kaiserlichen Freundschaft geben sollte. Welch ein herrlicher Sieg wäre dieß gewesen, und wie bald würde der selbständige Kaiser die Pantoffel des römischen Statthalters geküßt haben. Es gibt keinen Mittelweg; wer die Freundschaft Roms sucht, muß sich mit Leib und Seele der Hierarchie ergeben, oder sich gefallen lassen in den Bann gethan zu werden. — Die Jesuiten selbst scheinen den Plan hintertrieben zu haben; denn sie hatten erfahren daß der Patriarch den Befehl des heiligen Vaters in seiner Tasche hatte, um alle die bestrittenen chinesischen Gebräuche aufs schärffste, als höchst abgöttisch, zu untersagen. Allein er wollte sich dennoch keine offenen Feinde machen, und hoffte daher die Missionäre im Stillen dazu zu zwingen. Der Kaiser ließ ihn fragen, was man in Europa über die bestrittenen Punkte beschlossen; Tournon antwortete daß man noch keine authentische Ansicht des ganzen Handels erhalten, und daher auch noch nicht eine Meinung darüber konnte kund werden lassen. Dieß war eine Nothlüge; Kanghi welcher den ganzen Vorgang der Sachen von den Jesuiten sehr wohl wußte, war daher erzürnt. — Tournon war schon abgereist, er aber setzte den zurückgelassenen Legaten (Maigrot) in einen Kerker, ließ ihm dann die Bastonnade geben, und verbannte ihn lebenslänglich nach der Tatarei. Tournon wurde auf der Reise an-

gehalten, damit zwei Jesuiten, die man nach Rom als Abgeordnete schickte, den Vorsprung haben sollten. Nachher verordnete der Kaiser daß kein Missionär die Erlaubniß im Lande zu bleiben erhalten sollte, der nicht erklärt hätte daß er die Lehren des Kongfutse und die Ceremonien der Chinesen rücksichtlich der Todten billigte. Der obige Nuntius nebst allen apostolischen (welcher Mißbrauch des Wortes!) Stellvertretern, welche der Papst gesandt, wurden sogleich aus China verbannt. — Dieß waren Jesuitenstreiche, wovon selbst Seine Heiligkeit sich nicht den entferntesten Begriff gemacht; denn wie konnte er auch nur einen Augenblick glauben daß seine getreusten Söhne so etwas Gottloses unternehmen würden?

Tournon, entrüstet, machte nun den Befehl seines Herrn öffentlich bekannt, so daß alle Missionäre welche den Meinungen der Jesuiten huldigten, gleichsam in den Bann gethan wurden, und diejenigen welche dem Papst anhingen, das Land verlassen mußten. Endlich kam der Patriarch nach Makao, und wollte sich sogleich nach Europa einschiffen. Da erschien ein Befehl daß man ihn dort so lange in Verwahr halten sollte, bis die zwei jesuitischen Abgesandten in Europa ihre Sachen abgethan hätten. Die Portugiesen waren schon genugsam über seine Einmischung in kirchlichen Sachen erbittert, und bedurften des kaiserlichen Befehles nicht um ihn mit der größten Strenge zu behandeln. Man sah ihn als einen Staatsgefangenen an, und der Bischof von Makao drohte ihm selbst mit dem Bann, wenn er nicht die vorigen Maßregeln widerrufen würde. Vergebens bemühten sich Augustiner und andere Mönche um ihm Erleichterung seines harten Looses zu verschaffen; dieß brachte seine Feinde nur noch mehr gegen ihn auf. Seine Diener wurden ihm genommen, selbst der Lebensmittel beraubte man ihn, als der Cardinalshut ihm vom Papste zugeschickt worden war; endlich starb der hartgeplagte Mann am Schlage.

Noch hatte der Papst nicht alle Hoffnungen aufgegeben endlich über alle Schwierigkeiten zu triumphiren, und sich als Gewissenszwinger auch in China anerkannt zu sehen; daher sandte er im Jahre 1721 seinen sehr ergebenen Knecht Mezzabarba, um diesen großen Plan auszuführen, und endlich die Macht der Jesuiten niederzuschlagen. Um das Versehen seines Vorgängers

nicht zu begehen, hielt er völlig um Erlaubniß am Hofe zu Lissabon an, und als er in Makao anlangte, hatte man für ihn einen Thron bereitet, auf welchem er auch die Absolution den verschiedenen Sündern und Geistlichen jener Stadt ertheilte. Seine Reise nach Peking ging bald vor sich. Dort wurde er abwechselnd mit Strenge behandelt oder selbst ausgelacht, wie es die Laune des Kaisers gerade haben wollte. Kanghi sprach über die Vermessenheit der Fremden sich über die Ceremonien der Chinesen so bestimmt auszudrücken, lachte über die Grobheit, Anmaßung und Unfehlbarkeit des Papstes, sagte dann wieder daß er völlig mit ihm übereinstimme, und daß der Unterschied ihrer Meinung ganz unbedeutend sey; drohte mit Entlassung aller Missionäre, mit der Ausnahme einiger wenigen welche in seinem Dienste waren, und verabschiedete endlich den zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Legaten mit einem freundlichen Händedruck. Kanghi aber scherzte nur äußerlich, und ging sogar soweit, das ganze Europa zum Schiedsrichter in dieser Sache aufzufordern; denn er wünschte diesen Streit durch den russischen Gesandten, der sich damals am Hofe befand, allgemein bekannt machen zu lassen. Die Zänkerei der Missionäre unter einander sah er mit dem größten Mißfallen; allein die fremde Einmischung in die Meinungen seiner Unterthanen verabscheute er, und die Austilgung des Papstthums wurde von diesem Augenblick an ein ernster Gegenstand der Regierung.

Man möchte wohl fragen, hatten die Jesuiten oder ihre Gegner Recht? Mit wenigen Worten kann man dieß beantworten. Da einmal die Päpste die Verehrung so vieler Heiligen angeordnet haben, konnte man den Tausenden auch wohl den einzigen Kongfutse beigesellen, welches im Kalender wenig Unterschied gemacht haben würde. Man lehrte das Fegfeuer, verrichtete Todtenopfer und las Messen für die Verstorbenen, um sie durch menschliche Hülfe der ewigen Qual zu entziehen. Da man diese menschlichen Erdichtungen als rechtgläubig betrachtete, warum nicht auch die chinesische Weise der Verehrung der Todten? Das Herz, welches von der Liebe und Wahrheit des Erlösers durchdrungen ist, verabscheut natürlich beide Irrwege, und nur solche Chinesen, welche die Kraft des ewigen Lebens an ihrer Seele erfahren haben, sollte man Bekehrte nennen; sie bedürfen des Verbotes

nicht, die Benennungen des höchsten Wesens werden auch denen nur klar, welche geistig erleuchtet sind, den übrigen liegt der Materialismus immer nah, wie auch die Namen seyn mögen.

Wir ließen die Holländer im Besitz von Formosa. Dort hatten sie erst mit den Japanesen zu kämpfen, welche durchaus den Fremden die Ausübung unumschränkter Macht nicht erlauben wollten. Daher geriethen sie oft in heftigen Streit, und da diese Sachen dem hohen Rathe zu Jedo vorgestellt wurden, ward der Handel der Holländer dadurch sehr oft gefährdet. Einmal hatte man die Japanesen eine sehr bedeutende Summe als Ausfuhrzoll bezahlen lassen. Sie beschwerten sich darüber, erhielten aber keine genügende Antwort. Um ihre Rache jedoch zu üben, warteten sie bis daß der Gouverneur allein zu Hause war, drangen in sein Gemach und drohten ihm mit dem Tode, wenn er nicht auf der Stelle nachgeben wollte. Dieß war eine Aufforderung, welcher der Statthalter auch sogleich Genüge leistete. Sie nahmen nun ihr Geld, gingen an Bord ihrer Junken und segelten hinweg. Nachher gingen verschiedene Abgeordnete der Eingebornen nach Japan, um die Regierung zu ersuchen, die Insel in ihren Schutz zu nehmen. Dieses Verlangen aber hintertrieben die Holländer durch bedeutende Geschenke, welche zu Jedo reichlich gespendet wurden. Wäre dem Volke aber nicht verboten worden nach auswärtigen Ländern zu gehen, so würde wahrscheinlich die japanische Bevölkerung sehr bald die Oberhand erhalten haben.

Die Chinesen kamen unterdessen in großer Menge von der Küste herüber, und bald entstand eine ziemliche Niederlassung in der Nähe des Fortes Zelandia, welches man am Eingange der jetzigen Hauptstadt auf einer Sandbank gebaut. Dort fing auch der Verkehr zu blühen an und die Holländer hatten überdieß noch einen Schleichhandel mit Emui oder Amoi, wohin jährlich 6 — 8 Schiffe gingen. Dieser Wohlstand zog denn endlich auch die Spanier an, welche sich im Norden der Insel niederließen, aber von ihren Nachbarn sehr bald vertrieben wurden.

Kokfing kam natürlich ebenfalls in Berührung mit diesen Schiffern. Er sprach ihre Hülfe gegen die Tataren an, was rund abgeschlagen wurde. Darüber sehr unzufrieden, nahm dieser Seeräuber einige ihrer Schiffe weg, und sie thaten ein Gleiches

mit den seinen. Zugleich sandten sie einen Spion, welcher alle seine Schritte beobachten mußte, zugleich aber von Kokſing bezahlt wurde und ihm daher selbst treulich diente.

Nach dem verunglückten Unternehmen gegen Nanking gab der Seeheld beinahe die Hoffnung auf, je etwas auf dem Festlande China's auszuführen; er richtete daher seinen Blick unverwandt auf Formosa. Dort hatte er eine sehr starke Partei unter seinen Landsleuten; bald entstand ein Aufruhr, welcher mit dem Blute Hunderter von Chinesen gedämpft wurde. Die Eingebornen, von denen ein großer Theil Christen geworden, leisteten ihrem Herrn treue Hülfe und gingen muthig in die Schlacht. Die Nachricht jedoch, daß dieser verwegene Pirat sehr bald einen Anfall auf die Insel machen werde, bewog den Rath zu Batavia, dorthin eine Flotte und starke Besatzung zu senden. Kokſing war damals im Besitze von Emui; da er seine Macht mit solchen erfahrnen Seeleuten nicht aufs Spiel setzen wollte, fing er Unterhandlungen ohne Ende an, bis der holländische Admiral alle Geduld verlor und wieder nach Batavia unverrichteter Sache zurückkehrte, ohne den Befehl, Makao zu nehmen, in Ausführung zu bringen. Diesen Augenblick hatte Kokſing gerade abgewartet, und segelte sogleich mit allen seinen Junken nach Taiwan. Dort waren die Holländer nicht vorbereitet; kühn landete er mit 4000 Mann, ohne daß sie es hätten verhindern können, und seine Matrosen fielen über ein Schiff her, welches sie in die Luft sprengten. Dadurch wurde nun der Gouverneur genöthigt zwei andere welche im Hafen lagen in den Grund zu bohren, damit sie nicht in die Hände der Feinde fielen, während die noch übrigen schnell nach Batavia zurücksegelten. — Der Statthalter Koyet scheint eine feige Memme gewesen zu seyn, denn er unterhandelte mit Kokſing wegen der Uebergabe der ganzen Insel mit Ausnahme der Hauptstadt, und verlor durch seine Unachtsamkeit ein kleines Außenwerk mit 300 Mann. Dadurch wurde nun der Muth der Chinesen bedeutend aufgeregt, bis die Holländer einen Ausfall machten und wieder große Beweise ihrer Tapferkeit an den Tag legten. Man verhielt sich jedoch hernach ruhig, ohne etwas Bedeutendes zu unternehmen. Endlich erschien zur großen Freude der Belagerten eine Flotte, die Mantschuren ersuchten auch die Holländer sich mit ihnen zum

Untergange des Kokfing zu vereinigen, und es wäre nun etwas sehr Leichtes gewesen den Feind von der Insel wegzujagen. Die Zeit verlor man aber mit Plaudern, und der elende Admiral segelte sogleich weg als der Wind günstig geworden war.

Kokfing, der sich nun wieder frei sah, that alles Mögliche die Belagerten zur Uebergabe zu überreden. Zu diesem Ende sandte er einen Prediger und verschiedene Schulmeister in die Stadt, mit der Drohung daß, wenn sie nicht ihre Landsleute bewegen würden ihre Stadt ihm zu überliefern, er ihnen den Kopf abschlagen wollte. Anstatt sich aber schrecken zu lassen, sprach der Pfarrer den Freunden Muth zu, und ging seinem Versprechen gemäß wie ein zweiter Regulus ins feindliche Lager zurück, wo er mit seinen Gefährten den Tod litt.

Nun suchten die Chinesen die Festung zu bombardiren und drohten mit einem Sturm. Darüber verlor Koyet allen Muth, veranstaltete eine Capitulation, und nachdem alle die Güter der verschiedenen Personen eingepackt und eingeschifft waren, segelte er rasch nach Batavia (1662). Dieß war das jämmerliche Ende der Besitzung, die von solcher Wichtigkeit hätte werden können.

In Batavia aber gab man noch nicht die Hoffnung auf, wieder förmlich über Formosa zu herrschen. Ein Holländer, Namens Borel, ging zu diesem Ende nach Peking, schloß ein Schutzbündniß mit den Tataren ab, und 17 Schiffe erschienen nun im Canal von Formosa, um Kokfing von Kimmui, in der Nähe von Emui, wegzutreiben. Der Tatarengeneral versprach zu Lande die Seeräuber anzugreifen, während die Holländer ihre Junken in den Grund bohrten. Das letztere geschah nun auch wohl; allein die Mantschuren blieben unbeweglich stehen und wollten ihrem General nicht gegen die verzweifelten Seeräuber folgen. Da wurde ein zweiter Angriff verabredet; wieder thaten die holländischen Kanonen Wunder, und die wenigen Junken welche noch übrig blieben, segelten so schnell als möglich weg. Voll Aerger über die Gleichgültigkeit der Verbündeten nahm der holländische Anführer die Insel Emui weg, und hielt sich auch dort eine Zeitlang auf. Aber Formosa war das Endziel, dorthin kamen auch die Fremden und hofften auf sehr großen Erfolg, denn Kokfing war in der Schlacht umgekommen. Hier wurden sie von Tschingkingmai, dem Sohne des verstorbenen

Helden, sehr tapfer empfangen und konnten trotz langer Anstrengungen nichts ausrichten. Der Krieg dauerte noch einige Jahre fort; als aber beide Parteien dabei gefährdet wurden, schloß man endlich Friede, und die Holländer gaben hinfort alle Hoffnung auf, wieder eine Insel im chinesischen Meere zu besitzen.

Tschingkesan, der Enkel des Koksing, erklärte sich nun zum unumschränkten König von Formosa. Von dem Kriege seines Vaters mit dem Fürsten von Fokien haben wir schon oben gesprochen; die Folgen dieses Unternehmens waren Schwäche, Mißtrauen und Eifersucht. — Jao, ein sehr verschmitzter Statthalter, welcher die Regierung in jener Provinz übernahm, erließ daher ein Rundschreiben, in welchem er alle Einwohner die sich nach Formosa geflüchtet, aufforderte, nach ihrer Heimath zurückzukehren. Viele folgten diesem Rufe und wurden im Vaterlande gütig behandelt. Dieses Beispiel verminderte die Reihen der Krieger dermaßen, daß der junge König für seine Herrschaft zu zittern anfing. Auf einmal hörte er, daß eine bedeutende Flotte in den Pescadores angelangt, welche sich nach großem Widerstande dieser Inseln bemächtigt. Da verzagte er an seinem Leben; voll Verzweiflung schrieb er einen demüthigen Brief an den Kaiser, in welchem er Land und Leute ihm zu Füßen legte. Die Sprache welche er in diesem Schreiben führte, zeigte seine gänzliche Muthlosigkeit; Kanghi, ohne auf seine Bitten zu achten, versprach ihm Gnade, wenn er sich zu Peking ihm zu Füßen werfen würde. Allein Tschingkesan erinnerte sich des Looses seines Urgroßvaters und zauderte sehr lange ehe er sich zu diesem Anerbieten verstehen wollte. Aber da war kein Ausweg; der Kaiser wollte nur unter dieser Bedingung seine Unterwerfung annehmen, und ihn im widrigen Falle mit Krieg überziehen. Zaudern half nichts, und so wurde die kürzlich eroberte Insel (1683) dem chinesischen Reiche einverleibt. Das Betragen des Monarchen gegen diesen Fürsten war jedoch sanft und gütig; er gab ihm einen guten Gehalt, ließ ihn einen kleinen Hof halten, und ehrte ihn bei allen festlichen Gelegenheiten.

Gegen das Ende von Kanghi's Regierung brach ein heftiger Aufruhr aus; die Besatzung wurde von den Colonisten zu Formosa beinahe vernichtet, die Mandarine ermordet und die Insel wieder

für frei erklärt. Mit vielem Blutvergießen behaupteten die Mantschuren freilich die Oberhand; Scenen dieser Art fielen jedoch fast unter jeder der folgenden Regierungen vor. Der Besitz dieser Insel war sehr schätzbar; denn es wuchs dort Reis, Zucker, Hanf und Kampher in Menge — herrliche Producte, wovon ersteres den Bewohnern der Provinz Fokien in vielen hundert Junken zugeführt ward; ohne diesen Zufluß könnten sie jetzt nicht ihr Leben fristen; das zweite fand sehr großen Absatz im Norden, und das letztere hat die Apotheken von ganz Europa versehen. Die Erderzeugnisse sind reicher als die irgend einer andern Insel in Asien, nicht sowohl wegen Fruchtbarkeit des Bodens, sondern durch den Fleiß der chinesischen Bebauer. Die Eingebornen hat man nach der Ostküste verdrängt und sie gewöhnlich mit sehr großer Härte behandelt. Noch aber leben sie von Hirschfang und der Bereituug des Kamphers, und finden sich in den Gebirgen und Bergschluchten in kleinen Gemeinden arm und elend, ohne die geringste Cultur. Ob noch einige Spuren des frühern Christenthums vorhanden sind, läßt sich wohl schwerlich ausmitteln. Der letzte Versuch an dem östlichen Strande zu landen, mißlang, und so hat man nicht die geringste Nachricht von den Ueberbleibseln der holländischen Gemeinde. Theile des neuen Testaments sowohl als des Heidelberger Katechismus waren in die Landessprache übersetzt worden; Viele hatten lesen gelernt; ob sich nun noch eine Spur von dieser Bildung vorfindet, dieses ausfindig zu machen muß spätern Forschern überlassen werden.

Die jetzigen Herren des Nordens erwachten im 17ten Jahrhundert von einem langen Schlummer, und so zeigte sich bald ein Unternehmungsgeist, welchen man den Russen vorher wohl nicht zugetraut hatte. Mit großen Gefahren und unsäglichen Beschwerden drangen sie bis in Sibirien vor und eroberten einen großen Theil der Eisfelder, wo nur unbedeutende Völkerstämme ein elendes Leben führten. Dort hörten sie auch von dem chinesischen Reiche, daß dieses mit Reichthümern angefüllt wäre; daher suchten sie einen Weg dahin ausfindig zu machen, was jedoch viel größere Schwierigkeiten hatte, als den Seeweg um das Cap herum nach Ostindien zu entdecken. Glücklicherweise fand einer dieser Abenteurer unter den Wilden ein Stück Geldes; nun begab er sich in die Richtung welche ihm angedeutet wurde, wo

man dieß Metall in Menge finden könnte. Der Name dieses Mannes ist Pojarkow, welcher, wenn man die Gefahren und Beschwerden bedenkt, die er auf seinen Zügen auszustehen hatte, einen hohen Rang unter den Entdeckern verdient. Dieser unternehmende Geist war es, welcher zuerst den Amur bis zur Mündung hinabfuhr. Der Pelzhandel am Ufer dieses Flusses war so ergiebig gewesen, daß selbst der Czar, nachdem andere Jäger dieselben Orte besucht, sich entschloß dort regelmäßige Colonien anzulegen. Die Eifersucht der Mantschuren wurde aber sehr bald rege gemacht, und sie boten nun alles auf, um mit Hülfe der Dauren und Ssolon, zwei der wackersten Jägerstämme aus der Nähe, diese unwillkommenen Gäste hinwegzutreiben. Das Betragen der Russen war auch keineswegs berechnet, ihnen die Freundschaft der Eingebornen zu verschaffen; denn schon beim ersten Zuge hatten große Feindseligkeiten stattgefunden; nun fing man auch noch an einen regelmäßigen Tribut an Pelzen einzufordern, gebrauchte die Knute und behandelte die wenigen Einwohner, welche sich noch nicht geflüchtet hatten, mit großer Härte. Da aber die Kosaken von den vielen kleinen Festungen der Eingebornen Besitz genommen, worunter Albazin die berühmteste ist, und ein gewisser entschlossener Mann, Chabarov, an ihrer Spitze stand, so vertheidigten sie sich mit großem Erfolg. Der Tatarengeneral, welcher die Gränze bewachte und wahrscheinlich von dem Kriege in China zurückgekommen war, glaubte mit Chinesen zu thun zu haben und gab daher Befehl, daß man diese Fremden ergreifen und sie lebendig in seine Hände liefern sollte. So marschirte denn ein Heer von etwa 3000 Mann hin um das Fort der Russen einzunehmen und den Befehl des Herrn auszuführen. Muthig kamen sie zum Kampfe heran; allein als sie von Kartätschen-Kugeln begrüßt und überdieß bei ihrem schnellen Rückzuge von den Kosaken verfolgt wurden, verloren sie allen Muth, ließen ihr Geschütz im Stiche und kehrten zum Heerführer mit einem sehr mißlichen Berichte zurück. Da nun große Verstärkungen von Rußland ankamen und ein förmlicher Gouverneur ernannt wurde (1653), so glaubten sich die Colonisten hinreichend gegen alle Anfälle der Mantschuren gesichert. Allein die Ankömmlinge waren von der Hefe des Volkes; sie liefen daher in großer Zahl weg oder wurden auf ihren Streifzügen von den

Chinesen gefangen, so daß, wenn im folgenden Jahre eine feindliche Flotte auf dem Flusse erschien, die Russen den Muth verloren hatten und in sehr großer Anzahl nach Hause gingen, während andere, welche die Kaiserlichen beim Plündern ergriffen, als Gefangene nach Peking gebracht wurden; unter diesen war die Besatzung des Fortes Albazin. Dort aber behandelten sie die Mandarine menschlich, erlaubten ihnen die Ausübung ihrer Religion, stellten selbst einige dieser Abenteurer als Officiere an und gaben ihnen Häuser, Land und Weiber, um sie für immer dem Lande zu verbinden.

Die Unruhen dauerten noch Jahre lang fort; denn die Mantschuren wollten nicht nachgeben und die Russen bestanden auf der Beibehaltung dieser Jagden, welche so großen Gewinn einbrachten. Aber Krieg und Streit zerstören sehr oft die ergiebigsten Niederlassungen; die Russen fürchteten sehr natürlich, daß mit der Fortdauer ihres Mißverständnisses kein Heil und Segen ihnen werden könnte, und schickten daher (1687) Bevollmächtigte nach Peking um einen Vertrag abzuschließen. Aufgefordert zu einem Verständniß, zeigte der Kaiser seine große Bereitwilligkeit sich dazu zu verstehen; denn er fürchtete immer, daß die Mongolen diesem mächtigen Feinde sich in die Arme werfen und dann dem Staate sehr gefährlich werden möchten. Eine prächtige Gesandtschaft wurde daher sogleich von Kanghi abgefertigt, welche dem russischen Botschafter zu Selinga begegnete; zwei Jesuiten, Gerbillon und Pereyra, gingen als Dolmetscher und Unterhändler mit und langten nach einer mühevollen Reise von vier Monaten endlich am Orte ihrer Bestimmung an. Nichts wurde aber über die Gränzen ausgemacht; daher sandte der Kaiser im folgenden Frühjahre etwa 9000 Mann mit den Bevollmächtigten, worunter auch 3000 Soldaten, um den Vertrag zu Nipschu, der russischen Gränzfestung, abzuschließen. Wäre die Unterhandlung den mantschurischen und russischen Großen überlassen gewesen, so wäre sie wohl in zehn Jahren nicht zu Stande gekommen; denn was die eine Partei verlangte, schlug die andere ab, und jede vertheidigte sich mit Sophismen. Da ließ der Tatarengeneral endlich seine Truppen vorrücken, und dieß brachte die Russen zur Besinnung. Diese aber rächten sich durch Zaudern, so daß die Jahreszeit schon sehr rauh war, ehe man noch etwas bestimmt

hatte. Nun traten aber die beiden Missionäre ins Mittel, stellten den Russen vor, welche Vortheile sie von einem ununterbrochenen Handel mit China ziehen würden, und da der Kaiser diesen zugestanden, wenn sie das Zobel-Land abträten, so erheischte ihr eigener Vortheil, diesem Vorschlage keine weitern Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Rede bestimmte die Parteien sich in die Nothwendigkeit zu fügen, und der Friede wurde unterzeichnet (1689). Rußland verlor eine ziemliche Strecke Landes und mußte auch die Festung Jaksa schleifen; dagegen behielten sie auch sehr ausgedehnte Strecken, und die gegenseitige Einigkeit verschaffte diesen einen viel größern Werth als sie vorher hatten. Streng genommen hatten weder Russen noch Mantschuren das geringste Recht auf diese Ländereien, denn sie gehörten den kleinen Stämmen an, die in geringer Anzahl herum wohnten. Allein als die Sache zur Sprache kam, meinte ein Jeder darauf unumstößliche Ansprüche zu haben, man fragte nie die Häuptlinge was sie darüber bestimmen wollten. Beiden Nationen gereichte es zur Ehre, daß sie den Vertrag sehr gewissenhaft erfüllten und nie von ihrem Versprechen abwichen, so daß die Gränzsteine bis auf diesen Tag an ihrem Platze blieben — ein Umstand, welcher in der politischen Geschichte der Völker sich sehr selten vorfindet. — Kanghi betrachtete den ganzen Vorgang als einen Sieg und schrieb sich die Ehre zu die Russen gedemüthigt zu haben.

Von diesem Augenblick an eröffnete man freundlichen Verkehr mit Peking, und verschiedene russische Gesandte erschienen von Zeit zu Zeit am kaiserlichen Hofe. In jedem Jahre langte eine Karawane mit Pelzwerken und andern Producten des Westens in der Hauptstadt an, welche auf öffentliche Kosten unterhalten wurde, damit die Güte des Monarchen auch den entferntesten Theilen der Erde bekannt gemacht würde.

Um alles über diesen Handel festzustellen, langte der Gesandte Ismailoff mit seinem Secretär Lange im Jahre 1719 in der Hauptstadt an. Man hatte ihnen nicht erlaubt ihre Frauen nach Peking zu bringen, denn deren gab es dort schon eine Menge. Der Marsch durch die Wüste war mit Gefahren aller Art umringt, und Hunger und Kälte stritten um die Oberhand. Die Städte welche sie in China durchzogen, waren kurz

zuvor in Schutthaufen verwandelt worden; nach vielen Leiden und Entbehrungen hielten die Gesandten endlich ihren kriegerischen Einzug in China's Hauptstadt. Hier warteten ihrer die größten Schwierigkeiten; denn es ist in der Natur dieses kleinlichen Hofes alle möglichen Hindernisse den Fremden in den Weg zu legen. Kanghi empfing ihr Beglaubigungsschreiben mit großer Freundlichkeit, allein die Ceremonie des Kopfstoßens mußte dennoch verrichtet werden; denn die chinesische Etikette ist in diesem Stücke unerbittlich. Sie wurden dann prächtig bewirthet und eines der herrlichsten Feuerwerke das man je am Hofe gesehen, ihnen zu lieb veranstaltet. Kanghi, welcher das Weltmeer noch nie gesehen und von den Seereisen der Pater gehört, ersuchte die Diener des Czaren, ihren Herrn in seinem Namen doch ausdrücklich zu warnen sich nicht den großen Gefahren der Wellen auszusetzen, was doch endlich sein Leben kosten könnte. Uebrigens drückte der Monarch sich sehr gnädig über ihre Vorstellungen aus; ich bin alt, sagte er, und werde nicht mehr lange leben; daher wünsche ich mit der ganzen Welt im Frieden zu sterben. Um aber noch einen Beweis zu geben, daß er noch nicht an Altersschwäche zu leiden habe, spannte er selbst einen Bogen und schoß ihn mit großer Kraft ab. Von der Vortrefflichkeit seines Heeres wünschte er auch den Botschaftern Beweise zu geben; daher lud er sie zur Heerschau ein und überzeugte sie, daß, obgleich er nicht dem Czar als Reformator gleichstehe, er dennoch sehr viele gute Einrichtungen in seinem Staate getroffen. Da war ein Wetteifer von Seiten Kanghi's, welcher von den Thaten des außerordentlichen Fürsten gehört, und ihm daher gleichstehen wollte. Während sich der Gesandte verabschiedete, blieb Lange als Resident zurück. Seine Geduld wurde während dieses Aufenthaltes sehr stark geprüft. Der Regen lief in sein Haus ein, die Lebensmittel wurden ihm nur durch Erlaubniß der Soldaten, welche vor seinem Hause Wache standen, zu Theil, und die Schulden konnte er nicht einfordern. So befand er sich in einer sehr mißlichen Lage; als er den Minister um Berücksichtigung seiner Beschwerden ersuchte, erhielt er zur Antwort, daß Handel eine zu geringe Sache sey um der Regierung zur Last zu fallen. Dennoch wollten diese stolzen Mandarine daraus einen Alleinhandel machen, und nachher, als sie den Kaufleuten Erlaubniß

gaben von den Russen Waaren einzukaufen, Niemand den Zugang zu ihren Ländern verstatten, welcher nicht eine Summe Geldes bezahlte. Nun entstanden auch Streitigkeiten an den Gränzen. Einige Horden, welche von den Chinesen zu sehr bedrückt worden waren, gingen zu den Russen über. Die Kaufleute dieser Nation machten auch sehr große Geschäfte mit den Mongolen; da der Kaiser eine solche Verbindung aus politischen Gründen haßte, so wurde Lange zur Rechenschaft gezogen. Da war dieser Geschäftsträger sehr froh sich so schnell als möglich vom Hofe zu entfernen, und es seinem Herrn zu überlassen diesen Streit zu schlichten.

Die Portugiesen zu Makao hatten ihrerseits sehr viel zu leiden. Kaum konnte Schall durch seine ernsten Bitten die Stadt vom Untergange retten; denn in dem Befehle welcher die Zerstörung aller Wohnungen an der Küste forderte, war auch dieser Ort mit einbegriffen. Ungeachtet der Erlaubniß sich selbst zu vertheidigen, kam dennoch ein chinesischer Admiral um alle Schiffe und Güter in Beschlag zu nehmen; um seiner los zu werden, sandte man ihm eine große Summe Geldes, womit er dann abzog. Aber kein Schiff konnte den Hafen verlassen ohne ausdrückliche Erlaubniß von den Chinesen zu erhalten, und dieß konnte wieder nicht ohne Bestechungen geschehen. Um allen diesen Beschwerden abzuhelfen, fertigte man im Jahre 1667 eine Gesandtschaft an den jungen Kaiser ab. Am Hofe hatte sie alle die gewöhnlichen Ceremonien zu beobachten, ohne das geringste Vorrecht zu erlangen. So kam sie denn wieder zurück, um ihren Mitbürgern zu rathen, auf ihre eigenen Mittel zu vertrauen und sich nicht weiter mit der chinesischen Regierung einzulassen. Ihr Handel sank bald sehr tief, so daß die wenigen Schiffe welche ihnen noch blieben, nicht befrachtet werden konnten. Nachher kam das Verbot mit dem Auslande keine Berührung zu haben; um aber noch einen kleinen Platz den Fremden zum Handeln zu erlauben, machte man den Vorschlag, Makao zum allgemeinen Markte zu erheben. Welche großen Vortheile würden die Colonisten von dieser Einrichtung geerntet haben, wenn sie nicht blind gewesen wären. Allein da dachten sie, daß der Gewinn des Handels auch andern Nationen anheimfallen würde und sie dadurch ärmer werden könnten. Daher wiesen sie stolz dieß

Anerbieten von der Hand, und zogen es vor lieber selbst Bettler zu seyn, als andere vom Handel in ihrer Mitte glücklich leben zu sehen. Die Folge war bittere Armuth und der Triumph der mit Unternehmungsgeist begabten Nation.

Unterdeß fingen die Engländer zu glänzen an. Nachdem sie an verschiedenen Orten einen Handel zu eröffnen getrachtet und vorzüglich zu Makao großen Verlust erlitten, wandten sie sich endlich an den jungen König von Formosa. Dieser handelte um Kanonen und Pulver, bezahlte aber sehr schlecht, und suchte von den übrigen Waaren die besten für seinen eigenen Gebrauch aus. So war dieser Verkehr am Ende nicht vortheilhaft, und die Freiheit des Handels zu Emui mußte man sich erst durch große Geschenke erkaufen. Es gab soviel Plackereien mit den Mandarinen des Ortes, daß es für die Schiffe beinahe eine Sache der Unmöglichkeit war bedeutende Summen zu erübrigen. Klagen halfen auch nicht; da schaffte sich endlich ein Capitän Recht, und fiel eine Junke an, um die ihm geraubten Güter wieder zu ersetzen. Diese Gewalthätigkeit kam zu den Ohren des Kaisers, welcher den Mandarin bestrafte, der dazu Anlaß gegeben, und dagegen den Fremden vergab. Allein der Handel war noch sehr unbedeutend, und Kanghi achtete ihn seiner Aufmerksamkeit unwürdig.

Die Franzosen versuchten mit Hülfe ihrer Missionäre einen Verkehr anzufangen. Zwei- und dreimal kamen Schiffe der indischen Handelsgesellschaft nach Canton, welche auch von den Mandarinen sehr höflich empfangen wurden. Die Befehlshaber erklärten daß sie in zu hohen Ehren in ihrem eigenen Lande ständen, als daß sie sich in der Gegenwart fremder Officiere erniedrigen könnten, und behaupteten die Würde ihrer Nation. Dabei wurde sehr viel über den großen Ludwig gesprochen, seine Thaten bis an den Himmel erhoben, und von seiner großen Achtung für den chinesischen Kaiser ganz besonders Erwähnung gemacht. Die Absicht des Monarchen war auch in China zu glänzen, und es fehlte nicht an prächtigen Geschenken und dem Pomp der Abgeordneten, um der Welt zu zeigen daß kein Monarch so freigebig seyn könnte, und daß China vor ihm die höchste Ehrerbietung haben müßte. Aus dem Handel jedoch wurde nichts, denn er hörte bald nachher wieder auf.

Wir müssen immer an Kanghi als den Zeitgenossen des großen Kurfürsten, Peter des Großen, und Ludwigs denken, und ihn mit diesen vergleichen. Er hatte viele Vorzüge, viel Nachtheiliges; als ein bloßer Tatarenfürst aber genommen, der nie einen bessern Culturzustand kannte, und dabei noch sehr eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen hatte, verdient er sehr großen Ruhm. Er regierte länger als ein anderer Kaiser und starb lebenssatt.

Am Ende lassen wir noch einige Bemerkungen aus seinem Testamente folgen:

„Siebenzig Jahre habe ich erreicht, sechzig regiert; ich hinterlasse hundert und fünfzig Söhne und Enkel, und noch mehr Töchter; habe alle Reichthümer und Güter welche die Erde darbietet, genossen, und sterbe nun nach vollbrachtem Lauf zufrieden, einen vierten Sohn, welcher mir am meisten ähnelt, zum Erben des Reiches bestimmend." — Kanghi spricht in der ganzen Schrift von sich selbst sehr vortheilhaft, nimmt Geschichte und Classiker zu Hülfe, um in seiner ganzen Würde sich zu zeigen, und schließt dann mit der Anhänglichkeit, welche die ganze Nation und vorzüglich die Mantschuren an ihn hatten. Hätte der Kaiser weniger gesagt, und in gedrängter Kürze so selten als möglich von sich gesprochen, so würde dieß Testament mehr zu seiner Ehre gereicht haben *).

Drittes Capitel.

Jongtsching, W. N. Schitsonghienhoangti.

(1723 — 1735.)

Jongtsching hatte viel Majestätisches in seinem Aeußern, und entschloß sich, der Welt darzulegen daß man ihn zu fürchten

*) Die Quellen zu dieser Geschichte sind sehr mannichfaltig. Außer den obengenannten haben wir die Erzählungen der Russen, der Holländer (That Verwaerloode Formosa — Valentyns beschryvingen — Neuhof's Gezandschap u. s. w.) und sehr ausführliche Berichte der Jesuiten und Dominicaner. Zu der Lebensbeschreibung keines Kaisers findet man so gute Vorarbeiten. Vater Ripa ist in seiner Erzählung oft sehr naiv und belehrend, während viele der Jesuiten nur Lobredner sind.

habe. Dagegen besaß er die guten Eigenschaften des Vaters, war betriebsam, kräftig in seinen Maßregeln, ein entschiedener Freund und Feind, kurz ein Mann, welcher zum Regieren geboren war; doch beschränkt in seinen Ansichten, hart und grausam.

Wie schon oben gesagt, hatte Kanghi eine sehr große Anzahl von Nachkommen hinterlassen, welche in dem jungen Kaiser großen Argwohn erweckten. Der Krieg mit Tsiwang Raptan's Sohne, Tschankar, war wieder ausgebrochen, und der 14te Sohn des Kanghi, ein ausgezeichneter Mann, von den größten Talenten sowohl im Lager als im Cabinet, war als Heerführer nach der Tatarei gesandt worden; denn einem vorzüglicheren Mann konnte die Unterdrückung des kühnen Rebellen nicht anvertraut werden. Man sagt daß der Vater ihn zum Nachfolger erkoren, da er aber sehr weit bei seinem Tode vom Hofe entfernt war, den Jongtsching vorgezogen habe, um allem Streit über die Krone vorzubeugen. Die Mutter liebte auch den jüngern Sohn viel zärtlicher, und wünschte ihn zu den höchsten Würden befördert zu sehen. Es war daher die erste Sorge des Jongtsching, dem leiblichen Bruder, welcher seine Rechte mit einem zahlreichen Heere behaupten konnte, sogleich heftig entgegenzuwirken, um ihn zu verderben. Er schickte zu diesem Ende Boten auf Boten ab, welche ihn im Namen des Vaters, der, wie er vorgab, noch am Leben war, einluden, augenblicklich nach der Hauptstadt zu kommen, wo ihm die wichtigsten Dinge würden vorgelegt werden. Der General ahnte nichts Böses, und begab sich so schnell als möglich auf die Reise, die Hoffnung hegend daß ihm vielleicht das Scepter angeboten werden würde. Als er nur noch drei Tage vom Hofe entfernt war, erhielt er die Nachricht daß der Bruder schon den Thron bestiegen habe. Umkehren hätte er können, wenn nicht schon Wachen ihn umgeben hätten. Er wurde nach der Hauptstadt gebracht, und dann mit seinem Sohne, ungeachtet der Bitten seiner Mutter, lebenslänglich eingekerkert. Der älteste Sohn des verstorbenen Monarchen, und der frühere Thronerbe waren schon im Gefängniß ermordet worden, und nun war es noch der neunte, Sessake, welcher Argwohn erregte. Schon ehe der Kronprinz abgesetzt wurde, machte man Kanghi Vorstellungen, diesen Prinzen zum Nachfolger zu ernennen; allein der Kaiser verabscheute den Gedanken wieder die Ehrbegierde der

Bewerber des Reiches rege zu machen. Dieser Jüngling jedoch suchte sich die Jesuiten zu Freunden zu machen, und einer derselben (der Portugiese Moran) ging soweit, dem tatarischen General Geld anzubieten, wenn er diesem Prinzen zum Throne verhelfen wollte. Obgleich nun der Graubart dazu sich nicht öffentlich verstehen wollte, so hegte man dennoch Hoffnung daß sich das Reich für Sessake erklären werde, und die Jesuiten, welche ihren weitern Einfluß durch seine Obergewalt auszudehnen glaubten, ließen nichts unversucht ihm Hülfe zu verschaffen. Aber Jongtsching urtheilte anders. Er betrachtete diesen Prinzen als einen ausschweifenden, liederlichen Mann, welcher schon lange die Achtung des Hofes verscherzt, und daher unwürdig sey den Thron zu besteigen. Er sandte ihn mit seinem portugiesischen Freunde sowohl als seinen Anhängern aus dem Hause des Sunu (Surinama) nach den Gränzen Turkestans in lebenslängliche Verbannung. Die letzteren waren schon Christen, und dieß berühmte Geschlecht selbst hatte mit den Missionären vielen Umgang gepflogen. Ob sie schuldig oder unschuldig waren, läßt sich jetzt wohl nicht bestimmen; so viel ist aber gewiß daß sie in die Händel der Jesuiten tief verwickelt waren. Obgleich Fürsten von hohem Range, die dem Staate große Dienste geleistet und ihr Blut fürs Vaterland verspritzt, vergaß man dennoch ihre Verdienste, um die Rache des Monarchen gegen den Bruder und seine Freunde zu sättigen. Ein Mandarin, welcher sehr die Gunst des verstorbenen Kaisers besessen hatte und zur Ausführung wichtiger Sachen gebraucht worden war, zog ebenfalls den Haß des neuen Regenten auf sich, denn er war sehr reich. Er wurde sehr bald in den Anklagestand versetzt, aller seiner Güter verlustig erklärt, auf den Pranger gestellt und dann mit seiner ganzen Familie für immer ins Exil gesandt. — Diese Beweise waren hinreichend, um der Welt darzulegen daß Jongtsching keinen Mitwerber leiden wollte, und sich nie viel um die Mittel bekümmerte um diese aus dem Wege zu räumen.

Jongtsching sah mit Geringachtung auf die europäischen Wissenschaften herab; er war im Herzen ein Chinese, welcher mit orthodoxem Hohne die Fremden behandelte und das Vorzüglichste ihrer Kenntnisse weit unter den gemeinsten Beschäftigungen der Chinesen schätzte. Eine Selbstgenügsamkeit, die nichts Höheres

wünschte, eine Ueberzeugung daß Verbesserungen nur zu Mißbräuchen leiten würden, ein fester Entschluß, an allem Chinesischen festzuhalten, und nie ein haarbreit abzuweichen, charakterisiren die Regierung des Jongtsching.

Einige Jahre nach dem Antritt seiner Regierung fand eine lange Dürre statt; die Felder der Provinz Tschili sowohl, als von Schansi glichen einer Steppe. Da wünschte Jongtsching zu zeigen daß er der Vater seines Volkes sey; er öffnete die Scheuern der Regierung, machte große Veranstaltungen daß die sich nach der Hauptstadt drängende Menge reichlichen Unterhalt genieße, und daß in Schansi solche Maßregeln genommen würden um das Volk gegen das Elend des Mißwachses sicher zu stellen. In allen diesen lobenswerthen Bestrebungen beeiferte sich Jongtsching durch Verordnungen so ganz im chinesischen Style und Bekanntmachungen nach der Weise der Alten, um dem Volke zu zeigen, wie sehr er mit der Nation innigst verbrüdert war. Als nun die verhungerten Bauern sich zu Peking recht satt gegessen, sandte der Kaiser sie nach Hause, und verordnete daß ein jeder bei seiner Ankunft in der Vaterstadt eine Summe Geldes von den Mandarinen erhalten sollte. Ungeachtet dieser Fürsorge war doch die Anzahl der von Hunger Sterbenden unglaublich, und an den Landstraßen fand man Tausende von hageren Gerippen, welche kaum noch Stärke genug hatten um sich längs des Weges hinzuschleppen. Diese wurden denn ein Raub der Geier und die Knochen blieben das einzige Denkmal ihres frühern Bestehens. Von dem Jammer, welcher in China unter solchen Umständen um sich greift, kann man sich in Europa keinen Begriff machen. Die Bevölkerung ist sehr bedeutend, die Gleichgültigkeit bei den Leiden des Nächsten ist ohne Gleichen, und die Leute haben selbst Furcht Hülfe zu leisten; denn nähme man einen dieser verhungerten Menschen in sein Haus, und er stürbe dort, so würde der menschenfreundliche Hausherr wahrscheinlich verhaftet und im schlimmsten Fall als Mörder bestraft werden.

Nachdem nun diesem Uebel einigermaßen gesteuert war, wünschte der Monarch noch weiter seinen Ruhm zu verbreiten. Daher trug er allen Mandarinen in den Provinzen auf ihm eine Liste berühmter Personen zu überreichen, die sich entweder durch Waffen oder in der Literatur, oder durch tugendhaftes Betragen aus-

gezeichnet. Ihre Aufführung wurde dann sehr genau geprüft, und erschien endlich die Behauptung als wahr, so wurde ein Bogen mit einer Inschrift ihnen zur Ehre errichtet. Diese Gunst dehnte sich auch auf das schöne Geschlecht aus. Wenn es bewiesen werden konnte daß eine junge Dame sehr frühe Wittwe geworden, und ungeachtet aller Anträge lieber in ihrer Einsamkeit verharrt anstatt einen Junggesellen zu heirathen, so erhielt sie dieselbe Ehre wegen ihrer Keuschheit und Anhänglichkeit an den Gatten, welche den General nach einem glücklichen Feldzuge erwartete, nämlich einen Triumphbogen und ein kleines Geschenk vom Kaiser selbst. So waren die Weiber denn durch die stärksten Beweggründe auf die erste Heirath beschränkt, und es wurde nachher Ton, eine getreue Wittwe ehrfurchtsvoll zu behandeln, vorzüglich wenn sie schön war, und viele Liebhaber ausgeschlagen hatte.

Der Monarch wollte gleichfalls die große Masse des Volkes zur Tugend aufmuntern. Daher gebot er daß alle Glieder der Gemeinden, welche sich durch kindliche Liebe ausgezeichnet, öffentlich belohnt werden sollten, und daß der fleißigste Landmann das Recht haben sollte mit dem Mandarin seines Ortes niederzusitzen. Es war ihm sehr viel daran gelegen den Bauernstand zu erheben, und zur fleißigen Beobachtung der Pflichten und vorzüglich zum unermüdlichen Fleiße aufzumuntern. Auf seine Vorstellungen wurden die Feste in den Dörfern wiederhergestellt, dort versammelten sich die Landbewohner, tranken auf das Wohl des Kaisers, begrüßten sich einander herzlich, und thaten es einander in Höflichkeit zuvor.

In dieser Theorie ist ohne Zweifel etwas Würdiges und Vortreffliches, was jeden braven Mann anzieht, und wir können uns glücklich schätzen daß wir nichts von der Praxis wissen, welche der erstern gewöhnlich in diesem Lande ganz entgegensteht. Es ist dieß Vermummen tugendhafter Thaten in schönen Formeln und Maximen, während man den entgegengesetzten Grundsätzen folgt, eine Sache, die dem moralischen Bestehen China's so viel Schaden gethan.

Um den Ackerbau noch mehr zu beleben, stellte Jongtsching wieder die Ceremonie des Pfluges her, die früher in Verfall gerathen, und welche er mit allen Prinzen des kaiserlichen Hauses beobachtete. Dort in Peking sah man auf einem gewissen Platze den Hof versammelt, die Prinzen in der Kleidung von Bauern,

den Kaiser selbst mit einem Pfluge, und einer Menge von Landleuten, welche Lieder beim Pflügen zur Ehre des Landbaues sangen. Nachdem nun der Kaiser einige Furchen gepflügt, die Prinzen dasselbe gethan und den Samen gesäet, theilte man reiche Geschenke an den Landmann aus; am folgenden Tage wurde das ganze Stück des Feldes von den Bauern bestellt. Der Gouverneur der Provinz selbst beobachtete wie alles wuchs, und wenn etwa die Ernte sehr reich war, so schrieb er einen Bericht an den Kaiser, und betrachtete dieß als die glücklichste Vorbedeutung für einen gesegneten Ertrag im ganzen Lande. Fand man nun gar doppelte Aehren oder einige von besonderer Vollheit, so wurden diese als Trophäen dem Hofe überreicht und zum Andenken aufbewahrt. Das Getreide selbst wurde in gelbe Säcke gethan und nur bei Opfern gebraucht. Da Jongtsching dem Jao und Schun ähnlich seyn wollte, so wurden alle Vorschriften der Alten über diesen Gegenstand hervorgesucht und mit der äußersten Genauigkeit beobachtet.

In Junnan sind ausgedehnte Landesstrecken, welche der wenigen Bewohner wegen unbebaut bleiben. Der frühere Krieg hatte auch das Seinige zur Verheerung beigetragen, so daß viele Felder mit Unkraut und wilden Bäumen überwachsen waren. Dem Statthalter gebührt das Verdienst dem Monarchen die Urbarmachung dieser Gegenden ernstlich empfohlen zu haben. Es wurden daher Aufmunterungen zu diesem Zweck an die Bauern erlassen, die Hindernisse aus dem Wege geräumt und große Belohnungen auf ihre Anstrengungen gesetzt. Dieß machte man nach altchinesischer Sitte in einer öffentlichen Erklärung bekannt, um für die Regierung Lob und Ruhm einzuernten; und dem glücklichen Landmann, der viele Morgen der Wildniß abgewonnen, wurde eine Inschrift zugesandt, um seine Verdienste in trefflichen Ausdrücken zu beschreiben.

Ereigneten sich Unglücksfälle, so erließ Jongtsching sogleich ein Rundschreiben, um die Leute zur Buße und Besserung anzumahnen, damit der Himmel bewogen würde seine Strafen zu lindern. Verschiedene dieser Aufrufe sind in schöner Sprache abgefaßt, und man hat für diese Zwecke am Hofe Sätze, um das Herz des Volkes zu rühren, so daß man solche Bekanntmachungen immer als bloßes Wortspiel ansehen muß. — Um aber auch

nicht im Hintergrunde zu bleiben, klagte sich der Kaiser selbst sehr großer Nachlässigkeit an, und schrieb dieser Ursache viele Unfälle zu. Dabei fastete und betete er, richtete viele Bittschriften an die Götzen, und veranstaltete prächtige Processionen der Bonzen. In all diesen Sachen war er so orthodox, wie irgend ein Monarch vor ihm gewesen, und erwarb sich die Bewunderung und das Lob der großen und mächtigen chinesischen Partei. Diese war dann auch unerschöpflich in Complimenten und Bemerkungen, welche zur Verherrlichung des großen Monarchen dienten. Unter andern berichtete der Gouverneur von Honan daß ein Kaufmann eine ziemliche Summe Geldes verloren, welche ein gemeiner Taglöhner wieder gefunden und dem vorigen Herrn ehrlich zugestellt. Dieser wollte ihm die Hälfte davon zur Belohnung geben, was der arme Mann ausschlug; denn, wie er sagte, hatte er nicht den geringsten Anspruch auf eine solche Summe. Da Beispiele eines solchen Edelmuthes in China äußerst selten sind, so wurde hierüber so viel gesprochen, daß die Geschichte endlich zu den Ohren des Statthalters kam, welcher auf der Stelle dem ehrlichen Bauern 50 Unzen Silber zum Geschenke machte. Ueberdieß schrieb er an seinen Oberherrn, und versicherte ihn daß die Zeiten des Jao und Schun wieder herbeigekommen; denn eine solche That bewies den hohen moralischen Zustand des Landes. Jongtsching war natürlich über diese Schmeichelei hocherfreut, erhob den Arbeiter in den Mandarinenstand, schrieb einen langen Satz über die Sitten der Nation, wie alles geregelt werden müßte, und stellte ein solches moralisches System auf, wie es ein Reinhard nur hätte erdenken können. Wem würde es je in Europa eingefallen seyn, aus einer gewöhnlichen ehrlichen Handlung eine Nationalsache zu machen?

Als die Landesgeschichte verfaßt worden war, fand eine der größten Feierlichkeiten statt um sie dem Kaiser zu überreichen. Die Doctoren der Akademie, die gelehrten Mandarine und die Prinzen des Geblütes gingen in Procession nach dem Palast um sie dem Monarchen, in prächtiger Seide eingeschlagen, feierlich zu überreichen. Dieser empfing diese Schätze mit Ehrfurcht, und versprach in Zukunft aus den Beispielen der Vorväter seine Weisheit zu schöpfen. Dieß war auch im Style der alten Weisen China's, so daß man sich etwa zweitausend Jahre in die Ge=

schichte zurückversetzen und sich einen Fürsten der Hanlinie ins Gedächtniß rufen konnte.

Die Verehrung des Alters war ein anderer Gegenstand der kaiserlichen Aufmerksamkeit. Er hatte daher eine Anzahl von Greisen um sich versammelt, sich mit ihnen freundlich unterhalten, und ihnen große Versprechungen sowohl als Geschenke gemacht, nachdem er sie reichlich bewirthet. Diese sangen nun auch das Lob des kaiserlichen Gönners und erweckten dadurch die Volksgunst. Die Gemahlin des Jongtsching wollte auch hinter ihrem Eheherrn nicht zurückbleiben. Ihre Hochzeit war auf die hehrste Weise gefeiert und zu einem Volksfeste gemacht worden. Sie wollte sich als Landesmutter zeigen, und zu diesem Ende alle alten Weiber über 70 Jahre beschenken; da es aber deren in einer einzigen Provinz etwa 98,000 gab, und über 80 Jahre 40,800 und über 90 Jahre 3453, so nöthigte sie die Menge der abgelebten Frauen ihre wohlthätigen Absichten einzustellen.

Von den Thaten des Jongtsching wissen wir äußerst wenig. Viel und gut zu schreiben war seine Hauptbeschäftigung, und wenn er dieß thun konnte, war er in seinem Elemente. Dabei bewies er sich manchmal gütig gegen Leidende, und während der Hitze des Sommers, wenn lange kein Regen fiel, entließ er alle leichten Verbrecher auf gute Bürgschaft aus den Gefängnissen, während er den zurückgebliebenen Eis zur Kühlung schenkte. Man weiß weder von Empörungen noch Kriegen unter seiner kurzen Regierung. Denn der Krieg wider die Kalmüken wurde nur langsam und gleichgültig fortgeführt, obgleich eine chinesische Armee immer an den Gränzen Kokonors in Bereitschaft stand.

Je größer die Ruhe von außen war, desto heftiger wüthete Zwietracht im Palast. Das Nähere darüber ist uns nicht bekannt, und hier wollen wir nur die Fälle erwähnen, welche durch die Missionäre näher beschrieben worden sind.

Der General, welcher an den Gränzen Kokonors den Befehl führte und die Liebe der Soldaten sich erworben, so daß er, anstatt die Befehle des Hofes auszuführen, nach Umständen handelte, wurde schnell von seinem Commando als ein sehr gefährlicher Mann abgerufen und gerichtlich als ein Aufrührer verklagt. Beweise konnte man zwar nicht vorbringen, allein der Argwohn gab dazu die nöthige Gewißheit, und so wurde der General zur

lebenslänglichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Ein Prinz des kaiserlichen Hauses wurde zu gleicher Zeit aus ganz verschiedenen Gründen nach der Tatarei gesandt, um da, aller Aemter beraubt, die Länder urbar zu machen. Nachher aber wurde für ihn ein langer Kerker gebaut, wo er seine Tage beschloß. Alle Güter wurden indessen eingezogen, und da sich diese auf mehrere Millionen beliefen, war dieß ein herrlicher Fund für die Regierung. Die Familie starb im Exil.

Des Sunu haben wir schon erwähnt. Er war ein mächtiger Prinz aus einem sehr vornehmen Mantschurenstamm und sehr berühmt am Hofe. Während seiner Verwaltung der Mantschurei zeigte er große Leutseligkeit und erwarb sich dadurch die Liebe der Unterthanen in einem sehr hohen Grade. Man legte ihm freilich zur Last daß er mit den Verbrechern und Bösewichtern zu gelinde verfahre; allein im ganzen übertraf seine Gutmüthigkeit bei weitem seine Fehler. Seine Familie war sehr zahlreich und hatte großen Einfluß. Daß er selbst einem Mitbewerber des Jongtsching zum Thron verhelfen wollte, ist entschieden; allein dieß ist das einzige Verbrechen, welches man ihm aufbürden konnte. Er war aber nun todt, und doch konnte Jongtsching nicht unterlassen ihm den Proceß zu machen, nach welchem seine Gebeine verbrannt und nach allen vier Winden zerstreut werden sollten. Die meisten seiner Söhne waren Christen geworden, und hatten sich in ihrer großen Noth und während der Erniederung des Vaters den Missionären angeschmiegt. Sie wurden auch sehr bald aus verschiedenen Gründen in den Anklagestand versetzt, dann zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und verwiesen, oder unter die Soldaten gesteckt, dann wieder vors Tribunal gebracht, aufgefordert ihre Religion abzuschwören, und bei standhafter Weigerung verbrannt. — Diese Verfolgung, welche von einem Jesuiten sehr genau beschrieben ist, läßt uns vermuthen daß einige dieser Unglücklichen sich zu innig mit den Priestern verbunden, und vielleicht in der Verschwörung ein Portugiese verwickelt war, weßhalb auch er den Tod litt. Ihre Anhänglichkeit und Beständigkeit in dem Bekenntniß ihrer Religion unter den heftigsten Leiden und Drohungen machen ihnen viel Ehre. Vielleicht waren sie eines viel bessern Looses würdig. Die Einziehung ihrer Güter war der erste Schritt,

welchen der Kaiser that, und von diesem Augenblick an erschienen die Prinzen als Bettler, welche oft das Nöthigste zur Erhaltung des Lebens entbehrten. Einer derselben wurde ein eifriger Verbreiter des Papstthums und brachte sich dadurch in sehr große Unannehmlichkeiten, welche ihm beinahe das Leben gekostet. Dennoch erntete Jongtsching keinen Ruhm durch die Austilgung dieses Stammes, und der Schluß zu welchem man kömmt, ist daß Eifersucht und Rachsucht in seinem Charakter Hauptzüge waren, und daß er dieser grausamen Leidenschaft das Glück und Wohl der nächsten Verwandten aufopferte.

Von der inneren Verwaltung des Staates finden wir nur sehr wenige Nachrichten in den öffentlichen Papieren; es ist aber sehr wahrscheinlich daß Jongtsching die Einrichtungen seines Vaters aufrecht hielt, und etwas Besseres hätte er auch wohl nicht thun können. Die Mandarine stellte er unter strengere Aufsicht, und forderte von ihren Obern einen sehr genauen Bericht, theilte sie in Classen nach ihrem Betragen und machte die Statthalter für ihre gute Aufführung verantwortlich. Dieß schien natürlich etwas sehr Ersprießliches zu seyn; allein die Erfahrung lehrte nachher daß eine solche Verordnung zu Lügen und Bestechungen Anlaß gab; dennoch dauert sie mit all ihren nachtheiligen Folgen bis heute fort.

Der Monarch scheint wenig zur wirklichen Verbesserung des Landes gethan zu haben, die einzige Ausnahme ist das Graben einiger Canäle, theils um den Ueberschwemmungen entgegenzuarbeiten, theils um den Verkehr zu befördern.

Auch unter seiner Regierung (1730) fand ein fürchterliches Erdbeben zu Peking statt, welches einen sehr großen Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelte und Myriaden von Menschen das Leben kostete. Die Stöße waren heftiger Art; das festeste Gebäude, der Palast bekam Risse, während die Wohnungen der Bürger in ganzen Straßen niederstürzten. An verschiedenen Stellen öffnete sich die Erde, und es stieg ein schwarzer erstickender Dampf empor, welcher sich schnell überall verbreitete; und dann schlossen sich wieder die Risse zu. Auch die kaiserlichen Lustschlösser außerhalb der Stadt wurden so beschädigt daß sie wie von neuem wieder aufgebaut werden mußten. Als der Unfall stattfand, ging Jongtsching an den Ufern eines Canals spa-

zieren; er fiel auf die Erde als er die Erschütterungen fühlte. In einem öffentlichen Edict erkannte er wieder seine Schuld, und schrieb das Unglück dem Zorne des Himmels zu. Soweit die Verheerungen sich erstreckten, linderte der Monarch die Leiden durch reiche Geschenke an Geld, und verwandte vier Millionen Unzen Silber um den Schaden wieder gut zu machen. Auch die verfolgten Missionäre erhielten 1000.

Dieß bringt uns wieder auf die Jesuiten. Die Wahl des Jongtsching zum Kaiser war ihnen sehr zuwider; denn sie kannten diesen Prinzen ganz genau, und wußten sehr wohl daß er nie ihr Gönner werden würde. Einige unter ihnen hegten auch den Verdacht daß das Testament, welches ihm die Krone verlieh, untergeschoben sey, und würden ohne Zweifel sich dem ersten mächtigen Gegner angeschmiegt haben, welcher unternommen hätte sein Recht auf die Krone zu behaupten. Hätten die Jesuiten sich auch nie in Regierungssachen eingemischt, so würde dennoch ihr früheres Betragen rücksichtlich der Streitigkeiten und der große Widerwille des Jongtsching gegen alles Fremde ohne Zweifel den Sturz der Lehrer seines Vaters nach sich gezogen haben. Ueberdieß konnte er nie besser die Gunst der chinesischen Gelehrten gewinnen als durch die Unterdrückung von Fremden, welche durch höhere Kenntnisse die Philosophie des Kongfutse in den Schatten warfen. Der Monarch wollte aber nicht den Schein geben, ihre Verfolgung selbst veranstaltet zu haben. Daher schwieg er zu allen den verschiedenen Anklagen und ließ nur die oberen Tribunale handeln. — Veranlassung hiezu gab eine Klageschrift eines abtrünnigen Magisters in Fokien. Er richtete diese an den Statthalter, sprach von den prächtigen Kirchen welche die Römischen gebaut, über ihre Lehren, welche der Orthodoxie höchst verderblich, vorzüglich die Ohrenbeicht, das Mönchthum und andere Mißbräuche, und schloß dann mit einer ernsten Bitte, die Lehrer aus dem Lande zu jagen, die Kirchen zu besseren Zwecken zu gebrauchen und das Volk zum wahren Glauben wieder zurückzubringen. Dieses Gesuch wurde vom Gouverneur unterstützt und vom Tribunal der Gebräuche gutgeheißen. Damals war ein Deutscher (Kegler, also der dritte dieser Nation) an der Spitze der astronomischen Tribune; er versuchte durch geheime Mittheilungen den Zorn des Kaisers abzuwenden; jedoch gelang es

ihm nicht. Nun traten auch die andern Missionäre auf, um sich mit Beihülfe der übrigen Prinzen für ihre Religion zu verwenden; allein ihren Bitten wollte gleichfalls der Kaiser kein Gehör geben. Er hatte schon das Urtheil unterschrieben, die Kirchen wurden in Scheunen und Götzentempel verwandelt, die Missionäre, deren man habhaft werden konnte und die nicht dem Hofe nützlich waren, nach Canton und von dort nach Makao gesandt. Zwar beschwerten sich die angesehensten Lehrer am Hofe über diese Behandlung, und brachten in Gegenwart des Prinzen, welcher ihre Sachen verhandeln sollte, die frühern Bewilligungen des Kanghi vor. Dieser aber erwiederte mit Härte, daß sie seinem Vater durch gegenseitigen Streit unter einander sehr viele Sorge gemacht, den Unwillen der chinesischen Gelehrten ihm zugezogen, und endlich auch noch jetzt bewiesen, daß ihre Religion nicht länger geduldet werden könnte. Obgleich die Anzahl der Bekehrten gerade jetzt noch sehr gering und nichts zu fürchten sey, so könnte nachher dennoch große Gefahr fürs Reich entstehen. Um diese abzuwenden, wäre es viel besser auf einmal der Ausbreitung ein Ende zu machen. Gegenvorstellungen halfen nichts; der Kaiser blieb unbeweglich und entschieden; um zu zeigen wie ernst es ihm sey alle ihre Anhänger wo möglich herunterzusetzen, leitete er den Proceß gegen Sunu ein. In der Anklage erschien auch die Beschuldigung daß zwei seiner Söhne, die Christen geworden, mit den portugiesischen Jesuiten, welche der Verschwörung wegen verbannt worden, in enger Verbindung gestanden. Dieser Prinz starb bald darauf vor Elend im Exil; der Haß gegen seine Söhne war aber noch nicht durch den Tod des Vaters gesättigt, und sie mußten sich sehr großen Entbehrungen und Strafen unterwerfen.

Nun schrieb der Papst (1725) an den Kaiser und sandte ihm sehr reiche Geschenke. Diese nahm Jongtsching mit der äußersten Herablassung an, schrieb ihm einen sehr freundlichen Brief, in welchem er ihn auf die Fürsorge seines Vaters für die entferntesten Länder der Erde hinwies, und dem unfehlbaren Bischof auch zu verstehen gab, daß er sich von dem veredelnden Einfluß des chinesischen Reiches müsse leiten lassen. Dann gab er völlige Freiheit allen Missionären, welche die chinesischen Gesetze beobachteten und sich untereinander vertrugen, welches

jedoch nur als eine Höflichkeit erscheint; nachher entließ er zwei Heidenboten welche schon lange im Gefängnisse geschmachtet. Die Gegengeschenke waren Seide und Ginseng.

So bescheiden auch die Antwort war, so tief war dennoch die Abneigung gegen die Hierarchie gewurzelt. Jongtsching war ein sehr strenger Götzendiener; denn obgleich er alle Religionen für gleichbedeutend hielt, und die Philosophie über die Maßen pries, so beugte er dennoch sehr oft seine Kniee vor den zahlreichen Bildern der Lamas und schrieb ihnen sehr große Kraft zu. — Dieß war Geistesschwäche, Aberglauben, Kleinigkeitskram, was man von einem Sohne des Kanghi nie hätte erwarten sollen.

Verschiedene Missionäre hatten sich noch zu Canton aufgehalten. Endlich kam der Befehl (1732), daß sie diese Stadt innerhalb dreier Tage räumen müßten. Bitten halfen nichts; Versprechungen noch weniger; die Priester mußten fortziehen. Als sie in Makao angekommen, stand auch schon ein Mandarin bereit ihre Diener und mehrere hundert Christen, welche ihnen gefolgt, in Ketten zu legen und zugleich nach Canton wieder zurückzuschicken. Dort wurden einige geprügelt, andere ins Gefängniß geworfen. Natürlich baten die Missionäre zu Peking um Widerruf des Befehls, welcher alle ihre Brüder des Landes verwiesen. Der Kaiser blieb aber starr bei seinem Entschlusse. Nachdem er ihnen verschiedene Geschenke gegeben, forderte er sie noch einmal vor sich, und erklärte ihnen in sehr energischer Sprache, daß er ihrer nicht weiter bedürfe und im Begriff sey sie alle wegzuschicken. — Da lieferten sie dem Monarchen eine Menge Schriften aus, worin die Ehrfurcht welche man vor dem Tode hegte, bewiesen war. Diese wurden von Gelehrten und heidnischen Priestern untersucht, die aber darüber kein Urtheil aussprachen. So blieb es denn bis zum Tode des Jongtsching. Kein freundlicher Mann verwendete sich für sie. Man bewachte alle ihre Schritte, beschränkte ihre Freiheit, verschloß den Palast, ihr früheres Elysium, und behandelte sie als verdächtige Personen, von denen man das Aergste zu erwarten habe. — Welch ein heftiger Schlag für sie, die so lange sich auf die Gunst des Fürsten gestützt, uneingedenk der Stelle wo es geschrieben steht: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen. Wohl dem, deß Hülfe der Gott Jakobs ist, deß Hoff-

nung auf den Herrn seinen Gott baut." — Die chinesische Regierung, so reich an Verordnungen, Geboten und Verboten, erinnert sich deren, doch nicht sehr lange Zeit, und bald bleiben sie wieder unbeachtet. So auch mit diesem Verfolgungsedicte. Die Missionäre gingen daher heimlich in das Land und hielten sich so viel wie möglich verborgen. In Peking selbst thaten sie sehr viel um die von den unbarmherzigen Eltern weggeworfenen Kinder zu taufen; denn nach Verordnung des Conciliums zu Trient sprach man diesen Kleinen das Himmelreich zu, wenn sie bald nach der Taufe stürben. Allein dieser Eifer, welcher den Chinesen unverständlich war, gab oft zu sehr tragischen Auftritten Anlaß, denn die Leute dachten daß sie Zaubereien begehen wollten, und daher kamen ihre Katechisten, welche damit beauftragt waren, in große Noth. Freilich gab dieß wieder Anlaß zur Erneuerung des Verbotes gegen Annehmung der Religion (1735), dennoch aber mehrte sich die Zahl der Priester und Mönche, welche die vorigen Gemeinden von dem Verfall ins Heidenthum zu retten suchten.

Der König von Portugal, welcher von den vielen Verfolgungen der Christen gehört, und nun noch erfuhr daß die chinesische Regierung den Handel von Makao auf 25 Schiffe beschränken wollte, glaubte es sey hohe Zeit durch eine prächtige Gesandtschaft alle die Hindernisse der Religion sowohl als des Verkehrs wegzuräumen. Zu diesem Zwecke wählte man einen großen Herrn, Don Alexander Metello Souza y Menezes, einen stattlichen ernsten Mann, welcher nach seiner Ankunft zu Makao es zur Bedingung machte, nicht als Steuerpflichtiger, wie gewöhnlich Botschafter von andern Höfen, zu erscheinen. Ein portugiesischer Missionär, Magelhaens, welchen Kanghi kurz zuvor nach Europa gesendet, langte erst in der Hauptstadt an, um den Kaiser auf die Gesandtschaft vorzubereiten. Da man aber vermuthete, daß Metello sich über die Behandlung der Christen beschweren würde, so wünschte Jongtsching erst die Ursache zu erforschen, welche diesen Großen nach Peking gebracht. Endlich kam der Don selbst und hielt seinen feierlichen und prächtigen Einzug in Peking, wie man noch nie dort gesehen. Um von der Größe seines Herrn einen Begriff zu geben, streute er auf dem Wege Geld mit vollen Händen aus. Nun bewrthete man ihn reich-

lich, die Großen des Landes kamen um ihm ihre Aufwartung zu machen; da er aber einige Ceremonien welche bei der Audienz erforderlich waren, nicht verrichten wollte, so schalt der Kaiser sehr heftig auf die Missionäre, weil sie ihm als einem Fremden falsche Begriffe beigebracht. Diese Streitigkeit wurde jedoch bald wieder geschlichtet, und nun kam Metello endlich vor den Prinzen, welcher ihn mit der größten Herablassung empfing, sich viel mit ihm unterhielt, aber immer einem Gespräch über wichtige Sachen auswich. Was nur immer die Chinesen erdenken konnten um Vergnügen zu gewähren, wurde dem Fremden erzeigt; allein die Absicht seines Besuches zur Sprache zu bringen war ihm unmöglich. Nachdem er nun den Kaiser in seinen Lustgärten besucht, auf den Canälen viel herum gefahren, Musik angehört, die gnädigsten Ausdrücke des kaiserlichen Wohlwollens empfangen, erhielt Metello endlich seinen Abschied. Jongtsching reichte ihm bei dieser Gelegenheit selbst einen goldenen Becher mit Wein dar, und gab ihm ein herrliches Mahl und dazu eine Menge Koffer mit Geschenken angefüllt. Allein dieß war alles; man erwähnte des Handels und Katholicismus nicht mit einem einzigen Worte, und ließ den Botschafter unverrichteter Sache unter der Begleitung von großen Mandarinen wieder seinen Weg ziehen. Der Wunsch des Monarchen war dergestalt erfüllt; er wollte dem Botschafter keine Ursache zur Klage geben und dennoch nicht die geringste Bitte gewähren. Unter allen den Herren welche je den Hof besucht, hatte keiner solche Ehre wie Metello genossen, und so blieb ihm denn der Trost, die Würde der Krone Portugals in jenem fernen Lande kräftig behauptet zu haben.

Am Ende der Regierung des Kanghi war die Stellung des chinesischen Reiches gegen das russische sehr unvortheilhaft; hätten die Potentaten dieser beiden Länder nicht unsägliche Schwierigkeiten gefunden, so würde ihre Streitigkeit durch das Schwert geschlichtet worden seyn. Doch große Wüsteneien und Hindernisse ohne Ende machten beide Parteien geneigt den Weg der Unterhandlung vorzuziehen. Zwar hatte ein jeder sehr gerechte Klagen. Die Russen hatten verschiedene mongolische Stämme an sich gezogen, und als der Kaiser die Herausgabe dieser Nomaden forderte, achtete man nicht auf seinen Befehl. Dazu hatten sich die russischen Karawanen sehr

sehr herrisch betragen, und mit den Chinesen sowohl auf der Reise als auch zu Peking Händel angefangen. Die chinesische Regierung hatte ihrerseits ihr Bestes gethan, um den Handel zu benachtheiligen und den russischen Agenten auf alle mögliche Weise zu kränken. Es war daher zu befürchten, daß der Verkehr in kurzer Zeit gänzlich aufhören würde, wodurch beide Nationen großen Verlust würden gelitten haben. Daher kam der Graf Vladislawitsch nach Peking (1728) und zeigte sehr bedeutende Klugheit in den Verhandlungen. Anstatt wie der Portugiese sich auf Beobachtung der Gebräuche einzulassen, beschränkte er alle seine Bemühungen auf die Belebung des Handels und das bessere Einverständniß mit der Regierung. — Da ungefähr 500 Mann von der Festung Albazin als Gefangene nach Peking gebracht worden waren, so erlaubten die Chinesen vorher, daß ein Priester von Sibirien nach der Hauptstadt kommen möchte um diese Leute und ihre Kinder in der Religion zu unterrichten. Nun aber wurde es festgesetzt, daß drei Geistliche beständig zu Peking bleiben sollten. Ueberdieß wurde dort ein Institut errichtet, wo vier Jünglinge sich mit der Erlernung des Chinesischen und Mantschurischen beschäftigen, und auch ihre Muttersprache den Chinesen und Tataren mittheilen sollten, damit man sich immer geläufig verständigen könnte. Zur Verhütung des herrischen Benehmens der Karawanen wurde der Handel in Zukunft nach den Gränzen der Mongolei verlegt. In einem sehr kleinen Ort, welcher den charakteristischen Namen Maimatschin (Handelsburg) erhielt, wurde an der russischen Gränzstadt Kiachta der Verkehr sehr eifrig betrieben. — Die chinesischen Kaufleute kamen durch die ungeheuren Steppen nach dem entlegenen Ort und brachten ihre Waaren mit sehr großen Kosten zu Markte. Die Russen dagegen hatten die ungeheuersten Eisfelder zu durchkreuzen, ehe sie ihren Handel treiben konnten. Da aber Gewinn zu machen war, so wurde keine der Parteien durch die Beschwerlichkeit des Weges zurückgeschreckt, und bald wurden beide blühende und berühmte Flecken. Der Vertrag welcher dieß hervorbrachte, gereicht beiden Nationen zur Ehre. — Die chinesische Politik jedoch erreichte ihr Ziel, die möglichste Entfernung von Fremden, denen nur verstattet wurde alle acht Jahre der Mission durch eine Gesandtschaft einen Besuch abzustatten. Es war außeror-

dentlich daß der chinesische Staat die Kosten der Russen während ihrer Anwesenheit bezahlte, welches sie gewissermaßen in die Macht der Chinesen brachte; eine Stellung, in welcher kein Abgeordneter einer Nation bleiben sollte. So hat denn auch diese Einrichtung nicht die erwarteten großen Zwecke bewirkt, und die Einschränkung und oft sehr willkürliche Behandlung von Seiten der Chinesen hat die Studenten eingeschüchtert.

Jongtsching starb plötzlich (1735), nach einer sehr geringen Krankheit, die man anfangs für unbedeutend hielt. — Unparteiliche Beobachter loben seinen großen Fleiß und seine Liebe zum Frieden; dagegen tadeln sie seinen Geist und seine äußerste Kleingeisterei sowohl, als seinen immer regen Argwohn.

Unter seiner Regierung wurde der Gebrauch des Tabaks allgemein. Es ist außerordentlich mit welcher Schnelligkeit sich das Rauchen dieser Blätter verbreitete, ohne daß man in Asien seinem Fortschritte nachspüren kann. Die Chinesen haben kein Wort für das Kraut und nennen es schlechtweg Rauch, die Japanesen und die Bewohner von Korea haben den ursprünglichen Namen Tabako beibehalten. So wenig die Chinesen gesonnen sind fremde Gewohnheiten anzunehmen, so machten sie dennoch in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Allerhand Pfeifen wurden von ihnen verfertigt, so schön und bequemlich, wie sie ein Türke und Deutscher nur erfinden konnte, dabei aber wieder eigener Art, wie jedes Ding in diesem Lande. Große Ländereien wurden mit dieser Pflanze besäet, der Tabak sehr fein geschnitten, in den verschiedensten Farben von Weiß und Schwarz, von starkem oder kaum bemerbarem Geschmack dem Raucher angeboten. Hoch und Nieder raucht; der arme Mann ergötzt sich mit seinem hölzernen Stumpf, und trägt den Tabaksbeutel beständig um seine Lenden, während der Staatsminister mit seiner von weißem Kupfer verfertigten und mit Wasser angefüllten Röhre ein wenig von dem geschnittenen Blatt gurgelnd verbrennt. Unter allen Ständen ist die Pfeife die treueste Gefährtin, welche nie fehlt und vom Morgen bis zum Schlafengehen in Anspruch genommen wird.

Während der Regierung des Jongtsching wurde zuerst das Opium bekannt. Zwar hatte man diesen verdickten Saft schon lange in den Apotheken gekannt, allein der Verbrauch in der

Medicin war so gering, daß man ihn wie alle übrigen Arzneimittel verhandelte. Nun fing man aber an dieses betäubende Gift mit Tabak vermengt zu rauchen. Wahrscheinlich wurde die Gewohnheit durch Chinesen, welche im indischen Archipelagus die Malayen dasselbe hatten thun sehen, zuerst eingeführt. Ein Volk ohne höhern Geistesgenuß, merkwürdig wegen seiner groben Sinnlichkeit, und nach allem was Rausch erweckt haschend, fand natürlich großes Vergnügen in dem Taumel, welchen der Genuß dieses schädlichen Saftes hervorbrachte. Uneingedenk der den Körper schwächenden Folgen und der Abstumpfung des sittlichen Gefühls gaben sich Tausende dieser erschrecklichen Gewohnheit hin, verschwendeten Haus und Habe auf den Ankauf, und nachdem sie sich einmal dem Rauchen hingegeben, konnten sie es nicht wieder ablassen und behielten es bei bis zum letzten Lebenshauche. — Die ganze Einfuhr beschränkte sich unter Jongtsching auf etwa 300,000 Pfunde, und es verging beinahe ein ganzes Jahrhundert, ehe die Nation im allgemeinen von diesem Laster angesteckt wurde *).

*) Die Quellen sind die vorher erwähnten. Die Berichte der Jesuiten weichen von einander ab. In den Staatspapieren spricht man sehr groß artig, um durch Fülle der Worte den Mangel der Thaten zu verbergen.

Neue Geschichte.

II. Abschnitt.

Tatsing-Dynastie.

von 1644 bis auf unsere Zeit.

IV. Capitel.

Kienlong; Kaotsongschunhoangti.

(1736 — 1795.)

Jongtsching hatte keine ächten Kinder, denn die Kaiserin war unfruchtbar gewesen; dagegen hatten die Kebsweiber eine Menge Nachkommen geboren, unter denen Kienlong der älteste war. Da der Tod des Vaters sehr plötzlich stattfand, so wurde dieser als der nächste Erbe zum Throne berufen. Er war noch sehr jung, nicht gut unterrichtet, und hatte überdieß nie an Regierungsgeschäften Theil. Dagegen war er mit gesundem Menschenverstand reichlich begabt, kräftiger Natur und dabei arbeitsam.

Natürlich drängten sich die Höflinge mit großer Begierde um den neuen Kaiser. Ohne aber den Rath seiner Minister zu erholen, gab er sogleich Befehl alle kaiserlichen Fürsten aus dem Exil zurückzurufen. Dort waren Hunderte von Unglücklichen, welche unter herben Leiden in den Wüsteneien der Tatarei schmachteten, unter diesen viele Edle und Fürsten hohen Ranges. Sie kamen daher schnell wieder nach der Hauptstadt, dem Schauplatz ihres frühern Glanzes, zurück; dort aber fanden sie wenig Freunde, denn sie waren arm und der Hülfe bedürftig. Nun erkundigten sie sich nach ihren Gütern welche sie früher in großer Menge besessen; und siehe, diese waren entweder verkauft, oder im Besitze der Regierung, so daß ihre Wiedererlangung unmöglich war. Da wandten sie sich endlich an den gütigen Kaiser, welcher ihnen eine geringe Pension von einigen Thalern monatlich, und so viel Reis als sie essen konnten anwies, so daß sie das Leben fristen konnten, aber weiter nichts übrig hatten. Nun machten die Minister noch überdieß Vorschläge sie nicht den gelben Gür-

tel, das Zeichen ihrer Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause, tragen zu lassen, sondern den rothen, welcher ihre entferntere Verbindung mit dem regierenden Hause anzeigt — eine Vorstellung, welche Kienlong willig annahm. So wurde denn die Freude über die Großmuth des jungen Kaisers sehr bald in Gleichgültigkeit verwandelt. Man vergaß die Prinzen; ihre Kinder und Kindeskinder verdingten sich nachher als Knechte oder Bedienten, und kaum kennt man jetzt noch den Namen ihrer Linie. — Den Söhnen des Kanghi, welchen Jongtsching so viel Unrecht seiner Eifersucht wegen hatte widerfahren lassen, widmete Kienlong ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Sie wurden unverhofft aus ihren Kerkern hervorgeholt, vor den Kaiser gebracht und sehr liebreich behandelt. Allein ihre lange Gefangenschaft hatte tiefen Schmerz in ihrer Seele zurückgelassen, und es vergingen viele Jahre ehe sie sich des Lebens wieder freuen konnten.

Eine ziemliche Reihe von Jahren floß nun dahin, in welcher sich Kienlong dem Vergnügen widmete, die Kunst zu regieren erlernte, und überdieß sehr viele Verordnungen zur innern Verwaltung des Staates gab. Unter diesen war die grausamste die Verfolgung der Christen mit Feuer und Schwert, wovon weiter unten. In mancher Hinsicht ahmte er seinem Großvater nach; er hielt viele schöne Reden im Rathe seiner Minister über Wohlwollen und Volksliebe, sprach über die hohe Bestimmung des Menschen und gab seinen Höflingen sehr treffliche Lebensregeln.

Der Vater war dem Kriege sehr abgeneigt, und daher warnte er den Sohn sehr ernstlich sich nie in solch ein verderbliches Spiel einzulassen. Er machte vorzüglich auf die Kosten und Beschwerden aufmerksam, welche selbst dem glücklichsten Führer zur Last fielen. Diese Worte behielt Kienlong sehr lange im Gedächtnisse, denn sie gehörten zu den letzten Ermahnungen des sterbenden Vaters. Wer hätte daher am Anfange dieser Regierung denken können, daß dieser Monarch in der Folge ein Eroberer werden und ungeheure Schätze zu diesem Ende verschwenden würde?

Nach dem Tode des streitsüchtigen Kaldan war Dschonkar der mächtigste Fürst im Westen China's, welcher über die ganze Bucharei herrschte und überdieß den entschiedensten Einfluß auf Tibet ausübte. Es gab aber auch unter seiner Herrschaft man=

cherlei Unruhen und Beschwerden, woran auch China betheiligt wurde. Jongtsching hielt daher ein Heer in Bereitschaft um sogleich über die Tataren herzufallen, wenn sie seines Landes Gränzen beträten. Da aber der Kaiser sehr argwöhnisch war und fürchtete, diese Truppen möchten unter einem muthigen General unverhofft auf die Hauptstadt losziehen und seiner Kaiserwürde ein Ende machen, bestellte er einen beschränkten Oberfeldherrn und verringerte so viel wie möglich das Heer, um es ganz unschädlich zu machen. Dabei befahl er den kleinen Häuptlingen, Hülfstruppen zuzuschicken, damit diese Ruhe und Friede im Lande erhalten möchten; mit andern Worten er verstärkte die Schwächern um sie den Mächtigern entgegenzusetzen, damit so ein Gleichgewicht erhalten und der chinesische Einfluß erweitert werde. Vielleicht zeigten sich diese Streiter zu stolz, oder verwickelten sich mit den Eingebornen durch ihre Plünderungen in Feindschaft; denn kurz vor dem Tode des Jongtsching erschlugen Alliirte sowohl als die übrigen Stämme jeden chinesischen Soldaten, dessen sie habhaft werden konnten. Sie verständigten sich überdieß miteinander, ihre Unabhängigkeit muthig mit dem Schwerte zu vertheidigen und unter keinen Umständen der chinesischen Monarchie zu huldigen. Dschonkar selbst bewies seine Abkommenschaft von Tschinggis und behauptete kraft dieser seine Ansprüche aufs mittlere Asien. Er war kühn und kräftig und besaß die Liebe seiner Unterthanen, wurde aber sehr bald aus diesem Erdenleben hinweggerückt.

Da sein Sohn sich wegen seiner Grausamkeiten verhaßt machte, so erschien ein Rächer des Volkes in einem Lama von königlichem Geblüte, welcher aber seinerseits sehr bald überwunden wurde. Es blieben zwei Mitbewerber übrig, Dawatsi und Amursana, welche beide in Betreff ihrer Geburt gleiche Ansprüche auf die Regierung hatten. Diese würden sich lange miteinander geschlagen haben, ohne daß Jemand sich darum bekümmert hätte, wenn nicht einige Kalmükenstämme, die von beiden feindlichen Parteien sehr hart bedrängt waren, ihre Zuflucht zu den Chinesen genommen. Nun erklärte sich Kienlong als ihr Beschützer und nahm indirect Theil an dem Kriege (1753).

Amursana sowohl als Dawatsi, welche die Macht ihres Nachbarn kannten, bewarben sich beide um die Gunst des Kien-

long. Der Kaiser zweifelte lange in welche Schale er sein Schwert werfen sollte, als Dawatsi, ihn ernstlich um seine Beihülfe ersuchend, nur auf gleichem Fuß mit dem Monarchen des himmlischen Reiches unterhandeln wollte. Diese Forderung erweckte den Stolz des Kienlong; wie durfte ein Elender es wagen sich mit dem Herrn der Erde gleichzustellen, oder Rechte geltend zu machen, welche er nur als ein treuloser Verräther aussprechen konnte! Er beschloß daher ihn sogleich mit Krieg zu überziehen, und ohne sich weiter um diese Sachen zu bekümmern erließ er sogleich ein Manifest, in welchem er Dawatsi einen Barbaren nannte, der mit den ersten Gesetzen des Himmels, welche der menschlichen Brust eingepflanzt, noch nicht bekannt wäre. Ich bin der Sohn des Himmels, und da diese Stämme mich um Rettung gegen den Tyrannen ersucht, kann ich nicht länger ihnen diese versagen. Die alten Minister welche nun lange in Ruhe und Frieden gelebt, und von diesem Kriege große Mühen erwarteten, sträubten sich zwar anfangs gegen denselben; allein Kienlong verwies ihren Kleinmuth und sprach gebieterisch die folgenden Worte: Unsere Magazine sind angefüllt, unsere Schatzkammern strotzen von Silber; warum sollten wir daher nicht etwas unternehmen, um unserm Geist freie Luft zu machen und unsere Macht in den fernsten Gegenden der Erde zu zeigen? Da die Censoren noch immer eifrig die Grundsätze gegen den Krieg verfochten, bemerkte der Monarch, daß er die öffentlichen Gelder nicht für sich selbst gebrauchen, sondern für das Wohl des Staates verwenden wolle; und daß Niemand ihm darüber Rechenschaft abzufordern habe. Ueberdieß verlange der Ueberfluß, welcher in den Schatzkammern enthalten sey, eine freie Circulation zum Besten des Volkes. Hiemit war nun Jeder zum Stillschweigen gebracht; allein lange vorher stieß ein bedeutendes Heer zu den Horden des Amursana, und diesem wurde geboten in allen Dingen dem chinesischen General Gehorsam zu leisten.

Der Feldzug nahm nun seinen Anfang; ein zahlreiches Heer begab sich auf den fremden Boden. Man traf die Kalmüken in der Nähe des Ili-Flusses an und wollte sie angreifen um ihnen eine Schlacht zu liefern; allein sie zerstreuten sich nach nomadischer Weise und ließen selbst ihren Anführer Dawatsi im

Stich. Man erwartete natürlich, daß ein Fürst welcher der Majestät des Reiches Hohn gesprochen, in Stücken zerhauen werden würde. Anstatt dessen nahm ihn Kienlong freundlich auf, ernannte ihn zum König erster Classe, und gab ihm selbst einen Hofstaat. Der Wunsch des Kienlong war, diesen Nebenbuhler an sich zu ziehen und in seiner Macht zu behalten, damit er einst davon Gebrauch machen und den Amursana im Zaume halten könne. Der letztere, welcher bestimmt geglaubt daß der beleidigte Kaiser seinen Gegner in Stücken hauen würde, war daher äußerst entrüstet als er von den hohen Ehren hörte, welche ihm zu Theil geworden und mißtraute seinem Schutzherrn. Die tatarischen Truppen hatten indeß von seinem Lande Besitz genommen, und betrugen sich nicht als Freunde sondern als Eroberer. Da bereute Amursana den Bund geschlossen zu haben; er verschwor sich mit den Häuptlingen der übrigen Kalmükenstämme und fiel dann meuchelmörderisch über die Kaiserlichen her. Die Plane waren so wohl berechnet, daß die nichts argwöhnenden Mantschuren beinahe zu gleicher Zeit niedergehauen und ein bedeutendes Heer, welches in kleinen Abtheilungen die Besatzung der eroberten Städte ausmachte, sehr bald vernichtet wurde. Diese Schreckenspost wurde dem Kienlong mit völliger Gewißheit überbracht. Eine große Wüste trennte den Feind vom westlichen China, und es erforderte große Anstrengungen und Unkosten um eine Armee dorthin zu bringen. Ueberdieß lief man immer Gefahr daß die Lebensbedürfnisse und Kriegsvorräthe von einem thätigen Feinde aufgefangen und das Heer vor Elend und Mangel hülflos ein Raub des Todes werden möchte. Alle diese Gedanken drängten sich dem Gemüthe des Herrschers auf. Seine Niedergeschlagenheit vermehrte sich mit jedem Tage, und so bereit wie er früher gewesen das Schwert zu ziehen, so ernstlich bereute er diesen unvorsichtigen Schritt, als Unglück ihn umringte. Dazu kam noch die Scham, daß die List diesem Volke seine Freiheit zu rauben so übel ausgeschlagen, und daß der Anschlag Amursana nach Peking zu locken mißglückte. Der Gedanke an die wiederholte Treulosigkeit der Kalmüken, welche trotz Bündnissen und Versprechungen immer aufs neue sich zeigte, erweckte den bittersten Haß gegen diese Horden. Ungeachtet die Censoren nun sehr laut wurden und den Kaiser ernstlich vor der Erneuerung des

Krieges warnten, obgleich alle Großen des Staates mit der größten Heftigkeit gegen solch ein tollkühnes Unternehmen sprachen, ließ Kienlong dennoch ein sehr starkes Heer wieder bis Ili vordringen (1756). Der Feind war keineswegs scharfsichtig genug, um sich in den Steppen in Hinterhalt zu legen und den Marsch der großen Truppenzahl zu erschweren. Sobald daher die Soldaten in Sungarien angekommen waren, zerstreuten sich die Kalmüken wie gewöhnlich und ließen auch Amursana im Stich. Dieser aber entzog sich dem Nachsetzen der Mantschuren und ersann neue Plane zu ihrem Untergang. Kienlong vernahm mit sehr großem Zorn, daß man des Rädelsführers noch nicht hätte habhaft werden können, und befahl sogleich daß seine Generale sich vor seinen Richterstuhl stellen sollten um über ihre Nachlässigkeit Rechenschaft zu geben. Dem Befehle gemäß eilten sie daher mit zitterndem Herzen nach der Hauptstadt, denn der Oberherr vergab nie; da sie aber nur ein sehr kleines Gefolge mitgenommen, so überfielen sie die Kalmüken und metzelten alle nieder; nur ein einziger Officier entkam mit dem Leben. Dieser legte natürlich den Mangel der Regsamkeit seinen verstorbenen Cameraden zur Last; und so erwählte daher Kienlong tüchtigere Helden um jenen Krieg fortzusetzen. Als diese den Schauplatz des Kampfes erreicht und sich von allen Umständen sehr wohl unterrichtet hatten, erfuhren sie, daß Amursana sich unter die Kirgisen (Hassaken) geflüchtet. Schnell wünschten sie daher in jene Steppen einzufallen; allein der Chan dieser Horden bat sie ruhig zu warten bis der Häuptling ergriffen worden sey, und nicht sein Land zu verheeren. Der Mantschurengeneral, welcher diese wilden Stämme fürchtete, denn sie waren wüthende Muhammedaner und dabei viel tapferer als die Kalmüken, hielt sich daher zufrieden an den Gränzen stehen zu bleiben. Sobald die wenigen Elöten-Horden welche den Chinesen treu geblieben, die Furcht der Feldherren bemerkten, zogen sie sich schnell zurück, und faßten selbst den Entschluß, ihre Bundesgenossen hinterlistig zu ermorden. Der muthigste Tatarenanführer, welcher davon Nachricht erhielt, ging selbst ins Lager der Kalmüken um sie wieder zum Diensteifer für den Kaiser zurückzubringen. Als die Elöten aber ihn in der Ferne erblickten, schossen sie einen Pfeilregen auf ihn ab, und der General sank unter vielen Wunden. Seine Leute wollten

ihn wegtragen, er aber ermahnte sie zur schnellen Flucht, und überreichte seinen Dienern sein Ordenszeichen, eine Pfauenfeder, um diese Auszeichnung dem Kaiser, von dem er sie empfangen, zu überreichen, und ihm seinerseits zu sagen daß er voll Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten willig sein Blut für den gütigen Herrn verspritzte.

Beinahe ein Monat war nun verstrichen, noch hörte man nichts von Amursana. Als nun endlich der General auf eine bestimmte Antwort drang, sagte der Kirgisenfürst, er sey schon mit seiner ganzen Habe nach Rußland entflohen. Kienlong gerieth außer sich, als er dieß hörte, und rief die Generale vom Heere zurück. Seine erste Frage war, warum bringt ihr mir nicht den Amursana todt oder lebendig? — Die Oberfeldherren verstummten; der Monarch, wüthend über ihre Nachlässigkeit, verurtheilte sie zum Tode und rechtfertigte sich nachher durch ein weitläufiges Schreiben.

Dieser mißlungene Anschlag erweckte auch in Kienlongs eiserner Brust das Verlangen jene entfernten Länder dem Landesfürsten zu überlassen, und nach solchen ungeheuren Verschwendungen von Gut und Blut sich nicht länger um die Händel der Elöten zu bekümmern. Gerade als der Kaiser den Entschluß faßte seine Truppen zurückzuziehen, erhielt er einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Dinge von Tschaohoei, einem General, der lange Zeit in der Tatarei verweilt hatte, und einen Haufen Kernsoldaten commandirte, welche Hunger und Durst ohne Murren ertrugen. Er zog ohne Befehl dazu zu haben die zerstreuten Bataillone der Mantschurentruppen an sich, weckte ihren sinkenden Muth, und sprach herzlich mit den Verwundeten. Nachdem er nun ein bedeutendes Heer an sich gezogen, wartete er bis die Elöten wieder untereinander uneinig geworden und fiel ihnen plötzlich in den Rücken. Amursana, welcher sein Vaterland wieder betreten und seine Macht zu erlangen gesucht, wurde zum Weichen gebracht, die übrigen Häuptlinge flohen in großer Unordnung, und Tschaohoei mit seinem Stellvertreter Fute, einem braven Soloner, behielten das Feld. Nun fingen sie aber an mit tatarischer Grausamkeit zu wüthen. Die Stämme, welche den Chinesen untreu geworden, verfolgten sie bis aufs Blut, hieben die Alten nieder, machten die Jungen zu Sklaven

und sengten und brennten wohin sie nur kamen. Sehr wenige dieser Nomaden erreichten die Gränze Rußlands, die übrigen wurden ein Raub des Schwertes oder beschlossen ihr unglückliches Leben in den Wüsten, als Leibeigene der grausamen Mantschuren. Diese Handlungsweise war ganz im Sinne des Kienlong; nach langem Blutvergießen konnte Tschaohoei endlich seinem Hofe melden daß Sungarien dem kaiserlichen Scepter huldigte, denn die meisten der Einwohner hatte man ausgerottet. Der Monarch rühmte sich dann daß er Ordnung und Ruhe hergestellt und daß das Volk nun durch seine sanfte Regierung beglückt werden sollte.

Noch aber lebte Amursana, und so lange er im Ansehen blieb, konnte man sehr wenig von dem Frieden erwarten. Er war nach Siberien gegangen und trotzte unter russischem Schutze der Macht des Ueberwinders. Verschiedene Häuptlinge der Kalmüken wurden unterdessen von dem General ergriffen und nach Peking gesandt. Dort wurden sie in Gegenwart des Monarchen in Stücken gehauen, um sie wegen ihrer Treulosigkeit zu strafen. Kienlong wollte dem Amursana ein gleiches Loos widerfahren lassen, aber die Russen weigerten sich hartnäckig ihn auszuliefern, weil dieß wider Treue und Ehre wäre. Darüber stürmte der unbeugsame Monarch, und hätte vielleicht auch nach Siberien seine siegreichen Schaaren geschickt, wäre der Fürst nicht an den Folgen der Kinderpocken gestorben. Darauf verlangte Kienlong den Leichnam, den er zu zerstückeln wünschte; und die Russen zeigten ihm den Körper, wollten aber diesem herrischen Verlangen kein Gehör geben, und entschuldigten sich daß er schon in Verwesung übergegangen. Dann gebt die Knochen her, sprach der Tatar, damit wir an ihnen die Rache ausüben; allein auch die Gebeine sollte der Grausame nicht erhalten. Er mußte daher seinen Wunsch aufgeben, vergaß aber den Ungehorsam der Russen nie.

Noch aber blieben verschiedene turkomanische Stämme in südwestlicher Richtung frei, welche früher unter der Botmäßigkeit der Kalmüken standen und ihnen Hülfe geleistet. Der Mantschurengeneral versprach ihnen sehr große Vorrechte und viel größere Vortheile als sie unter den Elöten genossen; dabei ließen es die Begs auch bewenden. Als aber diese Dinge zur Ausführung gebracht werden sollten, zeigten sich die Raubsucht der

Soldaten und die Erpressungen der Mandarine in einem solchen Grade daß der Krieg mit aller frühern Wuth erneuert wurde. In diesem Kampfe fochten die wenigen Muhammedaner mit Verzweiflung; der größte Theil ihrer Glaubensgenossen aber blieb ruhig beim väterlichen Herde sitzen, und so gelang es den Mantschuren das südliche Turkestan bis an die Gränzen von Kabal mit Einschluß von Kaschgar, Aksu, Jarkand und andern Städten und einigen tausend Dörfern der kaiserlichen Herrschaft einzuverleiben. Dieses ziemlich ausgedehnte Land wurde in eine militärische Colonie unter der Regierung eines Generals der Mantschurei verwandelt, und der Hauptort der Elöten, Ili, zu seinem Sitz ernannt. Die Verwiesenen wurden auch dorthin geschickt, um entweder den Soldaten als Sklaven zu dienen und das Land urbar zu machen, oder im Elende zu verschmachten. Die Einkünfte, welche man von dieser neuen Erwerbung erhielt, und die theils vom Handel, theils von den Feldern erhoben wurden, und vor der Eroberung sehr bedeutend waren, fand man bald äußerst gering, wenn man die Ausgaben betrachtete, welche die Armee und die zahlreichen Beamten nöthig machten. Der Krieg selbst kostete dem Kaiser 60 Millionen Unzen Silber, und nicht weniger als vier Heere, die nach einander gänzlich aufgerieben wurden. Dennoch behaupteten sich die Chinesen hier in einer Lage, ähnlich der der Engländer in Kabal, der Russen in Kaukasien, und der Franzosen in Algier, mit beispiellosem Muth und staunenswerther Unerschrockenheit.

Wir werden später darauf wieder zurückkommen, und bemerken hier noch daß kein General je so geehrt wurde wie Tschaohoei von Kienlong. Seine Rückkehr glich einem Triumphzuge, der Kaiser selbst empfing ihn und brachte die Opfer dar, welche bei solchen Gelegenheiten stattfinden. In der Walhalla hatte er die mit Blut bespritzten Köpfe der erschlagenen Feinde geopfert, dort brachte er auch seinen Dank für diesen so glücklichen Erfolg seines Unternehmens dar (1760). Alles war Freude und Wonne am Hofe; Kienlong selbst kam dem General entgegen und überreichte ihm eine Tasse Thee. Dieser wollte niederfallen, um seinen Dank für solche Ehre auszudrücken. Nach allen Höflichkeitsbezeigungen führte der Monarch seinen Diener in die Residenz ein, wo das ganze Heer unter den Waffen stand, und ihn mit den höchsten Ehren empfing. Dann betrat er den Palast, und

da zeigte Kienlong wieder vor der ganzen Familie, wie hoch er den Befehlshaber achte, und wie er ihn als ein Beispiel aller Prinzen und Officiere vorstelle, weil er wieder den Muth der Mantschuren belebt und aufs neue ihren Ruhm begründet.

Aber nicht alle Generale waren gleich glücklich. Fute, der tapferste und thätigste von allen, sogar größer als Tschaohoei, auf den der Monarch selbst einen so hohen Werth setzte daß er ihn einer Armee gleich schätzte, erhielt kein Ehrenzeichen. Als einmal die Fremden sich der Vortrefflichkeit ihrer Kanonen rühmten, wodurch sie hofften einen Sieg über die chinesischen Heerhaufen zu erhalten, sagte Kienlong sehr trocken, ich muß ihnen den Fute zusenden, der diese Streitfrage wohl entscheiden wird. Allein Fute hatte auf irgend eine Weise Kienlong beleidigt, und der Kaiser vergab nie. Daher wurde ihm der Proceß gemacht daß er aller seiner Ehrenstellen entsetzt werden, und ins Gefängniß gehen sollte, weil er auf einem Heerzuge sich verschiedener Pferde bemächtigt und diese zu seinem eigenen Gebrauch bestimmt. Eine solche Anklage gegen einen Mann, welcher aus Liebe zu seinem Herrn die größten Schandthaten verübt, gemordet und Städte niedergebrannt, klingt ganz jämmerlich. Allein Fute blieb im Kerker, und war froh genug daß der Monarch nicht das Todesurtheil über ihn aussprach; denn es hätte sehr wenig daran gefehlt daß seine Rache nur in dem Blute des Unerschrockenen gesättigt werden konnte. Da saß er nun bis alle Manneskraft von dem Schmutze und der Feuchtigkeit des elenden Gefängnisses verzehrt war; endlich wurde ihm bei einer allgemeinen Amnestie auch seine Freilassung angekündigt. Damals aber war er schon ein Greis, welcher gebückt am Stabe einherging, und ohne Freude in dem armseligsten Zustande umherirrte.

Mit einem der größten Lieblinge des Kaisers wäre es aber beinahe noch ärger gegangen. Dieser hatte früher den höchsten militärischen Ehrenposten bekleidet und war Befehlshaber der neun Thore Pekings gewesen. Als Höfling wußte er sehr wenig vom kriegerischen Wesen; dennoch glaubte er große Dinge verrichten zu können, wenn ihm dazu Gelegenheit gegeben würde. Kienlong wünschte dem Günstling dazu Glück, und nun begab er sich nach der Tatarei mit einem zahlreichen Heereshaufen, um dort die herrlichsten Thaten für die Nachwelt zu verrichten.

Aber troz des großen Eifers wollte es mit den erwarteten Siegen nicht gehen, und so übernahm er die Civilverwaltung der neueroberten Länder. In diesem Fache zeichnete er sich sehr aus, so daß die Armen reichlich mit Lebensmitteln versehen wurden und das Volk ruhig blieb. Seine Verdienste waren der Art daß die siegreichen Generale selbst erklärten, ohne seine Beihülfe nichts unternehmen zu können.

Der Kaiser, welcher von dem elenden Feldzuge seines Vertrauten gehört, gerieth vor Zorn außer sich und befahl sogleich ihm das Haupt abzuschlagen. Ein geschwinder Bote überbrachte die Nachricht, welche alle die anwesenden Generale in Furcht und Staunen sezte. Gehorchen mußte man nun einmal, und doch konnte man sich ohne den Verurtheilten im Lande nicht behaupten. So verschob der Oberbefehlshaber auf eigene Gefahr die Vollführung des Urtheils, bis der Geächtete alle Sachen in gehörige Ordnung gebracht, um dann erst seine Strafe zu empfangen. Unterdessen verwendete sich ein Minister sehr ernstlich für seinen Freund, und stellte die Verdienste die er sich erworben, ins gehörige Licht. Kienlong war in guter Laune, hörte gerne die Vertheidigung eines Mannes, dessen er sich noch erinnerte, vergab ihm, obgleich er es schon für zu spät erachtete, und schickte den Fürsprecher selbst ab um diese Nachricht zu überbringen. Glücklicherweise war die Gnadenfrist noch nicht verflossen, und das Leben eines Unschuldigen wurde dergestalt erhalten.

Kienlong betrauerte sehr tief die Entvölkerung der neueroberten Länder, freute sich indessen daß der Schrecken seiner Heere die entferntesten wilden Stämme in Zügel hielt. Während seine Grausamkeit die Nomaden über die Gränzen trieb, erlebte er auch das Vergnügen zwei der Horden, die unter seinem Großvater sich nach Rußland geflüchtet, wiederkommen zu sehen. Diese lebten an der Wolga in sehr reichen Steppen, hatten aber sehr viele Plackereien von den russischen Beamten zu erdulden. Ueberdieß glaubten sie sich in ihrer Religion gekränkt und konnten es nicht vergessen daß man die rüstigsten Jünglinge unter die Soldaten steckte. Auf einmal faßten sie den Entschluß, wieder nach ihren alten Wohnstätten zu fliehen, obgleich es in der Mitte des Winters war, sie Weib und Kind mitzunehmen hatten, und gezwungen waren lange Strecken der Eisfelder Asiens zu

durchkreuzen. Das Unternehmen war so abenteuerlich daß die russischen Officiere in der Nachbarschaft ihrer Weideplätze es nicht glauben wollten, obgleich man ihnen die Gewißheit eines solchen Unternehmens hinterbrachte. An dem bestimmten Tage waren sie plötzlich wie ein Schwarm Heuschrecken dahingezogen. Vergebens suchten die Kosaken sie zurückzutreiben, sie hatten schon den Vorsprung und ließen lieber den Nachtrab gefangen nehmen, um nur nicht durch Widerstand ihre Zeit zu verlieren. Alle die Leiden eines sehr kalten Winters ertrugen sie mit der größten Gleichgültigkeit. Ihr Vieh starb vor Hunger und Müdigkeit, viele Familien mußten in der Einöde zurückgelassen werden, — denn man hatte keine Lastthiere für sie, — und wurden von Wölfen aufgefressen. Dennoch blieben die Horden unerschütterlich in ihrem Vorsatz und erreichten, nachdem sie acht Monate unterwegs gewesen und den größten Theil ihres Viehes und ihrer Verwandten verloren, die chinesischen Gränzen, wandelnden Gerippen ähnlich. Kienlong wollte sie erst wegtreiben, besann sich aber bald darauf, ließ ihnen Weideplätze anweisen und Nahrung reichen, und verordnete daß die Häuptlinge vor ihm erscheinen sollten. Sie gingen deßhalb nach Peking, wurden herrlich gekleidet, und hatten eine Audienz im Palaste. Wie sie alles anstaunten, welche hohen Begriffe sie von der Macht des großen Kaisers erhielten, läßt sich kaum mit Worten beschreiben. Kienlong sah mit Wohlgefallen auf diese Ueberläufer nieder, die einen der gefährlichsten Züge unternommen, deren die Geschichte erwähnt; und dieß um so mehr, da sie aus Rußland entflohen, wohin sich so viele seiner vermeinten Unterthanen geflüchtet. — Es war daher für ihn ein großer Triumph über Katharina, mit der er häufig Händel gehabt.

Ungeachtet des beständigen Krieges mit den wilden Völkerschaften längs des ganzen Weges blieben dennoch 30,000 Familien übrig, welche den Kaiser als Schutzherrn erkannten. Zu diesen gesellten sich noch 30,000, so daß das Volk sich schnell vermehrte und, da der Krieg aufgehört, auch noch kleinere Stämme in der Nachbarschaft an sich zog. Die Freude über dieß Ereigniß war unbeschreiblich groß; Kienlong verfaßte eine Inschrift und ließ sie in vier verschiedenen Sprachen übersetzen, welche auf einer steinernen Tafel eingegraben bis auf diesem Augenblick zu

Jli steht. Er baute überdieß einen Tempel auf einem hohen Berge, dem Buddha geweiht, welchen alle Stämme des mittlern Asiens verehren. Dann feierte er den Tag, welcher ihm so viele Unterthanen wieder gab, mit vieler Pracht, und glaubte der glücklichste Sterbliche zu seyn, dem ein großer Theil des Erdkreises huldigte. Die zwei Hauptstämme der Nation waren nun unter seiner Oberherrschaft, nämlich die Dschongaren, die Ureinwohner des Bezirkes von Jli, eine Nation, welche theilweise auch das Feld bebaute. Daher schenkte ihnen der Kaiser Samen und Ackerwerkzeug, um sie von ihrem wüsten und herumstreifenden Leben abzuziehen, und als eine Vormauer des Reiches, sobald sie feste Wohnsitze hätten, zu gebrauchen. Der zweite Stamm waren die Torguten, welche sich von Rußland dorthin begaben, und unter strenge Leitung der mantschurischen Officiere gestellt wurden. Endlich der dritte bestand aus Koschoten, die unter der Oberherrschaft des Lama in Tibet standen, nachher aber dem großen Kalmükenbunde einverleibt wurden. Dasselbe System, welches schon Kanghi eingeführt, wurde auch in diesen Gegenden in Ausübung gebracht. Man suchte so viel wie möglich die Nationalität der Völker zu unterdrücken und die Interessen der Häuptlinge so stark wie möglich den chinesischen anzuschmiegen. Die Häuptlinge wurden daher die Diener der Mandarine, und Peking ihr Elysium, wohin sie beständig wallfahrten, um einander anzuschwärzen und Gunst zu erwerben. Nur die Titel welche sie dort erhielten, waren ihnen von Wichtigkeit; was ihnen erblich übertragen, oder von der Liebe des Volkes anerkannt, hatte für sie keinen Reiz. Die Horden selbst wurden unter viel strengere polizeiliche Aufsicht gestellt als die Kalkas, und der geringste Fehltritt sehr heftig gerügt. Dabei gewannen sie aber an bürgerlicher Ordnung, und was ihnen an Freiheit abging, wuchs ihnen an Nahrung; denn nun lernten sie fleißig die Felder bestellen und sichern Unterhalt sich zu verschaffen. In diesem Bestreben ging ihnen die chinesische Regierung fleißig an die Hand.

Die Lust zum Kriege war nun einmal rege geworden, und der glückliche Erfolg bürgte für weitere Unternehmungen. Ueberdieß wünschte Kienlong seinen Generalen und Soldaten Beschäftigung zu geben, und bei solchen Gesinnungen konnte es wohl nicht an Gelegenheit fehlen. — Im Süden der Provinz Junnan

leben verschiedene Stämme, welche wechselseitig unter chinesischer sowohl als birmanischer Botschaft gestanden haben. Da sie sehr arm sind, so würden sich beide Regierungen wahrscheinlich nicht viel um sie bekümmert haben, hätten sich nicht in ihren Wohnorten Silberbergwerke gefunden, welche die Betriebsamkeit der Chinesen aufs äußerste rege machten. Sie kamen daher in großer Menge nach den Minen, wo sie aber schon Birmanen trafen, die ihnen nicht weichen wollten. Darüber entstanden Streitigkeiten, welche endlich nach Peking zur Entscheidung gesandt wurden, und da dem kaiserlichen Einkommen durch die Massen von Silber, die von dort eingeführt wurden, ein sehr bedeutender Beitrag erwuchs, so wollte Kienlong sogleich den ohnmächtigen aber sehr anmaßenden Feind für seine Eingriffe in seine Rechte strafen. Von Birma selbst hatte man keine rechten Ideen, man betrachtete es als ein Tribut zahlendes Land, welches dem großen Kaiser unbedingten Gehorsam zollen müßte. — Die Mandarine hatten natürlich eine lange Liste von Beschwerden gegen die Birmanen dem Kaiser übersandt, in Folge deren er in seinem Zorne dieß Volk vernichten und nachher das Reich seinem eigenen beifügen wollte.

Eine sehr bedeutende Armee segelte daher sogleich den Jangtse herauf (1767). In Junnan angelangt, vereinigte sie sich mit den übrigen Heerschaaren des Landes, überstiegen die Berge der Gränze, und verloren sich endlich in den ausgedehnten Wäldern. Allein da war kein Feind zu sehen; die wenigen Hütten welche man antraf, waren vom Volke verlassen und wurden sogleich niedergebrannt, aber Lebensmittel und Oerter, um die Soldaten zu beherbergen, fand man nirgends. Der Mantschurengeneral drang nun tiefer landeinwärts, in der gewissen Hoffnung daß er bald die Hauptstadt erreichen würde.

Zu jener Zeit waren die Birmanen gerade wieder als ein Volk empor gekommen, nachdem sie sehr lange unter dem Drucke der Peguer geseufzt. Aber noch war das Reich vom Kriege verheert, eine Einöde, das Volk an Kampf gewöhnt, ohne Eigenthum, muthig und entschlossen bis zum letzten Augenblick auf dem Schlachtfelde zu kämpfen. Die Chinesen hatten nun das Dorf Tschibu erreicht. Dort erwarteten sie reiche Vorräthe vom Vaterlande, um ihren Hunger zu stillen; allein diese kamen nicht

an, denn schon hatten sie die Birmanen unterwegs aufgefangen. Nun sandten sie ihre kleine Anzahl Reiterei nach allen Richtungen, um wo möglich einige Mundbedürfnisse herbeizuholen. Allein die Mantschuren wurden von den zahlreich im Hinterhalt stecken- den Birmanen angehalten. Immer näher und näher drängten sich die feindlichen Haufen, immer größer wuchs die Noth im chinesischen Lager. Endlich beschloß der General weiter vorzu- dringen, allein sein Vorrücken war unmöglich, denn eine bedeu- tende Armee versperrte ihm den Weg. Da sann er auf einen Rückzug, und obgleich der Zorn des Kaisers ihm lebhaft vor den Augen stand und die Gewißheit daß er das Mißlingen des Pla- nes mit dem Leben büßen werde, ihn sehr beunruhigte, so bediente er sich dennoch dieses letzten Mittels zur Rettung. Schon aber waren im Rücken und in den Bergschluchten, wohin er zu marschiren hatte, zahlreiche Posten aufgestellt, und vergeblich der Entschluß die Massen der Feinde zu durchbrechen. Verzweiflung brachte endlich eine Schlacht zu Stande, die den Gerippen ähnlichen chine- sischen Soldaten leisteten wenig Widerstand; Fieber und Hunger hatten die Ueberbleibsel einer Armee von 50,000 Mann größten- theils vernichtet; das Schwert vollendete das Werk, und endlich erhaschten die Birmanen die noch das Daseyn fristenden Elenden, und schlugen sie in Ketten. Ihr jämmerlicher Zustand rettete ihnen das Leben; denn wären sie noch kräftig gewesen, so würde sie der König Schembuan ohne Zweifel niedergemetzelt haben; denn er war argwöhnisch und würde aus Furcht vor Wiederver- geltung ein Blutbad angerichtet haben. Sie wurden nachher in eine Colonie verpflanzt, und erhielten die Erlaubniß birmanische Weiber zu heirathen, so daß der Staat dadurch 2500 fleißige Unterthanen erhielt, deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag noch dort leben, und durch ihren Handel und Unternehmungsgeist das Land bedeutend bereichert haben.

Als die Nachricht von diesem Unglück die chinesische Regie- rung erreichte, war Kienlong sehr niedergeschlagen; denn nicht einmal ein gemeiner Soldat war dem Verderben entkommen, um an ihm seine Rache für den Verlust zu kühlen. Daher rief er den berühmtesten General, Akui, zu sich. Dieser Mann hatte sich von dem untersten Grade zum Befehlshaber emporgeschwungen; er war indeß mehr berühmt wegen seiner Ränkesucht als durch

Kriegstalent, jedoch ein unschätzbarer Höfling in den Augen des Autokraten. In einem so volkreichen Lande wie China ist es eine sehr leichte Sache ein Heer zusammenzubringen, und Hunderttausende von Gefallenen können in sehr kurzer Zeit ersetzt werden. Mit einer zahlreichen Armee war daher der Feldmarschall schleunigst auf dem Wege. Um aber einem ähnlichen Unglück vorzubeugen welches seine Vorgänger getroffen, ließ er den Proviant an dem Jangtse einschiffen und dann den Irawaddi herabfahren, an dessen Ufer er mit seinen Soldaten hinzog. Nun glaubte er sich vor allen Gefahren sicher gestellt; allein da kam noch ein viel fürchterlicherer Feind als die Birmanen ins Lager, nämlich ein ansteckendes Fieber, welches große Schaaren der Krieger hinwegraffte und das ganze Heer so schwächte daß die Truppen stille liegen mußten. Dießmal kamen die birmanischen Völker aber viel zu spät ins Feld, denn das Land war anderwärts im Kriege verwickelt. Da diese wiederholten Einfälle die Plane des Königs auf Eroberungen im Süden bedeutend störten, so ließ er sich's für dießmal gefallen, daß die Ueberbleibsel der chinesischen Armee sich zurückzogen. Dafür aber trat die chinesische Regierung alles Recht auf die bestrittenen Silberbergwerke ab, und leistete überdieß auf die Oberherrschaft der Gränzvölker vollkommen Verzicht. Akui selbst schloß diesen Bund und begab sich dann mit bleichem Angesichte nach Peking. Kienlong war dießmal nicht so streng wie man erwartet hatte, überzeugt daß ein General für die Krankheit seiner Soldaten nicht verantwortlich sey. — So endete ein Unternehmen, welches, wäre es mit Erfolg gekrönt worden, eine gänzliche Veränderung in Indien würde hervorgebracht haben. Kienlong wußte wohl daß die Herrschaft der Mongolen in jenem Lande zu Ende sey, daß die Hindu keiner großen Armee von Tataren des nördlichen Asiens würden widerstehen können, und hielt daher einen glücklichen Erfolg eines Einfalles von Tibet aus für so gewiß, wie ähnliche Unternehmungen über Herat und Afghanistan gelungen waren. Allein man wollte sich erst des Birma-Reiches bemächtigen, um dann mit den Soldaten dieses Landes ins östliche Indien vorzudringen. Dieser ganze Plan scheiterte, und Kienlong lernte sehr bald daß er nicht zum allgemeinen Herrscher Asiens bestimmt wäre, daß er bloß davon träumen aber nie die Wirklichkeit sehen könne.

An den Gränzen Ssetschuens, in einem Thale durch welches der Jangtse fließt, umringt von unzugänglichen Bergen, lebte ein Stamm der wilden Horden Kokonors, welcher schon seit Jahrhunderten seine eigne Regierung und Beamten gehabt. Da dieß Land so fest von Natur ist, behaupteten die Bergbewohner ihre Unabhängigkeit und fochten sehr muthig gegen alle Anfälle der Chinesen, welche sie auch so ziemlich in Ruhe ließen. Es entstanden aber Streitigkeiten unter den Häuptlingen, welche einander bekriegten und oft in die benachbarten Thäler herabkamen um dort zu rauben. Die Mandarine geboten ihnen daher, untereinander Frieden zu halten und die chinesischen Unterthanen nicht zu beunruhigen. Da dieß nicht sogleich geschah, so nahmen die Beamten Zuflucht zu gewaltsamen Maßregeln, welche wieder die Rache der Wilden rege machten, und so entstanden schreckliche Fehden. Nun sandte der Statthalter der Provinz seine Soldaten, um das Volk zur Ruhe zu bringen. Anstatt seinem Befehle zu gehorchen, erschlugen die Ungehorsamen die Krieger und nöthigten ihn daher eine Armee ihnen entgegenzusenden. Sobald die Stämme von ihrem Marsche gehört, zogen sie sich eiligst in die Bergvesten zurück, wo jedes Haus und Dorf eine Festung ist. Der chinesische General schrieb dieß ihrer Feigheit und der Furcht vor seinem Namen zu, und verfolgte sie daher mit großem Eifer. Nachdem er aber eine große Strecke unter unzähligen Mühseligkeiten vorgedrungen, befand er sich plötzlich in einer Schlucht. Sogleich wurden ungeheure Felsstücke auf die Armee heruntergerollt und ganze Regimenter unter ihnen zerquetscht. Da war kein Ausweg, und so mußten sich die Truppen, welche noch am Leben geblieben, ergeben. Gegen die Gefangenen handelten die Barbaren mit der größten Grausamkeit, und ließen vorzüglich ihre Wuth aus an den Mandarinen, welche sie so hart gepeinigt. Alle folgenden Versuche das Volk zu unterwerfen waren vergeblich, ein General nach dem andern wurde geschlagen, und Kienlong, sowie er diese unangenehmen Nachrichten erhielt, zögerte nicht seinen Unwillen durch die Verurtheilung der unglücklichen Oberfeldherren auszudrücken. Nun aber wünschte er etwas Großes zu thun, und sandte einen Liebling, welcher oft über die Ungeschicktheit der Generale in des Kaisers Gegenwart gelacht. Siege du, sprach der Kaiser, und laß mir die Nachricht von deinem Erfolge bald zukommen.

Die Armee, zu diesem Unternehmen bestimmt, war dießmal viel besser bestellt als früher, und da der Feldmarschall unbeschränkte Macht erhalten, handelte er auch nach seinem eigenen Gutdünken, verwarf den Rath der erfahrnen Krieger, und stand mit dem größten Theil seines Heeres schon nach einigen Wochen im Herzen des Landes, um dem Kriege so schnell als möglich ein Ende zu machen. Jeder glaubte nun daß die Bergbewohner sich unterwerfen würden, denn sie leisteten nicht den geringsten Widerstand, und blieben stille in ihren Vesten sitzen. Schon berechnete der Günstling die Freuden des Triumphes welche bei seinem Einzuge in die Hauptstadt ihm zu Theil werden würden, als plötzlich von allen Seiten her das Kriegsgeschrei sich erhob, und nun wurde die Armee von Wurfspießen, Pfeilen und Kugeln überwältigt, welche aus allen Felsen, wie von unsichtbarer Hand geleitet, hervorsprühten. Der Angriff war so schnell, daß die Soldaten welche nicht verwundet waren, mit der größten Eile davonliefen. Da man die Posten im Rücken wohl besetzt hatte, so fand man glücklich einen Ausgang, sonst wäre wohl die ganze Schaar aufgerieben worden. — Dieß war denn der herrliche Sieg, welchen Kienlong erwartete. Sobald er davon gehört, beschied er den Höfling nach der Hauptstadt, wo er mit seinen Unglücksgefährten enthauptet wurde.

Nun kam der Schwiegervater des Kaisers auf den Schauplatz. Anstatt es auf Waffenmacht ankommen zu lassen, zog dieser den Weg der Unterhandlungen vor. Man suchte die regen Bergstämme einzuschläfern, und mit großen Versprechungen und reichen Geschenken gelang dieß theilweise. Aber der Prinz fing zu früh an die betrogenen Häuptlinge zu überfallen, sie erhielten von seinem treulosen Vornehmen baldige Nachricht, kamen ihm zuvor, brachten seinem Heere eine große Niederlage bei und nahmen den Fürsten selbst gefangen. Durch diesen unerwarteten Erfolg ermuthigt, verbreiteten sie sich schnell in die Ebene, und erfüllten das ganze Land mit Furcht und Schrecken.

Da das Unglück seine Höhe erreicht, ernannte Kienlong seinen getreuen Akui, welcher nun schon erster Minister geworden, zum Befehlshaber der Truppen. Wie Diebitsch hielt er die Unterwerfung eines gebirgigen Landes für ein Werk der Zeit und Behutsamkeit, und so bahnte er sich erst einen Weg durch die steilsten Gebirgshöhen, um Geschütz und Mundbedürfnisse leicht

dorthin zu bringen und sich zugleich auch den Rückzug zu decken. Freilich war dieß eine sehr mühselige Arbeit, aber Akui verzagte nicht; obgleich ganze Heerabtheilungen von den fürs Vaterland streitenden Feinden vernichtet wurden, so ging er dennoch vorwärts Schritt für Schritt, trieb das Volk von einer Höhe zur andern, und tödtete eine ziemliche Menge der Tapfersten. Da fochten selbst Weiber für ihren Herd und spornten die Männer zum verzweifelten Widerstande an, so daß Tausende von Chinesen erst fallen mußten, ehe man eines Dorfes habhaft werden konnte. Allein neue Menschenmassen ersetzten den Verlust der Gefallenen; Akui ging seinen ruhigen Gang, verheerte jede Wohnung der Widerspänstigen mit Feuer, und erstach Jung und Alt. Gerade zu dieser Zeit starb einer der Häuptlinge, und das Volk, von Entsetzen ergriffen über das schreckliche Loos ihrer Landsleute welche in die Hände der Chinesen fielen, floh in großer Eile nach den festern Plätzen, wo Sonom noch kühn den Kaiserlichen die Spitze bot. Obgleich der berühmte Fute im Heere war und sich beim Vortrab aufhielt, lieferte er dennoch eine Schlacht, in welcher die unerschrockenen Schaaren des Sonom den Sieg davon trugen. Dieß war jedoch der letzte Erfolg; die Helden seines Volkes waren einer nach dem andern in der Vertheidigung der Engpässe gefallen, und was ihm von seinen Ländereien noch übrig blieb, war die kleine feste Hauptstadt Karai. Auch hier wurde er umringt und bat nun um Frieden, für dessen Bewahrung er Mutter, Weib und Schwestern als Geiseln gab. Er war bereit sich als Vasall des Kaisers zu erkennen, aber bestand auf der Beibehaltung seiner Würde als Regierer des Bergvolkes. Als dieß abgeschlagen wurde, focht er noch einmal, es war der letzte Todeskampf; Akui, welcher sehr bald einsah, daß diese Verzweiflung die Vernichtung seines eigenen Heeres zur Folge haben möchte, versprach ihm Vergebung von Seite des Kaisers und gestand ihm alle seine Forderungen zu, wenn er sich als Gefangener im Lager einstellen würde. Sonom, auf das Ehrenwort eines berühmten Kriegers trauend, stellte sich willig ein, wurde aber sogleich sammt seiner Familie zu seinem großen Erstaunen mit Fesseln beladen.

Sobald die angenehme Kunde von der Uebergabe des Häuptlings und der Residenz zu den Ohren des Kienlong gekommen,

erhob er Akui in den Fürstenstand, gab ihm eine zweiäugige Pfauenfeder und schickte an ihn die größten Ehrenzeichen (1776). Sein Empfang war noch viel prächtiger als der des Tschaohoei, und die ganze Armee wetteiferte, dem großen Helden die größtmöglichen Ehren zu erweisen. Der Kaiser selbst ging ihm entgegen und weidete sich am Anblicke der Gefangenen, welche auf dem Wege sehr gut behandelt worden waren, damit sie beim Einzuge einen desto größern Eindruck machen möchten.

Da Kienlong fest glaubte, daß fürchterliche Strafen an diesen Unglücklichen die Völker in Zukunft in Gehorsam erhalten und seinen Befehlen größere Kraft verleihen würden, beschloß er nun öffentlich ein Beispiel der Grausamkeit zu geben, um im ganzen Lande Schaudern zu erregen. Er wollte aber nicht den Schein haben das Cannibalenfest selbst eingeleitet zu haben, sondern erhielt dazu einen Ersuch vom Tribunal der Gebräuche. Am festgesetzten Tage versammelte sich der ganze Hof im höchsten Glanze, alle die Prinzen des Geblütes waren zugegen; auch fand man die Minister des Cabinets, die Vorsitzer der hohen Instanzen, die ganze Besatzung von Peking, nebst Hunderten von Mandarinen in ihren Staatskleidern. Die Gefangenen wurden selbst von Akui in die Walhalla geführt, und weil der General sich für ihr Leben verbürgt hatte, so bat er ernstlich, nach seinem Versprechen ihnen dasselbe zu schenken. Der Kaiser sprach kein Wort, sondern bestieg den Thron um als Richter der Unglücklichen zu erscheinen. Sie wurden vorgeführt, beriefen sich auf das Versprechen der kaiserlichen Gnade, und Prinz Sonom selbst bat inständig um Schonung für den jungen Neffen, für die Weiber, für die Großen seines Landes, die sich alle auf das ehrenfeste Wort des Akui gestützt ergeben hatten. Alles war vergeblich und vermehrte nur noch mehr die Wuth des Monarchen. — Alle Gefangenen wurden aufs schrecklichste gefoltert und bekannten sehr bald Verbrechen, welche man ihnen in den Mund legte. Der König, sein Weib und seine Verwandten sowohl als seine Minister wurden dann, nachdem die Glieder durch die abgefeimteste Pein verrenkt waren, langsam in Stücke gehauen, ein Theil des Körpers nach dem andern ihnen abgenommen, und Kienlong war selbst ein Zuschauer bei diesem gräßlichen Schauspiele, welches die hartherzigsten Hofschranzen mit Entsetzen erfüllte. Die übrigen

Gefangenen wurden entweder enthauptet oder lebenslänglich zu Sklaven gemacht; und so sah endlich der Kaiser seine Rache in Ausführung gebracht.

Der alte Fute, welcher wieder aus einem dem Gefängnisse entkommenen Abenteurer zum General gemacht worden war, konnte nicht ertragen, daß während des Feldzuges, wo er wie gewöhnlich den Kampf selbst zu bestehen hatte, Akui größere Ehre genösse, und so klagte er seinen Befehlshaber an. Dieser war aber in zu großer Gunst um sich viel darum zu bekümmern, und brachte im Gegentheil die heftigsten Beschuldigungen gegen den Graubart hervor. Er hatte nämlich auf seinem Marsche die Unterthanen gedrückt und zwei Procent die den Soldaten zufallen sollten, für sich behalten. Diese und andere kleinere Beschwerden bewogen den Rath ihn zur Todesstrafe der Rebellen zu verurtheilen, aber der Kaiser linderte den Richterspruch zur Enthauptung. So starb einer der verdienstvollsten Generale seiner Zeit, welcher mit Recht über Undankbarkeit des Hofes klagen konnte.

So parteiisch Kienlong auch in dieser Hinsicht handelte, bewies er sich andererseits sehr gütig gegen die Mandarine, befreite bei dieser Gelegenheit eine Menge geringer Verbrecher, beschenkte das Heer reichlich und erließ dem Volke die Abgaben. Dieß geschah in demselben Jahre bei Gelegenheit des 90sten Geburtstages der verwittweten Kaiserin (sie war nicht seine Mutter). Diese Frau war wegen ihrer Schönheit und großen Talente in das Harem aufgenommen worden und hatte sich dort sehr bald die Liebe des Jongtsching erworben, welcher sie zur Kaiserin machte. Da sie ein sehr kluges Weib war, so schmiegte sich Kienlong an sie an, bewies ihr immer die größte Ehrfurcht und betrug sich als das gehorsamste Kind. An ihrem neunzigsten Geburtstage, als er schon selbst 70 Jahre alt war, veranstaltete er ein Familienfest, wozu alle Verwandten eingeladen wurden, und da die Nachkommenschaft sehr zahlreich war, füllte sich die ganze Halle des Lusthauses mit Prinzen und Prinzessinnen an. Sie speisten im Garten, welchen man prächtig erleuchtete. Kienlong spazierte selbst mit der alten Dame herum, der er den Dank zollte für alle die Siege die er erhalten. Einen halben Monat nachher war sie eine Leiche. — Der älteste Sohn des Kienlong wurde beordert alle die Gebete und Gebräuche bei dem Tode

der Verstorbenen zu beobachten; er zeigte sich dabei sehr eifrig, zog sich aber eine Krankheit zu und starb. Schuhede, der Minister, welcher als General einst zum Tode verurtheilt aber wieder zu Gnaden angenommen worden und nachher der beständige Geleitsmann des Kienlong war, wurde auch durch den Tod abgerufen. Drei der theuersten Wesen welche der Kaiser hier auf Erden hatte, waren daher von seiner Seite gerissen, und der Schmerz wühlte mitten im Glücke in seinem Innern aufs fürchterlichste. Mit der Kaiserin hatte er in innigster Freundschaft gelebt; sie war ihm mit Rath und That an die Hand gegangen, und hatte ihn selbst auf seinen Reisen durch die Provinzen begleitet. Der Sohn gab die höchsten Hoffnungen eines gediegenen Charakters und würdigen Thronerben. Der Staatsdiener wich nie von der Seite seines Herrn und alles wurde auf seine Eingebungen gethan. Aber der glücklichste Sterbliche muß vor der Macht des Allmächtigen zittern, und immer eingedenk bleiben, daß er noch Mensch sey.

Die Mandarine ahmten natürlich das Beispiel ihres Herrn nach; da die Regierung sich sehr stark glaubte, begingen sie manche Gewaltthätigkeiten. Das Volk erträgt gewöhnlich solche Behandlung mit großer Ruhe, denn der große Haufe nimmt sehr wenig an den Leiden der Mitbürger Theil, und ist gleichgültig wenn andere mit Härte bestraft werden. Wenn aber Hungersnoth und Mangel eintreten, so zeigt die Menge großen Antheil an allen politischen Verhältnissen und zieht das Schwert aus der Scheide um sich unter verschiedenen Vorwänden Brod zu verschaffen. Dabei gab es, seitdem die Tataren den chinesischen Thron in Besitz genommen, verschiedene patriotische Gesellschaften welche sich dieser Gelegenheit bedienten um öffentlich gegen die fremden Herrscher aufzutreten. Der Hauptsitz der Unzufriedenen und der chinesischen Vaterlandsfreunde war immer Schantong, das Vaterland des Kongfutse; dort bestanden zwei Vereine, der der Dreiheit und der der weißen Wasserlilie, deren Gegenstand die Umstürzung des tatarischen Thrones war. Als nun der Krieg in Ssetschuen wüthete und die besten Kräfte des Landes verzehrte, richteten die Unzufriedenen die Fahne der Empörung auf. Sie waren unter der Anführung eines Bonzen, Wanglong; aber sein Heer bestand aus dem gemeinen Pöbel und allerhand Abenteurern,

welche natürlich so lange beisammen blieben, als alles seinen guten Fortgang nahm, aber auch beim ersten Unglücke hinwegliefen. Die Einnahme einer kleinen Stadt machte Wanglong sehr stolz; er nahm den Titel eines Kaisers und Nachfolgers der Ming-Dynastie an, und versplitterte seine kostbare Zeit mit Schauspielen und elender Sucht zu glänzen. Er hielt Heerschau, redete die Truppen wie ein Monarch an, pries ihre Tapferkeit und sprach von dem schnellen Marsche auf die Hauptstadt. Allein regen wollte er sich dessenungeachtet nicht, bis das kaiserliche Heer im Anzuge war. Seine Anhänger wurden sehr bald zerstreut und Kienlong übte schreckliche Rache; aber Wanglong wollte nicht lebendig in seine Hände fallen und verbrannte sich in seinem Hause. Kienlong war bei der Untersuchung der Urheber dieses Aufstandes selbst zugegen. Einer der Häuptlinge versicherte ihm daß, wenn sein großes Glück es nicht anders gewollt hätte, er auf einer Jagdpartie würde entführt worden seyn, denn mehrere tausend Mann waren im Hinterhalt, um ihren Oberherrn aufzufangen. Dieses Bekenntniß vermehrte nur noch den Groll des Autokraten, dessen Freude überdieß sehr bald durch die Nachricht eines vollkommenen Sieges über die Eingebornen in Ssetschuen erhöht wurde. — Die Verschwörung wider den Thron hatte sehr weite Verzweigungen; in Schensi war ein ähnlicher Aufstand, in Ssetschuen wurden die Mandarine gleichfalls angefallen, und hätten die Anführer mit größerer Einmüthigkeit gehandelt, so würde der Regierung großer Schaden zugefügt worden seyn. Soviel ist gewiß, daß ungeachtet des großen Glanzes, welcher den Thron des Kienlong umgab, seine Staatsverwaltung verhaßt war, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, daß dergleichen Empörungen solche allgemeine Theilnahme hätten finden können. Man beschuldigte auch die verfolgten Katholiken, daß sie zu diesem Unternehmen etwas beigetragen, und es ist außer Zweifel daß, gezwungen oder freiwillig, sie den Bonzen mit Geld unterstützten und, im Falle er in seinem Vorhaben glücklich wäre, sich von ihm Religionsfreiheit bedingten. Es waren aber nur sehr wenige unter ihnen, welche mit den Rebellen in Berührung kamen. Ob sie wirklich die Waffen ergriffen, läßt sich nicht beweisen. Da ihr Blut jedoch in Strömen geflossen, wollte man nicht weiter mit Strenge wider sie verfahren,

damit sie nicht zur Verzweiflung gebracht würden. In Schensi war der Kampf gegen die Unzufriedenen noch viel hartnäckiger. Die Frauen des Häuptlings, die eine mit einer schwarzen die andere mit einer weißen Fahne, fochten mit Wuth und blieben mit ihrem Eheherrn auf dem Schlachtfelde. Unerbittlich war der Kaiser gegen alle Secten, und unter welchen Namen sie auch nur erscheinen mochten, verfolgte er sie mit der größten Bitterkeit und zeigte kein Erbarmen. Myriaden von Unschuldigen wurden in diese Untersuchungen verwickelt; allein Blut mußte vergossen werden und nur Ströme konnten den Zorn des Tyrannen dämpfen.

Von der Niederlage der Muhammedaner in Turkestan haben wir schon oben gesprochen. Die zwei Begs welche den Chinesen noch Widerstand boten, waren endlich genöthigt sich langsam nach Jarkand und Kaschgar zurückzuziehen. Aber nicht bloß von da mußten sie sich flüchten, sondern als sie sich nur mit einer sehr unbedeutenden Anzahl der treuen Anhänger nach Kabal zurückziehen wollten, wurden auch diese Ueberreste von den Mantschuren überfallen und in die Pfanne gehauen. Der eine Prinz starb an den empfangenen Wunden, der andere wurde von dem Sultan von Badakschan gefangen genommen, enthauptet und sein Kopf dem chinesischen Gouvernement zum Geschenke gemacht. In dieser ganzen Verhandlung herrschte außerordentliche Treulosigkeit; die Brüder der Türken in Europa wurden wie Rehe gejagt und waren nie ihres Lebens sicher, denn Grausamkeit und unmenschliche Strenge waren an der Tagesordnung. Als man daher das Gerücht verbreitete, daß Kienlong gestorben, rafften die Turkestanen wieder ihre Kräfte zusammen, um das gehässige Joch abzuschütteln. Ein junger Mantschuren-Officier, welcher sich einbildete daß der Geist der Nation ganz gesunken sey, marschirte kühn in ihr Land, verbreitete anfangs Furcht und Schrecken, wurde aber sehr bald von den sich ermannenden Muhammedanern umringt. Als der Kaiser davon hörte, dachte er an Akui, seinen getreuen Feldherrn, der uun mit der Bändigung des fürchterlichsten Feindes China's, des gelben Flusses, beschäftigt war. Schnell eilte er auf den Kampfplatz und kam gerade noch zu rechter Zeit um den chinesischen General aus seiner mißlichen Lage zu retten. Durch seinen Erfolg zu kühnern

Thaten aufgemuntert, beging der berühmte Held sehr viele Gewaltthätigkeiten und legte den Grund zu einer fürchterlichen Empörung.

Zwei Districte Turkestans waren dem Reiche einverleibt worden. Dort lebten die zwei Secten der Muhammedaner, welche sich durch die Farbe ihrer Turbane in weiße und rothe unterschieden und sehr oft untereinander Streitigkeiten hatten. Bei solcher Gelegenheit zeigten sich die Mandarine sehr geschäftig, und während sie von der einen Partei Geld nahmen, suchten sie durch Bedrückung die andere aufs äußerste zu bringen. Die weiße Seite hatte den Kürzern gezogen und wurde zum Lande hinausgejagt, während sie den Chinesen ewige Rache schwur. Es war ihr etwas sehr leichtes, mit ihren Religionsverwandten in der Bucharei in Verbindung zu treten. Einer der Söhne des Fürsten den die Mantschuren besiegt, stellte sich an die Spitze dieser nach Rache dürstenden Landleute und wollte in China einfallen. Aber zu Kaschgar schlugen ihn seine eigenen Glaubensgenossen, und so war dieser Plan vereitelt. Während sie aber zu verzweifeln schienen, erhob sich unter ihnen ein Mann voll Jugendkraft und Beredsamkeit und rief sie zum heiligen Kriege wider die Heiden auf. Schnell sammelten sich wieder die zerstreuten Haufen, und der Zug nach der chinesischen Provinz Kansu nahm seinen Anfang. Dort war der Statthalter auf einen solchen Fall nicht vorbereitet; die wenigen chinesischen Soldaten welche sich zur Gegenwehr setzten, wurden schnell niedergemetzelt und die Muhammedaner fanden sich durch verdoppelte Märsche sehr bald nahe der Hauptstadt Schensi's. Auf dem Wege hatten sie sehr viel Beute gemacht; sie fürchteten natürlich daß der nun anrückende fürchterliche Akui ihnen den Rückzug abschneiden werde. Daher gingen sie raschen Schrittes nach der Heimath zurück. Akui folgte ihnen, und als sie sich unkluger Weise in eine Festung warfen, schloß er sie mit einem sehr zahlreichen Heere ein, schnitt ihnen das Wasser ab und brachte sie in solche Noth, daß sie das Fleisch ihrer verhungerten Cameraden aßen. In dieser Bedrängniß forderte sie der Mantschure zur Uebergabe auf; allein daran dachten sie nicht, denn sie kannten die treulosen und grausamen Feinde zu gut als daß sie ihrem Versprechen hätten trauen sollen. Nun blieb nichts übrig als

ein Sturm. Dieser wurde von Akui unternommen, welcher sofort der Stadt sich bemächtigte und alle Einwohner über die Klinge springen ließ. Die Anführer wurden nach Jehol gesandt, um in diesem Lusthause des Kaisers in Stücke zerhauen zu werden. Damit aber nicht zufrieden, gab Kienlong Befehl, daß alle Muhammedaner deren man habhaft werden könnte, getödtet werden sollten — eine Verordnung, welche unausführbar war, und die einen tödtlichen Haß in den Herzen dieser Unglücklichen hervorrief. Der Krieg war aber dergestalt für jetzt beendigt, und die Ueberreste der Rebellen begaben sich nach Samarkand und Bochara, um unter ihren Glaubensgenossen Schutz zu erhalten. Die wenigen Edeln welche bei dieser Gelegenheit den Chinesen beigestanden, erhielten in der Folge Aemter und dienten dem Kaiser in der Armee. Aber obgleich die Flamme gedämpft, so war das Feuer dennoch nicht erloschen, und die Muselmanen behaupteten in der Folge zu verschiedenen Zeiten ihre Freiheit mit den Waffen, doch erhielten sie nie einen dauernden Sieg.

Die Chinesen waren nun mehr als ein Jahrhundert im Besitze von Formosa. Während dieser Zeit hatten sie mehr als eine andere Nation zur Urbarmachung dieser fruchtbaren Insel beigetragen. Wo immer dieß Volk als landbebauend erscheint, da weichen seinem Fleiße die größten Hindernisse und die wildesten Gegenden werden in Auen verwandelt. Kein Russe besitzt solche Ausdauer, ist so genügsam in Dürftigkeit und versteht sich so vortrefflich auf die Behandlung verschiedener Landarten. Nachdem nun ein großer Theil des Landes für die Reiscultur zubereitet war, pflanzte man das übrige mit Zucker und Hanf an, welche beide sehr gut gediehen. So erstand endlich ein sehr bedeutender Handel mit Reis nach Fokien und mit Zucker nach dem Norden China's; da man beständig großen Absatz fand, und überdieß noch Kandelzucker und Kampher mit bedeutendem Gewinn an die Europäer verkaufte, so wurden die Colonisten bald sehr reich. Andere wurden von Fokien angelockt und verließen ihre Sandhügel um in den fruchtbaren Gefilden jener Insel ihr Heil zu versuchen. Und wo noch Menschenhände fehlten, da suchte man durch den Sklavenhandel, welcher fortwährend von Fokien aus nach Formosa getrieben wurde, diesen Mangel zu ersetzen.

Die Regierung des Landes bestand aus einem Präfecten, einem Viceadmiral und einem Inspector. Da man fürchtete daß sie sich leicht unabhängig machen möchten, wenn sich eine Gelegenheit dazu darböte, so gab man diesen Beamten wenig Macht. Dagegen suchten sie sich durch Erpressungen für ihre weite Entfernung vom Festlande, wie sie meinten, zu entschädigen und gingen damit ohne die geringste Schonung zu Werke. Daher gab es sehr oft Aufstände, die nur durch viel Blutvergießen gedämpft wurden.

Gegen das Ende der Regierung des Kienlong hatten viele Provinzen Hungersnoth gelitten; die Folge war große Unzufriedenheit. So ging denn der Monarch nach ächt chinesischer Weise zu Werk, um die Ursache des Jammers zu entdecken; da ergab es sich, daß das Volk sehr tugendhaft sey und daran nicht Schuld haben konnte. Die nächste Frage, ob er des Uebels Urheber sey, legte sich Kienlong selbst vor; aber er war in seiner Meinung ein so trefflicher Fürst, daß auch ihm nichts aufgebürdet werden konnte. Das einzige was noch übrig blieb, waren die Mandarine, und da fand es sich sehr bald, daß sie sich gröblich betragen. Einige der Statthalter wurden zum Tode verurtheilt; man fand bei ihnen bedeutende Schätze, vorzüglich bei dem Gouverneur von Canton; und da die Härte gegen die Staatsdiener sehr bedeutende Summen in den Schatz brachte, so wurde eine allgemeine Untersuchung angestellt und den Schuldigen die Wahl überlassen, sich durch eine Summe Geldes loszukaufen oder ihr Verbrechen mit dem Tode zu büßen. So erhielt der Kaiser Silber genug um die Ausgaben seiner Kriege zu bezahlen; allein die Habgier der Mandarine wurde auch durch dieses Verfahren sehr rege gemacht und sie nahmen ihre Rache am Volke.

Zu Formosa, wo man einst den Kaiser und die höhern Beamten hoch in Ehren hielt, handelten die Behörden mit viel größerer Willkür als anderwärts. Einer derselben forderte einem reichen Mann, Namens Ling, 8000 Unzen Silber ab, weil er wider das Gesetz eine ziemliche Strecke Landes urbar gemacht. Dieß wollte er nicht bezahlen; denn es war ja unrecht seinem Fleiße eine solche Auflage abzufordern; daher warf ihn der Präfect ins Gefängniß. Allein seine zahlreichen Verwandten und Untergebenen befreiten ihn sehr bald aus dem Kerker und setzten sich sogleich

gegen die Obrigkeit zur Wehre. Als der Viceadmiral davon gehört, landete er augenblicklich mit seinen Seesoldaten, fiel in den Landstrich wie ein erbitterter Feind ein und ermordete die Unschuldigen, denn die Rebellen hatten sich schon längst ins Gebirge zurückgezogen. Hiedurch wurde denn das Volk zu einem Aufstande bewogen (1786), und da sie für ihr Leben fochten, so schlugen sie sehr bald die feigen Soldaten zurück. Diese Nachricht wurde dem Kaiser mit der größten Schnelligkeit überbracht; anstatt den Weg der Güte einzuschlagen, befahl er die Aufrührer auszutilgen, und gab dem Statthalter von Fokien dazu den Auftrag. Der Mantschurengeneral jener Provinz zog daher mit einer großen Armee dorthin, beging aber denselben Fehler; denn er mordete ohne die geringste Schonung, so daß alsbald die ganze Insel sich für frei erklärte und Ling zum König erwählte. Die Rebellen schnitten ihre Zöpfe ab, fielen über die Kaiserlichen her und vernichteten beinahe ihre Truppen. Auf solchen Widerstand hatte Kienlong nicht gerechnet; daher wurden drei Provinzen beordert ihre Heere einzuschiffen. Die Soldaten stiegen zu Formosa ans Land, fanden keine Lebensmittel, wurden der drückenden Hitze wegen krank und starben zu Tausenden. Noch ehe der Zug ins Innere des Landes den Anfang genommen, sah man die Sterbenden in allen Gassen der Hauptstadt; denn ihnen ärztliche Hülfe zu leisten war nie im Plane der Anführer. Nachdem nun die wenigen verzagten Streiter ihren Weg angetreten, zogen sich die Rebellen ins Innere zurück, setzten sich in den Bergen fest, fielen dann über die einzelnen Haufen der Feinde unerwartet her und erhielten sehr bald einen vollkommenen Sieg. Endlich kam es zu einer Schlacht welche fünf Tage gedauert haben soll; wir würden sie ein Scharmützel nennen; da fand sich der Mantschuren-General genöthigt den Rückzug anzutreten, denn viele seiner Gemeinen waren zu den Insurgenten übergegangen und Tausende wurden vom Faulfieber hingerafft. So endigte auch dieser Feldzug nachtheilig für die Regierung, die schon über 10 Millionen Unzen Silber vergeblich ausgegeben.

Nun befahl Kienlong seinem Verwandten und Staatsminister diesen verderblichen Krieg zu beendigen. Dieser Mann, Fukanggan war sein Name, hatte sich seinen Herrn zum Vorbild genommen, und früher in Ssetschuen mit unerhörter Grausamkeit das Volk behandelt.

Auch dort waren die Bauern wider ihren Unterdrücker aufgestanden und hatten dem Kaiser erklärt, daß sie nie die Waffen niederlegen würden, bis dieser Tyrann seine Strafe empfangen. Allein es gelang dem Höfling die Unruhestifter gefangen zu nehmen und sie zur entsetzlichsten Strafe zu verurtheilen; dadurch wurde jener Provinz wieder Ruhe. Nachdem sich Fu dergestalt einen großen Ruhm erworben, glaubte der Kaiser keinen bessern Heerführer zu dem großen Unternehmen in Formosa ernennen zu können. Stracks stand er auch mit einem auserlesenen Heere am Fuße der Bergreihe, welche die Insel in zwei Theile absondert, und wollte sogleich seinen Feldzug nach einem sehr großen Plane verfolgen. Aber da zeigte sich kein Feind. Das ganze Land in der Umgegend war schon verheert worden, Zufuhr konnte man nicht hoffen, denn die Rebellen wußten diese unterwegs aufzufangen; und so war dieser gewaltige Feldmarschall, wie seine Vorgänger, in die äußerste Noth versetzt. Nun fiel es ihm ein in die Engpässe vorzudringen, allein dort überwältigten Steinmassen seine vereinzelten Truppen. In dieser Noth kam ihm die Kriegscasse herrlich zu statten. Die Soldaten waren nicht im Stande für ihren Herrn sich zu schlagen; allein die reichen Geschenke, welche man den Häuptlingen der Rebellen spendete, hatten den erwünschten Erfolg. Sie verstanden sich dazu für eine gewisse Summe Frieden zu schließen, einige arme Wichte wurden als Opfer der Regierung dargebracht und als Rebellen in Stücke gehauen, und der Aufstand durch Zahlung einer ungeheuren Summe Geldes (1788) gedämpft. Nachher berichtete Fu seinem Herrn, daß er den Befehlen gemäß die Aufrührer ausgetilgt und dem Lande Frieden verschafft. Ling aber lebte noch lange im Lande als der reichste Colonist, dessen Einfluß sich übers ganze Land erstreckte und der auf einen Wink die Bewaffnung der zahlreichsten Mannschaft bewirken konnte. Die Mandarine betrugen sich auch gelinder, und die Einwohner, überdrüssig des Krieges, wodurch sie zu Grunde gerichtet worden waren, zogen den Frieden dem vortheilhaftesten Streite vor und verhielten sich mehrere Jahre lang ruhig.

Nachdem die wilden Stämme Turkestans der Macht der Mantschuren unterlegen und Sungarien dem Scepter Kienlongs gehuldigt hatte, blieb noch von allen Gränzländern Tibet übrig,

welches der Kaiser auch seinem Reiche einzuverleiben wünschte. Dieß war um so nöthiger, da er nie die Herrschaft des Nordens über die Mongolen mit Sicherheit ausüben konnte, bis der Dalai Lama seiner Macht gehuldigt. Es war daher immer die Politik des Hofes von Peking, diesen Priester an sich zu ziehen, theils durch Versprechungen und Geschenke, theils indem er seinen Schutz ihm angedeihen ließ. Seinerseits war dieser Hierarch sehr erfreut daß man ihm eine solche Aufmerksamkeit bewies, denn die Mongolen legten diese als Hochachtung des mächtigsten Monarchen der Erde aus, und betrachteten ihn als das weltliche Oberhaupt ihrer Religion. Daher hatten die Befehle des Kaisers etwas Heiliges für sie alle, und ihre eigenen Priester welche zu Lassa ordinirt wurden, schärften unbedingten Gehorsam gegen den Beschützer der heiligen Stadt ein. Der chinesische Monarch erschien daher in demselben Licht, wie der türkische Sultan in Hinsicht Mekka's und Medina's allen muhammedanischen Völkern, und obgleich er sein eigener Mufti war, so betrachtete man den Befehl, welcher aus seinem Munde kam, mit gleichem Zittern in allen Steppen.

Kienlong selbst war aus Ueberzeugung ein Schamane. Von seinem Vater hatte er all den Haß gegen das Papstthum geerbt und war ein erklärter Heide. Deßwegen bewies er auch dem Dalai Lama sehr große Ehre und verringerte die weltliche Macht des Königs in solchem Grade, daß diesem nur der Schatten seines frühern Einflusses übrig blieb; ja es verschwand bald darauf die königliche Würde. Nun war der große Lama ohne Nebenbuhler, wurde aber auch stolz auf sein großes Glück, sich einbildend daß die edelmüthigen Chinesen einzig und allein für seine Erhebung den Herrn des Landes erniedrigt hätten. Allein nichts war den Würschen des Kaisers mehr entgegen, obgleich er dem Priester mit dieser Hoffnung schmeichelte. Anstatt des Königs mit seinem Hofe erschienen eine Menge Mandarine zu Lassa, welche wetteiferten, wer das Meiste erpressen konnte, und die ganze Klerisei durch die feinste Politik wie in Banden hielten. Es war vergeblich sich dagegen zu sträuben, das Netz war viel zu künstlich gestrickt, und Ungehorsam hatte augenblickliche Strafe zur Folge. So wurde alles dort im großen Tempel nach dem Willen Kienlongs verrichtet, und kein Lama durfte es

wagen wiedergeboren zu werden, ohne dazu den ausdrücklichen Befehl vom chinesischen Herrscher zu haben. Dabei fehlte es aber nicht an Ausdrücken der höchsten Hochachtung, und der Kaiser bat sich sehr oft geweihte Kerzen und Weihrauch aus, damit er diese bei den Opfern gebrauchen könne, um die Handlung noch feierlicher zu machen. Dabei sprach Kienlong sehr viel von der geistlichen Würde des heiligen Herrn, und freute sich seiner Segnungen, die ihm auch regelmäßig in Breven und Heiligsprechungen zugesandt wurden. Endlich wagte es der Tschu Lama selbst die Kaiserstadt zu besuchen. Sein großes Gefolge und die vielen fetten Priester zogen die Reise bedeutend in die Länge. Man hatte die Gebirge welche Tibet von Kokonor scheiden zu übersteigen, und da ging es nicht ohne große Gefahren ab; denn diese Berge sind viel höher als die Cordilleras, und die Engpässe beinahe unzugänglich. — Endlich kam der Lama in Kokonor an; dort bediente er sich der ersten Gelegenheit um die staunende Menge von einem Hügel herab zu segnen. Dann ging der feierliche Zug weiter vorwärts. Ueberall hatten die Mandarine Befehl den mächtigen Priester auf die feierlichste Weise zu empfangen, obgleich sie seiner Heiligkeit im Herzen spotteten. Die Chinesen fragten natürlich was ihr Herr mit diesem Papste wolle, waren jedoch über seine Pracht verwundert und wußten nicht was sie zu den vielen Gebetsformeln welche er am Rosenkranze herplapperte, sagen sollten. Diese Schaar von Geistlichen langte endlich in Peking an, und obgleich man den Lama mit großen Feierlichkeiten an vielen Orten in den Provinzen empfangen, so war dieß nichts in Vergleich mit der Pracht und dem Prunke, der seiner in der Hauptstadt wartete. Dort angekommen sprach er öffentlich den Segen über Kienlong aus, der ihm gebeichtet hatte; ging dann in das Harem, um auch die Frauen seiner Gunst theilhaftig zu machen, und verlebte die übrige Zeit wie ein Götze in einem Tempel, wo Leute aller Art von ihm den Segensspruch erbaten. So groß war der Zulauf der Götzendiener, daß die Garden nicht länger im Stande waren die begierige Menge im Zaum zu halten, die gekommen war um das Gaukelspiel anzusehen, welches der Lama unter dem Volke trieb. Aber in der Mitte dieses Götzendienstes wurde er von der Hand des Allerhöchsten geschlagen; von Blattern angesteckt, starb er eines

schmählichen Todes (1780). Der Körper wurde einbalsamirt und wieder nach der Heimath gesandt. Der Einfluß des Schamanismus ging aber durch dieses Ereigniß verloren. Man hatte den heiligen Stellvertreter für unsterblich gehalten, und siehe da starb er wie der geringste Bettler, ein Scheusal seiner vertrautesten Verehrer. — Kienlong selbst schauderte bei dem Gedanken daß er sich so lange am Narrenseile habe herumführen lassen, er, der seines Gleichen an Verstandeskräften und gesunder Vernunft nicht zu haben glaubte. Schwach und verächtlich jedoch sind die natürlichen Kräfte des gescheidtesten Mannes in Religionssachen; diesen Erfahrungssatz hatte der Monarch noch nicht gelernt.

Die Nepalesen, welche von dem Tode des Hierarchen gehört, verloren auf einmal alle Ehrfurcht vor dem Aberglauben ihrer Vorväter, und zogen in großen Schaaren nach Lassa, um dort den reichen Tempel zu plündern. In diesem Unternehmen waren sie sehr erfolgreich, und die frommen Mongolen selbst reichten ihnen sehr hülfreiche Hand. Mit ungeheurer Beute beladen und mit mehr Gold als selbst Pizarro von Mexico brachte, erreichten sie langsamen Schritts die Gebirge ihres Landes. Der Lama hatte jedoch die Kunde von dieser Räuberei dem Kaiser übersandt; ein Mantschuren-Heer, welches wahrscheinlich in der Nähe stand, wurde nach Tibet abgefertigt. Unterdessen waren die übrigen Bergbewohner von den Schandthaten unterrichtet worden; sie kamen daher in großen Haufen, um die Räuber einzuholen. Bald belief sich das nachsetzende Heer auf eine sehr große Zahl; und da diese Truppen sogleich von den Päßen Besitz nahmen, engten sie die Nepalesen so ein daß diese andere Wege einschlagen mußten, auf welchen ihre Lastthiere und Träger von Kälte und Mangel aufgerieben wurden. In dieser mißlichen Lage sandte ein Verwandter des Kaisers, der Oberbefehlshaber des Heeres, einen Boten um ihnen Friedensbedingungen anzubieten. Weil es aber schon sehr schwer war das Leben zu retten, geschweige denn die Schätze hinwegzubringen, so fügten sie sich willig in jegliche Erniederung, und dieß sonst so wackere Bergvolk legte schweigend seine Waffen nieder und stellte die Beute wieder zurück. Nun brachte man sie im Triumph nach Lassa zurück, und obgleich sich die Mandarine bedeutend bereicherten, so blieben dennoch Goldplatten genug übrig um sie an den

Wänden des Götzenhauses aufzustellen und den Verehrern des Buddha anzukündigen daß es die Mantschuren waren, welche diese Kostbarkeiten (1792) zurückbrachten.

Die Nepalesen erhielten freien Abzug, waren aber von der großen Macht China's so sehr eingeschüchtert daß sie sich als Vasallen des Reiches erklärten und dem Kaiser Tribut überbrachten. Oft haben sie ihre Hülfe dem Schutzherrn wider die Engländer angeboten, muthig ihre Rechte verfochten und sich dennoch als die unterthänigsten Diener des Sohnes des Himmels betragen.

Kienlong benutzte den glücklichen Ausgang dieser Fehde, sandte einen Statthalter unter dem Namen eines Großministers nach Lassa, und unterhielt etwa 2000 Soldaten dort, welche im Verein mit den tibetanischen Truppen die Oberherrlichkeit des Landes ausübten. Es kostete wohl dem Staate etwas Geld, seinen Einfluß zu erhalten; dennoch war der Gewinn viel größer; denn China genoß völligen Schutz im Westen gegen jeden Anfall der Barbaren. Auch entspann sich ein bedeutender Handel durch die unwirthlichen Gebirge, über welche große Karawanen bis auf den heutigen Tag ziehen, um von dort Gold und Tücher im Tausch gegen seidene Zeuge und Thee zu holen. Die chinesische Regierung hat Ordnung und die Beobachtung der Gesetze eingeführt, und mit sehr geringen Mitteln sich die ganze Völkerschaft unterworfen.

Die letzten Tage des Kienlong wurden durch die Verluste seiner Armee in Tongking sehr getrübt. In jenem Lande war eine lange Zeit hindurch Anarchie gewesen; die Verwüstung war so groß, daß Hunderttausende von Einwohnern den Hungertod starben; dasselbe Loos traf auch Cochinchina. Endlich erhob sich ein wackerer Mann zum Throne und stellte unter Leitung eines französischen Missionärs die Macht der Gesetze wieder her. Der Fortgang und Flor dieses sehr unglücklichen Reiches war außerordentlich schnell und es erstand von seinen Ruinen in sehr kurzer Zeit gleich einem Phönix. Es war im Plane des obengedachten Bischofs, eine enge Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen; der Thronerbe wurde nach Paris gesandt, um dort seine Erziehung zu erhalten. Alles war wohlberechnet und der wohlthätige Einfluß des Priesters hatte für ihn alle Herzen gewonnen, so daß er nur das Wort zu sprechen hatte, und Jedermann gehorchte

seinem Befehle. Die französische Revolution kam aber dazwischen und verhinderte die Abtretung des Landstriches um die Turon-Bay herum. Der Bischof war auch gestorben, und nun entstand ein Streit um die Thronfolge. Der Prinz, welcher wohl Unrecht haben mochte, jedoch dem alten Systeme zugethan war, wandte sich an Kienlong. Noch hatte der Greis seine fehlgeschlagenen Hoffnungen in Birma nicht vergessen, und vielleicht glaubte er durch einen kühnen Schlag in Annam seinen Ruhm, welcher im Süden so viel gelitten, wieder herzustellen. Er gab daher willig den Bitten des Thronbewerbers Gehör und marschirte mit einer bedeutenden Armee in die Gränzländer. Des Sieges gewiß rückte der kühne General vorwärts, und traf endlich den Feind an. Anstatt aber einen gemeinen, zusammengerafften Pöbel vor sich zu sehen, fand er ein wohlgeordnetes Heer, auf europäischem Fuße exercirt, gegen welches die chinesischen Regimenter nichts ausrichten konnten. Sie wurden im Gegentheil völlig geschlagen, und nachdem sie die beste Mannschaft verloren, genöthigt nach Hause zu ziehen. Kienlongs Zorn half nichts, alle Unternehmungen mißglückten, und was das Schwert nicht fraß, verzehrten Hunger und ansteckende Krankheiten. Der König wurde dadurch noch mehr ermuthigt, und dictirte einen Frieden, den der stolze Monarch zu unterschreiben genöthigt war.

Noch machten ihm die Eingebornen in Kueitschéu und andern Provinzen, welche unter dem Namen der Miaotse bekannt sind, viel Mühe; die Mandarine, die gehört hatten daß ihr Herr einen ihrer Fürsten zu Peking in Stücke gehauen, wie schon oben erzählt, wollten ihm nicht in Grausamkeit nachstehen, und fingen daher ein System von Plackereien an, welches natürlich die Empörung dieser Bergvölker zur Folge hatte. Dießmal aber war der Widerstand verzweifelter als je zuvor. Die Miaotse wußten sehr wohl daß sie kein Erbarmen zu erwarten hätten, und daher verkauften sie ihr Leben theuer. Die größten Anstrengungen der chinesischen Armee blieben deßhalb fruchtlos; ein Heer nach dem andern wurde zersprengt oder ein Raub des Hungers und Elendes, und die Miaotse nahmen gräßliche Rache an ihren Unterdrückern. Dieß beugte endlich den Hochmuth der chinesischen Behörden, und da sie das Feuer der Empörung von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg auflodern sahen, erlosch der letzte Funke ihres

Muthes. Die berühmtesten Generale stritten vergeblich gegen einen solchen Feind, sie boten Geld an um einen Waffenstillstand abzuschließen, allein die größten Summen wurden mit Hohn zurückgewiesen und die frühere Treulosigkeit wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Ehe man es sich versah, verbreiteten sich die Bergbewohner in die Ebenen, metzelten und raubten nach Belieben, und kamen dann mit reicher Beute beladen nach ihren Bergvesten zurück. Nachdem der Kaiser nun seine Kräfte erschöpft, überzeugte er sich endlich daß die Gewalt der Waffen bei diesen entschlossenen Leuten nichts vermöge; daher bemühte er sich sie eng einzuschließen, jedoch ohne den geringsten Erfolg, und Kienglong starb darüber, seinem Sohn die Beendigung des Streites überlassend.

Bei seiner Thronbesteigung boten die Jesuiten wie gewöhnlich ihre Dienste an. Sie sahen in diesem Prinzen einen sehr thätigen Geist, welcher das Schöne und Vortreffliche ungemein schnell erfaßte, und überdieß für europäische Bildung vielen Sinn hatte. Daher glaubten sie wieder ihre vorige Stellung als Rathgeber und Gesellschafter einnehmen zu können, und lebten voll der freudigsten Hoffnungen. Ihre Wünsche waren unbegränzbar, ihre Bemühungen zur Erlangung der verlornen Macht ganz ungewöhnlicher Art; und Kienlong sah mit Erstaunen, welche Thatenkraft diesen Fremden zu Gebote stand. Er wurde daher ihr geschworner Feind; um aber überall den Schein des Hasses zu vermeiden, sprach er immer freundlich und leutselig zu den Missionären, und schob unter dem Scheine der Vertraulichkeit die Schuld der Verfolgung und der Bosheit auf seine Minister und Statthalter. Daher sind diese Priester unerschöpflich im Lobe des großen Monarchen, welcher solche hohe Tugenden an den Tag legte und sich immer so freundlich bezeigte.

Die Missionäre suchten die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen, und schrieben einen sehr demüthigen Brief an ihn. Gleich darauf kam ein sehr ernstes Verbot, welches allen mantschurischen Leuten die Annehmung des Papstthums untersagte, und noch überdieß denjenigen, welche schon katholisch waren, den Abfall befahl. Kanghi hatte damals einen italienischen Maler in seinem Solde, der auch ein Jesuit war, und den der junge Kaiser wegen seiner großen Kunst und seiner sehr gefälligen Manieren

hoch verehrte und sich gern mit ihm unterhielt. Da nun die Heidenboten keinen Weg zum Throne fanden, gaben sie ihre Bittschrift diesem Manne, welcher sie auch dem Kaiser einhändigte. Da sagte der Monarch: ich verbiete euch keineswegs die Ausübung eurer Religion, aber will es durchaus nicht haben daß meine Leute sich dazu bekennen. Dieser Erklärung folgten sehr bald Folter und Gefängnißstrafe, welche die Christen der Mantschuren-Armee zu erdulden hatten. Nicht lange nachher wurde ein chinesischer Hülfsarbeiter, welcher sich täglich mit der Taufe von neugebornen, weggeworfenen Kindern beschäftigte, ergriffen, und mit einem schweren Holze um den Nacken an den Pranger gestellt. Dieß rief nun wieder die Thätigkeit der Jesuiten zur Abwendung der Strafe hervor; allein anstatt einer günstigen Antwort erschien ein öffentlicher Befehl zur Abschaffung der christlichen Religion. Kienlong (1737) war gerade vom Grabe seines Vaters zurückgekehrt, als die Missionäre ihn mit Bitten bestürmten diesen Befehl zu widerrufen; doch auch in diesem Falle war die Antwort die strenge Ausübung des Gebotes.

Noch aber hatten die Jesuiten drei prächtige Kirchen in der Hauptstadt, welche alle von zahlreichen Zuhörern besucht wurden; noch zählten sie etwa 30,000 Bekehrte in der ganzen Provinz, und obgleich sie nicht Erlaubniß hatten die Hauptstadt zu verlassen, so verrichteten ihre chinesischen Katechisten und Priester alle die Arbeiten, lasen Messe und tauften die Kinder. Allein Kienlong hatte sich entschlossen dieß Wesen nicht länger fortdauern zu lassen; um aber die Europäer bei sich zu behalten, wollte er sie in der Hauptstadt nicht antasten, sondern ihnen in der Ferne einen sehr empfindlichen Schlag beibringen.

Schon seit langer Zeit hatte ein sehr bedeutender Handel zwischen Manila und den südwestlichen Theilen Fokiens bestanden. Arme Chinesen in großer Zahl verließen ihr Vaterland und begaben sich nach Manila, wo sie bedeutende Reichthümer zusammenscharrten. Während ihrer Anwesenheit dort selbst wurden viele Christen, weil sie dadurch große Vorrechte erlangten, und so entstanden bald bei ihrer Rückkehr ins Vaterland große Gemeinden in verschiedenen Plätzen, von spanischen Dominicanern bedient. Diese zogen ganz vorzüglich den Argwohn der Regierung auf sich, da sie mit Europäern in so engem Bunde standen.

Es wurden zwar die Verbote wider die Einführung von Priestern in allen Häfen dieser Seeprovinz aufs strengste in Ausführung gebracht; dennoch aber schlichen sich Mönche ein und erregten dadurch den Zorn des Statthalters aufs äußerste.

Gerade zu der Zeit befanden sich dort verschiedene Dominicaner, welche auch im Norden der Provinz, wo früher die Verfolgung gewüthet, mehrere bekehrt hatten. Da man sie aber bald entdeckte, so wurden sie nach Futschéu geführt, dort ins Gefängniß geworfen, mit der höllischen Grausamkeit der Inquisition behandelt und endlich zum Tode verurtheilt. Alle litten ihn standhaft und freudig, zur großen Verwunderung der Chinesen. Unter ihnen war ein Bischof, dessen Blut die Katholiken von der unter ihn gestreuten Asche auffingen, um es als eine heilige Reliquie zu bewahren und anzubeten. Der Papst, um nicht hintan zu bleiben, versetzte ihn unter die Heiligen. — Diese Strafe war die Losung zu einer allgemeinen Verfolgung in den meisten Provinzen. Man nahm den Rosenkranz und das Crucifix der Gläubigen hinweg und trat darauf; man vernichtete ihre Heiligenbilder und zwang Tausende zum Abfall. Die blühendsten Gemeinden wurden fast ganz zu Grunde gerichtet. In vielen hatten die Christen gefastet, sich große Verdienste durch Selbstkasteiung erworben, mit mönchischer Strenge die Gebote des Papstes befolgt und allen Heiligen, vorzüglich aber der Jungfrau, große Ehre dargebracht. Einer der Missionäre erwähnt ihr exemplarisches Leben, wie sie sich vor der Hostie niederwarfen, mit welcher Ehrfurcht sie die Denkmünzen des Franz Regis empfingen, den er zum Schutzpatron ernannt, wie sie sich der Bekanntmachung der Bullen des Papstes, welche ihnen Vergebung der Sünden versprochen, erfreuten, wie viele Jungfrauen nie heirathen wollten, und Eheleute wie Brüder und Schwestern der Heiligkeit wegen zusammenlebten. Alles dieß wurde nun durch die Grausamkeit der Mandarine, welche bei den Inquisitoren studirt zu haben schienen, sehr schnell vernichtet, die Bilder verbrannt, die kostbarsten Knochen und Ueberbleibsel, welche man bisher mit solcher Andacht verehrt, zertrümmert, die Missionäre entweder ins Gefängniß geworfen, oder nach Makao vertrieben. Kein Dominicaner konnte wohl einen Ketzer mit größerer Härte behandelt haben, als die chinesischen Behörden die Mönche. Selbst

in der portugiesischen Niederlassung waren die Verfolgten nicht sicher; sie wurden dort wie Diebe bewacht, ihre Untergebenen ergriffen und oft zum Tode gegeißelt. — Kienglong blieb dabei ganz ruhig, sprach freundlich mit den Europäern zu Peking, verwunderte sich daß man ihre Brüder so unmenschlich in den Provinzen behandelte, und gab im Geheimen Befehl zu der Ausrottung dieser verhaßten Gäste. So gewann er die gute Meinung der Auswärtigen durch Heuchelei und übte zugleich seine Rache aus. Man versuchte selbst verschiedene Jesuiten zur Abschwörung ihrer Religion zu bewegen, und da sie sich standhaft weigerten, wurden sie im Gefängnisse erdrosselt. Jedoch alles dieß wurde mit dem Beiwissen des Kaisers gethan. — Endlich fing man auch an, sehr schwere Anklagen wider die Missionäre zu Peking einzubringen. Verschiedene Glieder des astronomischen Tribunals wurden als Christen verurtheilt, hielten aber dennoch Stand, und da ihre Abwesenheit die ganze Ordnung der Sternwarte zu vernichten schien, so übersah man endlich das Verbrechen, und sie blieben am Leben. Dieser Augenblick der Ruhe wurde benutzt um die Abgefallenen wieder zurückzubringen. Man ging selbst so weit, ein Kloster in der Nähe der Hauptstadt zu errichten. Dagegen wurden in den entfernten Theilen des Reiches sehr harte Maßregeln gegen die Katholiken wieder in Anregung gebracht, und das Feuer der Verfolgung loderte Jahre lang in vielen Gegenden. Manche Chinesen bewiesen sich sehr standhaft in dem Bekenntniß ihres Glaubens, aber die große Menge, mit der ihnen eigenen Gleichgültigkeit, warf das Crucifix, den heiligsten Gegenstand ihrer Anbetung, weg, und begab sich wieder nach den Tempeln. In den Briefen der Missionäre jener Zeit findet man schöne Beispiele der Anhänglichkeit an die Lehrer, dagegen auch viele der Treulosigkeit und des Verrathes. Da die Schwierigkeiten ins Land zu kommen immer größer wurden und selbst Makao nicht länger sicher war, so starben die alten Arbeiter allmählich aus. Wegen der vielen Beschwerden, welche die Römischen trafen, wurde das Verlangen nach einer neuen Regierung sehr laut, und man beschuldigte selbst die Bekehrten daß sie einen lebhaften Antheil an den Verschwörungen, welche in Ssetschuen am Ende der Lebenstage des Kienlong stattfanden, genommen hätten. Sie wurden hart bestraft, ihre Schuld ist aber nicht erwiesen. Bei

der Aufsuchung der Falschmünzer brachte man auch sehr heftige Klagen wieder sie ein. Es war merkwürdig daß kein Tumult entstand, bei welchem man nicht einen oder den anderen Jesuiten beschuldigte daran Theil genommen zu haben, ohne jedoch vollständige Beweise davon anführen zu können. Mit der Abschaffung dieses Ordens jedoch sank auch die Kraft der Missionen. Die besten, fleißigsten und willfährigsten Leute waren die ihrigen, und ihre Aufhebung war ein Todesstoß für alle weitern Unternehmungen. Es würde jetzt sehr schwer seyn zu bestimmen, ob alle die Anklagen, welche ihnen die Mönche und Priester anderer Orden sowohl als die chinesische Regierung machten, gegründet seyen. Allein es ist ein sehr merkwürdiger Umstand daß in allen Theilen der Erde, wo sie sich niedersetzten, dieselben Beschuldigungen gemacht wurden, und ihr Wohlstand und Untergang durch dieselben Mittel wie in China herbeigeführt wurden. Leute, bei denen es zum System geworden daß der Zweck die Mittel heiligt, können nie anders zu Werke gehen, und wie groß auch die Unternehmungen seyn mögen, so tragen sie dennoch den Keim der Zerstörung in sich. Wenn man aber fragt: wer wagte das Meiste, wer verschaffte dem unvollkommenen Papstthum den größten Eingang, wer bahnte den Weg zum Thron, wer behielt dort die Oberhand, wer sah auf die übrigen Orden mit Verachtung herab, und lachte der Bullen des Papstes, wenn es das eigene Interesse galt? so war es der Jesuit, ein Gegenstand der Bewunderung und des Abscheues, des Lobes und Tadels, groß in vielen Tugenden, und schwarz in heimtückischen Lastern, in China wie in allen übrigen Ländern. Sie sind eine Erscheinung wie sie nur die römisch katholische Kirche darbieten kann, und ein Räthsel allen die mit ihren Grundsätzen nicht bekannt sind. — Beinahe ein Jahrhundert verstrich, ehe sie wieder anerkannt als Jesuiten nach China gehen durften; im Jahre 1842 jedoch erschienen die ersten wieder auf dem Schauplatze; nicht aber als Hofschranzen und Mathematiker, sondern als bloße Missionäre.

Bisher waren die meisten Heidenboten aus Frankreich gekommen; als aber dort der Unglaube um sich griff, erlosch auch das Bekehrungsfeuer, und nur sehr wenige kamen am Ende der Regierung des Kienlong in China an. Die Spanier und Portugiesen waren unterdessen verarmt, und im Kriege verwickelt,

der Papst war ebenfalls in großer Noth und die Deutschen hatten nie einen sehr großen Antheil an der chinesischen Mission genommen. Als nun die französische Revolution ausbrach und das ganze Europa im Kampfe begriffen war, da blieben auch die katholischen Priester aus, gerade zu einer Zeit wo die protestantischen Verkündiger des Evangeliums zuerst von England aus nach Indien und anderen Ländern zogen. Die wenigen welche noch zurückgeblieben waren, wurden nach wie vor bedrängt, unterließen aber nicht für den unglücklichen Ludwig XVI. Seelenmessen zu lesen und um den elenden Zustand ihres Vaterlandes tief zu trauern.

Aller der Leiden ungeachtet wollte der Bischof zu Peking dennoch seinen unerschrockenen Muth zeigen; daher berief er seine Geistlichen zusammen und trug ihnen auf, die Befehle des Papstes öffentlich in der Kirche vorzulesen, und alle die Gebräuche welche früher vom heiligen Vater als abgöttisch erklärt worden waren, streng zu vermeiden. Dieß gab nun zu bedeutenden Unruhen Anlaß, und verschiedene Glieder gingen soweit sich öffentlich wider den Unfehlbaren aufzulehnen, und die Priester, als den väterlichen Gesetzen widerstrebend, bei der Regierung anzuklagen. Da befahl der Seelenhirte, keinem der Widerspänstigen Absolution zu verleihen; allein diese Maßregel blieb auch ohne Erfolg, während er selbst die Zwanggebote erneuerte. Nachher, schreibt der Seelenhirte, wurden die gehorsamen Kinder Seiner Heiligkeit immer zahlreicher, und die Abtrünnigen verloren allen Einfluß, welches dem Bischof sehr zur Befriedigung diente. Die eifrigsten Missionäre gingen aber mittlerweile den Weg alles Fleisches, nur wenige Chinesen waren im Stande die Ceremonien nach römischer Weise treulich zu verrichten, so daß manche der Kirchen ganz zu Grunde gingen, und der Anhänger immer weniger wurden.

Als die Muhammedaner Turkestans wieder die Waffen zur Behauptung ihrer Freiheit ergriffen, und Kienlong sich vor einem blutigen Kriege fürchtete, wurden einige Missionäre an der Gränze Schensi's gefangen genommen, welche gerade im Begriff waren sich nach ihren Stationen in jene Gegenden zu begeben. Vergebens hatten sie getrachtet sich durch eine schwere Geldbuße loszukaufen; die Sache wurde dem Kaiser vorgelegt, und er seinerseits stellte die

genauesten Nachsuchungen an nach allen Umständen, welche diese Leute ungestraft und unentdeckt nach dem entgegengesetzten Theile des Reiches kommen ließen, um dort, wie er glaubte, den Muhammedanern Hülfe zu leisten. Die chinesischen Priester, welche behülflich gewesen daß diese Mönche nach China geschlüpft waren, flüchteten sich nach Makao, um dem Zorn der Mandarine zu entfliehen. Dorthin aber waren diese ihnen auf den Fersen gefolgt, und da der Senat jener Stadt sich standhaft weigerte den Verfolgten die Gastfreundschaft zu versagen, so ergriffen die Chinesen das kräftigste Mittel die Barbaren zum Gehorsam zu zwingen; sie schnitten ihnen nämlich die Zufuhr ab. Da ermannten sich die Portugiesen, schossen sogleich auf die chinesischen Junken, welche Reis ausführen wollten, und flößten den Mandarinen Furcht und Entsetzen ein. Schon waren die zwei Geächteten auf einem Schiffe nach Goa geflohen, aber die chinesische Regierung bestand noch standhaft auf ihrer Auslieferung, und war im Begriff mit einem Heere heranzurücken. Weil dieß jedoch ein sehr gewagtes Unternehmen war, so begnügte man sich endlich, den Vorsteher der Propaganda nach Peking zu senden, wo er auch elend im Kerker starb, ohne daß man ihn zum Tode verurtheilt hätte. Kurz darauf erschien ein strenges Edict, welches die Ausrottung des Papstthums im ganzen Reiche befahl, und den Mandarinen zur Pflicht machte die Katholiken durch die Folter zum Abfall zu bewegen. Während aber Kienlong mit solcher Wuth die Neugläubigen anfiel, rief er zu gleicher Zeit eine Menge von europäischen Ankömmlingen als Künstler nach der Hauptstadt, und rechnete es sich selbst zur großen Ehre so viele Fremde in der Nähe seines Palastes unterhalten zu können. Sobald er aber genaue Nachricht von dem Wohnorte aller Missionäre erhalten, wurden viele derselben gefangen genommen und zur fortwährenden Gefängnißstrafe verurtheilt. Die übrigen lebten versteckt in den entlegensten und wildesten Gegenden, erduldeten unerhörte Leiden, um die Messe in lateinischer Sprache dem Volke vorzulesen, oder kleine Kinder zu taufen; manche starben den Hungertod. Ihre Gehülfen, deren man habhaft werden konnte, wurden für immer verbannt und den Soldaten an der Gränze zu Sklaven gegeben. Kienlong hatte eines Tages eine Anwandlung von Großmuth, daher entließ er die Priester aus dem Kerker. Diese blieben nun theilweise zu Peking oder eilten nach Makao, wo sie aber nichts

als Noth und Jammer fanden. Die Mandarine hegten neuen Argwohn, fielen die Einwohner mit großer Härte an, nahmen alle Arbeiter hinweg, ließen mehrere Tage keine Lebensbedürfnisse hereinkommen, um die Leute zur Auslieferung der Heidenboten zu bewegen. Der Erfolg war nicht, wie man hätte erwarten sollen; allein die Unannehmlichkeiten, welche die Einwohner zu erdulden hatten, konnte man nicht so bald vergessen. Viele Chinesen zogen europäische Kleider an, um sich der Verfolgung zu entziehen, andere verließen für immer ihr Vaterland.

Unter der Folter blieben viele standhaft bei ihrem Glaubensbekenntnisse, während die Menge den Papst verläugnete; die Priester lehrten sie, wie sie zu dem heiligen Erzengel Michael und verschiedenen Heiligen während der Angst beten sollten. — Nach dem Geständnisse der Missionäre und ihrer Bekehrlinge bestand die Religion des Papstes — im Chinesischen die des Herrn des Himmels — in der Verehrung des Kreuzes, der Bilder und Heiligen, und der Beobachtung einer Menge von Gebräuchen. Dieß war die apostolische Lehre, um deren Ausbreitung ihre Vertheidiger so viel litten. — Am Ende dieser Verfolgung waren sechsunddreißig europäische und chinesische Bischöfe und Priester entweder geflohen, oder im Gefängnisse und in Einöden gestorben, und die Zahl der Eingebornen, welche als Gehülfen gelitten, war noch viel größer. Der Verräther, welcher die ersten vier Mönche der Regierung überlieferte, stahl ihnen 50 Unzen Silber und wurde nachher verbannt; ein Mandarin, welcher ihnen eine Uhr abgenommen, wurde zum Tode verurtheilt.

Makao erhob sich während dieser Regierung, nicht etwa aus eigenem Bestreben, sondern durch die Kraft und den Reichthum von Fremden, welche um des chinesischen Handels wegen nach Canton gingen. Dorthin war der ganze Verkehr der Fremden verlegt worden; denn zu Emui, wohin früher die meisten Schiffe gegangen, waren diese nicht so leicht zum Gehorsam zu bringen, da das Meer in der Nähe war und sie, sobald die Sachen nicht ihren guten Gang gingen, ohne weitere Umstände hinwegsegelten. Nun wurden die Bedürfnisse des chinesischen Volkes allmählich größer, und man fand einen schnellen Verkauf aller Waaren, während chinesische Seidenzeuge und Porcellan durch ganz Europa verbreitet wurden. Kamen nun die fremden Fahr-

zeuge nach Wahmpoa in der Nähe Cantons vor Anker, so befanden sie sich gänzlich in der Macht der Mandarine und konnten der Forts am Eingange des Flusses wegen nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß den Hafen verlassen. Nachher erforderten die Vortheile des Handels das stete Bleiben der Agenten in China, und da man es zu gefährlich hielt sie zu Canton das ganze Jahr hindurch zu lassen, gab man ihnen Erlaubniß sich zu Makao niederzulassen. Zwar sträubten sich die Portugiesen dagegen, denn sie verstanden nie ihren eigenen Vortheil; allein die Mandarine zwangen sie zum Empfange der Fremden. Dadurch kam viel Geld nach der Stadt, viele auswärtige Kaufleute verbanden sich mit den Einwohnern zum Handel, neue und prächtige Häuser wurden errichtet und vortheilhaft vermiethet, und die Niederlassung erfreute sich eines größeren Flors als irgend eine andere in ganz Asien unter portugiesischer Regierung. Das gerade war eben nicht, was die Mandarine bezweckten; daher schrieben sie zwölf Artikel nieder, ohne deren Unterschreibung kein Bürger zu Makao bleiben sollte. Diese waren nun darauf berechnet, den Einwohnern alle Freiheit zu rauben und den ganzen Handel der chinesischen Regierung bloßzustellen. Auch hatte man ausdrücklich bedingt, daß hinfort keine chinesischen Proselyten gemacht werden sollten, was die ganze Priesterschaft empörte. Daher verstand sich der König von Portugal zu einer Sendung, und im Jahre 1753 erschien Pacheco e Sampayo als Gesandter. Dieß war ein sehr stattlicher Mann, und der Senat der Stadt schrieb an die Behörden von Canton daß das Königreich Portugal nie Tribut entrichtet habe. Jetzt nun sendet der neue Oberherr jenes Landes einen Gesandten, der zu Makao angekommen ist, um einige Seltenheiten zum Geschenke darzubringen, als auch um seine Huld dem Kaiser zu bezeigen, und überdieß nach der Gesundheit des Monarchen zu fragen. Da wir nun gehört haben daß die Mandarine den Gesandten nicht empfangen werden, so ersuchen wir euch daß ihr die Straßen rein kehret und keinen Lärmen machet, und da es den Gesandten ärgern und ihm mißfallen würde, müßt ihr ihn keinen Tributbringer nennen. So ging die Reise des Pacheco von statten, und sein Einzug in Peking war der glänzendste, welchen man je gesehen. Da war rauschende Musik, eine ganze Menge Neger als Begleiter und Bedienten, die Glieder

des Senats und der Gesandte selbst waren in einem prächtigen Tragsessel mit großen Verzierungen, während die Geschenke verschiedener Art den Zug begleiteten. Die Audienz war hehrer Art, die Ueberreichung des Briefes und alle die Etikette welche stattfand, waren Beweise der Ehre, welche Kienlong dem Abgesandten zugestand; weiter aber ließ er es nicht kommen, und ohne etwas erreicht oder den Widerruf der schädlichen Verordnung bewirkt zu haben, ging auch dieser Abgeordnete nach der Heimath zurück. Der Kaiser jedoch ließ sein Bildniß von einem französischen Maler zeichnen und hing es als eine Erinnerung in der Nähe des Thrones auf. Dieß war der einzige Erfolg der Sendung.

Die üble Stimmung zwischen den Mandarinen zu Makao und den portugiesischen Behörden dauerte indessen fort, und bei jeder Gelegenheit bedrohten die ersteren die letzteren mit Strafe, Hungertod und Vertreibung. Dagegen gingen die übrigen Sachen des gemeinsamen Vortheils wegen ihren Gang. Ueberdieß wurde der Verkauf des Opiums nicht länger zu Wahmpoa erlaubt; es bemächtigte sich nun die Colonie dieses Handels und machte mit Einführung dieses Giftes sehr großen Gewinn. Von diesem Augenblick an stieg der Verbrauch, und erreichte eine Höhe wie noch nie ein anderer Artikel in der ganzen Geschichte des Handels.

Während sich die kräftige Regierung des Kienlong immer größere Macht über Fremde anmaßte, wuchs unterdessen der Verkehr eines Volkes, dessen Kühnheit jedem Eingriff in kaufmännische Rechte die Spitze bieten könnte. Unsere Leser werden wohl schon vermuthen, daß wir die Engländer meinen.

Schon lange war es ihr ernstes Streben gewesen den Handel mit China auf festen Fuß zu stellen, und darin wurden sie noch mehr bestärkt, da der Gebrauch des Thees allgemeiner in ihrem Lande wurde und in sehr kurzer Zeit von wenigen Pfunden sich bis auf einige hunderttausende belief. Weil jedoch der Verkehr zu Emui sehr ungewiß war, so wurden schon im Jahre 1700 Schiffe nach Tschusan gesandt, um dort eine Factorei zu errichten. Nach vielen Mühen und Täuschungen kam dieß endlich zu Stande. Allein bald nachher wurde von den Mandarinen ein Befehl zur Abreise ausgefertigt; die zurückgebliebenen Kaufleute hatten die Beibehaltung ihrer Gebäude mit einer bedeutenden Summe zu erkaufen. Darauf kam ein großer Beamter, wel-

cher den Vorsteher der ostindischen Gesellschaft in seinem eigenen Hause gefangen hielt, um ihn zu nöthigen einige Waaren zur Bezahlung der noch übrig gebliebenen Schuld zu sehr hohen Preisen anzunehmen. Nach vielen Unannehmlichkeiten wurden die Engländer endlich aus ihrer Behausung vertrieben, die Speicher geplündert und überdieß viele Gewaltthätigkeiten an ihnen verübt. Im nächsten Jahre als die Schiffe dorthin kamen, war es noch viel ärger. Soldaten umringten ihre Waarenlager und nöthigten sie, ihre Güter zu gewissen Preisen mit großem Verluste zu verkaufen. Erpressungen und willkürliche Behandlung hatten endlich die Entfernung der Fremden zur Folge und dieß geschah unter der vortrefflichen Regierung des Kanghi. — Zu Canton hatte man auch viele Versuche gemacht, allein die meisten Unternehmungen waren mit Verlust verbunden; daher war man auch dieses Handels müde und versuchte (1737) zu Ningpo sich festzusetzen, aber immer waren die Mandarine solchem Vornehmen abhold; nachdem sehr große Summen bezahlt worden waren, sahen sich die Schiffe genöthigt, oft ohne ihren Zweck erreicht zu haben, davonzuziehen. Auch zu Futschéu, der Hauptstadt in Fokien, suchte man sich festzusetzen; hier aber waren schon die Holländer, deren Factorei jedoch durch Verrätherei vernichtet wurde, in vollem Handel begriffen; und da die Engländer sich dorthin begeben wollten, wurden sie durch das Beispiel ihrer Vorgänger abgeschreckt. — Nun trachtete man wieder einen Ausweg für englische Tücher zu Makao zu finden, wo jedoch Soldaten das Waarenlager umringten, so daß die Güter wieder eingeschifft werden mußten. Nachher versuchte man durch heimliche Agenten zwischen den Inseln die Ladung zu verkaufen. Da kam aber ein Mantschurenadmiral und drohte sie wegzutreiben, weil der Kaiser, wie er sagte, den Portugiesen den Alleinhandel gegen eine Summe Geldes versprochen. Kanghi, welcher viel klüger als seine Zeitgenossen war, und den großen Vortheil welchen ein Land vom Handel genießt, sehr wohl verstand, gab daher einen Befehl (1685), daß alle Häfen seines Reiches den Fremden geöffnet werden sollten. Diese Freiheit brachte natürlich die Engländer nach Wahmpoa. Daselbst entstand ein Streit über einen Mast; die Matrosen nahmen denselben vom Ufer hinweg, weil er ihnen gehörte und überdieß unumgänglich nothwendig zum Absegeln

war. Die Chinesen warfen mit Steinen, die Engländer feuerten auf die Menge; der Erfolg war ein Todter. Daher mußten die Kaufleute eine sehr große Buße bezahlen, und das gemeine Volk wurde aufs äußerste gegen die Engländer eingenommen. So wenig versprechend war der Anfang eines Verkehrs, der jetzt eine so unglaubliche Höhe erreicht hat.

Viele Jahre hindurch dauerte der Streit fort, um ausfindig zu machen, welche Partei von der andern das meiste Geld erpressen konnte. Da war denn der Zollinspector und andere große Mandarine mit ganzem Ernst darauf bedacht ihre Börsen zu füllen und zugleich den Verkehr seinen Gang gehen zu lassen; denn viele Officiere hatten eine bedeutende Summe Geldes in den Handel gesteckt und erwarteten sehr hohe Interessen. Nachher gerieth man wieder auf den Gedanken, zwei Kaufleute zu bestellen welche das ganze Geschäft treiben möchten. Dieß hatte nun wieder Schwierigkeiten, und so wurde endlich eine Gesellschaft errichtet, welche ein Jahrhundert hindurch den Handel in Händen hatte. Sie war eine der außerordentlichsten Erscheinungen ihrer Zeit, wie wir später melden werden. — Was den Verkehr oft ganz verhinderte, waren Schlägereien mit den Chinesen, in welchen oft Menschen ums Leben kamen; in solchem Falle mußten die gesammten Kaufleute bürgen; aller Handel ward ihnen untersagt, und so wurden sie gezwungen den Schuldigen sowohl als den Unschuldigen den Chinesen zu überliefern. Die Mandarine zögerten nicht lange, an ihnen die Todesstrafe zu vollziehen.

Im Jahre 1742 kam der berühmte Anson zu Makao an. Bisher hatte man die Chinesen nur aus den Berichten der Missionäre gekannt; allein dieser gerade Matrose lernte in sehr kurzer Zeit von diesem Volke viel mehr, und kannte den Genius der Nation viel besser als viele jener Priester welche 40 Jahre im Lande verlebt. Nach anhaltenden Bitten, Versprechungen und Drohungen erhielt er endlich die Erlaubniß, sein Schiff in der Nähe Makao's wieder segelfertig zu machen und zu gleicher Zeit Lebensmittel zu erhalten, welche man ihm anfangs versagt. Dann segelte er ins Weltmeer, um die spanischen Gallionen, welche mit reichen Schätzen von Mexico zurückkehrten, ausfindig zu machen. Er nahm eine derselben hinweg, und nachdem er guten Erfolg gehabt hatte, kehrte er nach China zurück, ging

geradesweges nach Canton, hatte eine Audienz bei dem Statthalter, half den Chinesen ein Feuer löschen, brachte alle seine Angelegenheiten durch Gewandtheit und Muth in Ordnung und verließ dann Canton, ein Gegenstand der Bewunderung der Chinesen sowohl als der fremden Kaufleute. Niemand hatte einen so bleibenden Eindruck auf die Mandarine gemacht, Niemand verstand so wohl die gegenseitige Stellung der Fremden und Chinesen, und Niemand wußte sich so schnell aus der Schlinge herauszuhelfen wie er. Wenn man seine Beschreibung liest, so glaubt man, daß sie ein Jahrhundert nachher von einem praktischen Schriftsteller, welcher alles genau aus Erfahrung wußte, zusammengestellt sey. Das Resultat war damals dasselbe, was man nach so vielen bittern Täuschungen nach einer langen Reihe von Jahren als das einzig wahre erkannte. Hätten Andere dem Betragen des Anson gefolgt, so würde man sich vieler Mühen überhoben und zugleich dem Handel eine größere Sicherheit verschafft haben. Allein der allgemeine Grundsatz war, daß man sich durch Nachgiebigkeit und Schmeichelei den größten Nutzen verschaffen könnte, und daraus entstand eine Menge grober Fehler, welche in Plackereien und bedeutenden Erpressungen von Seiten der Chinesen endeten, und oft dem Verkehr völligen Ruin drohten.

Ein gewisser Engländer, Flint, der als Knabe nach Canton gekommen, war in der chinesischen Sprache bewandert und hatte eine ausführliche Schrift, in welcher er alle die Klagen und Unannehmlichkeiten, worunter die Fremden zu Canton litten, in den lebhaftesten Farben schilderte, dem Huppo (Vorsteher des Zollhauses) überreicht. Die Antwort auf alle Vorstellungen war, daß man den Berichterstatter ins Gefängniß werfen sollte. Es blieb aber bei der Drohung, und da man wohl sah daß zu Canton nichts zu gewinnen sey, so entschlossen sich die Kaufleute endlich, gedachten Flint nach Tientsin zu senden, um dort am Hofe die Abstellung aller Mißbräuche zu bewirken und zugleich den Handel zu Tschusan und in andern Häfen zu eröffnen. Man empfing diesen unternehmenden Geist sehr höflich, las ruhig sein Bittschreiben, schickte ihn dann auf dem Landwege unverrichteter Sache zurück, und setzte ihn noch fünf Jahre lang in der Nähe Makao's in einen Kerker. Um die Vermessenheit der Bar=

baren zu sühnen, wurde ein unschuldiger Chinese enthauptet; während die heiligsten Betheurungen der Kaufleute nichts halfen, diesen Mann, der ganz unschuldig war, vom Tode zu retten. Der Kaiser erklärte die Klagen für nichtig und erlogen, nachdem er einen Bericht über jeden Punkt von dem Beklagten selbst erhalten. So blieben die Sachen eine geraume Zeit, allein immer größer wurde die Anzahl der Schiffe, welche nun Canton zueilten. Auch die Dänen und Schweden bemächtigten sich des Handels, und von Indien kamen sehr bedeutende Ladungen. Die Obrigkeit sah daher sehr bald ein, daß der Handel etwas werth sey, und so gingen die Mandarine in ihren Erpressungen gerade nur so weit als es die Fremden ertragen wollten; nachher aber gaben sie wieder nach. Zu gleicher Zeit entstand eine ziemlich bedeutende Schmuggelei, die nach einem System getrieben wurde, wie man wohl selten in einem Lande gesehen, und eine der besondern Eigenheiten des Verkehrs ist, worüber Fremde mit Abscheu sprechen, die Regierung mit Schärfe Edicte herausgibt, und auf welche alle anwesenden Kaufleute und Mandarine mit Begierde hinblicken.

In allen diesen Streitigkeiten, Verlusten, Kniffen und Unternehmungen wurde der Verkehr von Jahr zu Jahr größer, und schon fand man im Jahre 1782 — 83 die größten Kauffahrteischiffe im Hafen, von denen beinahe die Hälfte von Indien gekommen war. Die Engländer, welche das Meiste zu verlieren hatten, suchten daher soviel als möglich jede Reibung zu vermeiden; daher trotzten ihnen oft die Mandarine, und obgleich Drohungen aller Art ausgestoßen wurden, so kam es doch nie zur öffentlichen Fehde. Unter allen Bündnissen ist keines fester als der Handlungsverband, und wo dieß fehlt, werden oft die heiligsten Verträge sehr bald vergessen. Noch war man nicht über die Gesetze des Handels übereingekommen, und es bestand kein Verständniß der auswärtigen Regierungen mit der chinesischen, dennoch gestalteten sich dieselben Verhältnisse als ob man Jahre lang zu diesem Ende sich mit der Abschließung von Tractaten beschäftigt hätte.

Als Kienlong sein 80stes Jahr erreicht hatte, wollte er noch einmal am Abend seiner Tage alle Herrlichkeit der kaiserlichen Würde genießen, und zu diesem Zweck die Abgeordneten der

englischen Nation, die noch nie seinen Hof besucht, vor sich sehen. Dieß erweckte den ersten Gedanken in der brittischen Regierung, eine feierliche Gesandtschaft unter Lord Macartney uach Peking zu senden. Diese langte auch wirklich im Julius 1793 an der Mündung des Peho an. Dort wurden die Ausländer mit großer Würde empfangen, dennoch konnte man es nicht unterlassen, den Botschafter mit dem Namen Tributbringer zu stempeln. Reich mit Geschenken beladen kam der Lord und sein Gefolge in der Nähe Pekings an. Der Kaiser war aber schon längst nach seinem Sommeraufenthalte Jehol verreist; daher mußte sich der Zug dorthin begeben. Die Gegend, welche die Engländer durchzogen, war nur mit ärmlichen Hütten bepflanzt. Zu Jehol aber wartete ihrer Kienlong, der mit vielen Ehrenbezeugungen Macartney und seine Gefährten empfing. Auf seinem Throne nahm der Kaiser von der Hand des Gesandten den Brief des brittischen Königs aus einem mit Edelsteinen besetzten Kästchen, drückte sich freundlich und zufrieden über die angethane Ehre aus, und machte überdieß dem Sohne des zweiten Botschafters einen kleinen Beutel zum Geschenk. An Höflichkeitsbezeugungen fehlte es durchaus nicht, man that sein äußerstes, um den Aufenthalt Allen so vergnügt und angenehm als möglich zu machen. Kienlong freute sich auch wie ein Kind über die Geschenke, welche man ihm verehrt. Wollte aber der Staatsmann von den eigentlichen Gegenständen der Sendung sprechen, so wich man immer seinem Ansuchen aus. In dem Rathe, welchen Kienlong versammelte um sich über die Antwort zu entscheiden die den Fremden gegeben werden sollte, behielten die Stimmen welche ihnen alles absprachen, die Oberhand. So gab man denn herrliche Feste, verschwendete viel Geld, suchte auf alle mögliche Weise den Gesandten, als von den entferntesten Gegenden der Erde kommend, auszuzeichnen; aber gab seinen Bitten nur in Kleinigkeiten Gehör. — Der Rückzug folgte bald nachher. Der Brief welcher an den König geschrieben wurde, war herrischer Art, wie man Vasallen zu Peking behandelt. Nicht einen einzigen Punkt gestand man den Fremden zu, und um alle ihre künftigen Hoffnungen zu vereiteln, schrieb man geheime Instructionen an die Behörden zu Canton, wie sie dort jegliches Gesuch abschlagen sollten. Keine Freiheiten, kein Tarif, keine Ausbreitung des Handels, kein Wohn-

platz, kein Gesandter am Hofe sollte den Engländern bewilligt werden. Immer mußte man dahin arbeiten, sie in ehrfurchtsvoller Ferne zu halten und sie mit Erstaunen vor der Würde des himmlischen Reiches zu erfüllen. Dieser Grundsatz wurde nachher die Basis der ganzen Politik; von ihm rühren alle die Uebel her welche in der Folge entstanden, die endlich zum Kriege Anlaß gaben; da die Angelegenheiten so verwickelt waren daß Niemand sie lösen konnte, so zerschnitt man den gordischen Knoten mit dem Schwerte. Von dieser Zeit an nahmen die Engländer den Vorrang ein unter den Nationen welche mit den Chinesen in Handelsverbindungen standen. Die Kaufleute anderer Länder, welche bisher viel Thee ausgeführt um damit einen Schleichhandel zu führen, verloren die Gelegenheit, weil man in England die Zölle auf diesen Artikel erniedrigte, und so wurde der eigene Verkehr immer blühender, während Schweden, Dänen und Holländer einen geringern Gewinnst davon zogen.

Die Holländer wollten durchaus in keiner Hinsicht den Briten nachstehen und so sandten sie gleichfalls eine Gesandtschaft nach Peking. Da man aber fest überzeugt war, daß die Engländer alle ihre Handelsvortheile durch ihr unbeugsames Betragen verscherzt, so gab die batavische Regierung ihren Boten sehr ernste Befehle, sich in allem nach den gewöhnlichen Ceremonien zu richten und durch Nachgiebigkeit alle Herzen am Hofe zu gewinnen. Dieser Wunsch wurde bald auf die Probe gestellt, und schon auf der Reise nach Peking wurde der Befehl den Kopf auf den Boden zu stoßen, häufig wiederholt, so daß der Kaiser größere Ehrenbezeugungen erhielt, als er von irgend einer andern Nation hätte erwarten können. Der Name des ersten Gesandten war Titsing, ein Mann, der viele Jahre zu Desima in Japan verlebt; der zweite hieß van Braan, ein Mitglied der Compagnie zu Canton, äußerst für die Chinesen eingenommen und gewiß überzeugt, daß Erniederungen der beste Weg zur Gnade des Kienlong wären. Nach einer sehr langen Reise langten sie endlich zu Peking an; sie hatten gar viel von der Kälte gelitten, noch mehr von der Geringschätzung mit der man sie behandelte; allein in der Hauptstadt hofften sie eine Vergütung aller Leiden. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als die Staatsminister ihre Träger um einige wenige Pfennige zu betrügen suchten; da sich diese

hiezu nicht verstehen wollten, schlugen die ersteren mit Peitschenhieben unter sie. Dieser Vorfall konnte gewiß den Fremden keine sehr hohen Begriffe von der Regierung beibringen. Kienlong dagegen war äußerst gütig, lud sie zur Audienz ein, ließ sie in seiner Nähe niedersitzen, ein Schauspiel vor ihnen aufführen und bewirthete sie außerdem mit sehr großer Huld. Nachher gab er ihnen auch ein Fest im Lustgarten und schickte ihnen häufig Essen von seiner Tafel. Aber vor den Bissen die von dort kamen, mußten die Gesandten den Kopf zur Erde stoßen; oft bestand das Gericht aus bloßen Knochen, welche ziemlich vom Fleische entblößt waren. Die Mandarine dagegen freuten sich wie Kinder, daß diese Fremden mit solcher Willigkeit ihren Befehlen gehorsamten; daher wurde auch das Kopfstoßen immer in Gang gebracht und mit sehr großer Fertigkeit betrieben. Dabei aber blieb es nun, und da man sich genug rücksichtlich ihrer vergnügt, sandte man die Gesandten ganz unverrichteter Sache wieder nach Canton zurück.

Den Russen war Kienlong sehr abhold. Wir haben schon oben bemerkt, zu welchem heftigen Streite die Verweigerung den Amursana aufzugeben, Anlaß gab. Späterhin sah man eine gleiche Abneigung sich mit einander zu verstehen, und der Schwarm der Elöten, welcher zu den Chinesen überging, vollendete die Mißgunst von Seiten der Russen. Sie rächten sich aber durch Zurückhaltung von Ueberläufern und ärgerten so das kaiserliche Gouvernement in solchem Grade, daß der Handel gesperrt und die Russen zu Peking wie Gefangene behandelt wurden. Katharina hätte beinahe dem himmlischen Reiche Krieg angekündigt, hätte sie nicht im Westen alle Hände voll zu thun gehabt. Da aber beide Länder durch Wüsten und Eisfelder von einander getrennt waren und die Bewohner der Steppen in ihrer Treue sehr zweideutig schienen, so hätte es wohl nicht leicht zu wirklichen Feindseligkeiten kommen können. Der Handel litt aber sehr bedeutend, und nachdem man jahrelang in Spannung sich gegenübergestanden, so kam man endlich zu dem Beschluß sich wieder zu versöhnen; denn beide Theile verloren sehr bedeutend durch diese Reibung. Endlich schlug Rußland vor, einen chinesischen Gesandten zur Beseitigung aller Streitigkeiten nach Petersburg zu senden, was jedoch der stolze Hof zu Peking nie wollte. Daher ging ein russischer Herr nach China's Hauptstadt, und nach langem Zögern

wurde endlich der Handel im Jahre 1792 geöffnet, obgleich die Schwierigkeiten worunter derselbe getrieben wurde, äußerst bedeutend waren.

Aus der obigen Erzählung können wir leicht eine genauere Kenntniß von Kienlongs Charakter erlangen. An Muth fehlte es ihm nie; oft nicht an Großmuth, allein alle feineren Gefühle verläugnete er. Barmherzigkeit, Gnade, Liebe, Wohlwollen, Schonung, blieben seiner Brust immer fremd. Wie Kanghi, war er dem weiblichen Geschlechte sehr hold, und nie hat wohl ein Kaiser ein größeres Harem wie er gehabt. Daher hinterließ er Kinder und Enkel ohne Zahl, vielleicht mehr als alle anderen Monarchen seiner Zeit zusammengenommen, mit Einschluß des türkischen Sultans. Er liebte das Gepränge und war immer äußerst besorgt seine Majestät den Mandarinen und Dienern an den Tag zu legen; doch war sein Privatleben sehr einfach, und oft erschien er in sehr schlichter Tracht unter den geschmückten Officieren seines Hofes. Die Europäer am Hofe gebrauchte er um seine Paläste recht stattlich in Ordnung zu bringen; dort hatte er sehr große Kunststücke aller Art, welche ihm von Zeit zu Zeit von den Cantoner Hongkaufleuten, Mandarinen und andern Beamten sowohl als von den Missionären zum Geschenke gemacht worden waren. Oft verweilte er stundenlang bei der Betrachtung dieser künstlichen Sachen, und ergötzte sich darüber wie ein Kind. Vorzüglich aber liebte er die Malerei und behandelte einen gewissen Missionär, welcher in dieser Kunst sehr viel leistete, als seinen besten Freund, in dessen häufigem Umgange er die fröhlichste Zeit seines Lebens verlebte.

Kienlong liebte die Literatur und sammelte die große Bibliothek zu Peking, welche aus 600,000 Werken besteht, das größte Denkmal seiner Regierung. Er selbst schrieb Gedichte, und zwei derselben über Mukden und den Thee werden als Muster für Dichter betrachtet. Einige literarische Werke in Prosa wurden auch unter seinem Namen herausgegeben. Mit den europäischen Wissenschaften war er auch einigermaßen bekannt, obgleich er nie von den Missionären Unterricht nahm, und sich nur mit ihnen über diese Gegenstände unterhielt. Wie groß auch seine Vorliebe für die Wissenschaften war, so schien ihm dennoch das geringste Versehen von einem Schriftsteller unverzeihlich. Ein Gelehrter,

welcher sich sehr viel auf seine Abkunft von dem ältesten Geschlechte China's brüstete, und eine vorzügliche Vorrede zum Wörterbuch des Kanghi geschrieben, welches er in verkürzter Form herausgab, wurde mit seinen Söhnen zum Tode verurtheilt, und Kienlong betrachtete es als eine sehr große Gnade, daß seine Eltern nicht auch dasselbe Loos erfuhren. Die Tigernatur des Kaisers konnte sich nie ganz verbergen, und oft wenn er leutselig und herablassend mit seinen Gästen sprach, machte er schon Berechnungen zum Verderben der Anwesenden.

Kienlong hatte eine ziemliche Kenntniß der Erdbeschreibungen und sich auch mit der Politik Europa's bekannt gemacht. Das Ergebniß dieses Studiums war, daß er die Völker des Westens fürchtete und haßte, und mit besonderem Ingrimm gegen alle erfüllt war die sein Land betraten. Während er deßhalb mit den Missionären zu Peking, die meist alle in seinem Dienste standen, auf freundlichstem Fuße lebte, sie oft persönlich rühmte und manchmal großmüthig belohnte, befahl er, ihre Brüder in den Provinzen aufs äußerste zu verfolgen und alles zu versuchen, um die Bekehrten zum Abfalle zu nöthigen. Ungeachtet der ungeheuersten Gräuel und der Mordsucht, von welcher seine Regierung so viele Beispiele hinterließ, konnte Niemand der im Umgange dieses Monarchen sich befand, ihn anders als einen Menschenfreund betrachten; so liebreich waren seine Sitten, so freundlich seine Unterhaltung.

An Muth fehlte es dem Kaiser nicht. Einst, als er ferne im Norden auf die Jagd gegangen, traten die Flüsse wegen des anhaltenden Platzregens aus; das ganze Gefolge des Kaisers ertrank; nur Kienlong hatte Besonnenheit genug, sich auf einen Hügel zu retten und dergestalt der Gefahr zu entkommen. Ein andermal kam ein Betrüger aus Turkestan, welcher vorgab gültiges Recht auf die kaiserliche Krone zu haben, und sich zum Monarchen in der Mantschurei aufzuwerfen gedachte. Kienlong war von allem unterrichtet, ließ den Schurken ruhig seinen Weg gehen und nachdem er sich unerschrocken in seine Macht begeben, wurde er ergriffen und augenblicklich hingerichtet.

Wie seine Ahnen war Kienlong ein wahrer Nimrod, und verlebte ganze Monate auf der Jagd. Beständige Leibesübung war ihm zur Gewohnheit geworden; er lebte mäßig und genoß

deßhalb ein hohes Alter, in voller Kraft, und im Genusse des Zeitlichen. Die Provinzen des Nordens besuchte er verschiedenemale, zur großen Freude seiner Unterthanen, und betrug sich sehr herablassend, damit er das Andenken an seine Grausamkeiten verwischen möchte. Nie zog er selbst in den Krieg, in der Auswahl der Generale aber zeigte er sich sehr klug, und verbesserte sehr schnell die früheren Mißgriffe durch passende Anstellungen. Gegen die unglücklichen Feldherren aber betrug er sich ohne Schonung und verurtheilte sie selbst sowohl als ihre Familien zum Tode, um dergestalt für die erlittenen Niederlagen zu büßen. Daher erschienen die Mandarine immer mit Furcht und Zittern vor ihm; denn das geringste Versehen konnte ihnen leicht den Kopf kosten. Selbst ein gnädiges Lächeln vom Monarchen war oft das Siegel zum Tode.

Dreimal ernannte Kienlong einen Prinzen zum Nachfolger, ohne es jedoch ihm selbst oder irgend einer Person zu sagen. Allein alle wurden durch den Tod hinweggenommen, und starben lange vor dem Vater. Endlich fiel seine Wahl auf Kiaking, welcher, wie er glaubte, durch den Himmel berufen sey das Scepter des Reiches zu führen. Als er nun sein 85stes Jahr erreicht und 60 Jahre auf dem Throne China's gesessen, dankte er ab, und starb drei Jahre nachher alt und lebenssatt (1799). Wenige Monarchen haben so lange und glücklich wie er regiert; und sein Name wird lange in der Geschichte leben, da er ohne Zweifel mehr Erfolg seiner Bemühungen, als irgend einer seiner Vorgänger sah. Sein Ende war jedoch sehr trübe; er hinterließ eine leere Schatzkammer und ein unzufriedenes Volk.

Fünftes Capitel.

Kiaking, W. N. Jintsongjui.

Die letzten Jahre der Regierung des Kienlong waren sehr dunkel gewesen. Durchs ganze Land herrschten Unruhen, hin und wieder brach Rebellion aus, verschiedene Provinzen kämpften mit dem Hungertode und der Krieg mit den Miaotse war noch

lange nicht zu Ende, während die Staatscassen äußerst erschöpft waren. Noch lebte im bleibenden Andenken der Aufstand von 1791, als viele Tausende der Unzufriedenen, unter der Leitung eines Priesters der Vernunft, sich in der Nähe Pekings versammelten, um dort das Geschlecht der Tataren auszurotten und dem rechtmäßigen chinesischen Fürsten wieder zum Throne zu verhelfen. Dieß war ein großes Unternehmen, die Beisteuer der gemeinen Leute floß reichlich, der Muth des chinesischen Volkes nach einem Schlummer von einem Jahrhundert schien wieder erwacht zu seyn, selbst die Papisten des Nordens sahen mit Vergnügen den Fortgang der sich zu ereignenden Veränderung und trugen gerne das ihrige zur Förderung dieser Umwälzung bei. Jedermann war des Gelingens gewiß, und der Pöbel freute sich schon im voraus der Erfüllung aller der Versprechungen, die man ihm gemacht. Aber noch wurde alles geheim gehalten, die Waffen aber waren schon in Bereitschaft, der Priester glaubte sich des Sieges gewiß und berechnete die Folgen, wenn er der großen Nation Freiheit ankündigen würde. Während alles dergestalt in Gährung war, blieb dennoch ein einziger Mann ruhig, dieß war der alte Kienlong. Von allem unterrichtet, beobachtete er furchtlos die Schritte der Feinde seiner Macht, sprach nie ein einziges Wort über die Maßregeln welche er zu nehmen gedachte, verachtete die Warnungen und schien im Schlummer begraben zu seyn. Allein der achtzigjährige Greis sah mit Adlersaugen; am bestimmten Tage, wo der Palast in Flammen auflodern sollte, waren die Rädelsführer schon am frühen Morgen gefangen und dem bürgerlichen Gerichte überliefert; alle bedeutenden Waffensammlungen waren in der Gewalt des Kaisers, und der große Haufe gaffte erstaunt um sich her, denn Niemand konnte begreifen, wie eine solche Veränderung zu Stande gebracht worden war. Der alte Monarch wollte jedoch die kleinen Verbrecher nicht sehen, dem gemeinen Manne vergab er großmüthig, ohne seiner einmal zu denken; allein gegen die Anführer verfuhr er mit der bittersten Strenge. — Tod, Vernichtung, Ausrottung waren das Losungswort, und dieses umfaßte die Familien dieser Unglücklichen.

Allein dadurch war der Same des Aufstandes noch nicht ausgerottet, sondern das Volk wartete nur eines günstigern Augenblickes; und der schien unter dem Nachfolger gekommen zu

seyn. Kiaking hatte alle die Fehler seines Vaters im höheren Maße geerbt. Er war viel sinnlicher als Kienlong; dem Vergnügen und ganz besonders dem Schauspiele ergeben, schwelgte er täglich mit den liederlichsten Menschen unter den Weibern, wie ein anderer Sardanapal. Er führte selbst Komödianten in seinen Palast ein, um sich mit den Kebsweibern herumzutreiben, und lachte herzlich über die Possen, welche diese feinen Gesellen trieben. Unter dem Kleide dieser Leichtfertigkeit aber verbarg Kiaking ein giftiges Herz, Rache und Grausamkeit unter dem tollsten Gelächter brütend. In den äußeren Pflichten des Staatswesens wollte er nicht dem Vater nachstehen. Daher war er bei jeder Versammlung des Hofs zugegen, saß auf dem Throne mit großer Würde und spielte den Oberherrn mit bedeutendem Nachdruck. Dabei aber waren die Diener verdorben, die Minister Leute gleichen Geistes und die Verwaltung schwach und hülflos. Wer damals den chinesischen Hof besuchte, war erstaunt über die außerordentliche Etikette die dort statt fand, und wunderte sich dabei über den jämmerlichen Zustand des Ganzen.

Die Finanzen, wie man erwarten konnte, geriethen sehr bald in Stockung. Die Mandarine sowohl als die Soldaten wurden nicht regelmäßig bezahlt und verschafften sich daher selbst ihre Bedürfnisse. Das Volk vergaß man ganz und die Bedrückungen wurden so allgemein daß innerhalb sehr kurzer Zeit mehr als zehn Rebellionen zu stillen waren. Da dieß aber nicht mit Gewalt der Waffen geschehen konnte, so gebrauchte man Gold und Bestechungen, die in der Folge nur zu noch größeren Mißbräuchen Anlaß gaben.

Aber Kiaking bekümmerte sich sehr wenig um diese Sachen. Wenn er nur sich betrinken und herrlich und in Freuden leben konnte, war er frohen Muthes, mochte es in den Provinzen oder selbst in der Hauptstadt hergehen wie es wollte. Fehlte es anderwärts an Geld und konnten die Truppen nicht länger bezahlt werden, so besaß Kiaking jedoch Geld genug, um sich im Palaste zu ergötzen und durch die prächtigsten Feste seine Günstlinge in Erstaunen zu setzen. Solch ein Betragen war sehr natürlich auffällig; schon sprach man von einer Veränderung in der Regierung wegen der Unwürdigkeit des Herrschers und machte allerhand große Pläne. Kaum aber hatte Kiaking gehört daß seine Brüder

und Verwandten die hohe Stelle besser bekleiden würden, so brachte er sehr bald Anklagen gegen die Prinzen ein, und da ergab sich denn daß die klügsten und gescheidtesten unter ihnen schlechte Menschen waren, die nicht verdienten im Glanze des Hofes zu bleiben. — Der Kaiser machte seine Betrübniß über die traurige Entdeckung sehr bald bekannt und verordnete daß sie in Finsterniß über ihre Unart nachdenken sollten. Sie wurden daher sogleich in einen Kerker gesteckt, und viele derselben sahen nie mehr das Licht der Sonne. Nachdem sich der Monarch dergestalt von diesen unwillkommenen tugendhaften Großen befreit, verabschiedete er die meisten würdigen Minister der Vorzeit, worunter einige sogar hart bestraft wurden. Dann erwählte er eine Menge Leute, welche zu allem Ja sagten und dadurch sich seinen großen Beifall erwarben. Diese schrieben nun sehr viel über Tugend und Wohlwollen in den Tag hinein, so daß man in der Ferne eine hohe Würde und großen Sinn dem neuen Regenten beilegte. Mit diesem scheinheiligen Wesen waren aber die Bewohner der Hauptstadt durchaus nicht zufrieden, und ihr Murren artete sehr bald in Thätlichkeit aus. Ueberdieß war jene Zeit sehr stürmisch und machte eine kräftige Hand nöthig um das Steuerruder zu halten. Kiaking dagegen ließ die Sachen ihren Gang gehen und nur insoweit sie sein Vergnügen störten, wollte er sich darein mischen. Es war ja Zeit genug sich der Gefahr zu erinnern und Maßregeln dagegen zu nehmen, sobald dieselbe nahe war; aber darüber sich zu ärgern oder mißmuthig zu werden war nicht in seiner Natur. Daher lebte man herrlich und in Freuden jeden Tag und überließ Staatsgeschäfte elenden Schmeichlern.

Die erste Maßregel der neuen Regierung und vielleicht die weiseste welche je von ihr unternommen wurde, war der Friede mit den Miaotse. Kiaking würde sehr gern sich an dem Schauspiel der Hinrichtung einiger Häuptlinge wie sein Vater geweidet haben, allein dießmal war die Zahl der chinesischen Gefangenen in den Händen der Miaotse viel größer, und die Mandarine waren schon froh genug ihre eigenen Leute zurückzuerhalten. Der Friede kostete sehr viel Geld, denn man mußte den Fürsten der Stämme bedeutende Summen bezahlen, um ruhig abziehen zu können. Nun wurde ein Edict über den großen Sieg bekannt

gemacht, und die Regierung zu Peking behandelte ehrenvoll alle die Generale, welche den Vertrag abgeschlossen, als ob sie die größten Helden ihrer Zeit wären.

Die Secte der weißen Wasserlilie (Pelienkiao), welche Kienlong schon vorher mit großer Wuth verfolgt, war noch nicht ausgerottet, wie man vorgegeben hatte. Nachdem Kiaking genugsame Beweise seiner Gemüthsart gegeben und seine Schwächen an den Tag gelegt, glaubten die Unzufriedenen daß nun der glücklichste Augenblick gekommen sey, wo man die Mantschuren aus dem Lande jagen könnte. Die Verschwörung verbreitete sich sehr schnell in die westlichen Provinzen, ohne daß die Regierung selbst von diesen Umständen unterrichtet war. Es ist wahrscheinlich daß verschiedene chinesische Behörden den sogenannten Patrioten wohl wollten; denn wenn Anhänger der Secte vor sie geführt wurden, entließen sie dieselben ohne weitere Nachsuchung, und nahmen eine Summe Geldes zur Beschönigung der Sache. So verstrich eine geraume Zeit, ehe die Dinge zur Reife kamen.

Im Jahre 1796 sah man die ersten Spuren der kommenden Revolution, welche an Schauerlichkeit der französischen wenig nachstand, und auch den Umsturz der bestehenden Ordnung zum Zweck hatte. — Wie vom Zauber ergriffen zeigten sich Tausende der Unzufriedenen in Schensi und kündigten dem Volke an daß wer ihnen nicht Hülfe leiste, sterben müsse. Um die Drohung wahr zu machen, hieben sie das unglückliche Volk, welches sich ihrem Zuge nicht anschließen wollte, sogleich nieder, verheerten das Land mit Sengen und Brennen, und sammelten schnell einen großen Haufen des Gesindels um sich her. Und dieß geschah so rasch und unerwartet daß die Mandarine kaum Zeit hatten sich zu besinnen, und so schnell wie möglich beim Anzuge des Feindes davonzulaufen. Ihre einzigen Waffen waren die Edicte, welche sie auch ohne die geringste Schonung den Feinden entgegenschleuderten und sie mit augenblicklicher Vernichtung bedrohten. Fielen ihnen aber einige Spione in die Hände, so enthaupteten sie diese auf der Stelle und gaben ihre Leichname den Bütteln preis, die sie vor Wuth fraßen, ohne Abscheu vor Menschenfleisch zu fühlen. — Die chinesischen Heere, welche ihnen entgegengingen, wurden meistens geschlagen, und die Soldaten thaten es den Rebellen noch an Unterdrückung des Landmanns zuvor. Oft ritt die

Reiterei über fruchtbare und wohlbepflanzte Felder und vernichtete die Hoffnung des Landmannes. Oft ergriffen die Krieger unschuldige Menschen und peinigten sie zu Tode. Aller Handel und alle Gewerbe waren zu Ende, man sah Tausende von Familien ihre Wohnplätze verlassen oder sich den wilden Horden anschließen, und der Aufruhr griff immer weiter um sich. Bald wurde die Fahne der Empörung auch in Hukuang aufgesteckt, und die große Provinz Ssetschuen erklärte sich für die Aufrührer. Man wollte Freiheit vom Joche der Tataren, Menschenrechte unter einer chinesischen Regierung, und die Rückkehr zu dem alten schon längst verjährten Zeitalter.

Der Widerstand, welchen die Empörer bis jetzt gefunden, rührte von den Mandarinen der verschiedenen Orte her, wo sich der große Haufe hinzog. Nun aber war der Kaiser von aller Furcht von Seiten der Miaotse befreit, und sandte sogleich das ganze Heer nach dem Schauplatze des Krieges. Sobald die Wasserlilien dieß sahen, zogen sie sich sehr schnell in die nächsten Gebirge zurück und machten so häufige Anfälle auf die Kaiserlichen, daß von der großen Armee, welche im Anfange des Jahres ins Feld gebracht wurde, nur ein sehr kleiner Theil übrig blieb. Während einer Nacht, wo ein heftiges Unwetter herrschte, und der fürchterliche Donner durch die Berge rollte, hatten sich die Truppen in ihren Hütten ruhig niedergelegt. Da stürzten die Rebellen über sie her und rieben beinahe das ganze Lager auf. — So endigte der erste Feldzug, und die Empörer behielten die Oberhand.

Aber bald (1798) wurde ein viel zahlreicheres Heer auf die Beine gebracht, das einige Geschichtschreiber auf eine Million angeben. Sobald diese Armee versammelt war, zogen die Rebellen sich in ihre gewöhnlichen Schlupfwinkel zurück und die Kaiserlichen sahen keinen Feind. Als aber der Vortrab unbesorgt hinzog, wurde dieser Heerhaufe plötzlich überfallen und in sehr kurzer Zeit vernichtet, denn die Wasserlilien gaben keine Gnade. Dieß hielt denn das große Heer etwas im Zügel, und aus dem Kriege wurde sehr wenig. Ein noch viel ärgerer Feind erschien sehr bald, dieß war der Hunger. Das ganze Jahr hindurch herrschte Dürre, und die armen Einwohner vieler Districte hatten keine Ernte. Der Pöbel, voll Verzweiflung, suchte sich auf

allerhand gewaltsame Wege Lebensmittel zu verschaffen, und Tausende gingen zu den Rebellen über; denn im Verbande mit ihnen konnten sie ungestraft rauben. Die Rädelsführer erließen dabei eine allgemeine Aufforderung sich zu ihren Fahnen zu gesellen, und versprachen die unbedingteste Freiheit von dem gehässigen und drückenden Joche der Mandarine, welches gewiß auch sehr schwer auf der Nation ruhte. Wollte nun Jemand ihrem Rufe nicht folgen, so zogen sie das Schwert und vernichteten sein Haus und alle Güter, und machten ihn entweder zum Sklaven oder tödteten ihn auf der Stelle. Schrecken ging daher vor diesen Horden her; Jedermann zitterte, sobald sie sich näherten, und um die Zerstörung abzuwenden, sowie auch um sich vor den Mandarinen zu retten, schwuren Myriaden den Aufrührern den Eid der Treue. Nachdem dieser einmal geleistet, betrachtete die Obrigkeit das arme geplagte Volk als Mitverschworne und verfuhr gegen dasselbe mit gränzenloser Strenge, sobald die Wasserlilien das Land geräumt hatten. Es läßt sich sehr leicht denken daß die Menge durch solches Verfahren aufs äußerste getrieben und es endlich unmöglich wurde, den Keim des Aufstandes zu ersticken; denn die grausame Behandlung der Mandarine hielt die Unterthanen in beständiger Gährung.

Das außerordentlichste bei dieser Sache war daß sich unter den Rebellen Niemand als Führer hervorthat, was in solchen unruhigen Zeiten gewöhnlich der Fall ist. Die Schaaren marschirten planlos herum, und es schien als ob der einzige Hauptzweck Verderben des Landes sey. Hätten sie mit größerer Schonung gehandelt und auf das Hauptziel, die Vertreibung der Mantschuren, hingewirkt, so wäre es vielleicht um den Thron des Kiaking geschehen gewesen. Allein die begüterten Classen der Nation fürchteten die Empörer mehr als die Mandarine, und daher konnte die Regierung den einflußreichsten Theil der Nation wider sie bewaffnen.

Noch ist es unerklärbar, wie solche große Heere, welche gegen dieß Gesindel marschirten, fruchtlos zu Felde gingen. Freilich ist es wahr daß bei ihrem Anzuge sich die Wasserlilien zerstreuten; allein mit hunderttausend Soldaten hätte man Päſſe besetzen, die Bergschluchten, wo sich die Rebellen versteckt, durchbrechen und das Land von ihnen reinigen können. Anstatt dessen zerschmol-

zen die Armeen wie der Schnee, und kaum der zehnte Mann blieb am Ende des Feldzugs bei seinem Regimente. Die Truppen waren jedoch gewöhnlich mit dem Nothwendigen schlecht versehen, sie mußten oft von der Plünderung leben, zerstreuten sich zum Raube und wurden von den Landleuten erschlagen, oder durch ansteckende Krankheiten in Folge der schlechten Nahrungsmittel hinweggerafft, oder liefen zu Tausenden weg. So wurde der Bürgerkrieg jahrelang fortgeführt, Scharmützel ohne Zahl fielen vor, Landschaften wurden erobert und wieder verloren; und dabei wüthete noch der Hunger, so daß das Elend des gemeinen Volkes nie in zu grellen Farben geschildert werden kann.

Unterdessen war Kienlong gestorben; sein Sohn wollte nun selbst regieren und den Namen eines Kaisers nicht vergeblich tragen. Allein die Cassen waren erschöpft, und Kiaking war von Natur äußerst verschwenderisch. So sah er sich nach den Mitteln um, und seine Wahl fiel auf Hotschongtong, den mächtigen Minister seines Vaters. Dieser Mann war früher ein gemeiner Soldat in der Garde und stand einmal Schildwache vor dem Thore des Palastes, als Kienlong vorüberging. Sein einnehmendes Aeußere machte einen bedeutenden Eindruck auf ihn, er nahm ihn an den Hof, fand in ihm einen sehr tüchtigen Mann und überließ ihm, nachdem er in kurzer Zeit die höchsten Würden erreicht, die Verwaltung des Landes in seinem hohen Alter. Während dieser Zeit that Hotschongtong alles im Cabinet, ohne jedoch den Schein zu haben; denn er war klug genug, Anderen den Ruhm und Tadel zu überlassen, und sich dabei immer zu bereichern. Sein Sohn vermählte sich mit einer kaiserlichen Prinzessin, und des Vaters ehrsüchtige Pläne erhielten dadurch nur noch größeren Schwung. Allein der Staatsmann verband mit großer Klugheit Freundlichkeit, und mit einnehmenden Manieren die größte Vorsicht. Anstatt daher sich in Cabalen einzulassen, suchte er nur immer sein Vermögen zu vermehren; denn er dachte mit Hülfe des Geldes sich sehr leicht aus allen Schwierigkeiten zu ziehen. — Kiaking beobachtete ihn sehr scharf, ohne es jedoch merken zu lassen. Er war durch seine Spione sehr wohl von dem ungeheuren Vermögen des Dieners unterrichtet, aber schwieg, bis der Vater die Augen zugedrückt. Dann erschien sogleich ein Befehl daß er alle die Ceremonien der Trauer bei Kienlongs Sarge verrichten sollte; dieß war ein sehr

ehrenwerthes Amt und der Minister fühlte sich im Angesichte von ganz China um eine Stufe höher hinaufgerückt. Dann ging er wieder nach dem Hofe zurück und lebte eine Zeitlang ohne Anstellung, hatte aber um seiner Reichthümer willen einen so großen Anhang, daß es ihm nie in den Sinn kam einen Sturz zu fürchten. Jedoch plötzlich befanden sich seine Freunde und Verwandten im Gefängnisse, er selbst wurde in einen Kerker geworfen und an demselben Tag sein Vermögen eingezogen. Die aufgehäuften Summen des Silbers und Goldes beliefen sich auf 80 Millionen Unzen, ein unglaublicher Schatz, ohne die Ländereien, Häuser und andere Besitzungen mit einzurechnen. Dieß war ein sehr reicher Fang für Kiaking und alle seine Erwartungen von Beute waren bei weitem übertroffen. Auch war es ihm ein leichtes, entweder angedichtete oder wahre Vergehungen wider die Gefallenen aufzufinden und wirklich kam nicht lange darauf eine sehr lange Liste von Verbrechen heraus, welche diesem Manne aufgebürdet wurden; er ward als ein Verräther des Landes zum scheußlichsten Tode verurtheilt und seine Familie theilte mit ihm die Strafe. Den Augenblick nachher, als die Hinrichtungen stattgefunden hatten, schwelgte Kiaking wieder in gleichgültiger Ruhe, belohnte seine Trabanten reichlich, und vermehrte die Anzahl seiner Kebsweiber und Schauspieler.

Noth und Elend setzte endlich den Wasserlilien Gränzen. Sie sahen sich auf ihre Schlupfwinkel beschränkt, wo sie der Hunger in sehr großer Zahl aufrieb. Wagten sie es von dort herauszukommen um zu brennen und zu rauben, so schlugen die Landleute sie todt. Das Volk, anstatt wie früher ihre Ankunft abzuwarten, war durch häufige Verluste so zur Wuth gesteigert, daß es in sehr großen Schaaren zusammenkam und die Mordbrenner niedermetzelte, wo sie auch immer zu finden waren. Die Räuber zogen nun nicht länger in großen Heerhaufen aus, alle Verbindung zwischen den verschiedenen Parteien hörte auf, und im Jahre 1804 waren die Rebellen kaum noch dem Namen nach bekannt. Wahrscheinlich hatte der nun reiche Kiaking die Häuptlinge bestochen, Uneinigkeit unter ihnen ausgestreut, und so vermocht daß sie sich untereinander aufrieben.

Die Unruhen in Ssetschuen wurden von den wilden Lolobergbewohnern benutzt, um in die Ebenen jener Provinz einzufal-

len und große Verwüstungen anzurichten. Ihre Angriffe waren der Art daß sie die chinesischen Soldaten nicht zurückschlagen konnten, und so kam neuer Schrecken über die schon genug geplagten Gegenden. Der Feldzug gegen diese Barbaren fiel noch viel nachtheiliger aus als der gegen die Rebellen, und das arme Land sank ohnmächtig unter ihrem Schwerte. Da ergriff man das einzige wohl erprobte Mittel, und bestach die eingebornen Fürsten, die darauf einen Waffenstillstand schlossen und ihre Untergebenen so viel wie möglich im Zügel hielten. Die Soldaten besetzten dann die Engpässe, und der Friede wurde dergestalt gesichert.

Der Kriegesdonner hatte bisher ferne von der Hauptstadt unschädlich dahin gerollt, aber nun sollte der Monarch selbst erfahren, was er durch seine Nachlässigkeit verwirkt. Die versplitterte Zeit konnte Kiaking zwar nicht wieder zurückrufen, allein das gräßliche Ereigniß, welches im Palaste stattfand, konnte in dem Herzen eines noch nicht ganz verdorbenen Menschen sehr ernste Betrachtungen hervorrufen.

Während Kiaking alle Tage herrlich und in Freuden lebte und sich sehr wenig um die Leiden seiner Unterthanen bekümmerte, wurde die Entdeckung einer sehr ausgedehnten Verschwörung gemacht. Seine nächsten Freunde, seine eigenen Verwandten waren seiner Grausamkeit müde, sahen die herzlose Verachtung aller Grundsätze, die grausame Behandlung der Unschuldigen und die Ungewißheit der kaiserlichen Gunst mit Schrecken. Daher verbanden sie sich aufs heiligste, einen so unwürdigen Menschen aus dem Wege zu räumen, und an seiner Statt einen des Thrones würdigen Prinzen zu erheben. Diese Verschwörung war das Werk zweier Jahre; allein so geheim hatte man alles gehalten, daß selbst die Spione, welche allerwärts sich hineinschlichen, davon nichts wußten, oder ihrem Herrn überbringen konnten. So lebte Kiaking saumselig in den Tag hinein, als ein Meuchelmörder eines Tages unverhofft über ihn herfiel, und ein Verräther, der sich zurückgesetzt glaubte und seine Erwartungen nicht erfüllt sah, den ganzen Plan mit einer genauen Darstellung der Umstände dem Monarchen vorlegte (1803). Als Kiaking die Liste der Schuldigen sah, konnte er kaum seinen Augen glauben. Sie bestand aus den würdigsten Staatsmännern, den erlauchtesten

Verwandten, den berühmtesten Gelehrten der Hauptstadt. Sie alle hinzurichten durfte er nicht wagen, sie öffentlich anzuklagen war auch nicht gerathen, denn Niemand würde seinen Worten Gehör geben, und Tausende der Edlen des Landes hinzurichten würde ohne Zweifel ihm den Thron gekostet haben. So behielt er das Namenverzeichniß der Schuldigen bei sich, und kündigte dem Volke in einer allgemeinen Bekanntmachung an daß er gerade einer sehr drohenden Gefahr entkommen sey. „Der Meuchelmörder welcher mich umbringen wollte, wünschte meine nächsten Verwandten in diese schwarze That durch sein freies Geständniß zu verwickeln. Allein ich betrachte einen Mann der Art nicht anders als einen tollen Hund, der wild um sich her beißt, ohne Jemand zu schonen oder in Bund mit andern getreten zu seyn. Und da selbst Raubvögel ihre eigenen Jungen nicht verschlingen, wie sollten es meine Angehörigen wagen eine That zu begehen, die an Wildheit die ungezähmten Thiere bei weitem übertrifft? Daher mißtraue ich dem Bekenntniß des Mörders. Allein was mich am meisten betrübt, ist daß unter der großen Menge nur vier Officiere zur Hülfe herbeikamen, und die Unholde ergriffen. Es ist diese Gleichgültigkeit was mich am tiefsten trifft, nicht der Dolch der Banditen, und ich fürchte daß etwas in meinem Betragen ist, welches der Besserung bedarf." — Dieß war das Geständniß des Autokraten, welches er dem Volke kundthat, und damit es den Anstrich der Wahrheit erlange, wurden sogleich die Gefängnisse geöffnet, Tausende, die dort jahrelang geschmachtet, in Freiheit gesetzt und die heiligsten Versicherungen einer besseren Regierung der Nation gegeben. — Auf die Anstifter der schwarzen That fiel aber allmählich die Rache. Die Prinzen wurden unter verschiedenen Vorwänden zur lebenslänglichen Einkerkerung verurtheilt. Des Kaisers Schwager, der Sohn des obengenannten Ministers, litt die Todesstrafe; und viele andere wurden des Landes verwiesen, ohne daß man des Verbrechens gedachte.

Nur noch ein Widerhall der Rebellion in Schensi trübte das Herz des Monarchen. Dort waren verschiedene Officiere mit dem Zahlmeister in Verwirrung gerathen; nach Beendigung des Krieges gegen die Empörer zog man die Summen, auf die der Staat Anspruch zu machen ein Recht zu haben glaubte, von den

Tractamenten der Soldaten ab. Die Folge davon war Unzufriedenheit, denn der Sold der Krieger war äußerst gering. Gegenvorstellungen waren ohne Erfolg; daher erklärten sich diese unruhigen Köpfe für selbstständig und kehrten ihre Waffen gegen ihren Landesherrn. Nun rückte ein Heer von einer andern Provinz an um die Treulosen mit Gewalt der Waffen wieder zum Gehorsam zurückzubringen. Allein man konnte sich nicht auf die Ergebenheit dieser Truppen verlassen, weßhalb die Mandarine die Empörer durch List zu überwinden suchten. Zu diesem Zweck säeten sie Zwietracht unter die Rädelsführer. Zwei derselben, durch Versprechungen und Geschenke verleitet, schnitten die Köpfe ihrer Genossen ab und kamen mit diesen ins kaiserliche Lager. Die Freude des Heerführers war sehr groß; er gab beiden eine große Belohnung und sandte sie zu gleicher Zeit an den Statthalter von Ssetschuen. Dieser empfing die Verräther mit großer Herablassung, erwies ihnen alle mögliche Ehre und versicherte sie, daß sie vor dem Kaiser persönlich erscheinen müßten, um nach ihrem Verdienst ausgezeichnet zu werden. Dorthin eilten sie nun mit großer Freude; aber auf dem Wege wurden sie lebendig verbrannt. Hunderte ihrer Gefährten, die auch wieder unter die kaiserlichen Fahnen zurückgekehrt, litten auch den Tod und wurden meuchelmörderischer Weise ermordet. Darüber entrüsteten sich die noch unter den Waffen gebliebenen Soldaten; allein einer nach dem andern verließ ihre Reihen, um der gerechten Rache der Regierung zu entkommen; und so hörten diese Rebellen beinahe ohne Schwertstreich auf.

Nun aber erhob sich das Gewitter auf dem Meere, dauerhaft und fürchterlich. China hat viele Matrosen und eine ungeheure Bevölkerung, welche auf dem Wasser lebt. Da nun diese Leute nothwendig sich mit dem Handel beschäftigen müssen, so haben sie im Falle von Unruhen kein Mittel, ihren Unterhalt zu erwerben, und nehmen deßhalb ihre Zuflucht zur Seeräuberei, wie wir schon häufig im Laufe der Geschichte gesehen. Die Regierung des Kiaking vernichtete den Verkehr des Landes wegen der Plackereien der Zollbeamten, der strengen Befehle hinsichtlich der Ausfuhr und anderer Ursachen wegen, welche zu erwähnen wir für unnöthig halten. Daher kamen die Junken, welche nun keine Ladungen holen konnten, in großen Schaaren zusammen,

erwählten sich Führer und lauerten auf die wenigen Fahrzeuge, welche noch des Handels wegen die See durchkreuzten. Da jetzt keine Sicherheit an den Küsten war und der Handel doch nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, so verlangten die Handelsjunken von den Piraten Handpässe, und sobald eine gute Summe Geldes ihnen für diesen Dienst zugestellt worden war, konnten diese Schiffe frei und ungehindert eine gewisse Zeitlang herumsegeln. Die Schurken hatten ihre Agenten in den großen Seestädten, welche die Junken mit Pulver und allen nöthigen Vorräthen versahen und dabei großen Gewinn machten. So bedeckten denn die Flotten dieser Unholde das Meer, und Sicherheit und Vertrauen schienen verschwunden zu seyn, wenn man nicht in Verbindung mit den Seeräubern stand.

Die Regierung war lange nicht im Stande von diesem Unwesen Notiz zu nehmen, denn die Kriegsfahrzeuge waren unter einer elenden Verwaltung in den Häfen verfault, und die Seeofficiere zu untüchtig um in Dienst zu treten. Endlich als die Dinge immer ärger wurden und die Flüsse selbst nicht mehr sicher vor den Anfällen dieser Caperer waren, so ließ man Bauholz von Kuangsi und Junnan herbringen, und nun ging die Verfertigung der Fahrzeuge ihren ruhigen Gang. Als alles in Bereitschaft stand, war die nächste Frage, wer die Flotte befehligen sollte; ein alter Graubart, welcher mit dem Seewesen sehr gut bekannt war, hoffte als Admiral wieder aufzutreten. Allein ein junger Mann welcher sehr viel von solchen Sachen schwatzte und alles aus dem Grunde zu verstehen vorgab, erhielt diesen Posten. Das Geschwader segelte endlich nach langem Zögern aus dem Flusse hinaus und traf die Seeräuber in einer Bay an. Dort sollte es nun zum Kampfe kommen; der Admiral welcher vorher so viel geprahlt, sprach auch von seinen entschiedenen Maßregeln; als es aber zur Ausführung kommen sollte, da schloß der Befehlshaber einen Vertrag mit den Capern und beide Flotten segelten ihre Wege. Dieß war berechnet um in den Seeräubern nur noch größern Muth zu erwecken, und sie fürchteten sich ganz und gar nicht vor den Drohungen der Mandarine.

Ihr großes Glück zog sehr zahlreiche Schaaren an sich, und zu jener Zeit, wie man sagt, belief sich ihre Macht auf 800 Junken und 1000 Boote, welche mit etwa 70,000 Matrosen

bemannt waren. Diese Flotte war unter acht Flaggen vertheilt, welche unter dem Befehle des Abenteurers Tschingje standen. Dieser Held wünschte etwas Großes zu unternehmen; daher erklärte er, daß er die Tataren aus dem Lande vertreiben und die Chinesen wieder in alle ihre Rechte einsetzen wollte; daß er ein wahrer Vaterlandsfreund sey und bereit stehe, alles für dasselbe zu wagen. Diese Erklärung machte ihm sehr viele Freunde, und schon sah Tschingje im Geiste die Stelle des ersten Ministers unter der neuen Dynastie in seiner Hand. Allein diese großen Ideen kamen nie zur Ausführung; der Seeheld fiel ins Wasser und ertrank, und so sank auch sein Ruhm. Nun übernahm sein Weib, die verrufene Wittwe, den Befehl; sie ist die erste Admiralin von der man je gehört. Da sie aber fand, daß selbst Amazonentugend nicht im Stande sey eine Menge von Taugenichtsen im Zaume zu halten, so verband sie sich mit einem gewesenen Fischerjungen, Pao, den sie zu ihrem Lieutenant ernannte, und regierte nun unumschränkt über die Flotte.

Von dem rohen Wesen dieser liederlichen Gesellen, von ihren Grausamkeiten, von ihren abenteuerlichen Unternehmungen, von ihrem Blutdurst und ihrer Unmenschlichkeit kann man sich wohl im fernen Westen keinen Begriff machen. Sie drangen in die Dörfer unschuldiger Landleute ein, raubten wessen sie habhaft werden konnten, schlugen Köpfe nach Belieben ab und forderten von ihrem Führer Geld für jeden, den sie ihm überreichten. Die jungen Dirnen vertheilten sie untereinander, die alten mordeten sie ohne Erbarmen und verschonten selbst das Kind im Mutterleibe nicht. Oft handelten sie wie Cannibalen, tranken das Blut der Feinde und sättigten sich an ihrem Fleische. Oft entstand aber unter ihnen viel Gezänk, und da zauderten sie nicht lange einer den andern niederzustoßen um ihre Rache mit Blut zu sättigen. Die Scenen waren fürchterlich, und wären sie uns nicht von einem Engländer und Holländer, welche beide in Gefangenschaft gerathen, als Augenzeugen, erzählt, so würden wir sie der bessern Gefühle der Menscheit wegen nicht geglaubt haben. Da that nun wohl Gesetzgebung sehr noth, und die Admiralin faßte endlich den Entschluß, Ordnung und Gehorsam bei Todesstrafe einzuführen. Was sie versprochen und gedräut, wurde auch zur Ausführung gebracht. Jeder mußte sich mit seiner Frau und

seinen Kebsweibern, welche ihm ein allgemeines Loos zusagte, zufriedenstellen, und durfte sich nur seinen Theil an der Beute zueignen; den Officieren mußten die Gemeinen unbedingten Gehorsam leisten, die Matrosen konnten nur dann angreifen, wenn sie dazu ausdrücklichen Befehl erhielten, und wo die Admiralin freies Geleit gegeben, war jeder Seeräuber genöthigt, nicht allein das Fahrzeug zu schonen, sondern es überdieß noch zu beschützen. Städte und Dörfer welche sich den Frieden von den Piraten erkauften, durften nie von diesen Raubschaaren besucht werden. — Bisher hatte man die Mandarine als die ärgsten Feinde behandelt und sie unter den gräßlichsten Qualen, zur Wiedervergeltung der ihren Cameraden angethanen Grausamkeiten, zu Tode gefoltert. Nun aber veränderte die Wittwe dieses schreckliche Verfahren und die kaiserlichen Officiere wurden als Kriegsgefangene behandelt und ihnen erlaubt sich auszulösen. — Dadurch gewann diese Bande noch viel größere Kraft, und selbst besser gesinnte Leute fügten sich ihren Reihen an. Endlich aber ermannte sich die Regierung zu Canton, und 15 Junken erschienen um das Gesindel auszurotten. Eine Seeschlacht erfolgte in einer tiefen Bay; die Seeräuber aber hielten Stand und nahmen den kaiserlichen Oberbefehlshaber gefangen. Dieser, um sich von der Schmach zu retten, entleibte sich. Viele der gemeinen Matrosen nahmen indessen Dienst, und die Seeräubereien dehnten sich immer weiter aus.

Nun verging wieder eine geraume Zeit ehe die kaiserliche Flotte sich im Stande befand den Piraten die Spitze zu bieten. Dießmal wartete der Admiral bis ein günstiger Wind blies und steuerte gerade auf das Geschwader der Piraten mit vollen Segeln los. Da empfing ihn die alte Frau recht tapfer, und als plötzlich eine Stille stattfand, sprangen die Piraten in ihre Boote, tödteten die Kaiserlichen und nahmen sechs Junken hinweg. Dieß war ein außerordentlicher Triumph wie man noch nie gesehen und erweckte allgemeine Freude unter den Räubern. Immer höher stieg nun ihr Muth, während die Mandarine voll Verzweiflung alle Hoffnung aufgaben, je etwas wider die Feinde ausrichten zu können.

Ungeachtet dieser Niedergeschlagenheit rüstete endlich ein Seeofficier, welcher dazu ausdrücklichen Befehl vom Kaiser erhalten, ein sehr ansehnliches Geschwader aus, das bedeutendste,

welches man noch bisher ausgesandt. Hundert Junken kamen mit einemmal aus dem Perlenstrome heraus, prächtig segelten sie dahin und die Piraten dachten, wie früher, einzeln über dieselben herzufallen. Allein die Fahrzeuge steuerten in gedrängter Ordnung dahin, man konnte die Linie nicht brechen und die Junken der Piraten wurden von den Kaiserlichen in Brand gesteckt. Wer sich retten konnte, segelte davon; allein die Weiber welche zugegen waren, wollten sich rächen und fochten bis zum letzten Augenblick, bis sie endlich, von Kugeln durchbohrt und von Blutverlust erschöpft, niedersanken. Zweihundert Mann und verschiedene Junken fielen den Mandarinen in die Hände, und Todesstrafe däuchte ihnen für solche Verräther viel zu gering.

Die alte Wittwe des Tschingje war bei dieser Schlacht nicht zugegen gewesen, und bedauerte es sehr. Daher raffte sie die Ueberbleibsel ihrer Flotte zusammen, übernahm selbst das Commando, fiel über die Mandarine her und erhielt einen vollständigen Sieg. Dieß belebte den Muth ihrer Horden; was Männern nicht gelungen, war der Frau vorbehalten, und man leistete nun dem alten Weibe unbedingten Gehorsam. Da erschien plötzlich Admiral Kuei, bereit, entweder zu siegen oder zu sterben. Die Vorsichtsmaßregeln verachtete er, als das Ergebniß der Feigheit und Kleinmüthigkeit. Allein die Seeräuber, welchen das Meer eine Heimath war, verstanden das Segeln viel besser; die Alte war auch vom größten Muthe beseelt, und so fiel sie mit ziemlicher Besonnenheit über den hitzigen obgleich sehr braven Admiral her. Der Sieg war auch bald entschieden, und von der kaiserlichen Flotte entkamen nur wenige, um das Schicksal der Cameraden zu erzählen.

Bisher hatten die Mandarine den Kaiser durch Nachrichten von erdichteten Siegen, die ganz vorzüglich verfaßt waren, zu blenden gesucht. Nun aber konnte man nicht länger die wiederholten Niederlagen verhehlen und sah keine Rettung in dem Vertheidigungssystem. Allen Fahrzeugen wurde es daher untersagt die Flüsse und Bayen zu verlassen, um dergestalt den Seeräubern alle Zufuhr abzuschneiden und sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Man hatte jedoch die Schwierigkeiten, welche diese Verfahrungsart gegen sich hatte, nicht berechnet. Die Banditen, aufs äußerste getrieben, segelten kühn die Flüsse hinauf, und

voll Wuth fingen sie wieder ihr altes Gewerbe von Sengen und Brennen an. Da sie keinen Widerstand fanden, wurden sie immer furchtloser und legten ganze Städte in Asche. Canton selbst zitterte einst vor ihrer Ankunft, und hätten die Seeräuber von der Verzagtheit gewußt welche in der großen Stadt herrschte, so würden sie nie zufrieden gewesen seyn, ehe sie den Ort eingenommen und geplündert hätten. Ihre Landungen waren nun viel häufiger als früher, sie schlugen eine Flotte zurück, die sie aus dem Perlenflusse treiben sollte, und der kaiserliche Admiral, voll Verzweiflung, sprengte seine Junke in die Luft.

Nun forderten endlich die Mandarine die Portugiesen auf, ihnen Hülfe zu senden. Diese waren um so mehr dazu bereit, da ihr eigener Handel bei diesem Unwesen bedeutend gelitten. Verschiedene ihrer Schiffe wurden bemannt und mit vielen Kanonen versehen, und die chinesische Regierung bezahlte die Matrosen sehr freigebig. Solchergestalt hatte man ein Geschwader von 93 Segeln, welches die Piraten in der Nähe Hongkongs angriff. Allein der Empfang von Seiten der Piraten war so heftig, daß sie es für viel besser hielten davon zu ziehen, ohne den Seeräubern den geringsten Schaden zuzufügen. In den kleinern Treffen dagegen waren die Schiffe, welche von unwissenden und feigen Menschen befehligt wurden, manchmal siegreich und machten darüber viel Aufhebens. — Allein die Befreiung des Landes von diesem fürchterlichen Uebel ward immer ungewisser. Es war nun wohl nicht länger dem geringsten Zweifel unterworfen, daß die Unholde endlich die Oberhand behalten würden; aber ein glücklicher Umstand befreite die Mandarine von dem gänzlichen Untergange ihrer Macht. — Schon lange hatten die Anführer der Geschwader mit scheelem Auge die Gunst des Pao angesehen, welche dieser bei der alten Wittwe genoß. Da sich aber diese unter allen Helden den jungen Mann erkoren, so beschützte sie ihn gegen alle Angriffe seiner Mitofficiere. Allein ein gewisser Opotai wollte durchaus der Liebling des Weibes werden; da ihm dieß nicht gelang und er sehr viele Kränkungen zu erdulden hatte, so erklärte er öffentlich seiner spröden Braut den Krieg. In der Seeschlacht wurde das alte Weib geschlagen, das erstemal in ihrem Leben. Zu gleicher Zeit hatte Opotai schon Unterhandlungen mit der Regierung angeknüpft. Da er sich vor der Rache

der Tschingje fürchtete, erklärte er sich endlich zum Vasallen des Reiches und ging mit 8000 Mann und einer Menge Fahrzeuge zu den Kaiserlichen über. Groß war die Freude, als der Gouverneur zu Canton davon hörte; er eignete sich selbst den Sieg zu und bat um Anstellung derjenigen Officiere, die nun zum Gehorsam zurückgekehrt. Seine Wünsche, welche noch von einer Bittschrift des Rädelsführers selbst begleitet waren, erhielten Gehör, die vorzüglichsten Seeräuber wurden zu Officieren ernannt und die gemeinen Leute unter die Matrosen gesteckt; nur sehr wenige wurden des Beispiels wegen enthauptet.

Nun fürchtete sich auch die Wittwe, welche, gegen die alten Gefährten im Bunde, mit den Kaiserlichen zu streiten alle Hoffnung aufgab. Daher machte sie gleichfalls Vorschläge zur Uebergabe, die nach langem Hin- und Herschweifen von dem Statthalter zu Canton angenommen wurden. Die Grundlage des Vertrages war eine sehr bedeutende Summe Geldes, Anstellung ihrer Helden, lebenslänglicher Unterhalt für alle und eine Ehrenstelle für sich selbst. Diese Forderungen unterschrieb die Alte sehr willig, und der chinesische Magnat war nur zufrieden dem argen Handel auf eine solche leichte Weise ein Ende gemacht zu sehen. So verstand man sich bald auf beiden Seiten; ein Tag wurde zur Uebergabe bestimmt, die Wittwe kam mit einem prächtigen Gefolge zu den Mandarinen, welche zur Vermittlung von Canton gekommen. Noch aber war Zweifel und Mißtrauen in der Brust der Seeräuber, als sie ein portugiesisches Schiff und verschiedene Kriegsjunken aus der Ferne kommen sahen. Allein die Heldin selbst setzte unbedingtes Vertrauen in die Versicherungen der Mandarine, ging furchtlos nach Canton und wurde dort mit den größten Ehren empfangen. Ihr geliebter Pao folgte dem Beispiel und erhielt einen hohen Rang als Seeofficier. Die übrigen Spießgenossen theilten die Würden, und das gemeine Volk wurde theilweise auseinandergesprengt. Pao lebte noch lange, um gegen seine Genossen zur See zu kämpfen, denn viele wollten sich nicht ergeben; allein das Feuer der Verwüstung wurde endlich gedämpft, und der Name von Piraten selbst verschwand. Die alte Je ließ sich zu Canton nieder, errichtete ein Haus für Spiel und Hurerei und lebte noch lange in jener Stadt der öffentlichen Sittenlosigkeit und der Unzucht zum Verderben der Jünglinge und Mädchen.

Schön war der Bericht, welchen der Gouverneur an den Kaiser sandte. Er that sich sehr viel zu gut auf die außerordentliche Weise, mit welcher er die Piraten ins Netz gelockt, wie er sie trotz ihrer Gegenwehr darin behalten, endlich zur Uebergabe gezwungen und die Tiger in Schafe verwandelt. Es ist dieß eine Schrift, welche damals viel Aufsehen erregte und im ganzen Lande bekannt gemacht wurde, um die Nation zu überzeugen, daß die Kraft des himmlischen Reiches noch nicht erschlafft sey, sondern derselbe Genius, welcher Rebellen dem Tode nahe bringt, noch vorwalte. — Die Seeräuber fanden auch zwei Geschichtschreiber, wovon der eine ein Chinese, der uns eine nicht sehr interessante Erzählung hinterlassen hat, der andere ein Engländer, welcher in die Gefangenschaft der Räuber gerieth und in treuen Farben ihre gräßlichen Thaten schilderte. Den treuesten Bericht erhält man aus dem Munde der noch lebenden Geächteten, welche bis auf den heutigen Tag ihre Unternehmungen mit außerordentlichem Feuer beschrieben (1810). — Das Reich ruhte nun wieder eine Zeitlang von seinen großen und vielfältigen Beschwerden aus, während jedoch Mißwachs und wiederholte Fluthen viel Unheil anrichteten und zu theilweisen Empörungen Anlaß gaben.

Schon sehr früh (1806) hatten die Engländer der chinesischen Regierung ernste Vorstellungen gemacht, den Seeräubern Schranken zu setzen. Ihr Handel war dadurch einigermaßen beeinträchtigt worden, und bittere Klagen wurden über die Gefangennehmung eines Bürgers ihrer Nation geführt. — Die chinesische Regierung nahm davon keine Notiz, bis ein Admiral und nachher die Handelsgesellschaft sich erboten, auf eigene Kosten einige Schiffe auszurüsten um gegen die Seeräuber zu kreuzen. Die wiederholten Anträge veranlaßten den Gouverneur endlich sich über diese Sache zu berathen, und da wurde beschlossen den Vorschlag nicht zu genehmigen, denn es sey viel besser von den Wölfen zu leiden, als den Tiger in den Schafstall zu lassen. Lieber sollte das Land allen Gefahren dieser Blutgierigen ausgesetzt seyn, als daß es einer fremden Macht vergönnt sey diesem Unwesen Einhalt zu thun. Ein solches Verfahren ist räthselhaft, allein die Mandarine waren damals so eifersüchtig auf jedes fremde Volk, daß sie den Ruin des Staates einer Verbindung mit den mächtigen Seefahrern würden vorgezogen haben. Als

einmal die Piraten sich alle in einer Bay versammelt hatten und die Kauffahrteiflotte der englischen Compagnie angekommen war, erbot sich die letztere, die Caper in den Grund zu bohren und ohne weitere Umstände dem Elend ein Ende zu machen; allein dazu wollten sich die Officiere der Provinz nicht verstehen. Nun aber war die Geduld der Britten zu Ende. Einige kleine Fahrzeuge wurden ausgeschickt, stießen jedoch auf viele Schwierigkeiten; denn wie sollten sie die bösen Buben von den handeltreibenden Junken unterscheiden? Allein die Furcht vor schrecklicher Rache von Seiten der Engländer war vielleicht eine der Ursachen, welche die Häuptlinge bewog sich zu ergeben und von ihren gottlosen Zügen abzustehen, obgleich die Chinesen dieß widersprachen. Von diesem Augenblick aber wurde der Einfluß jener Nation, obgleich unanerkannt, bleibend, und gab zu vielen Verbesserungen in dem Verkehr Anlaß.

Um den mancherlei Beschwerden abzuhelfen und zugleich die Fremden für sich zu gewinnen, verordnete Kiaking, daß einer seiner treuesten Diener, Song, welcher den Ausländern sehr gewogen war, die Stelle des Statthalters zu Canton bekleiden sollte. Dieser Mann verstand alle Herzen zu gewinnen. Er durchzog die verschiedenen Districte seines Regierungsbezirks, unterhielt sich sehr freundlich mit Bauern und Fischern, erkundigte sich über die gegenwärtige Lage der Dinge, ermahnte ganz vorzüglich die letzteren von ihrem wüsten Leben abzustehen und sprach dann mit Eindruck über die Nothwendigkeit, Mittel zur Vertheidigung zu nehmen und in Zukunft den Räubern mit Entschlossenheit entgegenzutreten. Wo großer Mangel herrschte, da gab dieser Große Vorschuß und betrug sich so friedlich und leutselig, daß die ganze Provinz, welche ihn als Stellvertreter des Kaisers betrachtete, mit großem Eifer wieder dem rechtmäßigen Oberherrn sich unterwarf und seine Macht als gültig anerkannte. Bedeutende Flotten und Heere hätten nie so viel zur Aufrichtung des kaiserlichen Ansehens thun können, als die friedliche und angenehme Besuchungsweise des herablassenden Song.

Mißwachs in den nördlichen Provinzen führte wieder Aufstand herbei. Jetzt aber verbanden sich die Verschwornen und bildeten regelmäßige Gesellschaften; zu den Wasserlilien gesellte sich noch die Tienli-Secte. Sie hatten sich durch fünf verschiedene

Provinzen verbreitet und trotzten der Regierung, da sie sich stark genug fanden um dem zahlreichsten Heere die Spitze zu bieten. Auch sie suchten den Thron der Tataren zu stürzen, es war aber weder Gleichmuth noch Vaterlandsliebe unter den Rädelsführern, welche einzig Räubereien bezielten. So durchstrichen sie das Land, ein Schrecken den Bürgern, überall Geld und Lebensmittel erpressend und oft auf die grausamste Weise sengend und brennend, so daß ihre unmenschlichen Züge von den Feuerstätten in der ganzen Umgegend wahrgenommen werden konnten. — Endlich wünschten einige Große des Hofes sich ihrer zu bedienen, um den verhaßten Kiaking aus dem Wege zu räumen. Dieser hatte nach wie vor ein wollüstiges Leben geführt und die verdienstvollsten Männer zurückgesetzt. Umringt von elenden Wichten, welche ihm immer als dem leutseligsten Monarchen welcher je auf dem Thron gesessen, schmeichelten, bildete er sich ein, daß seine Gutthaten die Nation beständig zur Bewunderung reizten, und in diesem Wahne beging er die größten Schandthaten. Als nun sein Maß voll war, erschien eine Anzahl verwegener Räuber plötzlich vor den Thoren des Palastes (1813), welche nicht bewacht waren. Sie drangen fast ohne Widerstand bis zum Harem vor, wo der Kaiser sich bald von dieser Rotte umringt sah. Nur einige Prinzen waren in der Nähe, welche muthig die Vertheidigung ihres Verwandten auf sich nahmen und sich so lange verzweifelt wehrten, bis die Garden herbeiliefen und Kiaking befreiten. Besonders zeichnete sich der jetzige Kaiser in diesem Gefechte aus; er schoß verschiedenemale seine Flinte auf die die Mauern heraufklimmenden Rebellen ab, tödtete zwei derselben und zeigte vor allen Andern große Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Dieß verschaffte ihm nachher die Krone.

Groß war das Erstaunen, welches den Hof auf diese außerordentliche Nachricht ergriff. Die Gefahr war so ungemein drohend gewesen, und die Rettung hing von einem seidenen Faden ab. Natürlich fiel der Argwohn auf verschiedene Hofschranzen, daß sie den Angriff aufs kaiserliche Leben eingeleitet. Nach langer Untersuchung konnte man nichts Gewisses beweisen; allein verschiedene Prinzen wurden des Todes schuldig erklärt, und um die Strafe recht schauerlich zu machen, bei der Walhalla ihrer Voreltern hingerichtet.

Der Kaiser selbst drückte sich über dieses Ereigniß in einem öffentlichen Rundschreiben folgendermaßen aus: „Achtzehn Jahre lang, seitdem ich das Reich von meinem verehrten Vater zur Verwaltung erhielt, habe ich mich bemüht mit großem Ernste zu regieren. Im Anfang aber plünderten die Wasserlilien vier Provinzen und das Volk erlitt unsägliches Elend; erst nach einem Feldzuge von acht Jahren wurde diesem Unwesen ein Ende gemacht und ich genoß mit meinen Kindern, dem Volke, die Segnungen des Friedens. — Nachher entstand die Tienli-Secte (der himmlischen Grundsätze); ich gab sogleich dem Statthalter Wen Befehl, die verruchte Brut auszurotten. Allein siebenzig dieser Schurken drangen bis zum Innern des Palastes vor und hieben die Soldaten und Diener nieder. Vier derselben wurden jedoch gebunden, während Einer derselben mit der Fahne die (letzte) Mauer erstieg, um mein eigenes Gemach zu erreichen. Da ergriff mein zweiter Sohn (der jetzige Kaiser Taokuang) ein Gewehr und tödtete zwei der Räuber auf der Stelle; ein anderer Prinz einen dritten; dann erst machten sie sich zum Rückzuge fertig. Unterdessen drängten sich meine Könige und großen Minister mit den Soldaten heran; zwei Tage und eine Nacht hindurch waren sie beschäftigt das Land von den Räubern zu reinigen.

Unsere Familie ist nun schon 170 Jahre (da scheint der Herrscher sich verrechnet zu haben) auf dem Thron, und meine Vorfahren haben das Volk mit so großer Liebe behandelt, als ob die Unterthanen ihre Kinder wären; und wenn ich auch nicht in Wohlwollen ihnen gleichstehe, so ist meine Regierung dennoch nicht grausam. Obgleich der Angriff plötzlich geschah, so müssen die Vorbereitungen dennoch eine ziemliche Zeit erfordert haben, und daher schrieb ich den Vorfall der verbrecherischen Nachlässigkeit meinen Ministern zu. Die Schändlichkeit eines Ereignisses, welches unter den vier vorhergehenden Dynastien seines Gleichen nicht hat, wurde dergestalt hervorgebracht, obschon ich die ernstesten Verordnungen zur Wachsamkeit an meine Diener erlassen. Meinerseits will ich mein Betragen untersuchen und meine Fehler verbessern, daß der Himmel gütigst den Zorn der Nation von mir abwende. Wenn ihr, meine Diener, euch als treue Minister beweisen wollt, so müßt ihr euch aufs äußerste für das Land bemühen und mir in meinem Vorhaben Hülfe bieten, damit die

Sitten des Volkes verbessert werden. Wer aber seiner Muße zu leben wünscht, der verlasse sein Amt und beziehe nicht seinen Gehalt umsonst, sonst würde er dadurch die Sünden seines Oberherrn vermehren. — Laßt dieses Schreiben allgemein bekannt werden."

Die fürchterlichsten Verfolgungen wurden von diesem Augenblick an wieder gegen alle Secten unternommen, und viele Menschen, die wie der größte Theil der Chinesen keinen Glauben hatten, erlitten die entsetzlichsten Strafen. Wer seinem Nächsten Schaden zuzufügen wünschte, gab vor daß er ein Ketzer sey, und da es den Leuten nie in den Sinn gekommen war die eigentliche Bedeutung des Wortes zu erforschen, und die Regierung noch nicht festgesetzt hatte was ächte heidnische Rechtgläubigkeit sey, so konnte man ohne weitere Untersuchung die Angeklagten foltern und hinrichten. — Unter anderm Unsinn entdeckte man eine Theesecte, welche in den Gebräuchen mit den Buddhisten völlig übereinstimmte, allein diesen Namen wegen gewisser Ceremonien angenommen und ihren Verehrern sehr große Vortheile im Westen versprach, sobald der noch zu erwartende Buddha seine Erscheinung gemacht. Beim gerichtlichen Verhör ergab sich, daß die Leute welche sich zu dieser Lehre bekannten, nichts weiter als gemeine Götzendiener waren; allein da sie ein besonderes Dogma vorgaben, auch bei der Einweihung verschiedene Gebräuche eingesetzt, so wurde der Stifter verurtheilt in Stücke geschnitten zu werden, sein Haupt wurde in türkischer grausamer Weise auf einen Spieß gesteckt, und seine Verwandten des Landes verwiesen.

Man kann sich sehr leicht eine Idee machen, zu welchem Grade dieses Unwesen gestiegen war, wenn im Jahre 1816, drei Jahre nach der Verschwörung, sich 10,270 Personen in den Gefängnissen befanden, welche zum Tode verurtheilt worden waren. Aber noch immer ging Kiaking in der Grausamkeit seinen frühern Gang, und je mehr Blut vergossen wurde, desto größer waren die Forderungen. Er wollte jedoch nie als Tyrann erscheinen, und deßhalb verordnete er, bei den sehr häufigen Unglücksfällen die äußerste Sorgfalt für die Leidenden anzuwenden. Leider aber waren die Mandarine zu verdorben um diese Wünsche, wenn sie wirklich ernstlich gemeint waren, in Ausführung zu bringen; und so gebrauchten sie das Geld für ihre eigenen Zwecke und verzehrten die Gaben,

während Myriaden der Unterthanen ohne Hülfe und Unterstützung starben. Es schien aber als ob sich die Elemente verbunden um das Land zu vernichten; denn Erdbeben, Dürre, Ueberschwemmungen, Mißwachs und ansteckende Seuchen waren alltägliche Ereignisse. An guten und herzlichen Edicten des Kaisers bei solchen Gelegenheiten fehlte es nie. Wenn dann ein Censor sich beklagte daß die große Gnade des Monarchen ohne Erfolg sey, so wurde eine Ermahnung an alle Behörden gesandt, zum Heile der Nothleidenden alles zu thun; aber dabei blieb es auch.

Kiaking fragte oft öffentlich um Rath, wie er sich unter den bestehenden Umständen verhalten sollte; da fehlte es dann auch nicht an Schriften, um ihm den rechten Weg zu zeigen. Doch fühlte er bald daß diese weisen Räthe nicht immer das rechte Ziel träfen; er war damit oft auch sehr mißvergnügt, denn man sagte dem großen Kaiser sehr derbe Wahrheiten. Bei Gelegenheit einer großen Dürre schlug ein Bürger von Schantong vor daß der berühmte Song mit andern Ministern das Reich durchziehen sollte, um wo möglich alle Mißbräuche abzuschaffen und dadurch wieder den Himmel zu versöhnen. Da nun der Kaiser selbst um Regen gebeten und die Götzen die Bitte verweigert, so hielt er es für gut dieselben sogleich zu zertrümmern, wenn nicht das Gebet von oben augenblicklich bewilligt würde. Der gesunde Menschenverstand sprach in diesem Schreiben; der Bittsteller jedoch wurde für seinen Vorschlag nach dem Amurflusse verbannt, um seine sogenannte Frechheit zu büßen.

Nun nahte der 60ste Geburtstag des Kiaking, welcher mit den höchsten Feierlichkeiten begangen werden sollte und an dem er sich wirklich als ein sehr großer Monarch zu zeigen wünschte. Aber viele Hoffnungen der Art werden oft getrübt, und der Monarch selbst konnte es nicht verhüten daß man ihn mit Bittschriften bestürmte und ihm mit den vielen Bemerkungen das Leben sauer machte. Da verbot er alle übrigen Adressen, und behielt es sich vor, nur den Ministern diese Freiheit zu erlauben. Aber noch mehr grämte sich der Herrscher, als man ihm berichtete daß einer seiner Verwandten sich zu einer großen Secte bekannt habe. Es war seine Meinung, sogleich mit Feuer und Schwert wider diese bösen Ketzer, mit welchen er in Verbindung gestanden, zu verfahren, wenn nicht glücklicherweise bessere Gedanken in sei-

nem Herzen entsprungen, und er endlich sich entschlossen dießmal das Versehen zu vergeben. Der Minister Song, der noch immer am Hofe blieb und sich sehr zum Besten der Unglücklichen verwendete, wurde dem Herrscher endlich so gehässig daß er ihn aller seiner Ehrenstellen verlustig erklärte, und nach der Tatarei sandte, um dort innerhalb acht Monate sich zu bessern. Die Ursache hievon war sein Rath, nicht nach den väterlichen Gräbern in Liaotong zu gehen, solange das Land noch an Dürre litte. Schon im vorigen Jahre wurde ein anderer getreuer Diener vom Hofe entfernt, weil er dem Kaiser abgerathen auf die Jagd in die Tatarei zu gehen. Die Absicht war ohne Zweifel einen Aufstand während der Abwesenheit des Monarchen zu verhüten; allein der Kaiser, welcher seiner hohen Bestimmung traute, wollte sich dazu nicht verstehen. Nun war er aber frei und konnte schalten und walten, wie es ihm gefiel; denn kein ernster, tugendhafter und hochgepriesener Mann wie Song störte ihn in seinen Betrachtungen. Allein die Anhänger dieses würdigen Mannes waren noch nicht zum Schweigen gebracht. Als ein fürchterlicher Sturm in der Hauptstadt entstand und der Sand die ganze Gegend füllte, da konnten sich die Freunde des getreuen Dieners nicht erwehren diese Heimsuchung als ein Werk des Himmels zu erklären, der die Sünde des Oberherrn, diesen Minister entlassen zu haben, an der Wohnstätte des Monarchen selbst strafe. Darüber gerieth Kiaking in großen Zorn und zeigte der Welt daß er seinen Diener zu gnädig behandelt, und daß er sehr große Strafe hätte erleiden müssen, wenn er es mit ihm nach der Strenge des Gesetzes gehalten hätte. Ein Mantschu-Officier, welcher den Hof von jener Gegend aus besuchte und etwas für seinen Freund dort zu thun gedachte, wurde unverrichteter Sache zurückgeschickt; denn anstatt seine Fehler zu bereuen, wollte er sich nun mit Thränen entschuldigen. Obgleich Song ein sehr wohlthätiger Mann sey, so fehle es ihm doch an den nöthigen Eigenschaften eines Hofmannes, und daher wäre es viel besser im Exil zu bleiben. Vergessen aber konnte der Kaiser nicht seinen getreuen Diener, und daher konnte er nicht umhin auch im Tadel seine Zuneigung zu erkennen zu geben. Einst als er den Großen Geschenke in Ginseng nach herkömmlicher Sitte machte, erwähnte er des Song vor allen anderen Hofleuten und stellte ihn obenan

auf die Liste. — Um die Alten nachzuahmen, schrieb der Kaiser ein langes Edict, worin er Jao, Schun und seine Ahnen als die größten Fürsten pries, welche je auf dem Throne gesessen. Viel von Tugend und moralischer Entwicklung sprechend und seinen Vater Kienlong über alles lobend, schien er von sich selbst ganz eingenommen zu seyn und glaubte die Rolle eines Weisen des Alterthums zu spielen.

Im Lande selbst herrschte noch dieselbe Unzufriedenheit; ungeachtet der häufigen Verfolgungen der Secten gab es noch sehr viele Leute, die durchaus nicht orthodox werden wollten und daher ihren Starrsinn mit dem Tode zu büßen hatten. Eines der tüchtigsten Werkzeuge zur Verfolgung war der Statthalter von Ssetschuen, ein Hofschranze im ganzen Sinne des Wortes, welcher sich immer schmeichelnd dem Throne näherte und durch kriechende Hingebung seinen Stand behauptete. Die Gräuel welche er verübte, sind unglaublich und zeugen von dem Hasse und den grausamen Gefühlen, welche ihn fortwährend belebten. Nachdem er nun Tausende verurtheilt, kam es ihm in den Sinn, die westlichen Stämme, die sehr unruhig gewesen waren, anzufallen und, ohne weiteren Befehl vom Hofe zu erwarten da die Gefahr dringend war, sie auszurotten. Der Gedanke war zwar vortrefflich, allein die Ausführung entsprach nicht den Erwartungen. Der Gouverneur verwendete eine große Summe Geldes und erhielt keinen Sieg. Da sprach der Kaiser zornig, er habe wider das Gesetz des Gehorsams gehandelt, und befahl ihm alle die Unkosten selbst zu tragen. Dieß war kränkend für den Liebling, und in einem Anfalle von Verzweiflung beging er Selbstmord.

In Junnan waren die Unzufriedenen sehr zahlreich; nachdem sie sich zusammengerottet, belagerten sie selbst die Hauptstadt jener Provinz. Der General verlor dabei allen Muth, und voll Niedergeschlagenheit regte er sich kaum. Da faßte der Gouverneur entscheidende Maßregeln. Er befahl den Getreuen sich zu versammeln und richtete selbst die Fahne des Vaterlandsvertheidigung auf. Das Volk, welches sehr viel von den Empörern geplagt worden, ermannte sich wieder, und nun schlugen die Kaiserlichen die Rebellen zurück. Bei dieser Gelegenheit zeichneten sich viele Officiere des niedern Ranges aus, und der Statthalter unterließ nicht sie dem

Kiaking ganz besonders zu empfehlen. Dagegen wünschte er mit großer Härte gegen die Bergbewohner zu verfahren, da sie den Aufrührern beigestanden und einen Zufluchtsort verstattet. Allein es blieb nur bei Drohungen einer gänzlichen Ausrottung, und die Regierung war froh dieß Werk beendet zu haben, ohne daß die kaiserlichen Soldaten eine Niederlage erlitten.

Am Hofe des Kaisers herrschten Cabalen, und der Monarch verwickelte sich sehr oft in diesem Irrgarten, klagte auch nachher über die Schelmerei seiner Minister, die, wie er vermeinte, ihn immer mit Spionen umgäben. In der Residenz jedoch ging es in der Zeit sehr wild her, und die Verschnittenen schienen gewaltigen Einfluß erhalten zu haben. Die Klagen deßhalb waren gerechter Art, allein der Urheber war der Kaiser, welcher so manchmal Oel ins Feuer goß und sich nachher verwunderte daß die Flamme hell aufloderte. Wurde seine Eifersucht einmal rege gemacht, so vergab er nie, sondern verfolgte die früheren Günstlinge mit ungesättigter Wuth. Einmal hatte einer der Eunuchen seines Vaters, der in hohem Ansehen stand, sich vergangen; er wurde ohne Umstände zum Feuertode verurtheilt, in Tücher eingehüllt, die mit Talg überzogen wurden und dann wie ein Licht angesteckt.

Da Kiaking ein sehr großes Interesse an Schauspielen fand, so verschaffte er oft seinen Unterthanen dasselbe Vergnügen; obgleich dieß in der Nähe des Palastes geschah, so konnte man nie die Furcht verhehlen daß es zu einer Empörung Anlaß geben möchte, da eine sehr große Menge Menschen versammelt war um sich zu ergötzen, und gerade dieß die Leute waren welche ohne weitere Gewissensbisse, die ruchlosesten Dinge unternehmen. Am sechzigsten Geburtstage des Kiaking suchte man auf diese Art den Becher der Freude zu leeren, als plötzlich ein Bote erschien, welcher die Nachricht von den ungeheuren Ueberschwemmungen des gelben Flusses überbrachte und dadurch allgemeine Trauer verbreitete. Man konnte Niemanden die Schuld davon beimessen, und so stimmte denn Kiaking damit überein daß es die Strafe des Himmels sey.

Nichts erweckte so viel Unruhe, als die beständigen Wünsche des Kiaking, nach den Gräbern seiner Vorfahren in Liaotong zu gehen. Dieß war nun sehr leicht thunlich, allein es blieb immer

beim Sprechen, die Reise wurde aufgeschoben und Jedermann lachte ob der vielen Edicte über diesen Gegenstand. Dieß gab nun wieder Stoff zu manchen Ränken; dazu kam nun noch der Verlust des Kriegssiegels auf einer früheren Reise, was die chinesischen Behörden als das größte Uebel in der Welt ansehen. Da dieß nicht wieder gefunden werden konnte, so wurden die einflußreichsten Großen ihrer Würde verlustig erklärt und noch überdieß auf manche Weise bestraft. — Von diesem Augenblick an wurde der Glaube allgemein daß unter einem solchen Potentaten Niemand seines Lebens sicher sey, und man beschloß nun heimlich seinen Untergang. Auf welche Weise dieß zuwegegebracht wurde, weiß man nicht; der einzige Bericht hierüber ist daß der Monarch krank wurde und am 2ten September 1820 verschied, als er sich auf einer Reise nach einem seiner Lustschlösser befand. Er wünschte sich auf die Jagd in die Tatarei zu begeben, und fand unverhofft seinen Tod.

Aus seinem Testamente führen wir noch das Folgende an: „Der große Kaiser, welcher das Reich der Welt von der sich umwälzenden Natur und dem Himmel erhielt, macht seiner Nation bekannt daß er drei Jahe lang von seinem Vater unterrichtet wurde. Eine gute Verwaltung besteht in der Verehrung des Himmels, in der Nachahmung der Voreltern, im Fleiße der Regierung und in der Liebe zum Volke. Seit meiner Thronbesteigung bin ich äußerst bedacht gewesen mich der heiligen Pflichten, die von mir abhingen, zu erinnern und beständig im Auge zu halten daß der Himmel Prinzen der Nation wegen einsetzt, und daß ein einziger Mann das Volk ernähren und belehren muß.

Am Anfange meiner Regierung waren die Räuber dreier Provinzen noch nicht zur Ruhe gebracht, so daß ich die Officiere ermuntern mußte dieß zu bewirken. Nach vier Jahren geschah es auch, die Welt hatte dann Ruhe, die Hütte ihren Erwerb und der arme Theil des Volkes, welches ich wie in meinem Busen tragend beschützte, war ruhig und zufrieden (während einer Hungersnoth, worin Myriaden ihren Tod fanden). Im 18ten Jahre meiner Regierung erhoben sich neue Unruhen, allein die Rädelsführer wurden ergriffen und der Friede sehr bald hergestellt.

Ich bin von jeher ein Feind ketzerischer Meinungen gewesen; ich habe dieselben unterdrückt und wahre Grundsätze als das beste

Mittel zur Aufrechthaltung der menschlichen Gesellschaft eingeschärft. Dem gelben Flusse widmete ich vorzüglich meine Aufmerksamkeit, und habe sehr oft den Schaden, durch Ueberschwemmungen verursacht, wieder gut zu machen gesucht. In jedem Uebel, welches meine Unterthanen überfiel, habe ich augenblicklich ihnen Hülfe angedeihen lassen und an meinem 60sten Geburtstage alle Schulden erlassen.

Als ich neulich auf die Jagd ging, überfiel mich plötzlich eine Müdigkeit, während ich über einen Berg ritt, und so war ich genöthigt in einem der Lusthäuser auszuruhen. Der Schleim meiner Brust stieg bis zur Gurgel. In meinen gesunden Tagen jedoch hatte ich schon für einen würdigen Nachfolger gesorgt, und seinen Namen auf ein Papier geschrieben, welches in einem geschlossenen Kasten liegt. Der Kronprinz erschoß bei Gelegenheit des Anfalles auf meinen Palast zwei der Räuber mit seinen eigenen Händen, und die übrigen wurden dadurch abgeschreckt weiter vorzudringen; so gab ich ihm den Beinamen des Weisen. Da nun die gegenwärtige Krankheit mein Leben enden wird, so übertrage ich die Regierung der Welt diesem meinem Erben, seiner großen Tugenden wegen.

Mein Sohn! gehe du nur mit den tugendhaften und vortrefflichen Leuten um, pflege du die schwarzhaarige Nation und folge du meinen Maßregeln. — Nur zwei meiner Brüder leben noch, denen ich auch ihre Strafe erlasse, da sie jetzt in Ungnade sind. In demselben Schlosse, wo mein Vater geboren wurde, werde ich wie der alte Ju auf der Jagd sterben; und warum sollte ich mich darüber grämen?" — Der Leser wird wohl selbst einsehen daß dieß Testament nicht] von Kiaking auf seinem Sterbebette dictirt werden konnte; allein es gilt doch dafür, und dieß ist den Chinesen genug.

Obiges ist die Meinung, welche Kiaking von sich selbst hegte; wie verschieden sie von seinem wahren Betragen ist, wissen meine Leser schon. Während der ganzen Regierungszeit that dieser Kaiser fast nichts für die Verwaltung, und alles verschlechterte sich so sehr daß nur die fürchterlichsten Strafen das Volk einigermaßen im Zaume halten konnten. Todesstrafe war so allgemein geworden daß eines Jahres zu Canton allein etwa 3000 Menschen durch die Hand des Henkers starben. Handel und Wandel

erlag den mannichfachen Bedrückungen, und ungeachtet der fortwährenden Erpressungen war dennoch der Schatz immer leer. — Zur Verfeinerung des Schauspiels that Kiaking sein Möglichstes; mit den ersten Künstlern lebte er auf sehr vertrautem Fuße und führte sie selbst ins Harem ein. Aber außerdem besaß er weder Neigung noch Lust, Künste und Wissenschaften einzuführen. Im Gegentheil, er verbannte die wenigen Missionäre, die noch zu Peking übrig geblieben, zog ihre Kirchen und Güter ein, alle europäischen Verbesserungen wurden als kindisch verachtet, die kostbaren Kunstwerke, welche im Palaste aufgehäuft waren, wurden den Würmern und dem Roste preisgegeben, und jeder Keim zur Vervollkommnung des menschlichen Geistes erstickt. Dabei war Kiaking sehr abergläubisch, veränderlich und ein Trunkenbold. Er war leicht gerührt, vergaß aber seine guten Vorsätze sehr schnell und lachte selbst nachher über seine Einfälle, Barmherzigkeit und Gnade andern angedeihen zu lassen, was er als Schwachheiten an einem Prinzen betrachtete. Da man sich nie auf sein Wort verlassen konnte, so verlor er bald alle Achtung. In mancher Hinsicht glich er Karl dem II. von England, und sein Hof war auch einigermaßen nach jenem Modell geformt, nur daß die Laster mehr im Geheimen begangen wurden.

War Kiaking den einheimischen Secten so sehr feind, wie viel mehr mußte er es dann den fremden seyn. Er hatte den Haß seines Vaters gegen Europäer recht fleißig genährt, und ließ ihnen daher keine Gnade widerfahren, sobald sie sich des geringsten Versehens schuldig machten. Er freute sich daher herzlich einen Vorwand zu haben, sie alle aus dem Lande zu jagen, und dabei die Meinung seiner strengen Rechtgläubigkeit unter dem Volke zu bestärken. Kiaking verbot aufs strengste die Ausübung der römischen Religion als der gefährlichsten Secte im ganzen Reiche, und schärfte die Maßregeln wider ihre Bekenner sehr häufig ein. Daher ist die Geschichte jener Zeit, nach den eigenen Berichten der noch im Lande arbeitenden Missionäre, nichts als eine Erzählung von fortdauernden Verfolgungen und Leiden. — Kein Aufruhr fand statt, in welchen die Papisten nicht auch verwickelt wurden, keine Anklage von Ketzern, an welcher sie nicht auch ihren Antheil hatten und deßhalb büßen mußten. Bei Durchlesung der gegen sie verübten Gräuel schaudert man mit

Entsetzen und es ist als ob man von den Verfolgungen der Protestanten in katholischen Ländern etwas vernähme. Sie wurden in den Kerker gesteckt, auf die Folter gebracht, ihrer Güter beraubt und zu Tode gemartert. Wie viele Chinesen abfielen, wissen wir nicht, sind aber versichert daß im Todeskampfe mancher Bekenner sich zu dem Herrn Jesus, dem Retter der Seele, gewandt habe, obgleich nicht ein einziger Brief, welcher ihre Leiden erzählt, eines solchen Gebetes Erwähnung macht. Es war und blieb immer ein Heiliger oder die Jungfrau, zu denen die armen Leute, nach der Vorschrift ihrer Seelsorger, ihre Zuflucht nahmen und denen sie ihre Gebete widmeten; es war der Rosenkranz oder eine Reliquie, welche sie in den Sterbestunden stärken mußte, das Crucifix vertrat die Stelle des allmächtigen Heilandes, und der arme Sünder ging mit Versicherung daß Heilige die Macht hätten durch ihre Fürbitte zu erlösen, aus dieser Welt. Auch zwei Europäer litten den Tod. Beide waren Bischöfe; der erste wurde von dem unmenschlichen Gouverneur von Ssetschuen umgebracht und bewies sich sehr edel unter allen Leiden, so daß er selbst dem Unmenschen Achtung einflößte. Die chinesischen Christen, welche bei dem Tode zugegen waren, tauchten Tücher in das Blut und bewahrten diese als die heiligste Hinterlassenschaft ihres Lehrers, wohl wissend daß ihre Stunde auch sehr bald schlagen möchte und sie selbst ihrer Religion wegen Gefängnißstrafe und Landesverweisung ertragen würden. Wenn man diese duldende Liebe mit dem störrischen, gehässigen und feindlichen Wesen einiger noch jetzt bestehenden Gemeinden vergleicht, die in Feindseligkeit gegen das Evangelium unsers Erlösers viel weiter gehen als die Heiden selbst, obgleich sie sehr unwissende Leute sind, so kann man nie mit zu großer Bewunderung jene Zeiten zurückrufen. Die Ursache dieser Verfolgungen jedoch waren nicht immer kaiserliche Edicte, sondern sehr oft das Benehmen der Römischen. So klagte zum Beispiel ein Bruder den andern an daß dieser ihn zur Annehmung des Katholicismus zwingen wollte. Dadurch wurde die Regierung so erbittert daß ein Collegium, wo die Priester Jünglinge für ihren Dienst erzogen, von Grund aus zerstört wurde. Nach einiger Zeit wurde es jedoch wieder stille, und dann versammelte sich das Volk in Klüften und Höhlen um die Messe zu feiern. Sobald die Auf-

merksamkeit der Mandarine von ihnen abgezogen war, fingen sie wieder an zu beichten, ihre Gebetsformeln herzusagen und Heiden zu taufen. Die Priester erzählen daß es auch Wunder gab. So wurden zum Beispiel in einem Walde zwei Chinesen von einem bösen Geiste angefallen und geschlagen. Der eine war ein Christ und machte deßwegen das Kreuz, welches den Dämon sogleich hinwegtrieb. Der andere dagegen war ein Heide, fluchte und schimpfte auf den Beleidiger und empfing daher noch derbere Hiebe. Da wußte er sich nicht weiter zu bergen, bis daß er auch ein Kreuz machte, dem Kobold entkam und sogleich ein Christ wurde. Bei einer andern Gelegenheit schien eine Schüssel mit Weihwasser die Stube, worin sie stand, verlassen zu haben, ohne daß man ausfindig machen konnte, wohin sie sich begeben. Da ereignete sich nun ein großer Sturm, und siehe ein Nachbar mußte kommen, um neues Weihwasser im Hause herumzuspritzen, denn sonst würden die Gespenster das ganze Gebäude umgeworfen haben. Aber von dem Augenblick an, wo dieß geschah, blieb alles ruhig. Dergleichen Legenden gebrauchten die Missionäre, um den Glauben an die heilige Kirche aufrecht zu erhalten.

Von dem Worte Gottes hört man nichts in dieser ganzen Zeit der Prüfung, wohl aber von Brevieren und andern klösterlichen Dingen, die den Bekennern heilig waren. Die Verfolgung wurde willig erdulbet, um nur einige Ceremonien verrichten zu können und sich die Messe vorlesen zu lassen. Deßhalb erduldeten die Missionäre Elend, wie es kaum die menschliche Natur ertragen kann. Oft lebten sie in unbewohnten Gegenden und hatten nicht einmal Reis genug zu essen; oft saßen sie Tage lang in einer elenden Hütte, ohne es zu wagen auch nur für einige Augenblicke zur Thür hinauszugehen. Es war wirklich ein Karthäuserleben, ohne einen andern Nutzen als einige Kinder oder Erwachsene taufen zu können, und viele dieser Heidenboten waren nicht mit der Landessprache bekannt, und unvermögend sich über geistliche Sachen auszudrücken. Wenn man daher bedenkt, wie äußerst gering der Gewinn und wie heroisch die Aufopferung, so wünscht man oft daß diese Männer ihrer selbst und ihrer Gemeinde wegen einer heiligeren Sache ihr Leben gewidmet hätten.

Unter allen diesen Trübsalen jedoch konnten diese Leute nicht mit einander Friede halten. Zwei derselben zankten sich über die

Ausdehnung ihrer Diöcese, und da der Streit unter ihnen nicht geschlichtet werden konnte, so wurden die römischen Behörden in Europa aufgefordert, darüber ihr Gutachten abzugeben und es deutlich zu machen, wer Recht hätte; damit nun aber ja kein Mißverstand herrschen möchte, sandten die Streitenden eine Karte mit ihren Boten, um dieselbe dem heiligen Stuhle vorzulegen. Dieser Briefwechsel sowohl als die Mappe wurde von den Chinesen aufgefangen und sogleich dem kaiserlichen Cabinette vorgelegt. Kiaking, welcher voll Argwohn war, glaubte nun fest daß es auf sein Reich abgesehen sey und man dieß in Europa unter sich vertheilt habe; denn wie konnte anders die Uebersendung der Karte nothwendig seyn. Daher strafte er alle, welche in diesen Streit verwickelt waren, mit unmenschlicher Härte, verwies verschiedene Missionäre des Landes, faßte den Entschluß die ganze astronomische Anstalt ihrer vorzüglichsten Schätze zu berauben und die katholische Secte auszurotten. Der Entwurf wurde in Ausführung gebracht, Edict erschien auf Edict, neue Plackereien wurden erfunden um das Leiden der Bekenner noch empfindlicher zu machen, und das Land durchsucht, um die Lehrer sowohl als ihre Anhänger in allen Schlupfwinkeln aufzusuchen. Nur dann, wenn sie mit Feuer und Schwert vertrieben waren, glaubten die Mandarine ihre Pflicht gethan zu haben. Ein Censor schlug selbst vor, die Römischen aller Güter verlustig zu erklären und sie ihres Geldes zu berauben, welches jedoch Kiaking nicht bewilligte. Dagegen war er oft sehr grausam gegen Leute die wirklich abgefallen waren und nichts mehr vom Katholicismus als den Namen beibehielten; er bestrafte Höflinge der Art ohne Schonung. Nach allen Verfolgungen und der so geglaubten Ausrottung blieben noch Tausende der Papisten in verschiedenen Gegenden des Reiches unter der Aufsicht europäischer Priester, welche, sobald es in Europa Friede geworden, wieder in ziemlicher Anzahl herbeiströmten. — Sie hatten ihre Schulen, wo Mädchen die Gebete des Rosenkranzes erlernten, und wo Knaben etwas im Lesen und Schreiben unterrichtet wurden. In ihren Collegien studirten Jünglinge die Sätze der römischen Kirche, und einer der Missionäre übersetzte selbst die ganze scholastische Theologie ins Chinesische zur Erbauung seiner Zöglinge. Von der Bibel hören wir nichts, glauben aber dennoch daß man auch

das heiligste aller Bücher las, um nicht gänzlich Menschensatzungen dem Volke weis zu machen.

Unter allen den Stürmen, welche in Europa brausten, hatte sich in England eine Missionsgesellschaft gebildet, welcher bald andere folgten. Lange hatten die Protestanten ihre Pflicht, dem fernen Lande die Wahrheit des ewigen Gottes bekannt zu machen, vergessen, als endlich im Jahre 1807 Morrison dorthin gesandt wurde um die große Schuld abzutragen. Unter den damaligen Umständen machte dieser Mann es sich zur Pflicht den Chinesen in jeder Hinsicht sich anzuschmiegen, und sein erstes Auftreten zu Canton war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Bald aber wurde er zum Dolmetscher der ostindischen Gesellschaft ernannt, und konnte sich daher ruhig zu Makao aufhalten, wo man ihm früher eine Freistätte versagt, und auch abwechselnd nach Canton gehen. Seine erste Sorge war, einen Theil des Neuen Testamentes dem Volke bekannt zu machen. Es ist wirklich zu verwundern, wie so viele gelehrte Männer, die sich sogar apostolische Missionäre nannten und von denen einige selbst zum seraphischen Vereine gehörten, dennoch nie die Werke der Apostel ans Licht gaben und ihre Bekehrten mit den Grundsätzen bekannt machten, worauf sie ihr ganzes Ansehen gründeten. Ein Gelehrter, den sie einen Ketzer nannten und den sie sehr oft in seinen Arbeiten hinderten, unternahm dieß Werk. Er hatte eine Handschrift von dem größten Theil der Uebersetzung im brittischen Museum gefunden, was die Grundlage seines künftigen Unternehmens wurde, und das Wort Gottes erschien im Druck, ehe noch zehn Jahre vorüber waren. Die ostindische Gesellschaft gab die Kosten zum Drucke eines chinesischen Wörterbuches her, welches nachher in sechs Theilen das Licht sah und als das erste Werk dieser Art gedruckt wurde, obgleich verschiedene Lexica im Manuscript bestanden. Zugleich gab Morrison religiöse Tractate heraus und hielt mit seinen Hausleuten Gottesdienst; denn damals war es noch nicht gerathen öffentlich hervorzutreten. Nachher kam Milne als sein Gehülfe, ein Mann von sehr großem und unermüdlichem Fleiße, welcher den Geist der chinesischen Sprache sehr bald erfaßte. Man erlaubte ihm aber nicht in Makao zu wohnen, und er ging daher nach Batavia, wo ihm sehr große Hülfe von dem berühmten Raffles, damals Gouverneur jener

Insel, zu Theil ward. Auch zu Banka unterhielt er sich mit den chinesischen Bergleuten jener Insel und kehrte endlich im Jahre 1813 nach Makao zurück. In demselben Jahre hatten sie die Freude, den ersten Bekehrten zu taufen.

Da ihr Unternehmen in China voll Schwierigkeiten war, beschlossen sie endlich zu Malacca eine Mission zu stiften, und Milne begab sich dorthin. In der Folge sah man eine Schule daselbst sich erheben, wo die chinesischen Kinder im Englischen sowohl als in ihrer Muttersprache unterrichtet wurden und überdieß eine christliche Erziehung genossen. Noch andere Lehranstalten wurden dieser beigefügt, aus der Presse gingen sehr viele vortreffliche Schriften hervor und auch eine Zeitschrift — The Indo-Chinese Gleaner, die reichste Fundgrube für chinesische Wissenschaften und Denkungsart. Eine Menge andere Missionäre folgten diesen, ließen sich zu Pinang und Singapor nieder, und beschränkten ihre Arbeiten noch auf die chinesischen Colonisten, denn der Eintritt in China war ihnen von der heidnischen sowohl als römisch-katholischen Regierung streng untersagt. Morrison hatte im Jahre 1816 die Gesandtschaft nach Peking begleitet und war in Berührung mit den großen Staatsmännern gekommen. Einfalt, Fleiß und Frömmigkeit zeigten sich als charakteristisch in dieser Mission; die Theilnehmer waren ohne Unterschied gelehrte Leute, die sehr viel für China geleistet haben würden, hätten sie dort Zugang gefunden.

Rußland war während dieser Zeit aufs äußerste bemüht, sich mit den Chinesen über Handelsverträge zu verständigen und schickte nicht weniger als drei Gesandte zu diesem Zweck nach Peking. Der erste, ein Graf, erschien an den Gränzen im Jahr 1805, und nachdem man ihn dort lange aufgehalten, wurde wieder die nie erledigte Frage über das Kopfstoßen aufgestellt. Da ergab es sich denn daß dieser Große sich dazu nicht bequemen wollte, und so wurde er nach vielen Mühseligkeiten, denn es war ein strenger Winter, wieder unverrichteter Sache entlassen, ohne den chinesischen Boden betreten zu haben. Ihm folgten zwei andere (1809 und 1819), welche ihre Bestimmung erreichten und neue Zöglinge zum Erlernen der chinesischen Sprache herbeibrachten. Das Ganze blieb zu Peking auf altem Fuße, und der Handel wurde nicht unterbrochen.

Unter der weisen Regierung Alexanders faßte man endlich den Entschluß, den Handel nach Canton zu versetzen und zu diesem Zweck begab sich der berühmte Weltumsegler Krusenstern nach jenen Orten. Es gelang ihm seine Güter zu verkaufen (1806); allein die Mandarine konnten nicht unterlassen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, welche ihm zum großen Nachtheile gewesen wären, hätten der Vorsteher der ostindischen Compagnie und Krusenstern selbst nicht durch ihre Festigkeit und Klugheit diesen Plan vereitelt. Die Schiffe waren nun endlich frei, den Fluß zu verlassen; allein kurz nach ihrer Abfahrt kam ein schreckendes Edict heraus, welches den Zollbeamten tadelte und zugleich den Handel für immer untersagte, weil die Russen ja zu Kiachta Verkehr treiben könnten. Damals war man in Europa zu viel beschäftigt, um sich hinsichtlich China's zu grämen, und so unterblieb das fernere Unternehmen. Endlich getraute sich ein Irländer diese Sache wieder vorzubringen, machte eine Reise durch ganz Siberien um Alexander zu sehen, erreichte aber dennoch nicht seine Absicht zur Verpflanzung des Handels.

Makao war zweimal auf dem Punkte eine brittische Besitzung zu werden; allein die Chinesen behaupteten ihr Recht als Grundeigenthümer, und die Colonisten hintertrieben so viel in ihren Kräften stand den ganzen Anschlag. Es ist außerordentlich, mit welcher Begierde die dortigen Bewohner jeden Vorschlag zur Verbesserung ihrer Lage von sich stießen. Zuerst war es der Begriff, den sie von Ketzern hatten, und der Schrecken unter ihrer Regierung zu stehen; dann dachten die Kaufleute daß sobald Fremde in ihrer Stadt das Regiment führten, sie allen Handel verlieren würden. Daher verbanden sie sich innigst mit den Chinesen und erhielten für ihre Geneigtheit und Aufopferung Undank. Dieselben Grundsätze der Neckereien und Plackereien dauerten fort und das Ergebniß nach wie vor war, daß sie noch demüthigere Vasallen ihrer Unterwerfung wegen wurden. Bei Gelegenheit der Ausrüstung ihrer Schiffe zeigten sie dieselbe Kleingeisterei; denn anstatt muthig als eine Nation hervorzutreten und ein für allemal zu erklären daß sie sämmtlichen Seeräubern zu trotzen im Stande wären, schlichen sie sich demüthig zu den untergeordneten Mandarinen und erklärten daß sie nicht eine Flotte ausrüsten könnten, es sey denn daß man ihnen einen

Vorschuß an Geld machte. Diesen erhielten sie auch wirklich, mit ihm aber zugleich den Ruhm von Miethlingen, welche man zu jedem möglichen Zweck gebrauchen könnte. Und doch waren die Angesehensten unter ihnen Leute, welche eine große Rolle spielen wollten und sich so stolz wie die alten Römer zu zeigen wünschten. Daher sprachen sie auch immer von ihrem Senate und dessen Beschlüssen, den Versammlungen der Bürger und dem unumstößlichen Gesetze; bei diesen hochtrabenden Worten jedoch blieb es auch. — Die Geistlichkeit behielt ihre Macht, die Kirchen waren immer von sehr andächtigen Zuhörern der Masse angefüllt, der Bischof oder sein Vicar behaupteten ihre Würde und ihren Einfluß in allen Berathungen und wurden selbst Befehlshaber. — In dem Institute des San Josef, welches früher den Jesuiten gehörte, erzog man eine Menge chinesischer Kinder und sandte die tüchtigsten unter ihnen nach China als Priester. Allein der frühere Einfluß welchen Portugal auf die Missionen hatte, ging ganz verloren, und die wenigen fremden Heidenboten welche noch von Zeit zu Zeit ankamen, erkannten nicht länger die höchste Macht der portugiesischen Bischöfe.

Im Ganzen genommen wuchsen die Reichthümer der Colonie vorzüglich durch den Opiumhandel und die zufällige Neutralität der portugiesischen Flagge. Daher durchkreuzten ihre Schiffe ungehindert den Archipelagus und trieben einen sehr vortheilhaften Verkehr, bis daß auch Portugal genöthigt war sich gegen Frankreich zu erklären.

Nachdem die Gesandtschaft der Engländer von Peking zurückgekommen, zeigten sich die Behörden bereiter den Kaufleuten gute Behandlung widerfahren zu lassen. Allein jetzt fing das Opium an Lärm zu machen; man sah die schrecklichen Folgen des Rauchens, und daher bestand die chinesische Regierung auf dem Verbot der Einfuhr. Diesem Befehle zufolge stellten die Vorsteher der ostindischen Gesellschaft das Ansuchen, daß man das Erzeugen des Mohnsaftes in Bengalen untersagen und zugleich die Ausfuhr verhindern möchte. Wäre diese Vorstellung angenommen worden, wie ganz anders würden sich die Dinge gestaltet haben.

Nun fing der fürchterliche Krieg in Europa an, um welchen sich die Chinesen weniger kümmerten, als wir um die Staatsangelegenheiten des Fürsten in Timbuktu. Aber schon 1799 er=

schien eine spanische Flotte auf der Rhede zu Makao, natürlich um auf englische Kauffahrteischiffe Jagd zu machen, wodurch der englische Admiral für die Sicherheit seiner Landsleute besorgt wurde. Er schrieb daher selbst an den Gouverneur zu Canton um seinen Schiffen eine gute Aufnahme zu verbürgen. Allein die Mandarine wollten die Fregatten keiner Nation bei sich sehen und sträubten sich aufs äußerste, ihnen eine Ankerstelle in ihren Gewässern zu erlauben. Dadurch entstanden viele und bittere Streitigkeiten; die Engländer waren entschlossen ihre Rechte zu behaupten, und die Chinesen bekriegten sie mit großsprechenden Edicten, in welchen sie die fürchterlichsten Drohungen ausstießen. Diese aber blieben auf dem Papiere und die Sache endete in schönen Worten.

Bald jedoch entstand eine wohlbegründete Furcht, daß die Portugiesen mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machen würden, und deßhalb eine französische Besatzung annähmen, was ja schon früher die Spanier gethan. Wären aber die Franzosen erst einmal in dem Orte, so würde dem englischen Handel natürlich sehr großer Schaden erwachsen. In diesem kritischen Augenblick entschlossen sich die englischen Behörden in Indien, ungeachtet der vielen Kriege im Innern, schnell eine Truppenabtheilung nach jenem Orte abzufertigen (1802) und von demselben festen Besitz zu nehmen. Bei der Ankunft der Soldaten ließen die Bewohner von Makao keinen Stein unberührt, um dieser Gäste los zu werden. Sie machten den Behörden zu Canton die gräßlichsten Vorstellungen von den Ankömmlingen, erklärten das Reich in Gefahr und gingen selbst so weit, durch ihre Missionäre in der Hauptstadt, Kiaking ersuchen zu lassen die Anwesenheit dieser Leute nicht zu dulden. Allein es bedurfte dieser Aufforderungen durchaus nicht. Die chinesische Regierung, ihrer Schwäche sich bewußt, war mit Schrecken wegen der sich nahenden Gefahr erfüllt, überall entstanden Besorgnisse, Edict folgte auf Edict, und da dem Handel ein Ende gemacht werden würde — so wurde wenigstens gedroht — waren die Engländer gezwungen nachzugeben. Die Truppen zogen hinweg und die Chinesen waren dießmal von der Furcht befreit, behielten aber ihren Argwohn. Zur selben Zeit entstand eine Empörung in der Nähe von Canton und die Stadt selbst wurde von den Aufrührern bedroht.

Eine große Menge Güter blieben in den Waarenhäusern zurück, und die Beute der Rebellen würde sehr bedeutend gewesen seyn, hätten sie in die Speicher einbrechen und sich der englischen Güter bemächtigen können. Das Unglück zog vorüber und man vergaß sehr bald ein Uebel, welches im nächsten Jahre vielleicht wieder erscheinen würde. Während der ganzen Zeit setzten die Portugiesen ihre Cabalen fort und zeigten zu wiederholtenmalen daß sie den Engländern ewige Feindschaft geschworen und es vorzogen vor den Mandarinen zu kriechen, anstatt sich unter der englischen Herrschaft Brod zu erwerben.

Während der englische Vorstand den Handel zum sehr großen Vortheile der Compagnie und des Landes führte, war er auch im Stande eine bedeutende Summe Geldes dem Gouverneur von Indien, dem Marquis Wellesley, zu überschicken, dessen Kriege gegen die Maharatten und Tipu Sahib ungeheure Summen wegnahmen; ein sehr willkommener Beitrag, ohne welchen es sehr schwer gewesen seyn würde dem Heere in Indien den Sold zu bezahlen. Um diese Zeit machten die Engländer auch einen Versuch zur Eröffnung des Handels mit Cochinchina, welcher jedoch nicht mit gutem Erfolge gekrönt wurde. Nachher sandten sie dem Könige Geschenke und verschiedene Kostbarkeiten, ohne jedoch seine Politik zu ändern; er blieb fest beim System der gänzlichen Ausschließung von Fremden, nachdem er durch Hülfe der Franzosen eine gute Flotte und ein ziemliches Heer gebildet.

Die Geschenke welche man nach Peking sandte um dort das Herz des Kiaking zu rühren, waren von sehr wenigem Belang in den Augen eines erklärten Feindes aller Fremden. Noch gefiel ihm der Gebrauch von Kriegsfahrzeugen gegen die Seeräuber; denn immer argwöhnisch, fürchtete er das Uebergewicht der Engländer in diesen Gewässern und einen unausbleiblichen Streit. Diese Stunde war aber noch nicht gekommen und daher auch die Furcht grundlos. Hätte er die Kaufleute nach europäischen Gesetzen behandelt, so würden sie natürlich in ihren Schranken geblieben seyn; allein lieber würde ein chinesischer Monarch Land und Leute verlieren, als daß er von dem angenommenen System abginge. Diese Hartnäckigkeit war die Ursache vieler Uebel, welche in der Folge China trafen.

Ein Beispiel des Wohlwollens der Engländer liefert die bedeutende Reiseinfuhr von Bengalen und andern Orten Indiens, etwa 600,000 Thaler an Werth, während die südlichen Provinzen von Hungersnoth bedroht wurden (1807 — 1808). Hätte man davon Vortheil ernten können, so wäre dieß gewiß dem Kaufmannsgeiste zugeschrieben worden; allein das Unternehmen gereichte zum Nachtheil der Capitalisten und verdient daher Lob.

Während Napoleon mit Riesenschritten seine Siege auf dem Festlande Europa's ausbreitete, sandte er auch Schiffe nach Indien, um die englischen Kauffahrteifahrzeuge aufzufangen. Allein er hatte einen viel weitersehenden Geist, und China kam damals schon in den Plan seiner alles umfassenden Politik. Dort den Handel der Engländer gänzlich zu hemmen und wo möglich einen bleibenden Eindruck auf jenes Reich zu machen, war ein Entschluß welchen er schon vor der Schlacht von Jena faßte. Daher fürchteten die Britten Makao's halber, und als nun Frankreich endlich Portugal mit Krieg überzog, so konnte man sehr leicht vermuthen, daß auch eine kleine entfernte Colonie mit noch größerer Leichtigkeit als das Vaterland weggenommen werden würde. Es kam also die Besitznahme Makao's wieder zur Sprache und Admiral Drury wurde mit einer bedeutenden Flotte und großem Transport zu diesem Ende von Indien gesandt. Sobald die Soldaten gelandet waren, schrieb der Gouverneur zu Canton folgenden Brief: „Wir erlauben euch zu handeln aber nicht zu landen, und da ihr dieß gethan habt, so habt ihr auch wider die Gesetze gesündigt. Ihr thut dieß unter dem Vorwande, daß die Franzosen kommen und die Colonie beunruhigen werden; allein sie werden nie in die Länder des himmlischen Reiches eindringen. Würden sie es wagen sich dennoch ungehorsam zu beweisen, so brächten sie Verderben auf sich selbst. Ich würde mich selbst an die Spitze meines Heeres stellen und auf sie ruhig lauern, und es würde leicht seyn mit der Menge die Wenigen zu schlagen, so daß die Franzosen den Fischen im Kessel und dem Fleische im Topfe gleichen und sich ohne Schwertschlag ergeben würden. Daher müßt ihr Engländer nicht deßhalb Sorge tragen. Allein wenn ihr mit den Franzosen Feindseligkeiten habt, warum geht ihr nicht aufs Meer und schlagt euch mit ihnen öffentlich, anstatt ihrer in einem Winkel zu warten und dabei die Gesetze des

Reiches zu übertreten; überdieß habt ihr euren Verkehr verloren." Die Handelssperre war sogleich erfolgt und die chinesische Regierung versicherte die Engländer, daß diese nie wieder aufgehoben werden sollte bis daß die Soldaten sich eingeschifft hätten. An den Admiral schrieb der Statthalter, daß sein Brief voll wilder Irrthümer sey; da sein König früher durch Tribut seine Unterwerfung an den Tag gelegt, so hätte man den Handel erlaubt. Allein die Majestät und Macht des Kaisers dehne sich zu den entferntesten Gegenden aus, daher müßte er seinem Willen gehorsamen und sogleich mit seinen Kriegern hinwegziehen. — Der Kaiser war sehr ärgerlich über den ganzen Vorgang der Sache und sagte: er habe seinen großen Civil- und Militärbehörden befohlen sich nach Makao zu verfügen, um jene Barbaren mit dem Verbote des himmlischen Reiches bekannt zu machen und sie derb auszuschelten. Mit den Feindseligkeiten der auswärtigen Barbaren hätte er nichts zu thun. Im jetzigen Jahre hätten Siam und Birma, welche in Krieg miteinander verwickelt wären, seine Hülfe verlangt, allein er betrachte alle mit derselben Güte und habe keine Parteilichkeit. Wollten die Franzosen Makao anfallen, so würde er sogleich ein großes Heer marschiren lassen und sie vernichten. „Allein es scheint mir, fährt er fort, daß ihr eingedenk der Schwäche der Portugiesen euch durch Länderräuberei ihres Handels bemächtigen wollt, und daher macht ihr diesen Vorwand. Weilt ihr nun noch länger und sendet die Truppen nicht hinweg, so wollen wir euch aller Lebensmittel berauben und unsere Armee senden um euch zu umringen und gefangen zu nehmen." Ein solcher Brief gab zu großen Reibungen Anlaß, und obgleich man sehr wohl dachte die Engländer durch Hunger und Entziehung ihrer Bedienten zu zwingen, so wurde die Bewegung unter dem Volke immer größer. Und dazu trug der Besuch des Admirals zu Whampoa sehr viel bei. Dieser bestand auf einer Unterredung mit dem Statthalter. Da er nun den Weg zur Stadt durch Kriegsfahrzeuge gesperrt sah, setzte er sich selbst in ein Boot und hieß eine große Menge anderer Fahrzeuge ihm folgen. Im Angesicht der chinesischen Junken machte er Halt, und die Mandarine fingen an sogleich auf den englischen Admiral zu feuern. Dieser gab das Signal zum Angriff, welches aber nicht verstanden wurde, und ging nachher

selbst zurück, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Der Muth der Chinesen wuchs durch diesen Umstand außerordentlich, und nun beschlossen sie die Vertilgung der ganzen barbarischen Race. Zu diesem Ende erging ein allgemeines Aufgebot des ganzen Volkes, daß sich die Milizen in geschlossenen Reihen versammeln und so die Engländer alle gefangen nehmen sollten. Alles war in sehr großer Bewegung und erwartete den Ausgang der Dinge. Da kam ein sehr demüthiger Brief vom Admiral an, worin er versprach Makao zu räumen sobald der Handel wieder geöffnet wäre, und zugleich mit seinen Truppen wegeilte. Die Gefahr war nun vorbei; ein prächtiges Edict folgte seinem Abzuge; die Kaufleute waren genöthigt den Kaiser um Verzeihung zu bitten, daß er gnädigst wieder den Handel eröffnen möchte; eine Pagode *) wurde erbaut um den Sieg der Chinesen über die Barbaren zu verewigen, und die letztern waren die Helden von Abukir und Trafalgar. Nie war der Hof oder die Behörden zu Canton sowohl als das ganze Volk über den glücklichen Ausgang einer Sache so erfreut. Von diesem Augenblick an glaubte sich die kaiserliche Regierung unüberwindlich und behandelte die Fremden mit der größten Kälte und auffallendem Stolze. Nur ihren anhaltenden Bitten wurde ein Handel erlaubt, welcher für dieses Land von viel größerer Wichtigkeit als für England war. China, sich seiner überwältigenden Macht bewußt, beging nachher die Fehler des Hochmuthes, welche einen Krieg zur Folge hatten; ein Unternehmen, das nicht verderblicher für beide Parteien hätte seyn können. Man schwärzte überdieß den Charakter der Engländer an um sie noch verhaßter zu machen, und säete den Samen der Zwietracht durch Plackereien im Verkehr, wodurch die Stimmung beider Völker immer schwieriger wurde. Der Statthalter ward indessen zurückberufen und hart bestraft, und ein anderer Gouverneur gesandt, welcher durch Strenge und Güte, die er nach Umständen anwendete, die frechen Barbaren im Zaume halten sollte.

Song erschien nun als ein Friedensstifter und die Sachen wurden durch einen solchen Mann sehr bald beigelegt. Die großen

*) In der Handschrift stand Periode, was natürlich keinen Sinn gibt. Pagode ist bloß eine Conjectur; ob eine glückliche, mag der Verfasser erklären. N.

Auflagen jedoch, welche die Hongkaufleute aufzubringen hatten, beraubten diese des Capitals zum Handeln, und da einige bankbrüchig wurden, gab es Klagen ohne Ende; oft war die Verlegenheit um das nöthige Geld zusammenzubringen, so groß, daß der Handel bedeutende Störungen dadurch erfuhr. Noch waren die Portugiesen nicht zufrieden durch böse Gerüchte das gute Vernehmen zu stören, sondern sie machten auch Vorstellungen durch eine Gesandtschaft, um den Schleier hinwegzuziehen welcher den Engländern so großen Einfluß in allen Handelsangelegenheiten gab. Der Rädelsführer in allen diesen Dingen, Arreaga, ein sehr verschmitzter Kopf, bedachte nie, daß durch die Unterdrückung einer fremden Nation am Hofe des Autokraten alle Fremden und auch seine Landsleute leiden würden, und daß, während er den Spaten zur Beerdigung der Britten herbeibrachte, dieselbe Erde auch seinen Sarg decken würde. Dagegen suchten die Engländer sich der Freundschaft des berühmten Song zu versichern, und sandten ihm verschiedene Geschenke durch einen chinesischen Dolmetscher. Dieser überlieferte die Sachen treulich und erhielt auch eine Anerkennung derselben von diesem großen Mann. Er selbst aber fiel bald darauf in Ungnade und mußte nach der Tatarei wandern, während der arme Uebersetzer ins Exil gesandt wurde. So endigte wieder ein Versuch mit der höhern Regierung in nähere Verbindung zu treten.

Da jedoch die Beschwerden so zugenommen, daß die Sachen nicht länger ruhig ihren Gang gehen konnten, kam es endlich zu einer Conferenz, in welcher alle Streitigkeiten beigelegt werden sollten. Verschiedene Grundsätze wurden festgestellt wonach man in der Zukunft handeln wollte; allein der Erfolg entsprach nicht der Erwartung und so blieben beide Parteien nach wie vor in feindlicher Stellung. Der Handel war dennoch so groß, daß man den Verkehr nicht abbrechen konnte. Engländer und Chinesen waren einander nöthig; daher suchte man Mittel und Wege die Sachen in gehörige Ordnung zu bringen, und aus diesem Wunsche floß Lord Amherst's Gesandtschaft.

Wie die frühere Mission war auch diese mit großen Kosten ausgestattet, und dießmal fehlte es nicht an Dolmetschern und Leuten welche mit der politischen Richtung des himmlischen Hofes sehr wohl bekannt waren. Der berühmte Staunton selbst, welcher

als Knabe mit seinem Vater in Peking gewesen, wurde als zweiter Gesandter dem Lord beigefügt. Fröhlich langten die Engländer an der Mündung des Peho an, aber nun mußten sie ihre Prüfungen bestehen. Von dem ersten Augenblicke der Landung an hatten sie mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erst war es das Tributbringen, dann wieder das Kopfstoßen, endlich die rauhe Behandlung und überdieß Beleidigungen auf Beleidigungen, welche man den Kommenden recht absichtlich zufügte. Allein die Gesandtschaft mußte dulden was sie nicht vermeiden konnte, und als der Abgeordnete selbst endlich in der Nähe des Kaisers, der sich auf einem Landgute aufhielt, angelangt war, wurde er plötzlich vor ihn gerufen. Er hatte sich noch nicht von seiner Müdigkeit während einer holperigen Reise auf einem Karren erholt, als diese Anforderung gemacht wurde. Der Kaiser selbst sandte seinen Arzt, um zu erfahren wie weit sich der brittische Staatsdiener unpäßlich befinde; da sich aus der Untersuchung ergab daß ihm nur Ruhe mangle, so wurde der Monarch entrüstet. Die Engländer wurden entlassen ohne auch nur einmal das Drachengesicht gesehen zu haben, und wieder aus dem Lande gesandt. Die Majestät des Reiches war verletzt, weil der Abgesandte nicht augenblicklich erscheinen wollte, als es der Wille des Autokraten war. Die eigentliche Absicht ging dahin, diese Fremden so viel als möglich in den Augen der Nation zu erniedrigen, ohne es gerade zum Ausbruche kommen zu lassen. Die Chinesen erreichten ihren Zweck, und es frommte den Fremden sehr wenig die entfernte Hauptstadt besucht zu haben.

Um die Gesandtschaft einigermaßen zu versöhnen, wurden die Britten auf ihrem Heimwege sehr gut behandelt. Der Kaiser selbst gab ein Rundschreiben heraus, in welchem er sich beklagte, daß er den Fremdlingen die große Ehre einer Audienz nicht habe erweisen können. Da sie sich aber so unterwürfig gezeigt, so wolle er dem Könige jener Nation einige Geschenke machen um sie, die arm gekommen, reich zurückkehren zu lassen. (Diese Geschenke betrugen an Werth 4 Pfund Sterling.) Unterwegs möchte man die Gesandten mit ihrem Gefolge auch höflich behandeln, damit sie alle von Dankbarkeit gerührt würden und durchdrungen von ehrfurchtsvollen Gefühlen zufrieden seyn möchten. — Die Kriegsfahrzeuge, welche die Gesandten gebracht, hatten unter-

dessen Korea und die Liéukiéu-Inseln besucht. Unter jenen Bewohnern, einem liebenswürdigen Völkchen, fanden sie eine sehr willige Aufnahme und wurden herrlich bewirthet. Bei ihrer Rückkehr wollte man ihnen den Eingang durch die Tigerpforte streitig machen und feuerte auf die Schiffe. Allein diese gaben eine volle Lage zurück und die Besatzung lief sehr schnell hinweg. So endete diese Mission. Die Gesandtschaft wurde bei der Rückkehr zu Canton von dem Statthalter bewirthet. Dieser wollte noch eine große Rede halten, um zu zeigen wie große Wohlthaten der Kaiser den Engländern durch die Zugestehung des Handels erzeigte, aber er war nicht im Stande zu läugnen daß die Vortheile gegenseitig wären, und mußte daher stillschweigen. — Dieß war der letzte Versuch welchen man mit Gesandtschaften machte; denn Jeder sah nun wohl ein, daß mit dem größten Prunke nichts gewonnen wurde, und daß der Hof zu Peking dergleichen Unternehmungen immer nur als ein Darbringen des rechtmäßigen Tributes ansah. Die Kaufleute betrachteten es als einen großen Vortheil, so viel wie möglich sich mit den Chinesen zu vergleichen; denn bei der Handelssperre war nichts gewonnen, was denn auch die Chinesen einsahen, und daher viele Hindernisse hinwegräumten, welche früher Ursache zu Streitigkeiten gegeben. Allein die Regierung behielt ihre ausschließenden Grundsätze bei, und wollte nur insofern als es ihren ursprünglichen Absichten gemäß war, den Handel dulden. Zugleich aber mußte der Oberzolleinnehmer, welcher unter dem Namen des Hoppo bekannt ist, große Summen für das Vorrecht, die Stelle zu erhalten, an den Hof zahlen — ein System, das auch auf die Hongkaufleute fortgepflanzt wurde, welche sehr bedeutende Gelder jährlich unter verschiedenen Namen zu liefern hatten. Da sie selbst diese nicht zu bezahlen wünschten, so errichteten sie eine gemeinsame Casse, die durch einen vermehrten Zoll auf alle fremden Güter gefüllt wurde. Hiedurch waren sie nun im Stande nicht nur für sich selbst das nöthige Geld zusammenzubringen und den Wünschen des Kaisers zu entsprechen, sondern auch ein bedeutendes Jahrgeld in ihre Tasche zu stecken. Sie erhielten auch einen Rang und wurden als die besten Diener des Staates betrachtet, denn sie kosteten nichts und brachten sehr viel ein. Ungeachtet dieser Vorrechte aber wurden mit wenigen

Ausnahmen die meisten bankerott und man konnte so ziemlich berechnen, wie viele Jahre es kosten würde um eine Schuld von mehreren Millionen Thalern abzutragen. Diese wurden jedoch wieder bezahlt, und so schleppte sich der Handel von Zeit zu Zeit fort, bis es zu einem allgemeinen Ausbruche kam.

Die Amerikaner hatten in der Zwischenzeit auch große Handelsverhältnisse angeknüpft; denn der Thee galt in ihrem Lande für das trefflichste Getränk. Von der Westküste Amerika's brachten sie schöne Otterpelze und verhandelten sie mit großem Vortheil zu Canton, so daß der Handel von großer Bedeutung und sehr einträglich wurde. Nur zweimal fand eine Störung statt: zuerst wegen des Krieges mit England, welcher eine gänzliche Sperre hervorbrachte; und nachher wegen der Tödtung eines Chinesen, wo ein italienischer Matrose am Bord eines amerikanischen Schiffes sehr grausam der Rache der Chinesen als der Thäter ausgeliefert wurde.

Nach dem Friedensschlusse zu Paris fingen die Holländer auch wieder den Verkehr an; nun aber im Namen der neu errichteten Handelsgesellschaft, welche ziemlich große, obgleich nicht vortheilhafte Geschäfte machte.

Im Ganzen genommen stieg der Verkehr mit den Fremden unter der Regierung des Kiaking, ohne sein Zuthun, sehr bedeutend, und während alle Gewerbzweige gänzlich daniederlagen, verdiente der Anbauer des Thees und der Verfertiger der rohen Seide sehr bedeutende Summen. Allein die eigentlichen Vortheile des auswärtigen Handels verstand man noch nicht.

Sechstes Capitel.

Taokuang.

(1821 — 1846.)

Still und eingezogen lebte Taokuang noch als Prinz an einem verderbten Hofe. Häusliches Glück war sein einziges und höchstes Streben, und zur Erlangung desselben machte er jegliche Aufopferung. Um die Krone war es ihm nicht zu thun; denn er war völlig überzeugt daß ihr Besitz nur Mühe und Sorgen verursachen würde, und daher lebte er ruhig und zufrieden, so

lange er konnte. Allein der Vater, den er mit kindlicher Liebe umfing, wollte es nun einmal haben daß der Sohn, welcher ihn so tapfer vertheidigte als Meuchelmörder auf ihn andrangen, auch sein Nachfolger werden sollte. Taokuang hatte die hohe Würde des Kronprinzen, ohne je davon Aufhebens zu machen. Das wilde Wesen am Hofe schmerzte ihn sehr tief, allein er konnte es nicht ändern; obgleich ihn der Vater herzlich liebte, so wollte er dennoch keine Gegenvorstellungen von seinem Kinde annehmen. Dabei war der Prinz sehr schüchtern, mißtraute seinen eigenen Meinungen und wünschte immer nach dem Rathe anderer zu handeln. Er verhielt sich daher unter allen Umständen stille; seine einzigen Vergnügungen waren kriegerische Uebungen, welchen er leidenschaftlich anhing; selbst die Höflinge vergaßen den künftigen Regenten in dem zurückgezogenen Prinzen. Es war unter solchen Umständen zu fürchten daß er bei seinem Regierungsantritt sehr wenige ihm treu ergebene Diener haben würde; in dieser Erwartung aber betrog man sich. In dem beschränkten Verstande, in dem furchtsamen Wesen, in dem anspruchlosen Leben war eine Tiefe des Gefühls, eine Beständigkeit, eine Entschlossenheit, welche mit einem solchen Charakter scheinbar nicht übereinstimmten, und die dennoch in der Tiefe des Herzens lagen. Doch besaß er kein Talent um zu regieren und Geister zu beherrschen, um selbst zu handeln und im Unglück aufrecht zu bleiben. Allein es gefiel dem allwaltenden Gott, einen solchen Mann in der merkwürdigsten Periode China's auf den Thron zu setzen, um zu jenen großen Weltereignissen den Grund zu legen, welche für die Gegenwart sowohl als die Zukunft fürs Menschengeschlecht die größten Folgen haben werden.

Seine ersten Edicte sind folgenden Inhaltes:

„Von dem verstorbenen Kaiser, dem ich das Leben verdanke, empfing ich sehr viele Beweise von Güte. Obgleich 60 Jahre alt, war mein Vater dennoch stark und gesund, und ich war stets in seiner Umgebung, hoffend daß er sein hundertstes Jahr erreichen möchte. Allein auf seiner Reise nach der Tatarei wurde er schwach; die Hitze hatte ihn angegriffen und es wurde bald klar daß sein Leben nicht von langer Dauer seyn werde. Oft stieß ich meinen Kopf auf den Boden, den Himmel anflehend daß er den Vater mir wieder geben möchte; allein es war vergebens.

„Wie groß war sein Fleiß, wie erfolgreich seine Regierung. Allein nun ist der Drache zu Pferde hinaufgestiegen und ein Gast in jenen Höhen geworden. Jede lebendige Creatur trauert daher (der Kaiser wird als Stellvertreter der lebendigen Thiere und Menschen betrachtet); und sollte ich nicht vielmehr trauern und nicht drei Jahre lang den tiefen Kummer über den Verlust den ich erfahren, an den Tag legen? Ihr Mandarine und das Volk legt nach den früheren Gesetzen die Trauer an."

Erst wünschte der neue Monarch Juenhoei zum Titel seines Reiches zu nehmen; allein dieser Wunsch wurde überstimmt, und er wählte nachher Taokuang (Herrlichkeit der Vernunft). Beim Antritte seiner Regierung erließ er die folgende Bekanntmachung:

„Meine Vorfahren waren alle wegen ihrer Tapferkeit berühmt, und vereinigten das ganze Reich in Eintracht. Die Herzensgüte meines Vaters ist allgemein bekannt. Er erwählte mich Unwürdigen als seinen Nachfolger, und ich werde daher am 23sten September 1820 (8ten Monat 27sten Tag) dem Himmel, der Erde und meinen Ahnen ankündigen daß ich den Thron bestiegen habe. Mit Ehrfurcht lege ich meine Hand aufs Herz und will nun allgemeine Gnadenerzeigungen dem Volke bekannt machen." — Nun folgt eine Liste von der Erhebung zu höheren Gnaden, von allen den Edelleuten, Mandarinen und den mit gelehrten Würden beehrten Leuten. Nachher befiehlt der Kaiser, nach altem Gebrauche, die Verbrecher welche den Tod nicht verwirkt, zu befreien. Dann macht er bedeutende Geschenke, erläßt seinen Soldaten die rückständigen Schulden, gedenkt der alten Leute, beschenkt die tatarischen Garden, und ersucht seine Minister, mit allen Kräften ihm in der Verwaltung des Reiches beizustehen.

Nach seiner Thronbesteigung sagte er: „Das ganze Reich hat eine ziemliche Zeitlang von dem verstorbenen Kaiser die größten Beweise seiner Milde und Güte empfangen. Er hat oft Verbrechern vergeben und ist nie mit fortdauernder Strenge zu Werke gegangen. Nun da er heimgegangen, habe ich endlich den Wünschen meiner Großen entsprechen müssen, und ungeachtet des Grames welchen ich fühle, den Thron bestiegen. Es ist mein Wunsch, die Maßregeln meines Ahnen in Ausführung zu bringen. Hoffend daß Ihr, meine Verwandten, Euch alle würdig

betragen werdet, und Ihr Officiere alle treu und ergeben handelt, rechne ich auf das fortwährende Bestehen meines Thrones."

Das Reich legte daher nach alter Sitte hundert Tage Trauer an. Während dieser Zeit wurde es Niemand erlaubt sein Haupt zu scheeren, alle Freudesbezeugungen wurden unterlassen, nirgends konnte man heirathen, auf Instrumenten spielen oder den Götzen opfern, und jedes rothe Papier, welches man an die Ecken der Straßen heftete, wurde in Stücke gerissen. Im Harem legten die Weiber den Schmuck bei Seite und schnitten das Haar ab, und der Kaiser selbst errichtete eine Hütte neben dem Sarge des Vaters, um dort seinem Kummer freien Lauf zu lassen.

Die erste Sorge des Kaisers war, die Frau welche er zärtlich geliebt, zum Throne zu erheben. Er ließ ihr alle mögliche Ehre und Achtung widerfahren; sie aber lebte nicht lange genug, um Dankbarkeit an den Tag zu legen und dem Gemahl seine zuvorkommende Liebe zu vergelten. Er seinerseits hatte ihr eine Gnade erwiesen, wie nur selten chinesische Kaiser es zu thun pflegen; denn die vielen Weiber, welche im Harem ihren Lüsten fröhnten und von seinem Vater zu einer nie vorhergekannten Zahl vermehrt wurden, entließ er theils, oder kümmerte sich nicht weiter um sie, denn seine Gemahlin war ihm genug. Dieß von einem Manne, der an einem verderbten Hofe erzogen worden war, ist wirklich wahre Keuschheit. — Nachher erhob er seine Stiefmutter zum Range der verwittweten Kaiserin, die höchste Stelle im Reiche; denn sie hat Macht über den Kaiser und kann ihm Befehle geben und ihn auch bestrafen. Bei dieser Gelegenheit wurden alle Weiber, die Verbrechen begangen, entlassen, und der Hof feierte den Tag mit größerem Pompe als seine Krönung.

Bei der Uebersicht der Minister ergab es sich sehr bald daß ihnen die Regierung des Landes nicht anvertraut werden konnte. Sie waren meistens alt, der erste 80 Jahre und konnte weder recht hören noch sehen. Ueberdieß waren sie mit der Verwaltung des Vaters zu sehr vertraut, und Taokuang wünschte ein ganz andere Regierung einzuführen. Daher entließ er die Minister nicht allein am Hofe, sondern auch in den Provinzen und nahm dagegen andere Männer in den Dienst, unter welchen wir nur des Tschangling erwähnen und zugleich des nachher so berühmten Kijing, welcher der Sohn eines Ministers war, gedenken. Dieser

kam nach der Hauptstadt und erwarb sich dort die Freundschaft und Liebe des neuen Monarchen in solchem Grade daß er zu den wichtigsten Posten emporstieg. — Allein ungerecht bewies sich der Kaiser gegen den alten Song, der wieder von der Tatarei zurückgekommen war und nun hoffte, eine Stelle im Cabinette zu bekommen. Er blieb aber nur einen Monat an der Seite des Taokuang und wurde dann nach Jehol, dem größten kaiserlichen Lustorte in der Tatarei, geschickt. Darüber entrüstete sich einer der Censoren gewaltig und schrieb einen derben Verweis an den Oberherrn. Der Kaiser war über diese Einmischung sehr unzufrieden und versicherte daß er immer als sein eigner Herr zu handeln wünschte, und obgleich er willig sey jede Ermahnung anzunehmen, so könne er dennoch in diesem Falle den frechen Tadler nicht ungestraft lassen.

Ueberzeugt daß sein Vater sich zu viel mit Ketzern befaßt, wollte er nicht Gehör zur Bestrafung von drei Katholiken geben, welche man als Uebertreter des Gesetzes angeklagt. Dieß gab den Verfolgten neuen Muth und sie hatten nun viele Jahre hindurch Ruhe, während welcher Zeit ihre Meinungen sich ziemlich ausbreiteten.

Kurz vor der Thronbesteigung hatte ein Erdbeben stattgehabt, bei welcher Gelegenheit die Nothleidenden schnelle Hülfe erhielten. Dieß flößte dem Volke Vertrauen ein. Allein das Jahr darauf brach eine Empörung in Junnan aus, in welche die ursprünglichen Bewohner verwickelt waren. Diese wurde jedoch schnell gedämpft; Taokuang hatte aber den Befehlshaber zu schelten, weil er so viele untüchtige Leute zu höhern Stellen in der Armee befördern wollte.

Im Ganzen genommen waren die Erwartungen der Staatsdiener bei weitem übertroffen. Jedermann hatte sich eingebildet, daß ein Liebling die Stelle des Regenten einnehmen und frei im Lande schalten und walten würde, und schon im voraus den alten Song dazu bestimmt. Dieser erfahrne Mann wollte natürlich Rath geben, welcher mit den Ansichten des beschränkten Taokuang nicht übereinstimmte, und so verlor er bald allen Einfluß. Taokuang wollte selbst regieren, oder zum wenigsten den Versuch machen wie weit dieß thunlich sey; daher entfernte er die Leute die sich in Regierungssachen einzumischen befugt fühlten.

Mit seiner Familie lebte er auf dem vertraulichsten Fuße. Der vierte Sohn des verstorbenen Kaisers wurde zum Könige unter dem Namen Hoeiwang ernannt und wich nie von der Seite des Taokuang. Selbst bis auf diesen Augenblick, nach einer Prüfung von 25 Jahren, behält er noch seine Stelle als das Haupt des Adels und der Aufseher gesammter Prinzen. Er ist ein stiller und äußerst eingezogener Mann, welcher nie den Verwandten Schaden zugefügt, sondern immer die schlechtesten unter ihnen — denn viele der Prinzen führen aus Mangel an Beschäftigung ein sehr ausschweifendes Leben — mit Güte behandelt. Ein älterer Bruder wurde zu gleicher Würde erhoben, starb aber bald nachher. — Ein Oheim, welcher ein sehr liederliches Leben führte, obgleich schon ein bejahrter Mann, nothzüchtigte ein junges Mädchen. Er wurde nun von der Mutter der Unglücklichen angeklagt, welche aber in einem Anfalle von Verzweiflung sich aufgehängt hatte. Da die Beweise der Schuld ganz unläugbar waren und man dennoch nicht gegen einen Prinzen des Geblüts mit großer Strenge verfahren konnte, so verurtheilte man ihn zu dreijähriger Gefängnißstrafe. Dieß ist der einzige Adelige vom kaiserlichen Hause, welcher bestraft wurde. In dieser Hinsicht steht Taokuang sehr weit über seinen Ahnen, welche alle aus Eifersucht ihre Geschwister bitter verfolgten.

Der Wunsch allein zu regieren wurde ihm sehr bald verleidet, und die Begierde sich von allen den mühsamen Geschäften zu entfernen und ganz der Muße zu leben, wurde dadurch aufs stärkste angeregt, obgleich auch dieß unmöglich war. Niemand welcher nicht mit dem Regierungswesen in China bekannt ist, kann sich einen Begriff machen, wie schwer es seyn mußte für einen aufrichtigen Mann wie Taokuang, die Wahrheit der Sachen zu erkennen, welche ihm vorgelegt wurden. Ein Lügengeist durchdringt das ganze System der Regierung und wer aufs schleunigste seine Angelegenheit vorbringen kann, erhält den Preis. Da nun keine Beförderung ohne Kniffe und Ränke möglich ist, so sind die Hofschranzen, welche sich desselben Mittels bedienen müssen um sich durch alle Grade emporzuschwingen, die abgefeimtesten Menschen auf dem ganzen Erdenrund, und mit diesen müssen alle bedeutenden Geschäfte betrieben werden. Taokuang sah daher sehr bald ein daß, wenn er Tage lang bei seinen Geschäften gesessen, er noch

nichts entdeckt und von vorne wieder anzufangen hatte. Er fand auch schnell, daß er nicht die nöthigen Kenntnisse besaß um streitige Sachen beizulegen, und es eines weisern Rathes bedurfte um ihn unter schwierigen Angelegenheiten zu leiten. Aber noch drückender war die Erfahrung, daß die Uebel unter der vorigen Regierung unablässig fortdauerten, und die Kraft eines Herkules erfordert würde um denselben vorzubeugen. Immer erließ er die großmüthigsten und nach seiner Meinung besten Befehle, die aber nutzlos auf den Boden fielen; denn er hatte keine Mandarine welche mit ihm im Einklange standen. Selbstsucht war das Princip und die Regel wonach alles behandelt wurde; nie wich man davon ab und das Resultat war traurig genug.

Am grellsten zeigte sich dieß in Turkestan. Dort war die Zahl der Muhammedaner bedeutend vermehrt worden und die Türken, anstatt wie früher zu kriegen, legten sich auf den Feldbau und machten nach dem Zeugnisse der dortigen verbannten Chinesen sehr bedeutende Fortschritte. Da das Land, obgleich an die Wüste gränzend, an vielen Stellen sehr ergiebig ist und überdieß der Fleiß der Bebauer sehr mannichfache Producte davon zog, so mehrte sich der Reichthum dieses Volkes ungeachtet der Plackereien der Mandarine. Dieß brachte wieder einen sehr bedeutenden Handel mit der Bucharei und Indien zuwege; die Turkomanen wurden Kaufleute, besuchten andere Länder, erkannten ihren Druck und sahen sich durch die chinesischen Beamten in ihren Handelsgeschäften beeinträchtigt. Als sie sich darüber beklagten, gab man ihnen ausweichende Antworten, und die Folge davon war, daß sie sich den Anmaßungen der Behörden widersetzten. Sogleich wurde militärischer Zwang gegen die friedlichen Bürger gebraucht, damit aber das noch glimmende Feuer der Freiheit erweckt. Zugleich stellten sich die Nachkommen ihrer frühern Fürsten ein, und diese ergriffen das Schwert gegen die verhaßten Mantschuren. Ihr berühmtester Anführer war Dschehangir, dessen Großthaten selbst von dem bittersten Feinde nicht verläugnet werden können. Er kam von der großen Bucharei und sein Aufruf erging an alle Muhammedaner, nicht länger der heidnischen Obrigkeit Gehorsam zu leisten, sondern tapfer sich zu wehren und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dann erschienen in sehr kurzer Zeit die Gläubigen von den angränzenden

Ländern sowohl als von dem eigenen Grund und Boden mit allerhand Waffen, streitend für den Halbmond. Die Mantschuren waren darauf durchaus nicht vorbereitet; nach einem sehr schwachen Widerstande, während die Muhammedaner verzweifelt fochten, ergriffen sie die Flucht. Die chinesischen Behörden bezeigten sich noch viel feiger, während die Verbannten der Söhne Han's, die dort zu vielen Tausenden im Elende leben, sich an die Feinde schlossen. Mit diesem Haufen zusammengelaufener Leute wagte es der türkische Heerführer den Chinesen kühn die Spitze zu bieten und hatte in sehr kurzer Zeit vier Städte in seiner Macht, welche früher unter der Regierung seiner Ahnen gestanden.

So waren die Sachen als die Nachricht den Hof erreichte. Taokuang war darauf nicht vorbereitet. Er lebte der festen Ueberzeugung, daß seine Regierung sehr mild und für das Volk wohlthätig gewesen, und daher hielt er eine Empörung für unmöglich. Allein jetzt sprachen Thatsachen, und Furcht und Schrecken verbreiteten sich an den westlichen Gränzen, denn man fürchtete daß, wie früher, die Feinde bis nach Schensi vorrücken und alles verheeren würden. Diese Erwartungen würden ohne Zweifel auch erfüllt worden seyn, hätte der Kaiser nicht sehr bedacht und trefflich den tapfern Tschangling als Befehlshaber dorthin gesandt. Unter ihm zeichneten sich die später im Kriege mit den Engländern so berüchtigten Generale Jangfang und Jüpujun aus, welche beide den Lorbeerkranz der größten Helden sich erwarben. Die unglücklichen Behörden, welche dem Strome keinen Damm entgegensetzen konnten, wurden sogleich nach Peking beordert und zwei der vornehmsten zum Tode verurtheilt. Einer derselben gehörte dem kaiserlichen Geschlechte an, und da Taokuang doch Gnade dem Rechte vorzog, so verurtheilte er ihn zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe, während sein Gefährte dasselbe Urtheil von dem Tribunale des Reiches erhielt. Diese Handlungen jedoch hatten wenig Einfluß auf den Krieg, welcher nun mit neuer Wuth ausbrach.

Taokuang, noch sehr jung, fand ein großes Vergnügen an kriegerischen Uebungen. Oft brachte er ganze Tage mit Schießen und Reiten zu, und wenn er als Ueberwinder nach Hause zurückkehrte, so hielt er sich für den glücklichsten Sterblichen welcher je auf dieser Erde lebte. Da er sich aber sehr schwach fühlte und die ungeheuren Anstrengungen der Muskeln seine Ge-

sundheit erschöpften, war er genöthigt zu Arzneimitteln seine Zuflucht zu nehmen, welche jedoch ihren Zweck verfehlten und anstatt ihn zu stärken, ein früheres Alter mit dem Verlust beinahe aller Zähne herbeiführten. Nun glaubte das Cabinet, er werde sich, seiner frühern lebhaften Neigung zufolge, selbst an die Spitze seines Heeres stellen und kühn die Wüste durchschreiten um, wie sein Großahne Kanghi, durch seine persönliche Gegenwart dem Kriege ein Ende zu machen. Allein wie erstaunt war man, als der kriegerischste Kronprinz der leutseligste Kaiser wurde, und der Mann, welcher das Lager früher für seinen Palast hielt, sich friedliebend auf sein Lustschloß zurückzog, um von dort aus die Befehle zur Führung des Krieges zu geben.

Obgleich die Anführer kühn und entschlossen und die Armee keineswegs entnervt war, so traf man dennoch auf große Schwierigkeiten. Der Marsch wie natürlich ging durch die Wüste Gobi, und da Armee und Pferde sehr zahlreich waren, so stellte sich bald der Durst und nachher auch der Hunger ein. In diesem verhängnißvollen Augenblick war der Befehlshaber von allen Hülfsmitteln entblößt, und da er in seinem ganzen Leben immer nur den gewöhnlichen Gang der Dinge gesehen, war er gänzlich außer aller Fassung. So starben denn Menschen und Rosse in sehr großer Menge und der Zug schleppte sich langsam durch die mit Kieseln übersäete Wüste. Hätten die Türken ihren eigenen Vortheil verstanden, so würden sie mit einer bedeutenden Armee den Feind am Ausgange der Gobi bewacht und in einer vortheilhaften Stellung angegriffen haben; allein so weit war es mit ihrer Kriegskunst noch nicht gekommen. Sie ließen daher den Troß sicher in ihr Land vordringen, und nachdem das Heer sich erquickt und die wenigen Pferde welche noch übrig geblieben wieder stark geworden, fielen sie unter die Schwerter der kühnen Mantschuren. Die Empörung fing 1826 an; im folgenden Jahre waren die Truppen am Orte ihrer Bestimmung. Sie kamen von den verschiedensten Gegenden des Reiches; sogar der entfernte Amur mußte seine Krieger hergeben, um die Rebellen zu bekämpfen. Erst ging dieß seinen guten Gang, allein bald verloren die Türken die Furcht vor den Tataren und standen tapfer in den Reihen bei jedem erneuerten Angriffe. So sahen die kaiserlichen Generale sehr bald, daß es mit offenen Angriffen

nicht gelingen werde den Feind aus dem Lande zu treiben; nun brachten sie die Geächteten zusammen, welche des Landes verwiesen unter sehr scharfer Behandlung im Lager der Soldaten lebten. Diesen versprachen sie Freiheit, wenn sie in den vordersten Reihen fürs Vaterland fechten würden. Da beinahe alle von Natur Gaudiebe waren, so schickten sie sich besser zur Gefangennehmung einzelner Feinde, welche sich vom Lager entfernt. Auch gingen sie unter die feindliche Armee und verkündigten dort, daß sie Ueberläufer seyen, welche es mit der Sache der Muhammedaner redlich meinten. Sobald sich aber eine Gelegenheit darbot, stahlen sie einen oder den andern Soldaten dessen sie habhaft werden konnten, oder schnitten den Kopf eines Türken ab und eilten damit triumphirend zum chinesischen Befehlshaber. Dort erhielten sie eine Belohnung, und die schwarze That wurde als ein Sieg über die Feinde nach Peking berichtet, wovon der General sich das ganze Verdienst zueignete. Gegen solche Schurken beschlossen die Türken die äußerste Strenge zu gebrauchen, rächten aber die Schandthaten immer an den friedlichen Einwohnern, deren Weib und Kind sie nicht schonten. In verschiedenen Treffen welche sie in der Folge mit den Mantschuren hatten, behielten sie die Oberhand, und die Kaiserlichen, obgleich sie schon die vier verlornen Städte wieder eingenommen, kamen in sehr große Noth. Der Kaiser, von allen Umständen wohl berichtet, sandte augenblicklich Verstärkungen, damit der sinkende Muth des Heeres aufrecht erhalten werde, und an einem glücklichen Ausgange zweifelnd gab er heimlichen Befehl, keine Summe zu schonen um des Rädelsführers Dschehangir habhaft zu werden. Nach den Siegen welche durch die Weisheit des Führers errungen, betrachteten ihn die Muhammedaner als einen Heiligen und gewährten ihm unbedingten Gehorsam. Er schaltete daher wie er wollte, war immer an der Spitze der Getreuen, und wo Gefahr drohte, da war er auch der erste. Vor seiner Tapferkeit wichen die graubärtigen tatarischen Krieger und ehrten den Mann, welcher nie in seinen Unternehmungen, wenn es seiner Nation galt, abgeschreckt werden konnte. Allein was vermochte er mit seinem unerschütterlichen Muth gegen List und Betrug? Seine letzte Schlacht lieferte er in einer Ebene, wo der Wind seinen Soldaten den Sand ins Gesicht blies und die An=

griffe der Tataren dadurch erleichterte. Der Kaiser, welcher davon hörte, schrieb mit seinem Oberbefehlshaber den Sieg der Unterstützung des chinesischen Kriegsgottes — Kuanfutse oder Kuanti zu, ein Held des dritten Jahrhunderts, welcher während des Kampfes der drei Reiche dem Liupei ergeben war und für ihn sehr vieles willig und freudig übernahm. Daher wurde auch ihm zu Ehren ein Tempel gebaut, und der Kaiser freute sich, daß seine Familie einen so mächtigen Schutzpatron erwählt. — Nach dieser Schlacht wollte man nicht länger den Ausschlag des Krieges auf Eisen und Blei ankommen lassen, sondern gebrauchte anstatt dessen Silber und Gold, welches den erwünschten Erfolg hatte. Erst wurden des Anführers Neffen, dann Dschehangir selbst durch Verrätherei des Chan von Chokand, wie man vermuthet, gefangen. Der Feldzug hatte über 23 Millionen Unzen Silber gekostet; allein der Feind war überwunden in den Händen des Tschangling (1828). Sehr groß war die Freude über die schnelle Beendigung des Krieges; Minister und Generale wurden mit freigebiger Hand beschenkt, erhielten Titel und höhere Posten; überall zeigte sich der gnädige Taokuang und China hatte einen dauernden Sieg errungen; denn Dschehangir war in Peking und hatte die lange Reise in einem Käfig gemacht.

Die Beweise der kaiserlichen Huld bestanden in Tabaksbeuteln, Steinen und Pfauenfedern, welche in der That sehr wenig Werth haben, jedoch des Gebers wegen wie unsere Bänder äußerst hoch geschätzt werden. Der Einzug des Tschangling selbst war sehr prächtig; der Kaiser ernannte ihn sogleich zum Minister der auswärtigen Colonialangelegenheiten. Die andern erhielten ihren Rang nach dem Verdienste welches man ihnen zuerkannte; unter diesen auch Hutschao, ein sehr berühmter General, welcher bei der Gefangennehmung des Dschehangir zugegen war. Es erhellte bei der Untersuchung, daß er von den schwarzmützigen Muhammedanern von Chokand ergriffen und der kaiserlichen Rache überliefert wurde. Als man ihn am Hofe fragte, warum er ein Empörer geworden, war die Antwort: ich suchte nur das väterliche Gut wieder zu erlangen und bin kein Rebelle. — Er wurde dann auf die öffentliche Straße geführt und in Gegenwart vieler Menschen in Stücke geschnitten. Der Kaiser verordnete nachher, daß man überall den Götzen, Elementen, Bergen, Flüssen und

Meeren Opfer darbringen sollte. Im ganzen Lande ertönte der Jubel des Sieges; man sprach von der Macht des unüberwindlichen Kaisers, pries seine Weisheit und Größe und erbebte vor seinem Ausspruche. Die Minister ersuchten Taokuang seiner Regierung einen höhern Titel des Triumphes wegen beizulegen; dieses schmeichelnde Anerbieten verschmähte er jedoch und bewies dagegen seiner verstorbenen Mutter und andern Verwandten, wie zum Beispiel seinem sehr wohl betagten Oheim, da ihnen, wie er sagte, der Sieg zu danken sey, die größte Ehre. — In Turkestan erließ er verschiedene sehr heilsame Verordnungen, um das Volk vor Bedrückungen zu beschirmen und zugleich vor allem Verkehr mit dem Westen zu bewahren. Letztere Vorkehrung jedoch erbitterte die handeltreibenden Turkomanen; entschlossen Verkehr zu treiben, übertraten sie ungestraft die kaiserlichen Verordnungen, und die Regierung mußte zur Vermeidung künftiger Unruhen nachgeben. Die Gouverneure kündigten auch dem Kaiser an, daß nichts durch Gewalt ausgerichtet werden könnte, und daß man besser thue dieß Volk in Güte zu leiten als es durch Strafen zum Gehorsam zu zwingen. Dessenungeachtet wurden in der Folge 20 Abtrünnige geköpft, welchen man die Schuld aufbürdete den Aufruhr wieder angefangen zu haben. Den schwarzen Turbans, welche den Chinesen gegen ihre Landsleute beigestanden, bewilligte man große Freiheiten und machte die vornehmsten unter ihnen zu Begs, während die weißen Mützen nur noch nach der Stelle eines Imans streben konnten. So wurde die Ruhe hergestellt, bis daß neue Begebenheiten wieder sehr große Ereignisse hervorriefen.

Nur eine Schwierigkeit blieb, was man mit all den chinesischen Schurken thun sollte, welche dem kaiserlichen Heere während des Krieges große Dienste geleistet und dafür ausgezeichnete Belohnungen erhalten. Sehr stolz gingen die Verbannten mit den Knöpfen auf ihren Mützen und herabhängenden Pfauenfedern nach ihrer Heimath zurück, sprachen dort von den Großthaten welche sie verrichtet und wovon sie nun die Ehrenzeichen trugen. Allein die Diebereien und Schändlichkeiten welche sie zum Exil gebracht und die ihnen zur zweiten Natur geworden, kamen immer wieder zum Vorschein, und der Staat wurde daher genöthigt, ohne Rücksicht auf ihre Verdienste sie

als gemeine Verbrecher zu bestrafen. Die Folge davon war, daß die Versprechungen der Mandarine allen Werth verloren und die Auszeichnungen für Tapferkeit von dem Volke mit Schimpf betrachtet wurden.

Am meisten ehrte der Kaiser den General Jangfang, einen Mann, der sich durch den Schein vielen Ruhm erworben, aber in der That, wie man nachher behauptete, nichts gethan als das Geld des Monarchen verschwendet. Er sandte ihm sogar einen Götzen und an seinem Geburtstage eine herrliche Inschrift, um sein Verdienst der Nachwelt zu überliefern.

Während aller dieser Freuden kam wieder die Nachricht vom Ausbruche des gelben Flusses, welcher über sein Bett getreten und sehr viel Unheil angerichtet hatte. Ungefähr 6 Millionen Unzen Silber wurden erfordert um diesem Uebel wieder abzuhelfen; dieß genügte aber nur für einige Jahre, denn bald richtete der reißende Strom noch viel größeren Schaden an.

Um dem Lande einen Beweis von seinem guten Willen zu geben, welcher immer für das Volk rege war, so erließ er eine Anordnung, daß er in allen wichtigen Geschäften, ohne weitere Rücksicht, Morgens früh oder des Nachts geweckt werden sollte. Sein erster Minister Totsin war schon alt und so auch die übrigen, ohne deren Gegenwart er nicht leben konnte; und so mußte er Vorwände finden, um ihn für eine Zeitlang zu entfernen (?). Er berief nun Song nach dem Hofe, und dieser wurde mit der Statthalterschaft von Tschili beehrt. Kaum hatte er eine Zeitlang in diesem Posten verweilt, als ihn ein Befehl des Kaisers nach Kobdo in Sungarien berief, um dort einige Streitsachen zu schlichten. Von diesem Geschäfte zurückgekehrt, erschien er wieder im kaiserlichen Cabinet, und wenn er von einem Rausche erwacht, — denn er war dem Trunke sehr ergeben, — sich in den Rath begeben, standen die ältesten Staatsmänner ehrfurchtsvoll auf und begrüßten den alten Staatsdiener, auf dessen Vorstellungen die Berathungen ausgeführt wurden. — Am Ende seines Lebens erreichte dieser unermüdete Höfling, welcher sich so viel um Regierungssachen bemühte, endlich seinen Wunsch; leider aber war es nicht seine Vortrefflichkeit, welche ihm den hohen Rang erwarb, sondern die Einwirkung seiner Toch-

ter, die im Harem eine bedeutende Stelle bekleidete. Für das Wohl des Landes jedoch wirkte er entscheidend und bleibend, und nach ihm stand Niemand auf, welcher es so treu und herzlich mit den Angelegenheiten des Staates meinte.

Taokuang wünschte wirklich viel zur Verbesserung seiner Verwandten zu thun, allein da viele derselben sehr lasterhafte Leute waren, wurde es ihm außerordentlich schwer, etwas aus ihnen zu machen. Die Anzahl der Leute, welche zum kaiserlichen Stamme gehören, ist sehr groß; einige sind so arm, daß sie zur Erhaltung ihres Lebens Ackerbau treiben und den Kaiser ersuchen, ihnen zu diesem Zweck Land anzuweisen. Da sie aber einen gelben Gürtel als Auszeichnung tragen, so darf keine Obrigkeit sie bestrafen; diese Strafloſigkeit macht sie sehr kühn und keck. Sie lassen sich daher sehr oft bei guter Bezahlung gebrauchen, um die Angelegenheiten Anderer vor dem Gerichte zu besorgen und sich als Stellvertreter in Streitsachen anzumelden. — Kraft ihrer Abkunft haben sie ein großes Ansehen, und die Magistrate können ihnen ihre Bitte nicht abschlagen; deßhalb wurden sehr viele Sachen unrechtmäßig und parteiisch geschlichtet und dadurch sehr großer Schaden angerichtet. Dieß kam nun zu den Ohren des Taokuang, der solches Unwesen sehr streng verbot und unter keinen Umständen zulassen wollte. — Einer seiner Stammbrüder war zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt wegen seines schändlichen Lebenswandels; er erhielt aber nochmal seine Freiheit; kaum hatte er den Kerker verlassen, ging er in der Umgegend herum, um Mädchen zu verführen und Unheil im Lande anzurichten. Endlich wurde er wieder gefangen gesetzt und mit Ketten beladen, was ihn zur Besinnung brachte.

In der Hauptstadt haben alle Genossen des Stammes ihre Paläste nach ihrem Range. Weil sie aber nichts zu thun haben und selten mit Regierungsangelegenheiten belastet werden, zeigen sie sich sehr geneigt auf dem Pfade des Lasters zu wandeln und große Ausschweifungen zu begehen. Weil nun ein eigener Gerichtshof für sie in der Nähe der Residenz errichtet ist, ist des Streites und der Anklage kein Ende und die Schuldigen sind verhältnißmäßig viel zahlreicher, als die irgend einer andern Classe des Volkes. Oft hört man von Nothzüchtigung, Betrug,

Schlägereien, Betrügereien, Trunkenheit und Vielweiberei, welches zu unaufhörlichen Untersuchungen Anlaß gibt und die kaiserliche Familie in sehr übeln Ruf bringt.

Der Kaiser hatte sich ein Grabmal erbauen lassen; da nach chinesischer Ansicht es sehr schwer ist einen guten Platz für diesen Zweck zu finden, so sandte er einen Minister und Zauberer, um den Ort nach den Grundsätzen der Schwarzkunst ausfindig zu machen. Diese waren nun eine lange Zeit mit der Aufsuchung beschäftigt und freuten sich endlich des Glückes, einen so schweren Punkt ausfindig gemacht zu haben. Allein als nach vielen Jahren die Todtengräber ihre Arbeit anfingen, siehe da sammelte sich Wasser in der Grube und es war daher ganz gewiß ein Betrug, einen solchen Platz angewiesen zu haben. Höchst erzürnt über den Ausgang, wurde der schon längst verabschiedete und nun 80jährige Minister nach der Tatarei, dem Amurfluß, ins Exil gesandt, um dort seine Schuld durch harte und mühselige Arbeiten abzubüßen. Um dem Sarge der Mutter einen bessern Platz zu verschaffen, erließ der Kaiser einen Befehl, daß man dieß mit noch größerer Aufmerksamkeit thun und nicht wieder einen solchen Fehler begehen sollte. Die Leute, welche mit dieser Untersuchung beauftragt wurden, machten es sich zur Pflicht, erst ein tiefes Loch zu graben und dann abzuwarten, ob sich wirklich Wasser sammeln werde, um nachher mit größerer Klugheit zu verfahren. Solche Kleinigkeiten beschäftigten sehr oft den Herrscher über 367 Millionen Menschen. — Seinen Vorfahren nachahmend, wünschte Taokuang zu zeigen, daß er auch in der Literatur bewandert sey; zu diesem Zweck machte er eine Menge Verse, die der Welt nachher gegeben wurden, um Proben des großen Geistes des Schreibers darzulegen. Das eine Gedicht, welches bis jetzt noch nicht seinen Ruhm verloren, behandelt den Untergang der Ming-Dynastie, die Siege der Mantschuren und ihre Heldenthaten, die ihnen den Besitz China's zusicherten.

Nach sehr großen Vorbereitungen trat Taokuang endlich seine Reise (1829) nach Mukden an, dem Stammorte seiner Ahnen. Nicht weniger als 2000 Kamele begleiteten ihn; alle kaiserlichen Prinzen und Edlen des Hofes waren in dem Gefolge, welches einer Armee glich. Auf den Wegen wurden ihm verschiedene Bittschriften überreicht, und auch einige Bittstellerin-

nen wendeten sich an ihn, um besondere Gnade bittend. Unter andern schrieb ein Arbeitsmann ein Gesuch, der Kaiser wolle ihn von Mangel und harter Arbeit befreien. Anstatt dem Verlangen Gehör zu geben, übergab er den armen Wicht einer gerichtlichen Untersuchung.

In der Vaterstadt Mukden jedoch bewies sich Taokuang sehr gnädig. Er opferte überall, verschwendete bedeutende Geldsummen und gab den armen und verschuldeten Herzogen und Grafen Geschenke mancher Art, auch an Geld, damit sie seiner Huld immer gedenken sollten. Zwei Nachkommen der verdienstvollsten Officiere, die sich bei der Eroberung China's ganz besonders ausgezeichnet, erhielten dreiäugige Pfauenfedern als Anerkennung der großen Thaten, wodurch das gegenwärtige Kaiserhaus nun im Stande war den Thron zu behaupten. Taokuang war ganz Gnade und Liebe und entzündete seine Landsleute mit herablassender Milde. Die Zeit seines Aufenthalts waren Freudentage, wie sie Liaotong noch nie gesehen; Fest folgte auf Fest, die ganze Bevölkerung konnte sich der Anwesenheit des Monarchen freuen und die Todten genossen die höchsten Ehrenbezeugungen. Bei seinem Weggehen von hier gab er eine Million Taels her, um dieselben in der Schatzkammer für kommende Erfordernisse zu bewahren; nachdem er die größten und heiligsten Versprechungen gemacht, in der Folge für das Wohl von Mantschuria zu sorgen, zog er höchst zufrieden über diesen Besuch nach seiner Heimath. Seine angenehme Ruhe wurde jedoch durch Berichte über eine Empörung in Formosa gestört, welche von den Erpressungen und den Unterschleifen der Mandarine herrührte. Dießmal wurde der Aufstand sehr bald unterdrückt. Viel ernsterer Art war das Erdbeben, welches in Honan stätthatte. Etwa 30,000 Menschen wurden während dieses Unglückes unter den Ruinen ihrer Wohnungen begraben. Taokuang war vor Schreck außer sich, denn der District, wo dieß vorfiel, war nicht sehr fern von der Hauptstadt, und Taokuang glaubte das Nothgeschrei der Sterbenden zu hören. Da schloß sich der Monarch ein, wollte innerhalb drei Tagen Niemand vor sich lassen und verlebte diese Zeit in der Aeußerung des bittersten Schmerzes. Die Erde war an verschiedenen Theilen eingesunken, so daß die Menschen leben=

dig begraben wurden. Späterhin brach der sonst so ruhige Jang-tse aus seinen Ufern, überschwemmte den niedern Theil der Stadt Nanking und richtete nicht allein vielen Schaden an durch Zerstörung der Ernte, sondern raubte auch den armen Bauern in den Niederungen das Leben. Die Noth der Bevölkerung war daher sehr groß, und Taokuang zeigte sein fühlendes Herz durch reiche Spende, welche in einem Manne, der sonst des Geizes beschuldigt wird, eine desto größere Tugend war. In Canton waren gleichfalls Ueberschwemmungen, die jedoch nicht so verderbliche Folgen hatten, wie die im Innern des Landes; auch ereigneten sich andere kleine Unglücksfälle, welche die Freude und den Frieden der Nation trübten.

Im Jahre 1830 schien ein allgemeiner Friede durchs weite Reich zu herrschen, wie es schon lange nicht der Fall gewesen. Da erschien plötzlich eine Staffette am Thore des Palastes und berichtete dem Kaiser, daß ein neuer Einfall der muhammedanischen Stämme in die Gegend von Kaschgar stattgefunden habe. Früher waren es die Buruten, jetzt die Andijanen, welche sich gegen das kaiserliche Ansehen aufgelehnt. Die Ursache war die Störung des Handels mit der Bucharei und Indien durch die gewaltigen Eingriffe der Mandarine. Der Mantschu-Befehlshaber schien ein Mann zu seyn, welcher auf ein so unerwartetes Ereigniß durchaus nicht vorbereitet war. Er floh daher so schnell als möglich, Kaschgar aber fiel wieder in die Hände der Unruhestifter. Sobald er seine Armee in Sicherheit glaubte, machte er Halt, um über den ganzen Vorgang zu philosophiren und dem Kaiser einen langen Bericht zu schreiben. Anders handelte der Tatar Tschangpei, welcher sich zu Jarkand, der südlichen Gränzstadt, befand. Mit einer sehr kleinen Macht schlug er zweimal die Rebellen zurück und ermordete nach seinem eigenen Bericht Hunderte derselben. — In dieser mißlichen Lage schickte Taokuang sogleich 4000 Kamele mit Mundvorrath und militärischen Bedürfnissen nach Turkestan, verordnete bedeutende Truppenabtheilungen sich augenblicklich dorthin zu begeben, gab dem schon berühmten Tschangling wieder den Oberbefehl und schickte sogleich 2 Millionen Unzen Silber zur Unterstützung der Sachen des Staates. Der frühere Oberbefehlshaber, welcher sich nach seinem eigenen Geständniß sehr feig bewiesen, wurde nach Peking vor-

gefordert und dort zur Warnung Anderer öffentlich enthauptet. Einige der Begs und unter diesen auch der berühmte Isaok standen den Chinesen in der Unterwerfung ihrer Landsleute bei. Von dem Augenblick an als das Geld Turkestan erreicht, gingen die Sachen einen viel bessern Gang; Sieg krönte wieder die Bemühungen der kaiserlichen Waffen; denn Silber besaß eine zauberische Kraft, und die Rebellen konnten solch einem gewaltigen Kriegsmittel nicht widerstehen. Die ferneren Berichte über den Vorgang der Angelegenheit sind sehr verwirrt; allein so viel ist gewiß, daß auch in diesem zweiten Feldzuge der Friede mit einer gewissen Bezahlung von Seite der chinesischen Regierung erkauft wurde. Man war schon so weit in diesem aufgeklärten Zeitalter gekommen, daß man die Kosten der Bestechungen und des wirklichen Kriegführens arithmetisch berechnete, und dann die erste Weise immer viel wohlfeiler fand, so daß der Hof diese ganz besonders empfahl. Tschangling jedoch erntete den Ruhm der Tapferkeit und kehrte in seinem zweiten Triumph zurück, um dort von einem gemeinen Manne jener Gegend angeklagt zu werden. Dieser hatte so viele Beschwerden gegen den glücklichen General einzubringen, daß dieser, obgleich sehr geehrt von seinem Oberherrn, dennoch in Verdacht fiel, und ungeachtet der Bestrafung des Klägers, nie wieder seinen Einfluß am Hofe erhielt.

Fast zu gleicher Zeit entstand eine Empörung der wilden Bewohner der Insel Hainan. Der Gouverneur von Canton hielt dieß für eine leichte Sache und bekümmerte sich zuerst gar nicht darum. Allein diese wilden Leute zogen sich, nachdem sie viel Schaden in den benachbarten Ebenen angerichtet, nach ihren unzugänglichen Wäldern. Da die chinesischen Soldaten ihnen mit großer Schnelligkeit auf dem Fuß folgten, schossen sie auf diese Krieger mit vergifteten Pfeilen und erlegten eine große Menge derselben, so daß sie sich genöthigt fanden sehr schnell den Rückzug anzutreten. Als diese Nachricht zu Canton ankam, mußte Li, der Gouverneur, selbst nach dem Schauplatz des Krieges eilen, wo er nach langem Hin- und Hermarschiren endlich mit Erfolg die Unruhigen in ihre Bergvesten einschloß und weitere Plünderungen verhinderte.

So weit war Taokuang sehr glücklich gewesen; er sah das

Land aufblühen, wie es nie zur Zeit seines Vaters gewesen. Ein großes Uebel schien aber nun sehr ernst seine Aufmerksam-samkeit auf sich zu ziehen, dieß war das Opium, welches in bedeutenden Quantitäten von Indien und der Türkei ins Land gebracht, nicht allein sehr großen Schaden den Schmauchern verursachte, sondern noch überdieß viel baares Geld aus dem Lande nahm. Der Gebrauch war während der letzten Jahre sehr allgemein geworden und die Verschnittenen rauchten im Palaste; ja man behauptet selbst, daß Taokuang sich der Pfeife bediente. So viel ist gewiß, daß sein ältester Sohn, ein Jüngling von etwa 20 Jahren, für den, wie man glaubte, die Krone bestimmt war, an den Folgen des freien Gebrauches des Mohnsaftes starb. (1831) — Dieses Unglück verbreitete allgemeine Trauer, denn die Hoffnung des Landes war ins Grab gesunken und der viel versprechende Prinz, der einzige Sprößling welcher sein Nachfolger werden konnte, obgleich von einem chinesischen Kebsweibe geboren, war nicht länger unter den Sterblichen. Die Folgen waren die strengsten Verbote gegen die Einführung des Giftes, die gewaltsame Verbannung der Rauchenden vom Hofe und der Entschluß, das Land von diesem großen Uebel zu befreien. Allein die Unternehmungen zu diesem Zweck waren ärger als ein beständiger Krieg, da sie das Mark des Landes aussogen und dennoch nie den gewünschten Erfolg hatten.

Während nun der Hof in großer Trauer war, brachte man dem Kaiser die unerwartete Nachricht, daß ihm zwei Söhne geboren seyen; obgleich die Mütter Chinesinnen waren, so wurde dennoch durch diese erfreuliche Begebenheit der Schmerz des Vaters gelindert. Nach den Gesetzen konnten Prinzen solcher gemischten Ehen nie den Thron besteigen; da aber keine anderen nahen Erben vorhanden waren, so mußte man sich dießmal mit unächten begnügen. Taokuang wurde krank; man bestimmte im voraus seinen dritten Bruder als Nachfolger, denn nach den unabänderlichen Gesetzen der Mantschuren darf nicht der Sohn einer Chinesin auf dem Throne sitzen. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaiser gestorben; allein alles blieb ruhig, und Niemand machte Miene das Scepter an sich zu reißen. Aber Taokuang genaß wieder und feierte seinen 50jährigen Geburtstag heiter und zufrieden. Dem Pompe feind, verbot er allen

Aufwand und ging so weit, daß er selbst den Großen verbot nach der Hauptstadt zu kommen, um ihre Wünsche dort abzustatten. Dieß machte natürlich sehr großes Aufsehen; denn bei solchen Gelegenheiten drängten sich die Hofschranzen in Tausenden zum Throne, um dort Gnadenbezeugungen zu empfangen, in deren Gewährung bei solchen Anlässen der Kaiser sich immer höchst freigebig erwies. Aber kaum waren die stillen festlichen Tage vorüber, als neue Schmerzen die Seele des Kaisers durchschnitten. Seine Gattin, die treue Gefährtin des Lebens, seine Rathgeberin und ergebenste Freundin, sank in das Grab. Lange blieb er trostlos und schloß sich in weiter Entfernung vom Hofe ein. Er wollte mit Niemand Umgang haben und war daher äußerst erzürnt als die Minister in sein Cabinet vordrangen, um einige Vorstellungen wegen der Trauer zu machen. Sie alle wurden ihres Amtes entsetzt, unter diesen auch der verschmitzte Higan, und erhielten einen sehr derben Verweis.

Im Jahre 1832 erhielt man zu Canton die Kunde, daß einer der Häuptlinge der Eingebornen an den Gränzen Hunans sich zum Kaiser erklärt habe und auf die Ebene herabgekommen sey, um dort mit Feuer und Schwert seine Rechte zu behaupten. Die chinesischen Soldaten, welche zur Bekämpfung des Rebellen gesandt wurden, erlitten wie gewöhnlich eine Niederlage, und Schrecken verbreitete sich in der ganzen Gegend; denn diese Rotten schonten nicht einmal das Kind in der Wiege, wenn die Eltern Mandarine waren. Dagegen thaten sie dem gemeinen Volke kein Leid und gaben die Versicherung, daß sie nur wider die Mandarine den Krieg angefangen; denn es waren die Behörden des Staates, welchen sie alle Bedrückungen zuschrieben.

Diese Jao sind ein wackeres Bergvolk; obgleich sehr wild, dennoch ehrlich und treu in allen ihren Versprechungen, und am Tage der Schlacht unwiderstehlich. Sie haben vortreffliche Spieße und Schwerter, kämpfen mit nie sinkender Tapferkeit, das Leben in der Vertheidigung des Vaterlandes gering achtend und kühn allen Gefahren zu diesem Zwecke entgegengehend. Man findet etwas Ritterliches in ihrem ganzen Betragen, ihre Feindschaft bringt Tod, ihre Freundschaft ist bleibend und herzlich.

Der erste General, welcher nun gegen sie anrückte, war ein Tatar. Er wagte sich nicht in das Gebirge; es kamen aber

Abgeordnete eines entfernten Dorfes zu ihm, welche demüthigst um Hülfe baten, denn die Jao hatten sich ihrer Wohnstätte bemächtigt. Der Befehlshaber gab ihren Bitten Gehör und nun zog das Heer heran, bis die Soldaten einen Engpaß erreicht. Dort wurden sie von allen Seiten mit solcher Wuth überfallen, daß nur sehr wenige sich durch die Flucht retten konnten. Die übrigen wurden ein Opfer des Schwertes und ihre Leichen waren über das ganze Feld gestreut. Der Anführer war der erste, welcher von einem Pfeile niedergestreckt wurde; denn die Jao sind sehr gute Schützen und verfehlen sehr selten das Ziel.

Nun war es hohe Zeit daß die Truppen von Canton sich in Bewegung setzten. Sie waren aber kaum einige Meilen marschirt, so fand sich, daß unter 1000 Mann 200 wegen des Opiumschmauchens für den Dienst untüchtig waren und deßhalb entlassen werden mußten. Kaum waren diese hinweggegangen, als etwa 60 andere hervortraten, um dem Gouverneur, welcher sich an ihre Spitze gestellt, anzukündigen, daß sie sehr betagte Mütter hätten, zu deren Ernährung sie nach Hause zurückkehren müßten. Ein solcher Vorwand ist bei der Regierung erlaubt; und so gaben die Officiere ihnen einige Stockschläge und sandten sie als feige Memmen zu ihren Mamas, um an ihrer Brust ihren Sorgen und Freuden freien Lauf zu lassen.

Diejenigen, welche nie ein chinesisches Heer gesehen, können sich keinen Begriff von dessen Bestande machen. Es scheint als ob alle Schurken, Schmarotzer, Landläufer und Spitzbuben auf einem Punkt versammelt wären und sich auf einem Raubzuge befänden. Endlich erreichten diese Spießgesellen den Ort ihrer Bestimmung. Wehe der Stadt und dem Dorfe unterwegs; denn sie verfuhren mit gieriger Raubsucht wohin sie nur kamen, und die Officiere waren sehr oft die Führer in den Streifereien. Auf dem Kriegsschauplatze angelangt, wollte der Gouverneur Li sogleich etwas Entscheidendes unternehmen. Er ging daher mit seiner ganzen Armee die Bergrücken hinauf, um diese Rebellen in ihren eigenen Schlupfwinkeln aufzusuchen; allein plötzlich wurde er umringt, in die Enge getrieben, ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt und viele seiner Soldaten getödtet. Dieß war ein empfindlicher Schlag für seine Hoffnungen; die Wahrheit dem Kaiser zu erzählen war gerade nicht thunlich, und so

schrieb er eine Menge von Entschuldigungen. Die übriggebliebenen Soldaten, welche ihre Cameraden fallen sahen, hofften, daß Li den verdienstvollen Tod der Braven zur Kenntniß des Kaisers bringen würde; allein da nur wenige Namen auf der Liste erschienen, wurden sie aufrührerisch und wollten nicht länger unter den kaiserlichen Fahnen dienen. So wurde Li genöthigt, einigermaßen die Wahrheit an seinen Oberherrn zu schreiben, und da dieser mit dem Verluste nicht sehr zufrieden war, bestrafte er ihn augenblicklich.

Glücklicher waren die Feldzüge der Generale von der Seite Hunans. Nach ihren eigenen Berichten fielen sie zweimal die Barbaren an, erstürmten zwei Städte und zündeten ihre Häuser an, bei welcher Gelegenheit Tausende erschlagen wurden. Nur konnten sie des Rädelführers, Tsaokinlong (der goldene Drache) genannt, nie habhaft werden, worüber der Kaiser höchst unzufrieden war. Er beschenkte sie aber mit Tabaksbeuteln und andern Dingen, um seine Gewogenheit an den Tag zu legen. — Allein der Krieg kam nicht zu Ende und so wurden zwei Bevollmächtigte, unter andern Higan, dort hingesandt, um die Jao auszurotten. Sie verbreiteten daher einen Rachebefehl des Kaisers und sandten zugleich Richter ins Land, um ihnen den Machtschluß des Monarchen bekannt zu machen, wenn sie nicht augenblicklich sich unterwürfen. Gegen solche Aufforderung wagten sie nicht zu widerstehen; sie kündigten ihren völligen Gehorsam an, und ein Friede wurde sogleich abgeschlossen. Der Kaiser belohnte die Sieger reichlich und Jüpugun, von dem wir in der Folge mehr sprechen werden, erhielt den Titel eines Marschalls (Bewahrer eines der Thore Pekings). Man feierte zu Peking diesen Triumph auf die gewöhnliche Weise. Sieben der Gefangenen, welche die Ehre hatten zu der Sippschaft des goldenen Drachen zu gehören, wurden in der Hauptstadt in Stücke geschnitten und ihr Haupt öffentlich herumgetragen. Allein in der Wirklichkeit stand es mit dem Triumphe ganz anders. Der Kaiser hatte den Befehl gegeben, den Krieg bald zu endigen; denn er erinnerte sich noch sehr wohl, wie seine Voreltern ungeheure Summen für diese Kriege zu bezahlen hatten und dennoch den Frieden erkaufen mußten. Als daher der Abgeordnete Higan von Peking kam, machte er ein großes Aufsehen mit den kaiserlichen

Befehlen, welche zur Ausrottung des ganzen Stammes bestimmt waren; allein zu gleicher Zeit wurden geheime Botschafter zu den Jao gesandt, um sich mit ihnen über den Vertrag zu besprechen. So bestand man endlich auf der Zahlung von 900,000 Unzen Silber. Das Versprechen wurde gehalten, die Bevollmächtigten zahlten diese Summe den Barbaren, und diese ihrerseits erlaubten den Chinesen freien Abzug. Als die letzteren nun nachher einige Burgen bauen wollten, um gedachte Bergbewohner einzuzwängen, warfen die Jao die Mauern nieder und zerstörten das Ganze bis auf den Grund. Dieß flößte den nahewohnenden Mandarinen Ehrfurcht ein und sie durften nicht wieder die Barbaren unterdrücken. Der einzige Mann welcher bedeutend litt, war der Gouverneur Li; er hatte drei Zehntheile der Ausgaben des Feldzuges zu bezahlen, verwendete dafür sein ganzes, durch viele Erpressungen zusammengebrachtes Vermögen und mußte dabei noch ins Exil wandeln. Kurz vorher war er ein Minister des Cabinets gewesen und nun wurde er ein armer verschollener Wicht. So wandelbar ist die Gunst chinesischer Monarchen.

Die Kaiserin starb; bald darauf schloß Taokuang eine Heirath mit einer der ausgezeichnetsten Damen ihrer Zeit. In ihrem Umgange fand er volle Befriedigung, denn sie war äußerst schön und geistreich und verstand sich seiner Person ganz zu bemächtigen. Von diesem Augenblick an war sie die Regentin, welche über Staatssachen eigenmächtig handelte. Allein sie war diesen Sachen wohl gewachsen, zeigte außerordentliche Thatenkraft und war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Anstatt in dem alten Geleise fortzugehen, dachte sie auf Neuerungen zur Stärkung des Thrones. Sie fing an mit der Einsetzung von jungen und thätigen Mandarinen in die höchsten Würden. In allen Provinzen wurden ausgezeichnete Männer zu Gouverneuren und andern hohen Posten ernannt; überall herrschte rege Thätigkeit zur Einführung eines bessern Systems. Allein während sie viele begünstigte, machte sie sich auch eine große Zahl von Feinden, die ihr Verderben schworen. Jedoch ihr Ansehen erhielt eine unerschütterliche Stütze in der Liebe ihres Eheherrn, der nur ihren Wünschen gehorchte. Sie war es, durch deren Zuthun ein Vorschlag zur gesetzlichen Einführung des Opiums gemacht wurde. Wäre ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, so

würde es jetzt im Lande viel anders aussehen und China wäre vielen Uebeln entkommen. Nachdem sie nun verschiedene Jahre ganz und gar ihren Willen gehabt, so geschah auch ihr, was so vielen Günstlingen der Welt zu Theil wird. Sie brachte dem Kaiser keinen Sohn; dieser wurde daher kalt; aber Gleichgültigkeit konnte ein so treuherziges Weib nicht ertragen. Daher grämte sie sich täglich, verlor allen Einfluß, wurde angeschwärzt bei aller Unschuld und sank endlich ins Grab, satt des Hoflebens und mißvergnügt mit ihrem Daseyn. Bei ihrem Tode trauerte der Kaiser über seinen Verlust durch ein Rundschreiben in schwer zu verstehendem, classischem Style. Aber bald wurde sie vergessen, und kaum erinnert man sich jetzt noch ihres Namens. Mit ihrem Tode fiel auch ihre Partei; Leute von ganz entgegengesetzten Grundsätzen bemächtigten sich der Verwaltung und blieben an der Regierung bis zur Mitte des Krieges mit den Engländern, wo auch sie besseren Staatsmännern Platz machen mußten.

So manches Unglück begegnete China im Jahre 1833. Ssetschuen, welches immer wegen des häufigen und unaufhörlichen Aufruhrs berüchtigt ist, gab wieder Gelegenheit zu Ausbrüchen, die jedoch sehr bald gedämpft wurden. In Turkestan kreuzigte man auf der Stelle die Rebellen, welche die türkischen Begs zu Empörungen bewegen wollten, und erstickte so den Aufstand in der Wiege. Im Süden vernichteten Fluthen die Reisfelder; dieß war besonders zu Canton der Fall, wo die Einwohner fürchterlich heimgesucht wurden und an Habe, Gut und Leben litten. Man konnte in den Straßen mit Booten herumfahren, und überall sah man das flache Land unter Wasser. Flüchteten sich die armen Einwohner nach den Bergen, so wurden sie dort dem Hungertode ausgesetzt und fanden nirgends eine Zuflucht, um sich das Leben zu fristen. Wenn man nie ein solches Uebel gesehen, kann man sich von dem Elende dieser stark bevölkerten Gegenden keinen Begriff machen. Die Regierung macht es sich zum Gesetz, so schön als möglich über die anzugedeihende Hülfe zu sprechen, zugleich aber die Volksmassen ruhig Hungers sterben zu lassen. In Europa, wo man nur die lügenhaften Berichte der Großthaten der Mandarine liest, kann man sich nie einen rechten Begriff von der Herzenshärte der Be=

hörden machen. Allein das gemeine Volk schickt sich in sein Loos, und wenn sich keine weitere Aussicht darstellt, legt es sich willig nieder um zu sterben. Andere ertränken sich oder begehen auf andere Weise Selbstmord, so daß in sehr kurzer Zeit die jämmerlichsten Dulder ihr Leben enden. — Gleichzeitig mit diesem Unglücke war ein Erdbeben in Junnan; das Volk, welches den Kaiser als Vermittler zwischen Himmel und Erde, als Urheber des nationalen Wohlstandes und Trübsals ansieht, klagte sehr laut, daß während der ganzen Regierung des Taokuang nicht ein einziges Jahr ein ergiebiges gewesen, und verwünschte seine Regierung. Darauf folgte keine Antwort, sondern der Kaiser ließ die Dinge ihren gewöhnlichen Gang gehen und verhielt sich immer sehr ruhig. An der Spitze der Regierung war nun der Sieger Turkestans, Tschangling, und ein berühmter Gelehrter Juenjue, früher Gouverneur zu Canton und in verschiedenen andern Provinzen, beide alt und wohl betagt. Allein es ist Grundsatz, Greise in hohen Posten zu erhalten und junge Leute das Werk thun zu lassen, wodurch die Verantwortlichkeit immer auf die unbedeutenden Glieder des Rathes fällt. Der alte Song wurde aber als General entlassen. Er hatte dreien Kaisern gedient, in allem sich dem Staate nützlich gemacht und das Zutrauen und die Liebe der Untergebenen gewonnen. Ohne großes Talent zu besitzen, glänzte er als unbestechlicher Wahrheitsfreund von klarem und untrüglichem Blicke. So wurde er in allen schweren Gerichtssachen gebraucht, erhielt Befehl das Volk zu beschwichtigen wenn es im Aufstande begriffen war, und sobald die Soldaten muthlos geworden, konnte Niemand wie Song sie zufrieden stellen. War es daher ein Wunder, daß er sich die Neigung der Menge zuzog und daß der Pöbel bei seiner Abreise weinte und bei seiner Ankunft jubelte? Allein es gab Parteien am Hofe, die seinen Sturz sehr schnell bewirkten; denn Song war kein Höfling, und wenn er dann einmal die ganze Wahrheit sagte und den Monarchen nicht verschonte, so erhob sich ein großes Geschrei und Song wurde unter großen Beschimpfungen von der Residenz entfernt, um wieder unter noch größeren Ehren daselbst zu erscheinen. Wir haben nie von einem Staatsmanne gehört, welcher so große Wechsel erfahren, hoch und niedrig gewesen, geachtet und verstoßen, der erste Mi-

nister und der niedrigste Knecht, commandirender General und Unterofficier, um als solcher mit sechs oder acht Mann auf die Wache zu ziehen. Noch jetzt lebt sein Name unter dem Volke als einer der größten Biedermänner welche China je gekannt, der etwa siebenzig Jahre lang von seiner Rechtlichkeit Proben abgelegt. Dessenungeachtet war er dem Trunke ergeben und besoff sich sehr häufig des Morgens. Sobald es aber die Geschäfte erforderten, war er Monate lang nüchtern und unermüdlich in seinem Bestreben das Volk glücklich zu machen. Seine Lebensgeschichte würde viele Leser ansprechen, wenn Jemand es unternähme sie treu zu schreiben, denn sehr selten fielen so viele romantische Ereignisse in dem Leben eines einzigen Mannes vor.

In verschiedenen Provinzen standen die Einwohner gegen ihren Oberherrn auf, so zum Beispiel in Hunan, Schansi u. s. w. Die Empörung im ersteren Lande wurde sehr schnell unterdrückt, während es im letzteren zu einem wirklichen Feldzuge gegen die Rebellen kam. Die Regierung behauptete, daß Sectirer an diesen Unruhen schuld wären; daher wurden wie früher die verschiedenen Religionen mit großer Strenge verfolgt. Doch ließ es Taokuang nie zu der Unmenschlichkeit seines Vaters kommen, und sobald die Furcht verschwunden, hörte auch die Bedrückung Andersdenkender auf. In Ssetschuen dauerte der Kampf noch immer fort; allein die Aufrührer erhielten nicht die Ueberhand, und so bestand der ganze Krieg in unbedeutenden Scharmützeln. Nachher zeigte sich ein ähnlicher Aufstand in Schantong. Da diese Provinz nicht ferne von der Hauptstadt ist und in früheren Zeiten immer der Hauptplatz der Unruhestifter gewesen, so fürchtete der Hof große Bewegungen unter dem Volke. Der Rädelsführer, ein Bonze der Vernunft, hatte sich schon einer Stadt bemächtigt und die Magazine der Regierung in Beschlag genommen. Ueberall verbreitete sich Schrecken; allein der Mandarin des Ortes war ein sehr tüchtiger Mann, der seinen Zweck durch Bestechung und Ueberredung erreichte, so daß diese wilden Gesellen alle auseinander gingen. So wurde auch in diesem Falle die Ruhe ohne Schwertschlag hergestellt. Inzwischen sammelten sich vor den Thoren Pekings immer sehr zahlreiche Krämer, und da dieß Anlaß zum Verdachte gab, unter ihnen möchten sich gar Gaudiebe verstecken, so erging eine Cabinetsordre, um diesem

Unwesen ein Ende zu machen. Dieser letzte Befehl glaubte Taokuang würde ihm Ruhe verschaffen; er fand sich in seinen Erwartungen keineswegs getäuscht.

Wie sein Vater zeigte sich der Kaiser sehr abergläubisch. In seinen Gebeten zu den Götzen war er langweilig und befahl auch seinen Dienern, mit ihm nach den Tempeln zu gehen und gleicherweise lange Gebete herzuplappern. Seine Zeit war theilweise mit der Anordnung von Opfern und andern Festlichkeiten beschäftigt. Er glaubte durch das Räuchern mit Weihrauch Regen und Schnee vom Himmel erbitten zu können, und ereignete sich das Jahresfest eines Heiligen hohen Ranges, so war Taokuang auch im Tempel, um etwas zur Feier beizutragen. Den meistgeliebten Ministern machte er Bilder und Götzen zum Geschenke; diese, um seine Absicht zu ehren, bewiesen sich auch als eifrige Verehrer derselben. Während daher diese Menschen fortwährend von Kongtse schwatzten und mit ihm alles Geistliche dahin gestellt ließen, begingen sie die gröbsten Abgöttereien; sie straften auch das Volk welches Dämonen huldigte, und wollten durchaus nicht zulassen daß Jeder nach seiner Meinung dem Dienste der Götter folgte. Darüber entstanden viele Irrungen und Strafen, welche den Unterthanen oft ungeheuren Schaden brachten. Allein dieß war nichts im Vergleich mit den Unruhen unter Kiaking und den fortwährenden Verfolgungen der damaligen Zeit.

Taokuang war von einem Besuche am Grabe der Vorväter zurückgekehrt und wieder, wie immer, in dem Palaste beschäftigt, als zufälligerweise ein schönes, junges Mädchen sein Herz fesselte. Schon lange hatte er gefühlt daß die Kaiserin zu großen Einfluß habe, und daher wollte er sich ihrer Herrschaft entziehen; zu diesem Zwecke gab er sich gänzlich der Liebe hin, erhob die neue Buhlerin zu sehr hohen Graden und behandelte die Gemahlin mit Kälte. Diese konnte Zurücksetzung nicht ertragen und starb bald darauf (1838). Dieser Wechsel der Leidenschaft jedoch hatte noch viel größere Folgen und verursachte eine gänzliche Veränderung in der Regierung. Tschangling, der erste Minister, etwa 80 Jahre alt und zu allen Geschäften untüchtig, starb kurze Zeit nach seiner Entlassung. Taokuang rühmte seine großen Talente im Felde sowohl als im Cabinet,

die bedeutenden Dienste welche er dem Vaterlande bei Gelegenheit des Krieges in Turkestan gethan, und brachte seinen Manen herrliche Opfer. Juenjue zog sich in seinem hohen Alter nach der Vaterstadt zurück und erhielt viele Proben der Verehrung des Monarchen. Zum ersten Minister wurde nun ein sehr rüstiger Mann, Mutschanga, ernannt. Sein früheres Verdienst war die Auffindung einer trefflichen Stelle für das kaiserliche Mausoleum. Er wurde daher schnell befördert, zum Vorsitzer eines der höchsten Tribunale ernannt und dann ins Cabinet berufen. Ihm gesellte sich der Chinese Puanschigan zu, ein alter abgelebter Mann, untüchtig zu Staatsgeschäften, welcher dennoch diesen Platz als ein müheloses Amt erhielt. Der zweite tatarische Minister war Kischen, ein Mann, später so berühmt in den Annalen des Krieges mit den Engländern. Dagegen verfuhr der Kaiser sehr streng mit verschiedenen Verwandten, unter anderen gegen seinen eigenen Bruder Tunwang. Dieser hatte in seinem Palaste eine Menge Leute aus sehr niedrigen Absichten gefangen gehalten; er wurde daher mit einer ziemlichen Geldstrafe belegt und vom Hofe weggesandt. Andere Prinzen wurden verwiesen, weil sie sich dem Opiumschmauchen ergaben, welches im Palaste sowohl als im Harem allgemein geworden war.

Schon im Jahre 1831 erhielt der berühmte Kijing in der Stadt sehr große Ehrenstellen. Sein Vater war Staatsminister unter Kiaking gewesen. Er selbst wurde als Zolleinnehmer nach Haikuan an der Gränze von Liaotong gesandt, wo er ein ziemliches Vermögen erwarb. Nachher erhielt er eine sehr geringe Anstellung in Peking, wurde aber schnell befördert; im Jahre 1830 ward er Commandant der Hauptstadt und der höchste Kriegsbefehlshaber, Präsident des Tribunals der Beamten und endlich ein Aufseher des Hofes. In diesen verschiedenartigen Geschäften bewies er sich sehr treu und Taokuang ehrte und schätzte ihn. Doch die neue Liebschaft gab auch zu neuen Ideen Anlaß, man beschuldigte Kijing auf einer Reise, die er nach Kiangsi machte um dort einige wichtige Sachen zu untersuchen, sich mit den Verschnittenen zu viel eingelassen zu haben; er wurde daher herabgesetzt und endlich zum General in Liaotong ernannt, um sich seiner Gegenwart am Hofe zu entledigen. Ein gleiches Loos traf Higan, den Schwager des Kaisers, einen sehr ränke-

vollen Prinzen, welcher ungemeines Ansehen in der Hauptstadt genoß. Vielleicht hatte er den Kaiser durch zu große Zudringlichkeit beleidigt; er wurde daher auch nach der Tatarei verbannt, um dort die Aufsicht über ein Lustschloß zu halten. So standen die Sachen im Cabinet, als die größte Epoche in der ganzen Geschichte China's durch Unverstand herbeigeführt wurde.

Während der Regierung des Taokuang genossen im Ganzen genommen die Katholiken größere Freiheit; denn obgleich 1837 das Edict gegen ihre Religion erneuert wurde, so fanden dennoch selten sehr große Verfolgungen statt. Dabei wurde die Kraft des Papstthumes nach langer Ohnmacht wieder belebt, und zahlreich waren die Mönche und Weltgeistlichen welche nach China hineilten. Vorzüglich aber zeichneten sich die Franzosen in ihrem Eifer aus und die Missionäre, welche von den Lazaristen und der auswärtigen Mission hieher gesandt wurden, waren in größerer Zahl als die aller anderen Nationen zusammengenommen. Endlich (1842) erschienen auch die Jesuiten wieder, um nach Schantong vorzubringen. Die Spanier erneuerten ihre Versuche; die Propaganda sandte auch ihre Leute von Rom aus, und nur die Portugiesen verloren den Boden und waren zufrieden chinesische Priester zu den schon gestifteten Gemeinden in der Gegend Makao's, Cantons und anderer Orte zu senden. Ihre Mission zu Peking, die letzte, welche noch im Bestehen war, wurde aufgehoben, der Bischof von Nanking kam auch zurück; einer der tüchtigsten Sinologen aber, Gonsalvez, der im Collegium Sanct Joseph zu Makao lebte, konnte nie einen Ruf ins Innere des Landes erhalten und starb, ohne je die Hauptstadt gesehen zu haben.

Viele der Missionäre gingen die Küste hinauf, und schlichen sich so ins Land; doch diejenigen, welche den Landweg machten, wurden sehr selten entdeckt, so daß sie meistens den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Nur in wenigen Fällen wurden sie angehalten, und der Statthalter von Hukuang, Tschéutientsiu, nach dem Abgange des berühmten Lin, ist der einzige Große, welcher sie mit Härte verfolgte und einigen Missionären durch grausame Behandlurg im Kerker den Tod zuzog. Unannehmlichkeiten hatten sie sonst wohl zu leiden; oft wurden sie in die Enge getrie-

ben; ihre Gemeinden litten durch die Plackereien der Mandarine oder wurden auseinandergesprengt; allein nie bestrafte man die Papisten wie unter Kienlong oder Kiaking. Ihre Gemeinden wurden daher immer zahlreicher, da es ja sehr leicht ist Leute zu taufen, und Reue und Bekehrung sowohl als Herzensbesserung nie erfordert wird. Der Neubekehrte erhielt dann einen Rosenkranz, ein Heiligenbild, ein Crucifix, eine Denkmünze, an deren einer Seite der Papst, an der andern Petrus, und einen kleinen Kalender zur Kenntniß der Fest- und Fasttage; so war er für seinen künftigen christlichen Lauf ausgestattet. Dieß waren die Abzeichen, welche ihn von den Heiden unterschieden und ihn der allein seligmachenden Kirche zugesellten. Unter den Missionären waren einige von Talent, während der große Haufe nur mit Beihülfe des Latein, unter der Leitung von chinesischen Führern sich durchhalf. Am Hofe jedoch erschien Niemand; auch wurde zu dem Ende kein Versuch gemacht; dennoch lebten verschiedene Heidenboten von Zeit zu Zeit verborgen in der Hauptstadt. Wollte man den Taokuang von ihrer Anwesenheit unterrichten, so gab er sehr strengen Befehl die Augen zuzudrücken und sich darum nicht zu bekümmern; denn er wünschte davon nichts zu wissen.

Die Missionäre suchten auch wieder die Sendung nach Korea zu beleben und hatten große Schwierigkeiten zu bestehen, um jenes Land zu erreichen und endlich dort den Märtyrertod zu sterben. In Annam und Tongking hatten sie noch immer die bittersten Verfolgungen zu erdulden und ihr Bekenntniß mit dem Blute zu besiegeln. Der König vertrieb auch einige von ihnen und drohte den übrigen mit dem Tode, wenn sie nicht sogleich das Land verließen oder wieder dahin zurückkehrten.

Ehe Morrison noch mit Tode abging, waren in den bedeutendsten Pflanzungen des Archipels protestantische Missionäre, wie zum Beispiel zu Singapor, Pinang, Malacca, Batavia u. s. w. Zwei Deutsche reihten sich der schon bestehenden Schaar von Engländern an und späterhin nahmen auch die Amerikaner großen Antheil. Während die Heidenboten der Protestanten immer zahlreicher wurden, fand man unter ihnen auch Leute von großem Talent, die in kurzer Zeit sehr viel thaten, während andere schnell ins Grab sanken oder wieder nach Hause zurückgingen.

Es fehlte weder an wissenschaftlichen Arbeiten, an Zeitungen, Flugschriften, Magazinen, Wörterbüchern, noch an andern Werken sowohl im Chinesischen als auch im Englischen. Schulen wurden an allen Orten errichtet, um die Jugend sowohl in ihrer eigenen Literatur als auch im Christenthum zu unterrichten. Die Mission dehnte sich auch nach Siam aus, wo ungeachtet aller Hindernisse der Grund zu einem sehr großen Werke gelegt wurde, welches bis auf diesen Augenblick noch im Wachsen ist.

Allein diese Mission nur auf den Archipel zu beschränken konnte nie der Wunsch der Arbeiter seyn. Daher wurde denn von einem derselben ein Versuch gemacht nach der Hauptstadt vorzudringen; obgleich nur der Hafen von Tientsin erreicht wurde, so wuchs dennoch die Gewißheit, daß in den Küstenländern sehr viel fürs Christenthum gethan werden könnte. Die Begierde die Tractate und die christlichen Schriften zu lesen, war sehr groß und oft unglaublich. Dem Kaiser wurden verschiedene Exemplare der Bücher auf das Verlangen der Mandarine übersandt und die Bemerkung war, daß sie nicht classisch seyen. In der Folge als die Besuche häufiger wurden und das Volk in großer Menge herbeilief um sich der Bücher zu bemächtigen, wurde die Sache wieder dem Kaiser vorgelegt und der Gouverneur von Fokien berichtete, daß er Exemplare von den Büchern die er als ketzerisch betrachtete, verbrannt habe. — Taokuang wollte jedoch noch nicht gegen die Verbreiter einschreiten und bemerkte nur, daß die Verfertigung der Bücher eine Folge der Schlauheit der Barbaren sey. Nachher vertheilten chinesische Christen selbst bei dem Examen der literarischen Candidaten christliche Bücher, und zwei Missionäre waren entschlossen die Sache wieder dem Throne nahe zu bringen und den Mandarinen dazu die Gelegenheit zu geben, ohne jedoch davon den geringsten praktischen Nutzen zu erwarten. Nun wurde der Kaiser endlich genöthigt mit Gewalt sich einzumengen. Die Bücher wurden verboten und der Sohn eines der Drucker ins Exil gesandt, wo er starb. Was nun das erstere betrifft, so kehrte man sich äußerst wenig daran; allein die Strafe verursachte die Verlegung der Druckerei nach Singapor, woraus viel Zeit- und Geldverlust entstand. Später kam die gänzliche Sperre der Küste dazwischen und so unterblieben ähnliche Reisen von selbst. Zur ersten Ankündigung der ewigen Heilslehre

waren diese Versuche sehr wohl geeignet; in der Folge zeigte es sich auch, daß die Bemühungen nicht vergeblich gewesen waren. Man hatte sich auch bemüht zu Canton eine wissenschaftliche Zeitschrift im Chinesischen herauszugeben, welche so manches über den Zustand der Welt vortrug und den hochmüthigen Chinesen ihre Unwissenheit darlegte. Eine allgemeine Weltgeschichte, die Geschichte der Juden und andere Bücher wurden in derselben Stadt geschrieben. Zur Belehrung der Fremden erschien das Chinese Repository, eine monatliche Schrift, welche sehr viel zur Beleuchtung dieses Landes gethan hat und bis auf diesen Tag fortgesetzt wird. Es ist die ergiebigste Fundgrube chinesischen Wissens und reich an Aufsätzen aller Art. — Schon früher gaben sich die Reisenden an der Küste mit der Heilkunst ab und halfen Tausenden. Nun aber eröffnete ein amerikanischer Missionär zu Canton ein großes Hospital, was auch schon vorher Morrison und ein englischer Arzt zu Makao gethan. Solcherweise wurde das Evangelium praktisch gepredigt; allein noch war die Zahl der Bekehrten sehr gering. Wo wahre Sinnesänderung in den Neulingen erfordert wird, da kann man nie eine große Menge demüthiger wahrer Christen erwarten. Dessenungeachtet wächst das Reich Gottes, den Augen der Welt zwar unsichtbar, dennoch offenbarend die erlösende Kraft des Stifters und zeugend für seine unendliche Liebe.

Dieß war die Zeit der Blüthe Makao's, denn die Bürger waren endlich überzeugt, daß je größer der Handel der Fremden, desto bedeutender der Gewinn der Eingebornen. So fand sich denn eine sehr große Anzahl von Kaufleuten anderer Länder ein, welche den Hafen der Stadt sehr lebhaft machten und vielen chinesischen Verkehr dorthin riefen. Es entstand aber eine Empörung, in welcher die sogenannten Vaterlandsfreunde die alte Regierung wegsandten und dagegen ihre eigene Landesverfassung einsetzten, die jedoch nicht sehr lange dauerte.

Die Engländer verfochten die Sache gesammter Fremden. Da der Handel nun so bedeutend zugenommen und der Mohnsaft nicht länger in dem Flusse Cantons geduldet wurde, so begaben sich die Schiffe, welche dieses betäubende Gift an Bord hatten, nach einer Insel, der berüchtigten Lintin, an der Mündung des Stroms. Hier häufte sich ihre Zahl von Jahr zu

Jahr an, und nun entstand der Gedanke neue Häfen zu besuchen. Die ersten Versuche glückten nicht, die Schiffe wurden weggewiesen und selbst die Häuser der Dorfschaften der Küste, wo das Opium war verkauft worden, niedergebrannt. Hätten nun die Behörden von Canton den Weg der Güte eingeschlagen, so würde man wahrscheinlich nie in diesen Unternehmungen beharrt haben. Allein dieß war nun nicht ihr Wunsch, im Gegentheil nahmen die Reibungen kein Ende, man stieß Drohungen aus und war emsig beschäftigt den Fremden das Leben so mühselig als möglich zu machen, und sie auf japanische Weise als Gefangene zu behandeln. Dafür rächten sich diese, und so wurde der Zustand der Dinge noch ärger. Vorstellungen halfen gar nichts. Es wäre verschiedenemale beinahe zum Ausbruch eines Krieges gekommen; schon hatte der Statthalter von Indien gedroht den Admiral mit seiner ganzen Flotte zu senden. Unter allen diesen Streitigkeiten wuchs jedoch der Handel; man erwarb sehr große Summen und kehrte dann nach Hause zurück um das Leben zu genießen.

Die wenigen Schiffe zu Lintin wurden bald darauf in eine schwimmende Colonie verwandelt; denn immer mehr wuchs die Zahl; die Mandarinen-Boote und Schmuggler brachten Silber, Zimmet, rohe Seide und andere kostbare Sachen und erhielten dafür Opium und Manufacturen. So wurde dort ein Handel mit baarem Gelde und einer Ehrlichkeit getrieben, wie man sie wohl nie irgendwo gesehen. Die hohe chinesische Regierung, deren Diener zu Canton sehr bedeutenden Antheil an diesen Geschäften hatten, bestand auf der Abschaffung des Mißbrauches, daß so viele Schiffe, ohne auch nur einen Heller Zoll zu bezahlen, dort ungerügt liegen bleiben sollten. Der Kaiser schleuderte auch seine Bannflüche gegen die ungehorsamen Barbaren, und die chinesischen Admirale kamen selbst um viel Pulver zu verschießen; allein dabei blieb es auch. Wurde eines der Boote mit Opium genommen, so vertheilten die Officiere und Soldaten die Beute; waren sie genöthigt den Erwerb aufzugeben, so erschien wieder ein schreckliches Edict gegen das Opium und die Schmuggelei, und dabei blieb es wieder.

Da alle Vorstellungen gegen die Mißbräuche zu Canton vergeblich gewesen waren, entschloß sich das damalige Oberhaupt der englischen Factorei, Majoribanks, ein Schiff zur Untersuchung

nach den chinesischen Küstenstädten zu senden (1832). Dieß war der Anfang eines außerordentlich großen Handels, wie ihn sich damals noch nicht die feurigsten Erwartungen vorstellen konnten, und einer neuen Periode in den Annalen des Verkehrs. Das Resultat dieser Unternehmung fiel ziemlich günstig aus, obgleich die Mandarine das äußerste thaten um allen Handel wo möglich zu verhindern. Noch in demselben Jahre ging ein sehr schnell segelndes Fahrzeug bis nach der Mantschurei, hätte aber beinahe Schiffbruch gelitten. Ihm folgten Schiffe in großer Zahl, die meistens reichbeladen mit Silber zurückkehrten. Bis zum dreißigsten Grade der Breite und der südlichsten Spitze Hainams, Gewässer, in denen man früher noch nie europäische Fahrzeuge erblickt, sah man nun diese unwillkommenen Gäste mit sehr großem Mißvergnügen; allein das Volk und die örtlichen Behörden gewannen viel durch den Verkehr. Dagegen wurden auch die strengsten Verbote erlassen, die jedoch nicht die geringste Veränderung hervorbrachten.

Endlich wurde dem Alleinhandel der englischen Compagnie ein Ende gemacht. Ein stattlicher, wahrheitsliebender Edelmann, Lord Napier, sollte die Stelle des vorherigen Oberhauptes der ostindischen Gesellschaft vertreten und als königlicher Beamter zu Canton leben. Nach seiner Ankunft in diesen Gewässern begab er sich augenblicklich nach Canton (1834). Hievon geben die Zollbeamten folgenden Bericht: Wir bemerkten die Ankunft eines englischen Dämons während der Nacht; allein obgleich wir forschten, konnten wir dennoch keinen Paß finden. Da nun ein Kriegsschiff angekommen ist ohne seine Absichten bekannt zu machen, so ist es wahrscheinlich daß diese Leute sich in Canton einschleichen wollen. Der Lord wurde nun unter sehr heftigen Androhungen von Canton hinwegbeordert; da er aber von seiner Regierung Befehl erhalten sich dort aufzuhalten, bestand er darauf zu bleiben, berief die Kaufleute zur Berathschlagung und suchte wo möglich sich mit dem Gouverneur in Briefwechsel zu setzen, was dieser geradewegs abschlug und den brittischen sowie den ganzen fremden Handel sperrte. Es regnete nun Bannflüche und die chinesischen Behörden nahmen nach herkömmlichem Gebrauch eine feindliche Stellung ein. Obgleich die Plagen welche die Fremden zu leiden hatten, schnell vorübergingen, so waren sie für

die Zeit nicht angenehm. Napier selbst sollte ausgehungert und dergestalt von Canton weggetrieben werden; allein ein Kaufmann ging übers Dach und brachte ihm täglich Lebensmittel, so daß er es eine Zeitlang aushalten konnte. Nachdem ihn nun einige Mandarine besucht um sich über diese Sachen auszugleichen, fand man es endlich unmöglich sich darüber zu verständigen; denn sie wollten ihn nicht als Officier erkennen und maßen seinen Worten keinen Glauben bei. Der Versuch, eine Anzahl Kaufleute zum Organ des Briefwechsels zu machen, schlug auch fehl. Jeder war nur bemüht den andern so viel als möglich zu necken, und die Folge davon waren gegenseitige Beschuldigungen. Da nun zu jener Zeit sich zwei englische Fregatten in der Nähe befanden, so wurden diese beordert nach Whampoa zu kommen, um die englischen Schiffe und Kaufleute zu beschützen. Auf diese feuerte man von den Tiger-Forts und da kein Wind war, dauerte dieß Tage lang. Nachdem sie nun den Ort ihrer Bestimmung erreicht, forderten sie die zahlreichen Schiffe die dort lagen auf, ihnen zur Hülfe eine Anzahl von Matrosen zu leihen, wozu sich diese nicht verstehen wollten. So unterblieb daher der Zug nach Canton; denn schon war auch der Strom durch gesunkene Boote verrammelt. Die Berichte welche nach Peking gesandt wurden, bestimmten Taokuang, sogleich Befehle zum Anfange eines Krieges zu geben; allein ehe diese angelangt waren, hatte Napier, welcher die Sperre des Handels nicht ertragen konnte, Canton schon verlassen. Sein geängstigtes Gemüth rief eine Krankheit hervor; er wurde von den chinesischen Behörden mit großem Hohn behandelt, erreichte aber Makao und hauchte dort seine Seele aus. Als ein Mann von redlicher Absicht findet man kaum seines Gleichen unter der ganzen diplomatischen Familie. Die Chinesen hatten aber wie bei allen vorigen Angelegenheiten den Sieg davongetragen, und zeigten durch ihre Edicte, daß sie nun die Meister der Barbaren seyen. Der Gouverneur, ein sehr alter Mann, wurde eine Zeitlang seines Ranges beraubt, und starb vor Gram, den Beistehenden versichernd, daß ihm der Geist des Napier zum Hades herabzusteigen winke. — Der ganze Vorfall wurde sehr bald vergessen, und die einzigen Erinnerungen sind die großsprecherischen, zahlreichen Befehle, welche kein Fremder ohne Lachen lesen kann. Zugleich häuften sich die Ereignisse, die den Ausbruch von Feind-

seligkeiten unvermeidlich machten, und alle Brennstoffe wurden sorgfältig aufgehäuft, um zu einem fürchterlichen Feuer Anlaß zu geben.

Die brittischen Behörden, welche den Chinesen an dem Thore Cantons einen Monat nachher eine schriftliche Vorstellung rücksichtlich eines Schiffes machen wollten, wurden geprügelt und unverrichteter Sache zurückgewiesen. Nun hörte eine Zeitlang der Verkehr auf, bis Elliot die Verwaltung übernahm. Hier wollen wir schließen um den Fortgang der Dinge im nächsten Capitel zu erzählen. Bisher haben wir nur von der Entwicklung China's durch sich selbst gesprochen; nun aber kommt eine große Macht von außen um das Ganze zu verändern. Die Aufgabe ist noch nicht gelöst, der Anfang aber schon gemacht. Die waltende Hand des Weltherrschers und die unbeschränkte Liebe des Erlösers erscheinen auch in diesen Vorfällen herrlich und hehr in der finstersten Nacht des Unwesens und nöthigen uns zum Lob und Preise.

Siebentes Capitel.

China im Kriege mit England.

(1840 — 1842.)

Die mittelbare Ursache des Krieges war das Opium; allein der Friedensbruch war Jahre lang schon vorbereitet; die Kohlen glimmten und bedurften nur des geringsten Anhauches, um in helle Flammen aufzulodern.

Ueber das Opium ist sehr viel geschrieben worden und die kaiserlichen Edicte rücksichtlich dieses Gegenstandes machen allein ein sehr dickes Buch aus. Wir wollen daher nur das Vorzüglichste hier wiederholen. Unter allen bloß sinnlichen Völkern, wie die Chinesen es im höchsten Grade sind, ist das höchste Bestreben körperliche Ergötzung; für geistigen Genuß haben sie kaum einen Namen. Die Erfindungen, Kitzel der Sinne zu erregen, werden

in diesem Lande zur Vollkommenheit gebracht; allein der Geschmack ist ganz verschieden von dem was wir im Westen als solchen betrachten.

Den Gebrauch des Opiums als lindernde Arznei kennt man unter der Nation schon Jahrhunderte lang; die Mohnpflanze, die zwar nur sehr kärglich wächst, wurde auch in dem mittlern China gepflanzt, jedoch erst wegen der Blume und nur in den neuesten Zeiten des Saftes halber. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts fing man an, das Opium der Zahn=, Kopf= und Leibschmerzen wegen mit Tabak vermengt zu rauchen; die Matrosen und Kaufleute, welche von den Inseln des Archipelagus kamen, lernten es von den Eingebornen dort als eine betäubende Substanz einathmen, um sich in den wunderlichsten Träumen, welche den vom Rauche Berauschten sich darstellten, zu vergnügen. Im Jahre 1750 wurden zu diesen und medicinischen Zwecken nach amtlichen Angaben der Zollbeamten etwa 200 — 250 Kisten gebraucht. Diese brachte man von der Türkei, Persien und Bengalen, die Einfuhr aber geschah nicht öffentlich, obgleich die Regierung davon sehr wohl wußte. Nichts war den Reichen so willkommen als ein Mittel, welches ihnen zwischen ihren Schwelgereien die Zeit vertreiben konnte, und wo sie gleichsam aller Sorgen unbewußt im süßesten Schlummer halbschlafend sich wiegten. Jemehr aber dieser Taumel durch Rauchen bekannt wurde, desto größer die nach Opium haschende Begierde, und im Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich schon der Verbrauch verzehnfacht. Damals war es jedoch sehr schwer Käufer zu erhalten; die Schiffe, welche in der Nähe Makao's lagen um seiner dort loszuwerden, wurden sehr oft von Seeräubern und Mandarinen angefallen; die Schmuggelei war also nicht einträglich, besonders da es die Regierung, als der Gebrauch des Giftes so allgemein wurde, scharf untersagt hatte. Nun wurde Whampoa in der Nähe Cantons zum Stapelplatz gemacht und dort der Schleichhandel unter Mitwissen der örtlichen Mandarine betrieben. Boote wurden von den Zollbeamten bemannt, die Leute kamen des Nachts zu den Schiffen, nachdem des Tages vorher schon der Kauf zu Canton abgeschlossen, überreichten das Geld, steckten das Opium in kleine Säcke, sprangen dann wieder in ihre Schnellboote und schossen davon wie ein Pfeil. Ungeachtet aller

Verbote nahm das Uebel zu; die Anzahl der Rauchenden vermehrte sich mit jedem Jahre und die wirklichen Mittel zur Tilgung des Uebels wurden immer unzureichender. Da unternahm es ein patriotischer Mandarin das Verderben in allen seinen Folgen und jeder Gräßlichkeit dem Taokuang zu schildern, und es wurde endlich im kaiserlichen Rathe beschlossen, dem Ganzen ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck glaubte man nichts weiter thun zu dürfen, als die zwei Schiffe welche Opium zu Whampoa hatten, hinwegzusenden und unter schrecklichen Strafen den Gebrauch zu untersagen. Der Gedanke, daß üble Gewohnheiten unter dem Volke durch bloße Strafgesetze, die überdieß wegen der Allgemeinheit des Verbrechens in einem so bevölkerten Lande unmöglich in Ausführung zu bringen sind, nie unterdrückt werden können, schien kaum Jemanden in den Kopf gekommen zu seyn. Selbst die gemeinen Chinesen glaubten, daß es nun mit dem Schmauchen ein Ende haben werde, und kauften daher den Rest des Opiums zu sehr hohen Preisen. Die Schiffe verließen den Ankerplatz; nach langem Umherirren fanden sie sich zu Lintin ein, wo nun der Verkauf wegen der Freiheit und Straflosigkeit bedeutend sich mehrte. In Makao wurde überdieß auch sehr viel verhandelt und es schien daß jeder Junge an dem Vergnügen Theil nehmen wollte.

Dieser wohlmeinende Mandarin bewirkte daher gerade das Gegentheil von dem was er bezweckte; denn Quacksalber sind in der Staatswissenschaft sowohl als in der Medicin gefährlich, obgleich sich zu ersterer Jedermann berufen fühlt.

Edict auf Edict folgte, aber immer größer wurde der Verbrauch, während die Zahl der Schiffe sich vervielfältigte. Jedes Jahr brachte man Tausende von Kisten mehr, und die ostindische Compagnie in Bengalen nahm den größten Antheil an der Production des Mohnsaftes, während eine große Menge von Malwa und den freien westlichen Staaten Indiens über Bombay kam, die Portugiesen den ihrigen über Demaun bezogen und Amerikaner und Holländer oft bedeutende Ausfuhren von Smyrna in Kleinasien machten. Dieß dauerte bis etwa 1837. Zu jener Zeit waren Engländer, Parsen, Portugiesen, Amerikaner und Mohren mit diesem Schleichhandel beschäftigt. Da die chinesischen Schmuggel-

boote und die Zollfahrzeuge wegen der Ruchbarkeit sich mit dem Transporte nicht mehr befassen konnten, so übernahmen die Europäer ihn selbst mit ihren Fahrzeugen, und zum erstenmal fingen die Sachen an sehr ernst auszusehen; denn es kam sehr oft zum Streite, was früher nicht der Fall gewesen. Der damalige Gouverneur zu Canton bediente sich dieser Gelegenheit um Geld zu verdienen, hielt selbst fünf Boote in seinem Dienst und erwarb dadurch ungeheure Summen, welche jedoch der Kaiser in der Folge von ihm wieder erpreßte.

Einer der weisesten Mandarine am Hofe machte nun den Vorschlag, das Opium regelmäßigen Zoll bezahlen zu lassen, um dem Unwesen der Schmuggelei zu steuern. Da erhoben sich aber die Stimmen von allen Seiten, daß die Wurzel und der Zweig des Ganzen abgehauen und weder Mühe, Kosten noch Aufopferungen gespart werden müssen, um dieß zuwegezubringen. Alle diese Räthe, deren einige die größten Stellen im Reiche bekleideten, verstanden die Sachen durchaus nicht; dennoch sprachen sie so entschieden, als ob sie diese Schwierigkeit durch ein bloßes Machtwort enden könnten. Es fiel Niemanden ein daß, um den Schleichhandel zu unterdrücken, es erst nöthig seyn werde auf das Volk durch Mäßigkeitsvereine hinzuwirken und den Geist der Nation dagegen in Harnisch zu bringen. Es war unter der Mandarinenwürde zu erwägen daß, sollte den Fremden Einhalt geschehen, ihre eigene Regierung erst den Gouvernements jener Länder, von wo das Opium käme, Vorstellungen machen und zu diesem Ende Tractate abschließen müßte, damit die Einfuhr von jenen Behörden selbst verhindert werden möchte. Sie bedachten nie, daß sie erst eine Flotte haben mußten um den Schmugglern die Spitze zu bieten, und daß so viele prächtige Edicte nur unnützes Papier waren, so lange es an der physischen Kraft fehlte. Sie sahen mit zu großer Verachtung auf die Fremden herab, welche sie mit Leichtigkeit zu zwingen gedachten, ohne selbst ihre Verhältnisse und Macht zu kennen. Die Klagen welche sie führten, waren in mancher Hinsicht ganz gerecht. Dem Lande wurde eine namhafte Summe Geldes durch die Einfuhr des Opiums entrissen, und diese belief sich auf etwa 6 — 8 Millionen Thaler. Jene Summe wurde von den Mandarinen noch vergrößert und dem haushälterischen Kaiser der größte Schre-

cken eingeflößt. Bisher waren sehr bedeutende Massen Silbers von den Fremden mehr als ein Jahrhundert lang eingeführt worden; jetzt im Gegentheil verlor China beständig Silber und Gold, und dieß für bloßes Gift. Dazu kam noch die Betrachtung der schrecklichen Folgen welche das Opiumschmauchen hatte. Gerippen ähnlich schlichen die armen Geschöpfe welche sich diesem Laster ergaben, die Straßen entlang; sie verschwendeten Hab und Gut im Ankaufe des Mohnsaftes, ließen Eltern, Weib und Kinder lieber Hungers sterben als daß sie davon abstanden, und verkauften den letzten Fetzen ihrer Kleider, um dieses schädlichen Genusses willen. Wenn aber das Geld ausgegeben und Haus und Hof schon vergeudet war, so wurden sie Räuber und Spitzbuben, und begingen die größten Gewaltthaten, um ihren Lüsten zu fröhnen. Die Schlupfwinkel wo sie den verderblichen Saft einhauchten, waren Versammlungsplätze von Spielern und Huren, wo man allerhand Schandthaten ungestraft beging. Die Soldaten welche sich dem Laster hingaben, wurden dadurch so entnervt, daß sie für den Dienst untauglich waren. — Um sich von all diesem zu überzeugen, hatte der Kaiser nicht weit aus seinem Palaste zu gehen. Er selbst, sagt man, rauchte sehr gern, und in dem Harem gab es viele Verschnittene, welche die Pfeife Tag und Nacht gebrauchten. Der älteste Prinz war an den Folgen dieses Uebels gestorben, und verschiedene Verwandte des Kaisers trieben es mit dem Gebrauche des Opiums so weit, daß sie vom Hofe verwiesen werden mußten. Auch hatte man wahrgenommen, daß diese schreckliche Gewohnheit sich über das ganze Land verbreitete und für die Nation einen Abgrund eröffnete, in welchen sie früher oder später hineinstürzen mußte. Daher hielt sich der Hof für berechtigt, die strengsten Mittel zur Ausrottung dieses Lasters sogleich in Anwendung zu bringen.

Ehe aber Taokuang zu gewaltsamen Maßregeln schritt, schrieb er an alle Statthalter und Generale der Provinzen, sie möchten ihre Meinung über diesen Gegenstand öffentlich ausdrücken. Die Antwort war überall dieselbe, daß es mit den härtesten Strafen zuwegegebracht werden müßte und daß man den Fremden nie erlauben dürfe große Summen Silbers auszuführen. Obgleich es nun allgemein bekannt war, daß die Mandarine und Zollbeamten in den Hafenstädten von dem Schleichhandel den größten

Nutzen gezogen und selbst zu Tientsin die Beamten des kaiserlichen Schlosses davon sich bereichert, so glaubte man durch Drohungen ein so verderbtes und bestechliches Geschlecht wie die Behörden China's sind, zu einer Sinnesänderung zu bringen. Die meisten Diener und Herren und die Mandarine selbst erlaubten sich den übermäßigen Gebrauch des Opiums, und gerade diese Leute, welche sich durch absichtliches Nachsehen in diesem Schleichhandel bereicherten, sollten auch die Einfuhr gänzlich verhindern. — Wie die höchsten Staatsdiener eines sehr großen Reiches auf solche bizarre Gedanken gerathen konnten, ist bis jetzt noch unerklärbar. — In moralischer Hinsicht freute sich der Christ und Menschenfreund über ein so mächtiges Unternehmen, welches zur Beglückung der Chinesen berechnet war. Zugleich aber wünschten edle Männer ernstlich, daß der Kaiser von andern Mitteln Gebrauch machen möchte die wirksamer gewesen wären, und daß er nicht Maßregeln zur Ausführung bringen möchte, die, anstatt dem Uebel zu steuern, es noch steigerten und dabei viel Elend hervorriefen. Sachen der Art in Erwägung zu nehmen, war den Mandarinen nicht der Mühe werth, denn ihre eigene Weisheit war groß genug alles vorherzusehen und die nöthigen Anstalten zu treffen; obgleich man noch nie gewagt den Fremden die Spitze zu bieten, so war man dennoch von dem guten Erfolge überzeugt.

Wie wir schon oben erwähnt, erhielt der Capitän Elliot die Oberaufsicht über den brittischen Handel. Er war ein sehr geschickter und kluger Mann, jedoch unbeständig in allem Thun und Treiben, zu feurig, zu schnell gerührt und zu wenig mit dem chinesischen Charakter bekannt, den er immer mißverstand; dabei war er sehr nachsichtig und gütig, bewies der chinesischen Regierung Achtung und war fest überzeugt, daß die Schuld, wenn nicht ganz, doch wenigstens zum größten Theil auf der Seite der Fremden sey. Durch Höflichkeit und Bescheidenheit glaubte er die Chinesen für sich zu gewinnen; daher gab er auch den so viel bestrittenen Punkt auf und correspondirte mit den Hongkaufleuten, wodurch er sich ganz sicher wähnte, den Weg zur hohen Regierung zu erreichen. Seinen Vorgängern traute er sehr wenig Weisheit zu und wünschte nun durch seine eigenen Maßregeln, welche der Veränderlichkeit wegen immer unbestimmt waren, alles durchzusetzen.

Er erniedrigte sich daher um das Wohlwollen der Mandarine zu erwerben, und die Folge war stolzer Hohn von Seite des Gouverneurs, der ihn anwies die Höhe des himmlischen Reiches zu betrachten, vor welchem alle andern Länder als bloße Zwerge daständen. Dann wurde ihm der äußerste Gehorsam und die beständigste Ehrerbietung befohlen. Ferner kam der Verkehr mit ihm als einer Behörde vom Herrscher seines Landes zur Sprache. Da drang der Statthalter darauf, daß er immer als ein Bittsteller vor ihm erscheinen müßte und seine Briefe nur durch die Hongkaufleute ihm zuschicken sollte. Dieß war nun völlig wider den Grundsatz aller Regierungen, die sich China als nicht lehenspflichtig anerkannten; daher wurden die Unterhandlungen wieder eine Zeitlang aufgegeben. Nun erschien der Admiral Maitland mit einem Linienschiffe. Auch er wurde beleidigt, und es wäre beinahe zu Feindseligkeiten gekommen; allein der chinesische Befehlshaber der Flotte bat um Entschuldigung. Aus den vorhin erwähnten Plänen, sich der chinesischen Regierung etwas zu nähern, wurde aber nichts, und da die Hongkaufleute das Ruder führten und einer derselben, Howkua, ein reicher Mann, sehr großen Einfluß auch bei Elliot besaß, so fühlten sich die chinesischen Beamten ermächtigt dem brittischen Löwen Trotz zu bieten.

Unterdessen hatte sich der Opiumhandel immer weiter ausgebreitet, und die Opfer des verheerenden Giftes wurden immer zahlreicher. Man hatte schon Berechnungen gemacht, 40,000 Kisten nächstens einzuführen, und immer größer wurde die Wuth der chinesischen Behörden. Dem Kaiser war indeß zu Ohren gekommen daß alle seine Großen mit ihm hinsichtlich des Verbotes derselben Meinung wären, und schickte sich nun an mit dem Schreckenssystem einen Anfang zu machen. — Ein Händler wurde nahe bei der Mauer von Makao an ein Kreuz gebunden und auf diese Weise erdrosselt. Als dieß nichts half um die Fremden von der Schmuggelei zurückzubringen, so befahl der Gouverneur die Todesstrafe an einem chinesischen Opiumhändler vor den Factoreien der Fremden zu Canton auszuführen. Dieß wurde nun von den Ausländern verhindert; allein bald darauf drängte sich eine wogende Menge von Pöbel auf den Platz vor den Gebäuden, und fing an in die Wohnungen der Europäer und Amerikaner einzubrechen. Da erschien der chinesische Magistrat und trieb dieß unruhige

Gesindel auseinander. Zum zweitenmal wurde es versucht dort einen Verbrecher zu tödten, und dießmal die That vollbracht. Die Consuln der fremden Mächte zogen nun ihre Flaggen nieder und bedeuteten der chinesischen Regierung, daß sie nie leiden wollten einen Richtplatz aus ihren Spazierorten zu machen. Dabei verbreitete sich allgemeine Furcht unter den Fremden; denn konnten die Vagabunden von Canton einmal den Ausländern mit Vernichtung drohen, warum sollte dieß nicht zum zweitenmale geschehen, und was konnte dem wilden Haufen entgegenstehen in die Häuser einzudringen, zu plündern und zu rauben. Alles Vertrauen war nun verschwunden, und die Vorzeichen der Zeit verkündigten einen fürchterlichen Ausbruch. Dazu trugen überdieß die sehr strafbaren Unternehmungen der Fremden, das Opium bis in die Mitte Cantons zu bringen, sehr viel bei, während die Mandarine auch ihr Aeußerstes thaten um selbst den Schleichhandel zu treiben und so viel als möglich Geld zusammenzuraffen; denn die Zeit war sehr kurz und eine schreckliche Krisis war vor der Thüre. Die gänzliche Handelssperre war der Anfang der nun nahenden außerordentlichen Ereignisse.

Zu jener Zeit lebte ein vorzüglicher Staatsmann, Lintsetsiu, der wegen seiner Geradheit dem Kaiser sehr wohl bekannt war. Er hatte früher als Vice-Statthalter von Kiangsi die Sache des Volkes vertheidigt, welches gerade damals sehr hart bedrückt und von Mißwachs darniedergebeugt war; er hatte gewagt sich dem Zorne seines Oberherrn bloßzustellen. Taokuang aber gab ihm in der Folge Recht, und anstatt ihn zu bestrafen, machte er ihn zum Gouverneur von Hukuang. Dort zeichnete er sich durch scharfe Maßregeln gegen die Opiumschmaucher aus, und schrieb einen langen Brief, worin er den außerordentlichen Erfolg, seinen Untergebenen dieß Laster abzugewöhnen, deutlich darlegte und seine Verdienste hervorhob. Taokuang war damals gerade bemüht einen ehrenfesten, entschiedenen Mann nach Canton als Bevollmächtigten zur Unterdrückung des Opiumhandels zu senden, als der Bericht dieses Lin ankam. Der Monarch erinnerte sich seiner, dachte, daß ein solcher Charakter geeignet sey das Werk zu vollziehen, und berief ihn sogleich nach der Hauptstadt. (Im Herbste 1838.) — Dort unterhielt er sich lange mit dem Kaiser und versprach seinem Oberherrn heilig und theuer das Unwesen

sehr schnell zu unterdrücken, worauf ihm der Kaiser unumschränkte Macht im Handeln ertheilte. Unterstützt von den damaligen Staatsministern, begab sich Lin mit großer Schnelle nach Canton, wo er am 16. März 1839 seinen Einzug hielt.

Der Charakter dieses Mannes, welcher so mächtigen Einfluß auf China hatte, verdient einigermaßen unsere Untersuchung. Was Lin unternommen, that er mit ganzem Herzen und aller Kraft, denn er war ein gerader Ehrenmann ohne Umschweife; dem Opiumhandel hatte er den Tod geschworen, allen Fremden zeigte er sich als unerbittlichen Feind. Seine Einsichten waren äußerst beschränkt, mit den Ausländern war er durchaus nicht bekannt und verstand noch weniger die Art sie zu behandeln. Er war fest überzeugt, daß man ihnen wie Chinesen zu begegnen habe und daß fürchterliche Strafen, gerecht oder ungerecht, sie vom Bringen und dem Verkaufe des Opiums zurückschrecken würden. Die Erdbeschreibung war ihm eine Wissenschaft deren Name er kaum kannte, von auswärtigen Ländern hatte er keine Idee, und auf die sogenannten Barbaren selbst blickte er mit Verachtung. Die Mittel zur Erreichung seines Zweckes waren ihm gleichgültig; Raub, Mord, Lügen und Trügen, unerhörte Grausamkeit und Härte schienen ihm die bequemsten Werkzeuge zu seyn, welche zur Erreichung seiner Absichten führten. — Er war groß im Glück und jämmerlich klein im Elende; muthig und kräftig, so lange alles wohl ging; verzagt, sobald Hindernisse in den Weg traten. Unbestechlich in all seinem Thun, erwarb er sich ungeachtet seines unerträglichen Stolzes und der unerbittlichsten Härte die Liebe des Volkes. Sonst war er oft stürmisch, verwarf die Meinung Anderer ohne viele Prüfung, zeigte aber dennoch viel gesunden Menschenverstand, obgleich er nur für die Gegenwart arbeitete und nicht den geringsten Blick in die Zukunft zu thun verlangte. Für die wirkliche Ausrottung des Opiums war kein Mann so untüchtig als er, für die scheinbare Niemand so geschickt. Hätte man sich ernstlich bemüht den ungleichsten Gegner aus der ganzen Menge von Staatsmännern Europa's hervorzuheben, so hätte wohl kein anderer so gut diesen Dienst wie Elliot vertreten können.

Als man von Lins Ankunft hörte, bebte alles in Canton; der Admiral der Provinz schickte sogleich einige Abgeordnete

nach Makao, um dort auf Wegsendung aller Schiffe, die Opium hatten, zu bestehen, bis der Sturm vorüber sey. So wiederholt jedoch waren dergleichen Schreckensposten gewesen, daß man auch dieser keinen weiteren Glauben beimaß. Zu gleicher Zeit aber war der ganzen Schmuggelei ein Ende gemacht worden, Niemand wollte Opium kaufen, noch weiter davon Gebrauch machen. Lin erließ an alle Behörden ein Rundschreiben, worin er sie ermahnte die Pfeifen zu sammeln und das Opium sogleich zu überliefern, welches man in den Häusern vorfände. Nun entstand ein wirklicher Wetteifer, wer den meisten Mohnsaft und die zahlreichsten Rauchröhren zusammenbringen könnte. Ja man ging soweit, selbst Opium und Pfeifen zu kaufen, um das Seinige zu dieser großen Reformation beizutragen. Solche Willigkeit gefiel dem Magnaten, und nun fing er mit den Strafen an. Die Mandarine, welche früher sehr viel Schleichhandel getrieben, wurden abgesetzt, und zwei Officiere, wie man sagt, deßhalb zum Tode verurtheilt. Eine Ausnahme machte jedoch der Gouverneur, der ungeheure Summen dadurch erhalten. Er wurde im Dienste gelassen, um als Helfer der Sache das Ganze zu vollenden. Sein Betragen war demüthig und knechtisch, und zu allem was Lin vorschlug, sagte er Ja. — Darauf fing Lin an auch gegen die geringeren Leute das Schwert des Gesetzes zu ergreifen. Sobald dieß bekannt war, eilten Ankläger ohne Zahl zu den Tribunalen, und bald wurden die Gefängnisse mit Tausenden angefüllt. Wo Argwohn herrschte und wo man einen Feind verderben wollte, da erklärte der Gegner, daß er sich mit dem Opiumhandel beschäftigte und des Angeklagten Untergang war unausweichbar. Es fand sich aber sehr bald, daß die größten Schurken sich dieser allgemeinen Schuld bedienten, um ehrliche Leute zu ruiniren; auch wollten die Gefängnisse nicht mehr für die Verbrecher ausreichen, und so hörte die Verfolgung von selbst auf. Die Anzahl derjenigen welche dort im Kerker den elendesten Tod starben, ist nie bekannt gemacht worden; allein Seuchen, Folter und barbarische Behandlung sowohl als Hunger entledigten die Gefängnisse der vielen Opfer, und der Tod herrschte mit unumschränkter Gewalt. — Zugleich war aller Handel zu Ende, denn unter dem Vorwande Opium zu suchen bedrückte man die Kaufleute auf alle mögliche Weise, und wer Geld sehen

ließ, wurde sogleich des Schleichhandels für verdächtig erklärt und kam in Gefahr seine ganze Habe zu verlieren und noch überdieß ins Gefängniß zu wandern. So unterblieb alles Streben und in Erwartung der kommenden Dinge ergriff Zittern und Beben die ganze Nation. Lin wollte aber noch schärfer verfahren, und so verordnete er, daß in allen öffentlichen Tribunalen und in der ganzen Armee unter Fünf, Zehn und Hunderten eine gegenseitige Aufsicht zur Verhinderung des Opiumschmauchens stattfinden sollte, und daß unter den gemeinen Leuten dieselbe Ordnung gehalten werde, so daß einer auf den andern ein Spion seyn möchte, und sich durch das Angeben bereichern konnte. Oft wenn man einen reichen Mann beim Gericht anklagen wollte, warf man erst auf eine geheime Weise einiges Opium in einen Winkel, stürzte dann mit Soldaten ins Haus hinein, um den Unglücklichen ins Gefängniß zu werfen und seine ganze Habe zu plündern. Freilich war Lin über den Erfolg seiner Maßregeln sehr bestürzt; allein er glaubte seinen Zweck erreicht zu haben, und um die letzte Hand daran zu legen, schlug er vor, daß erst der Verkäufer und Käufer, nachher der Gebrauchmachende zum Tode verurtheilt werden, daß die geringste Strafe Erdrosselung, die härteste Enthauptung seyn sollte. Der Vorschlag wurde beim hohen Criminalhofe in Peking bewilligt, von Taokuang bestätigt und dann als Reichsgesetz erklärt, welches nach kurzer Jahresfrist mit aller Strenge in Ausführung gebracht werden sollte. Nun war es nach Lin's Ansichten mit dem Rauchen im ganzen Lande gethan, die Leidenschaften der Menge waren durch Strafgesetze gebändigt und Jeder wollte nun wieder mäßig und nüchtern leben.

Allein es war nur die Hälfte des Werkes gethan und die Fremden sollten nun seinen ganzen Zorn fühlen; denn sie waren es welche die Chinesen zu diesem Laster verführt. Um diesen großen Plan nach ächt chinesischer Art auszuführen, wurden die Kaufleute zu Canton alle zu Gefangenen gemacht. Dann ward ein Befehl an sie erlassen, alles Opium welches sie in den Schiffen an der Küste besäßen, sogleich aufzugeben; sie mußten sich aufs heiligste verpflichten es nie wieder einzuführen, und im Falle sie das Gift wieder brächten, sollten sie zum Tode verurtheilt werden.

Nicht lange nachher wurden die vorzüglichsten Hongkaufleute mit Ketten beladen nach der Wohnung des vorzüglichsten englischen Kaufmanns gebracht. Man wollte diesen zum Büßer für alle die Schuld der gesammten Händler machen und ihn zu dem Ende in die Mauern von Canton schleppen. Er selbst war äußerst bereitwillig dazu, allein seine Freunde riethen es ab und vielleicht wäre er nicht mit dem Leben davon gekommen. Allein während man noch über diese Gegenstände zauderte und schon eine theilweise Uebergabe des Opiums stattgefunden hatte, wurde durch die Ankunft Elliots die ganze Lage der Dinge verändert. Dieser war zu Makao in ängstlicher Erwartung geblieben und hatte zu wiederholtenmalen erklärt, daß er nie an diesem Streit Theil nehmen werde, denn die Sache ginge die Regierung durchaus nichts an. Auch erließ er an alle die Schiffe in den chinesischen Gewässern Befehle sich in Vertheidigungszustand zu setzen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und dachte nun an den Ausgang der Dinge. Als es jedoch zum Aergsten gekommen, beschloß er zum wenigsten die Gefahr mit seinen Landsleuten zu theilen und ihnen allen Beistand wo möglich zu geben. Plötzlich, wie es seine Art war, ging er daher nach Canton und nahm den Kaufmann Dent bei seiner Ankunft in Schutz.

Nun wurden alle chinesischen Diener durch Androhung von Strafe hinweggescheucht, die Lebensmittel abgeschnitten und aller Ausgang durch drei Reihen von Booten versperrt. Darauf befahl ihm Lin, alles Opium das sich in den zerstreuten Schiffen fand, aufzugeben, und Elliot schenkte hinweg, was nicht sein war, nämlich 20,283 Kisten; da sich nicht alles in China vorfand, mußte man noch von den Schiffen aus Bombay, welche in der Folge ankamen, das nöthige kaufen. Als diese Nachricht zu Makao ankam, schien das Verfahren unglaublich zu seyn; allein der außerordentliche Elliot wollte auch etwas Außerordentliches thun; daher übergab er den Mohnsaft den Chinesen.

Eine kleine Fregatte, welche Elliot zu Makao zurückgelassen, hatte Befehl sogleich ihm zu Hülfe zu kommen wenn der Capitän während sechs Tagen keine Nachricht bekäme. Dieß Schiff ging daher nach der Bocca Tigris, um beim chinesischen Admiral Nachricht über den Stand der Dinge einzuholen, wurde

aber von jenem Seeofficiere mit Hohn behandelt und mußte wieder unverrichteter Sache abziehen; denn man deutete dem Befehlshaber an, daß sein Admiral früher sehr ehrerbietig und gehorsam gewesen, er selbst also seinem Beispiele folgen und hinweggehen müßte.

Elliot mit den Kaufleuten wurde nun so lange gefangen gehalten, bis die obige Quantität des Opiums völlig überliefert war. Dieß fand in der Nähe der Bocca Tigris statt, wo Lin in Gesellschaft des Generalgouverneurs Tang das ganze Geschäft schnell ordnete. Was man bisher nie gesehen, und ohne Zweifel ein Beispiel welches nur einmal in dem Bestehen des Handels vorfallen konnte, sah man an der Mündung jenes Flusses. Von allen Meeresgegenden kamen die Schiffe herbei um das Opium abzugeben, und kaum waren sie geankert, so kamen auch schon die chinesischen Boote herbei um den Mohnsaft schnell hinwegzunehmen. Erst öffnete man die Kisten um das Opium zu wägen; allein die zum Empfang bestimmten Behörden stahlen ganze Stücke; daher wurden die ganzen Kisten genommen und mit denselben oft Stein und Schmutz, anstatt des Opiums.

Von dem Augenblick an als die Uebergabe geschah, erhob sich wieder der Schleichhandel an allen Ecken; die Kiste, welche früher kaum 200 Thaler gegolten und keinen Käufer finden konnte, stieg nun auf 1000—1500 Thaler. Das was zur gänzlichen Unterdrückung des Handels bestimmt war, zeigte sich nachher als das stärkste Mittel zur Erhebung desselben. Aber Lin war auf seinen großen Sieg sehr stolz; er hatte die Engländer bezwungen, alle Fremden gedemüthigt, den Handel ausgetilgt. Alles dieß erfüllte ihn mit inniger Freude und Wonne, auch der Kaiser jubelte und ernannte ihn daher zum Statthalter von Kiangnan und Kiangsi. Zuweilen aber schlug dem Lin das Herz über die Folgen seiner Handlung, und er war einmal des Sinnes, den ganzen Verlust durch Anweisung auf die Hongkaufleute gut zu machen und so die Fremden ihren eigenen Schaden bezahlen zu lassen. In diesem wichtigen Augenblicke traten Fremde dazwischen und versicherten, daß keine Nation ihn wegen dieser Gewaltthat rügen könnte, und daß er ganz im Sinne des Völkerrechts gehandelt. Lin lieh dieser Vorstellung sehr gerne das Ohr und war nun für alle weitern Vorschläge taub, welche

ihm zu wiederholtenmalen zur Erhaltung des Friedens gemacht wurden. Er wollte ein Schreckenregiment einführen; denn nur auf solche Art glaubte er den Verkauf des Opiums verhindern zu können. Er gab den Kaufleuten, die das Opium ihm übergaben, für jede Kiste ein Pfund Thee, das heißt den 3000sten Theil des Werthes, welches natürlich von den Besitzern zurückgewiesen wurde. Nun wollte der Bevollmächtigte ein Beispiel seines unerbittlichen Hasses an dem Opium selbst geben; nachdem er sich viel darüber unterhalten, schlug er erst vor, es dem Kaiser zu übersenden, welches dieser sich verbat; dann wollte er es verbrennen, dachte aber durch den gräßlichen Gestank eine Pest unter den Leuten hervorzubringen; auch wollte er es nicht in die See werfen; denn dann würden die unschuldigen Fische davon sterben. Was war nun damit zu thun? Ein gewisser Schalk rieth ihm, den Mohnsaft mit Oel und Kalk zu vermengen, wohl untereinander zu rühren und dann in die See laufen zu lassen. Dieser Vorschlag wurde in Ausübung gebracht; wie die Fische, für welche man früher so viel Sorge getragen, dieß neue Gemisch annahmen, erzählt die Geschichte nicht, und wie viel im Ganzen gestohlen und verkauft wurde, ist bis jetzt nie bekannt geworden. Bei dieser Gelegenheit erschien ein amerikanischer Kaufmann, um dem Lin eine ganze Menge Vorstellungen über sein künftiges Betragen zu machen. Der Mächtige hörte ihn ruhig an und entschloß sich, nachdem er auch die Schriften des Rathgebers gesehen, welche derselbe in bedeutender Menge geschrieben hatte, seinen eigenen Weg rücksichtlich der Fremden zu gehen.

Es erschien nun ein Edict, den Tod setzend auf jeden Schiffer oder Kaufmann des Auslandes, welcher entweder den Mohnsaft hieher brächte oder denselben verkaufte. Denjenigen, welche dieß in Unwissenheit thaten, war eine kurze Frist erlaubt ihre Ladungen der chinesischen Regierung zu überliefern, den Uebrigen ward Tod und Verderben zu Theil. Bei solchen Androhungen hätte man glauben sollen, würde der ganze Handel aufgehört haben. Dieß war aber durchaus nicht der Fall, sondern die Schmuggelei erweiterte sich mit der Strenge der Verbote, der Preis des Mohnsaftes stieg sehr hoch und der Gewinn war ungeheuer. Die Portugiesen hatten den ihrigen nach Manila gesandt und verkauften

ihn dort für bedeutende Summen; obgleich die Amerikaner auch großen Antheil an dem Unwesen gehabt, so versicherten sie selbst sowohl als die ersteren, daß sie ganz frei von dem Verbrechen wären.

Lin bestand nun auf einer schriftlichen Verpflichtung von Seite eines jeden Capitäns und Kaufmanns, welche entweder Fahrzeuge oder Güter nach Canton brachten, daß, wenn Opium in ihren Fahrzeugen gefunden würde, sie willig den Tod erleiden wollten. Gegen diese Maßregel empörten sich die meisten Fremden; denn nach den Regeln der chinesischen Praxis wird gewöhnlich ein unschuldiger Mann ergriffen um für alle zu büßen, und bloße Schicanen haben Manche auf den Richtplatz gebracht.

Um solche Scenen zu vermeiden, ersuchte Elliot einige Mandarine nach Makao zu kommen, um dort sich über die weiteren Maßregeln zu berathen. Seine Absicht war, den Handel nach jenem Orte zu versetzen, bis die Streitigkeiten zwischen China und England geschlichtet wären. Beide Theile konnten aber zu keinem Verständnisse kommen und so schieden sie mit gegenseitiger Erbitterung von einander.

Elliot verbot nun den englischen Schiffen nach Canton sich zu begeben; denn es war ja äußerst gefährlich so etwas zu thun. Die Fahrzeuge ankerten deßhalb in dem Hongkonghafen, und nur wenige Amerikaner begaben sich nach Whampoa. Während sie sich daselbst befanden, wurde ein Chinese zufälligerweise von einem betrunkenen Matrosen am Ufer todtgeschlagen. Diese That rächte Lin durch die Forderung den Mörder auszuliefern, und da dieser weder ausgemittelt noch herausgegeben werden konnte, wurde die Austreibung der Engländer von Makao von Lin beschlossen. Dieß wäre nie geschehen, wenn Elliot nicht zuerst weggezogen wäre; allein seinem Beispiele mußten die andern sehr bald folgen, und so wurde unter vielen Beschwerlichkeiten und wirklichen Leiden eine Freistatt auf den Schiffen gesucht.

Dieß war ein neuer Sieg des Lin, welcher sich noch überdieß der Mithülfe der Portugiesen in der Wegtreibung der verhaßten Fremden erfreute. Er wurde nun immer stolzer und

anmaßender. Ein Boot, welches von Makao nach Hongkong ging, wurde von den Mandarinen angefallen und alle am Bord entweder getödtet oder ins Wasser geworfen. Nur ein Jude entkam mit dem Leben und diesem waren die Ohren abgeschnitten worden. Gerade zur selbigen Zeit rettete ein Engländer eine Anzahl Chinesen von einem Schiffbruch, und als ein wahrer Christ handelnd vergalt er Böses mit Gutem. Jene wohlgelungene Unthat spornte Lin zur Verbrennung eines spanischen Schiffes an, welches in der Nähe von Makao lag. Verschiedene Matrosen wurden ermordet, andere ertranken, ein Officier wurde gefangen genommen; man folterte ihn schrecklich um ihn zum Geständniß zu bringen daß er Opium verkauft habe, und endlich drohte man ihm mit dem Tode. Sein Leiden war so fürchterlich, daß er wahnsinnig davon wurde. Das Außerordentlichste in dieser Sache ist, daß die Mandarine, welche diese schwarze That begingen, sehr wohl wußten, daß dieß Schiff den Spaniern angehörte und nie Opium am Bord gehabt hatte, und durch Lootsen die englischen Schiffe einige Stunden zuvor warnte sich hinwegzumachen. Diese Seeräubereien von Seite der chinesischen Regierung mag man als Anfang des Krieges betrachten. — Nach diesem Siege behauptete Lin, daß er alle Opiumschmuggler auf gleiche Weise verbrennen wolle und befahl den Kauffahrern schnell nach Whampoa zu ziehen, oder im Weigerungsfalle ein ähnliches Loos zu erdulden.

Elliot war nach Hongkong gezogen, um die Sache des Mörders zu untersuchen und in dieser Hinsicht nach englischen Gesetzen zu verfahren. Nachher blieben alle englischen Kaufleute mit ihren Familien auf den Schiffen zu Hongkong. Dort wurden die Lebensmittel durch die Mandarine abgeschnitten und Elliot fand sich genöthigt Maßregeln zur Beschützung der Kauffahrer zu treffen. Mit einemmale kam ihm der Gedanke, auf gewaltige Weise seinen Leuten Lebensmitteln zu verschaffen, und zu diesem Zweck feuerte er auf die Kriegsjunken, welche nahe dem chinesischen Fort Kowlun lagen. Dieser unverantwortliche Angriff wurde wie gewöhnlich durch Schwäche und Zögerung verfolgt. Eine englische Fregatte, welche zur Hülfe herbeigerufen war, zog nachher auf Elliots Vorstellungen hinweg, ohne einen Schuß gethan zu haben, und der chinesische Seeofficier eignete

sich sehr natürlich den Sieg zu. Der Kaiser war über Verdienste solcher Art so zufrieden, daß er ihm eine Pfauenfeder gab und ihn nachher zum Admiral machte. Dieses Unentschiedene des Ereignisses trug sehr viel dazu bei die Kriegslust der Chinesen rege zu machen; denn sie waren nun fest überzeugt, daß sie den Engländern zu See und zu Lande gewachsen wären.

Seinerseits kündigte Elliot eine Hafensperre des Flusses von Canton an, veränderte aber plötzlich seine Meinung und fing Unterhandlungen rücksichtlich des zu eröffnenden Handels an. Zu diesem Zweck hielt er eine Zusammenkunft zu Makao, welche, wie alle Unternehmen der Art, in Täuschungen endete. Lin befahl nun Elliot daß, wenn er nicht augenblicklich die vornehmsten Schmuggler auslieferte, nachdem die Kaufleute, welche des Schleichhandels beschuldigt worden waren, schon weggezogen oder sich zum wenigsten scheinbar den Gesetzen unterworfen, er sich selbst einstellen sollte um die gerechte Todesstrafe für alle zu leiden. Solch eine empörende Forderung erschöpfte endlich die Geduld des Capitäns, und da Lin alle Engländer des Todes würdig erklärt hatte, so gingen zwei Fregatten nach der Bocca Tigris, um Lin zum Widerruf dieses grausamen Befehls zu zwingen. Diese Aufforderung wurde mit Hohnlachen beantwortet, und die chinesische Flotte ging endlich den zwei Schiffen entgegen. Da sich die Junken nicht entfernen wollten, so wurden verschiedene in den Grund gebohrt, und der chinesische Admiral selbst kam in große Gefahr. Seine Fahrzeuge feuerten zwar sehr häufig, doch ohne Erfolg. Lin sah dieser Begebniß von einer Höhe aus zu, und der gewisse Sieg den er sich vorgestellt, wurde nun in eine schmähliche Flucht verwandelt. Da warf er sich muthlos zur Erde nieder, schlug sich heftig auf die Brust und rief mit Entsetzen aus: Kuan, Kuan! warum hast du mich betrogen! (Kuan war nämlich der Name des Admirals, welcher kühn unternommen die Engländer zurückzuschlagen und bei dieser Gelegenheit verwundet worden.) So vergingen in einer an Wahnwitz gränzenden Hoffnungslosigkeit verschiedene Tage. Endlich drängten sich die Verwandten des Lin zu ihm; einer derselben machte den Vorschlag an den Kaiser zu schreiben und aus dem ganzen Vorfalle einen Sieg zu machen; denn vorher wollte der Bevollmächtigte seinen Oberherrn ersuchen,

ihn wegen seiner Untüchtigkeit aller Ehrenämter zu entsetzen. Der Vorschlag gefiel Lin, und er selbst verfaßte mit eigener Hand eine Erzählung des Sieges und der Tapferkeit der chinesischen Flotte. Der Kaiser las die Schrift mit solchem Wohlgefallen, daß er augenblicklich dem General den Beinamen des Tapfern (Patulo, Bahadur?) gab und Lin öffentlich lobte.

Am Ende des verhängnißvollen Jahres kam endlich auf Lins Vorstellung der Befehl des Kaisers die Engländer für immer vom Handel auszuschließen und jedem Einzelnen der diesem Verbot zuwider handle, Tod und Untergang zu bereiten. Der Leser muß aber dennoch nicht denken, daß nun der Verkehr wirklich gesperrt war; im Gegentheil, er war nie blühender als damals, und Millionen Thaler Gewinn wurden den Kaufleuten zu Theil, welche jetzt unter anderer Flagge kauften und verkauften. Handeln und Sprechen stehen in China gerade im Gegensatze und man erläßt Edicte um die Uebertretung zu beschönigen.

Elliot versuchte noch einmal den Frieden wieder herzustellen, und erschien um Friede bittend an der Mündung des Flusses. Die Antwort Lins war sehr scharf, und er wies ihn auf sein früheres Thun zurück. Bald darauf ward vom Bürgermeister zu Peking, der in der Nähe Makao's geboren war, eine Denkschrift an den Kaiser gerichtet, worin jener ersuchte, hinfort alle Barbaren vom himmlischen Reiche auszuschließen, ihre Schiffe in die Häfen zu locken und dann zu verbrennen, und Taucher im Dienst zu halten um Löcher in den Rumpf der Schiffe zu bohren und sie zum sinken zu bringen. Nachdem aber die Fremden sich gedemüthigt, sollte man den Bewohnern von Makao erlauben, für sie Bürge zu seyn und jährlich aus bloßem Mitleid ihnen eine Quantität Rhabarber und Thee verkaufen. So wollte nun China die Stellung Japans annehmen, was es gewiß gethan haben würde, wären die Engländer nicht dazwischen gekommen.

Wir müssen hier nur bemerken, daß Lin, anstatt sich seiner Unwissenheit zu rühmen, und wie seines Gleichen auf seine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Charakter der Fremden groß zu thun, es sich angelegen seyn ließ durch Uebersetzungen eine vollständige Kenntniß vom Auslande zu erhalten. Die Frucht seiner

unermüdeten Arbeiten besteht noch jetzt in einem Werke von zwanzig Bänden, welches das Lächerliche, Ernste, Tiefe, Oberflächliche und Ungereimte von fremden Ländern enthält und ein Buch ganz eigener Art ist. Die Lesung dieser Papiere brachte ihn auf den Gedanken, eine Gesandtschaft an die Königin von England zu senden. Da dieß aber wieder mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden war, so schrieb er erst einen kurzen, dann einen langen Brief an sie, um das Verbot des Opiums durchzuführen. Der Inhalt beider Papiere zeugt von dem unbegränzten Stolz des Mannes, welcher Könige zu seinen Füßen zu sehen wünschte und nun vorsätzlich und, nicht wie früher in Unwissenheit, mit dem Westen hohnlächelnd scherzte.

Alle Vorkehrungen welche Lin bisher getroffen, bestanden in der Sperrung der Bocca Tigris durch eine Kette und in der Beorderung von Milizen in die Nähe Makao's, über welche ein sehr starker und dicker Civilofficier gesetzt war. Mit Ausnahme seiner Drohungen, die ganze fremde Race zu vertilgen, fiel aber nichts Feindliches vor. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges herrschte dumpfe Stille, bei vielen Gleichgültigkeit, bei Lin, welcher nun zum Generalgouverneur von Kuangtong und Kuangsi ernannt wurde, der bitterste Haß gegen Fremde.

Anfang des Krieges.

Erster Feldzug.

Im Anfange des Sommers 1840 nahte endlich die drohende Flotte, nachdem der Admiral Elliot, der vom Cap der guten Hoffnung kam, und sein Vetter der Capitän als Bevollmächtigte ernannt waren. Es war der ernste Wunsch beider, wo möglich Blutvergießen zu verhüten; daher wurden verschiedene Copien von Briefen, welche eine Aufzählung der Beschwerden und die Mittel zu deren Abhülfe enthielten, zur Uebergebung in den verschiedenen Hafenstädten fertig gemacht. Der erste Versuch geschah zu Amoi, wo man die Behörden ernstlich ersuchte einen solchen Brief nach der Hauptstadt zu fördern. Allein diese wurden über ein derartiges Ansuchen so wüthend, daß sie den Dolmetscher todtschießen wollten; nun wurde die Fregatte welche dieß Papier überbrachte, sogleich fertig, um eine Schiffslage von Kanonen auf jene Frevler zu feuern und dann sich hinwegzubegeben.

Das hauptsächlichste Geschwader mit den Truppen an Bord war inzwischen nach Tschusan abgesegelt. Dort fanden sich wenig Kriegsjunken, und die Behörden waren durchaus nicht auf den Empfang des Feindes vorbereitet. Allein die Insel wollten sie den Engländern nicht übergeben; daher mußten erst Menschenleben aufgeopfert werden, ehe die letztern davon Besitz nehmen konnten. Der Magistrat, um seine große Anhänglichkeit zu zeigen, ertränkte sich, damit er nicht in die Hände der Barbaren falle, und der Viceadmiral starb an seinen Wunden. Tinghai, der vorzüglichste Ort in der Inselgruppe, ist ein kleiner, jämmerlicher Platz; die Vorstadt voll von Schmutz, das Land ein lachender Garten. Man fand dort sehr große Kriegsvorräthe, viel Reis in der Hülse und einige schlechte Fahrzeuge, aber die Einwohner liefen davon, so daß in wenigen Wochen keine Lebensmittel mehr zu Markte kämen und die Besatzung wirklich Hunger litt.

Bald erschien auch der Admiral Elliot, der jedoch wegen zu großer Eilfertigkeit mit seinem Linienschiffe gegen einen Felsen lief und dadurch genöthigt wurde dasselbe aufzulegen und die Mannschaft auf die andern Schiffe zu vertheilen, während eines zurückgelassen wurde um den Schaden zu repariren. Elliot, welcher noch immer hoffte durch den Weg der Unterhandlung seinen Zweck zu erreichen, sandte eine Copie des obengedachten Briefes nach Tschinhai. Die Mandarine dort benahmen sich sehr furchtsam und unentschlossen; sie brachten nichts zu Stande, obgleich sie aus Noth viel versprachen.

Bisher hatten sie sich stille gehalten und waren noch nicht von ihrem Staunen zurückgekommen; der erste Schritt der Feindseligkeit aber war die hinterlistige Gefangennehmung eines chinesischen Einkäufers, der die Armee mit Rindern versorgte. Die brittischen Bevollmächtigten sagten für seine Beschützung gut; allein der arme Mann wurde während aller Unterhandlungen vergessen und sein Kopf einige Monate nachher am Ufer zu Tschinhai aufgespießt, um ähnlichen Verräthern in der Folge den Muth zu benehmen. Von diesem Augenblick an war Menschendieberei der Hauptgegenstand des Krieges auf chinesischer Seite.

Der größte Theil der Flotte segelte nun nach der Mündung des Peho, um dort mit der kaiserlichen Regierung sich über die wichtigen Sachen zu besprechen, welche diesen Feldzug nöthig

gemacht. Damals hatte Kischen, ein Tatar, der früher Gouverneur von Junnan und nachher von Ssetschuen gewesen, den größten Einfluß am Hofe. Er war ein sehr kluger, bescheidener und höflicher Mann, besaß das Zutrauen seines Oberherrn im höchsten Grade, war sehr strenge gegen seine Mitofficiere und äußerst habsüchtig. Als der größte Staatsmann jener Zeit und dabei noch Statthalter der Tschiliprovinz, in welcher Peking gelegen, wurde er natürlich von Taokuang mit der Unterhandlung beauftragt. Ungleich seinen Landsleuten, welche immer trachten theils durch ungestüme Verweise, theils durch die fürchterlichen Gesetze des himmlischen Reiches die Fremden zu schrecken, war er äußerst geschmeidig, freundlich und besonnen.

Kaum hatte der Kaiser von der Ankunft der Flotte gehört, als ein Officier erschien um den englischen Bevollmächtigten die Wahl des Kischen als Unterhändler bekannt zu machen. Dieser, um seine freundlichen Gesinnungen zu zeigen, sandte sogleich eine große Menge Mundbedürfnisse zu den Schiffen und versprach innerhalb zehn Tagen eine Antwort auf die Briefe zu geben. Während dieser Frist segelten die Schiffe des Geschwaders nach den verschiedenen Theilen des Meerbusens um Untersuchungen anzustellen und mit den angränzenden Ländern näher bekannt zu werden. Die Resultate waren sehr befriedigend; denn man sah den üppigen Boden der Mantschurei, die guten Häfen der Miaotaogruppe, und der Admiral selbst besuchte den Platz wo die große Mauer in die See läuft.

Die zehn Tage waren verflossen, noch aber erschien keine Antwort. Da rüsteten sich die Engländer zu einer Landung, und Kischen, der ohne Zweifel dieß vernommen, sandte augenblicklich einen Boten mit der Nachricht, daß er schon einige Tage vorher einen Brief abgefertigt, aber wegen der Abwesenheit der Flotte denselben nicht hätte überreichen können. — Zugleich ersuchte er den Capitän Elliot zu einer Conferenz ans Land zu steigen um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Niemand war langen Unterhandlungen so gewogen als Elliot; Kischen war auch der Mann, sie so lange als möglich zu verzögern um dergestalt andrerseits Zeit zu gewinnen und überdieß die Engländer mit fruchtlosen Geschwätzen zu ermüden. Der Empfang der Engländer in den Zelten war prächtiger Art; die Soldaten sowohl als die übrigen

Begleiter wurden herrlich bewirthet. Kischen war ganz Freundlichkeit und Höflichkeit; in seinem Gespräche zeigte er großen Tact; anstatt rauh zu antworten, hörte er ruhig auf die Gründe, machte Einwendungen, brachte schwere Fragen zur Lösung, gab dann wieder die Versicherung, daß alles aufs freundlichste in Ordnung gebracht werden könnte; lächelte über die Schwierigkeiten und versprach seinen persönlichen Einfluß beim Kaiser, um alles wieder ins Reine zu bringen. Seine Unterredung schien wie ein Zauber auf Elliot gewirkt zu haben; denn er kam zurück mit der festen Ueberzeugung, daß die Streitigkeiten von einem so tüchtigen Manne sehr schnell beigelegt werden würden. Das Resultat der Conferenz war jedoch, daß die Sachen wieder dem Kaiser zur Beurtheilung vorgelegt werden mußten.

Am Hofe zu Peking sah es aber keineswegs so ruhig aus wie man aus dem Gespräche des Kischen hätte schließen können. Dieser Mann sprach mit Würde und so weniger Gemüthsbewegung als ob gar nichts von Bedeutung vorginge und die Verhandlungen sich um eine Kleinigkeit drehten, während der ganze Hof zitterte und die Armee verzagte. Wie groß auch die Menge der Einwohner in der Hauptstadt ist, so besteht der größere Theil aus armen Wichten, die dergleichen Unruhen, wie sie eine Landung der Fremden ohne Zweifel hervorgebracht hätte, sogleich zur Plünderung der Reichen benützt haben würden. Ueberdieß war die Armee nicht auf dem Kriegsfuß, es fehlte an Waffen, an Kleidung, an Lebensmitteln, an Muth, an Entschlossenheit, an Unternehmungsgeist. Kischen war mit allen den Umständen sehr wohl bekannt; daher entschied er sich augenblicklich für die friedliche Behandlung der Fremden, um sie mit der größten Höflichkeit wieder nach Canton, dem entferntesten Winkel des Reiches, zu senden. Dabei that er sein Bestes um die Mündung des Stromes so viel wie möglich zu befestigen und nach Kräften Maßregeln zur Vertheidigung seiner Provinz zu nehmen. Alle seine Collegen tadelten ihn wegen seiner Furchtsamkeit und verschrieen ihn als eine feige Memme, dessen Beispiel die ganze Armee anstecken würde. Und weil er sich früher sehr viele Feinde durch sein vorwitziges und stolzes Betragen gemacht und dabei sich sehr große Erpressungen von den Mandarinen erlaubt hatte, so freute sich ein Jeder ihn bei dieser Gelegenheit in die

Falle zu locken und ihn in ein unvermeidliches Verderben zu stürzen. Der Kaiser glaubte seiner Vorstellung mehr als der seiner Gegner und entschied sich daher für die Annahme seiner Grundsätze, sobald er die englische Flotte nach Canton zurückgesandt. Dieser Meinung stimmte auch der erste Minister Wutschanga bei, weil er sich zum Gesetz gemacht hatte immer die Befehle seines Herrn nachzubeten. Man entschloß sich daher den Kischen selbst nach Canton zu senden und, nachdem er den Feind monatelang mit unendlichen Unterhandlungen hingehalten, dem ganzen barbarischen, räuberischen Gesindel der Engländer Krieg zu erklären und sie auszurotten, weil man dann im Stande seyn würde diesen großen Plan auszuführen und jetzt ohne die geringste Vorbereitung ganz hülflos daſtünde. Gelänge es aber Kischen die Engländer von den Küsten China's durch ein Versprechen der Bezahlung des verbrannten Opiums mit Beihülfe der Hongkaufleute zu Canton zu entfernen und ihnen unbedeutende Privilegien zu bewilligen, welche man nachher wieder zurücknehmen könnte, so wollte man ihnen wieder den Handel zu Canton eröffnen und den Barbaren das Leben schenken. Dem Kischen gab man keine Instructionen, er ging nach Canton um die Zurüstungen der Engländer unschädlich zu machen, oder ihre kriegerische Macht zu vernichten.

Nachdem dieß Vorhaben festgestellt, schrieb Kischen an Elliot daß er zum Vermittler dieser Streitsache aufgestellt wäre, und da die Schwierigkeiten zuerst zu Canton entstanden, müßte man auch zur Schlichtung dorthin gehen, wohin, wie er hoffte, die Flotte sich begeben würde. Zugleich erbat er sich auch die Zurückgabe von Tschusan, welche jedoch nicht zugestanden wurde. In Folge dieser Vorstellungen kehrten daher die Schiffe unverrichteter Sache vom Peho zurück, um an einem Orte, wo alle Unterhandlungen welche seit 200 Jahren unternommen, fehlgeschlagen waren, die schwierigsten Streitigkeiten welche je stattgefunden, zu vermitteln. Wenn man im offenen Gegensatze von vielfältigen Thatsachen und der Geschichte handelt, ist das Gelingen, wie im vorliegenden Falle, unmöglich; allein Elliot wollte dennoch möglich machen was noch nie geschehen, und in sich selbst unthunlich war. Zu gleicher Zeit wurde ein Waffenstillstand erklärt, der so lange dauern sollte bis die Verhandlungen abgeschlossen;

der Kaiser gab ein Edict heraus, das Schießen auf Schiffe an der Küste für den Augenblick verbietend.

Während diese Ereignisse in der Nähe Pekings vorfielen, wurde ein Schiff nach der Mündung des Jangtsekiang gesandt, um dort so viel wie möglich den Weg, welcher durch Sandbänke versperrt war, diesen großen Strom hinauf ausfindig zu machen. Dieß war wirklich ein Unternehmen, aller Kosten und Mühen werth, wurde jedoch nur theilweise ausgeführt; denn obgleich die damit beschäftigten Officiere sehr geschickte Leute waren, so war die ihnen zugemessene Zeit zu kurz. Ein Schiff, welches man ihnen zur Unterstützung sandte, gerieth auf Flugsand an der Mündung des Tsientangflusses bei seiner Rückkehr; die Officiere, Soldaten und Matrosen sowohl als die Frau des Capitäns geriethen in die Gefangenschaft der Chinesen. Alle wurden in Käfige wie wilde Thiere gesperrt, auf das grausamste behandelt und als Gegenstände des Spottes und Hohnlachens der Menge preisgegeben.

Nach Fokien hatte Elliot zwei Schiffe mit Friedensanerbietungen gesandt; allein sobald sie zu Amoi einliefen, wurde das erste von den Befestigungswerken, welche man nun längs des Ufers errichtet und mit ungeheurer Schnelligkeit vermehrt hatte, von allen Seiten beschossen und mußte abziehen. Auch dieß, das einzige Treffen welches bisher stattgefunden, wurde zu einem Sieg erhöht; so wuchs denn die Kriegslustigkeit der chinesischen Regierung in einem außerordentlichen Grade.

Nach dem Abzug der Flotte hatte man sich zu Canton einige Zeit ruhig verhalten. Allein Lin wollte seinen kriegerischen Muth zeigen; er ließ daher verrätherischer Weise einen jungen Geistlichen, der zum Baden in die See gegangen, ergreifen. Als man wieder um seine Zurückschickung anhielt, war die Antwort abschlägig; daher fuhren die Kriegsschiffe nach der Landenge um das kleine Fort, welches Makao von Hiangschan trennt, zu beschießen. Dort waren eine große Menge chinesischer Kriegsjunken am anderseitigen Ufer und eine stattliche Heeresabtheilung versammelt. Der Kampf begann mit sehr ungleichen Waffen; die Kugeln machten das längere Bleiben der Soldaten unmöglich, sie sowohl als die Matrosen liefen nach einigem Verluste hinweg, und die Engländer nahmen nun Besitz von jenem

Orte, der beinahe ganz zerstört wurde; der Junken aber schonte man, weil die Portugiesen vorgaben, daß sie in den ihnen zugehörigen Bezirken geankert waren, und deßhalb nicht genommen werden könnten. Dieß war der Anfang thätlicher Feindseligkeiten, welche viele Monate vorher schon mit der Sendung von Brandern und Feuerflößen zum Verderben der englischen Schiffe, jedoch ohne Erfolg, chinesischerseits geführt wurden.

Als man nun den Fluß von Canton blokirte, wurde Lin darüber entrüstet und beschloß, zum wenigsten ein englisches Schiff zu verbrennen. Zu diesem Zweck gab er eine ungeheure Menge Pulver aus und vertheilte dasselbe an Kriegsjunken mit dem Befehle, nicht zurückzukehren bis das Ganze verschossen und das englische Schiff in den Grund gebohrt wäre.

Der Kampf begann daher, ohne daß das letztere etwas davon geahndet hatte, und dauerte einen ganzen Tag. Die Kugeln der Chinesen flogen meistens über das Schiff, und als sie bemerkten daß sie den Schüssen der Brigg ausgesetzt seyen, liefen sie nach den Untiefen, wohin das Kriegsfahrzeug ihnen nicht folgen konnte und verbrauchten dort ihr Pulver in einer Entfernung von sieben bis acht Meilen, auf das Schiff schießend. Nachher segelten sie zurück und meldeten ihren Sieg an.

Zu Ningpo hatte theilweise eine Hafensperre stattgehabt. Der Kaiser war über die träge Handlungsweise des Statthalters aufs höchste entrüstet, konnte aber weiter nichts zur Verbesserung seines Fehlers thun als ihn ins Exil schicken. Die Soldaten und Officiere welche von Tschusan geflohen, wurden dem Kriegsgerichte übergeben. Dieß Urtheil traf auch den Viceadmiral, einen alten Mann, welcher, anstatt zu fliehen, in seiner kleinen Junke die vollen Lagen des englischen Linienschiffes mit thörichter Kühnheit empfangen und der Anklage der Feigheit und Unbesonnenheit durch den bald erfolgten Tod entkam.

Zum besseren Verständnisse der Dinge und um den Einfällen der Barbaren einen Damm zu setzen, schickte der Kaiser den berühmten Ilipu, damals Generalgouverneur der Kiangnan- und Kiangsi-Provinzen, nach Ningpo. Er erhielt große Vollmacht; denn Taokuang wußte daß er ein alter, treuer und verdienstvoller Diener sey. Ilipu besaß kein Talent, war schon sehr betagt, aber dabei ein sehr redlicher Mann, der es mit dem Dienste sei-

nes Oberherrn ernstlich meinte, alle Sachen treu erwog und daher der friedlichen Meinung des Kischen beipflichtete. Er war nicht wüthend gegen Fremde, sondern wollte sie lieber durch gütige Behandlung gewinnen. Daher gab er auch in der Härte unter welcher bisher die englischen Gefangenen gelitten, bedeutend nach, betrachtete sie als Menschen, des Mitleidens würdig, und ließ ihnen bessere Lebensmittel und Erfrischungen zukommen. — Sein Mithelfer war der kriegerische Jupujun, ein General, der seinen Ruhm in Turkestan geerntet und nun mit den Engländern wie mit jenen Horden zu verfahren gedachte. Er war in seinen Grundsätzen das Gegenstück von Ilipu, denn nach seiner Meinung konnte nur Krieg und Vertilgung der Barbaren die Ehre des himmlischen Reiches sühnen.

Die erste Anforderung des Kaisers an Ilipu war der Bau eines Linienschiffes, wie das der Engländer; dieß sollte nun in wenigen Wochen fertig gemacht werden; da aber die Materialien ganz fehlten, so übertrug der Bevollmächtigte die Sache dem Inspector des Bezirkes. Dieser zerbrach sich lange den Kopf über die Sache; denn er hatte nie wirkliche Schiffe, sondern nur Abbildungen davon gesehen, und da es ihm sehr schwer schien den kaiserlichen Befehl auszuführen, so erhängte er sich. Ilipu, welchen man als den Urheber dieses unmenschlichen Befehles ansah, wurde daher von dem Sohne des Verstorbenen angeklagt und nachher in Gerichtsstreitigkeiten verwickelt, welche ihm sehr viel Schaden verursachten.

Nach häufigen Sturzregen zu Tschusan stellte sich ein sehr heißer Sommer ein. Die Soldaten dort erhielten meistentheils eingesalztes Rindfleisch; denn man wollte sich nicht die Mühe geben Vieh auf dem Festlande China's anzuhalten. Ihren Durst konnten sie nur mit verdorbenem Wasser löschen. Ueberdieß waren sie in ihren Lagern sehr oft der drückendsten Hitze ausgesetzt und bekümmerten sich selbst äußerst wenig um ihre Gesundheit, während der commandirende Officier ganz und gar keine Notiz davon nahm. Weder Gemüse noch Fleisch war irgendwo zu kaufen; die Stadt Tinghai glich einem Todtenhause; denn die Einwohner waren entweder geflohen oder hatten sich versteckt. Der Mangel an guten Lebensmitteln war daher sehr fühlbar und zur Abhülfe des Hungers wurden keine Anstalten gemacht.

So stellten sich dann nach etwa zwei Monaten Bauchkrankheiten ein, die sich immer mehr und mehr ausbreiteten; das Außerordentliche in diesem Leiden war, daß alle die davon angefallen, nie genasen. Ein ganzes Regiment wurde dergestalt beinahe aufgerieben, die Hospitäler waren alle voll von Menschen; was Dysenterie übrig ließ, raffte das Fieber hinweg; überall herrschte Schrecken und Elend, und oft starben 15 Menschen an einem Tage. Tschusan wurde daher als der Kirchhof der Engländer betrachtet. Während dieser Heimsuchung sah man die armen Menschen mit großer Gleichgültigkeit, ohne die geringste Rücksicht, den Geist aufgeben; denn die Liebe zum Leben, so tief der menschlichen Brust eingepflanzt, schien verschwunden zu seyn.

In dieser Lage fand der Admiral die Dinge, als er vom Peho zurückkam. Erst glaubte er, daß es bloße Unbäßlichkeit sey welche die Soldaten befallen; denn es war nur erst der Anfang der kommenden Leiden; allein als so viele starben, hielt man es für die höchste Zeit Maßregeln zu nehmen, um ihnen Kraftsuppen und andere nahrhafte Speisen zu geben. Allein es war zu spät; der Tod hatte schon sein Siegel auf die Opfer gedrückt und riß eine große Menge hinweg. Der Winter, anstatt das Werk der Vernichtung zu vermindern, gab nur wenige Erleichterung, und die Kranken, welche nach Manila gesandt wurden, starben fast alle.

Kischen hatte der Flotte bei der Rückkehr derselben Geschenke an Rindern gemacht; dasselbe Beispiel wurde in den Küstenstädten befolgt; Ilipu, der nun nicht zurückstehen wollte, sandte auch eine Anzahl Vieh nach Tschusan. Dieses Geschenk spornte die Einwohner an die Besatzung mit Lebensmitteln zu versorgen, und von diesem Augenblick an strömten allerhand Mundbedürfnisse in ziemlich großer Anzahl nach Tinghai. In kurzer Zeit genasen die Krieger, welche der Winter geschont, und ihr Muth, der schon ganz gesunken, wurde wieder belebt. Verschiedene Kriegsschiffe segelten der Halbinsel Korea entlang; ein anderes ging nach Quelport, um dort Rinder zu holen und beschoß einen Ort in der Nähe der Küste.

Als der Admiral in den Gewässern Cantons im November anlangte, fand er Kischen nicht und hatte daher eine Zeit

lang zu warten. Nachdem nun der Bevollmächtigte ankam, wurde Lin endlich seiner Stelle entlassen, weil er seinen Oberherrn betrogen und dadurch Ursache zum Kriege gegeben; zugleich behielt er aber noch den vierten Grad eines Mandarins. Er seinerseits schrieb einen derben Brief an Taokuang, in welchem er sich nicht allein entschuldigte, sondern wieder gegen die Engländer allerhand Klagen anbrachte und auf die strenge Führung des Krieges bis zur Unterwerfung der Barbaren bestand. Selbst in seiner Erniedrigung, als der größte Tadel auf ihm haftete, fand seine Stimme Gehör und wurde am Hofe als ein Orakel betrachtet. Er erschien in seiner Herabsetzung nur noch größer, denn jeder Vaterlandsfreund klagte über die ungerechte Behandlung die ihm widerfahren; man ehrte ihn als die einzige Hoffnung des chinesischen Reiches und den Ueberwinder der Barbaren. Dennoch hatte dieser Mann nichts gethan um seinen Ruhm zu rechtfertigen, dagegen Noth und Verderben auf sein Vaterland gebracht und dem Opiumhandel einen Schwung gegeben den er noch nie gehabt. — So blind ist Volksgunst oft, so irrig sind die Ehrenbezeugungen, so betrügerisch die Kunstgriffe politischer Gauner.

Als nun Elliot mit einem Dampfbote nach einem Fort ging um dort die Unterhandlungen zu eröffnen, feuerte der Befehlshaber auf die weiße Flagge und schützte nachher vor, daß er Befehl erhalten habe sich gegen die Barbaren zu wehren. Dieß war gewiß ein böser Anfang; da aber Elliot nun dürstete um Großthaten in der Diplomatik zu verrichten, so entschuldigte sich die chinesische Regierung, und Kischen fing endlich seine Schreiberei an.

Immer höflich und bescheiden verfaßte er seine Briefe im schönsten Style der Deutlichkeit, ungleich allen Vorgängern; er beschränkte sich ganz auf Geschäfte, sprach ermuthigend und anziehend, gestand aber nicht einen einzigen Punkt zu. Nach sehr vielem Correspondiren, wie man schon früher hätte erwarten können, war noch nichts errungen. Das Opium sollte während einer Jahrenreihe durch die Hongkaufleute mit einer Taxe auf die Einfuhr und Ausfuhr — mit andern Worten, durch die Fremden selbst bezahlt werden, und dieß war die einzige Gunst, welche der Kaiser den unruhigen Barbaren zusicherte, wozu nun

auch noch die Vergebung des Geschehenen kam. Admiral Elliot, des Lebens müde, klagte über Herzklopfen und begab sich nach Hause; der Capitän Elliot war nun der einzige Bevollmächtigte. Dieß war einer der glücklichsten Augenblicke seines Lebens; denn nun hatte er freies Spiel zu verhandeln was nie mit der Feder gethan werden konnte, und zu Stande zu bringen was allen andern unmöglich schien. Kischen hätte nie einen bessern Gegner finden können; daher schmeichelte er ihm, rühmte den umfassenden Verstand und die außerordentliche Behendigkeit mit welcher er die Sachen betrieb, und so gingen die Dinge bis zum Ende des Jahres ihren Gang. So lange noch Papier vorhanden gewesen wäre, würden beide Theile zufrieden gewesen seyn den Briefwechsel fortzuführen, hätte nicht Kischen vom kriegerischen Sinne seines Oberherrn gehört, und Elliot zum wenigsten etwas für seine Nation unternehmen müssen.

Nach der Abschickung des Kischen nach Canton wurde das Murren am Hofe allgemeiner, daß man den Barbaren Treu und Glaube bewahren und Friede mit ihnen schließen sollte. Bald darauf erschienen Schriften von allen Theilen des Reiches, welche solches Verfahren als Landesverrätherei rügten und Taokuang aufforderten, sogleich das Schwert zu ziehen und die Scheide hinwegzuwerfen, bis daß dieß Gesindel ausgerottet sey; denn man betrachtete die Engländer von keinem andern Gesichtspunkte denn als Seeräuber. Freilich waren die Mandarine des Innern, welche nicht die entfernteste Kenntniß von Fremden hatten, die lautesten in der Anbefehlung von Krieg, zur Ausrottung eines ganzen Menschenstammes. Noch aber zauderte Taokuang, als endlich die verwittwete Kaiserin hervortrat, ihn einen unnatürlichen Sohn schalt, welcher das Andenken der Ahnen durch seine Güte gegen die Barbaren entehrte, und nicht die Dreistigkeit haben dürfte, als solch ein feiger und niederträchtiger Sprößling, im Hades vor seinen Vorvätern zu erscheinen. Eine solche Anklage durchbohrte das Herz des Monarchen; er erklärte nun zu großer und unaussprechlicher Freude der Höflinge und unwissenden Militärbehörde den Krieg zur gänzlichen Vertilgung der Engländer.

Kischen, gleich einem Fabius, wollte aber noch das Unheil von dem Lande abwenden und zauderte lange. Das Signal

zum Angriffe war oft von Elliot gegeben worden; sobald er aber die weiße Flagge der Chinesen entdeckte, wurde dieses wieder heruntergeholt. Nun aber verfehlte Kischen am 7. Januar 1841 seinen periodenmäßigen Brief zu senden, und Elliot verlor daher alle Geduld. Das Fort von Tschuenpi auf der einen Seite der Mündung des Stroms, und das von Taikoktéu auf der andern wurden daher zu Wasser und Lande angegriffen. In ersterem war das Gemetzel schrecklich; denn die Chinesen, unbekannt mit den Kriegsgesetzen des Westens, wollten sich nicht ergeben, warfen sich von den Höhen herunter oder flüchteten sich ins Wasser. Schrecken hatte sich ihrer bemächtigt, sie flohen wie Wilde nach allen Richtungen. Das kleine Dampfboot, die Nemesis, nachdem es Raketen in die Forts geworfen, wandte sich endlich nach der chinesischen Flotte hin. Dort hatte man früher geglaubt, die Barbaren wie Hasen im Netze zu fangen, und die Matrosen standen bereit dieß Manöver auszuführen. Plötzlich aber fiel eine Rakete in die Admiraljunke, welche augenblicklich mit der ganzen Mannschaft in die Luft flog. Nun sprangen die Chinesen der übrigen ins Wasser um sich das Leben zu retten; ihre Fahrzeuge wurden nachher den Flammen preisgegeben und dasselbe geschah mit andern Junken, die in einem kleinen Strome lagen. Zu Taikoktéu wehrten sich die Chinesen viel besser und warteten bis die Engländer die Wälle erstiegen; dann aber rannten sie mit großer Geschwindigkeit hinweg und überließen die Festungswerke den Feinden. So endete der gräuliche Tag, wie ihn China seit Jahrhunderten noch nicht gesehen. Der Platz in der Nähe von Tschuenpi war überall mit Leichen bestreut; die Anzahl der Ertrunkenen war noch weit größer. Der so lang gehegte Wunsch des Volkes, mit dem Schwerte den Barbaren zu begegnen, war nun erfüllt. An derselben Stelle hatte Lin früher Heerschau gehalten, und einen Scheinanfall von rothjackigen Chinesen, die Engländer vorstellend, machen lassen, bei welcher Gelegenheit die letzteren natürlich zurückgeschlagen wurden. Nachdem es aber zum wirklichen Kampf gekommen, standen die Sachen ganz anders. Nun wäre es Zeit für Lin gewesen das Vaterland mit seinem eigenen Degen zu vertheidigen; allein während die größten Ereignisse vorfielen, verhielt er sich selbst ganz ruhig und beschäftigte sich mit dem bittern Tadel des Ministers Kischen.

Der letztere war von dem ganzen Vorgange der Schlacht sehr genau unterrichtet; sein Blick durchschaute das Uebergewicht der Engländer in der Kriegskunst und die Unmöglichkeit über ein solches Volk mit den geringen Mitteln zu siegen, welche dem Kaiser zu Gebote standen. Er wagte es selbst in verblümter Sprache seine Ansichten dem Taokuang darzustellen, und ungeachtet des allgemeinen Kriegsgeschreies den Frieden in Vorschlag zu bringen, denn er hielt ihn für unablässig nothwendig. Mit dieser Ueberzeugung fing er Verhandlungen mit Elliot an, trotz der Widersprüche des ganzen Reiches und der ausdrücklichen Befehle seines Oberherrn, den Engländern weder Treu noch Glauben zu halten, sondern sie von der Erde zu vertilgen. Er handelte daher eigenmächtig, als ob er der Gebieter gewesen, mit dem besten Willen und den lautersten Absichten; Elliot dagegen schob die Vorschriften seiner Regierung zurück; denn so weit konnte Kischen nicht gehen, um alle seine Forderungen zuzulassen; er verfuhr ganz nach seinen eigenen Wünschen, um Kischens Erwartungen zu entsprechen. So kamen beide Herren zu dem Entschlusse, nach einem sehr langen Briefwechsel, einen Bund unter sich abzuschließen, welcher auch für England und China geltend seyn möchte. Die Sache war sehr gut gemeint, und beide erkannten gegenseitig daß sie ihre Instructionen überschritten, jedoch wegen des Wunsches den Frieden beider Nationen zu bewerkstelligen, jede andere Rücksicht gering achteten. Unter solchen Umständen kam ein sehr wunderbarer Tractat zu Stande; Kischen schenkte Hongkong, eine jämmerliche Insel mit einem vortrefflichen Hafen, weg, gestand die fristweise Bezahlung des verbrannten Opiums zu und erlaubte Gleichheit im Briefwechsel.

Ehe man aber so weit kam, näherten sich die Schiffe den Forts in der Bocca Tigris, um auch dort das Beispiel von Tschuenpi zu wiederholen. Schon waren alle Vorkehrungen getroffen, jedes Schiff hatte seine Anweisung erhalten und langsam näherten sich die Kriegsfahrzeuge den Punkten um aus Feuerschlünden den Frieden zu erzwingen, als ein altes Weib auf einem kleinen Nachen herbeiruderte, und an Elliot durch Hülfe eines Doctors der sich im Boote befand, den Vorschlag des Admirals Kuan brachte, wieder die Unterhandlungen anzufangen. Die Dampfboote hatten angefangen einige Raketen

in die Forts hineinzuwerfen, als das Signal zum Rückzuge gegeben wurde und die große Flotte wieder unverrichteter Sache hinwegzog. Nie hatte wohl ein altes Weib und ein Nachen größere Thaten verrichtet. Dieser Mittheilung wegen schloß Elliot einen Waffenstillstand, und der obige Tractat war die Folge der Unterhandlungen, während Tschusan und Tschuenpi der chinesischen Regierung wieder zurückgegeben wurden. Das Gutheißen des Kaisers war jedoch nöthig um diese Abschließung zu bestätigen; daher verzögerte sich die völlige Uebereinkunft.

Um sich über alles zu verständigen, wurde eine Zusammenkunft in dem Flusse von Canton veranstaltet. Dort erwartete Kischen in einem Zelte Elliot, und beide waren höchst erfreut, als Friedensstifter beider Reiche einander zu begegnen. Daher war der Pomp großartig und hehr, die Gespräche herzlicher Art und vielversprechend für die Zukunft, die Unterhaltung sehr passend und treffend. Kischen war ganz Ohr und Auge, seine Blicke auf die englischen Schiffsoldaten richtend, ihre Waffen, Kleidungsstücke und militärische Uebungen genau beobachtend, und daher noch mehr überzeugt, daß durch Krieg nichts ausgerichtet werden konnte. Beide Parteien schieden jedoch von einander, ohne daß irgend etwas Näheres bestimmt worden wäre.

Unterdessen erreichte die Nachricht vom Friedensschlusse Tschusan. Die Insel schien wegen ihrer Centrallage und der Nähe der großen Flüsse und des reichsten Theiles von China dem Kaiser von der größten Wichtigkeit, und eine fremde Besatzung dort zu sehen war seinen Wünschen gänzlich zuwider. Beim Anfange der Unterhandlungen hatte daher Kischen sehr stark auf die Räumung gedrungen, und da er in dieser Sache keinen Erfolg sah, so rechnete ihm Taokuang dieß zum Verbrechen an. Sogleich wurden Befehle an Ilipu gesandt um die Insel mit den Waffen in der Hand zu erobern. Dieser hatte wenige und sehr schlechte Soldaten, ein bloßes zusammengerafftes Gesindel, das beständig desertirte, untaugliches Geschütz und keine Fahrzeuge, mit welchen er dieß Heer von Tschinhai nach Tschusan übersetzen konnte. Ueberdieß hatte er sich aufs heiligste in einer persönlichen Unterredung dem Elliot verpflichtet, nicht das Ge-

ringste zu unternehmen, bis das Resultat seiner Unterhandlungen mit Kischen bekannt gemacht worden sey, und er war entschlossen Treu und Glaube zu halten. Allein etwas zu unternehmen war seine Pflicht, denn sein Herr, der Kaiser, bestand sehr ernstlich darauf. Daher sandte er einen geheimen Boten um den Engländern zu Tschusan sagen zu lassen, daß er in Begriff stände die Stadt Tinghai abbrennen zu lassen. Da es ein sehr kalter Winter war und ein solcher Brand den Soldaten sehr unangenehm gewesen seyn würde, so sandte man ihm auf dieselbe geheime Weise einen Wink daß, wenn er solches thäte, Ningpo als ein zweites Licht würde angesehen werden müssen. Da dieser Plan nicht gelang, suchte er wieder Drohungen auszustoßen um dergestalt die Engländer in Furcht zu setzen und zum Abzuge zu nöthigen. Noch aber war es unmöglich die mächtigen Entschlüsse in Ausübung zu bringen, und der Kaiser, des Zögerns müde, bestimmte endlich Jükien, einen Mongolen, zum Ausführer seiner Befehle, und rief Ilipu, welcher in große Ungnade gefallen, nach Nanking zurück. Wenige Tage vorher erhielt letzterer die Nachricht vom Friedensschlusse und eine Anweisung Tschusan zurückzunehmen, sobald die englischen Gefangenen ausgeliefert worden wären. Dieß zu thun war gegen des Kaisers ausdrücklichen Befehl; denn es war sein Wunsch sie nach der Hauptstadt kommen zu lassen, um sie dort nach herkömmlichem Brauch als Erzrebellen hinzurichten. Zwar waren die Soldaten schon zum größten Theile vor Elend im Kerker zu Ningpo gestorben, allein noch blieb dort ein gewisser Capitän der Artillerie, Anstruther, und die Wittwe des Schiffcapitäns Noble, welche man für eine nahe Verwandte der Königin von England ausgab, mit einigen andern, an welche man Rache ausüben konnte. Ilipu aber sprach: ich will mich nicht als Henker gegen die beweisen welchen ich Leben und Freiheit versprach, sondern sie dem eingegangenen Vertrage gemäß ausliefern. Daher sandte er sie augenblicklich nach Tinghai und zugleich seinen Sclaven und einen Unterofficier und Corporal, um Tschusan wieder zurückzunehmen. Das englische Geschwader segelte denselben Tag hinweg und kam nach wenigen Tagen zu Hongkong an. (24. Febr. 1841.) Dort glaubte man eine englische Colonie zu finden, allein weder eine Flagge wehte, noch

blieb ein einziger Soldat zurück, denn der Krieg hatte schon von neuem begonnen.

Elliot hatte in einem Rundschreiben Kischen für seine gewissenhafte Treue gepriesen und von den weitaussehenden Ansichten des Staatsmannes gesprochen. Dennoch wollte es mit dem Friedensantrage nicht glücken, und nachdem er in einer zweiten Conferenz, welche stundenlang dauerte, sich mit Kischen unterhalten, kehrte er mit neuen, wiewohl schwachen Hoffnungen zurück.

Der chinesische Bevollmächtigte, um sich im Ansehen zu erhalten, hatte dem Kaiser zu verstehen gegeben, daß er durch seine Verhandlungen im Stande gewesen sey Elliot zur Wegsendung des ganzen Geschwaders zu bewegen. Darauf schrieb Taokuang zurück: verfolge sie, rotte sie aus und laß nicht ein einziges Segel entkommen. Kischen erwiederte: man habe zu solchem Unternehmen weder Flotte noch Heer; worauf der Kaiser das Urtheil sprach, ihm mit der schwersten Strafe drohend, und die Schuld das Heer zu entmuthigen ihm zurechnete. Zu dieser Anklage konnte der Minister nichts sagen, und mußte nun den sehr scharfen Befehl, augenblicklich zum Kriege Zurüstungen zu machen, ausführen. Das erste Unternehmen war, auf den Kopf Elliots und des Anführers der Flotte 50,000 Thaler zu setzen, welche jedem, der dieselben brächte, zum Geschenke gemacht werden sollten. Dieß war denn die gewissenhafte große Treue des hartgedrängten Staatsmannes, welchen Elliot so gerühmt. Der Handel wurde auch nicht geöffnet und so war es nicht der Mühe werth länger zu warten. Innerhalb einer so kurzen Zeit hatten die Chinesen eine sehr große Anzahl von Soldaten nach der Bocca Tigris gesandt und neue Bollwerke zur Vertheidigung aufgeworfen, so daß sie wie Murmelthiere sich begraben hatten. Kischen hatte während eines ganzen Monats, solange der Friede mit Elliot gedauert hatte, die Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt und in seinem Briefe an den Kaiser geprahlt, daß er die Engländer mit losen Unterhandlungen hinhalte um Zeit zu gewinnen. Es fehlte daher weder an Mannschaft noch an Kanonen, als Elliot wieder, wie vom Zauber erwacht, einen Angriff auf jene berühmten Forts befahl, welche nun zwei Jahrhunderte lang den Eingang beschirmt. Die Hügel, an deren Fuß die Forts gebaut, waren voll Menschen, welche

sich hinter Batterien gelagert; das Ganze schien eine lebende Masse zu seyn. Unter diese warfen die Dampfboote Raketen und richteten sehr große Verwüstungen an; auf die großen Forts feuerten zwei Linienschiffe, und Kuan, der Admiral, hielt so lange aus, als noch ein einziger Soldat bleiben wollte. Nun aber drang der Feind mit dem Bajonette ein; Kuan focht noch allein und wollte nicht fliehen, sondern versperrte den Weg mit dem Säbel, und wurde sehr bald niedergehauen. Die Engländer ehrten die Tapferkeit des Helden, und feuerten bei seinem Begräbniß, als man den Leichnam wegholte, Ehrenschüsse. Das letzte Fort wurde erst von einer Batterie von der entgegengesetzten Seite auf einer Insel beschossen, dann auch von den kleinern Schiffen bombardirt und endlich von den Soldaten erstürmt. Die Mandarine waren von dort bei Anfang des Angriffes hinweggelaufen und hatten alle Boote mit sich genommen, worüber die Besatzung so erbittert wurde, daß sie auf ihre eigenen Officiere feuerte. Aber fliehen konnten die chinesischen Streiter nicht, daher wurden sie alle zu Gefangenen gemacht. Sie fürchteten lebendig von den Barbaren verzehrt zu werden, warfen sich daher auf die Kniee nieder, um Gnade und Erbarmen bittend. Natürlich wollte Niemand ihnen Schaden thun, sondern man gab ihnen eine gute Quantität Reis und schickte sie in verschiedenen Booten nach Hause. — Die Chinesen hatten ihr Möglichstes gethan; allein die Armee versteht nichts von Disciplin und von Kriegskunde im europäischen Sinne des Wortes, und ist daher bei einem Angriffe hülflos. Dabei hat der Soldat kein Ehrgefühl, keine Vaterlandsliebe, keine Anhänglichkeit an seine Officiere und ist feig von Natur. Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel gibt es, allein sie sind selten; was wir gemeinsame Tapferkeit nennen möchten, ist bei den Chinesen ein Gegenstand der Bewunderung. Vom Zielen und richtigen Schießen haben sie keinen Begriff, glauben aber dennoch fest, daß das Feuer von ihren Luntengewehren und ungeschickten Kanonen Diamanten schmelzen könnte. Daher setzen sie ihr ganzes Vertrauen in große Stücke und leben sogar in dem Wahne, daß ihre bloße Anwesenheit einen Platz unüberwindlich machen könnte. Das Modell ist von den Europäern entlehnt; allein die Kanonen sind viel dicker; sie sind rauh, löcherig und blasig im

Gusse, so daß sie sehr oft platzen. Schon im Jahre 1834 hatten sie angefangen den Eingang in den Fluß stärker zu befestigen. Ein Fremder schlug ihnen vor in Zukunft auf Fregatten mit glühenden Kugeln zu feuern. Der Versuch wurde gemacht, das rothheiße Eisen in den Schlund des Stückes geworfen, und siehe, da flogen Kanonen und Kanoniere hinweg. Nach diesem unglücklichen Vorfalle begnügte man sich mit dem gewöhnlichen Geschütz; Lin hatte alles gethan um den Hafen zu sperren, und viele hunderttausend Thaler verschwendet um die Forts unüberwindlich zu machen. Als sie dessenungeachtet von den Engländern genommen worden waren, schrie man über Landesverrath und beschuldigte Kischen der schwärzesten Laster. Zudem stand er ganz allein in seinen Bemühungen; fragte er die andern Officiere, so wiesen sie ihn auf die Befehle des Kaisers zurück; ersuchte er sie um ihre Hülfe, so waren sie nie im Stande diese zu leisten. Das Volk haßte ihn, denn er war mit den Barbaren auf freundlichem Fuße gestanden und hatte den Frieden zu vermitteln gesucht. Lin, der noch zu Canton zurückgeblieben war und ein Corps von Freiwilligen geworben hatte, welche täglich mit Waffenübungen beschäftigt waren, haßte Kischen mit ganzer Seele als einen Treulosen. So schmerzlich daher auch der Fall jener Befestigungswerke war, so freute man sich, daß es unter der Verwaltung des Landesverräthers geschehen; denn sonst hätten diese starken und unwiderstehlichen Batterien nie genommen werden können. Ungeachtet der ungeheuren Anstrengung des Ministers, seiner außerordentlichen Thatenkraft und der Versammlung einer bedeutenden Armee in gar kurzer Zeit, wurde er dennoch der Saumseligkeit angeklagt; man warf ihm vor, er wolle diese großen Pässe in die Hände der Fremden spielen, von denen er eine Summe Geldes empfangen. Das allgemeine Geschrei zu Canton war daher: Hinweg mit dem Verräther!

Allein es bedurfte dieser harten Ausdrücke zu Canton nicht um seinen Sturz zu beschleunigen. Schon hatten zu Peking der chinesische Minister Wangting und der mantschurische Mutschanga seinen Untergang geschworen; daher ließen sie Kischen ohne weitere Instruction seinen Gang gehen, ihm nur gebietend, das Unmögliche zu vollziehen. Taokuang war freilich nicht gestimmt seinem Liebling, an dessen Unterhaltung er gewöhnt, sogleich den Abschied

zu geben. Allein er war sehr reich, hatte lange Zeit Geld von allen Enden des Reiches zusammengescharrt, weßhalb man sein Vermögen als eine reiche Beute unter den gegenwärtigen Umständen betrachtete. Noch ehe sein Urtheil gesprochen, wurde das Ganze in Beschlag genommen und dem kaiserlichen Schatze übergeben; nachdem alle Güter und Ländereien eingezogen, belief der Werth des Vermögens sich auf die ungeheure Summe von etwa neun Millionen Sterling, nach dem öffentlichen Berichte des Schatzmeisters. Dann wurde Kischen als der größte Bösewicht, den China je gekannt, von Canton nach der Hauptstadt von einem Scharfrichter, der ihm eine Kette um den Nacken warf, wie ein gemeiner Verbrecher geführt. Härter war noch das Loos eines gewissen Canton-Chinesen, der ihm in allen Dingen beigestanden, weil er englisch verstand. Zu Peking angelangt, wurde das Todesurtheil über ihn ausgesprochen; jedoch verzögerte der Kaiser die Ausführung. In den jämmerlichsten Kerker geworfen, hatte er nicht einmal so viel um seinen Hunger zu stillen; denn man hatte alles, selbst seine Weiber und Kebsweiber verkauft. Dieß war nun das Ende seiner gegenwärtigen Laufbahn; China sollte sehen wie sehr der großmüthige Kaiser alle friedliebenden Staatsmänner strafte und wie er nie rasten würde, ehe er die englischen Barbaren vertilgt. Zu dem Ende wurde öffentlich bekannt gemacht daß, wer das Wort Friede ausspräche, das Leben verwirkt habe. Der sparsame Kaiser erlaubte nun seinen Dienern nach Belieben Summen zur Befestigung der Küste und zur Vertheidigung des Landes zu beziehen; Millionen auf Millionen wurden verschwendet um Festungen zu bauen, welche in der Folge nach einem zweistündigen Bombardement von den Soldaten verlassen wurden. Zugleich beorderte er die Armeen von sechs Provinzen nach Canton, um buchstäblich die Engländer zu vernichten. An die Spitze des Heeres stellte er seinen geliebten Neffen Jeschan, mehr Höfling als General, welcher früher sich in Turkestan als befehlshabender Officier befunden, und in der Folge sich große Verdienste im Palaste erworben. Er war ein Sardanapal in Sitten und Handlungen, und betrachtete seine Anstellung als eine Lustreise nach dem Süden. Longwen, ein Tatar von Geburt, war sein Amtsgenosse, ein sehr ernster Hofmann, ausgezeichnet wegen seiner Strenge und Präsident eines der höchsten Tri-

bunale. Sein Grundsatz war, den Barbaren nie etwas einzuräumen, sie auf allen Seiten zu bekriegen, und Verderben in Flotte und Heer zu bringen. Den Willen hatte er, war aber ohne Talent. Der dritte Mann, welchem die große Aufgabe, der Sieg über die Engländer, anvertraut worden, war der alte Jangfang, schon früher im Kriege mit Turkestan berühmt. Er wurde, obgleich 70 Jahre alt, als der erste und mächtigste Held seiner Zeit nach dem Kampfplatz gesandt, und kam gerade zu Canton an, als die Engländer vom Eingange des Flusses Besitz genommen. Dort wurden die Festungswerke in die Luft gesprengt und der vereinigten prahlerischen Macht China's Hohn gesprochen.

Nun gingen die Schiffe vorwärts, trafen auf ihrer Fahrt ein Fahrzeug im engsten tiefsten Wasser des Flusses geankert, und beschossen sogleich dieses sowohl als die Batterien am Ufer. Endlich fand die Landung statt; die Chinesen konnten sich nicht länger in ihrer Stellung halten. Viele warfen sich ins Wasser, andere blieben im Moraste stecken; das Kriegsfahrzeug selbst, früher ein Kauffahrer und als solches von Lin gekauft, wurde in die Luft gesprengt. Auch dieser Sieg verbreitete Schrecken in der ganzen Umgegend. Allein weiter hinauf auf dem Wege nach Canton gab es noch sehr viele Verschanzungen und Forts, welche sich nach einander ergeben mußten, so daß der Weg nun in wenigen Tagen nach Canton offen stand. Da erschien der Bürgermeister, ein Mann welcher an allen frühern Verhandlungen großen Theil genommen, mit einem der Hongkaufleute, Howkwa. Sie besprachen sich mit Elliot, versicherten ihn, daß diese wichtigen Sachen nicht zu Canton abgemacht werden könnten, was jeder lange vorher wußte; und stimmten dann mit ihm überein, einen Vertrag zur Eröffnung des Handels abzuschließen (3. März). Dieß war der zweite, welcher etwa zehn Tage lang dauerte. Unterdessen waren die Truppen von Tschusan zurückgekommen, und nur das Freicorps der Bengalen nach der Heimath hinweggesegelt. Diese alle begaben sich nun den Fluß hinauf, und der berühmte General Gough kam zu gleicher Zeit an um den Oberbefehl zu übernehmen. Daher war Elliot sehr ängstlich besorgt, alle die militärischen Zubereitungen von der Stadt wegzuscheuchen, damit die Einwohner ruhig in ihren Handthierungen bleiben möch-

ten; denn er wollte ihrer schonen. Die Schiffe gingen daher unverrichteter Sache, wie sie gekommen waren, hinweg, und so endigte der Angriff auf Canton; denn Elliot glaubte, daß die Furcht einen dauernden Frieden herbeiführen würde.

Bald darauf wurde es ruchbar, daß den Engländern zu Canton kein Handel gestattet werden würde. Entrüstet darüber, zog Elliot schnell mit dem berühmten Dampfboote Nemesis in den innern Gewässern nach Canton, zerstreute die Truppen, vernichtete die Forts am Wege, verbrannte die Junken, und nachdem er als ein unwiderstehlicher Held alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, stand er wieder als Sieger vor den Thoren Cantons. Von den Factoreien datirte er nun seinen Brief, in welchem er die Oeffnung des allgemeinen Handels der Welt ankündigte. Jangfang mußte seine Versicherung geben, daß er den Frieden erhalten wollte und daß von diesem Augenblicke an derselbe nicht wieder gestört werden sollte.

Der Kaiser wurde von den letzten Vorfällen nicht genau unterrichtet. Am natürlichsten ließ sich alle mögliche Schuld auf Kischen schieben, denn er war schon verdammt und einige Verbrechen mehr oder weniger würden die Strafe weder erschweren noch erleichtern. Dieß that denn auch Jangfang, und Lin, welcher sich während der Unruhen, von seinen Freiwilligen verlassen, verkrochen hatte, half ihm im Geheimen dazu meisterlich. Die erste Niederlage welche Jangfangs eigene Truppen erlitten, wurde in einen Sieg verherrlicht und die Anzahl der fürs Vaterland Gefallenen als ein Beweis angeführt, daß die Tapferkeit der Soldaten des Mittelreiches noch nicht erloschen. Taokuang fing an wieder aufzuleben, gab dem braven Greise Jangfang neue Ehrentitel und ermunterte ihn fortzufahren auf der Laufbahn des Sieges. Als nun aber Elliot wirklich zu Canton erschien, da verlor der Bravste der Braven seinen Muth, und er schrieb einen sehr kläglichen Brief an seinen Oberherrn, ihn zugleich versichernd, daß er um die Barbaren zu täuschen einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen. Dieß gefiel aber durchaus nicht dem kriegerischen Monarchen; darum gab er seinem alten Diener einen sehr derben Verweis, zu gleicher Zeit aber tröstete er ihn, daß unzählbare Heere mit unwiderstehlicher Macht zur Hülfe herannahen würden.

Von diesem Augenblick an kam Schaar auf Schaar von Soldaten; unzählig waren die Boote in welchen sie heranströmteu. Die Werkstätten der Schmiede widerhallten von Waffenbereitungen, Hunderttausende von Leuten mußten Verschanzungen aufwerfen und ungeheure Vorräthe von Pulver wurden aufgehäuft. Die ganze Volksmasse schien nur auf Vorbereitungen zum Kriege erpicht zu seyn. Jeschan hatte endlich die wollüstige Stadt erreicht und fand in der Gesellschaft der Freudenmädchen seinen höchsten Genuß. Jangfang lebte innerhalb der Stadtmauern und betrieb die Ausrüstung der Heere; Longwen war im politischen Departement. Hunderte von Schmacken wurden von der Regierung gemiethet um als Brander zu dienen. Es war eine wundervolle Emsigkeit, die schwimmende Batterien baute und das ganze Ufer mit Brennstoffen bestreute. Noch nie hatte man so etwas zu Canton erlebt; allein die Nation wollte großartig erscheinen und der Untergang der Engländer sollte der Welt wie das Einsinken der Gottlosen in einen feuerspeienden Berg erscheinen; denn sie hatten ja gegen das himmlische Reich gefrevelt. Dabei herrschte die größte Stille, als ob man zu diesem gräßlichen Ausbruche die Kräfte erst sammelte.

Der Handel ging inzwischen seinen ruhigen Gang. Elliot selbst war mit Hongkong beschäftigt und erließ sehr viele Gesetze rücksichtlich der neuen Colonie. Als man ihm die Kunde von den großen Zubereitungen brachte, lachte er darüber, fest überzeugt, daß die Chinesen gewiß Treu und Glauben halten würden. Um einen Beweis seiner Gleichgültigkeit zu geben, wie sehr er das Gerücht verachtete und wie gänzlich er dem Versprechen der Mandarine traute, ging er mit seiner Frau nach Canton, blieb dort eine Zeitlang und kam dann wieder zurück, um zu zeigen daß nicht die geringste Gefahr vorhanden sey.

Nachdem die Flotte von Tschusan hinweggesegelt, kam noch ein Schiff dort direct von England mit Lebensmitteln an; denn man hatte nicht die entfernteste Idee, daß Elliot den Chinesen, ohne weitere Befehle von seiner Regierung abzuwarten, dasselbe wieder zurückgeben würde. Der Capitän ging unvorsichtiger Weise ans Land, wurde von den Chinesen gefangen genommen, von Jukien, einem Mongolen, dem Nachfolger Ilipu's, lebendig geschunden und dann in Stücke geschnitten. Dasselbe Loos wider-

fuhr auch einem Steuermanne und Matrosen. Auf solche Weise glaubte dieser Wütherich die Engländer mit Furcht und Schrecken erfüllen zu können, und dergestalt im Fall sie wieder kämen zu besiegen. Als das dunkle Gerücht von dieser blutigen That Makao erreichte, gerieth Elliot in Erstaunen; sogleich sandte er ein Kriegsschiff nach Ningpo um nähere Erkundigung einzuziehen, während er einen drohenden Brief an die Behörden schrieb und sie mit Feuer und Schwert heimzusuchen drohte. Allein aller Verkehr mit dem Festlande war verschlossen; wohin sich auch die Brigg wendete, fand sie Kanonen und Batterien, und mit dieser Nachricht eilte sie zum Bevollmächtigten. Dieser faßte daher den Entschluß nach vielem Hin- und Herlaufen mit der Flotte nach dem Norden zu ziehen, während Bremer, der Befehlshaber des Geschwaders, nach Indien ging um dort die Ausrüstnng von kleinen Dampfbooten zu beschleunigen. So standen die Sachen, als die Wirklichkeit des nahen Anfalles auf die Engländer zu Canton einige Tage vorher dem Elliot mit solcher Gewißheit überbracht wurde, daß er nicht länger einen einzigen Augenblick daran zweifeln konnte; nun zog das vereinigte Heer nach dem Kriegsschauplatz, um zu erproben wie weit die Chinesen sich vertheidigen konnten, wenn sie alle Streitkräfte auf einen Punkt vereinigt hätten.

Eine allgemeine Stille ging dem fürchterlichen Sturme der Nacht vom 17ten Mai vorher. Die Engländer waren von dem Loose das ihnen zubereitet war nicht unterrichtet. Als daher die erste Masse von Brandern ankam, wurde sogleich das Signal gegeben, und siehe, da war alles in Flammen und das Feuer verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit, daß der ganze Fluß in Flammen zu seyn schien. Dieß war nicht nur der Fall zu Canton, sondern auch an allen Stellen wo die Kriegsschiffe geankert waren, bis zur Bocca Tigris. In jeglicher Richtung wurden die Feuerflöße beinahe zu gleicher Zeit losgelassen, aber überall durch die Geschicklichkeit der Matrosen unschädlich gemacht und weggebracht. Dagegen geriethen die Vorstädte Cantons hiedurch in Brand, und was zur Verwirrung der Feinde bestimmt war, brachte den Einwohnern Schaden und Bestürzung.

Als es Tag geworden, fand man eine ganze Anzahl Batterien längs des Ufers, welche auch verschiedenemale auf die Schiffe, doch nicht mit Erfolg, feuerten. Nun kam aber auch die

Reihe an die Chinesen, für den Friedensbruch zu büßen. Zu diesem Ende ging das berühmte Dampfboot Nemesis den Fluß hinauf, verbrannte die Kriegsjunken und vernichtete die Feuerflöße. Als nun alle Fahrzeuge brannten und überall Furcht und Entsetzen waltete, da fühlten die Helden des himmlischen Reiches, daß man nicht ungestraft den Barbaren trotzen könnte, und obgleich die Vertheidigungsanstalten anderwärts sehr bedeutend waren, so verlor die Besatzung in der Stadt schon vom bloßen Gerüchte den Muth.

Den Tag vorher wo der Kampf statthatte, erließ der Präfect der Stadt ein Rundschreiben, in welchem er die Einwohner ermahnte nicht den Ort zu verlassen — denn sie wanderten zu Tausendeu aus — und den guten Fremden versicherte, daß sie ganz ungetrübt leben möchten, denn ihnen stünde nichts Böses bevor. Dieses Versprechen aber wiegte nur einen Amerikaner in Schlummer, der sich ganz sicher glaubend, auf einmal eine Horde Räuber und Soldaten zur Plünderung der Factoreien ankommen sah. Mit großer Behendigkeit wurde alles von Werth geraubt und man ließ nur die Wälle der Factoreien stehen. An dieser Plünderung hatte der alte Jangfang einen bedeutenden Antheil; sein großer Heldensinn wurde mit dem Raube englischer Manufacturen befleckt und er selbst ein Gegenstand der Verachtung unter den Soldaten.

Nachdem man nun einige Tage die Stadt von den Schiffen aus beschossen und überdieß all die zahlreichen Forts an des Flusses Seite genommen, wobei es auch nicht ohne großen Verlust abging, wurden endlich Anstalten zur Belagerung der Stadt gemacht, auf einer Seite wo die Chinesen nicht vorbereitet waren. Allein der Weg ging über Gräben und verursachte Mühseligkeiten jeglicher Art. Ueberdieß war das Wetter außerordentlich heiß und die Anstrengungen so erschöpfend, daß viele Soldaten sich dem Tode nahe glaubten. Endlich erreichte die Armee den nördlichen Theil der Mauer, die Forts an der Außenseite wurden sogleich genommen, und ein mörderisches Feuer eröffnet, welches die Chinesen sehr wacker erwiederten. Bei der Eintreibung der Vorposten und dem Schluß der Thore entfiel ihnen aber der Muth.

Von diesem Augenblick an entstanden die schrecklichsten Scenen in der Stadt selbst. Schon früher hatten viele der fremden Solda-

ten anstatt zu kriegen zu plündern angefangen; die Landleute in der Umgegend, welche damals schon aufs höchste gereizt waren, nahmen schreckliche Rache an diesen Räubern. Diese Wiedervergeltung aber erregte den Zorn der Krieger und nun mordeten sie mit der fürchterlichsten Wuth die Landleute. Dieselbe Rachsucht verbreitete sich in den Vorstädten und endlich innerhalb der Mauern. Dort waren aber diese Streiter in größern Haufen als die Einwohner, von denen sich ein großer Theil geflüchtet; daher entstand ein fürchterlicher Kampf, an verschiedenen Stellen erhob sich die Flamme und überall war Entsetzen und Raub. Der ärgste Feind hätte die friedlichen Bürger nicht mit solcher Kaltblütigkeit niedergemetzelt, wie es die eigenen Soldaten thaten. Dieß Unwesen — denn alle Disciplin war verloren gegangen und die Officiere selbst stahlen — war so unerträglich daß die Anführer alle Hoffnung zur Vertheidigung aufgaben und daher Abgeordnete absandten, um mit Elliot über die Auslösung von Canton zu unterhandeln.

Dieser war wie gewöhnlich hoch erfreut, wieder Unterhandlungen anzufangen, und so wurde es denn bestimmt, daß nach der Zahlung von sechs Millionen Thalern die Engländer alle ihre Vortheile aufgeben und den Fluß räumen sollten. So hatte nun alles Blutvergießen und jegliche Anstrengung sowohl als das unsägliche Elend welches auf die Einwohner fiel, für die weitere Verhütung ähnlicher Leiden keinen Erfolg, und derselbe kriegerische und zugleich feige Geist, der schon so viel Unheil angerichtet, war nach wie vor rege.

Als der General gerade eine Bresche zu schießen gedachte, traf ein junger Artillerieofficier ins Pulvermagazin, welches mit großem Krachen in die Luft sprang. Er hatte gerade einen Mörser geladen um in ein nahegelegenes Gebäude eine Bombe zu werfen, als der Anführer herzukam und es ihm untersagte. Wäre es geschehen, so würde eine Explosion stattgefunden haben, wie die Geschichte wohl noch keine erwähnt; denn in dem Tempel befanden sich ungeheure Pulvervorräthe, welche für den Dienst der ganzen Besatzung bestimmt waren. Der Feldmarschall Jeschan schrieb nachher an den Kaiser, daß die Göttin Kuwanjin, welcher dieser Pulvertempel gewidmet, die Kugeln in ihren Schooß aufgefangen und dadurch den Schaden verhütet habe. Für dieses große Verdienst gestand ihr der

Kaiser bedeutende Ehren zu und schickte ihr zugleich verschiedene Kerzen, welche der Dalai Lama eingesegnet hatte.

Früh am Morgen zählte General Gough das Heer und bestimmte jeder Abtheilung eine Stelle beim Sturme. Da kam ein Seeofficier mit einem Brief und erzählte seinem Obern daß der Friede abgeschlossen sey. Alle waren voll Erstaunen und nun wurden die Sachen als schon ausgeführt betrachtet. Der alte Jangfang erschien einige Tage nachher auf der Mauer, wo sich Gough mit ihm in eine Unterredung einließ. Da sprach der Greis von Frieden und warf als Unterpfand seine zwei Armringe herunter, ein Geschenk, welches wohl noch nie zuvor ein General dem andern gemacht.

Das Geld wurde richtig ausbezahlt und Jedermaun glaubte nun, daß es wirklich ein Waffenstillstand sey. Plötzlich erschienen auf den Höhen eine Menge bewaffneter Bauern im Rücken des englischen Lagers, die alle zum Angriffe bereit waren. Dieß war nun äußerst treulos; da der General aber meinte daß die Leute vielleicht durch Irrthum den Waffenstillstand gebrochen, so schickte er nur wenige Truppen zu ihrer Vertreibung. Große Regengüsse erfolgten; eine Compagnie Hindu fand sich zwischen den Bauern eingeengt und würde vielleicht von ihnen gespießt worden seyn, da sie wegen der Nässe ihre Gewehre nicht abfeuern konnten, wenn nicht einige Seesoldaten ihnen zu Hülfe geeilt wären. Am folgenden Tage kam noch eine größere Schaar des Pöbels; diesen Haufen verwies der Präfect ihre Frechheit und so zogen sie ab. Aber für diese Lebensrettung wußten ihm die Landleute keinen Dank; auch er wurde als Verräther des Landes erklärt, und als die Studenten nachher zum Examen kamen, fielen sie mit Wuth über ihn her, und er rettete kaum sein Leben.

Die chinesischen Anführer ihrerseits handelten auf ganz entgegengesetzte Weise. Jeschan schrieb verschiedene Briefe an den Kaiser, in welchen er ihm die herrlichen Siege schilderte die er über die Engländer erhalten, und der großen Menge von Schiffen erwähnte welche er in den Grund gebohrt. Weil die Barbaren aber nicht abziehen wollten, ehe sie eine Entschädigung für das Opium erhalten, so wäre er genöthigt gewesen ihnen diese Summe zu bezahlen; dafür aber hätte er sie aus dem Flusse getrieben und nicht eine Spur von ihnen zurückgelassen. Ueber diese Helden-

that war Taokuang höchst erfreut; er ließ daher den Neffen noch länger zu Canton, wo er sich gänzlich der Wollust ergab. Longwen wollte den Schimpf nicht überleben und starb vor Gram. Jangfang blieb noch eine kurze Zeit dort und forderte dann seine Entlassung vom Dienste. Die Soldaten welche den Händen der Bauern entkommen, marschirten nach ihrem Vaterlande zurück. Das Ganze schien wie ein Traum geendet zu haben. Das große Heer, welches zu versammeln so viele Kosten und Befehle erfordert, war verschwunden. Die Engländer waren noch nicht ausgerottet und blieben noch immer an den Gränzen China's stehen, obgleich alle Forts schon längst aufgegeben waren. Nur der Pöbel wünschte wieder Krieg, denn er war noch nicht gezüchtigt worden, und forderte daher den Feind auf mit ihm auf einem bestimmten Platze auf Leben und Tod zu streiten. Dieß war das letzte Echo. Die begüterten Bürger kehrten inzwischen wieder zurück und trieben ihren Handel als ob nichts vorgefallen wäre; dasselbe thaten die Fremden.

Die Armee, welche indeß mit der Flotte nach Hongkong zog, litt sehr viel von Krankheit. Mancher der auf Cantons Anhöhen eine Wunde erhalten, starb an den Folgen derselben und der Tod herrschte auf eine gewaltige Weise. Dazu kamen noch zwei Typhone die sehr bedeutenden Schaden thaten und manches Schiff zum Sinken brachten. So glaubten die Chinesen, daß dieß eine Strafe für die gottlosen Engländer sey, welche die Keckheit gehabt das heilige und unverletzbare himmlische Reich anzugreifen.

Nach Elliots Begriffen war nun das Hauptwerk vollendet. Aus Hongkong wünschte er den größten Handelsplatz Asiens zu machen und den ganzen Verkehr dorthin zu versetzen; um andere Hafenstädte kümmerte er sich nicht mehr; auch lag es ihm nicht an etwas zum Abschluß des Friedens zu thun, da alle Maßregeln zu diesem Ende bisher vergeblich gewesen. Während er aber ganz unentschlossen war, nahmen die Dinge bald eine andere Wendung; Pottinger erschien als sein Nachfolger um die Sache durchzusetzen und China der ganzen civilisirten Welt zu öffnen.

Zweiter Feldzug.

(August 1841.)

Zum Befehlshaber der Flotte war der Admiral Parker bestimmt. Dieser nahm sogleich die kräftigsten Maßregeln um die Schiffe welche im Sturme gelitten, in wenigen Tagen in Stand zu setzen, Amoi anzugreifen. Dieser Ort hatte jahrelang den Fremden getrotzt und bei jeder Gelegenheit sich feindlich gezeigt. Man hatte sehr weite Festungswerke von schön zusammengefügtem Granit gemacht und sich sorgfältig zur Gegenwehr vorbereitet.

Um diese Zeit stand ein Minister auf, welcher dem Kaiser erklärte, daß China keinen kleinen Krieg führen müsse. Anstatt die Ankunft des Feindes zu erwarten, müßte es selbst ihn anfallen. Zu diesem Ende rieth er eine Flotte, dreimal so zahlreich und Schiffe dreimal so groß und gut bemannt wie die der Engländer, nach Singapor und der Straße Sunda zu senden um dort die englischen Schiffe aufzufangen. Würde dieser Plan nicht angenommen, so stellte er vor, daß man mit einem Heere von 3000 Mann über Sibirien und die ganze Breite Europa's, von Russen unterstützt, nach England gehen müßte. Die Nepalesen boten auch ihre Hülfe in diesem Kampfe an, und Birma blieb keineswegs zweideutig, so daß sich Taokuang wieder gestärkt fand den Krieg fortzusetzen, anstatt den günstigen Frieden Kischens zu bestätigen.

Zu Amoi befand sich der Generalgouverneur Jen, ein Mann, der dem Kaiser versichert, daß man anstatt den Anfall der Engländer zu erwarten, selbst über sie herfallen müßte. Den schönen Mauern der Festungswerke vertrauend, sah er selbst von einer Mauer den Kampf an, hoffend daß die Soldaten dadurch zum Widerstand angefeuert werden würden. Aber so lange sie hinter den steinernen ausgedehnten Bollwerken standen, erwiederten sie Schuß auf Schuß, denn selbst die Linienschiffe konnten auf solche Mauern keinen Eindruck machen; allein als die englischen Soldaten landeten und ihnen in den Rücken fielen, flohen sie mit der größten Eile. Der Feldherr aber wollte den Schimpf nicht haben in die Hände der Feinde gefallen zu seyn; er ging daher kaltblütig ins Meer um sich zu ersäufen. Die übrigen Soldaten wurden sehr bald zersprengt und gingen nach Hause, während

der Pöbel nun anfing die Magazine zu plündern, in welchen sehr große Vorräthe von Reis sich befanden, und alles mit sich hinwegschleppte. Es gibt sehr wenige Orte an der Küste wo so große Armuth herrscht wegen der Unfruchtbarkeit des Landstriches, und die Räuber so zahlreich sind. Große Auswanderungen haben diesem Uebel einigermaßen vorgebeugt; in allen blühenden Colonien des indischen Archipelagus findet man Eingeborne dieser Umgegend, viele unter ihnen sehr reich, sowie auch in den großen Küstenstädten China's. Daher bewiesen sich die Einwohner Amoi's als alte Bekannte der Engländer und sprachen mit ihnen auf sehr vertrauliche Weise, als sie sich der Citadelle bemächtigten. Aber länger hier zu verweilen war nicht der Wunsch des englischen Bevollmächtigten; daher wurde eine kleine Insel, Kulangsu genannt, Amoi gegenüber, von den Engländern in Besitz genommen, um dann weiter nach dem Norden zu ziehen.

Der Admiral hatte sich von Amoi wegbegeben, unter dem Vorwande gegen die Seeräuber zu kreuzen und seine Flotte dergestalt gerettet; für diesen Dienst verlor er sein ganzes Einkommen auf mehrere Jahre und ohne seinen Rang zu behalten blieb er zur Ausführung seines Dienstes zurück. Wie weit er Unrecht hatte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; hätte er aber mit seinem Geschwader wie man ihm befohlen, die Britten angefallen, so wäre vielleicht ein sehr kleiner Theil der Junken davon gekommen.

Die englische Flotte segelte nun nach dem Norden. Der Befehlshaber der ganzen chinesischen Armee in der Nähe Tschusans, zu Tschinhai, war der Mongole Jükien. Von seiner Jugend an gewöhnt auf eine herrische Weise gegen seine Untergebenen zu verfahren, und überdieß wegen seiner Voreltern, die in Turkestan gute Dienste gethan, ein Günstling des Taokuang, wollte er auch ein Schreckenregiment gegen die Feinde des Reiches einführen. Er behandelte daher Ilipu, den Freund der Ausländer, mit der größten Geringachtung, und als er seinen Posten einnahm, ruhte er nicht, bis daß er ihn von der Regierung der Provinzen Kiangnan und Kiangsi verscheucht sah und sich selbst an der Spitze der Verwaltung befand. Sobald er nun zu Ehren gekommen und sich im Besitze der höchsten Macht dachte — denn er stand am Hofe sehr wohl angeschrieben und der Kaiser glaubte

seines Gleichen im ganzen Reiche nicht zu haben, weil er mit Heftigkeit die Ausrottung der ganzen englischen Nation anrieth — so wollte er auch der Welt beweisen, daß er seine hohe Stelle nicht vergeblich erhalten habe. Er schrieb also sehr harte Edicte gegen die Engländer aus und versicherte sie daß er entschlossen sey auf ihrer Haut zu schlafen. Zu dem Ende wurden drei lebendig geschunden welche ihm zufällig in die Hände gefallen und dann auf eine langsame Weise in Stücke geschnitten. Dann schrieb er rühmend an die oberste Regierung und machte Tao-kuang weis, er habe die Barbaren in solchen großen Schrecken gejagt, daß sie nie mehr etwas gegen das himmlische Reich unternehmen würden. Ja er war so weit gegangen sie zu einem Kampfe aufzufordern, welchen sie jedoch noch nicht zugestanden; denn er wüßte wohl, daß die Furcht seines Namens so groß sey, daß Niemand wagen würde, seine Heldenkraft zu bezweifeln.

Von diesem Wahne wurde er plötzlich durch die Ankunft der Nemesis aufgeschreckt. Dieses Dampfboot hatte alle Kohlen verbrannt und ging daher in den Hafen von Tschapu, um dort Holz zu sammeln. Alle Forts wurden sogleich eingenommen und die Soldaten zurückgeschlagen. Nachher ging die Mannschaft mit den Matrosen des Phlegethon nach dem Orte wo die zwei Engländer die man gefangen genommen in Stücke gehauen worden waren, und verbrannten die Häuser, schreckliche Rache an den Einwohnern übend. Unterdessen war die große Flotte in der Nähe Tschusans angekommen. Dort hatte man weder Kosten noch Mühe gespart um die Insel unüberwindlich zu machen, und etwa 6000 Mann waren bereit ihr Leben der Vertheidigung von Tinghai zu opfern. Die Arbeit welche zur Befestigung erfordert und in wenigen Monaten vollendet wurde, war ungeheuer. Der General entschloß sich in Vereinigung mit dem Admiral die Bollwerke zu recognosciren; man feuerte sogleich auf die Dampfboote welche zu diesem Zweck sich dem Ufer näherten. Da sie hinwegzogen sobald ihre Absicht erfüllt war, so schrieben sich die chinesischen Soldaten den Sieg zu und von diesem Augenblick an glaubten sie die ganze Macht der Britten zurückschlagen zu können. Endlich aber nahte der Tag des wirklichen Angriffes. Von dem Hügel wo sich die chinesischen Officiere sehr gut verschanzt hatten, wurden

sie von den brittischen Soldaten vertrieben; aus der Citadelle nöthigten die Mörser, auf den nahe liegenden Inseln errichtet, die chinesischen Soldaten hinweg zu fliehen. Die große Batterie an der Meeresseite wurde von den irländischen Soldaten genommen, welche den Chinesen in die Flanke fielen und sie wie Schafe vor sich hertrieben. Auch die Mauern Tinghai's wurden nach sehr geringem Verluste bald erstiegen und das ganze chinesische Heer verscheucht. Unter den äußerst zahlreichen Horden war nur Einer, welcher die Macht des Feindes verachtend mit eigener Hand die Stadt wieder einzunehmen versuchte, und dieß war ein gemeiner Soldat. Die übrigen Krieger zogen sich nach Tschinhai zurück um die Kunde dem Jükien zu melden, während der Magistratsbeamte, der alte Schu, mit großer Behendigkeit sich mit einem Theil des Schatzes nach der naheliegenden Insel Taischu flüchtete, und so den Händen der Feinde entging. Das Volk, anstatt sich zu fürchten, kam in Menge nach der Stadt zurück; in sehr wenigen Tagen wurde ein großer Markt eröffnet und Niemand kehrte sich mehr an den Krieg, so daß alle die frühern Gräuel wegfielen. Dem Charakter der Engländer wurde auf diese Weise der größte Ruhm gezollt.

Zehn Tage nach dieser glücklichen Unternehmung näherte sich die Flotte Tschinhai, um das oft ausgedrückte Verlangen des Jükien, dem Feind im offenen Felde zu begegnen, endlich zu erfüllen. Dieser hatte den Befehl gegeben nicht eher zu feuern, bis daß der Feind ganz in der Nähe sey; bei der Annäherung der Flotte verhielt sich daher sein Heer ganz ruhig. Der kriegerische General Jüpujun, welcher immer den Frieden verabscheute, weil er glaubte die Engländer wie die Turkomanen zu überwinden, hatte den Oberbefehl des Heeres. Es war gerade ein sehr schönes Wetter als das Bombardement Tschinhai's seinen Anfang nahm (10. August 1841), auch nicht ein Lüftchen wehte, alles war ruhig; der Mensch allein befand sich im fürchterlichen Kampfe mit seinen Nachbarn. Die zwei Linienschiffe die herbeikamen, dienten wie Batterien zu Lande, denn es war gänzliche Windstille, und die Sprengkugeln welche das Schiff Wellesley hineinwarf, hatten einen fürchterlichen Erfolg. Da war kein Bleibens, denn alles wurde von diesen fürchterlichen Wurfmaschinen zersprengt und die tapfersten Soldaten würden gegen eine

solche Waffe nichts ausgerichtet haben. Gegen Abend landeten die Matrosen und Seesoldaten, nachdem verschiedene Pulvermagazine in die Luft gesprengt waren, und nahmen Besitz von Tschinhai, wo die Zelte der zahlreichen Armee in Brand gesteckt ein fürchterliches Schauspiel am Abend dieses gräßlichen Tages gewährten. Der unüberwindliche Held Jükien war einer der ersten, welcher hinweglief. Er wollte sich vor Verzweiflung ersäufen, allein ein mitleidiger Fischer zog ihn aus dem Wasser; dann ging er einige Meilen weiter und verschluckte am folgenden Tage zu Jüjao Goldblech oder Opium, was man nicht ausmitteln konnte, an dessen Folgen er starb. An demselben Tage war das Heer welches auf der andern Seite des Stromes stand, von den englischen Soldaten auf eine sehr meisterhafte Weise angegriffen und gänzlich besiegt worden. Die Ueberbleibsel flüchteten sich in den Fluß, und viele Soldaten ertranken lieber als daß sie sich ergeben hätten. — So endigte die Prahlerei eines Tyrannen, welcher die ganze civilisirte Welt von der er nicht den geringsten Begriff hatte, verschlingen wollte. Jüpujun, ein alter Mann, welcher lahm war, bot den brittischen Bevollmächtigten an einen Vertrag abzuschließen, zu welchem er weder Recht noch Befugniß hatte. Nachher floh er in die weite Ferne und hielt sich eine Zeitlang ruhig, während das ganze chinesische Heer vernichtet war.

Der Zug der Armee ging nun nach Ningpo, welches ohne Schwertschlag genommen wurde; denn die Officiere sowohl als die Civilbeamten waren schon hinweggelaufen. Hier lebten die Engländer sieben Monate lang mit den Chinesen im besten Einverständnisse, herrlich und in Freuden, als ob sie in ihrem eigenen Lande sich befunden hätten.

Nachdem der Kaiser von der Flucht der Truppen und dem Schrecken in der ganzen Armee gehört und überdieß die Eroberung Tschusans, Tschinhai's und Ningpo's vernommen, war er ganz wüthend und schwur, daß er nie mit den aufrühreriscen barbarischen Räubern Friede machen wollte. Zugleich sandte er Befehle an die Officiere der Provinz Tschekiang sich ruhig zu verhalten, bis er eine große Armee zur Ueberwältigung der Engländer gesandt haben werde. So verstrichen denn mehrere Monate ohne Krieg, bis im Winter 1841 endlich ein Heer langsam zusammen-

kam, welches die Engländer vertilgen sollte. Zum Anführer desselben wurde ein sehr naher Anverwandter des Kaisers, welcher damals Minister war und mit seinem Oberherrn auf dem vertrautesten Fuße lebte, ernannt; sein Name war Jiking. Noch ehe er aber den Kriegsschauplatz erreichte, gab er sich zu Sutschéufu den Huren hin und verschwendete täglich auf diese Dirnen Tausende von Unzen Silber, welches auf den Feldzug verwendet werden sollte. Zu gleicher Zeit verordnete Taokuang, daß Kischen, dessen Vorhersagungen so ziemlich eingetroffen, sich nach Hangtschéu begebe, um als Commissionär ohne irgendeine Vollmacht und sonstigen Titel aufzutreten, weil der Kaiser dachte daß ein Mann wie Elliot noch an der Spitze stände, mit welchem man lange Unterhandlungen ohne Erfolg pflegen könnte. Kischen begab sich daher am Ende des Jahres 1841 auf den Weg; als er aber in der Vorstadt von Hangtschéu angekommen, versagte ihm der Statthalter als einem Landesverräther entschieden den Einzug; so konnte er seine Befehle nicht ausführen und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Jiking errichtete endlich sein Lager in der Nähe eines Dorfes, welches unter dem Namen Tsaogno so berühmt geworden. Dort versammelten sich langsam die Contingente der verschiedenen Provinzen und der Milizen der Umgegend; aber noch immer zögerte der Feldherr einen entscheidenden Schlag zu thun. Am Ende des Jahres 1841 rückten endlich die Engländer gegen Jüjao, einer Stadt in der Nähe Tsaogno's, an, und trieben von dort die chinesischen Soldaten zurück, welche einen großen Verlust erlitten.

Zu Peking war das Herz des Kaisers von Gram und Zweifelsucht zerrissen. Zwar hatte ihm Jischan am Anfange des Sommers zwei eingesalzene Köpfe übersandt, von denen er behauptete, daß diese den Häuptlingen der Engländer, Elliot und Bremer angehörten, während man einen unglücklichen Unterofficier und einen schwarzen Jungen enthauptet hatte. Mit diesen Trophäen begnügte sich der Kaiser eine Zeitlang und überredete sich selbst, daß Jischan etwas Großes ausgerichtet habe. Plötzlich kamen die betrübenden Nachrichten von Tschekiang und da beschuldigte der Monarch seine Officiere, daß sie die unverzeihliche Nachlässigkeit begangen, die Barbaren weglaufen zu lassen. Allein der Unfall war einmal geschehen und daher mußte er weitere Maßregeln

zur Vertreibung des Feindes nehmen. Als die Nachricht von dem Tode Jükiens erging, verbreitete sich die tiefste Trauer über alle Hofschranzen. Die Kaiserin-Mutter, deren Geburtstag gerade in diese Zeit fiel und wozu sehr große Vorbereitungen gemacht wurden, verbot alle Freudenbezeugungen, und die sehr berühmte Gemahlin des Taokuang sank ins Grab.

Im Februar 1842 waren endlich die Truppen von den verschiedenen Provinzen angelangt und das Lager zu Tsaogno, verstärkt durch Milizen, nahm nun eine außerordentliche Gestalt an. Bei Jikings Ankunft berathschlagten sich die Großen, ob es nicht wünschenswerth sey die englischen Gefangenen, welche man durch Räuber gekapert, dem chinesischen Kriegsgotte und den Fahnen lebendig zu opfern; eine Gewohnheit, welche noch von sehr alten Zeiten herrührte. Allein die Mehrzahl war gegen diesen Vorschlag und so begnügte sich der Kriegsrath, nur einem unglücklichen Soldaten den Kopf abzuschlagen und den Körper dann den Strom herabfließen zu lassen, damit der Feind in Schrecken gejagt werden möchte.

Zu dieser Zeit machte der berühmte General Hutschao dem Kaiser den Vorschlag, ein großes Dampfboot zu bauen, welches 6000 Mann tragen könnte, nämlich 2000 Kanoniere und 4000 Taucher mit ungeheuren Kanonen. Mit diesen wollte er nach Tschusan laufen und, sobald er in die Nähe der Kriegsschiffe käme, das Signal geben, daß die Taucher ins Wasser sprängen und sogleich Löcher in den Rumpf der Schiffe machten, während die Kanoniere dieselben in den Grund bohrten. Diese großartige Idee sollte von einem Portugiesen in Ausführung gebracht werden. Der Kaiser ließ es aber bei dem guten Willen bewenden und so unterblieb auch dieß Unternehmen.

Dagegen rüstete sich Jiking auf eine sehr muthige Weise; sein Plan war, mit seiner Macht einen Cirkel zu beschreiben, etwa 40 deutsche Meilen im Umfange, die Engländer zugleich auf der See anzufallen und dergestalt ihre Flucht unmöglich zu machen. Noch aber wünschte er aus bloßer Menschlichkeit sie zur Uebergabe und zum Frieden anzumahnen; zu diesem Zweck wurden Boten gesandt und zugleich eine Schrift an den englischen General Gough gerichtet — welche jedoch nie überhändigt wurde — in der er denselben ersuchte, sich sogleich als Gefangenen im chinesischen Lager

zu stellen, damit er sein Leben friste und nicht wie die übrigen dem Verderben unterliege. Sobald er sein Heer übergeben habe, würde man sein Verdienst dem Kaiser vorstellen; dieser werde ihn in den Adelstand erheben und seine Söhne auf die nationale Universität schicken. Dieß waren die Vorspiegelungen, wodurch man den englischen Heerführer zu bestechen suchte. Ueberdieß wurde auch ein Aufruf an alle Fremden gemacht welche unter den brittischen Fahnen dienten, damit sie die Räuber verlassen und nach Hause gehen möchten. Für die englischen Soldaten schrieb ein Mandarin ein Gebet, in welchem er sie täglich ernstlich flehen lehrte, wieder nach Hause zurückkehren zu können, um ihre alten Mütter zu sehen; ein anderes Papier wurde bekannt gemacht, die Engländer auffordernd, nicht länger in der weiten Fremde zu weilen.

Aber alle diese Kunstgriffe halfen nichts; Corporal Weiß's Unterhandlungen, welcher zu diesem Ende zum brittischen Heere gesandt wurde, blieben ebenfalls ohne den geringsten Erfolg. Früher hatte man selbst vorgeschlagen, einen Fremden zum chinesischen Bevollmächtigten zu machen, um im Falle des Mißgeschickes die Schuld auf eine unverantwortliche Person zu wälzen. Auf dergleichen Vorstellungen aber antwortete der Kaiser, daß nur das Schwert entscheiden sollte.

Der 10. März ward endlich zum Entscheidungstage bestimmt. Um Mitternacht erschienen die Feuerflöße auf den Canälen und Flüssen in sehr großer Menge um die englischen Schiffe zu vernichten, und häufige Explosionen kündigten den Schreckenstag an. Es war eine stille, herrliche, obgleich dunkle Nacht, wo man plötzlich den ganzen Luftkreis erhellt sah von den Brandern und Feuerwerken. Eine starke Anzahl von chinesischen Soldaten drang in das südliche Thor ein, welches man nicht verrammelt hatte; die englische Wache zog sich zurück. Schnell verbreiteten sich die Krieger und ließen unzählige Raketen in den Straßen ab. Obgleich der englische Befehlshaber alles vorher wußte, so waren dennoch die nöthigen Vorkehrungen noch nicht getroffen; als endlich das Knallen der Feuerwerke und der Donner des Geschützes von Seite der Schiffe alles in Erstaunen setzte, so versammelten sich die Britten, und ein sehr kleiner Haufe trieb die Chinesen zum Thore mit großem Verluste heraus. Unter-

dessen waren alle Brander unschädlich gemacht worden und der Morgen fing an zu tagen. Da hörte man plötzlich ein fürchterliches Geschrei einer wogenden Menge, und siehe 6000 Chinesen drangen auf das westliche Thor Ningpo's in dichtgeschlossenen Reihen an. Dort war ein Officier Namens Armstrong auf der Wache, der anstatt zu weichen sich mit seiner geringen Mannschaft tapfer vertheidigte und den schon bis ans Thor vorgedrungenen Feinden mit großen Steinen und Gewehrkolben den Kopf zerschmetterte. Aber immer wurde der Angriff aufs neue begonnen, und Armstrong hätte weichen müssen, denn schon war sein Pulver beinahe verschossen, als endlich etwa hundert Irländer mit einem kleinen Mörser unter dem Befehle des Oberst Montgommerie heranmarschirten. Das Thor wurde endlich geöffnet und nun ein mörderisches Feuer auf die dichten chinesischen Massen, welche auf eine sehr enge Strecke zusammengedrängt waren, angefangen. Eine Weile standen die Haufen unentschieden; denn die Hintersten drängten vorwärts, entschlossen die Stadt einzunehmen; allein Kartätschenkugeln hatten sehr schnell den gehofften Erfolg, und die Menge, aufgeschreckt, fing nun einen wilden Rückzug an, während dessen die Straße mit Todten überstreut wurde und das bedeutende Heer, dessen Zahl unabsehbar zu seyn schien, sich in größter Eile zersprengte und sehr bald gänzlich verlor. An diesem Tage gab es Verwundete und Todte in Haufen. Sobald aber der Kampf beendigt war, fing die Menschlichkeit ihr Werk an, wie beinahe in allen Schlachten dieses Krieges. Die Doctoren verbanden die Unglücklichen und die Gefangenen wurden aufs ehrenwertheste verpflegt. Gleiche Anfälle hatten auch zu Tschinhai statt, wo die Chinesen dennoch nicht in die Stadt kamen, sondern vor den Thoren zurückgetrieben wurden. Aber große Brander waren auf die dort gelegenen Schiffe abgelassen; hätten sie eins, welches mit Pulver geladen, angezündet, so würden sie die übrigen in die Luft gesprengt haben. Zu Tschusan banden die Freiwilligen Boote mit Ketten aneinander, und ließen sie auf die Schiffe ab, thaten aber nicht den geringsten Schaden. Der Anführer, ein gewisser Tschingpaumau, hatte von der Regierung bedeutende Summen Geldes erhalten, von welchen er mit einem Haufen ruchloser Schelme schwelgte und hie und da einen be-

trunkenen Soldaten oder weggelaufenen Schwarzen der englischen Armee kaperte. Dafür bekam er für jeden Kopf seinen Lohn, und sobald er eines Menschen habhaft werden konnte, steckte er ihn in einen Sack und schickte ihn nach Kijing; oder wenn der Gefangene Widerstand machte, hieb er ihm den Kopf ab, salzte ihn ein und machte ihn dem Oberbefehlshaber zum Geschenk, der seinerseits dieß Siegeszeichen an den Kaiser schickte. Solchergestalt war der Krieg gewesen, welchen die große chinesische Nation bisher gegen die Engländer geführt, viel mehr einem Ausfalle einer Räuberhorde gleichend, als der Gegenwehr des größten Volkes der Erde. Zu diesem Zweck wurde der Abschaum der Menschheit gebraucht und die größten Verbrecher in den Dienst genommen. Aber der Magistrat zu Tschusan hing drei dieser Bösewichter an Bäumen auf und störte dermaßen ihr Handwerk.

Große Vorbereitungen waren zu Taischu, einer Insel im Norden Tschusans, zu einem Ueberfalle gemacht; auch diese wurden entdeckt und zerstört. — So endigte dieser großartige Anfall, welcher Millionen gekostet. Um aber den Kaiser zu überreden daß der Versuch zum Verderben des Feindes sehr wohl gelungen, ergriff Tschingpaumau ein englisches altes Boot, verbrannte es theilweise und schickte abgebrochene Stücke an Jiking mit dem Bedeuten, daß dieß die Ueberbleibsel von englischen Linienschiffen und Dampfbooten wären, welche er in Person verbrannt. Dieß mußte der alte Taokuang, welcher nie ein fremdes Fahrzeug gesehen, auch wohl glauben und für solche Großthaten mehrere Millionen Unzen Silber bezahlen.

Dieß war nun das erstemal, wo die Chinesen selbst angegriffen hatten, mit der größten Armee welche je seit der Besitznehmung der Mantschuren auf die Beine gebracht worden war. Die Engländer waren auch nicht nachlässig mit gleicher Münze den Chinesen zu bezahlen. Jüpujun stand mit einer sehr bedeutenden Armee in der Nähe Ningpo's hinter einem Berge; daher marschirte der General Gough ihr entgegen; allein sobald der erstere davon Kunde erhielt, lief er hinweg. In der Nähe Tseki's, am Abhange des Soguen-Hügels unweit Ningpo, stand noch eine sehr bedeutende Armee unter dem zweiten Commissionär Wenwei, einem Höflinge. Die Soldaten waren von den westlichen Gränzen China's, die stärksten und tüchtigsten, die bis

jetzt noch im Felde erschienen; denn nach Ningpo hatte man verschiedene Räuberbanden aus Schantong und ein Corps von Miaotse=Bergbewohnern gebracht. Diese waren mit auf Stangen gesteckten, spießartigen Schwertern bewaffnet, um den Engländern die Köpfe abzuschlagen, welches man dem Kaiser von Canton aus als die beste Methode zur Ausrottung der Feinde anbefohlen. Allein die Krieger des Lagers zu Sijun hatten neue und vortreffliche chinesische Waffen und waren Leute von ganz ungemeiner Leibesstärke. Als die Engländer nun zum Angriffe heranstürmten, flohen sie auch nicht sogleich, sondern blieben lange ruhig stehen und feuerten nach allen Seiten mit ihren unzähligen Geschützen, bis sie in Flanken und Rücken umgangen, von drei verschiedenen Gegenden beschossen, sich auch in die Flucht begeben mußten. Der zweite Paß, weiter hin im Innern, eine sehr starke Stellung, war schon von den chinesischen Soldaten verlassen, als die Britten dorthin kamen; wären sie weiter vorgedrungen, so hätten sie vielleicht die große Armee des Jiking vernichtet.

Nach solchen fehlgeschlagenen Versuchen wollte dieser nicht weiter sein Glück versuchen, und hielt sich daher im Lager stille. Die Milizen, welche im voraus Handgeld erhalten, waren weggelaufen, die Soldaten klagten und ganze Regimenter rissen aus, so daß die Anzahl des sehr gefürchteten Heeres in kurzer Zeit außerordentlich herabschmolz.

Zu gleicher Zeit wurden den Engländern große Verstärkungen zugesandt, und nun ging der Zug im Anfang des Frühlings nach Nanking. Zuvor aber wurde Tschapu genommen, ein kleiner Festungsort an der Küste, von wo aus der Handel nach Japan betrieben wird. Diese Stadt ist der Schlüssel zu dem berühmten Hangtschéu und daher von Wichtigkeit. Die Festungswerke wurden erst beschossen und dann die Truppen herausgejagt. Eine Anzahl von Mantschuren, die ersten welche den Engländern mit dem Schwert in der Hand begegnet, wurden in einem Tempel eingeengt und vertheidigten sich heldenmüthig, bis ihr Zufluchtsort heruntergebrannt war. Ihre Stadt ward von den Chinesen geplündert und viele ihrer Frauen gaben sich auf die gräßlichste Weise den Tod; denn sie wollten die Schmach der Männer nicht überleben. Eltern tödteten kalt=

blütig ihre Kinder und selbst Kinder warfen die kranken Alten in den Fluß. Größere Gräuel hatte man noch nie im ganzen Kriege gesehen, und das Herz erbleicht bei dem Andenken. Junge Mädchen wurden ertränkt, erstickt, vergiftet, aufgehängt, und ganze Familien tranken den Schierling. Es war als ob Mördersucht an der Tagesordnung wäre; denn diese Schreckenthaten geschahen, ungeachtet der Fürsorge mitleidiger Soldaten und Officiere, die alles Mögliche thaten um die Familien vom Tode zu erretten und sie mit Mundvorräthen, Kleidungsstücken und Geld versorgten. Die bedeutenden Vorstädte wurden von Lotterbuben an verschiedenen Stellen in Brand gesteckt und überall verbreitete sich Schrecken und Elend, so daß die Einwohner in sehr kurzer Zeit die Flucht ergriffen.

In dieser Stadt vernahmen die Engländer zum erstenmal, daß Ilipu wieder zum Kriegsschauplatze zurückgekehrt sey. Dieser redliche Graubart wurde kurz nach der Belagerung von Canton seines Amtes als Minister und Generalgouverneur entsetzt und als ein Verräther, weil er die englischen Gefangenen nicht dem Henker überliefert und vom Frieden im Einverständnisse mit Kischen gesprochen, nach Peking beordert. Dort ließ man ihn mit seinem Gefolge drei Tage und drei Nächte vor dem Palaste knieen, und nachdem er den Schimpf des Pöbels und der Mandarine erlitten, wurde er als ein Verbannter nach dem chinesischen Sibirien, dem Amur-Flusse, gesandt um dort sein Leben als Bootzieher zu beschließen. Da nun alle kriegerischen Pläne mißlungen und das Gerede wieder auf die Absetzung der Bevollmächtigten kam, wurde Ilipu selbst von den Fremden vorgeschlagen; denn er hatte sich als ein ehrenfester Mann bewiesen, und dieß verschaffte ihm seine neue Stellung zu Hangtschéu, wo er zu spät angekommen um die Einnahme von Tschapu durch Unterhandlungen abzuwenden. Er berichtete auch, daß er mit Verträgen beauftragt wäre, obgleich er noch nicht das Siegel und die Bestimmung dazu empfangen, zugleich aber Abgeordnete da seyen, mit denen man sich über diese Sachen besprechen könnte. Dieß war das erstemal, daß man wirklich vom Frieden hörte. Der Kaiser schien von seinen Irrthümern zurückgebracht worden zu seyn und nun durch Güte die Sachen beilegen zu wollen. Da die Engländer die chinesischen Gefangenen so ehrenvoll behandelt,

so wollten die Mandarine auch nicht in ihrer Milde zurückstehen, und anstatt wie früher sie in Käfige einzuschließen, gaben sie ihnen sehr gute Nahrung und Geld; Ilipu, um den Frieden einzuleiten, gab allen die Freiheit, was vorher von den Engländern gethan worden, welche die tapfern Tataren die zu Tschapu in ihre Hände gefallen, reich beladen mit Geld und Kleidung dem Mantschurengeneral Tik zuschickten.

Der Zug der Engländer ging nun nach Schanghai, nachdem die Flotte noch einige Zeit in der Nähe einer kleinen Inselgruppe gewartet. Zu diesem berühmten Handelsorte zu kommen war sehr leicht, allein der Generalgouverneur Niu hatte sehr lange Festungswerke am Ufer aufgeworfen. Vor diese wurde das Linienschiff gebracht. Doch ehe noch der Angriff geschah, erschien der Gouverneur selbst im Lager und wurde von allen Seiten mit lautem Jauchzen begrüßt. Es war Sieg oder Tod welches ihm die entschlossene Menge entgegenrief. Allein gegen Kugeln und Raketen half solche Tapferkeit sehr wenig; die Soldaten flohen, um sich das Leben zu retten; nur der Anführer blieb und feuerte die letzte Kanone ab, als auch ihn ein Schuß in die Mitte traf und ihn todt zu Boden streckte. Seiner Tapferkeit wegen wurde er in der Folge unter die Heiligen aufgenommen, und völlig canonisirt. Schanghai ergab sich gleich darauf fast ohne Schwertschlag, und so war die erste Stadt der Kiangsuprovinz in den Händen der Engländer. Die kleinen Dampfboote gingen nun ungehindert den Jangtse hinauf, um ausfindig zu machen wie weit die Tiefe des Wassers große Schiffe zulassen werde. Der Fluß war damals sehr angeschwollen, so daß die meisten Stellen, sonst sehr seicht, für Linienschiffe fahrbar waren. Langsam fuhr das Geschwader den mächtigen Strom mit einem günstigen Winde hinauf. Als die Schiffe zum erstenmale ankerten mitten im Flusse (18. Juli), da ereignete sich eine fast totale Sonnenfinsterniß, wodurch das ganze Reich in die höchste Bestürzung gesetzt wurde; der Officier, welcher die Ankunft der Feinde meldete, wurde als ein Lügner ins Gefängniß geworfen. Der lose Pöbel an den Ufern des Flusses nahm zu Gewaltthätigkeiten seine Zuflucht und dem Lande drohte Anarchie, wenn nicht bald ein Friede gemacht würde.

Der Bevollmächtigte Pottinger erließ nun eine allgemeine Bekanntmachung, worin er die Friedensbedingungen in der Kürze wiederholte, und so die Mandarine kräftig ermahnte, dem unglücklichen Kriege sehr bald ein Ende zu machen. — Der Widerstand beim weiteren Fortgange war gering, und obgleich der Wind die Flotte eine kurze Zeit verspätete, so wurde bald darauf der Anker vor Tschinkiangfu geworfen.

Als die Frage im kaiserlichen Cabinette aufgeworfen wurde, ob die Engländer wirklich den Jangtse hinauffahren könnten, wurde dieselbe verneint und alle die Behörden am Ufer verfaßten zu dieser Versicherung einen Brief. Ueberdieß schrieb auch der Generalgouverneur an Taokuang und erklärte, daß es sehr leicht seyn würde die ganze Flotte zu verbrennen. Zahlreiche Junken wurden auch zu diesem Ende angesteckt und an der Mündung des großen Canals, wo eine ganze Flottille sich befand, mit einer dem griechischen Feuer (bestehend aus Erdharz, Kampher und Oel) ähnlichen Masse angefüllt. Diese gerieth aber in Brand, ehe sie herausgesandt werden konnte, und die brennenden Junken, welche mit großer Schnelle vom Strome nach dem Meere getragen wurden, thaten auch keinen Schaden; so wurden Niu's vielfältige Versprechungen alle vereitelt.

Zuerst erscheint nun Kijing als Gefährte des Ilipu auf dem Theater. Er wurde von Mukden berufen, um nach Canton als General mit dem Auftrage eines Vermittlers zu gehen. Die mißliche Lage der Dinge bei seiner Ankunft zu Hangtschéu und die Unmöglichkeit den Feind zu vertreiben waren ihm einleuchtend. So schrieb er denn sehr ernste Vorstellungen an den Hof und bestand ungeachtet des strengen Verbots auf Friedensverhandlungen; denn sonst wäre es um die Mantschurenregierung geschehen gewesen. Diesen Brief schickte er vor der Erstürmung von Tschinkiangfu nach Peking. Ilipu, des Lebens satt, und entschlossen mit der Verabredung über den Frieden seine lange Laufbahn zu endigen, verfaßte nach der Einnahme von Tschinkiangfu folgendes Schreiben: Ew. Majestät! wir streiten nicht länger um einen Strich Landes, sondern um den Thron; wir müssen Friede machen unter jeder Bedingung; denn sonst sind wir verloren.

Jener fürchterliche Tag, an welchem die Erstürmung Tschin-

kiangfu's stattfand, wird lang in der chinesischen Geschichte berühmt bleiben. Früh am Morgen drang eine Truppenabtheilung nach ziemlichen Verlusten über die Mauer am nördlichen Thore ein. Die Tataren wehrten sich mit unerschütterlicher Tapferkeit. Eine kleine Anzahl von Seeleuten und Kanonieren, welche den Canal hinaufgesegelt, wurden von Mongolen auf der Brücke welche am südlichen Thore über das Wasser geht, heldenmüthig empfangen, viele verwundet und die übrigen genöthigt so schnell als möglich sich auf die Flucht zu begeben. — Das chinesische Lager, welches in der Ebne seitwärts von Tschinkiangfu aufgeschlagen war, wurde sehr bald zurückgetrieben, am Nachmittage ein Thor gesprengt, und nun zog die ganze englische Hauptarmee ein, erstaunt ihre Cameraden schon im Besitz der Festungswerke zu sehen. Aber noch fochten die Tataren muthig, und erst nachdem man sie mit Bajonetten überrannt, vermieden sie den sonst unausweichlichen Tod. Aber viele waren gefallen, und die andern hielten es nicht der Mühe werth ihre Niederlage zu überleben. Der Anführer Hailing gab dazu das Beispiel; er verbrannte sich in seiner Behausung; seine Untergebenen begingen Selbstmord, tödteten aber erst ihre ganze Familie. Die Brunnen waren mit jungen Mädchen angefüllt, die Stuben mit erhängten Personen, noch andere nahmen Gift. Die Tatarenstadt glich einem großen Todtenhause; kein Mensch regte sich dort, und selbst die Plünderer und Räuber welche sich zu Tausenden von den Ortschaften einfanden, wagten sich nicht dahin. Mehrere Tage nach der Einnahme war der Schatz noch unberührt. — Kaum hat die Weltgeschichte ein Beispiel von Unthaten, wie sie die mongolischen und mantschurischen Einwohner an sich selbst verrichteten. Die reichern Chinesen waren geflohen, während der Pöbel nun sein Wesen anfing. Zu Myriaden kamen Leute von allen Gegenden herbei, um alles aus der Stadt und den Vorstädten hinwegzutragen, ja selbst die Thüren und Balken der Häuser zu stehlen. Dieser Unfug dauerte verschiedene Wochen, bis daß die Stadt buchstäblich zum Thore hinausgetragen war.

Die Nachricht von dem Ruin dieses so bedeutenden Ortes machte einen bleibenden Eindruck auf Taokuang; denn blieb jener und der Jangtse in den Händen der Feinde, so waren die Zufuhr

und die Geldsteuer, ohne welche die höhere Regierung nicht bestehen konnte, verloren, das Reich in zwei Theile getheilt und der Tatarenstaat zerrüttet. Die großen Freunde des Krieges durften nun nicht ein Wort verlauten lassen und sie waren so kirre, daß die Regierung zum Stillstande gebracht wurde. Nun kam noch das Gerücht, daß eine andere Armee plötzlich uach der Hauptstadt aufbrechen werde, um auch von Peking Besitz zu nehmen, und daß zu diesem Behufe schon sehr bedeutende Vorbereitungen mit den Dampfbooten gemacht seyen. Da entschloß sich Taokuang ins Innere zu fliehen und gab Befehle zu Einpackung, welche mit so großer Hast betrieben wurde, daß die Mandarine am Hofe im Stande waren 9 Millionen Unzen Silber vom Schatze zu stehlen. Dießmal aber wurde die Flucht noch vereitelt.

Als nun die Flotte Nanking, den Endpunkt der Expedition, erreicht, fingen die chinesischen Behörden sogleich an von Frieden zu sprechen; der heftige Niu war der erste, welcher davon in langen und künstlichen Briefen sprach. Aber noch wurde die Sache sehr lau betrieben, bis daß die englischen Soldaten und die Artillerie landeten. Da entfiel den Großen das Herz; sie sahen unterdessen Fregatten unter den Mauern vor Anker, und das Linienschiff konnte sehr gemächlich Nanking von seinem Ankerplatze aus beschießen.

In diesem kritischen Augenblicke langte der entschiedene Kijing zu Nanking an, welcher in Pottinger einen ehrenfesten und standhaften Vermittler fand. Taokuang, seinen Verwandten, kannte er sehr wohl und Niemand berechnete seine Lage so wohl wie er selbst. Die Friedensbedingungen wurden daher übersandt und vom Kaiser sogleich als angenommen zurückgeschickt. Da war kein Sträuben, kein Widersprechen, kein Hadern um kleinliche Dinge, kein Zweifel. Beide Parteien waren ernstlich bemüht dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und so wurde auch nichts diesem löblichen Unternehmen in den Weg gelegt.

Der Friedensschluß und die Folgen.

Noch standen die englischen Soldaten in der Nähe der ausgedehnten Mauer von Nanking, der höchsten in China, und täglich gingen sie um den Hügel herum, von wo aus sie den größten Theil der Stadt übersehen konnten, als die kaiserlichen Bevollmächtigten Kijing, Ilipu und Niu sich zu einer Conferenz einfanden. Sie wurden vom Schatzmeister Hoang und vom Tataren-Generallieutenant Hien, nebst vielen andern geringen Mandarinen unterstützt, und die Unterzeichnung des Tractates geschah endlich am 27. August am Bord des Linienschiffes Cornwallis. Dieß war der Zeitpunkt, wo China sein vermeintes Recht als erster Staat in der Welt, welcher über alle übrigen zu gebieten hatte, aufgab, gleiche Mächte anerkannte, mit der übrigen Welt in Frieden und Freundschaft zu leben sich erbot, und überdieß große Vorrechte den Engländern und mit ihnen allen Fremden einräumte. Für Handel, für Verkehr, für die besten Interessen China's, für das Wohl der Einwohner wurde sehr, sehr viel durch diesen Friedensschluß gethan, und damit auch der Anfang zur Oeffnung dieses großen Reiches gemacht. Die Kriegskosten bezahlten die Ueberwundenen, und ein dauerhafter Frieden wurde nun zu Stande gebracht.

Anstatt wie früher treulos zu handeln und mit der Bezahlung zu zögern oder scheußliche Anathemas gegen die Barbaren zu schleudern, verhielten sich die Bevollmächtigten sehr ruhig, erfüllten jegliche Bedingung und bezahlten freudig das Lösegeld. Jeder konnte Zutritt zu der Porcellanpagode in der Nähe Nankings haben; die englischen Vermittler nebst den Befehlshabern hatten zweimal in der Stadt selbst eine Zusammenkunft mit Kijing und den übrigen. Der Verein war treu und herzlich, und Pottinger hatte sich seiner hohen Stelle würdig gezeigt. Während der ganzen Verhandlung war er immer bei denselben Grundsätzen geblieben und hatte die Vortheile die man früher nur für Hirngespinnste gehalten, wirklich errungen. Die Ehre, welche ihm in der Folge sein Vaterland zollte, war wahrhaft verdient.

Bald hernach zogen die Schiffe eins nach dem andern aus dem Flusse. Viele der Soldaten und Matrosen waren vom Fieber

ergriffen, viele schon im Flusse gestorben. Unter den Einwohnern selbst herrschte große Noth wegen der Ueberschwemmung und die Ernte in den Niederungen war vernichtet. Die Räuber waren zu gleicher Zeit mächtig geworden und hatten sich nach allen Gegenden hin verbreitet. Noch länger auszuhalten wäre Wahnsinn gewesen.

Auf dem Rückzuge des Geschwaders wurde es Pottinger hinterbracht, daß man die Mannschaft, deren Schiffe an der Küste Formosa's gescheitert, auf jener Insel theilweise ermordet. Dieß war ein tragisches Ende, zumal da es nicht lange vor dem Abschlusse des Friedens stattfand und die Behörden dort völlig überzeugt waren, daß die Gefangenen verschlagene Leute und keine Soldaten waren. Mit festem Muthe forderte daher der englische Bevollmächtigte die äußerste Strafe für die Wütheriche, welche das Völkerrecht verletzt. Diesem Wunsche gab der Kaiser willig Gehör; denn den Frieden wollte er nun einmal haben und jeder Aufopferung zu diesem Ende unterzog er sich willig. Tathunga, der tatarische Befehlshaber von Formosa, wurde zurückberufen, verhört und wieder angestellt und dabei blieb es.

Viel ernstere Dinge fielen aber zu Canton noch vor dem Abzuge der Flotte vor. Der Pöbel, aufs höchste gereizt daß der Kaiser unter solchen Bedingungen Frieden geschlossen und überdieß den Fremden so große Vorrechte eingeräumt haben sollte, wollte seinen Abscheu gegen diese Verhandlungen auf irgend eine Weise ausdrücken. Nichts schien zu diesem Zweck besser zu seyn als die drei Factoreien, in welchen die Engländer gewöhnlich lebten, und die theilweise von den Agenten der ostindischen Gesellschaft bewohnt waren, zu verbrennen. Zu diesem Ende versammelten sich Tausende von den schlechten Gesellen, legten das Feuer an und nachdem die Gebäude vernichtet waren, wurden sie von den Soldaten weggetrieben. Die Regierung war jedoch nicht willig dem Volke Hülfe zu leisten, und da in sehr kurzer Zeit die ganze englische Armee nach Canton hätte gehen und die Stadt wieder brandschatzen können, so verstand sich der Gouverneur zur Bezahlung des Schadens und die Ruhe wurde eine Zeitlang nachher wieder hergestellt.

In Tschekiang wurden ähnliche Gewaltthätigkeiten gegen die Regierung begangen. Die verruchten Buben welche den Man-

darinen während des Krieges gedient, forderten nun ihren Lohn. Dagegen verwies ihnen die Behörde ihre Unverschämtheit und zeigte wie sie von der Obrigkeit durch Lug und Trug Geld zu Unternehmungen genommen, welche sie nicht vollführten. So erklärten sie sich als Freunde des Vaterlandes und schwuren, daß sie nie mit den Engländern in Frieden leben wollten; ja sie drohten selbst die Barbaren von Tschusan wegzujagen, und gingen soweit im Namen des Vereins eine Stadt in Besitz zu nehmen. Die Idee, daß man den Weg den Britten versperren und die Soldaten zu Tinghai aushungern könnte, wurde wieder in Berathung gebracht. Dabei fehlte es nicht an Kapern und Seeräubern, so daß die Kriegswolken sich wieder zu nähern schienen. Die hohe Regierung selbst war ziemlich unentschlosseu welche Maßregeln zu ergreifen wären, und daher wollten die Mandarine in der Provinz noch nicht entschieden handeln.

Während man sich über den Frieden besprach, blieb Jiking mit seinem nun sehr geschmälerten Heere in einer geringen Entfernung von Nanking stehen. Er erklärte sich ein- für allemal als Feind des Friedens und versicherte Kijing, daß er die Engländer schlagen würde wo er derselben nur habhaft werden könnte. Allein beim Prahlen blieb es auch und um sich ganz lächerlich zu machen, brachte dieser Großsprecher eine Menge kleiner Fischerboote zusammen, die an der Mündung des Jangtse herumsegeln mußten, um den Schein zu haben als ob sie die Engländer aus dem Flusse vertrieben hätten. Diese Spielerei kostete jedoch sehr große Summen, denn kein Chinese wollte dienen ohne großen Lohn zu empfangen, und so gingen Millionen auf Millionen dahin. Als nun endlich der Kaiser von den Friedensstiftern erfuhr, daß sein großes Heer eine ziemliche Zeit ohne den geringsten Nutzen sich herumgetrieben, berief er den unbehülflichen Neffen nach der Hauptstadt und entsetzte ihn aller Ehrenstellen. Als Jischan, sein Verwandter, davon zu Canton hörte, ging dieser heimlich weg, und der Kaiser mußte Steckbriefe zu seiner Ergreifung ihm nachschicken. So waren denn die größten Helden verschwunden, und nun fing der Kaiser auch an die kleinern zur Rechenschaft zu ziehen. Niu, der Gouverneur, mußte sich eiligst nach Peking begeben und Kijing wurde sein Nachfolger. Ilipu dagegen wurde nach Canton als Commissionär gesandt, gab Pot-

tinger die heiligste Versicherung, daß der Kaiser durchaus nicht den Frieden brechen wolle und das ganze Ereigniß zu Formosa mit der äußersten Gerechtigkeit betreiben würde, und daß er zu diesem Ende schon den Gouverneur Fokiens nach jener Insel beordert hätte.

Jüpujun, welcher früher in so hohen Ehren am Hofe gestanden und immer so wacker vom Kriege gesprochen, wurde als feige Memme zu Peking enthauptet. Dieß Loos traf verschiedene andere Officiere; die übrigen Beamten, bürgerliche sowohl als militärische, wurden vorläufig zum Tode verurtheilt, weil sie die Barbaren nicht zurückgeschlagen sondern sie verschiedene Orte hätten einnehmen lassen. In dieser Stellung blieben sie etwa drei Jahre lang, bis das Herz des Kaisers erweichte, sich eine sehr große Geldbuße bezahlen ließ und sie nachher freisprach. Dieß galt auch von denjenigen, welche schon verbannt worden waren und an den Gränzen des Reiches in Turkestan als Sklaven oder Soldaten lebten.

Nachdem die englische Macht sich zurückgezogen und den größten Theil des himmlischen Reiches verlassen hatte, schienen auch die eingeschüchterten Minister, welche bisher athemlos und sprachlos gesessen um den Gang der Dinge abzuwarten, wieder neuen Muth zu erhalten. Unter dem Vorsitze des Wangting betheuerten sie dem alten Kaiser, daß Kijing der größte Verräther sey welchen die Dynastie je gekannt; daß er das Land verkauft, die Einkünfte vergeudet, den Staat entehrt und die Majestät des himmlischen Reiches herabgewürdigt, und daß für einen solchen Bösewicht der Tod eine zu geringe Strafe sey.

Dieser Bericht, von einem der untern Glieder des Rathes abgefaßt, wurde im Cabinet vorgelesen. Alle Minister die zugegen waren, stimmten der Meinung des Berichterstatters bei und erklärten einstimmig, daß den Barbaren weder Treu und Glauben gehalten, noch je ein Frieden zugestanden werden sollte. Kijing und seine Genossen hätten den Tod verwirkt, die Schande welche sie dem ganzen Lande zugebracht, sollte auf sie zurückfallen. Diesem Urtheile stimmte der Kaiser bei und wandte sich an die Anwesenden, um nun auch über die Ausführung zu sprechen. Den patriotischen Geist lobend und den Eifer für die Aufrechthaltung der Vorzüge des himmlischen Reiches anbefehlend, fragte

er: wer von ihnen den Befehl des Heeres übernehmen, wer dieß zusammenbringen, wer eine Flotte bauen, wer das Geld herschaffen wolle? Wenn sie sich über diese Punkte verständigt hätten, sollten sie ihm Bericht erstatten. Jeder wüßte ja, daß alle Anführer geschlagen worden, daß die Flotte vernichtet, das Heer zersprengt, die Cassen erschöpft seyen. Die großmüthigen Minister würden natürlich allen den Uebeln abhelfen. Der dritte Tag kam, die Großen erschienen und saßen stumm da, ohne auch nur ein Wort zur Berathung vorzubringen. Wangting, einer der Minister, hatte sich erhängt. Da fühlte nun Taokuang selbst daß Krieg unmöglich, Frieden unerläßlich nothwendig und unter jeder Bedingung erhalten werden müßte. Der Beweis war schlagend, und von diesem Augenblick an wurde dieß der Grundsatz in der Behandlung der Fremden.

Die nächste Untersuchung gewährten die Finanzen. Der eigene Verlust des Monarchen von 7 Millionen Unzen Silber konnte nicht ungerügt bleiben. Es wurde daher verordnet, daß alle die Officiere, ihre Nachkommen und Verwandten, welche während der letzten dreißig Jahre mit der Verwaltung des Schatzes beauftragt waren, diesen Schaden wieder gut machen sollten. Im Falle dieß aber nicht geschähe, so sollten die Schuldner ins Gefängniß gehen und dort so lange verbleiben bis jeder Heller bezahlt sey. Diese Verordnung gab nun zu vielen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten Anlaß; denn Kinder von zwölf Jahren, die Enkel und Urenkel der vermeinten Schuldner, Greise am Stabe, junge Mädchen und betagte Frauen wurden genöthigt, ihr ganzes Vermögen herzugeben um den Schatz anzufüllen. Nach allen Erpressungen aber blieb noch eine sehr große Summe Geldes, die noch nicht abgetragen war, und die Regierung mußte von selbst die gehässige Maßregel nach einer Dauer von zwei Jahren aufgeben.

Noch nöthiger war es in den Rechnungen der Kriegsausgaben eine Untersuchung anzustellen. Da ergab es sich nun, daß etwa 40 Millionen Unzen Silber im zweiten Feldzuge gespendet und ein großer Theil des Geldes durch Unterschleife vergeudet worden. Dieß war ein trauriges Ergebniß; und obgleich unmenschliche Strenge an den untreuen Dienern verübt wurde, war es dennoch unmöglich das Silber wieder zusammenzuscharren. Vergeblich

seufzte der sparsame Taokuang über einen Aufwand, welcher zu nichts gedient und dem Feinde nur Gelegenheit gegeben über die ohnmächtigen Zurüstungen zu lachen.

Noch ärger sah es mit den Finanzen des Landes selbst aus. Verschiedene Zweige des öffentlichen Einkommens waren durch den Krieg gänzlich vernichtet worden. Da wo die englische Armee gestanden oder die Flotte gelegen, hatte man keine Abgaben einsammeln können; die Unterthanen in den nachbarlichen Districten weigerten sich den Mandarinen das Schuldige zu entrichten, und diese waren zu schwach um es mit Gewalt zu fordern. So entstand eine Zerrüttung der Finanzen wie sie nie vorher gewesen. Am Ende des Jahres 1844 kündigte das Tribunal dem Reiche an, daß die Provinzen der allgemeinen Staatscasse 39 Millionen Unzen Silber schuldig wären. Da nun durchaus keine Aussicht zur Bezahlung vorhanden war, so erließ Taokuang am 70sten Geburtstage der verwittweten Kaiserin im Herbste 1845 die ganze Schuld zur großen Freude der Unterthanen und Mandarine. Dieß aber half noch nicht der Noth ab; fast an jedem Orte verringerte sich die Einnahme. Theils war Mißwachs hieran Schuld, theils Ueberschwemmungen, theils der störrische Sinn der Einwohner, welche völlig abschlugen einen einzigen Pfenning der Regierung zu bezahlen. Der Kaiser ließ daher ein Rundschreiben an alle Gouverneure ergehen, in welchem er den elenden Zustand der geldlichen Angelegenheiten darlegte und zugleich befahl eine genaue Rechnung von den frühern Jahren des Ueberflusses einzusenden, um ausfindig zu machen worin die Fehler der jetzigen Verwaltung lägen. Diese Rechnungen sind noch nicht bekannt geworden, noch auch wissen wir wie viel Geld die verschiedenen Provinzen im Jahr 1845 rückständig blieben; soviel aber ist gewiß, daß sich in dem Wege des Einkommens beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten vorfinden. Taokuang verordnete deßhalb, daß hinfort das Militär von dem geringen Vorrathe zuerst bezahlt werden sollte, und, um dem Geldmangel abzuhelfen, die Civilbeamten auf augenblicklichen Sold Verzicht leisten müßten.

Um nun aber dem Uebel abzuhelfen, welches vielleicht das drückendste politische Unglück ist das einen Staat betreffen kann, verordnete der Kaiser, daß Civilämter verkauft werden sollten. Da nun diese gewöhnlich sehr viel eintragen, so fanden sich auch

Käufer genug, und bis auf diesen Tag erhalten Hunderte von Mandarinen ihr Amt unter dem Namen von patriotischen Beiträgen. Allein dieß System gefährdet die Ruhe des Staates und untergräbt den Grundstein der Monarchie; denn nach alten Gesetzen sollte literarisches Talent die höchste Würde im Staate erhalten. Die Leute welche für ihre Stellen bezahlt, werden überdieß sorgen durch Erpressungen ihr Geld wieder zu gewinnen, so daß die ganze Verwaltung in Wucher ausarten wird. Daher machten viele Censoren hierüber sehr ernste Vorstellungen; theoretisch wurde auch die verderbliche Verordnung wieder abgeschafft, während sie praktisch in ihrer ganzen Stärke dasteht, und überdieß noch erweitert durch ein Gesetz, nach welchem Verbrechen abgekauft werden könnten.

Der Krieg hatte unausbleibliche Folgen für das ganze Reich. Während das Land von der vermeinten Höhe herabstieg und die Mandarine bis in den Staub gedemüthigt wurden, erkannte die Nation, daß die Behörden nicht unüberwindlich wären — eine Entdeckung, so arg in ihren Folgen wie das allgemeine Anerkennen daß der Papst fehlbar sey. Anstatt sich daher willig ihren Befehlen zu unterwerfen, standen sie öffentlich in Rebellion gegen sie auf, verweigerten die Bezahlung von Abgaben und den Gehorsam zur Ausführung lästiger Befehle. Es kam daher in vielen Fällen zur offenen Fehde, worin die Beamten den Kürzeren zogen. Um die Sache wieder zu vertuschen, wandte man Güte und erniedrigende Herablassung an, wodurch der Bruch nur ärger gemacht wurde. Auch zeigten sich in vielen Theilen des Reiches große Räuberbanden, welche bis auf diesen Augenblick noch nicht unterworfen sind. So waren die Folgen nicht geringer Art. China glich einem kurz vorher vom Sturme bewegten Meere, welches lange Zeit nachher während der Windstille noch in großer Bewegung bleibt. Eine andere ganz neue Erscheinung war das Entstehen von Gesellschaften unter den höhern Classen um sich über die Maßregeln der Mandarine zu besprechen, und dieselben zu verhindern wenn sie nicht mit dem Wohlstande des Ganzen übereinstimmten. Diese bildeten sich nicht nur zu Canton, sondern fast in allen großen Städten und selbst zu Peking, wo sie sich oft der Regierung widersetzen und mit Aufreizung der großen Masse des Volkes drohen.

Ilipu war nach Stillung der Unruhen mit der Einrichtung der neuen Ordnung zu Canton beschäftigt, aber einem solchen Unternehmen nicht gewachsen; daher zog es sich sehr in die Länge und würde wahrscheinlich zum Schaden der Unterhandelnden ausgefallen seyn, hätte nicht der Tod den abgelebten Greis von dieser Erde hinweggerufen. Schon lange hatte er gekränkelt nnd Monate lang den Rosenkranz gebetet um sich für jene Welt nach schamanischer Weise vorzubereiten; aber erst wurden seine Wünsche rücksichtlich der Abschließung des Friedens verwirklicht, dann sank er in das Grab, ehrenvoll und höchst bewundert wegen seiner Rechtlichkeit.

Eine kurze Zeit darauf wurde Kijing nach Canton gerufen. Er fing ernstlich an alles in Ordnung zu setzen; daher wurden die Verordnungen rücksichtlich des Verkehrs in kurzer Zeit festgestellt und noch ein ergänzender Vertrag im October 1843 abgeschlossen, welcher theils zur Erläuterung des Vertrags von Nanking und zur Erweiterung der Bedingungen hinzugefügt ward. In allen Verhandlungen herrschte die größte Ehrlichkeit, wie sie in der Diplomatik selten gefunden wird; zugleich wurde nicht mit Engherzigkeit für das Wohl Englands nur gearbeitet, sondern allen fremden Nationen die errungenen Handelsvortheile zugestanden. Verträge, so uneigennützig in ihrer Richtung und in ihren Einflüssen, hat man wohl selten abgeschlossen. Alle die frühern Hindernisse und großen Beschwerden waren nun durch Pottingers Standhaftigkeit und Kijings Einsicht weggeräumt, und so für immer der Streitapfel zwischen den beiden Reichen entrückt. Die Aenderung der Dinge war so schnell und unerwartet, wie die glühendsten Hoffnungen es sich nicht hätten vorstellen können; Jedermann war erstaunt über den wohlthätigen Wechsel. Anstatt der Menschenscheu von Seiten der Mandarine fand man nun Freundlichkeit und Ehrerbietung, wo immer sie in Berührung mit Fremden kamen. Das Volk betrug sich auch viel besser wie früher und der ganze Lauf der Dinge ließ eine frohere Aussicht in die Zukunft hoffen.

Von allen Ländern Europa's kamen nun Agenten an. Der belgische war der erste, dann der spanische, holländische, preußische, österreichische, dänische und schwedische; hernach ein portugiesischer Bevollmächtigter und ein nordamerikanischer sowohl als franzö=

sischer Gesandter. Diese beiden letztern schlossen besondere Verträge ab, im ganzen genommen nach dem Muster des englischen, nur in einigen Punkten vortheilhafter; während der portugiesische sich alle die obigen Vortheile zueignete und Makao nun in eine ganz andere Stellung brachte, so vortheilhaft wie sie noch nie zuvor gewesen.

Natürlich hob sich der Handel unter solchen Umständen, jedoch verließ derselbe noch nicht Canton. Ningpo, als Hafenstadt, fiel in ein Nichts zurück, während Amoi so ziemlich seine Beziehungen vermehrte und Schanghai sehr schnell zu einer außerordentlichen Blüthe stieg. Futschéu dagegen, welches sich als großes Theedepot von selbst darbot, hat bisjetzt nicht diesen Erwartungen entsprochen. Aber noch ist der Verkehr in seiner Kindheit, die Richtungen und Gränzen desselben sind daher schwer zu bestimmen; zwanzig Jahre müssen erst vorübergehen, ehe man alle Vortheile welche durch den Friedensschluß errungen wurden, aufzählen kann.

Hinsichtlich der Ausbreitung der christlichen Religion stehen den Menschenfreunden und Verehrern unseres Heilandes auch bessere Zeiten bevor. Schon von Nanking wurden dem Kaiser verschiedene religiöse Tractate und das Neue Testament zugesandt. Aber erst später drückte Taokuang seine Meinung darüber aus und sagte, daß die Bücher die Leute zur Tugend ermahnen und daß man daher ihre Vertheilung und die Annehmung ihrer Lehren nicht hindern solle. Nachher erschien der französische Gesandte um freie Ausübung der Religion für die chinesischen Katholiken zu bewirken, welche er auch erlangte. Endlich wurde von Kijing erklärt, daß Niemand der Religion wegen bestraft werden sollte, und daß nur der Uebertreter des Gesetzes betheiligt werden könnte. Eine gänzliche Toleranz aller Religionen war daher die Folge, wie man sie noch nie unter einem Kaiser gehabt und wie sie streng genommen jede Regierung zulassen sollte.

Zahlreiche Missionäre kamen von Frankreich, deren 60 an der Zahl sich über ganz China verbreiteten. Diesen müssen wir noch etwa 20 Italiener von der Propaganda und einige wenige Spanier beifügen, die sich gegenwärtig in den verschiedenen Provinzen befinden. Die Portugiesen haben bis jetzt noch keinen Vortheil von dieser Erlaubniß gezogen nnd keine neuen Lehrer des Papstthums hieher gesandt.

Die protestantischen Gesellschaften in England und Amerika benützten dieses Beginnen besserer Dinge und riefen ihre Arbeiter von den verschiedenen Stationen des indischen Archipels nach den neugeöffneten Hafenstädten, mit Ausnahme Futschéu's, um dort im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Den Papisten wurden auch Bekehrte; die Missionäre jeder Confession und unter andern auch die bischöflichen Amerikaner, unter der Leitung eines Bischofs, benutzten die ihnen verliehene Freiheit. Das Bestreben bleibt nach wie vor religiös, wissenschaftlich und wohlthuend für chinesische Kranke, für welche einige Hospitäler in den verschiedenen Orten errichtet sind.

Gleichzeitig und seinen Ursprung von 1840 rechnend war der christliche Verein von Chinesen zur Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten, welcher, obwohl noch in seiner Kindheit, mehr Bekehrte zählt als irgend eine andere protestantische Mission und sich gänzlich auf die Predigt des Evangeliums und die Verbreitung der heiligen Schrift und von Tractaten beschränkt. An diese Gesellschaft haben sich sehr gediegene chinesische Prediger angeschlossen, welche das Wort Gottes mit großer Kraft verkündigen.

Man kann daher diese Periode als eine der förderlichsten für das Menschenwohl betrachten; noch nie waren die Aussichten für den Fortschritt der Wahrheit so helle. Nicht daß man sich des Sieges schon freuen und im voraus triumphiren sollte über etwas das noch nicht geschehen, sondern daß man mit dankbarem Herzen zum Heiland aufblickend ihm danke für die Wegräumung der Hindernisse, und im Vertrauen auf seine Huld fortarbeite bis zur völligen Verherrlichung seines Namens. Wo dieß gethan, wird Erfolg nicht ausbleiben; wo es anders geschieht und nicht aus kindlicher Liebe zum Erlöser sproßt, da wird man sich am Ende sehr getäuscht fühlen. Das Christenthum kann sich dann nur allgewaltig beweisen, wenn es mit kindlicher Liebe, Demuth und Hingebung bekannt gemacht wird, ohne irgend eine andere Absicht als nur des irdischen und himmlischen Heiles der Menschheit willen, um Friede, gegenseitige Liebe und Aufklärung zu bewirken und über alles Gott in Christo zu verherrlichen.

Ueber die Regierung des Taokuang während der letztern Jahre haben wir nur noch das Folgende zu bemerken. Der

Kaiser fühlte großen Schmerz über die Lage der Dinge. Obgleich die kriegwünschende Partei nun beruhigt war, konnte der Monarch nicht vergessen welches Elend diese Rathgeber auf das Land gebracht. Freilich entschuldigten sie sich mit untüchtigen Generalen und treulosen Mandarinen; dennoch war es nicht zu verkennen, daß alle ihre Pläne mißglückt und daß keine einzige Versprechung bewahrheitet worden. Taokuang gedachte nun wieder seines weisen Kischen, dessen Rathschläge gerade dieselben waren welche den Frieden herbeiführten; daher glaubte ihn Taokuang eines bessern Looses würdig. Ihm wieder das genommene Geld zurückzustellen war unmöglich; allein ihn auf einen Standpunkt zu versetzen wo er seine Casse wieder füllen konnte, war durchaus nicht schwer. Nachdem er eine Zeitlang am Hofe als Bedienter seines Oberherrn erschienen, wurden die Hofschranzen plötzlich durch seine Ernennung zur Statthalterschaft in Tibet in Staunen gesetzt. Dorthin ging er denn auch ohne weiteres Zögern und lebt noch jetzt zu Lassa, immer voller Geschäfte und sich zugleich mit dem Gelde jener Gegenden bereichernd. — Die Minister und andere Mandarine murrten sehr, daß die kaiserlichen Neffen Jischan und Jiking nicht mit dem Tode bestraft wurden. Allein dieß konnte der alte Taokuang nicht über sein Herz bringen, denn sie waren ja Blutsverwandte; er schickte also beide weit von der Hauptstadt hinweg, als Militärbeamte in Turkestan, wo sie bis auf diese Stunde leben. Kijing erhielt zum Lohn seiner Thaten die Statthalterschaft von Kiangnan und Kiangsi. Da aber seine Gegenwart zu Canton wegen der Verträge mit andern auswärtigen Mächten von Wichtigkeit war, so wurde er einstweilen zum Gouverneur von Kuangtong und Kuangsi ernannt. In diesem Amte zeichnete er sich sehr aus und endigte auf die friedlichste Weise die Verträge mit den Amerikanern, Portugiesen und Franzosen, konnte aber nicht ganz dem Tadel seiner zahlreichen Feinde zu Peking entgehen. Diese brachten es dahin, daß er eine sehr schwere Geldbuße bezahlen mußte, jedoch in der Verwaltung beider Provinzen blieb. Nachher, als alles sich so wohl gestaltete, wurde sein Freund Hoang, der sehr fleißige und kluge Vermittler des Friedens, zum Vicegouverneur von Kuangtong ernannt und leistete ihm sehr große Hülfe, während Kijings Sohn mit einer Stelle im

Cabinet und dem zweiten Grade als Mandarin beehrt wurde. Allein das Volk zu Canton war den Friedensstiftern von Herzen gram und belegte sie stets mit Schimpfnamen. Man fürchtete alle Augenblicke einen Aufstand, und als der amerikanische Gesandte anwesend war, kam es wirklich in der Nähe der Factorei zu einem Auflauf, bei welchem ein Chinese getödtet wurde. Kijing sah zwar bald ein daß man sehr scharfe Maßregeln zur Unterdrückung dieser Horden gebrauchen müßte, beschränkte sich jedoch nur auf Räuber und Piraten, von denen viele den Tod erlitten; trotzdem konnte seine Kraftregierung dem sehr weit um sich greifenden Uebel keinen Einhalt thun. Das Volk verhielt sich dagegen zu Canton ruhig bis zum Anfange von 1846, wo es in einem Aufstande die Amtszimmer des Präfecten von Canton, welcher einen unschuldigen Mann geprügelt, niederbrannte, und den Fremden drohte daß, wenn sie sich unterständen in die Stadt zu gehen, sie die Factoreien durch Brand zerstören wollten. Diejenigen welche sich damit einließen waren die vornehmsten Leute der Stadt, und man kann daher gar wohl vermuthen daß gleiche Auftritte unter ihrer Anleitung wieder hervorgerufen werden mögen. Die Engländer aber blieben ungestört im Besitze der unfruchtbaren Insel Hongkong, welche einen vortrefflichen Hafen hat, jedoch nichts hervorbringt und auf ihrem steinigen Boden schnell prächtige Häuser in großer Menge, ungeachtet der großen Sterblichkeit, emporsteigen sah.

Der Excommissionär Lin zog von Canton nach Ningpo (1841), um sich dort mit seinem Geistesverwandten, Jükien, über die Vertheidigung des Nordens und die Vernichtung der Engländer zu bereden. Dort blieb er aber nicht lange, denn ein Decret des Kaisers verdammte ihn, als die Ursache des Krieges, zur lebenslänglichen Verbannung nach Turkestan. Auf seiner Reise dorthin wurde er bei dem gelben Flusse angehalten, um an den zahlreichen Dämmen das Seinige beizutragen; er ertrank beinahe, so daß man ihn für todt ausgab. Nachher erschien er beim Heere in Tschekiang, von wo ihn Mißverständniß mit dem Oberfeldherrn zurückscheuchte; endlich wollte er seine Reise nach dem fernen Turkestan antreten, weilte aber noch einige Zeit und beschäftigte sich dort bei seiner Ankunft mit der Urbarmachung der Felder. Nach amtlichen Berichten er=

warb er sich sehr große Verdienste im Ackerbau, und nachdem man Tang, den frühern Gouverneur von Kuangtong, welcher sich gleichfalls dort im Exil befand, wieder zurückberufen und zum Vicegouverneur gemacht, traf auch Lin wieder die Reihe der Erhebung. Schon 1844 ließ er sein Werk über auswärtige Sachen zu Peking herausgeben; man betrachtete ihn nun als das Orakel des Reiches, und als Unruhen an den Gränzen des Reiches, in Turkestan, ausbrachen, wurde er wieder (1845) zum Gouverneur von Kansu und Schensi erhoben und steht jetzt in sehr großem Ansehen.

Taokuang, des Lebens müde, mischte sich wenig in Staatsangelegenheiten. Im Sommer 1844 aber wurde er sehr krank, und schon verbreitete sich das Gerücht, daß er verschieden sey. Der Hof war daher äußerst bemüht einen Nachfolger zu ernennen, und es wurde vorgeschlagen daß sein 16jähriger Sohn den Thron besteigen und das Reich unter seinem Namen verwalten sollte. Damit war der schwache Kaiser sehr zufrieden; allein plötzlich meldeten sich auch seine Brüder, welche ein weit größeres Recht auf die Krone zu haben glaubten, und erklärten den Erbprinzen wegen seiner bösen Natur für untüchtig das Land zu beherrschen. Gern hätten sie nun einen Nachfolger unter sich selbst gewählt, hätte nicht jeder die Ehre Kaiser zu seyn begehrt, weßhalb die Bestimmung gänzlich unterblieb. Taokuang genaß zu gleicher Zeit und verbot unter sehr schweren Strafen die Erörterung dieser so wichtigen Frage, während er den tüchtigsten seiner Brüder vom Hofe verbannte.

Da er nun einmal Mißtrauen gegen seine Minister gefaßt, welche sich auch in diese Streitsachen eingemischt, so wurde es Kischen sehr leicht, aus der weiten Ferne von Lassa verschiedene Mitglieder des hohen Rathes zu stürzen und seinen Freund Kijing zu der Stelle eines Hülfsministers im Cabinette zu befördern. — Taokuang machte es sich zur Pflicht nur der herrschenden Partei Vorzüge einzuräumen, und bestimmte seinen ersten Minister Mutschanga zur Leitung des Ganzen, der jetzt in der Wirklichkeit das Ruder lenkt.

Wir haben nun den Leser bis zu Ende dieser Geschichte geführt und, soviel es in unseren geringen Kräften stand, gestrebt die reine Wahrheit zu erzählen. China steht in mancher Hinsicht

jetzt in derselben Stellung, jedoch unter ganz andern Umständen, wie Europa vor den Entdeckungen fremder Länder, der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Reformation. Der allwaltenden Hand des Allerhöchsten trauend, wollen wir nicht vorgreifen, um zu entwickeln was Gott allein seiner Macht vorbehalten, sondern in wenigen Worten den jetzigen Zustand bündig andeuten.

Wegen seiner Lage steht dieß Land vereinzelt da. Im Norden hat es Wüsten und Eisfelder; im Süden Gebirge und tropische, beinahe undurchdringliche Wälder, im Osten das Weltmeer, im Westen entweder Wüsteneien oder den höchsten Bergrücken der Erde, und konnte daher von den frühesten Zeiten an sehr wenig in Berührung mit andern Nationen kommen. Gerade in dieser Zeit hat China eine viel größere Länderausdehnung als je in einer frühern Periode. Die 18 Provinzen selbst begreifen etwa 60,100 Quadratmeilen, die Mantschurei 34,300, die Mongolei 91,360, und der Bezirk Ili mit Einschluß von Tschongarien und Turkestan 27,300; dieß gibt uns einen Flächeninhalt von etwa 152,960 Quadratmeilen, ohne Korea und Tibet mit einzurechnen, das erstere etwa 4000, das andere 30,200 Quadratmeilen groß, welche so ziemlich dem chinesischen Scepter huldigen. So ist das Mittelreich in Ausdehnung der dritte Staat der Erde. Spricht man aber von seinen Einwohnern, so sind sie die zahlreichsten aller Staaten, und selbst die Bewohner einer einzigen Provinz würden schon ein stattliches Königreich formen. Um die runde Zahl von 360 Millionen anzunehmen, welche der Staatscensus gibt, auf die Mantschurei 10 Millionen kommen zu lassen, auf die Mongolei etwa 12 — denn die eigentliche Zahl kann nie ermittelt werden — in Turkestan noch überdieß 3 Millionen, so herrscht der Kaiser etwa über mehr als ein Drittheil der ganzen Menschheit. Sehr große Zweifel über die ungeheure Menschenzahl hat man natürlich erhoben, die jedoch bei unserer geringen Bekanntschaft mit dem Innern jetzt noch nicht bestätigt werden können. Der obige Betrag ist vom Census der Regierung.

In den Producten des Landes finden wir nicht die Fülle und Verschiedenheit, welche die geographische Beziehung uns vermuthen lassen möchte; ein großer Theil des Landes ist der bergigen Natur wegen unfruchtbar. Das Vieh ist verhältnißmäßig

in sehr geringer Zahl vorhanden, und die wilden Thiere können bei der großen Bevölkerung und den kahlen Feldern keine Schutzplätze finden. Dagegen sind die westlichen und südwestlichen Provinzen reich an mineralischen Producten; dort gibt es sehr ergiebige Bergwerke für die edlen Metalle. Anders ist der Zustand des nördlichen Theiles der Mantschurei wo dichte Wälder das Land bedecken, und in der Mongolei welche die ausgedehntesten Wüsten der Erde umschließt.

Der Chinese ist arbeitsam und kriechend, stolz, lügnerisch, habsüchtig. In seinem ganzen Charakter sind so viele Widersprüche, daß man sich kaum überreden kann, es könnten dieselben Laster und Tugenden derselben Person angehören. Die Schriftzeichen seiner Sprache, obgleich schwer zu erlernen, geben der Nation eine Einheit, wie sie kein anderes Volk besitzt, und die Einsylbigkeit seiner Dialekte machen es dem Fremden äußerst mühsam dieselben deutlich und fertig zu sprechen. Die Literatur ist eine ungeheure Sammlung von Ideen, welche auf das künstlichste ausgedrückt sind, dabei in sich selbst leer und immer wiederkehrend.

Im Ackerbau stehen die Chinesen den gebildetsten Völkern gleich, und die Nation zieht mit großer Sorgfalt und Anstrengung ihre Bedürfnisse von der Erde. Anstatt aber das Mannichfache zu suchen, ist der große Gegenstand der Production Reis, welchem jede andere Pflanze aufgeopfert wird. — Dieselbe Betriebsamkeit zeigt sich in dem Handel. Alle Flüsse, Seen und Canäle sind voll von verkehrtreibenden Chinesen, die Meeresküste wimmelt von Schmacken und Kauffahrteijunken, und Weiber dienen als Matrosen. Der Kunstfleiß stand viel höher in vorigen Zeiten als in manchen Ländern Europa's, ist aber nun demselben, wegen der fortschreitenden Bildung im Westen und des Stillstandes in China, nicht länger zu vergleichen.

Die chinesische Regierung hat man immer nur theoretisch betrachtet und sehr viel darüber geschrieben, was freilich auf dem Papier wahr, allein in der Ausführung ganz falsch ist. Die ganze Macht findet sich im Kaiser, welcher der einzige Besitzer des Landes ist, der unumschränkte Herr über das Leben seiner Unterthanen, die Mittelsperson zwischen Erde und Himmel, dem die gute Verwaltung aller lebenden Geschöpfe anvertraut ist, und wofür er seinen Ahnen und den zwei Potenzen, Him-

mel und Erde, verantwortlich ist. Auf gleiche Weise concentrirt sind alle kleinern und größern Tribunale, vom Cabinet bis zum Polizeiamt in einem Flecken, mit derselben Bestimmung und Ausführung. Immer sind die Strafen der Ausdruck der väterlichen Liebe, wenngleich Verbrecher zu Stücken geschnitten oder die größten Ungerechtigkeiten begangen werden; denn nur aus solchen Beweggründen kann der große Kaiser und seine Mandarine handeln, und Robespierre mit seiner Tugend und der Schreckensregierung sind eine analoge Erscheinung, obgleich es in China weniger blutig und mehr systematisch hergeht, und die Regierung oft zu schwach ist um Drohungen wahrzumachen.

Die falschen Ideen rücksichtlich dieses Landes, welche im Auslande verbreitet sind, kann man entweder der Unwissenheit von dem eigentlichen Gange der Dinge zuschreiben, oder dem Wunsche zu verschönern, was eigentlich nur theoretisch wahr ist. Wenn man den Gebildeten erzählt was Vorzügliches und Herrliches über das Reich geschrieben, welche sonnenglänzenden Tugenden, mit beinahe gänzlicher Ausnahme von Lastern, das Volk und der Staat besitzt, so können sie nicht genug über die Leichtgläubigkeit und den Mangel an Menschenkenntniß von Seite der Fremden lachen.

Die Chinesen sind ein großes Volk, das sich seiner Macht noch nicht bewußt ist. Sie haben sehr viele nationale Tugenden und vielleicht noch zahlreichere Laster. Wenn man ihre Ausdauer, Betriebsamkeit, kindliche Liebe, Zufriedenheit und Freundlichkeit betrachtet, so sind sie gewiß des Lobes werth; wenn man ihr Lügen, Trügen, ihre Schalkhaftigkeit, Dieberei, den gänzlichen Mangel an Gefühl und ihr ränkevolles Betragen wieder bedenkt, so schaudert man vor den unerhörten Lastern und der Hartherzigkeit des Volkes. Nur einen Theil, entweder die Schatten- oder Lichtseite zu geben, ist falsch und kann nie ein richtiges Bild von dem wahren Charakter darstellen.

Die Chinesen werden von ihrer Jugend auf an Ordnung in allen Sachen, mit der Ausnahme der häuslichen, und an Schmutz gewöhnt. Sie sind das Volk der Erde, welches vielfachen Gesetzen theoretisch am meisten huldigt, und schwer zur Wildheit gebracht werden kann; allein wenn einmal verwildert, so sind sie wilder als die rohesten Barbaren. In Bildung ste-

hen sie keinem Volke Asiens nach; sie kennen keinen sklavischen Bauernstand der den Acker wie der Ochse pflügt; die Wissenschaften wie wir sie verstehen, kennen sie aber nicht, und den Mangel ersetzen sie, wiewohl dürftig, durch gesunden Menschenverstand und Gewohnheit. Ihrer Schlauheit kann nichts entgehen, dagegen fehlt es ihnen an Bestimmtheit, Gediegenheit, edlen und höhern Ansichten gänzlich. Das Stehenbleiben des menschlichen Verstandes, welches die Folge von Einzwängung, Selbstgenügsamkeit und Mangel an Verkehr mit gebildeten Fremden ist, bezieht sich auf jeden geistigen Gegenstand, dessen Begriff nicht oberflächlich ist. — Die niedere Stufe auf der sie hinsichtlich der Religion stehen, hat hierin ihren Grund. Denn während sie der Götzen lachen, erzeigen sie ihnen dennoch Ehre, und obgleich fest überzeugt daß sie dem Götzendienste längst entwachsen, erfassen sie dennoch nicht das reine Evangelium mit demselben Eifer als ihre Ueberzeugung von dessen Vortrefflichkeit es heischt.

Wegen ihrer frühern Bildung wirkten sie auch auf die benachbarten Nationen wohlthätig ein. Den meisten Dank sind ihnen die Bewohner von Korea und Japan in dieser Hinsicht schuldig, die ihre ganze Civilisation von China bekamen. So auch die Annamesen, die Bewohner der Liéukiéu, die Mantschuren, Mongolen — die letztern jedoch nur theilweise — und späterhin auch die Tibetaner einigermaßen. Wie weit sich aber ihr Einfluß ausgedehnt haben würde, wenn sie nicht durch sehr strenge Gesetze in ihrer Heimath zurückgehalten worden wären, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit bestimmen. Jetzt schon, wo die Auswanderungen von der Regierung mit argwöhnischen Augen betrachtet werden, haben sie einen großen Theil des indischen Archipelagus bevölkert und belebt. Sie haben sich auf der Halbinsel Malacca eingefunden, in Siam und Kambodia sich niedergelassen und nach verschiedenen andern Richtungen ihren Einfluß fühlbar gemacht. Wenn nun die Armen, die sonst vor Hunger sterben müssen, aus dem Lande gesandt würden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre Wohnsitze in kurzer Zeit nach dem kaspischen Meere reichen, die Gränzen Indiens vom südlichen Tibet überschritten, und das Innere Asiens von diesen sehr betriebsamen Classen bebaut werden würden, wie dieß schon in der südlichen Mongolei und Mantschurei, ungeachtet der schärfsten Verbote,

der Fall ist. Erlaubte man nur ihnen nach unserer Weise die Schifffahrt zu erlernen und, anstatt vor Hunger zu vergehen, die westlichen Küsten Amerika's zu bebauen, so würde ihre Zahl sich dort sehr schnell vermehren und ihr Geschlecht, wider alles Erwarten, mit der äußersten Schnelle sich ausbreiten. Es ist nun einmal eine Race, welche Kinder und Kindeskinder zeugt, sich unter allen Schwierigkeiten vervielfältigt und allen Hindernissen trotzt.

Der Tag wo China mächtig seyn, ja mit größerer Kraft als je ein anderes Land auf den Zustand der ganzen Erde hinwirken wird, ist noch nicht gekommen; allein sobald dieser anbricht, Freiheit des Geistes dem Volke durch das Christenthum ertheilt wird und alle politischen Beschränkungen wegfallen, wird die Welt erstaunen über eine Nation, welche man bisher für todt hielt und der vom civilisirten Westen kaum ein Platz in der Geschichte der Menschheit eingeräumt ward, während man über die Tugenden des unbekannten Reiches fabelte.

Aber es ist zu bewundern, wie ein Reich wie China seinen Rang in Asien nie behauptet: wie Japan ihm kühn widerstand, wie Annam seine Truppen zurückschlug und wie unbedeutende Stämme von Tataren, keiner verhältnißmäßig so klein und schwach wie die Mantschuren, sich des Landes bemächtigen konnten. Selbst der letzte Krieg mit einem Volke des Westens zeigt China's kriegerische Schwäche. Obgleich die Kraft der Regierung völlig in der Hauptstadt concentrirt ist, das höchste Gouvernement früher etwa 40 Millionen Unzen Silber jährliche Einkünfte bezog und eine Zeitlang 1,700,000 Soldaten, die meisten aber nur als Polizeidiener, unterhielt, und dabei eine Flotte von etwa 500 Junken hatte, konnte es dennoch nach außen weniger Stärke als der Pascha von Aegypten bei einer gleichen Gelegenheit an den Tag legen. — Das Bewußtseyn der Möglichkeit einer Kraftäußerung macht Kaiser und Hof sehr stolz und das Mißlingen eines solchen Unternehmens sehr unzufrieden und kleinmüthig; zur Verbesserung jedoch fehlen selbst die Ideen.

Aber die Massen, welche in solcher hülflosen Unordnung liegen bleiben, sind nicht für immer zur Absonderung vom übrigen Menschengeschlechte bestimmt, und in dieser letzten Zeit wird es gewiß Männer aus der Mitte des Volkes geben, die außerordentliche Veränderungen hervorrufen werden. Hätte z. B.

Tsinschihoangti, Kublaichan oder Kanghi in unseren Zeiten gelebt, welche ganz verschiedene Richtungen würden die Sachen genommen haben! Oder wenn selbst die Großen, welche die Nothwendigkeit einer Verbesserung einsehen, nur jetzt ihren Willen hätten, könnte man nicht außerordentliche Fortschritte der Entwickelung in sehr kurzer Zeit machen? Ja hätten nur die Europäer, welche am Anfang dieser Dynastie sich zu Peking befanden, denselben Einfluß, so würde jetzt ein bedeutender Umschwung der Dinge auf dem Wege ächter Civilisation geschehen seyn.

Von einer andern Seite erscheint alles klar. Eine solche große Nation kann nicht viel länger dem Götzenthum ungestört huldigen; dafür birgt die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters und die unendliche Liebe seines eingebornen Sohnes. Dem Lichte, das allein die dicke Finsterniß erhellen kann, wird daher Eingang verschafft werden, nicht durch der Menschen Thun, sondern durch Gottes Hand. Die nun bewilligten Freiheiten zur Ausbreitung des Evangeliums sind ein sehr guter Anfang und, wenn im Geiste der christlichen Liebe zur Verherrlichung Gottes benutzt und zum Preise seines Namens in Geist und Wahrheit angewendet, werden sehr bald von ersprießlichen Folgen seyn.

Natürlich wird dieß nicht, wie schon im römischen Reiche, ohne Schwierigkeiten abgehen; allein jemehr die Liebe des Herrn Jesu und christliche Demuth im ächt apostolischen Sinne angewandt werden, desto größer der Erfolg. Denn das Menschliche wird sich vor der unwiderstehlichen Macht des Göttlichen beugen müssen und Christus der Herr wird hoch gelobt werden von einem Volke, das ihn noch nie erkannt.

Ehe diese große Veränderung durchgreift, kann nie die Macht des Landes in ihrer ganzen Größe erscheinen; denn nur den christlichsten Nationen ist diese in den jetzigen Zeiträumen der Welt anvertraut; die Völker welche die reinsten und wahrsten Begriffe vom Evangelium bekommen, sind nach göttlichen Verordnungen auch die mächtigsten und einflußreichsten. Denn das Reich Gottes nähert sich nun der ganzen Welt in seiner Vollkommenheit, und darum werden die Mittel zur Verbreitung auf diese Weise an die Hand gegeben.

Das christliche China wird mächtig und hehr dastehen, wie die feurigsten Erwartungen es sich nie im voraus vorstellen

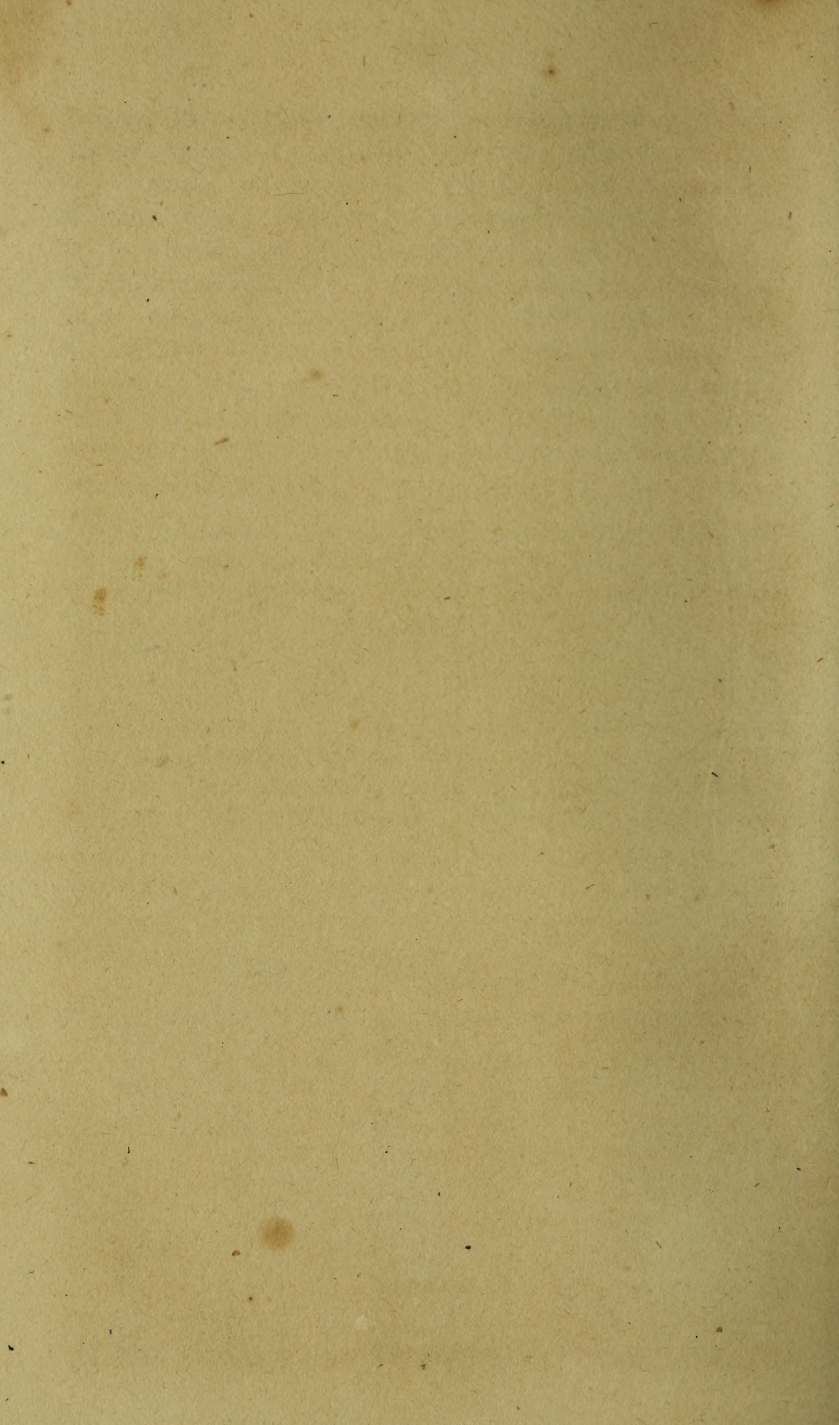
konnten; das zahlreiche Volk wird einst großmächtig auf den Zustand der Erde wirken; dieß leidet nicht den geringsten Zweifel. Solange es aber mit den Fesseln der Götzen gebunden, ist weder Leben, Wahrheit, noch Kraftäußerung sein Theil, und es wird erst die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß das köstliche Kleinod zum Volksschmucke fehlt, ohne welches der Anzug nur lumpig aussieht, und daß sich die geistlichen Kräfte nie entwickeln können, es sey denn daß der Sohn Gottes die Nation frei macht. Wir erwarten daher eine große Erklärung und Entwickelung von Gottes Macht, von keiner andern Seite, und daß dieses Harren nicht vergeblich sey, wird die Zukunft hinreichend lehren.*)

*) Die Quellen sind in der Sammlung der Edicte dieser Dynastie sehr reich, machen aber eine strenge Auswahl nöthig. Der Tonghoalu ist einseitig und trocken. Für die Feldzüge im Süden haben wir eine kurze chinesische Geschichte der Triumphe der gegenwärtigen Dynastie, und auch eine Uebersetzung einer Beschreibung dieser Kriege aus dem Birmanischen. Vom Seeräuberkriege ist eine eigene Geschichte vorhanden, von Neumann ins Englische übersetzt. Reiche Fundgruben für die Geschichte dieser Periode sind Chinese Gleaner, Chinese Repository, Malacca Observer und Canton Register. Die Lettres édifiantes enthalten auch sehr interessante Nachrichten. Ueber russische Angelegenheiten hat Timkowsky am besten geschrieben.

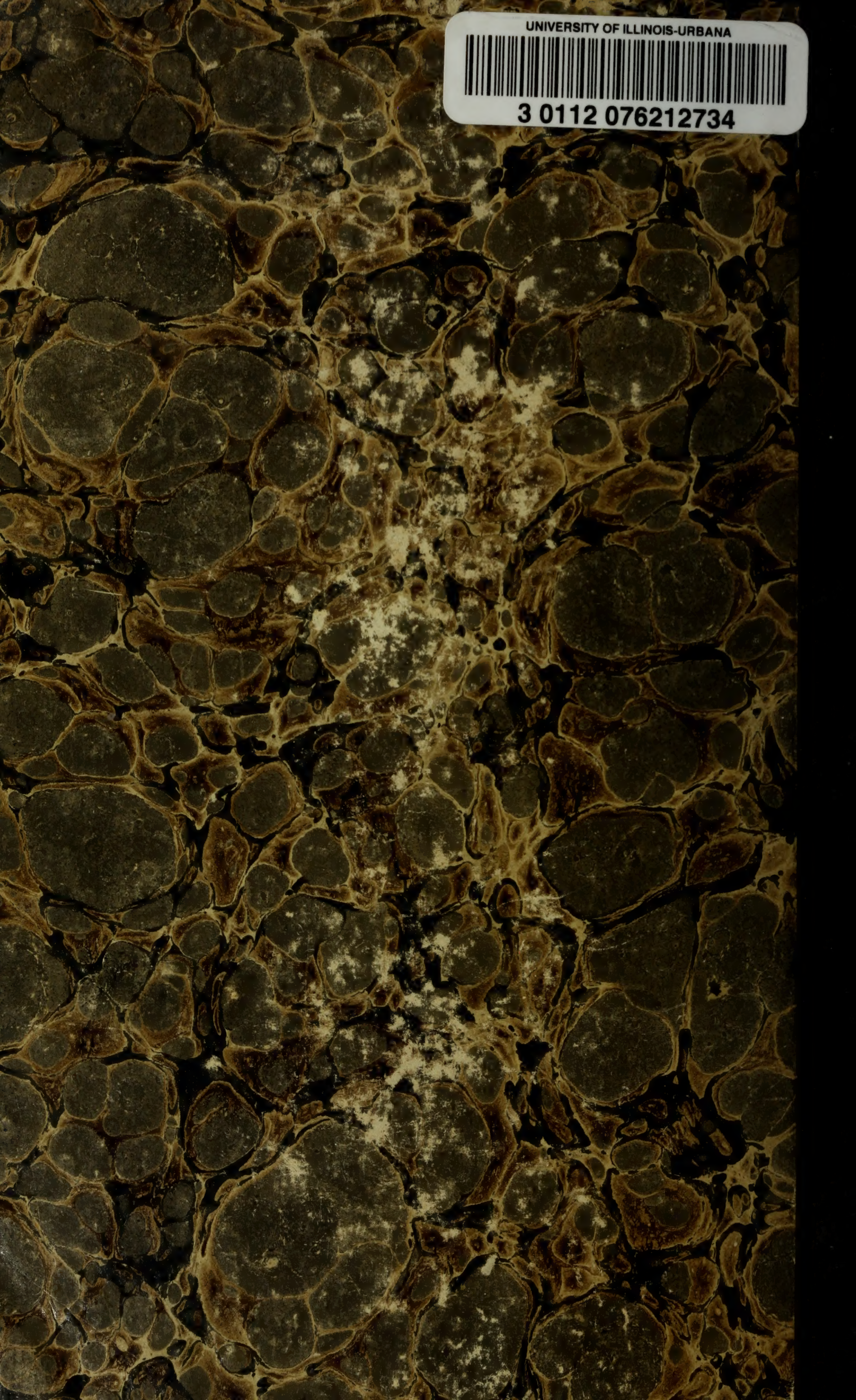
Verbesserungen.

Seite	Zeile		statt		lies
Seite 12	Zeile 13	v. u.	statt	Tungkiën Kangmu	lies Tongkienkangmu
„ 19	„ 1	v. o.	„	Honnas	„ Honan's
„ 34	„ 11	v. u.	„	Kuanlunggebirge	„ Kuanlonggebirge
„ 98	„ 7	v. o.	„	Tschihoangti	„ Schihoangti
„ 158	„ 9	v. o.	„	Tschehu	„ Schehu
„ 163	„ 18	v. u.	„	Nankins	„ Nankings
„ 174	„ 2	v. o.	„	Jantse	„ Jangtse
„ 199	„ 13	v. u.	„	Tschén	„ Tschéu
„ 264	„ 8	v. u.	„	Hitsung	„ Hitsong
„ 267	„ 3	v. o.	„	Liang	„ Leang
„ 274	„ 5	v. u.	„	Ssetchuen	„ Ssetschuen
„ 300	„ Anmerk.		„	Togkien	„ Tongkien
„ 335	„ 3	v. u.	„	Hangtschué	„ Hangtschéu
„ 385	„ 2	v. o.	„	Tunkin	„ Tongking
„ 419	„ 3	v. u.	„	Intsong	„ Ingtsong
„ 431	„ 5	v. u.	„	Mongoleu	„ Mongolen.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076212734